



Die Gesellschaft

0902
389
v.18. PT.1

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Die
Gesellschaft.



**Münchener
Halbmonatschrift für Kunst und Kultur.**

—•••—
Herausgegeben

von

Dr. Arthur Seidl.



XVIII. Jahrgang. — 1902.

Band I.



Dresden und Leipzig.

Verlag der „Gesellschaft“

E. Piersons Verlag.

Druck von G. Bierjans Verlag (H. Einde) in Dresden.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Benzmann, Hans, Neue Balladen	231
Braeutigam, Prof. Dr. Ludwig, Neue Opern: 3. Ermanno Wolf-Ferrari's „Aschenbrödel“	251
Brömse, Dr. Heinrich, Aus dem „intellektuellen“ Hamburg	151
" " " Dichtungen	161
Coffmann, Paul Nikolaus, Aphorismen	34
Ehlers, Paul, Die Verdunklung der Konzerträume	304
Fechheimer, Sigfried, Der Hofnarr Gottes	292
Fischer, Dr. med. Hans, Über das Duell vom ethischen Standpunkt	139
Friedländer, Oskar, Christian Dietrich Grabbe (Nachträgl. zu seinem 100. Ge- burtstage)	14
Fuld, Dr. Alphons, Ein neues Typhus-Heilserum	348
Galecki, Th. von, Karl Kämpf	41
Geiger, Albert, Neue Opern: 1. E. N. v. Rejznicke's Volksoper „Till Eulenspiegel“	243
Heddel, Karl, Das Wunderland	234
Hey, Amélie (vergl. Sully Prud'homme).	
Hoffmann, Ritter August von Bestenhof, Submarine Fahrzeuge und Werftstätten	282
Huldschiner, Richard, Napoli	164
Klein, Rudolf, Kunst und Religion	97
Konsbrück, Hermann, Ein Reichsbau in München	320
Krais, G., Über Theaterzensur (Vom Standpunkte des Zensors)	7
Kreyer, Lic. Dr. Eugen, Gobineau	201
" " " Die Tragweite der Gobineau'schen Hypothese	333
Krüster, Dr. Konrad, Landwirtschaft, Industrie und Handel	70
" " " Wie ist der Not der Landwirte zu steuern?	277
Lingg, Hermann von, Lehtes (Aus den Schlufrrhythmen und neuesten Gedichten)	92
Menzi von Klarbach, Alfred Freih. von, König Afola	211
Merkur, Die Amerikanisierung der deutschen Schifffahrts-Gesellschaften	1
Reprint, Gustav, Krank	93
Münchener Retrologe: 3. Adolf Stähli von Wilhelm Weigand	35
" " " 4. Erinnerungen an Wilhelm Herz von Helene Raff	219
Riessen, Walthér, Peter der Hirt	357
Prud'homme, Sully, Dichtungen	354
Raff, Helene (vgl. Münchener Retrologe).	
Rutishauser, Fritz, Resonanzen	236
Scheerbart, Paul, Frisches Menschenfleisch	302
Schickel, René, Noch einmal Jung-Eisab	103
Schmidhuber, Erwin, Gedichte	30
Schmidlung, Dr. Hans, Zur Einheitschule	74

(RECAP)

0002

1389

v 18. pt. 1 2
(1952)

559218

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Stona, Marie, Neue Verse	299
Straube, Karl, Max Heger	169
Tielo, A. R. L., Hermann v. Lingg (Zum 82. Geburtstag)	81
Tielo, A. R. L., Gedichte	95
Veritas, Deutschlands innere Verhältnisse	133
Weis-Ulmenried, Anton, Italiens gegenwärtige Musikrenaissance	363
Weigand, Wilhelm, (vergl. Münchner Nekrologe).	
Wigand, Kurt, Neue Opern: 2. Gustave Charpentiers „Louise“	246
Münchner Rundschau	45, 108, 181, 253, 369
Kritische Ecke:	
Der Fall Mahler (Felix Adler)	116
Die Kunstszene in Österreich (Josef Trübswasser)	378
„Die Kunst im Leben des Kindes“ (Fr. Marie Ilse-Beeg)	186
„Dienstboten oder Volksstaat?“ (Helene Bonfort)	322
Kaiserliche Aesthetik (Vom Herausgeber)	51
1901—1902 (Eine finanzielle Plauderei v. Merkur)	263
Alfred Kerr (Berlin): S. 188; Auch ein Münchner Nekrolog: S. 58; Ein deutscher Volks-Schillerpreis: S. 380; Berichtigung: S. 383; Bierbaums Trianontheater: S. 325; Der Münchener Königsplatz: S. 324; Erklärung: S. 192; Eine Erklärung (von Karl Bleibtreu): S. 264; Franz Xaver Kraus: S. 120; Henri van de Velde in Weimar: S. 325; In Sachen „Preussischer Schillerpreis“: S. 59; Maximilian Schmidts 70. Geburtstag: S. 205; Lesefrüchte mit Randglossen — gemischte Gefühle in Stoßseufzern: S. 120, 190, 266, 281; Nachträgliches zu den Athener Unruhen: S. 118; Über die akute Polenfrage: S. 189; Unsere Briefmarken: S. 120; „Weltanschauung“ in den politischen Parteien: S. 326; Zollschmerzen: S. 323; Zum Postetat im bayrischen Landtage: S. 190; Zur „noblen“ Stiftung: S. 60; Zwei Vorgänge aus dem Presseleben: S. 119.	
Besprechungen:	
Allerlei Lyrik (Michael Georg Conrad)	384
Eine neue deutsche Literaturgeschichte (Dr. Heinr. Stümcke)	62
Ein Septiker (Paul Nikolaus Cossmann)	268
Sozialwissenschaftliches (R. H. Döfcher)	193
Thoreau's „Winter“ (Dr. Josef Hofmiller)	124
Zur Tolstoi-Litteratur (Georg Trepplin)	327
Dramen: S. 273; Heimatkunst: S. 198; Koloniales: S. 65; Lyrik: S. 199; Nebigen: S. 388; Romane, Novellen, Märchen, Skizzen: S. 196, 271, 329; Vermischtes: S. 128, 330; Zum Gedächtnis Chr. D. Grabbe's: S. 64.	
Zum Jakobowski-Grabmal	199, 274
Büchertisch	67, 130, 274, 330

Bildnisse:

- M. G. Conrad (Nr. 6).
 Josef Arthur Graf v. Gobineau (Nr. 4).
 Hermann v. Lingg (Nr. 2).



Band I. * 1902. * Heft 1.
*

Die Amerikanisierung der deutschen Schiffahrts-Gesellschaften.

Von Merkur.

„Navigare necesse est.“

Als Präsident Roosevelt an die erste Stelle im Reiche der nordamerikanischen Union getreten war, beickte er sich, ein politisches Glaubensbekenntnis abzulegen. In diesem wurde neben einer Abwendung von der starren Schutzollpolitik auch ein Vorgehen gegen die Trusts betont, gegen die in Amerika in's Ungeheuerliche gesteigerten Ringbildungen. Ob und in wie weit der neue Präsident nun mit seinen verschiedenen Reformen Erfolg haben wird, muß sich im Laufe der Zeit ja erweisen — am schwierigsten und wenigsten glücklich wird aber voraussichtlich sein Kampf gegen die Trusts sich gestalten. Sind diese der amerikanischen Geschäftswelt doch bereits in Fleisch und Blut übergegangen; ermöglichen doch gerade sie die dort auf allen Gebieten bemerkbaren Übertreibungen und wahnsinnigen Spekulationen. Ölring, Fleischring, Getreidering, Eisen- und Stahling, vor Allem aber die gigantischen Eisenbahnringe — sie bilden eine Macht im öffentlichen Leben, gegen die selbst der, ohnedies nicht mit zu viel Befugnissen ausgestattete erste Beamte des Staates kaum etwas auszurichten vermag.

Zu den nun soeben genannten und vielen anderen amerikanischen Ringen scheint, gewissermaßen als Ergänzung und als weiterer Schritt auf dem Wege der erstrebten Weltherrschaft Amerika's, sich ein — Schiffahrtsring gesellen zu wollen. Es fehlt zwar noch an greifbaren

Anhaltspunkten für eine solche Aktion oder, vielleicht besser gesagt, es ist hierüber keine verlässige Kunde in die Öffentlichkeit gedrungen; allein, daß etwas in der Luft schwebt, ist zweifellos. Wir sehen dies am besten in der Ankündigung von — Verteidigungsmaßregeln durch die Leiter jener beiden deutschen Schiffahrts-Gesellschaften: der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt A.:G. und des Norddeutschen Lloyd, denen die verwegene Jagd überhaupt zu gelten scheint. Morgan heißt der ungekrönte amerikanische König. Morgan organisiert alles; er hat sein gnädiges Auge auch auf die deutschen Schiffahrts-Gesellschaften geworfen, und wir werden einer solchen Organisation früher oder später wohl entgegen zu sehen und zu treten haben.

Als bekannt setzen wir voraus, daß die beiden genannten deutschen Schiffahrts-Aktiengesellschaften die größten und den weitesten Wirkungskreis umfassenden aller Nationen sind. Dies gilt sowohl der Anzahl der Ocean-Dampfer und dem Tonnengehalt ihrer Schiffe, als der Summe der beförderten Personen und Güter nach; selbst die ersten englischen Gesellschaften müssen den deutschen gegenüber hierin zurück stehen. Um nur ein Beispiel anzuführen, sei erwähnt, daß im Jahre 1900 in New-York an Passagieren gelandet wurden durch die Hamburg-Amerika-Linie: in 121 Fahrten 88663, durch den Norddeutschen Lloyd in 102 Fahrten 88048. Es folgen dann: White Star-Linie in Liverpool mit 50 Fahrten und 44318 Passagieren, die Cunard-Linie mit 51 Fahrten und 42751 Passagieren, die Compagnie Générale Transatlantique mit 39438 Personen, jedoch meistens Zwischendeck-Passagieren zc. Der Norddeutsche Lloyd bilanzierte im Jahre 1900 mit rund 165 Mill. Mark Aktiven und Passiven, die Hamburg-Amerika-Linie mit rund 140 Mill. Mark. Jede der beiden Gesellschaften hat 80 Mill. Mark Aktienkapital, — Paris wäre also wohl eine Messe wert!

Zunächst verlautete, daß für amerikanische Rechnung Aktien der „Hamburger Packet-Gesellschaft“ und des „Lloyd“ angekauft worden seien und werden, um auf diese Weise festen Fuß und Einfluß in den deutschen Gesellschaften zu gewinnen; dann war von der Bildung eines Schiffahrtsringes, in den die deutschen Gesellschaften einbezogen werden sollten, die Rede. Eine der in solchen Fragen kompetentesten Persönlichkeiten, der General-Direktor der Hamburger Gesellschaft, Herr A. Ballin, glaubt nun zwar nicht, daß Morgan, der übrigens bereits einige englische Linien unter seine Kontrolle brachte, zur Zeit daran denke, sich der deutschen Gesellschaften bemächtigen zu wollen. Herr Ballin erklärte jedoch in gleichem Atem, daß einer solchen Amerikafahrt vorgebeugt werden

müßte. Einer Vereinbarung über die Zahl der in Dienst zu stellenden Schiffe, die Passagiere und Frachtsäße könne man im beiderseitigen Interesse nach Ansicht der erwähnten Autorität immerhin näher treten, da in dem scharfen Konkurrenzkampfe von allen Gesellschaften eine Anzahl von Millionen überflüssig ausgegeben würden. Als eine zweckentsprechende Maßregel wurde zudem vorgeschlagen, daß in die Statuten der Hamburger und Bremer Gesellschaft solche Bestimmungen aufzunehmen seien, die die Wahl von Persönlichkeiten, die nicht deutsche Reichsangehörige sind und im Deutschen Reiche nicht ihren Wohnsitz haben, in den Aufsichtsrat oder Vorstand der Gesellschaften unmöglich machen sollen. Es wäre ferner durch entsprechende Abänderungsvorschläge Fürsorge dafür zu treffen, daß nicht durch eine zufällige Majorität Beschlüsse gefaßt werden können, die auf den Charakter der Nationalität und die ganze Geschäftsgebarung des Unternehmens einen im nationalen Sinne unerwünschten Einfluß nehmen.

Dieser Vorschlag fand nun vielseitige Billigung, und es wurde hervorgehoben, daß durch solche erschwerende Bestimmungen es thatsächlich Amerikanern und anderen Ausländern weniger leicht gemacht würde, ihre Hand auf die deutschen Linien zu legen. Schwieriger allerdings, aber unmöglich — keineswegs. Zunächst ist wohl daran zu denken, daß die Herren Ausländer sich unschwer durch „Angehörige der deutschen Nation, die auch ständig in Deutschland wohnen“, vertreten lassen könnten (Stroh- männer), und daß sie zu diesem Zwecke eigene Gesellschaften gründen würden, etwa von der Art der „Standard Oil Company“ u. s. w. Ferner ist die Möglichkeit doch in's Auge zu fassen, daß eine beliebige Aktionärgruppe, so bald sie über den zwanzigsten Teil des Aktienkapitals verfügt, in der Lage ist, in einer späteren Generalversammlung einen Antrag auf Änderung der Statuten zu stellen, und daß es dann wieder einer, allerdings qualifizierten Majorität des vollen oder vertretenen Aktienbesitzes gelingen könnte, eine Zurückrevidierung der Statuten herbeizuführen.

Ein Allheilmittel bietet also der Ballin'sche Vorschlag nicht, denn allzu sehr lassen sich die Rechte der einzelnen Aktienbesitzer in den Statuten, schon mit Rücksicht auf die gesetzlichen Bestimmungen, nicht beschränken, und so möchte der von den getroffenen Vereinbarungen erwartete Erfolg gerade dann versagen, wann er am notwendigsten wäre. Wollen die Herren Amerikaner wirklich durch den Ankauf von Aktien Einfluß auf die deutschen Gesellschaften gewinnen, dann können und werden sie diese Absicht auch durchführen. Da ist ihnen (siehe die Northern-Bahn-Aktien) kein Preis zu teuer. Da würden sie die betreffenden Aktien in oder

außerhalb der Börsen (vielleicht durch Übernahme vorhandener größerer Bestände) zu Kursen erwerben, die die augenblickliche Wertbemessung des offenen Marktes wesentlich übersteigen, und hierdurch würde ihnen vor-
 ausichtlich umfassendes und genügendes Material zugeführt werden. Von dem einzelnen Aktionär kann in geschäftlichen Dingen eine nationale Haltung — mag er auch sonst der beste Patriot sein — nicht gefordert, keinesfalls aber erzwungen werden. *C'est l'argent!*

Wir glauben demnach, daß der Hebel nicht an die allgemeinen Bestimmungen der Satzungen angelegt werden sollte, sondern an eine möglichst weit gehende Einflußnahme auf die Abstimmungen selbst durch einen bestimmten Aktienbesitz. Ein solcher kann aber naturgemäß niemals ständiger Weise in privaten Aktionärgruppen, Bankinstituten u. s. w. ruhen, hier muß ein mächtigerer Faktor, der Staat, eingreifen und als Besitzer auftreten.

Man mag noch so sehr Anhänger des Selbstverwaltungsrechtes der Bürger, der Kapitalisten u. s. w. sein, es gilt eben doch Institutionen und Unternehmungen, bei welchen das allgemeine, häufig auch noch das nationale Interesse so sehr in die Erscheinung tritt, daß der Staat die Verpflichtung hat, sich eine berechtigte Einwirkung zu wahren. Wo wäre dies nun mehr der Fall, als bei den deutschen Schiffsfahrts-Gesellschaften? Wie unendlich viel hängt schon im Frieden von den Maßnahmen solcher ab. Wir erinnern nur an die Festsetzung der Frachttarife für den Im- und Export der wichtigsten Lebensmittel und Waren, an die Fahrgelegenheiten in fremde Weltteile, insbesondere soweit deutsche Niederlassungen daselbst vorhanden sind. Und wir sehen auch, daß das Reich in dieser Richtung bereits Beziehungen zur Hamburger und Bremer Schiffsfahrts-Gesellschaft durch die Subventionierung der Reichspost-Dampferlinien angeknüpft hat. Es gilt also nur, diese Verbindungen weiter auszubauen, die deutschen Gesellschaften vor dem möglichen Übergange in fremde Hände zu schützen, sich ihrer enormen Hilfsmittel auch für kriegerische Zeiten in der wünschenswerten Weise zu versichern.

Der nächst liegende Gedanke wäre nun allerdings der der Verstaatlichung beider Gesellschaften. Allein ein so überaus weit gehender Plan, der, wenn er überhaupt durchführbar wäre, schon von so vielen Nachteilen begleitet sein würde, daß er überhaupt kaum in Erwägung gezogen werden kann, ist zur Erreichung des angedeuteten Zieles auch gar nicht notwendig. Man könnte des Weiteren an ein festes, in allen Einzelheiten zu formulierendes Vertragsverhältnis zwischen dem Reich und den Rhedereien denken, das ersterem einen genügenden Einfluß auf die

Zukunft der letzteren ermöglichen würde. Aber auch dies würde nicht geringe Schwierigkeiten bieten, schon wegen der eventuellen Gegenleistungen, die das Reich den Gesellschaften für seine Einflussnahme zu gewähren hätte.

So kommen wir denn auf einen Vorschlag, der sich in einem einigermaßen analogen Falle schon in der hervorragendsten Weise bewährt hat — auf die Empfehlung eines ähnlichen Verhältnisses, wie es bei der Deutschen Reichsbank besteht. Wir sagen nur ähnlich, weil es sich bei einer Beteiligung des Staates an den Schiffsahrts-Gesellschaften nicht um so intensive Bestimmungen wie die Ernennung der Leiter des Unternehmens u. s. w. zu handeln hätte, sondern weil das Selbstbestimmungsrecht der Aktionäre und die private Verwaltung der Gesellschaften gewahrt bleiben kann. Wir schlagen, um uns möglichst kurz zu fassen, vor, daß sich das Deutsche Reich an den beiden in Frage stehenden Gesellschaften durch Erwerbung von Aktien beteiligen sollte. Die Frage, ob solche in einigermaßen entsprechendem Umfange überhaupt erhältlich sind, ist ziemlich irrelevant; denn wenn dies innerhalb des bereits vorhandenen und in alle Welt zerstreuten Aktienbesitzes nicht möglich wäre, dann könnte ja unbedenklich an die Ausgabe neuer Aktienemissionen gedacht werden. Von dem Norddeutschen Lloyd ist eine solche im Umfange von 10 Millionen bereits beschlossen, aber der Zeitläufte halber noch nicht zur Durchführung gebracht worden; die Aktionäre dieser Gesellschaft würden sicher gegen eine Erhöhung der Summe auf 20 Millionen nichts einzuwenden haben, und auch die Hamburger Gesellschaft hat für ein neues, größeres und nicht teureres Kapital — jagen wir ebenfalls 20 Millionen Mark — in ihrem stets wachsenden, vermehrte Bedürfnisse erheischenden Betriebe sicherlich eine geeignete Verwendung.

Um nun einerseits dem Reiche den gewünschten Einfluß ohne Anwendung allzu bedeutender Summen zu ermöglichen, und andererseits den Aktionären der beiden Gesellschaften nicht durch eine zu große Verwässerung des Aktienkapitals die künftige Rentabilität ihrer Anlagen zu schmälern, erschiene uns die Schaffung von Prioritätsaktien der beiden Gesellschaften mit einer Vorzugsdividende von 4 Prozent und vielleicht noch einem mäßigen weiteren Gewinnanteile, nachdem die Aktionäre bereits 6 Prozent Dividende erhalten haben, zweckmäßig. In den betreffenden Statuten — und dies ist die Hauptsache — wäre nur festzusetzen, daß eine weitere Ausgabe von Prioritätsaktien an andere Kontrahenten, als eventuell wieder an das Reich, ausgeschlossen wäre, und daß dem Besitzer der Prioritätsaktien, das ist dem Deutschen Reich, eine fest umschriebene Anzahl von

Rechten in allen, die Gesellschaften betreffenden wichtigen Angelegenheiten eingeräumt würde; daß bei einer Reihe von Punkten eine gesonderte Beschlußfassung der beiden Aktionärgruppen und die Übereinstimmung der Beschlüsse notwendig sei. Daß der Staat hierbei ein finanzielles Risiko nicht zu übernehmen hätte, ergibt sich aus der bisherigen, und sicher auch zukünftigen, günstigen finanziellen Entwicklung der „Hamburger Paket-Gesellschaft“ wie des „Norddeutschen Lloyds“ von selbst. Und welche große Vorteile sich auch schon durch eine einfache kaufmännische Beteiligung eines Staates an einem Schiffsahrtsunternehmen erzielen lassen, zeigte seinerzeit die Erwerbung der Aktien der „Suezkanal-Gesellschaft“ durch die englische Regierung — ein Meisterstreich, der die französische Nation um alle Vorteile des ursprünglich mit ihrem Gelde und von ihren Ingenieuren hergestellten Seeweges brachte und für das britische Reich hochbedeutende Vorteile im Gefolge hatte.

Wir zweifeln nicht, daß das Reich und seine Volksvertretung sich zu einer Aktion wie die gekennzeichnete bereit finden lassen werden, zunächst um die Beunruhigung zu verscheuchen, die sich der deutschen Nation aus Anlaß der amerikanischen Machinationen bemächtigt hat; in der Hauptsache aber, um in der That einen Einfluß auf einen Faktor zu gewinnen, der in Krieg und Frieden eine annähernd wichtige Bedeutung in sich birgt wie der Eisenbahnverkehr und die inländischen Wasserwege. Aber auch die Gesellschaften selbst, deren Leiter ebenso warm die Interessen ihrer Gesellschaften vertreten, als sie von patriotischem Geiste sich erfüllt zeigen, werden nicht säumen, den Gefahren zu begegnen, die sie selbst als vor-handen bezeichneten, und einen Weg zu beschreiten, der beide Momente in sich glücklich zu vereinigen scheint.





Über Theaterzensur.

Vom Standpunkte des Zensors.

Von G. Kraus, kgl. Reg.-Assessor.

(Lands hut i. N.-Bayern.)

Im vorigen Jahrgange der „Blätter für administrative Praxis“*) habe ich in einer Abhandlung „Über Theaterzensur“ die rechtliche Haltbarkeit der Zensur gegenüber den Anzweiflungen und Anfechtungen, welche hauptsächlich gelegentlich der lex-Heinze-Berhandlungen in dieser Richtung erhoben wurden, zu begründen versucht. Entsprechend dem rein rechtswissenschaftlichen Charakter genannter Zeitschrift handelte es sich dabei im Wesentlichen um juristische Erörterungen, welche an dieser Stelle nicht weiter interessieren können. Immerhin mußte ich, indem ich einen Rückblick auf die historische Entwicklung der Theaterzensur bot und einige neue Gesichtspunkte für eine zweckentsprechende Handhabung der Zensur aufstellte, wiederholt den künstlerischen Standpunkt streifen. In soweit solche Berührungspunkte bestanden, möchte ich dieselben an dieser Stelle erörtern und gleichzeitig begründen, warum mir die Beibehaltung der Theaterzensur auf Grund der von mir in mehrjähriger Praxis als Zensor der Münchner Bühnen gewonnenen Erfahrungen nötig erscheint.

Ich bin mir wohl bewußt, daß ich, indem ich für die Theaterzensur eine Lanze breche, innerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift nur wenige Freunde finden werde, wenn ich auch wohl annehmen darf, daß der überlegene, voreingenommene Standpunkt gegenüber der Ausübung der Theaterzensur, wie er vor Kurzem in diesem Organ zum Ausdruck gelangte**), nicht allseitig geteilt wird.

*) Herausgeber: Geh. Rat Prof. Dr. Mag von Seydel (†) und Oberregierungsrat Carl Krazeisen in München — Verlag C. S. Beck in München; 51. Jahrgang, S. 23 flg.

**) Vergl. I. Dezember-Heft, S. 267 flg.

Ich glaube nämlich vor Allem behaupten zu dürfen, daß die Thätigkeit der deutschen Theaterzensur überhaupt besser ist als ihr Ruf. Gewiß, die „Zensurblüten“, wie sie in Reichs- und Landtagsverhandlungen ab und zu zur Sprache kommen und von Zeit zu Zeit in der Presse kolportiert werden, vertragen keine Rechtfertigung! Es ist aber wohl zu bedenken, daß heut zu Tage alle polizeilichen Sünden — was an sich gewiß nur zu begrüßen ist — unbarmherzig und schonungslos vor dem Richtstuhl der Öffentlichkeit abgewandelt werden, und daß hier kein kontradiktorisches Verfahren Platz greift, da die Behörde in der Regel sich weder auf eine Polemik noch auf eine Rechtfertigung einlassen kann, daß aber, selbst wenn eine amtliche Richtigstellung veranlaßt und erfolgt ist, eine solche in der Presse für die Regel nur wenig Beachtung findet. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß bei der Theaterzensur der „Segner“, wenn ich von einem solchen sprechen darf, sei er nun Autor oder Schauspielunternehmer, mit der Presse stets in enger Fühlung steht und in ihr ein willfähriges Sprachrohr findet, und daß andererseits, weil immer eine Beeinträchtigung persönlicher Interessen in Frage steht, in vielen Fällen eine subjektiv gefärbte oder tendenziös aufgebauschte Schilderung in die Öffentlichkeit dringt. Aus dem Umstande, daß wir demnach stets über alle mißliebigen Zensurverfügungen in sehr freimütiger Weise am Laufenden gehalten werden, und wirkliche Mißgriffe und Auswüchse sich darunter doch nur selten finden, dürfen wir wohl mit Recht schließen, daß im Großen und Ganzen der deutsche Zensurbeamte seiner schwierigen Aufgabe gerecht wird.

Aber es ist ja auch nicht nur die fehlerhafte und übereifrige Theaterzensur, welcher heut zu Tage der Kampf erklärt wird, es ist die Theaterzensur überhaupt, welcher die Existenzberechtigung abgesprochen wird; denn Auswüchse müssen und können hintangehalten werden, indem der Staat nur solche Leute als Zensoren bestellt, welche nicht nur vermöge allgemeiner Bildung, sondern auch wegen ihrer speziellen Veranlagung und ihres persönlichen Interesses an Kunst und Litteratur geeignet erscheinen, diesen verantwortungsvollen Posten auszufüllen.*)

*

Die Theaterzensur ist ein Bestandteil der Präventivaufgabe der Polizei; letztere umfaßt — im Gegensatz zur Detektivaufgabe — das

*) Ein interessanter Beweis, wie sehr schon im 18. Jahrhundert an maßgebender Stelle die Wichtigkeit des Zensoramts anerkannt wurde, ist ein in der vorzüglichen, leider nicht vollendeten „Geschichte der Wiener Theaterzensur“ von Carl Glosky (VII. Jahrgang des Jahrbuchs der Grillparzer-Gesellschaft; Wien 1897 bei C. Konegen, S. 238 ff.) wiedergegebenes Referat des bekannten österreichischen Theaterzensors, Regierungsrat

Recht und die Pflicht der Polizei zur vorläufigen Einschreitung behufs Verhütung strafbarer Handlungen; die Polizei hat daher durch Aufsicht und Maßnahmen den Übertretungen der Strafgesetze zuvorzukommen. Auf die konkrete Sparte angewendet, hat demnach die Polizei die Berechtigung, sowohl im einzelnen Falle die öffentliche Aufführung eines Theaterstückes aus ordnungs-, sicherheits- und sittenpolizeilichen Gründen zu verbieten oder teilweise zu beanstanden, als auch zur Sicherung eines solchen Verbotes generelle Anordnungen dahin zu treffen, daß vor der öffentlichen Aufführung jedes Stück zur Prüfung vorzulegen ist, ob demselben Bedenken in den bezeichneten Richtungen entgegenstehen und deshalb seine Aufführung zu verbieten wäre.

Seitens der Zensurgegner wird nun erklärt, eine Präventivpolizei brauche es dem Theater gegenüber ebenso wenig, wie gegenüber der Presse; werde durch letztere eine strafbare Handlung verübt, so folge die Strafeinschreitung auf dem Fuße nach; bei theatralischen Aufführungen sei dies gerade so möglich und völlig ausreichend; was darüber hinausgehe, sei eine überflüssige Bevormundung des Publikums.

Dem ist vor Allem entgegen zu halten, daß die Zensur, so weit sie sich auf Gesetzesverletzungen beschränkt, welche im Theaterstücke selbst begründet sind, von der Mehrzahl der einsichtigen Theaterunternehmer selbst gewünscht wird. So hat insbesondere der von Dr. Max Burdhard aufgestellte „Entwurf eines österreichischen Theatergesetzes“*), dem eine große Anzahl „durch Beruf und Neigung dem Theater eng verbundener Männer“ beigetreten ist, in § 19 die Zensur belassen und ein Verbot für zulässig erklärt, „wenn die betreffende Aufführung oder Vorführung den Thatbestand eines strafgerichtlich verfolg- baren Delikts in sich schließen würde“. In der Motivierung hiezu ist ausgeführt, daß die überwiegende Mehrheit sich der Ansicht zugeneigt habe, daß die Theaterzensur nicht einfach zu beseitigen, sondern im Geiste frei-

Franz Carl Hägelin (1770—1805): „Ein Zensor“ — sagt dieser — „muß viel Belesenheit, eine bescheidene Urteilskraft, historische Kenntnisse alter und neuer Gelehrsamkeit, eine gute philosophische Kritik, Geschmac, um den Ton eines Autors zu bestimmen, und hauptsächlich keine einseitige Wissenschaft seines sonstigen Amtes, sondern eine hinlängliche Kenntnis von der Verwandtschaft zwischen den Wissenschaften besitzen, um zu wissen, was ein Satz für einen Einfluß auf die Wahrheiten einer anderen Disziplin haben kann. Der Autor erscheint vor seinem Richterstuhl ohne Vertreter, der Zensor muß also seine vorgefaßten eigenen Systeme einen Augenblick auf die Seite legen können und den Autor mit Billigkeit behandeln, und wohl unterscheiden können, ob seine Sätze bloß irrig oder auch zugleich schädlich sein können.“

*) Wien 1807, bei Manz.

heitlicher Geseßgebung auszubauen sei, weil für die Unternehmer Gefahren erwachsen könnten, „wenn an Stelle der einer Aufführung vorhergehenden Beurteilung der Zulässigkeit eines Stückes die ihr nachfolgende gerichtliche Verfolgung wegen Strafbarkeit seines Inhalts treten würde“. Auch Blumenthal, bekanntlich ein eifriger Polemiker gegen die Theaterzensur, sagt*): „Gegenwärtig ist das Theater gegen jede gerichtliche Verfolgung durch die polizeiliche Erlaubnis der Aufführung gedeckt; nach Beseitigung dieser Präventivzensur würde aber die Verantwortlichkeit vor den Gerichten den Theaterbetrieb dauernd bedrohen, und bei der Wahl zwischen dem Staatsanwalt und dem Zensur haben sich die Theaterleiter lieber für den Zensur entschieden.“ Der gleiche Gedankengang ist in den Reichstagsverhandlungen wiederholt zum Ausdruck gelangt**).

Nun ist es aber ein ziemlich seltener Fall, daß das Theaterstück selbst ein strafbares Delikt in sich schließt — in Betracht kommen fast nur: R.-Str.-G.-B. §§ 95 (Majestätsbeleidigung), 130 (sog. Aufreizung zum Klassenhaß), 166 (Vergehen gegen die Religion), 183 (Vergehen

*) Oskar Blumenthal: Verbotene Stücke; Berlin bei Hugo Steinitz 1900, S. 63. — Vergl. neuerdings auch Müller-Guttenbrunn: Verbotene Bühnenwerke; Vorwort, Wien 1901 bei Fr. Schall.

**) Bundesratskommissär Dr. Kruse (Sten. Ber. 1898/1900, Bd. V, S. 3945): „Die Regierung glaubt an der Theaterzensur festhalten zu müssen im Interesse des Staats, des Publikums und der Theaterunternehmer. Denn das möchte ich ganz besonders hier hervorheben, daß die tüchtigsten und erfahrensten Theaterunternehmer auf die Aufrechterhaltung der Zensur erheblichen Wert legen. Sie sagen nämlich: Wenn die Zensur nicht besteht, so richten wir uns mit unseren Vorbereitungen nach der Personen- und Dekorationsseite; nachher wird es anständig gefunden und plötzlich unterdrückt, dann sind wir mit allen Kosten sehr schwer engagiert, während wenn vorher die Zensur ihres Amtes gewaltet hat, die Theaterunternehmer gesichert sind, und ein plötzliches Eingreifen nur ungemein selten notwendig sein wird.“ Ähnlich der Abg. Träger (a. a. O., S. 3949): „Die Theaterdirektoren sind mit der Theaterzensur zweifellos einverstanden und zwar aus dem einfachen Grund, weil sie trotz aller Mißgriffe ihnen doch eine gewisse Sicherheit bietet.“ — Eine juristisch wohl nicht haltbare Befürchtung der bei Beseitigung der Theaterzensur eintretenden Konsequenzen wurde bei Beratung der Gewerbeordnung 1869 im Reichstag des norddeutschen Bundes geltend gemacht. Der Abg. Wagner führte damals aus: Wollte man das Theater auf den Boden des gemeinen Rechts stellen, dann müsse es einfach unter das Versammlungs- und Vereinsrecht subsumiert werden (?); die Polizei würde dann von der Theaterzensur abstrahieren unter dem Vorbehalte, während jeder Vorstellung zwei Polizeibeamte in den Theaterraum zu stationieren mit dem Auftrage, wenn irgend etwas gegen die Geseze vorkommt, zu sagen: Jetzt fällt der Vorhang! Die Theaterzensur sei aber gerade hervorgegangen aus dem gegenseitigen Einvernehmen, daß man, um derartige Zwischenfälle zu vermeiden, sehr wohl thut, sich im Voraus zu verständigen.

gegen die Sittlichkeit) —; die Mehrzahl der Zensurbeanstandungen werden vielmehr darauf zurückzuführen sein, daß die Wirkung einer Stelle, Szene oder des ganzen Stückes auf das Publikum im Interesse der öffentlichen Ruhe, Ordnung, Sicherheit und Sittlichkeit zu befürchten ist.

Es ist dies nicht etwa eine Erfindung moderner Polizeiwillkür; die historische Entwicklung der Theaterzensur zeigt vielmehr — wie ich in meinem Eingangs erwähnten Aufsatze näher ausgeführt habe —, daß dieselbe ursprünglich auf das Bestreben zurückzuführen ist, gegen die Verwilderung des Geschmacks des Publikums anzukämpfen, im Wesentlichen also auf ästhetischen Rücksichten basierte*); andererseits sind es gerade die auf solche Erwägungen gestützten Zensurverlässe, welchen von jeher und ziemlich allgemein der Krieg erklärt wurde.

In erster Linie wird von den Zensurgegnern hier in's Feld geführt, daß es Sache der Theaterdirektoren selbst sei, für Aufrechterhaltung von Anstand und Ordnung in ihren Theatern zu sorgen und alles fern zu halten, was zu einer Belästigung und Beunruhigung des Publikums oder zu einem „Theaterkandal“ führen könnte. Man kann auch rückhaltlos anerkennen, daß bei unieren deutschen Theatern die Direktoren nach dieser Richtung in der Regel ihre Schuldigkeit thun, um die Würde des „Hauses“ zu wahren; man darf aber nicht übersehen, daß wir immer noch mit einer Anzahl Bühnen zu rechnen haben, welchen der Kassenerfolg die Hauptsache bleibt. Und abgesehen hiervon: auch bei verlässigen Theaterunternehmungen, welche in erster Linie nur künstlerische Gesichtspunkte verfolgen, wird gerade diesen zu Liebe häufig über Bedenken hinweg gesehen, welche namentlich in den örtlichen und zeitlichen Verhältnissen begründet und im Allgemeinen darauf zurück zu führen sind, daß die große Masse des Publikums vielfach nicht reif genug ist, um das Theater als Stätte der Bildung, Erziehung und etwa noch der Unterhaltung zu betrachten, sondern immer noch zu sehr hinneigt, im Theaterstück eine Tendenz im engeren Sinne zu suchen und für oder gegen diese Stellung zu nehmen. Dies trifft natürlich in erster Linie bei Stücken zu, welche einen politischen Stoff, der noch nicht der Geschichte angehört, oder sonst ein aktuelles Thema behandeln.

Aus derartigen Erwägungen war beispielsweise eine Aufführung des sonst ganz harmlosen Volksstücks „Das Haberfeldtreiben“, so lange die Habererprozesse der letzten Jahre in Schwabe waren, auf südbayerischen

*) Die ersten theaterpolizeilichen Anordnungen präventiver Natur richteten sich gegen das Extemporieren im Zwischenspiel der lustigen Person.

Bühnen einfach ausgeschlossen, weil bei der Aufführung Demonstrationen Seitens des Publikums zu gewärtigen waren, während in Norddeutschland selbstredend jedes Bedenken in dieser Richtung schwinden konnte; aus gleichen Gründen wurde so ziemlich überall dem Sensationsstück „Capitain Dreyfus“, so lange die „Affäre“ noch im Gange war, die Zensur-genehmigung verweigert; ähnliche Erwägungen konnten an gewissen Orten nicht ohne Grund gegen eine Aufführung von Schnitzlers „Freiwild“ unmittelbar nach der Brüsewitz-Affäre geltend gemacht werden, wenngleich hier die künstlerische Qualität des Stückes, das natürlich mit dem bekannten Karlsruher Vorfall gar nichts zu schaffen hat, außer allem Zweifel stand; gleiche Erwägungen können endlich auch heut zu Tage noch in manchen Gegenden mit vollem Grund gegen eine Aufführung von Hauptmanns „Weber“ Platz greifen*). Es sei hier nur an die Szenen erinnert, welche sich bei der Erstaufführung der lange verbotenen Halbe'schen „Jugend“ zu Wien im vorigen Jahre abspielten, woselbst das Publikum, statt sich an dem ihm lange vorenthaltenen Kunstwerk zu freuen, dieses zum politischen Tendenzstück zu stempeln bestrebt war.

Aus eigener Erfahrung auch erinnere ich mich zahlreicher peinlicher Vorfälle, verursacht dadurch, daß ein Teil des Publikums in litterarisch wertvollen, von ernster Arbeit zeugenden Stücken jegliche etwas zweifelhafte Situation mit befreiendem zynischem Gelächter begrüßte. Ich habe daraus stets mir die gute Lehre gezogen, so lange das Publikum nicht mehr Takt, mehr Verständnis und mehr Selbstbeherrschung zeigt, bei Zensurierung jedes zweifelhaften „Stoffes“ sehr vorsichtig zu sein.

*) Bezeichnend ist das Verhalten des Münchner Publikums diesem Stücke gegenüber; dasselbe wurde zum ersten Male 1897 am „Münchner Volkstheater“ in anerkennenswerter guter Aufführung gegeben, nachdem der vorgelegte Text ohne jede Beanstandung die Zensur passiert hatte: die ergreifende Schilderung des Weber-Glücks ließ das Publikum sehr kalt, der Vorwurf lag ihm offenbar zu fern; als aber im IV. Akt Jäger dem ihn bezugenden Polizeierwaller zuruft: „Hab' ich mit dir schon Schweine gehütet?“, da brach ein derartiger Beifallsturm aus, daß die Direktion, nachdem die Demonstration sich in den nächsten Vorstellungen wiederholte und noch steigerte, sich entschloß, den Jäger nunmehr sagen zu lassen: „Hab' ich mit dir Brüderschaft getrunken?“ — Natürlich wurde diese wohl nicht recht geschickte Änderung sofort der Polizei in die Schuhe geschoben, und die Nachricht dieses neuesten Zensurstückchens durchlief die gesamte Presse bis zum entferntesten Winkelblättchen. Die Direktion war ehrlich genug, hierauf den Sachverhalt bekannt zu geben; diese freimütige Richtigstellung fand wohl in einem Teile der Münchner Presse Berücksichtigung, während sie von der auswärtigen Presse, welche die erste Nachricht pflichtgetreu kolportiert hatte, fast vollständig ignoriert wurde. Es ist dies ein schlagender Beweis für das, was ich oben über die ungerechte Beurteilung der Theaterzensur in der Öffentlichkeit gesagt habe.

Es ist ja nicht zu verkennen, daß in den letzten Jahren mit der „Erziehung des Publikums“ in dieser Beziehung viel geschehen ist, sei es durch Gründung litterarischer Gesellschaften, sei es durch volkstümliche Vorstellungen oder bildende Vortragsabende und dergl.; es muß aber immer noch sehr viel geschehen*), bis das Publikum reif ist, den Zensur vollständig entbehren zu können!

*

Wenn ich hiernach resumiere, so ergibt sich, daß nach meiner Anschauung die Theaterzensur vorerst im bisherigen Umfang aufrecht zu erhalten ist; einer späteren Generation mag es vorbehalten sein, die Zensur auf die Prüfung zu beschränken, ob das dramatische Werk den Thatbestand eines strafgerichtlich verfolgbaren Delikts in sich schließt. Auch in der Zwischenzeit schon könnte jedoch vielleicht in diesem Sinne eine Befreiung von der Theaterzensur widerruflicher Weise im einzelnen Falle erwirkt werden für Schauspielunternehmungen, bei welchen ein „höheres Interesse der Kunst und Wissenschaft“ (§ 33 der Reichsgewerbeordnung) obwaltet.

Im Übrigen haben sich im Laufe der Zeit gewisse allgemeine Grundsätze für Handhabung der Zensur ausgebildet, welche ich schon in meinem mehrerwähnten Aufsatze zusammengefaßt habe, und bei deren Beachtung die Zensur wohl nicht viel Unheil anzurichten vermag; es sind dies in der Hauptsache: sorgfältige Auswahl der mit der Zensur betrauten Beamten; persönliches Anwohnen des Zensors bei der Hauptprobe; bei entstehenden Bedenken zunächst mündliches Benehmen mit dem Autor oder Theaterunternehmer; absolute Unzulässigkeit aller selbstthätigen Änderungen des Zensors an dem vorgelegten Werke — statt dessen Bezeichnung der zu beanstandenden Stelle behufs Herbeiführung einer etwaigen Änderung durch den Dichter oder Theaterunternehmer; endlich in zweifelhaften Fällen Rücksichtnahme darauf, ob man es mit einer litterarisch wertlosen Mache oder mit einem Theaterstücke zu thun hat, welches — um mit Blumenthal zu sprechen — „von einem künstlerischen Gewissen beherrscht wird“, wobei die Einvernahme litterarischer Sachverständiger durchaus zweckmäßig erscheint.

*) Man braucht deshalb nicht zu Mitteln zu greifen, wie sie ein sonst gewiegter Kenner des Theaterwesens vorgeschlagen hat, indem er verlangte: „die zur Beurteilung theatralischer Leistungen ganz unerläßliche Propädeutik der Dramaturgie sollte schon unter die Lehrgegenstände des deutschen Schulunterrichts (!) aufgenommen werden“. (Georg Köberle, Die Theaterkrisis im neuen deutschen Reiche, S. 42; Stuttgart, bei Neff, 1872.)

Dagegen möchte ich mich entschieden gegen Übertragung der Theaterzensur an eine Sachverständigen-Kommission aussprechen*), und zwar schon aus dem Grunde, weil eine Zentralisierung der Theaterzensur wegen der, wie oben erörtert, häufig Ausschlag gebenden Berücksichtigung örtlicher Verhältnisse unthunlich ist.



Christian Dietrich Grabbe.

Nachträgliches zu seinem hundertsten Geburtstag.

Von Oskar Friedländer.

(Wien.)

Wenn wir zum hundertsten Geburtstag Christian Dietrich Grabbe's das Wort ergreifen, so geschieht es nicht, um in pflichtschuldiger Reminiscenz einer verschollenen Größe zu gedenken, die es bloß der Gunst des Kalenders verdankt, wenn sie für einen Tag aus der Versenkung emportauchen und auf der Liste der Berühmten erscheinen darf. Grabbe's Name ist heute populärer als jemals; in dem Pantheon moderner Kunst hat auch er seinen Platz erhalten. Freilich, noch ist die Anerkennung keine allgemeine; noch schwebt sein Charakterbild zwischen Lob und Verkefzerung. Wir wollen es nun im Folgenden versuchen, den Sitz dieses Widerspruches zu entdecken und damit die Möglichkeit einer unbefangenen und gründlicheren Beurteilung des Künstlers, sowie seiner Bedeutung für die Mit- und Nachwelt, zu gewinnen.

Wenn in unseren Tagen Grabbe's Verdienste häufig rühmend hervorgehoben werden, wenn es dabei auch an den üblichen Hyperbeln nicht fehlt, so

*) Derartige Wünsche sind schon sehr alt; bereits 1795 stellte der Münchner Hoftheaterintendant Graf Seerau an den Kurfürsten ein derartiges petitum, wie er an anderer Stelle schon ausführte, weil die Zensur „ganz dem Urtheile eines zwar biedereren, aber unter juridischen und theologischen Folianten und Aktenstücken grau gewordenen, mit der sanfteren Muse und dem Theater unbekanntes Mannes“ überlassen war (vergl. Carl Th. Heigel, Die Theaterzensur unter Kurfürst Carl Theodor, in C. von Meinhardtsöttners Forschungen zur Kultur- und Litteraturgeschichte Bayerns, 3. Bd.; Ansbach und Leipzig 1895, bei Max Eichinger).

kann uns dies nach einer Seite hin gewiß nicht Wunder nehmen. Wir suchen heute in der Vergangenheit überall nach Anknüpfungspunkten. Wo ähnliche Erscheinungen, verwandte Motive auftauchen, da geben wir uns rückhaltlos ihrem Zauber gefangen, nicht aus rein historischem Interesse, sondern nur einem edel-egoistischen Triebe gehorchend, der uns hoffen läßt, im Spiegel der verfloßnen Zeiten die Lösung der Rätsel des modernen Lebens zu finden.

Als vor ungefähr 18 Jahren eine neue Ära der deutschen Litteratur sich ankündigte, da schien alles dem Untergange geweiht zu sein, was im Laufe des Jahrhunderts in den festen, geistigen Besitzstand der Nation übergegangen war. Hatte in den letzten Dezennien ein verflachender Akademismus jeden höheren Aufschwung gehemmt und die Lebensadern des künstlerischen Schaffens unterbunden, hatte man dem zu autoritären Dogmen erstarrten Regelwerk der Pseudoästhetik gegenüber jeden Auflehnungsversuch als keiserliches Vorgehen erklärt und mit dem Anathem belegt, so ward jetzt der Widerspruch geheiligt und die Unbotmäßigkeit zum Prinzip erhoben. Die Verkünder des neuen Sturmes und Dranges sagten den Traditionen ab und wollten, jenen banalen Epigonen entgegen, die von den Abfällen des Klassizismus ihren litterarischen Haushalt bestritten, in Form und Stoff alles aus sich selber schöpfen. Aber in kürzester Zeit hat sich der geistige Gesamtspekt in Deutschland wieder so sehr verändert, daß das Hegel'sche Dogma einer Geschichtsentwicklung in Gegensätzen hier zur Wahrheit geworden zu sein scheint. Die selbstbewußten, führenden Geister sind zu behutsamen Pfadsuchern geworden. Freilich wird man auch hier, wenn man die Vorgänge mit dem geübten Blick des wissenschaftlichen Beobachters erforscht, die einzelnen Stadien der Bewegung auseinander halten können und den stetigen Fluß des Geschehens in dem scheinbar abrupten, in schroffen Übergängen sich vollziehenden Prozesse entdecken. Die Ultraradikalen, die jede Verbindung mit der Vergangenheit abbrechen wollten, fanden bald Widersacher in ihrer eigenen Partei. Die alte Gepflogenheit deutscher Litteraten, für die leitenden Prinzipien und die Ziele ihres Schaffens auch die theoretische Begründung zu suchen, ließ ihr Vorhaben von vornherein als illusorisch erscheinen. Zur Ausgestaltung der Theorie bedurfte man aber historischer Belege, und die Notwendigkeit, die Geschichte zu Rate zu ziehen, schlug wieder, wenigstens für die wissenschaftliche Forschung, eine Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Diese Bewegung blieb freilich nur kurze Zeit auf die Wissenschaft beschränkt. Man ward sich bald der Einseitigkeit der aufgestellten Gesichtspunkte bewußt und suchte nach wirksamer Ergänzung. Erst sah man in der jüngstdeutschen Richtung in Hinsicht ihrer litterarischen und philosophischen Grundsätze nur eine Superlativform der jungdeutschen Bewegung von anno 1848. Doch konnte das politisch schlagkräftige, ästhetisch aber so dürre Programm jener Zeit nicht

auf die Dauer Genüge leisten. Man gieng auf die Stürmer und Dränger des achtzehnten Jahrhunderts zurück, die gerade im Klassizismus sichtbare Spuren ihres Wirkens zurückgelassen haben. Daß man hier nicht stehen blieb, daß man bald in die Gefilde der Romantik hinüber schweifte und sich endlich in den nebligen Fernen der „mondbeglänzten Zaubernacht“ verlor, war nur die notwendige Folge, die indessen bald auf die weitere litterarische Entwicklung den maßgebendsten Einfluß gewann. Leider blieb der erwünschte Erfolg aus, da man in neue Einseitigkeiten verfiel oder vielmehr die alten Fehler nach der entgegengesetzten Richtung hin wiederholte. Hatte man ursprünglich, um den Bann der Konvention zu brechen, die Rückkehr zur Natur postuliert und dabei vergessen, daß auch die Natur erst im denkenden Geiste sich ihrer Gesetzmäßigkeit bewußt wird, so erkannte man jetzt, daß der Naturalismus nur die eine Seite der ästhetischen Betrachtung ausmacht, verwarf ihn aber voreilig, statt ihn symbolisch zu vertiefen und auf seinem Fundament einen neuen Idealismus aufzurichten. Wir werden nun im Folgenden zu zeigen versuchen, was gerade aus Grabbe's Wirken sich für unser Problem einer symbolistischen Kunst auf naturalistischer Grundlage ergibt.

Es kann uns, wie gesagt, nicht verwundern, daß der Dichter durch die ersten Stürme der litterarischen Revolution wieder zum Leben erweckt wurde. An einer so markanten Persönlichkeit konnte man nicht achtlos vorbei gehen, am allerwenigsten eine Generation, die gegen die tradierten Vorurteile ankämpfte und ihnen gegenüber das Recht der Ursprünglichkeit, der Originalität geltend machte. Manches wies auf Grabbe zurück. Man fand in ihm einen beredten Opponenten gegen das Hergebrachte, einen souveränen Verächter des bon bourgeois und der Formen des bürgerlichen Lebens, und insbesondere einen beherzten Kämpfer gegen den drückenden Zwang falscher, ästhetischer Dogmen. Freilich, nicht alles will zu dieser Signatur stimmen. Namentlich scheint die rühmende Hervorhebung seines Realismus einer eingehenderen Betrachtung gegenüber nicht ganz stichhaltig zu sein. Neben Stellen markigster Urwüchsigkeit zeigt sich oft eine verwaschene Sentimentalität und eine beinahe pueril zu nennende Sucht, platte Trivialitäten zu künstlicher Höhe aufzubauschen, hohle Deklamationen neben dem echten Pathos der Leidenschaft; das Originalgenie scheint da zum dürftigsten Epigonen des Klassizismus herabzusinken. So mußte man das komplizierte Problem gewahr werden, das eine richtige Beurteilung des Dichters in sich trug. Die Katheder-Aesthetik, welche im magischen Kreise der Überlieferung ihre hochpriesterlichen Funktionen ausübte, machte trotzdem wenig Federlebens. In ihrem Bettelkasten fand sich bald das geeignete Rezept, und in einem der vielen Schubfächer, in denen auch die widerhaarigsten Gefellen untergebracht und für das vulgäre Verständnis präpariert wurden, erhielt Grabbe dauernde

Beherbergung. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht das Urtheil des Literaturpapstes Wilhelm Scherer, dessen Unfehlbarkeit noch heute in weiten Kreisen leider nicht bezweifelt wird. Er spricht nur von dem „thörichten Grabbe“ und seiner „lächerlichen Renommée“. Im Anhang versichert er allerdings bescheiden, es fehle ihm offenbar an dem nötigen Verständnisse für die Eigenart des Dichters, den andere achtbare Litteraten ernst zu nehmen vermöchten; aber es ist immerhin bedauerlich, daß er die Konsequenzen hier, wie in manchen ähnlichen Fällen, nicht im textlichen Teile seines Werkes zog. In das entgegengesetzte Extrem fällt Rudolf Gottschall, der Grabbe neben Heibel stellt, ja sogar geneigt scheint, ihm den Vorzug zu erteilen. Wo man den Dichter nicht schmähslich verlegerte und seine Produktionen in Wusch und Vogen dem Henker überantwortete, da lautete das Urtheil meistens dahin: es habe ihm nicht an schönen Gedanken und an starken Inspirationen gefehlt, wohl aber an der Fähigkeit, sich ihrer künstlerisch zu entäußern, ihnen Form und Gestalt zu geben; an dem Substrate einer festen Weltanschauung, jener ebendenden Kraft der Vernunft, die die Ströme des Schaffens und Schauens gleichmäßig verteilt und sie überall mit schützenden Dämmen umzieht. Hierin sei der Grund jener Widersprüche zu suchen, die weniger auf ein romantisches, aber in seiner Romantik konsequentes, Naturell als auf eine durchgehende Inkongruenz von Können und Wollen zurück schließen lassen. Demnach wäre eigentlich die technische, nicht die ästhetische Veranlagung Grabbe's mit jenem Mangel der Unvollkommenheit behaftet gewesen. Zwischen Hirn und Hand hätte es an der leitenden Verbindung gefehlt. Der Sitz der Krankheit wäre im Bewegungs-*nerve*, nicht im Organe des Geistes zu suchen. Ich möchte dagegen den Schwerpunkt einer fruchtbaren Kritik gerade in die strikte Verneinung dieser Behauptung und in die Aufstellung des Gegenteiles verlegen. Was wir an Grabbe am meisten bewundern dürfen, ist nichts Anderes als die unverstiegbare Kraft des Gestaltens, die Energie der Darstellung, die oft beispiellose Elastizität des Ausdrucks, — was wir aber desto schmerzlicher empfinden, ist eben der Mangel an schöpferischen Ideen, auch nur an Ansätzen zu solchen, die geradezu atrophische Verkümmernng des Gedanklichen, die am grellsten dort in die Augen fällt, wo Grabbe an schwierige Probleme rührt, und in ihrer Behandlung Mangels einer vertieften Auffassung sich mit schwächlichen Surrogaten behilft, denen nur sein rhetorisches Talent und, mit ihm sich mannigfaltig, oft in seltsamen Spielen durchkreuzend, eine derbe Realistik der Darstellung den trügerischen Schein wirklicher Tiefe verleiht. Sucht man in dem Leben des Dichters nach beweiskräftigen Instanzen für die Beurteilung seines künstlerischen Schaffens, so wird man sich, wie in allen ähnlichen Fällen, davor hüten müssen, voreilig Parallelen zwischen dem Künstler und dem Menschen zu ziehen. Wir wollen daher nur

auf Einiges Bezug nehmen, ohne uns viel in biographischen Details zu ergehen. Das Werk, nicht das Leben des Dichters gehört der Ewigkeit an. Darum dürfte es in einer kulturhistorischen Skizze wenig am Plage sein, das Menschlich-Allzumenschliche in den Vordergrund der Betrachtung zu rücken.

Grabbe gehört zu jenen Paria's der Litteratur, an denen der deutsche Barnaß — man denkt an Günther und Lenz — ohnehin keinen Mangel leidet. In Detmold erblickte er am 11. Dezember 1801 das Licht der Welt. Die Eindrücke im Elternhaus müssen vorwiegend düsterer Natur gewesen sein. Sein Vater war Zuchtmeister im Detmolder Gefängnisse, über die Mutter kursieren verschiedene Überlieferungen. So versichert Eduard Duller in der Vorrede zu der von ihm herausgegebenen Grabbe'schen „Hermannschlacht“ (1838), sie hätte dem Knaben schon in früher Kindheit Branntwein zu trinken gegeben und das Laster der Trunkenheit groß gezüchtet, welches das Verhängnis seines Lebens werden sollte. Dies stellt der besser informierte Karl Ziegler jedoch in dem Buche „Grabbe's Leben und Charakter“ (1855) entschieden in Abrede, er spricht ihr im Gegenteil eine wohlthätige Einflußnahme auf den Jüngling zu. Als Schüler war Grabbe fleißig, besondere Vorliebe hegte er für das Geschichtstudium, frühzeitig aber schon verriet er einen ausgesprochenen Hang für das Toll-Vizarre. In Leipzig studierte er seit 1820 Jurisprudenz und vertiefte sich daneben in historische Arbeiten. Aber das Theater nahm ihn jetzt ganz in Anspruch, und längere Zeit trug er sich mit der Absicht, Schauspieler zu werden. 1822 übersiedelte er nach Berlin, wo der gefeierte Rechtslehrer Savigny dozierte. Hier lernte er E. Th. A. Hoffmann und Heine kennen; auch mit Tieck, dem er mehrere seiner Produktionen einsendete, trat er in dieser Zeit in Verbindung. 1823 kehrte er nach Detmold zurück; hier erhielt er später ein Staatsamt, nachdem seine Bemühungen, im Archiv unterzukommen, gescheitert waren, und vermählte sich mit der Tochter des Archivrates Klostermeyer. Eine Zeit lang schien das Glück ihn zu begünstigen; seine Dichtungen drangen in weitere Kreise des Publikums und fanden Beifall. Aber bald wendete sich das Schicksal; seine unregelmäßige Lebensführung, die die amtliche Carrière außerordentlich beeinträchtigte, vor Allem aber die herzlose Gleichgiltigkeit seiner Frau wirkten deprimierend auf ihn und hemmten ihn auch in seiner künstlerischen Entfaltung. Als er zuletzt sogar seine Stellung einbüßte, war der Bruch mit der Gattin unvermeidlich. Ohne Abschied zu nehmen, reiste er nach Frankfurt und bald darauf nach Düsseldorf. Hier erfreute er sich Anfangs der Protektion Zimmermanns und schöpfte neue Hoffnungen; bald aber trat eine Entzweiung ein, die ihm den Aufenthalt verleidete. Durch die vielen Kränkungen, sowie durch den übermäßigen Alkoholgenuß an Körper und Seele gebrochen, kehrte er 1836 wieder nach Detmold

zurück, wo er noch im selben Jahre am 17. September einer Rückenmarkschwindsucht erlag.

Überall in Grabbe's Dichtungen, von denen mehrere Fragmente blieben, findet man mächtige Anläufe; er versucht sich an den schwierigsten Themen: Hannibal, Marius und Sulla, Napoleon, Faust und Don Juan, Alexander der Große, die Hohenstaufen, Christus; im Orient und im Occidente, im Altertum, Mittelalter und in der Neuzeit hält er Ausschau, um seinen künstlerischen Ehrgeiz zu befriedigen. Zum Beweis unserer oben vorgebrachten Behauptung, Grabbe's Bedeutung liege in der Darstellung, in der Fähigkeit dichterischer Mitteilung, mit der die Ideenarmut seiner Konzeptionen auffallend kontrastiere, möchten wir namentlich auf zwei Werke hinweisen: auf „Don Juan und Faust“ und auf die Komödie „Scherz, Ironie, Satire und tiefere Bedeutung“, die die Quintessenz seiner Weltanschauung enthalten und für deren Verhältnis zur Romantik und zur Moderne Ausschlag gebend sind. „Don Juan und Faust“ ist ein Mittelglied zwischen Ideendichtung und Charaktertragödie. Die Titelhelden sind nach dieser Behandlungsweise des Problems die Vertreter zweier einander diametral entgegengesetzten Weltanschauungen. Es lag nahe, den Faustmythos von dieser Seite her zu ergänzen. Auch Lenau wurde von dem einen Thema auf das andere geführt. Aber er entwickelte beide nach einander, in getrennten Zyklen; er variierte nur das eine Thema, indem er an die Ausführung des anderen schritt; er schwelgte nicht in dem groben Kontraste, aus dem Grabbe die Lösung des Problems zu gewinnen hoffte. Bei ihm besteht der Kontrast, der in dem Grabbe'schen Drama die lebensvollen Charaktere der Sage zu dürftigen Typen degradiert und Bühnenmäßige Effekte, nicht gedankliche Anregungen zu geben vermag, überhaupt nicht. Faust und Don Juan gehen in der Lenau'schen Dichtung an einem ähnlichen Konflikt zu Grunde; eine psychologische Analyse ihrer Charaktere ergibt die selben Elemente, nur in verschiedenen Mischungsverhältnissen. Es wäre banal, wollte man in dem Einen nur den grüblerischen Philosophen, in dem Anderen das frohe Weltkind sehen; ein Hang zum Grübeln ist auch Don Juan nicht fremd, und ein ungezügelter Trieb zum Leben und Genießen erfüllt Mephisto's einsamen Gefährten. Beide wollen die Tiefen der Welt ergründen, der Eine in geistiger Betrachtung, der Andere im sinnlichen Genuße; so gehen sie nur in der Wahl des Mittels weit aus einander. Beide leiden Schiffbruch: Faust muß erkennen, daß der Geist nur die Oberfläche der Dinge wiederspiegelt, daß der einmal entfachte Erkenntnistrieb aber die naive Unbefangenheit der Sinnenfreude unmöglich macht; Don Juan sieht mit kühler Resignation, daß das Ideal einer mystischen Vereinigung mit der kosmischen Urkraft, das er im physischen Besitze des Weibes zu erreichen hofft, nur Illusion bleibt, daß sich mit der sinnlichen

Luft auch der Hauch des Geistes verflüchtigt und nur der farblose Alltag als Bodensatz des Lebens zurückbleibt. Verzweiflung und Blasiertheit sind die Pole des menschlichen Daseins. Aber Lenau's Tiefblick bleibt nicht in dieser doppelten Verneinung befangen. Die tragische Schuld und das Verhängnis Don Juans und Faustens wurzeln nicht in ihrem Gange zur Skepsis, sondern in ihrer egoistischen Veranlagung. Die Habgier des Erkenntnis- und die Habgier des Sinnedurstes sind nur zwei verschiedene Erscheinungsformen des selben psychischen Grundtriebes. Sie standen der Welt mit den Gelüsten des Eroberers gegenüber und vergaßen, daß weder die verstandesmäßige Nüchternheit abstrakter Spekulationen, noch ein brutaler Gewaltakt der Leidenschaft, sondern nur die Fähigkeit unbegrenzter Hingabe, welche das Individuum erhebt, indem sie es an sich selber vergessen läßt, ihrer Sehnsucht Erfüllung gewähren konnte. Savonarola, der wahre Heros und Menschheitsapostel, trägt die Wirklichkeit der Welt im Herzen. In ihm ist alles Verheißung und Zuversicht; in seinem Opfertode offenbart sich die Tragik des Menschenlebens — doch waltet darin nicht jener kleinlichere Zug einer persönlichen Verschuldung, der Faust und Don Juan in's Verderben führt.

Grabbe stellt zwischen Beide Donna Anna, um deren Besitz er sie kämpfen läßt; ihr verschiedenartiges Verhalten in dieser Werbung um die Geliebte soll den Differenzpunkt der Charaktere und der von ihnen vertretenen Weltanschauungen entwickeln. Aber hier ist im Vergleiche mit Lenau alles vergrößert und einer vulgären Denkungsart angepaßt; es bleibt ein müßiges Beginnen, tiefe philosophische Probleme in tragikomische Burlesken hinüber spielen zu lassen. Der Tiefsinn und die grüblerische Veranlagung des Germanen ist ebenso wenig dadurch gekennzeichnet, daß Faust vom einsamen Denker, der sich übrigens auch nur in breiten Gemeinplätzen bewegt, mit einem Male zum zierenden Seladon herab sinkt, daß er auch dann noch in die wildesten Ausbrüche einer unerwiderten Leidenschaft philosophische Reflexionen einfließt, als romanische Renaissance-menschheit besonders glücklich durch die frivole Gleichgültigkeit charakterisiert erscheint, mit der Don Juan die Nachricht vom Tode Donna Anna's entgegennimmt, durch jene Libertinage, die ihren Liebesdurst in der Gasse befriedigt. Übrigens ist diese letztere Seite des Werkes weit besser gelungen als die der Charakteristik Faustens gewidmeten Partien. Aber die Typen eines höheren Menschentums, die uns hier vorgeschührt werden, sind ein sprechender Beweis für die Unfähigkeit Grabbe's, auch nur die Tragweite der von ihm behandelten Probleme richtig zu würdigen.

Ein Gegenstück, eigentlich eine Ergänzung zum eben genannten Drama bildet die Komödie „Scherz, Ironie, Satire und tiefere Bedeutung“. Grabbe schickt ihr folgende Bemerkung voraus: „Findet der Leser nicht, daß diesem

Lustspiele eine entschiedene Weltansicht zu Grunde liegt, so verdient es keinen Beifall. Im Übrigen verspottet es sich selbst, und werden daher die litterarischen Angriffe von den beteiligten Personen leicht verziehen werden u. s. w.“ An lebden, gelungenen Scherzen fehlt es dem Stücke in der That nicht, auch nicht an glücklicher Ironie und kräftiger Satire. Was man aber schmerzlich vermisst, ist, den Ansprüchen des Verfassers zum Trotz, die „tiefere Bedeutung“. Die philosophischen Elemente, die darin Ausdruck gewinnen, sind romantischer Provenienz und gehören namentlich der Tieck'schen Richtung an. Der Teufel, der am Ende von „Faust und Don Juan“ in den Mittelpunkt der Handlung trat und mit dem Hinweis auf das gleiche Schicksal Beider die Tragödie zu kommentieren hatte, erhält hier eine weit harmlosere Rolle zugewiesen. Er zettelt heillose Intrigen an, kehrt aber schließlich friedfertig in die Hölle zurück, ohne dauernden Schaden angestiftet zu haben. Wenn am Schlusse der Komödie zwei von den handelnden Personen sich in das Orchester flüchten, um dem ihnen drohenden Strafgericht zu entgehen, und von dort aus feierlich erklären, alles sei nur Dichtung und Trug; wenn endlich Grabbe selber, „der Verfasser des Lustspiels“, mit einer brennenden Laterne auf die Bühne tritt, so erkennt man unschwer „die Weltansicht, die diesem Lustspiel zu Grunde liegt“. Es ist der romantische Subjektivismus, der behauptet, daß die ästhetische Betrachtung wie die logische niemals zum Kerne der Dinge führt, sondern nur einen Kreislauf vollzieht, indem sie vom Subjekt ausgieng und auf dem Umwege des Kunstwerkes wieder zum Subjekte zurück führt. Grabbe hat dieser Anschauung, die auf Fichte und Kant hinüber weist, nur eine besondere, philosophisch übrigens nicht eben glückliche Anwendung gegeben.

Grabbe's auffallende Vorliebe für das Historische verleugnet sich am wenigsten in der Wahl seiner Stoffe. Er versuchte eine dramatische Darstellung der Hohenstaufen, des napoleonischen Kaiserreichs, des marianisch-sullanischen Bürgerkriegs, der punischen Kriege, der Hermannschlacht &c. Nun giebt es eine doppelte Art historisch-poetischer Behandlung. Man benützt das geschichtliche Kostüm, um zwischen dem Kunstwerke und dem Publikum jene Distanz zu schaffen, die seiner Wirkung zuträglich ist, die die schreienden Farben der Gegenwart zu matteren Tönen abbläßt und dadurch dem Illusionsbedürfnisse Befriedigung gewährt, das sonst unter der Wucht gewohnter Eindrücke notwendig verkümmern müßte. Dann ist es eine rein dekorative Beigabe, wie etwa die orchestrale Begleitung, ein klug gewähltes Mittel, die Wirkung zu steigern und vom historisch bekannten Hintergrund die zeitgemäße Handlung in lebendiger Plastik sich abheben zu lassen.

Es giebt aber auch ein historisches Kunstwerk *κατ' ἐξοχήν*. Dann dienen die Ruinen der Vergangenheit nicht zur gefälligen Einfassung des Bildes, sie

rücken selber in den Vordergrund des Interesses, in ihnen ruht der Schwerpunkt der dichterischen Darstellung. Hier wird kein moderner Stoff mit einem antiken Überwurfe umkleidet, durch dessen fadenscheiniges Gewebe die Züge des gegenwärtigen Zeitalters hindurchblicken, hier füllt ein historisches Detail den Inhalt der Handlung aus. Die erste Art der Darstellung knüpft an das geschichtliche Faktum also nur an, um den einzelnen Fall zu typischer, allgemeiner Bedeutung zu erheben; die Vorgänge gruppieren sich um den Mittelpunkt einer überragenden Persönlichkeit, die eben, vermöge ihrer über den Durchschnitt hinausgreifenden Bedeutung, zum Teil außerhalb jener Aktionen steht, auf die sich ein spezifisch historisches Interesse beschränken müßte. Damit ist ein wichtiger Gegensatz in's Leben getreten, dessen treibende Kraft die ästhetische Entwicklung überhaupt beherrscht. Es ist der Gegensatz des Milieu's und des Individuums. Zum Milieu gehört hier die natürliche und die belebte Umgebung, die in den engen Kreis lokaler und temporärer Bedingungen gebannt ist. Das Individuum dagegen weiß sich im Widerspruch mit diesem, und so beginnt der Konflikt zweier feindlicher Mächte, der sich im Rahmen der Handlung fortspinnen und vollenden muß. Die lyrisch-dramatische Kunst hat von da ihren Ausgang genommen. Das Drama hat den Gegensatz zwischen dem Helden und der Umgebung bewußt zum Prinzip erhoben. Die tragische Idee ist die besondere Form des daraus hervorgehenden Zwiespaltes. In der Lyrik ist dieser Zwiespalt noch latent, noch nicht aktuell, aber schon im Werden begriffen. Denn Ich und Außenwelt treten bereits neben und aus einander; die erste Keimform der tragischen Idee ist die lyrische Stimmung.*)

Anders verhält es sich mit jener zweiten Kunstgattung, der das historische Selbstzweck ist. Hier verweilt das Auge des Betrachters an der Flucht der Erscheinungen, denen nichts substituiert wird, was nicht wieder in der Form der Erscheinung seinen vollen Ausdruck findet. Die Persönlichkeit wird von den Strömungen der Zeit getragen, um schließlich spurlos zu verschwinden, wenn zwei feindliche Wellenzüge einander kreuzen. Dies ist die epische Betrachtung, gleichsam der naive Realismus der Kunst, der mit möglichster Ausschaltung des Subjektes sein Interesse nur den objektiven Vorgängen zuwendet.

Dieser Gegensatz des Epischen und Lyrisch-Dramatischen, der im Vorigen nur abstrakt aus dem Wesen des Kunstwerks abgeleitet wurde, erhält eine konkrete Fassung in dem Hinweis auf die historische Entwicklung. Man kann hier die Unterscheidung von Symbol und Organ, die Schleiermacher dem Gebiete des Ethischen vindizierte, auf das Fruchtbarste für die ästhetischen

*) Die Grenzen sind freilich fließend, das lyrische Lied kann zur Gedankendichtung ausreifen; es gilt hier nur, die gerade Verbindungslinie anzudeuten, die von der einen zur andern führt, und beide als zwei verschiedene Entwicklungsstadien zu begreifen.

Phänomene in Anwendung bringen. Der Spieltrieb, die erste Form der Kunst, ist lediglich organisierend. Wenn sich der Mensch von der kleinlichen Notdurst des animalischen Trieblebens für Augenblicke befreit fühlt, wenn er für die selbstlose Bethätigung seiner Kräfte einen von Tag zu Tag wachsenden Spielraum gewinnt, so erhält sein Ichgefühl bald durch die in steigendem Maße hervortretende Überlegenheit über die blinden Naturkräfte eine mächtige Betonung. Das Material, an dem er seine Fähigkeiten übt, ohne dem äußeren Zwange des Selbsterhaltungstriebes zu gehorchen, fällt zunächst in seinen Besitz. Die Entstehung des Eigentums und die Entstehung des Kunstwerkes sind daher untrennbar mit einander verbunden. Gerade in diesen Anfängen der Kunst ist also das subjektive Moment scheinbar von der wichtigsten Bedeutung, aber nur nach der physischen, technischen Seite hin, wo der schaffende Geist bildnerisch in Erscheinung tritt, nicht psychologisch, als bewusste Gegenüberstellung von Ich und Außenwelt. Das Selbe wiederholt sich auf höherer Stufe, wenn die Bewegungen der Massen und Völker mächtige Dimensionen annehmen, aber das Auge des Naturmenschen noch allzu sehr an der bloßen Abfolge der Begebenheiten haftet, deren bunte Mannigfaltigkeit, deren Wechsel und Werden ihn fesselt, die er aber noch schlicht-naiv hinnimmt, ohne sie zu Problemen zu vertiefen. Die Kunst als Organ entspricht der epischen Betrachtungsweise. Der ästhetische Genuß entspringt hier nur einer reicheren Fülle des Schauens, dem Gefühle einer höheren Vitalität, ist also rein dynamischer Natur. Die Kunst als Symbol entspricht der lyrisch-dramatischen Betrachtungsweise. Sie setzt voraus, daß der Künstler hinter die Erscheinungen zurückgeht, nicht im Sinne einer speziellen, metaphysischen Weltanschauung, sondern nur, indem er das Subjekt von der Umgebung zu isolieren vermag und seine Zustände von dem objektiv Gegebenen unterscheidet. Die Objekte, an denen sich hier die künstlerische Gestaltung erprobt, werden nicht nur ihrer selbst willen gesucht, sondern nur um als Anknüpfungspunkte für andere psychische Phänomene zu dienen, um bestimmte Vorstellungsgruppen auszulösen, die mit ihnen assoziativ verknüpft sind. Es kommt hier vor Allem auf die Deutung an, die der Mensch den Erscheinungen giebt, auf die Schönheitswerte, die er einführt, die er aber nicht in ihnen fertig vorfindet, sondern einem eigenen, subjektiven Maßstab entnimmt. Der damit geschaffene Dualismus von Subjekt und Objekt und der Charakter eines tragischen Zwiespalts, der ihm anhaftet, läßt mit der lyrischen Kunst, oder vielmehr in dieser, selber die ersten Keime der Dramatik zur Reife kommen. Nur wird man nicht glauben dürfen, daß es je eine reine Lyrik oder eine reine Epik gegeben habe. Es handelt sich hier nur um Abstraktionen, die ich entwickelt habe, nicht um getreulich den wirklichen geschichtlichen Hergang wiederzugeben, sondern um eine psychologische Analyse jedes Kunstwerkes zu er-

möglichen und gleichsam quantitativ das Mischungsverhältnis jener beiden konstituierenden Elemente, des Epischen und Lyrischen, zu bestimmen.

Wie es damit bei unserem Dichter beschaffen ist, wird man leicht aus dem früher Gesagten entnehmen können. Noch mehr: „Der Fall Grabbe“ zeigt uns einen grandiosen Nativismus. Grabbe war Epiker; er war es nicht in dem Sinne, als ob damit nur eine, wenn auch die hervorsteckendste Seite seines Wesens gekennzeichnet wäre. Diese Erscheinung böte nichts Auffälliges, denn die Einseitigkeit ist der Durchschnitt und nicht die Ausnahme. Aber er war, so weit dies psychologisch überhaupt möglich ist, nur Epiker; er kannte nur diesen einen Modus der ästhetischen Betrachtung. Man kann den Beweis dafür der Reihe nach an allen seinen historischen Dramen erbringen. Über den Mangel seiner spezifischen Gedankendichtungen haben wir schon früher eingehender gesprochen. Es kann nun das persönliche Moment im Drama eine solche Verschärfung erfahren, daß sich die tragische Idee ganz in den Schicksalen des Helden verkörpert und nirgends in der Form besonderer Reflexionen Ausdruck gewinnt. Dies Letztere hat Grabbe in seinen historischen Dramen versucht. Es ~~war~~ ^{ist} kaum in seiner Absicht gelegen, diese unfaßenden Einzelmotive noch weiter zu reicheren Zusammenhängen zu gruppieren und die menschheitliche Entwicklung im Ganzen uns vor Augen zu führen, indem er an den Knotenpunkten des geschichtlichen Prozesses verweilte. Aber gerade das Heroentum rückte er in den Vordergrund der Darstellung. Auch hier mußten indessen seine Bemühungen scheitern. Der Mangel an ruhiger Kontemplation, an Selbstbeobachtung und Selbstkritik läßt es nicht zu einer feineren Individualisierung kommen, zur stillen Versenkung in ein kompliziertes Seelenleben. Wo ihm ein fesselndes Thema aufstieß, reagierte er stets in gleicher Weise. Mit der nervösen Hast seines unruhigen Naturells gieng er an die Arbeit, und indem er den formlosen Thon modelnd umschuf, ihm den Ausdruck seiner eigenen leidenschaftlichen Unmittelbarkeit lieb, glaubte er den Stoff nicht nur technisch, sondern auch geistig bemeistert zu haben. Aber als Epiker bleibt er nur beim Milieu stehen, dessen Darstellung den Aufbau des Ganzen beherrscht, und wo er auch in den Charakter des Helden eindringen will, giebt er nur einen schwächlichen Aufguß der Milieuschilderung, oder er fällt in groteske Übertreibungen. Am besten vermag er die Kindheitsstadien des Geistes, die reflexionslose Hingabe an das objektive Geschehen, wie sie sich in den Stimmungen, den Illusionen und Enttäuschungen der Menge ausdrückt, zu zeichnen. Hier kann er seinen eigenen Empfindungen und Neigungen, die unklar waren und blieben, weil sie von keinem leitenden Gedanken, sondern nur von starken Emotionen beherrscht wurden, beredten Ausdruck geben, denn auch das unbestimmte Sehnen und Drängen des Volkes ist in Wirklichkeit nur eine dumpfe, triebhafte Äußerung

des selben Kraftgefühls, das im Genius erst seine Klärung findet und hier erst die Richtung auf ein bestimmtes Ziel gewinnt.

In den Volksszenen kulminiert das Können unseres Dichters. Was er in dieser Hinsicht geschaffen hat, gehört zu dem Besten der bezeichneten Gattung und überträgt an Urvüchsigkeit und Energie des Ausdruckes all die dialektische Kleinarbeit, die in der Epoche des „konsequenten Naturalismus“ zu Tage gefördert wurde. Wie prächtig ist im „Napoleon“ das französische Volk geschildert, das Auf- und Niedergewogen der Menge, das immer mächtigere Aufsteigen der Sehnsucht nach der verschwundenen Herrlichkeit, die um das Haupt des verbannten Imperators bereits den Zauberschein der Legende zu weben beginnt.

Was Grabbe in erster Linie zum historischen Dichter stempelt, ist der hohe Reiz, den die Erinnerung auf ihn ausübt. Dem Zauber der Vergangenheit vermag er sich nicht zu entziehen; er giebt sich ihm rückhaltlos gefangen zur schmerzlichen Schädigung der dramatischen Einheitlichkeit. Nirgends tritt sein episches Genie so deutlich hervor. Die Verkettung der Motive, die aus den Charakteren und ihren wechselseitigen Beziehungen folgt, macht nicht das Wesentliche der Tragödie aus. Gerade die Fakten der Handlung legt Grabbe in der Breite seiner epischen Darstellung aus einander. „Napoleon“, „Hannibal“ und die „Hermannschlacht“ sind Helden- und Schlachtengefänge in szenischer Form. Für die letztere fällt auch bezeichnender Weise die alte Gliederung in Aufzüge und Auftritte weg, und an ihre Stelle tritt das rein historische Einteilungsprinzip nach Tagen und Nächten. Wenn Grabbe in der absurden „Shakespeareomanie“ dem britischen Dichter vorwirft, seine Nationaldramen seien dramatisierte Chroniken, so hat er damit die eigenen Leistungen am treffendsten charakterisiert. Alles drängt hier zum Epos. Das tragische Gewand ist nur ein äußerer Zwang, dem keine innere ideelle Notwendigkeit entspricht.

Damit steht es in Zusammenhang, daß seine Kraft so völlig versagt, wenn er bedeutende Individualitäten bühnenfähig machen will. Da erinnert seine Darstellung an die rohe Primitivkunst der Antike, die für alle Vertreter des Tragischen und Komischen fertige Typen vorrätig hatte und dem Zuschauer die Mühe abnahm, sich über den Charakter der handelnden Personen Rechenschaft abzulegen. So antizipiert auch Grabbe überall die Wirkung, die er mit seiner Schilderung erzielen will; was Napoleon spricht und thut, sind Reflexionen des Dichters über Napoleon. Er kommt nur zu einer durchaus subjektiven Formulierung seiner eigenen Auffassung, ohne zu erwägen, auf welche Weise er auch im Leser suggestiv den selben Vorstellungskreis auslösen könne. Er sieht nicht ein, daß er nur durch eine möglichst unauffällige, scheinbar unwillkürliche Gruppierung und Verknüpfung der notwendigen psychologischen Elemente die

Aufmerksamkeit des Lesers oder Zuschauers zu fesseln vermöchte, daß aber die gewaltsame Hinlenkung auf einen bestimmten Punkt, der Zwang, den er auf die Richtung ihres Interesses ausüben will, dieses notwendiger Weise schwächen und zerstören muß. Wozu nützt es, wenn Napoleon immer wieder Proben seines Genie's ablegen muß, wenn keine Gelegenheit verabsäumt wird, irgend eine seiner Eigenschaften gefällig heraus zu streichen? Gerade die Häufung vieler kleiner Züge schwächt den Eindruck des Ganzen ab, und manchmal gewinnt es den Anschein, als ob die in Rede stehende Person sich auf Schritt und Tritt belauert wüßte und ihre Gesten eigens für den Beobachter sorgfältig einstudiert hätte. Man merkt Absicht, und darunter leidet namentlich die Unbefangenheit des aesthetischen Eindruckes. Auch sonst weist die Charakterzeichnung empfindliche Lücken auf. So vermag Grabbe nicht zwischen der Stimmung des Helden und seiner Umgebung zu unterscheiden; oder deutlicher, unserem Schema gemäß, er wirft epische und dramatische Darstellung fortwährend zusammen. So streift es an's Tragikomische, wenn Napoleon, der bei Waterloo den vollendeten Ruin seiner Herrschaft vor Augen sieht, in feierlichen Reminiscenzen schwelgt und sich einen tönenden Nachruf hält, der zugleich die Ereignisse der französischen Revolution und des Kaiserreiches historisch kommentieren soll. Volle Anerkennung verdient dagegen die Neutralität Grabbe's, der Licht und Schatten gleichmäßig verteilt und namentlich jene Sittenrichterei verschmäh't, die dem Urtheile des Lesers unberechtigt vorgreift. Allerdings geht auch dies wieder darauf zurück, daß er im objektiven Geiste des Milieu's, der Gattung befangen blieb und niemals recht den Weg zum Subjekt hin finden konnte. Seine Kunst ist in diesem Sinne primitiv und elementar. Er erhebt die Gefühlswallung, die vage Stimmung des Augenblicks nicht in das Medium der Idee, läßt sie nicht vom Widerschein heller Gedanken gesättigt zu künstlerischen Gebilden krystallisieren. Es mangelt ihnen an logischer Durchbildung, wenn man sich nicht an die Pedanterie dieses Ausdruckes stoßen will, der nur den angedeuteten Gegensatz schärfer betonen soll. Das Fehlen einer überragenden Individualität ist bei ihm identisch mit dem Fehlen einer beherrschenden Grundidee. Darum sucht man umsonst nach dem Träger und nach dem Fundamente der Handlung; der dramatische Lebensnerw ist zerstört, die Fülle der Vorgänge, ihre Verflechtungen und Kombinationen können ihn nicht künstlich beleben. Die Intrigenkomödie mag immerhin zu Rechte bestehen, eine Intrigentragödie ist eine *contradictio in adjecto*. Wenn der Held sein Schicksal nicht in sich selber trägt, wenn es nicht notwendig aus seiner Sinnesart und Handlungsweise sich ergibt, so kommt es wie bei Grabbe doch nur zu spannenden Sensationen und nicht eigentlich zu tragischen Konflikten. Napoleon unterliegt, weil sein Marschall Grouchy Verrat übte oder einen taktischen Fehler begieng; Herzog Theodor von Gothland

fällt in grenzenloser Übereilung der dreisten Verlogenheit eines teuflischen Rohren zum Opfer; Hannibal findet den Untergang, weil König Prusias, dessen Schutz er in Anspruch nimmt, das Gastrecht nicht wahr und feige mit den Römern paktiert. So reihen sich die einzelnen Vorgänge von der Exposition bis zur Katastrophe lose an einander, verschürzen sich aber nirgends zum Knoten, zum tragischen Probleme.

Es ist überaus bedeutsam, daß Grabbe sich niemals oder höchst selten auf dem Gebiet der Lyrik versucht hat. Die lyrische Stimmung ist, wie bereits des Längeren ausgeführt wurde, die Keimform des tragischen Gedankens. In ihrer Richtung auf das fühlende und denkende Ich enthält sie schon das Moment der Entzweiung, das im Drama nur gesteigerten Ausdruck empfängt. Man kann aus Grabbe's Beispiel am besten ersehen, wie falsch und unbegründet die Aufstellung eines Gegensatzes zwischen Stimmungskunst und Ideendichtung ist, welche gerade in unserer Zeit beinahe den leitenden Gesichtspunkt der ästhetischen Auffassung bildet. Wir stehen nicht an zu behaupten, daß in diese Einteilung eine irrige psychologische Doktrin hineinspielt, die alte Vermögens-theorie, die von einem besonderen Willens-, Denk- und Empfindungsvermögen sprach und damit Zustände, die kontinuierlich in einander übergehen, fälschlich isolierte. Wenn man den einheitlichen Charakter des Bewußtseins erkannt hat, so wird man auch einem unfruchtbaren ästhetischen Schematismus absagen, für den es in der Psychologie keine objektive Begründung giebt. Es bestehen nur graduelle Unterschiede zwischen Empfinden und Denken; man wird dies für eine kulturhistorische Untersuchung besonders festhalten müssen. Wenn der Fülle der Stimmungen keine umfassende Weite des Gedankenkreises entspricht, so darf man darin ein pathologisches Symptom der kulturellen Zustände erblicken; die Schuld liegt dann freilich in der Verkettung der Umstände, nicht in der Kunst, die an diesem Zwiespalte krankt: darum ist es ebenso thöricht als gehässig, jede originellere Bekundung des Zeitgeistes als „Entartung“ zu brandmarken. Nicht in dem Uberschwange starker Stimmungen, sondern in dem Fehlen des Gedankenkorrelates liegt der eig. Ursprung des Übels, das nur durch die Schaffung neuer Werte zu bezeichnen ist, welche universell genug sind, um keinen kleinlichen Partikularismus des Geistes aufkommen zu lassen, und von überzeugender Kraft, um die suchenden Seelen nicht von Neuem in die Irre zu führen. Der auf die Spitze getriebene Irrationalismus entzieht der künstlerischen Gestaltung wieder das Fundament. Nur durch das wechselseitige Ineinanderspielen von Traum und Wirklichkeit, von Stimmung und Gedanke erzeugt sich stets von Neuem der eigentümliche Reiz des Kunstwerkes; und man darf den unvermeidlichen psychischen „Grenzkonflikten“, die der ästhetischen Wirkung nur zuträglich sind, nicht dadurch begegnen wollen, daß man ein

Element zur Alleinherrschaft bringt — dürster Nationalismus oder sterile Phantastik wäre die notwendige Folge.

Es ergibt sich aus dem Gesagten auch, wie wenig die programmatische Scheidung einer naturalistischen und impressionistischen Darstellung für sich hat. Auch hier isoliert man in nicht zu rechtfertigender Weise zwei Momente gegen einander, die erst in ihrer harmonischen Vereinigung und Durchdringung ein wahres Kunstwerk zu schaffen im Stande sind. Die hypertrophische Entwicklung des einen Gliedes führt eine krankhafte Rückbildung des anderen mit sich, ein Mißverhältnis, welches am allerwenigsten dadurch ausgeglichen werden kann, daß man aus der Not eine Tugend macht, den ästhetischen Mangel zur aesthetischen Tendenz erhebt. An Grabbe's Schöpfungen wird man die Wichtigkeit des Gesagten am klarsten ermessen können. Er zog die letzten Konsequenzen des konsequentesten Naturalismus lange, ehe dieses Schlagwort in Umlauf kam. Und eben weil er, ohne unter dem Einflusse bestimmter Theorien zu stehen, seine Eigenart frei entfaltete, darf er uns als der typischste Vertreter jener Richtung gelten. Wenn der konsequente Naturalismus sich zur Aufgabe macht, alle Sorgfalt einer in's kleinste Detail sich versenkenden psychologischen Beobachtungskunst lediglich auf die Schilderung des Milieu's zu verwenden, das Individuum dagegen nur als eine notwendige Folgeerscheinung desselben, als ein Produkt der in ihm enthaltenen Voraussetzungen zu begreifen, so hat Grabbe, der von der neuen Heilslehre noch wenig wußte und gerade in der Darstellung des Individuums sich versuchen wollte, eben durch das Scheitern seiner Pläne unfreiwillig die beste Illustration zu dem prosaischen Texte der naturalistischen Dogmatiker geliefert. Denn nur der Epiker, den wir in ihm entdecken, konnte bei dem engeren und weiteren Milieu stehen bleiben, der Lyriker und der Dramatiker aber hätte uns zeigen sollen, wie sich die objektiven Verhältnisse im Bewußtsein des Subjektes reflektieren, und so die tote Pragmatik des äußeren Geschehens zu persönlicher Lebendigkeit verinnerlichen müssen.

Es kennzeichnet die Unruhe der landläufigen Litteratur-Geschichtschreibung, wenn immer wieder und stets mit dem gleichen Mißerfolge der Versuch unternommen wird, Grabbe der romantischen Schule anzugliedern. Wenn er auch mit einigen ihrer Vertreter zeitweilig in nähere Berührung kam, wie es bei der Gemeinsamkeit des Kulturkreises nicht anders möglich war, so ist er doch seinem ganzen Wesen nach als ihr entschiedenster Gegenpol zu betrachten. Die Romantik war überreich an fruchtbaren Ideen, die sie nur nicht mit Fleisch und Blut zu umkleiden verstand. Und indem sie der Fülle ihres Schauens und Ahnens keinen adäquaten Ausdruck zu geben vermochte, eilte sie unbefriedigt durch die fernsten Stadien kultureller Entwicklung, alle nationalen und zeitlichen Schranken durchbrechend, um aus der dumpfen Befangenheit des Alltags zur

vollsten Entfaltung ihres Lebens- und Kunstideales heran zu reifen. Die Stimmungen, denen sie sich rückhaltlos, oft freilich bis zur „Verachtung von Vernunft und Wissenschaft“, hingab, waren noch gesättigt von dem Lichte hoher Gedanken, noch nicht von den trüben Nebeln der Verwirrenheit umspinnen, die sich erst später herab senkten und noch heute nicht gewichen sind, nachdem der geistige Gehalt versickerte und nur das peinigende Gefühl eines unbefriedigten Verlangens, einer haltlosen Sehnsucht zurückblieb. Grabbe steht außerhalb dieser Richtung. Wo er mit ihr verknüpft zu sein scheint, wo zum Beispiele Tief'sche Einflüsse sich geltend machen, da ist das Band nur lose, und die Selbständigkeit des Dichters kann nicht in Frage gestellt werden. Ebenso irreführend ist der so oft versuchte Vergleich mit Hebbel. Sicherlich, man kann Beide an einander messen, aber nur um sich ihrer Verschiedenheit noch klarer bewußt zu werden. Hebbel steht, der kühnen Realist seiner Werke ungeachtet, der Romantik ungleich näher, als die vulgäre Auffassung anzunehmen geneigt ist. Er ringt wie sie nach neuen Werten und ist reich an schöpferischen Gedanken; diese aber künstlerisch zu verwirklichen, sie zu lebendiger Aktualität zu entwickeln, das hätte den Einsatz einer noch mächtigeren Kraft erfordert, als sie selbst der große Dithmarsie besaß. Der Grundzug seines Schaffens aber ist Iyrisch-dramatischer Natur. Dies zeigt sich vor Allem in den historischen Dramen. Die Besonderheit der Situation, das Spezifische des Milieus ist hier beinahe ganz außer Acht gelassen. In dieser Hinsicht sind die beiden Größen unserer Litteratur völlig inkommensurabel. Bei Hebbel dient alles der Charakteristik des Helden. Indem er das historische Detail bei Seite schiebt und sich rein auf die psychologische Analyse beschränkt, nur das Individuelle, Einzelne herausgreifend, überläßt er es ganz im Gegensatz zu Grabbe vielfach unserem Scharfsinne, die dadurch entstehenden Lücken nach eigener Kombination zu ergänzen. Ihn selber kostet es oft schwere Mühe, den Faden der Handlung nicht zu verlieren und das dialektische Spiel der Gedanken kunstvoll mit dem objektiven Geschehen zu verknüpfen . . .

Wir haben im Obigen versucht, aus Grabbe's Schrifttum dasjenige heraus zu schälen, was von allgemeiner, psychologischer und aesthetischer Bedeutung ist und nicht nur ein lediglich biographisches Interesse bieten konnte. Unsere Darstellung zeigt, wohin naturalistische Einseitigkeit gerät, wenn sie an der Durchführung ihrer Tendenzen nicht durch den Widerstand des natürlichen Kunstgefühles behindert wird, wenn sie, wie im Falle Grabbe's, überhaupt keiner abstrakten Theorie, sondern der ursprünglichen Veranlagung des Künstlers entspringt. Andererseits können uns gerade die Vorzüge des Dichters das richtige Verständnis für die schwer wiegenden Irrtümer eines extremen Symbolismus erschließen. Hätte man daher die Persönlichkeit Grabbe's im Lichte

dieser doppelten Auffassung zu begreifen versucht, so wären wir vielleicht vor manchen Fehlversuchen bewahrt geblieben, an denen wir noch heute krank und so lange krank werden, bis nicht jener einseitige Doktrinarismus beseitigt ist, der am Anfange der modernen Bewegung der Wucht neuer Einflüsse zu erliegen schien, dann aber mit alter Kraft gerade in den Reihen der Jüngsten sich erhob, und bis nicht der synthetische Geist der wahren Kunst, ein Symbolismus auf naturalistischer Basis, wieder in seine vollen Rechte tritt.



Gedichte

von Erwin Schmidhuber.

(Köfenheim.)

Das erste Gewitter.

Schmetternd fuhr der Blitz in's Gestein,
 der Regen stockte,
 und das Gewölk verslog;
 die fröhliche Sonne
 säumte schon wieder
 die letzte Wolke.
 Auf dieser fuhr der Herr.
 In der glühenden Hand
 hielt er die Ewigkeit.
 Leise troff davon

auf die Welt die Zeit
 und verlor sich
 in Blütengerank
 und Frühlingsduft.
 Die Brunnen quollen,
 die Ströme zogen,
 die Lüfte spielten;
 aus der gesegneten Erde
 kroch der Wurm,
 und ich — ich sang dies Lied.

„Es war einmal —“

„Es war einmal ein Köhler.
 Der hatte eine Frau und sieben Kinder
 und wohnte tief im Wald,
 weil dort sein Meiler brannte.

Sie hatten an nichts Überfluß,
 denn der Verdienst war klein,
 doch fehlte ihrem Glücke nichts
 und ihrer Fröhlichkeit.
 Das kam von einem Vogel her,
 von einem ganz besondern Vogel:
 Sie sahen ihn nie,
 sie hörten sein Lied
 am Morgen und am Abend.
 Das legte sich so sanft auf das Gemüt,
 als wie auf's junge Gras die Kirschblüte,
 wenn sie der Wind vom Zweig geweht.
 Tagsüber, wenn mit seinen Suben
 der Köhler auf der Kohlstatt werkte,
 da schwieg der Vogel; er war fort geflogen
 über den Wald, über die Berge, in die Wolken.
 Erst in der Abendröthe kam er heim
 und sang auf's Neu' dem Köhler
 und seiner Frau und seinen sieben Kindern
 Zufriedenheit in's Herz.
 Doch hörten allzeit ihn nur Wenige,
 Denn scheu war er wie gar kein anderer Vogel.
 So bald nur einer murrend sprach:
 „Was ist doch schwarz und hart mein Brot!“
 — schnell war der gute Vogel weg.“
 „Großmutter, lebt der Vogel noch?“

Bei der Hibel.

Scharflantiger Lichtschein drang in die Nacht
 durch's niedre Fenster.
 Der Bauer las vor langsam und holperig,
 und die Bäurin weinte.
 „Was nur der Hund hat?“ sagte der Bauer,
 „wird wieder einer von dem fahrenden Gesindel sein! —
 Doch ist ja alles wohl verwahrt.“
 Und der Bauer las weiter und die Bäurin weinte,
 denn in der Nebenkammer lag —
 ihr toter Sohn.
 Der Hund fuhr wütend am Jaun hinunter:
 dem Jaun entlang
 gieng wie der Wandrer, den die Nacht überrascht,
 in's nächste Dorf der Tod. —

Der Weiser.

Vier Wasserrosen träumen aus der Glut,
auf ihren Blättern rastet die Libelle;
nur Schilf und Ruche säumen seine Ufer;
nie sah ich ihn bewegt: es ist sein Spiegel
für Wind und Wellen viel zu klein.

Komm mit! komm mit!

ich zeige dir den Teich.

Und wenn du sinnend dann am Wasser stehst,

such' ich ganz leise deine Hand

und flüst're, flüst're mit dem Schilf:

„So ist das Glück.“ —

Ein Frühlingstag.

Auf dem Kirschbaum schwächte ein Star,
durch Thür und Fenster rann blaue Luft,
und die Menschen lachten.

Zur selbigen Zeit nun streckte sich die Welt
und schlug die Augen auf.

Stille, ganz stille

lauscht' ich dem reizenden

Erwachen.

Da knirschte es auf dem weißen Wege,
und über die Beete huschte ein Schatten —
Lockte auch dich der Sonnenschein?

Hattest auch du sein Frühlingslied gehört,
das er um die Hecken spann,

voll Sehnen und Hoffen?

Ach, daß es ewig, ewig Frühling doch bliebe!

„Du Narr! du Narr!“

flüstert's in den Haselbüschen,

die schon das Dunkel für den Abend sammeln.

„Du Narr!“ — —

Und dann kamst du, flügel schwere Nacht,

und machtest all die Schönheit stumm.

Du blinde Nacht!

Mondnacht.

Wenn sie über den Wiesen träumt,

und kindlich sich im Wasser beschaut,

wer liebte sie nicht?

Horch um! wie die Silberstrahlen klingen,

wenn sie der Nachtwind an einander schlägt!

wie die Blumen um die Farben klagten!

Horch!
 Und dieses lichtvolle Dämmern,
 das jenseit des See's über der Ebene schwimmt,
 endlos, wie deine Frage: woher? wohin?
 was hinter dieser Mondnacht ist?
 Da fällt ein überreifer Apfel in das Gras;
 dann wieder alles still . . .
 Fledermäuse schwirren.
 Duck dich! sie verwickeln sich im Haar.
 Die Frösche überschreien die klagenden Blumen,
 die klingenden Silberstrahlen.
 Die Lichter des Dorfes verlöschen,
 eins nach dem andern.
 Geh heim, du Grübler! geh heim!
 Es ist schon spät —
 der überreife Apfel fiel in's Gras —
 du ergrübelst es doch nicht!
 Der Glanz der Mondnacht zerrinnt,
 und der Morgen fordert wieder
 Arbeit, Arbeit! — —

Errette mich, Morgenrot!

Schlaflose Nacht! gehst du endlich?
 Wie fürchte, wie haß' ich dich!
 Auf dem Felsen kauern
 zieht sie das Dunkel an sich,
 das sie weithin gespannt in das Land
 wie der Fischer sein Netz
 in den träumenden See.
 Dähe Nebel schwimmen über der Stadt,
 nur von den toten Türmen überragt —
 kein Licht, kein Schatten;
 nicht Nacht, nicht Tag;
 das Nichts selber
 ohne Anfang, ohn' Ende.
 Tief unter mir schläft noch die Stadt.

Aus den Fenstern der Häuser
 zwängen sich
 die quälenden Träume der Menschen
 und ihre stieren Zweifel;
 im wirren Knäuel ziehen sie
 mit Nebel und Dunst —
 hegen mit heißen, hohlen Augen,
 am fliegenden Haar hineingezerrt
 in's wilde Heer.
 Und immer höher steigt der Qualm,
 und immer enger wird die Brust,
 und immer banger geht der Atem;
 nicht Nacht, nicht Tag —
 Errette, rette mich, Morgenrot!



Aphorismen.*)

Von Paul Nikolaus Cossmann.

(München.)



A. Vor dem Gebäude der Wissenschaft steht eine Sphinx . . .

B. Nicht möglich! Schon viele Jahre arbeite ich in ihm, habe aber nie etwas von einer Sphinx gesehen.

A. Sie sind wohl stets die Bediententreppe hinauf gegangen.

Jawohl ist der Streit der Vater der Wahrheit; aber nicht der Streit mit Anderen.

Dem Forscher ist die architektonische Schönheit eines philosophischen Systems verdächtig, so wie man bei einer hübschen Kellnerin gewärtig ist, schlecht bedient zu werden.

Über alles sich wundern — Anfang der Wissenschaft. Über nichts sich wundern — ihr Ende.

Die entschiedensten Gegner des Unsterblichkeitsglaubens sind Leute, welche als Geister zu denken, dem gläubigsten Spiritisten schwer fallen muss. Vielleicht haben jene dunkel das Gefühl, nicht hinein zu passen in eine Welt, in welcher nicht zu Mittag gegessen wird.

Der Unterschied zwischen der Meinung der Griechen, dass die Sonnenstrahlen Pfeile des Phöbus sind, und der unsrigen, dass sie Bewegungen eines gewichtslosen Stoffes seien, ist der: dass die erste poetisch ist, und die zweite nicht.

Kunstgeschichte gleicht meist einer Meerfahrt gen Westen, deren Ziel es ist, die untergegangenen Sonnen mit Kochlöffel und Botanisierbüchse einzusammeln.

Ein Jurist ist in Sachen der Gerechtigkeit eben so massgebend wie ein Theater-Intendant in Sachen der Kunst, ein Uhrmacher im Zeitproblem, ein Geometer im Raumproblem, eine Hebamme und ein Cotengräber in den Problemen des Werdens und Uergehens.

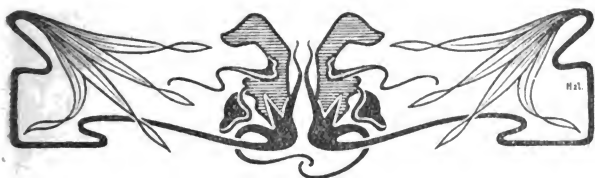
Die vier Fakultäten.

Die Theologen erwählen ihren Beruf aus Gottesliebe, die Juristen aus Gerechtigkeitsliebe, die Mediziner aus Menschenliebe und die Philosophen aus Wahrheitsliebe.

Wenn ein Engel vom Himmel herunter käme, würde Mancher darin nichts sehen als eine Bestätigung der Fallgesetze.



*) Aus der bei Carl Haushalter in München 1898 bereits erschienenen Sammlung, die sich in ihrem Reichthum nach diesen wenigen Textproben wohl selbst empfiehlt.



Münchener Nekrologe.

3. Adolf Stäbli.

Von Wilhelm Weigand.

(München.)

Alles Individuelle hat in Welt und Leben einen schweren Stand. Dies fühlen sogar jene Künstler, die nicht an ihrer Individualität leiden, so deutlich, daß sie stets darauf bedacht sind, sich in „Richtungen“ unterzubringen, die dem Einzelnen Schutz bieten oder gar die Illusion gewähren, es könne eine Richtung oder ein Ismus die Persönlichkeit ersetzen. Wir haben in Deutschland noch nie das Schauspiel erlebt, daß eine echte Natur sofort anerkannt und geschätzt worden wäre. Dieses Schauspiel für Götter bleibt den Angehörigen anderer Nationen vorbehalten, die noch wissen, was Tradition in Kunst und Leben heißt. In Deutschland aber hat jeder Künstler, der es wagt, seine eigenen Wege zu gehen, ein Leben voller Kampf und Mühen vor sich.

Auch Adolf Stäbli durfte sich nicht der Anerkennung weiterer Kreise freuen. Es war, von seinen Landsleuten abgesehen, ein kleiner Kreis von Kennern, der den seltenen Künstler schätzte und wohl auch nach Kräften dafür sorgte, daß seine besten Sachen in gute Hände kamen. Es sei hier ausdrücklich hervorgehoben, daß beim Hinscheiden Stäbli's kein Einziger unter den zünftigen Kunstkritikern Münchens eine Würdigung des Künstlers zu geben versuchte, der ganz einfach ein Stück Genie war. Es war nicht der böse Wille, der in solchem Verhalten zu Tage trat, sondern ganz einfach die Unbekanntschaft mit dem Lebenswerke eines Mannes, der keiner Clique und keiner Partei angehörte, sondern mit der Gelassenheit eines echten Mannes seine eigenen Wege gieng.

Adolf Stäbli wurde am 31. Mai 1842 in Winterthur geboren, wo sein Vater Zeichenlehrer am Gymnasium war. Als ziemlich junges Burschchen kam er nach Zürich zu Rudolf Koller, der sich schon damals

eines großen Rufes unter seinen Landsleuten erfreute, in die Lehre. Hans von Werlepsch erzählt in einem Artikel in der „Schweizerischen Rundschau“ (Februarheft des Jahrganges 1892), der reizende Einzelheiten aus der Jugend Stäbli's enthält, daß Koller den jungen Maler immer wieder auf die Natur verwiesen habe, ohne ihn viel mit Zeichnen nach Gipsabgüssen zu plagen. Sein Schlagwort: „Natur, Natur, und noch einmal Natur“ war jedenfalls dazu angethan, kräftigen Naturen nicht zu schaden. Stäbli selbst scheint seinem Lehrer die Dankbarkeit bewahrt zu haben, die auf eine gesunde Entwicklung zurückblicken darf. Im Alter von 21 Jahren kam Stäbli nach Karlsruhe zu Wilhelm Schirmer, der indessen bald darauf starb. Ein Herr Imhof aus Winterthur schickte den jungen Künstler hierauf nach Dresden, wo er Claude Lorrain für ihn kopieren, und nach Mailand, wo er Hobbema studieren sollte. Im Jahre 1866 gab er ihm sogar die Mittel, nach Paris zu gehen. In gewissem Sinne wurde der Aufenthalt in Paris, ob er auch kein Jahr dauerte, für Stäbli entscheidend: hier lernte der junge Künstler mit eigenen Augen sehen, was geistreiche Meisterschaft, die von einem Charakter gestützt wird, im Laufe langer Jahre an seltenen Werken geschaffen hatte. Die Hauptwerke Daubignys, Corots, Troyons waren noch nicht in alle Welt zerstreut, und die Weltausstellung des Jahres 1867 zeigte die französische Landschaftsmalerei auf ihrer ganzen Höhe. Man darf wohl sagen, daß die Eindrücke, die Stäbli hier empfing, für sein eigenes Schaffen bestimmend wurden. Man braucht gar nicht an unmittelbare Schülerschaft zu denken. Wir ergreifen stets nur das Verwandte, und das Auge eines Suchenden, den sein eigenes Talent treibt, lernt mehr in einem freien Augenblick als der Schüler eines Meisters, wo ein ihm innerlich fremder Meister lehrt, in langen Jahren unfreien Ringens. Der Meister, der jedenfalls den größten Einfluß auf Stäbli übte, war Troyon.

Mitten im Ausstellungsjahre mußte Stäbli, dessen Stipendien zu Ende giengen, nach der Schweiz zurückkehren. Im gleichen Herbst zog er mit einem Auftrag der Aargauer Regierung in der Tasche nach München, das von nun an seine künstlerische Heimat wurde. Hier kam er in den Kreis junger Künstler, die damals den Fortschritt und das werdende vertraten: zu Leibl, Thoma, Haider, Trübner, Victor Müller trat er in persönliche Beziehungen. In Otto Frölicher, einer weicher gearteten, aber durchaus vornehmen Natur, gewann er einen treuen Kameraden, und in Adolf Bayerdorfer, dem geborenen Kenner und Ästhetiker, einen treuen Freund, der unermülich für den jungen Schweizer eintrat. Wie der ganze Kreis, dem er übrigens mehr durch seinen Charakter als durch seine

Künstlerschaft nahe stand, hatte Stäbli schwer um seine Anerkennung zu kämpfen. Ohne die Beihilfe seiner Landsleute, die seine Bilder allerdings nicht besonders hoch zu bezahlen pflegten, wäre es ihm kaum gelungen, sich aufrecht zu erhalten. Jedenfalls hat er in seiner Jugend das Künstlerelend bis zur Reife ausgekostet. Eine Stelle aus einem Briefe des jungen Künstlers an seine Schwester aus jener Zeit zeigt, wie Stäbli über Kunst und Erfolg dachte: „G. hat teilweise Recht, wenn er sagt, daß die Bilder in München heute besser bezahlt werden als früher; aber was für Bilder! Das weiß er nicht. Ich brauchte mich nur in eine Schule, wie die von Tier, Ramberg oder Piloty aufnehmen zu lassen, so hätte ich mein schönstes Auskommen, müßte mich aber größtenteils selbst verleugnen und in dem Stiefel, der Mode malen, wie die laufenden Tonangeber es wünschen. Dann laufen einem die Kunsthändler nach wie verrückt und zahlen, was man verlangt, wenn's auch manchmal das blödeste, verrückteste Zeug ist. . . Ich will meinen eigenen Weg gehen und der Kunst zu Liebe arbeiten; deshalb kommt doch noch vielleicht die Zeit, wo ich besser stehe in finanzieller Hinsicht, wenn mir nur der liebe Gott Gesundheit giebt. Dann kann ich auch Achtung vor mir selber haben.“ (Zitiert von H. von Berlepsch in einer Studie über Stäbli; Graphische Künste, Jahrgang 1896.)

In späteren Lebensjahren gieng es Stäbli besser; ich möchte dies hier ausdrücklich betonen, um allerlei Legenden zu begegnen, die bei seinem Tode in Umlauf kamen. Mit der Zeit hatte sich ein kleiner Kreis von Verehrern, zu denen sehr viele Künstler gehörten — ich nenne vor Allem Ernst Zimmermann, Biglhein, Stadler — um ihn gebildet, die ihn als Menschen und Künstler in gleichem Maße schätzten. Sie sorgten auch mit stiller Liebe, daß die Sachen, in denen sich seine Meisterschaft offenbarte, würdige Käufer fanden. Ich selbst lernte den Künstler in der Mitte der 90er Jahre durch Bayernsdorfer kennen. Trotzdem er die Fünfzig überschritten hatte, machte er einen durchaus jugendlichen Eindruck. Die langen Jahre der Verkennung hatten keine bitteren Spuren in seiner Seele zurückgelassen; er war von seltener Kindlichkeit und Herzengüte, die ein Zug schalkhaften Humors noch verschönerte. Bei Allen, die ihn kannten, erfreute er sich einstimmigster Verehrung. Die Begeisterung, mit der ihn jede echte Meisterschaft erfüllte, hatte etwas Rührendes: wer selber Meister ist, weiß auch die schönen Dinge, die Andere machen, mit meisterlichem Blick zu schätzen. Während der letzten Jahre war Stäbli's Gesundheit schwach und schwankend. Er starb am 21. September 1901 in München. Auf seinem Totenbett konnte er noch mit der goldenen Medaille spielen,

die er für eines seiner Bilder auf der diesjährigen internationalen Kunstausstellung im Münchener Glaspalast erhalten hatte.

Als Natur schließt sich Stäbli jenen Schweizern an, die der deutschen Kultur des 19. Jahrhunderts unvergängliche Werte und Werke geschenkt haben: ich erinnere an Keller, Meyer, Burchardi. Was diese Männer, im Vergleich zu den deutschen Phrasenmachern, die nach dem großen Krieg in Mode kamen, auszeichnet, ist eine kraftvolle Männlichkeit, die jedem Nachertum abhold ist. Sie sind stark genug, in vornehmer Abgeschlossenheit zu warten, bis der Augenblick ihrer Wirksamkeit beginnt. Die Sicherheit, die sonst eine vornehme Kultur verleiht, schöpfen sie aus der Kraft eines Volkstums, das sich auch theoretisch seiner schönsten Eigenschaften bewußt bleibt. Dieses Volkstum ist der beste Boden für Individualitäten, die als kostbarsten Schatz die Scheu in ihrer Seele tragen, sich auf dem Markte zu verschwenden.

Sie alle verstehen ihr Handwerk ganz ausgezeichnet, mögen sie nun mit dem Pinsel schaffen, die Feder führen oder als Forscher fern vom Markte des Tages leben. Jedes Handwerk will mit Ernst und Eifer betrieben sein: dies gilt auch von dem Handwerk in der Kunst, als welches in zweifacher Hinsicht einen goldenen Boden hat.

Stäbli gehörte zu den Künstlern, die vor der Natur noch mit dem Stifte studieren. Kein Mensch hatte eine Ahnung, welche Meisterschaft als Zeichner er bethätigte: erst die Studienmappen seines Nachlasses ließen seine Freunde einen Einblick in diese Seite seines Wesens thun. In gewissem Sinne ist der ganze Stäbli in diesen Zeichnungen enthalten. Er besitzt das schärfste Auge für die Struktur des Bodens und für den organischen Bau eines Baumes. Die Art, wie er die Masse eines Baumes erfährt, wie er Licht und Schatten auseinander hält, ist stets bezeichnend für seine rein malerische Anschauung. Immer sieht er das Wesentliche, ob er es nur andeutet, oder die Zeichnung so weit fördert, daß ein Höchstes an geschlossener Wirkung erreicht werde. Er hat, wie jeder Künstler, seine Lieblingsmotive, die wie eine Lieblingsmelodie seiner Seele immer wiederkehren. Jedenfalls hat die reizende Umgebung Winterthurs in der Seele des jungen Künstlers tiefe Eindrücke hinterlassen. Hier darf man die Daine'sche Theorie vom Milieu, die in mancher Hinsicht so unzulänglich bleibt, mit vollem Rechte zur Erklärung heranziehen.

Aber alle diese Zeichnungen, die uns den höchsten Respekt vor der Natur verraten, sind für den Maler Stäbli doch eigentlich nur Anregungen. Sie offenbaren, wie er sich das Wesen und die äußere Erscheinung aneignet, um sie als freier Künstler zu gestalten. Man kennt Böcklins Ab-

neigung gegen das Studienmalen. Der Meister gieng so weit, zu fordern, das Studienmalen solle überhaupt verboten sein. Er hält die Naturnachahmung für tödlich, da ja die Natur nicht Zweck, sondern nur Mittel aller Kunst sei. Ich führe dies Bekenntnis aus dem jüngst erschienenen Buche von Gustav Floerke „Zehn Jahre mit Böcklin“ nur an als Ausdruck einer Kunstanschauung, die vor nicht allzu langer Zeit noch gänzlich verpönt war. Stäbli selbst ist viel weniger radikal; aber auch ihm ist die Phantasie, um mit Gottfried Keller zu reden, die Schatzmeisterin, Erzgängerin und Neuhervorbringerin. Wenn ihn ein Motiv packt, so macht er mehrere Studien, um sie dann zu einer höheren Einheit zu verschmelzen. Zu einem seiner besten Bilder, der herrlichen „Gewitterstimmung“ in Winterthur, sind drei Zeichnungen vorhanden. Auf dem Bilde selbst aber ist das Motiv, das er durchdrungen und in sich aufgenommen hat, zu einer höheren Einheit, zu größerer Wirkung gesteigert. Die Fähigkeit der inneren Anschauung, die ein solches Gestalten voraussetzt, ist in höchstem Grade bewundernswert. Sie ist der jüngeren Generation, die begeistert oder ledern an der Studie hängen bleibt, fast ganz abhanden gekommen.

Ein Zug in's Große und Gewaltige ist Stäbli überhaupt eigen: er malt mit ganzer leidenschaftlicher Seele. Einzelne Motive kehren bei ihm immer wieder: gewaltige düstere Baumgruppen, die sich, vom Sturm gepeitscht, im Mittelgrunde aufwärts bäumen, oder hellere Birken, deren schlanke Stämme einem geistvollen Beobachter Gelegenheit geben, die entzückendsten malerischen Einzelheiten zu verschwenden. Stäbli, der durch keine Theorie verbildet war, stand der Natur mit seltener Unbefangenheit gegenüber: er malte Freilicht-Landschaften zu einer Zeit, wo in Deutschland niemand noch ein Auge für solche Dinge und Probleme hatte: eine Chiemseelandschaft aus den siebziger Jahren giebt hierfür ein feines Zeugnis. Später wurde seine Palette schwerer und dunkler, und es ist nicht unmöglich, daß er diesem Umstand den Mangel allgemeiner Anerkennung verdankte. Die Augen des unerzogenen Publikums bemerkten nicht, daß er auch auf seinen dunkelsten Bildern eine außerordentlich feine Empfindung für die Farbe bethätigte. Welcher feinsinnige Kolorist in dem leidenschaftlichen Maler steckte, zeigt besonders ein vor der Natur gemaltes Bild „Weg im Harz“.

Vielleicht darf man die Größe seiner gelungenen Würfe darauf zurückführen, daß er nicht zu den Malern gehörte, die immer vor der Staffelei sitzen. Ich weiß, wie wenig damit gesagt ist, wenn man behauptet, dieses oder jenes Bild eines Meisters sei ein Erlebnis. Hier aber darf man zur Erklärung mancher Wirkung wohl von seelischen Erlebnissen

sprechen, zumal der Meister selbst diesen Ausdruck öfters brauchte, wenn von einzelnen seiner Bilder die Rede war. Er malt seine besten Sachen im Furor herunter. Was der Tag in schlimmeren Stunden hervorbringt, berührt sein eigentliches Talent nicht, und es wäre unbillig, wie dies oft genug geschehen, es darnach zu beurteilen.

Niemals sind ihm die Einzelheiten eines Bildes die Hauptsache, so sehr gerade sie den ausgezeichneten Techniker verraten: wie meisterhaft sind z. B. seine Birken gemalt! Stäbli hat, um es mit einem Wort zu sagen, Stil, der nichts Anderes ist als der Sinn für das Wesentliche. Die Art und Weise, wie dieses Wesentliche der Erscheinungen auf den besten Bildern des Meisters erfasst und zum Ausdruck gebracht ist, offenbart ein Temperament, das den Ernst der Welt kennt. Die männliche Leidenschaft, die sich nie im Großen und Gewaltigen genug thun kann, nahm bei Stäbli mit den Jahren eher zu: sein letzter Entwurf, nach einer Studie vom Ammersee, beweist seine Fähigkeit, das Erschaute in's Große zu steigern, in besonders glänzender Weise. Wir haben eine heroische Landschaft vor uns, die schon in der ersten Anlage alles Wesentliche giebt und im eigentlichen Sinne fertig ist.

Die Sammelausstellung Stäbli'scher Bilder, die pietätvolle Hände in zwei Sälen des Münchener Kunstvereins vereinigt hatten, gewährte einen vollkommenen Überblick über das Lebenswerk einer seltenen Künstlernatur. Jeder Künstler sollte nur nach seinen höchsten Leistungen beurteilt werden. Diese Forderung darf man besonders vor den Werken jener Männer erheben, die nicht von der Gunst ihrer Zeit an das Gestade vollkommenen Glücks und froher Freiheit des Schaffens getragen wurden. Wo es, wie in diesem Falle, möglich ist, eine Reihe ausgezeichneter Werke für kurze Zeit zu vereinigen, wird sich auch die Gerechtigkeit des historischen Blickes einstellen, der dem Verkannten seine Stellung in dem Gedränge der geschichtlichen Entwicklung anweist. Auch Solche, die der Kunst ferne leben, fühlten vor den Werken des Schweizer Meisters, daß sie vor den Äußerungen einer echten Natur standen, die unbeirrbar und voll natürlicher Vornehmheit ihre eigenen Wege gegangen war.





Karl Kämpf.

Biographische Skizze von Th. von Galecki.

(Leipzig.)

Auch die Musik geht heutzutage nach Brot. Das ist so wahr, wie es einst Musiker gegeben hat, denen die Musik mehr galt als das tägliche Brot. Leider nehmen sie immer mehr ab. Wer heute glänzt, fordert für sein „Glänzen“ auch die entsprechende Vergütung in Golddukaten. Und schließlich ist diese Forderung ja berechtigt. In wie weit sie sich immer erfüllt, steht freilich dahin.

Wenn man aber die bescheidenen Honorare der Komponisten älterer Zeiten mit den heutigen vergleicht, muß man staunen, welch' gewaltige Summen moderne italienische Spielopern, österreichische Operetten und Walzer einbringen: eine einzige Komposition solchen Stils wiegt oft schwerer (in Gold) als die ganzen Partituren Beethovens. Hierunter müssen natürlich solche Musiker leiden, denen die Gabe fehlt — zum Teil verschmähen sie es auch — effektvolle, leicht verständliche Werke zu schaffen, und die sich damit begnügen, nach idealen Vorbildern zu arbeiten, wobei sie oft Tüchtiges hervorbringen; meist unterlassen sie es aber, in gehöriger Weise die Reklametrommel zu rühren.

Zu diesen Musikern gehören viele jugendliche Talente, dazu gehört auch der Komponist Karl Kämpf. Erst im 26. Lebensjahre stehend, hat er bereits eine Anzahl, von der Kritik als höchst gediegen anerkannte Kompositionen geliefert, darunter eine sinfonische Dichtung für Orchester („Deutsche Waldromantik“ nach Eichendorffs Dichtung), mehrere Suiten für Klavier und Orchester, darunter die „Hiawatha-Suite“ (nach Longfellow's gleichnamiger Dichtung), und eine Reihe nordischer Stimmungsbilder, die ganz eigenartig instrumentiert sind und durch ihren rein sinnlichen Reiz auf die Hörer geradezu hinreißend wirken. Dazu kommen noch eine Reihe Klavierstücke, Lieder, Kammermusikwerke &c.

Alle diese Arbeiten verraten ein viel verheißendes Talent, das nur ein wenig des von außen kommenden Ansporns bedürfte, um in volle Blüte

überzugehen. Alsdann wohl würde Kämpf, wie ihn heute schon die Kritik (Taubert, Tappert, Lessmann, Ertel u. A.) als berufenen Musiker hervorhebt, bald zu den Berufensten gehören. Ein Künstler, der in seinem Schaffen nicht ermutigt wird, wird gar zu leicht mutlos; er schafft zwar weiter, es fehlt ihm aber die Freudigkeit, die der starke Erfolg, eine weit greifende Anerkennung im Künstlerherzen wach rufen, seiner Muse immer erneutes Leben zuführend.

Mögen diese Zeilen die Bekanntschaft mit dem jungen Tonkünstler vermitteln helfen; mögen sie dazu beitragen, daß er in seinen gedankenvollen Arbeiten allmählich bekannter werde!

*

Karl Kämpf entschied sich zuerst für die Virtuosen-Carrière. Als Schüler Alfred Sormanns im Klavierspiel und Friedrich G. Kochs in der Kompositionslehre war er zu einer bedeutenden Technik und idealer Auffassung deutscher und fremder Meister (insbes. Beethoven, Schumann, Chopin, Grieg) gelangt und ist dann eine Zeit lang in kleinen Konzerten in Berlin (so in der Singakademie) und auswärts, teils selbständig, teils als Begleiter, und immer mit gutem Erfolge aufgetreten. Da hatte der Künstler im Jahre 1895, nachdem er eines Lungenleidens wegen ein halbes Jahr in Tirol verbracht hatte, das Unglück, sich einen Knochen der rechten Hand zu zersplittern. Von nun an war es mit der Virtuosen-Laufbahn vorbei, und er legte das Hauptgewicht auf die Komposition, und das mit Glück.

1894 war sein erstes größeres Werk, die Hiawatha-Suite, entstanden. Es dokumentiert sich darin eine reiche melodische Begabung, eine blühende Phantasie und ein hervorragendes Instrumentationstalent.

Das Werk ist in vier Sätzen aufgebaut: 1. Minnehaha (lachend Wasser); 2. Hiawatha's Klage; 3. Bettlertanz; 4. Chibiabas, der Sänger. Die orchestrale Tonsprache Kämpfs zeigt hier ihren Vorzug darin, daß er nicht Melodien findet und sie einem beliebigen Instrument zuerteilt, sondern, wie jeder richtige Komponist, durch die Vorstellung von dem Klange eines Instrumentes zu einer gewissen Melodie inspiriert wird, so daß der Inhalt des Werkes mit der Orchestersprache vollkommen verschmilzt. Er instrumentiert also eigentlich nicht, sondern er denkt sogleich orchestral.

Der erste Satz (Minnehaha, lachend Wasser) besteht aus drei Themen, die echt sinfonisch behandelt und verarbeitet werden. In trefflicher Weise schildert der Komponist, dem Vorwurfe gemäß, das Sprühen und Blitzen des Wassers, mit welchem das Gemüt einer jungen Maid verglichen wird — ohne daß er dabei in den Fehler einer rein äußerlichen Tonspielerei

verfiel. Das orchestrale Gewand, mit welchem dieser Satz bekleidet ist, schillert in allen Tonfarben und wirkt geradezu berauschend.

Der zweite Satz, Hiawatha's Klage, ist in großer Liedform gehalten. Charakteristisch ist, daß die Pauke während des ersten und dritten Teiles unentwegt ein rhythmisches Motiv festhält, über dem sich diese Teile aufbauen. Die Streichinstrumente treten in den Außenteilen fast nur kontrapunktierend auf, dagegen ist ihnen der Gesang des Trio's vollständig vorbehalten.

Satz drei, Bettlertanz betitelt, schildert einen indianischen Gaukeltanz, der leise und geheimnisvoll anfängt und sich nach und nach bis zur Raserei steigert. In Bezug auf fortreißende Entwicklung und Verwendung der Orchestermassen dürfte sich der Satz wohl mit jedem modernen Tonstück in dieser Gattung messen.

Der vierte Satz, Chibiabas der Sänger, ist ein erst vom Violoncell und später von den Violinen vorgetragener Gesang, der sich durch seine edle Einfachheit sogleich Aller Herzen gewinnt, zumal diese nach dem voraus gegangenen Bettlertanz hier doppelt wohlthuend berührt.

Diese Suite wurde in Berlin vom Philharmonischen Orchester, sowie von andern für künstlerische Musik in Frage kommenden Orchestern wiederholt aufgeführt und rief überall die größte Begeisterung hervor. Auch im Auslande, z. B. in Riga, wurde sie recht beifällig aufgenommen. Ich selbst habe Gelegenheit gehabt, das Werk auf seine Wirkung hin zu erproben, gelegentlich einer Aufführung, die ich seiner Zeit als intermistischer Leiter des Kurtheaters zu Arco in einer zu Gunsten des „Weißen Kreuzes“ abgehaltenen Soirée inszenierte. Die Suite wurde damals von einem guten italienischen Orchester gespielt. Im Publikum befand sich die Elite der Wiener Aristokratie; das Werk fand rauschenden Beifall, insbesondere der dritte Satz, der wiederholt werden mußte.

Wenn ein distinguiertes, musikverständiges Publikum sich mit einem Tonwerke einverstanden erklärt, wenn erfahrene Kritiker es rühmend anerkennen, muß es doch Wunder nehmen, daß es kaum zwei Jahre nach Bekanntwerden wie verschollen ist, bezw. so selten noch zu Gehör gebracht wird . . .

Der Komposition der Suite schloß sich eine Klavierfonate an (in Fis-dur). Auch diese ist ein viersätziges Werk, in großem Stile gehalten; insbesondere der erste und der vierte Satz, ein flotter Allegrosatz, zeigen schwungvolle Themen. Der zweite ist in Menuettform gehalten, der dritte, ein Intermezzo, behandelt ein kurzes Motiv in melodioser Form.

Eine Violinsonate, die einige Zeit später entstand, läßt deutlich die Fortschritte, welche Rämpf durch eifriges, weiteres Studium errungen,

durch gewählte Harmonisierung, prägnantere Themenbildungen und kraftvollere Durcharbeitung erkennen. Sie wurde in Berlin wiederholt öffentlich aufgeführt und trug wesentlich mit dazu bei, seinen Namen in den dortigen Musikkreisen klangvoll einzuführen.

Die Klavier- und Violinstücke: wie „Lyrische Stücke“, „Stimmungsbilder“, „Nachtstücke“, „Walzer“, „Albumblätter“, „Legende“ zc. erinnern an Schumann und Grieg, wie Rämpf überhaupt eine besondere Vorliebe für diesen nordischen Meister an den Tag legt und teilweise sogar an dessen Werken sich gebildet hat. Er hat sich infolge dessen einer gewissen, speziell harmonischen Beeinflussung durch diesen bisher nie ganz entziehen können, wobei ihn freilich sein gesunder künstlerischer Verstand die richtige Grenze inne halten ließ und vor schwächlichem Epigontum gegenüber dem von Einseitigkeit nicht freien Meister glücklich bewahrte.

In letzter Zeit sind von dem jungen Künstler eine Reihe von Tonstücken für das Mason- und Hamlyn-Harmonium erschienen, von denen die „Bilder von Rügen“ am ersten zu nennen sind. Es sind dies fünf Tonstücke von bestrickendem Reize. Inhaltlich am wertvollsten erscheinen mir „Am Hünengrab“ und „Sonnenuntergang am Strande von Hiddensee“, zwei wirklich poetische Naturschilderungen. Rämpf malt hier, ähnlich wie Grieg, verschiedene Situationen, Stimmungen und trifft immer den Ton so glücklich, daß der Hörer von seiner Stimmung unwiderstehlich gepackt und andauernd darin festgehalten wird. Eine kleine Komposition, „Seltfame Karawane“ betitelt, zeigt den selben Charakter. Eine geheimnisvolle Mystik weht durch das kleine Tonstück, die lange noch in der Seele nachhallt, auch wenn der letzte Ton schon verklungen.

Endlich möchte ich noch den „Festmarsch der Fafnerbündler“ erwähnen. Außer eigenen Themen hat Rämpf hier das Fafner- und Lindwurm-Motiv aus Wagners „Siegfried“ verarbeitet. Als Mitglied der musikalischen Vereinigung „Fafnerbund“ in Berlin wurde er dazu angeregt und hat viele Freunde sich damit erworben.

Zieht man die Summe dieser Kompositionen verschiedenster Art, so kommt eine ganz stattliche Sammlung zu Stande. Viele kleine Arbeiten habe ich noch nicht einmal hier erwähnt. Doch auch in dem Unbedeutendsten zeigt Rämpf seine Originalität. Seine Musik ist neu und eigenartig, und er verdiente wirklich mehr an die Öffentlichkeit gezogen zu werden, als dies bis heute der Fall war. Zum Teil ist wohl der bescheidene Künstler selber daran schuld, der in seinem behaglichen Heim zu Schöneberg bei Berlin in glücklicher Ehe mit einer liebrenden Frau zurückgezogen lebt und emsig schafft, ohne persönlich viel hervor zu treten.





(Schauspiel-Premidren. — Aus dem Konzertsaal. — Ausstellungen.)

Die Könige", dramatisches Gedicht in vier Akten: so nennt sich eine merkwürdige Neuheit regitierender Bühnenkunst von Korfiz Holm, mit deren Sprachromantik sich Dr. R. Schaulal an dieser Stelle bereits eingehender befaßt, und von welcher unser Kgl. Hofschauspiel uns jüngst die erste Aufführung nun besichert hat. Ich schließe mich durchaus der Auffassung unseres Mitarbeiter an, welcher meinte, daß es von Wert und Interesse sein müßte, dieses Werk einmal von der Bühne herab auf sich wirken zu lassen; und mit jenem erblicke ich in diesem eine sehr bemerkenswerte Talentprobe, die gewiß zu manch' schönen Hoffnungen berechtigt. Aber sofort auch „judt mich das Fell“; im selben Atem gleichsam möchte ich mir nämlich erlauben, das Stück als Ganzes hiermit kurz charakterisierend, folgende Untertitel ergebenst noch dafür in Vorschlag zu bringen: „Die Könige — oder das Rusfidrama in Worten“, — „oder das Drama der hohen und schönen Lebensarten“, — „oder die Sutzeffion nach rückwärts“, — „oder der Tod als Wille zum Leben“. Besonders frappant blieb mir auch die Logik des Autors bezüglich der glücklichen Beendigung jenes endlosen Krieges zwischen den beiden Nebenbuhlern im Herrscheramte: nach welcher Methode in unseren Tagen so etwa ein höchst-persönlicher Zweikampf zwischen dem Könige Eduard von England und dem Präsidenten Krüger die endgiltige Entscheidung auch in der Burenache zu bringen hätte. Und ganz und gar teile ich schließlich die Auffassung derjenigen, die da sagen: die belebende Hoffnung (zum Schluß) auf den sicheren, im Schoße der jungen Witwe heranreifenden Thronerben erscheine nur dann begreiflich, wenn man zugleich annehme, daß auch in sagenhaftem Altertume schon etwas wie Prof. Schenks berühmte Theorie weibiglich bekannt gewesen sein müsse. Aber, gottlob, wenigstens kein Künstler- und Gelehrten-Drama diesmal! — und das ist, außer dem entschiedenen Formtalent, wohl auch das Kuriosum daran, zumal wenn es sich, wie hier, um ein Redaktionsmitglied des — Langen'schen „Simplifissimus“ handelt. Sollte vielleicht all der windige Flirt unserer modernen Litteratur, aller Snobismus und spleen, wie man das von der Kolportage-Litteratur ja auch schon behauptet, aus Überfütterung und Ekel ganz naturnotwendig doch noch zum Besseren führen — durch Revolution also zur Reaktion (diesmal im guten Sinne genommen)? Warum aber dann, wenn schon nicht Kunst- oder Litteraten-, gerade nur ein Königsdrama? Lebhaft habe ich mich auf dem Heimwege mit einem Kollegen über diesen neuerlich stark hervortretenden Zug unserer Jungen zum Königs-Problem unterhalten. Meinte ich für mein Teil doch: es könne am Ende wachsenden „Imperialismus“ bei uns bedeuten. Er freilich sagte die Sache dahin, daß die Herren Autoren mit den romantischen Stoffen und hochgestellten Personen ohne Weiteres schon die große Kunst der vornehmen Höhe zu besitzen glaubten — und mag damit schließlich wohl Recht behalten. Die Aufführung, recht gut in den Hauptgestalten (der Herren Lützenkirchen, Wohlmut, Monnard, Häußer, Gura), war bedeutsam getragen namentlich von Herrn Schneider, der den mystischen Sänger und Seher, Propheten

und Poeten — genau genommen freilich: Spielverberber, mit eindrucksvollem Ernste verkörperte; die Regie hingegen blieb arg „sagenhaft“. — Der Erfolg trat erst am anderen Tage in den achtungsvollen Besprechungen unserer Münchner Blätter wie bei den mehrfachen Wiederholungen später so recht zu Tage. Caeterum censeo: Theaterstücke sollten, nach den Regeln des guten Tones in allen Lebenslagen, von Redakteuren und Kritikern am Orte weder eingereicht, noch von unseren Bühnenleitungen entgegen genommen werden.

Lassen wir uns rasch nach dem „anderen Ufer“ übersetzen und gehen wir nunmehr ein auf das neue Stück eben dieses Namens von Arthur Politzer, das uns der „Akademisch-dramatische Verein“ nach einigen epischen Abenden (mit Vorträgen bezw. Vorlesungen von Josef Kueberer, Thomas Mann, Kurt Martens, Dr. Heinrich von Schullern) im „Münchener Schauspielhaus“ zum Festen gab. Es giebt Leute, welche meinen — und dies auch offen sagen, daß er uns damit zum Besten gehalten habe. Ich möchte nicht zu diesen gehören und das Ding doch nicht so ganz unterschätzen, wenn ich mich auch gar sehr versucht fühle, das Ganze diesmal gerade umgekehrt auf die Formel zu bringen: „Leben als Wille zum Nichtsein!“ „Es handelt sich um eine Studie über die Glückseligkeit“, läßt der Autor dieses Drama's der Schreie und der Träume, des Quatens, der Hypnose wie der Gespenster, im Stücke selbst eine seiner Personen einmal sagen. Nun, ich denke, es handelt sich um einen mißlungenen, weil a priori ganz aussichtslosen Versuch, die Verbindung herzustellen zwischen der Welt der Sinne und der des Überfünftlichen; um ein völlig unzulängliches Experiment, die Sphäre des Jenseitigen, das heißt Dinge von jenseits der Bewußtseinschwelle, in's Diesseits eines Drama's herüber zu zerren und sie mit natürlichen Realitäten, durch Menschliches-Menschenmögliches in ihrer unbeschreiblichen Zartheit fassen oder gar darstellen zu wollen. Da wird denn über Raeterlind und Bisen, Neurasthenie und Kraftuberei, Kosmopolitisches und Bajuvarisches, Tragödie und Satire, Ästhetizismus und Naturalismus, Symbolismus und Realismus, Telepathie und Milieu zwangvoll-krampfhaft genug ein gemeinsamer Bogen zu schlagen gesucht; die Gestalten, aus deren Widerspiel sich manch' eigenartige Stimmungswerte, ganz zwischendurch sogar fein-poetische Züge von überraschendem Reiz in der Nuance ergeben, bleiben zuletzt doch nur Schemen von soi-disant-Weltanschauungen, von Un-, Miß- oder Ver-Stimmungen, die alles Andere, nur keine Stimmungen mehr aufkommen lassen. Gestaltung ist überhaupt nicht, und zu schlechter Letzt stehen wir da vor einem wüsten, ungelockt-unverbaulichen Dreib der unvereinbarsten Geschmacklosigkeiten. Mit der hysterischen Thea rief man schließlich, ganz krank von Alledem schon geworden: „Gemein! Gemein! Ist das nicht überaus gemein?“ Und mit dem höchst zweifelhaften Hubertusritter hatte man von Autor und Stück den entschiedenen Eindruck: „Der bellt nicht wieder!“ Trotzdem sollte er doch noch einmal bellen, soll es eine Woche später auch noch einmal eine öffentliche Leichenfeier „erlebt“ haben. Der „Wille zum Nichtsein“ hatte sich gerächt! . . . Die Darsteller: Herren Weigert, Lind, Pollandt, zumal aber die Damen Müller und Gerhäuser — Herrn Hertwich liegen ja solche blutlosen Gespenster, waren aufrichtigst zu bedauern. Und, hätte es noch eines Beweises für uns bedurft (was wir schon seit Eröffnung des Hauses wissen), daß die feinere Kunst des Theaters sehr zu wünschen läßt, diese entscheidende Probe mit „intimster“ Schauspielkunst hätte ihn uns erbringen müssen. Das erschiene Publikum benahm sich überdies sehr unerzogen.

Gab es bei diesem Anlasse schon einen „Kampf auf Leben und Tod“, nämlich auch zwischen Klatschen und Bischen im Hause, — was war es dann, das Max Dreyers „Sieger“ ebenda, anderthalb Wochen später, ebenfalls nicht siegen, sondern vielmehr selbst

diesen „Sieger“ schmählich wieder zu Falle kommen sieht? Warum wohl protestierte nach diesem Selbstverspottungs-Drama ein so großer Teil des Publikums? — bei welchem bald schon von einer „Aufführung in der Aufführung“ zu reden sein wird, wenn es in dieser Weise weiter fortfährt, sich an besagtem Orte „aufzuführen“. Im Ernst, die Sache blieb sehr rätselhaft; denn wenn irgend etwas, so ist doch gerade das Nivellieren Dreyer bei seinen Modellen stets nur allzu gut gelungen. Oder am Ende doch nicht so ganz? Ist es etwa just das unangenehme „Sitzen zwischen zwei Stühlen“, ein unbehaglich Schaukelgefühl, wie das der schlimmen Seerkrankheit, gewesen, was unser I. Publikum zur offenen Rebellion diesmal bewog? Denn daß die große Majorität derjenigen „Künstler“, die bei uns hier zu Lande, als lebendige Exempel zu seinem Bructer, bei feierlichen Gelegenheiten mit den bekannten roten oder blauen Ordensbändern unter der weißen Kravatte so zahlreich herumlaufen — daß diese „kompakte“ Masse der „Hoflieferanten“ zu jenem Abend eigens eine Ablehnungs-Claque organisiert und in's Schauspielhaus entsandt haben sollte, das ist bei der tiefgründigen modernen Litteraturkenntnis jener Herren doch wohl nicht ohne Weiteres anzunehmen. — Was mich persönlich betrifft, so denke ich im Allgemeinen über Max Dreyer um einige Grade besser, als man es in der hochnotpeinlichen Kritik für gewöhnlich Wort haben will. Wie aber konnte dem entschieden in ihm vor-handenen Dichter so gänzlich entgehen, daß er von dem köstlichen Schlusssmotive der ganzen Handlung, der ironischen Schmückung des Dolches mit dem Ordensbande, seinen Ausgang zu nehmen und aus dem Ganzen vielmehr die reine, volle Künstler-Komödie des ingrimmigsten Galgenhumors frisch-fröhlich-frei zu gestalten hatte? Wie nur mochte dem gewiegten Praktiker der Bühnentechnik, der er heute bereits ist, der fatale Vapfus hier mit unterlaufen: nicht nur das Künstler- und Streber-Drama, sondern auch zugleich das Familien-Schauspiel, in Sonderheit das moderne Frauen-Problem und den Ehe-Konflikt in Einem behandeln und sogar lösen zu wollen? wie der Verfasser somit die grobe Gefühlslosigkeit auf sich laden: die bildnerische Rivalität in's eigene Heim zu verlegen, statt sie rein und unverfälscht, natürlich-verständlich auf zwei Mannes-schultern zu stellen? Gott — Hü! Hü! — Gott! Hier liegt fürwahr der Hund des Dreyer'schen Drama's begraben, der bei Holitscher nicht wieder bellen sollte! Denn an und für sich wäre ja die klare Herausstellung jener natur-notwendigen Rehrseite der demokratischen Freiheits- und selbstbewußten Unabhängigkeits-Medaille: im nagenden und freßenden Künstler-Reide nämlich, ein sehr feiner, ja tiefer Zug seiner realistischen Betrachtungsweise zu nennen gewesen. Und so bleibt unsreinem denn nichts Anderes wohl übrig, als sein Urteil über die Möglichkeit eines solch' abstrusen Knotens still einstweilen zu vertagen, bis wir gelegentlich vielleicht einmal das Bildhauer- Ehepaar Beyrer jun. hier als Autorität in dieser Sache darüber befragen können, ob diese ganze Dreyer'sche Voraussetzung nicht überhaupt psychologischer Konsens, durch und durch geschrabte Annahme eines „Litteratur-Preziosen“ ist. Bis dahin ist und bleibt wohl auch uns dieser Dreyer'sche „Sieger“ ein Gefallener — *vae victori!* . . .

Während Zumpfe in der „Musikalischen Akademie“ und Weingartner in den Raim'schen Abonnement-Konzerten, Beide unbeirrt fortfahren, mit den gemischtesten Programmen gegenseitig sich ordentlich zu überbieten — auch ein „edler Wettstreit“! —, hält der junge, so ernst-gesinnte als frisch-begeisterte Siegmund von Hausegger mit jüher Energie und erstaunlicher Ausdauer an dem strengen Einheits-Programme, vor Allem in den sogenannten „Volks-Symphonie-Konzerten“ der Raim-Kapelle weiter fest, die denkbar erfreulichsten aesthetischen Resultate damit erzielend. So sind sie denn eigentlich die wahren künstlerischen Ereignisse der Saison und doch ohne Frage eine große Errungen-

schaft, diese ausgezeichnet besuchten Volks-Symphonie-Abende für den Mittelstand, mit Eintrittspreisen von 30 Pfennigen bis allerhöchstens 1 Mark, einem auserlesenen Programm: ausschließlich Schubert, Mozart, Beethoven oder Moderne — mit der konzentrierten Ausführung wiederum ohne Zwischenpausen und Klatsch-Unsug, sowie einer geradezu musterhaften, so andächtigen als aufmerksamen, dabei durchaus verständnisvollen Zuhörerschaft. Zu solch' würdiger, segensreicher Institution also glaubte unsere würdige Stadtvertretung ihren Segen in Form klingender Münze (der erbetenen Subventionierung) nicht geben zu können! Kann Unsererich doch nur aufrichtig beklagen, über so vielen anderen „Pflichten“ diese reinsten Kritiker-Freuden nicht noch weit häufiger sich gönnen zu dürfen.

An dem genüßreichen Abende, von dem wir hier besonders reden wollen, galt es dem bewundernswerten Dirigenten einmal die interessante Parallele — oder sollen wir nicht lieber gleich sagen: Antithese? — Brahms-Bruckner. Das war nicht nur ein geistreiches Experiment — auch eine Bosheit steckt' darin, wie bei dem Sohn und Schüler des Verfassers der „Musik als Ausdruck“ im Grunde ja auch gar nicht anders zu erwarten, welsch' Lektierer doch die Brahms'schen Symphonien schlagend einmal „Systeme“ mir gegenüber genannt hatte. Zu solcher dankenswerten Gegenüberstellung darf es nun vielleicht erlaubt sein, aus meinem eigenen (bei Schuster & Löffler in Berlin jüngst erschienenen) Werke „Wagneriana“ II. Band: „Von Palestrina zu Wagner“ einige Stellen anzuführen, die jener Aufführung gleichsam auf den Leib geschrieben sein könnten. Sie finden sich in den Unter-Kapiteln „Zur Brahms-Frage“ bzw. „Der Zwischenfall Anton Bruckner“ und lauten dort (S. 375 bzw. 380 u. a.) folgendermaßen: „Hans von Bülow pflegte bekanntlich in späterer Zeit von den ‚drei großen B der deutschen Tonkunst‘ zu reden und damit Anton Bruckner — leider ebenso wenig als einen Berlioz zu meinen. Wir möchten dem gegenüber heute einmal von den beiden gegenfüßlerischen ‚Br. . .‘ der Musik hier reden, in welchem volklosen Laut überdies noch ein sich schüttelndes Entsetzen über den so lärmhaft entfachten Streit der Parteien wirksam zugleich mit anklingen dürfte. . . Brahms und Bruckner: in der That! sie waren wohl die eigentlichen künstlerischen ‚Antipoden‘ im Leben (wie sich heute ganz genau nun übersehen läßt), wogegen der echt Hanslist'sche Wig, Brahms als Gegenkaiser und Widerpapst gegen einen Richard Wagner auszuspielen, wohl niemals allzu ernst zu nehmen war“ (von der Unvereinbarkeit einer Parallele zwischen Brahms und Liszt schon gar nicht zu reden!) . . . Wir dürfen es uns heute auch kaum mehr verhehlen: erst aus beiden Größen, Bruckner und Brahms zusammengenommen, würde uns wohl die ideale Sinfonie der Zeit noch erblühen, wenn diese Auseinanderlegung in zwei gesonderte Wege eben nicht an sich schon ganz deutlich zeigte, daß die Epoche der absolut-musikalischen Form auf diesem Gebiete unwiederbringlich vorüber scheint. . .“ „Wenn Brahms auch noch weitere 30 Jahre in Wien zugebracht hätte, und wenn wir auch zehn Brahms'e auf einander stellten, es würde doch niemals dieser klanggesättigte, farbenprächtige (Adagio-) Gesangston mit solch' innig-warmer und saftig-breiter Unterlage wie in Bruckner's gehaltvoll-bilden Melodieströmen herauskommen.“ „Umgekehrt wieder ergeben, im Punkte der mehr konzisen, gedrungen-symphonischen Form, zehn Bruckner noch keinen Brahms, der darin eben ganz Nordländer geblieben ist“ und (dramaturgisch gesprochen) zu Bruckner etwa wie Hebbel zu Angenruber stehen mag. Kurz — was ich in meinem Buche noch vergessen habe, hier aber gerne zugleich mit nachholen möchte: wir dürfen getroßt die köstliche Formel König Ludwigs I., des „Dichters“, auf die Beiden einmal anwenden:

„Brudner, dir fehlt das, was Brahms hat, und diesem just, was du besitzt;
Wäret ihr Beide vereint, wär's für die Erde zu schön!“

um so schöner, als schon der eine Brudner für sich so überaus schön sein kann . . .

Nach Kunstausstellungen auch unter'm Jahre, außerhalb des Turnus der landesüblichen, rief vorigen Herbst unser wertgeschätzter Kollege Eduard Engels für die „Kunststadt München“. Ich fürchte sehr, er wird jetzt am Ende zu sich selber sagen: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nicht mehr los!“ — denn heute haben wir wirklich bereits mehr als genug davon. Von der ungemein anregenden Ausstellung „Kunst im Leben des Kindes“ (15. Dezember — 15. Januar im Rathaus) hat so zu sagen unser ganzes voriges Heft schon geredet; höchstens ließen sich jetzt als „mit Bestremden vermischt“ ergänzend noch nachtragen: die illustrierte neue Jugendbücherei, bei Overlach in Wien erschienen; die Speckter-Bücher von G. Falke; Kunstblätter des „Kunstwart“; die jüngsten Publikationen von Karl Haushalter, hier; sowie, zum „Bilderschmuck in der Schule“: einiges Passende von Böcklin, die Preller'schen Odyssee-Landschaften, mehr Schwind, Keibels Bilder aus dem Rathaus zu Aachen, ein N. Wagner-Kopf u. s. w. Und auch das obligate Freigenblatt auf den Abbildungen antiker Plastik hat sehr geschmerzt; denn gerade das gehört unseres Erachtens mit zur „Welt-Anschauung“, daß man alle Glieder der menschlichen Vollgestalt, Mann genannt, mit voller Seelenruhe ansehen lernt und jederzeit auch anblicken kann! — Von Adolf Stäbli spricht das vorliegende Heft, und von der jüngsten Lenbach-Ausstellung im „Künstlerhaus“ hat das einzig zutreffende Wort wieder der neue ar. Referent der „M. Allg. Ztg.“ bereits ausgesprochen — als da heißt: „Los von Lenbach!“ Denn in der That: Ist das überhaupt noch Mal- und nicht schon Papier-Kunst? — Erübrigt somit nur noch, über die Jahre du Jahr-Ausstellung (bei Feinemann) etwas zu sagen, welche wesentlich neue Gesichtspunkte über den Verbliebenen kaum mehr ergeben haben dürfte, wenn sie auch die spezifisch materiellen Qualitäten an dem verstorbenen Künstler in einer Fülle der farbenfreudigsten Gesichte auf's Neue gezeigt hat; ferner noch die verdienstliche Vorführung einer Perretich-Kollektion (bei Kaefer) zu erwähnen, sowie auch die schöne Gedenkfeier der „Sezession“ besonders hervorzuheben, welche den hingegangenen Malern Paul Heye, Arthur Langhammer, Wilhelm Volk und dem von München „nach Stuttgart beförderten“ Architekten Theodor Fischer gewidmet war. Allenthalben in der lokalen Presse herrschte bei des Letzteren Weggang von hier ein groß Beflagen und Bedauern: die gute Stadt München hatte so lange ihr stumpfsinniges „Gut'n Morgen, Herr Fischer!“ an den Betreffenden hingefungen, bis sie diesem unseren Boden gründlich verleidet und ihn zur Stadt glücklich hinauskomplimentiert hatte. Dann auf ein Mal kam das Befinnen und der Schmerz, und der moralische Katzenjammer! Zu spät — wie bei uns immer. Jetzt heißt's unter „Kunstchronik“: „Der Epilog kann und darf unserer Stadt München nicht erspart bleiben: daß man Theodor Fischer hier das Leben und Schaffen erst in einem langwierigen Kleinkrieg vergrößerte und ihn endlich von dannen gehen ließ, gehört zu jenen Dingen, deren sich München heute zu schämen hat und vor aller Nachwelt zu schämen haben wird. Das Konto derartiger aktiver und passiver Sünden ist in den letzten Jahren bedenklich angefüllt. Wird dann von auswärts auf diese Dinge hingewiesen, dann soll die einheimische Presse den auswärtigen Lasterer die Mäuler stopfen. Selbsteinkehr ist dringend vonnöten; wäre sie vorhanden, so säße heute noch und auf viele Jahre hinaus Theodor Fischer im Münchener Stadtbauamte, und Die, denen er unbequem war, würden sich dreinzufinden suchen aus echtem Lokalpatriotismus.“ — Ein gerabezu klassisches Bekenntnis! Denn wer oder was verpflichtet denn eine Lokalpresse, auswärtigen Lasterer

die Mäuler zu stopfen, wenn sie die Wahrheit reden, welche die Späßen schon von den Dächern pfeifen? Wahrhaftig, wir sollten nicht immer nur geschniegelten Hofdienst, denkrägen „Autoritäts“ oder gerührten „Totenkult“ hier treiben, sondern endlich wieder einmal den Lebenden ihr gutes Recht lassen! Zumal, wenn jene abgesehenen Geister (wie z. B. Arthur Langhammer ganz ersichtlich) bei glänzendster Technik doch nur wieder auf die Schotten verlesen waren und gar nicht ein Mal als Repräsentanten einer Münchener oder Dachauer Kunst gelten konnten. Per- und Prospektive, meine Herren, — nicht immer nur „Retrospektive“! Die Kapitel H. Wagner, G. von Bülow, R. Strauß, Th. Fischer u. A. sind gar zu blamabel für das Grundbuch unserer guten Residenz, und Kunst-Stadt München; überdies sind wir auch bereits stark im Rückstande mit der Gestaltung unseres heimischen Kunst- und Ausstellungs-Wesens.

Zum Schlusse hier noch wenige Worte über einen interessanten Vortrag des Herrn Prof. Dr. Th. Lipps, den dieser auf das Thema: „Kunstsfunden der Plastik“ unter starkem Zulaufe im jungen „Akad. Verein für bildende Kunst“ kürzlich zum Besten gab. Immer wieder gerne giebt man sich den geistreichen und eindrucksvollen Ausführungen dieses eigenartigen Redners gefangen, der so anregsam und suggestiv stets zu sprechen, durch ein so reiches, anschauliches Beobachtungsmaterial zu belehren weiß. Und doch wird dem gereiften Zuhörer, einem in diesen Dingen geschulten Urteile kaum entgegen können, daß hier ein seiner Alexandriner-Kopf und ein mehr sophistisch-scholastisch gerichteter Geist Aesthetik zu sehr nach der „Kritik der reinen Vernunft“, statt lieber mit der freien, lebendig nachschaffenden und die „Antinomine“ des Denkens wieder überwindenden „Phantasie“, nur behandelt. Es giebt im Grunde nichts Unlogischeres, der Logik mehr Zuwiderlaufendes als die Aesthetik = Empfindungswissenschaft. Was uns heute vor Allem noth thut, ist weit eher eine Kritik der aesthetischen Begriffe und Werthschätzungen denn eine Regelsammlung — wie eine Kritik der moralischen jeder fixirten Moral heute unbedingt vorauszugehen hat. In diesem Sinne blieb auch ohne Zweifel durchaus sympathisch, wenn Prof. Lipps gleich zu Anfang seiner Rede für „aesthetische Gesetze“ das Wort „aesthetische Thatfachen“ vorschlug; nur war dann auch konsequent dabei zu verharren und nicht später wieder von „Gesetzes-Verletzungen“ in eifriger Gegnerschaft zu sprechen. Aber auch das gestrenge Wort von den „Grenzen“ der Kunst müßte endlich einmal beherzt unter uns weggeräumt werden, stehen wir doch mit und seit H. Wagner gerade im lebendigsten Flusse der Dinge, wissen also schlechterdings gar nicht, welche Gebietserweiterungen dem wahren Genius noch vorbehalten sein mögen, und haben demgemäß auch der Zukunft keinerlei „Vorschriften“ hierin wohl zu machen. Endlich, was das von Prof. Lipps so energisch vertretene Prinzip der Einheitlichkeit des plastischen Kunstwerks wie seines Materiales anlangt, so scheint es mir zu stehen oder zu fallen mit Beantwortung der Grundfrage: Waren wohl Drama und Zuschauertraum in der antiken Tragödie so strenge von einander getrennt, oder nicht vielmehr durch die Orchestra gerade zur Einheit lebendiger Wechselwirkung wieder verbunden, also daß der Chor das überleitende, Brücke schlagende und vermittelnde, die Grenzen zwischen beiden Theilen ausgleichende Moment wurde? Nun, möchte doch auch unsere zeitgenössische Kunst, die Dämme — alle Schranken und Ringe unserer theoretisirenden Herren „Professoren“ gewaltig durchbrechend, ebenso mächtig wie damals in's Leben selber einmal hereinfluten! Sdl.





Kaiserliche Aesthetik.

Vom Herausgeber.

„So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!“

Es gehört heute, wie wir früher bereits einmal an dieser Stelle gesagt haben, so ziemlich schon ebenso viel persönlicher Mut dazu, unserem Kaiser zur Seite, als: seinen Anschauungen entgegen zu treten. Von Weidern wird der Chronist ein gutes Portiöndchen bereit zu halten haben, wenn er zur jüngsten Kunstrede des Monarchen entsprechend Stellung fassen soll und will. Zu diesem kaiserlichen speech also hier nur Weniges, dies aber — wie es denn nach Lage der Dinge nicht anders sein kann — aufrichtig und klar, ernst und unzweideutig.

Jeder ehrliche Kunstfreund wird dem Kaiser z. B. freudig zur Seite treten, was den Grundgedanken seiner Ansprache betrifft: daß „die Kunst mit helfen soll, erzieherisch auf das Volk einzuwirken, daß sie auch den unteren Ständen nach harter Mühe und Arbeit die Möglichkeit geben soll, sich an den Idealen wieder aufzurichten.“ Ja, wenn er hier weiter fortfährt, daß die Kunst jetzt vielfach weiter nichts thue, als das Elend noch schweblicher hinzustellen, wie es schon ist, so hat er darin sogar die Sozialisten auf seiner Seite, deren Kunstdebatte auf dem Gothaer Parteitag vor mehreren Jahren bekanntlich (bis in den „Kunstwart“ hinein) breit erörtert hat, daß dem Arbeiter nicht die Elends-Schilderung des modernen Milieu-Drama's noch die Armeleut-Malerei der Kunst-Rode, sondern das gehobene Schiller'sche Pathos, der Goethe'sche „Egmont“ z. B., die feiertäglich-erhebende Stimmung bringe. Es kommt nur eben auf die positive Auffassung von Kunst zuletzt immer noch an, und da können wir Kulturpioniere und Kunststieher halt kaum ganz vergessen, daß nicht Richard Wagner, nicht die Hochstrebenden unserer jüngeren Künstlergeneration, sondern Machwerke wie „Charley's Tante“ oder der Koppel-Elsfeld'sche Kostümschwank „Renaissance“, welche uns nun einmal ein wahrer Gräuel sind, die kaiserliche Protektion gelegentlich sich erworben haben. Oder sollte der Kaiser zwischen leichter Unterhaltungskost und strenger Kunst noch unterscheiden? Mehr als verhängnisvoll würde diese Unterscheidung gerade mit Bezug auf das volkszerzieliche Moment dann sein.

Sodann hat Kaiser Wilhelm II. unbedingt Recht in dem, was er von dem modernen Unwesen einer aufdringlichen „Kellame“ sagt; wenn er dabei meint und hervorhebt, wie frühere Zeiten dieses leidige Getriebe im Kunstleben bei idealem Streben nicht gekannt hätten. Freilich muß man dann aber auch bei sich selber nicht Halt machen, sondern peinlichst zu vermeiden suchen, daß z. B. den direkt beauftragten Künstlern der Berliner Siegesallee eine andere Art von „Kellame“ neuerdings erwachse in Form jenes höfischen Glorienscheines, der die also „Gewappelten“ gern als die wahren Mustertuben zeitgemäßer Kunst erscheinen läßt und sie als klassische Exempel einer allein selig machenden Aesthetik der darob nicht wenig verblüfften Welt mit aller Auszeichnung vorstellt.

Endlich ist dem Monarchen ebenso freimütig, zumal gegenüber gewissen Byzantinismen am Orte München, bedingungslos durchaus beizupflichten, wenn er ausdrücklich

betont: „daß das Günstigste für die Lösung von künstlerischen Aufgaben nicht in der Verufung von Kommissionen und nicht in der Ausschreibung von allen möglichen Preisgerichten und Konkurrenzen bestehe, sondern nach altbewährter Art, wie es in der klassischen Zeit und so auch später im Mittelalter gewesen war, der direkte Verkehr des Auftraggebers mit den Künstlern Gewähr biete für eine günstige Ausgestaltung des Werkes und für ein gutes Gelingen der Aufgabe.“ An und für sich wäre nämlich gegen einen solchen Individualismus von rein subjektivem Geschmade, oder noch richtiger: gegen den Absolutismus des „*Sic volo, sic jubeo*“, gerade in Kunstdingen am allerwenigsten wohl einzuwenden, wenn sich ein der zeitgenössischen Kunst kongenialer, wirklich produktiver Geist dabei offenbarte, und jener Geschmad sich zugleich als einer bethätigte, der auf der Höhe der Epoche und ihrer neuen Forderungen wie Aufgaben zu stehen wüßte. Aber eben da ist es, wo nicht nur unser persönlicher Zweifel schon beginnt, sondern unsere ehrerbietig-kritische Negation nun einzusetzen hat; wo wir vor Allem auf einen (lange vor jener Kaiserrede erschienenen, also um so bemerkenswerteren) Aufsatz des bekannten Hans Rosenhagen in Berlin: „Kaiser Wilhelm II. und die Kunst“ (vgl. den „Tag“) hinweisen müssen, dessen Feststellungen hauptsächlich in den folgenden Ausführungen gipfelten:

„Die Ausstellung der Künstler-Kolonie in Darmstadt hat denen, die darüber zu berichten hatten, mehrfach Veranlassung geboten, Vergleiche zwischen der Kunstpflege am Darmstädter Hofe und der am Berliner Hofe zu ziehen. Dabei hat sich das Zünglein der kritischen Waage deutlich und erkennbar zu Gunsten des Großherzogs Ernst Ludwig geneigt, obgleich doch kein Zweifel darüber bestehen kann, daß die Kunstfreundlichkeit des Kaisers sich lebhafter und ungleich imposanter äußert. Es ist gewiß nicht zwecklos, den Gründen für diese Erscheinung nachzugehen und zu ermitteln, warum der Großherzog, von dem man weiß, daß ihn die Erhaltung der Künstler-Kolonie jährlich kaum so viel kostet, wie dem Kaiser eine einzige Gruppe in der Siegesallee, der Kunst besser gebient haben soll, als sein erhabener Vetter. Es kann sich bei Untersuchung dieser Gründe selbstverständlich nicht darum handeln, die zahlreichen Kunstschöpfungen, die der Initiative Wilhelms II. ihr Dasein verdanken, oder gar den persönlichen Geschmad des Monarchen einer Kritik zu unterziehen, sondern lediglich darum, festzustellen, aus welchen Ursachen ihm ein nachweisbar glücklicher Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Kunst bisher versagt geblieben ist.

Die offen zur Schau getragene Abneigung des Kaisers gegen alle neueren Kunstbestrebungen kann nur einem oberflächlichen Beobachter als der wirkliche Grund erscheinen. Sie paßt so wenig in das allgemeine Charakterbild dieses modernsten aller Herrscher, daß man zunächst nach einer Erklärung für sie selbst suchen muß. Man wird am ersten dazu gelangen, wenn man sich den Grundsatz gegenwärtig hält: Jeder Mensch, auch der genialste, ist bis zu einem gewissen Grade das Produkt seiner Erziehung und seiner Umgebung. Wo der Einfluß dieser beiden Faktoren nicht mehr nachweisbar ist, hat eine Eigenentwicklung stattgefunden, ist die persönliche Begabung, die Individualität in Wirksamkeit getreten. Nun wäre nichts schwieriger, als den Zusammenhang der Eigenschaften des Kaisers, in denen er am größten erscheint und die ihn nicht nur von seinen Vorgängern unterscheiden, sondern ihn auch als eine der charaktervollsten Erscheinungen der Zeit hervortreten lassen, mit seiner Erziehung und seiner Umgebung herauszufinden. Gerade seine Unabhängigkeit nach beiden Seiten zeigt, daß hier die Eigenentwicklung einer genialen Veranlagung stattgefunden hat.

Diese Eigenentwicklung nach der Seite der Kunst ist bis jetzt nicht eingetreten, was ganz leicht nachzuweisen ist. Man darf sich dabei freilich nicht irre machen lassen

durch die temperamentvolle Art des Kaisers, mit der er seine Kunstanschauungen vertritt. Nur diese Art giebt ihnen den Anschein der Originalität; im Grunde sind es die selben Kunstanschauungen, die einst am Hofe des Kronprinzen Friedrich Wilhelm herrschten und die, da der Kaiser die Lieblingskünstler seiner Eltern huldvoll weiter patronisirt und in seiner Nähe hält, in seiner Umgebung weiterleben.

Gewohnt, alles, was ihn interessiert, mit Lebhaftigkeit und fest aufzunehmen, hat sich der Kaiser in die künstlerischen Sympathien und Antipathien seines Elternhauses und der von ihm nach dessen Vorbild verehrten Künstler völlig hineingelebt. Man erinnere sich der Begeisterung für die Welt der Antike, die Curtius in die Herzen des kronprinzlichen Paares gesät hat, man erinnere sich des anfangs der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts mächtig ausblühenden Interesses für die Renaissance, das am Hofe des Kronprinzen die liebevollste Förderung fand und ihm fast einen Medicaischen Charakter gab, und vergleiche damit die Äußerungen glühender Bewunderung für die Kunst der Antike und der Renaissance aus dem Munde Wilhelms II., die oft den Anschein erwecken, als gäbe es für ihn darüber hinaus gar keine rechte Kunst mehr. Kaiser Friedrich und seine Gemahlin haben aus allerlei Gründen, die hier nicht weiter beleuchtet werden können, den Anfang der achtziger Jahre eingetretenen Umschwung der Kunstanschauungen, der in der Erkenntnis gipfelt, daß jede Zeit ihre eigene Kunst gehabt habe und man nicht weiter käme, wenn man immer wieder die Alten und das Alte nachahme, nicht mehr mitgemacht. Sie fanden ihre Ansprüche an die Gegenwartskunst durch die Künstler vollkommen befriedigt, die ihnen unter dem Zeichen der modisch gewordenen Renaissance näher getreten waren. Als Wilhelm II. die Zügel der Regierung mit starker Hand ergriff, fand er diesen bis auf Nenzel noch keineswegs verbrauchten künstlerischen Hoffstaat vor, und es ist ihm offenbar ein Gebot der Sohnespflicht gewesen, ihn in den Traditionen des Elternhauses weiterzuführen, wobei ihm die kaiserliche Mutter mit ihren Erfahrungen und ihrem Rat ersichtlich zur Seite stand. Aber auch mit ihren Neigungen und ihrem nur bis zur Grenze der eigenen Begabung reichenden Geschmaek. Die Autorität der Kaiserin Friedrich und die erstarrten Anschauungen der von ihr bevorzugten Künstler haben die Richtung des kaiserlichen Kunstinteresses bestimmt.

Als neues Moment wirkt einzig und allein der mächtige Thätigkeitsdrang des Monarchen. Hierin übertrifft er bei Weitem die kunstfreundlichsten seiner Vorfahren, und das Medicaische Zeitalter, von dem Kaiser Friedrich geträumt hat, wäre in der That da, wenn die Zeiten sich nicht seit den Tagen geändert hätten, da man am kronprinzlichen Hofe Feste feierte, in denen die bewunderten Erscheinungen der Renaissance noch einmal zu stüchtigem Leben erwachten. Merkwürdig genug: Alle Kunstwerke, die der Wille des Sohnes in's Leben rief — und ihre Zahl ist in Ansehung von dessen Regierungsjahren ungeheuer groß — könnten fast ohne Ausnahme in der Zeit vor Kaiser Friedrichs Tod entstanden sein. Nichts kündet der Nachwelt, daß sie einem Zeitalter ihr Dasein verdanken, in dem eine mächtige Bewegung durch die für erstarrt gehaltenen Glieder der Kunst gieng, wo deren Aeren sich wieder mit jungem Blut füllten und sie wieder Freude fand an der einfachen Natur und an dem Leben, das neue Formen angenommen, mit neuen Kräften und neuem Mut brausend sich neue Vorstellungen und Bahnen geschaffen hatte. Nichts kündet sie der Nachwelt, als daß ein hochgesinnter Fürst auf dem Thron der deutschen Kaiser saß, der aus innerster Kunstbegeisterung die reichsten Mittel angewandt hat, um in seinem Lande eine Kunstblüte herbeizuführen, dem aber selten das

Glück beschieden war, Künstler zu finden, die Kraft besaßen hätten, das Wesen seiner Zeit charakteristisch zum Ausdruck zu bringen.

Nun kann man sich bei einer so selbständig gearteten Persönlichkeit, wie es der Kaiser ist, nicht vorstellen, daß ihn allein die Pietät gegen die Kunstanschauungen seiner Eltern gehindert haben könnte, die seinen der Zeitlage entsprechend zu ändern; es scheint vielmehr, daß die eigentlich bestimmende Wirkung hauptsächlich von seiner Umgebung ausgegangen ist. Man darf in Ansehung dieser Umgebung wohl der Vermutung Raum geben, daß die Abneigung des Monarchen gegen fast alle Schöpfungen der neueren Kunst bis zu einem gewissen Grade systematisch erzeugt worden ist, in einer Weise freilich, die ihn zu der sicheren Überzeugung bringen mußte, daß seine Ansicht über die moderne Kunst die einzig mögliche sei, die ein vernünftiger Mensch haben könne. Dieser Effekt ist auf das Leichteste zu erreichen, wenn man jemand, der über eine bestimmte Kunstrichtung belehrt zu werden wünscht, vor die extremsten Werke dieser Richtung — und jede Richtung hat ‚Auswüchse‘, nicht nur die moderne — führt, ihn auf die vorhandenen Lächerlichkeiten aufmerksam macht und hinzufügt, das seien die Arbeiten, die von den Kennern dieser Richtung am höchsten geschätzt würden. Es gehört wirklich kein Geist dazu, jemand durch diese Vorstellung zu erheitern, daß die Maler violette Schweine und grüne Kühe malen; wohl aber erwirbt man sich Verdienste um die Schähigkeit eines Menschen, wenn man ihm — nötigenfalls durch ein einfaches optisch-physikalisches Experiment — klar macht, daß unter gewissen Beleuchtungsbedingungen ein rothiger Schweinekörper sehr wohl eine violette, das weiße Zell einer Kuh eine grüne Färbung annehmen könne. Von dem Augenblicke an, da sich jemand davon überzeugt hat, daß die allgemeine Vorstellung von einer natürlichen Erscheinung nicht immer zusammenfällt mit dem Bilde, das diese unter der Wirkung ihrer Umgebung bietet, werden ihm viele moderne Bilder verständlich sein und, wenn sie sonst gut sind, auch gefallen, ja er wird begreifen, daß auf dieser Seite die eigentlichen Aufgaben der Malerei als Kunst liegen. Unter den Künstlern in der Umgebung des Kaisers hat sich offenbar niemand gefunden, der den Versuch gemacht hätte, die Aufmerksamkeit des Monarchen in geeigneter Weise auf solche Phänomene in der Natur hinzu lenken und im Anschluß daran auf Bilder, in denen sie das künstlerische Motiv bilden. Wenn man weiß, wie eifrig Wilhelm II. alle Fortschritte auf den Gebieten der Technik verfolgt, wie sehr ihn etwa jede neue Erfindung der Elektriker interessiert, kann man sich kaum vorstellen, daß ihn die neuen Erzeugnisse in der Technik des Sehens, wie sie in der Malerei zu Tage treten, ganz teilnahmslos lassen sollten. Solche Erwägungen legen vielmehr die Annahme nahe, daß die abspredhenden Äußerungen des Kaisers über die neuere Malerei und über die ganze moderne Bewegung bedingt sind durch die Unterlassungssünden seiner Umgebung, und daß er sich in die Verachtung des neueren Kunstschaffens hineingelebt, weil man ihn verhindert hat, lernen zu lernen, was an gesundem Wollen und ehrlicher Arbeit darin steckt. Das sonstige Verhalten dieser Umgebung widerspricht solcher Annahme am wenigsten. . .“

So weit Hans Rosenhagen, dessen ausgezeichnete, heutigen Tages doppelt bewundernswürdige Darstellung der zur Zeit bestehenden Anschauungen und Verhältnisse ich mich nicht enthalten konnte, hier in so ausgedehntem Umfang in Anspruch zu nehmen. Wohingegen es vielleicht verstatet sein mag, gegenüber des kaiserlichen Redners geringschätzigere Wendung vom „Kunstgewerbe“ hier auch noch die kurze Stelle als Antwort auszu ziehen, die sich in meinem Buche vom „Moderen Geist in der deutschen Tonkunst“ (Berlin, „Harmonie“; S. 46 ff.) bereits vorfindet; wenn ich nämlich dort sage: „Wahr-

lich, unsere alten Großmeister der Staffeleikunst oder der Freskenmalerei, die ihren Ruhm noch in der großen Komposition ernster Historienbilder oder religiöser Figurengemälde suchten, die Cornelius, Kaulbach, Piloty u. a. — sie hätten sich schon bedankt, hätte man an sie das Anfinnen gestellt, Plakate zu entwerfen, einen Firmenschild und dergleichen künstlerisch auszulatten, oder gar Gebrauchsgegenstände mit Zweckbestimmung in ästhetischer Tendenz besonders zu entwerfen: das schien ihnen „Alotria“, Nebenwerk, Unbding, Zwitwergen zu sein. Unterschieden sie doch verächtlich sogar noch zwischen Staffeleikünstlern und bloßen Illustratoren! Jeder schafft eben in dem Format, auf das seine Natur „adaptiert“ erscheint. Zudem standen sie alle damals unter jenem landläufigen Vorurteil, welches derartige Dinge als etwas der hohen Kunst und ihrer hehren, keuschen Schöne direkt Unwürdiges empfand. Allein die Anschauungen hierüber haben sich mittlerweile von Grund aus geändert. Wie heutzutage — nach unserem „modernem“ Gefühl hiervon, darf man schon sagen — ja auch nicht mehr wohl die Ehe die Liebe, sondern umgekehrt die Liebe allein nur das Institut der Ehe heiligen kann, so wird auch hier die Kunst offenbar nicht durch das Genre entwertet, sondern im Gegenteil dieses Genre durch die echt künstlerische Betätigung daran gehoben, durch den Stempel des Persönlichen nun geadelt und zu Besserem geweiht.“ . . . Also, gerade umgekehrt, könnte heute ein kleines Plakat hohe Kunst sein, eine ganze große „Siegesallee“ zuletzt doch nur Handwerk und Kunstgewerbe bedeuten.

In seiner jüngsten öffentlichen Vorlesung über Kunst und Kunststempfinden geht der Kaiser nun bekanntlich so weit, zu sagen: „Das kann Ich Ihnen jetzt schon mitteilen: Der Eindruck, den die Siegesallee auf die Fremden macht, ist ein ganz überwältigender. Überall macht sich bemerkbar ein ungeheurer Respekt für die deutsche Bildhauerei.“ Und selbstverständlich ist es ihm auch vollster Ernst damit, wenn er dergleichen „seinen Künstlern“ versichert. Andere urteilen aber anders; ja, es bleibt zum Mindesten doch sehr auffällig, daß wir stets nur eben diese anderen Beurteilungen allein zu hören bekommen. Wir wollen hier weder das (jetzt viel zitierte) Gedicht aus den „Großheiten“ Peter Schlemihls über die „Konditor-Plastik wie auf einer Hochzeitstorte“ heranziehen, noch auch an das böse Künstlerwort vom „Marmarameer“ oder an den derben Volksausdruck von der „Puppen-Allée“ weiter erinnern. Wir möchten nur wiedergeben, was ein Engländer, also Vertreter einer von Wilhelm II. gerade so sehr geschätzten Nation, an sein Blatt („Daily Chronicle“) soeben berichtet hat: „Die Monumente mögen wohl dekorativ sein, wie sie so dastehen in ihrer weißen Reinheit, sich abhebend von einem sommerlichen, grünen Hintergrund, zu ihren Füßen große Blumenbeete; aber sie sind sicherlich keine individuellen Kunstwerke. Wenn man sie einzeln betrachtet, so bemerkt man, daß die Majorität nicht einmal mittelmäßig genauet werden kann und daß ein bedeutender Teil unter aller Kritik ist. Im Ganzen genommen sind vielleicht fünf oder sechs Gruppen, die Schöpfungen bedeutender Männer wie Vegas, Magnussen und Upheus wirklich gut, der Rest, wie ich schon gesagt habe, ist nur dekorativ. Es sind akademische Studien, in historische Kostüme gekleidet.“ Also gerade ein „Fremder“ sollte es sein, der das offen ausgesprochen! Muß dergleichen nicht nachgerade den schlimmen Eindruck weden, daß der Monarch bedauerlichen Selbsttäuschungen unterliegt? Daß zu seinen Ohren überhaupt kein Laut von jenem berechtigten, weil natürlichen und vernünftigen Widerspruche dringt, den auch der „Kunstwart“ unlängst ganz offenbar nur gemeint hat, wenn er treffend schreibt: „Ist denn überhaupt jemals im Verkehr des Kaisers ein Mann gewesen, der ihm eine abweichende Meinung in wichtigeren Kunstdingen auch nur ausgesprochen

hätte? Wir wissen es nicht; das aber wissen wir, daß es dem Kaiser noch nie an Künstlern gefehlt hat, die auf das Bereitwilligste allen seinen Anregungen folgten, mochten diese nun im eigentlichen Sinne künstlerisch sein oder nicht. Wie schnell erstikte die mager anbrezende Opposition beim Nationaldenkmal, als man entschiedenen Willen sah! Bei der Siegesallee, bei dem Bismarckdenkmal schwieg man schon, wenn man mehr als zwei Augen gegenüber stand; . . . öffentlich begann man nun sogar vom „Künstler“, ja vom „Genie“ in Wilhelm II. zu reden, wie man allmählich auch entdeckte, daß der Aufschwung des deutschen Kunstgewerbes von seiner Mutter hervorgebracht sei . . . Friedrich der Große war absolut regierender Herr und keiner mit sammetnen Fingern; trotzdem wissen wir, wie ein Knobelsdorff selbst ihm gegenüber seine Selbstständigkeit zu wahren wußte. Aus dem Verkehr des Kaisers mit seinen Künstlern kennen wir eine Menge von Geschichten, die erstens die Liebenswürdigkeit, zweitens aber auch den unbedingt entscheidenden Einfluß des Kaisers beweisen; aber Anekdoten, wie die von Knobelsdorffs Widersprüchen, davon haben wir niemals gehört. Es ist, scheint's, wirklich keine einzige machtvolle Persönlichkeit unter den Herren. Menzel wäre eine, aber den hat Wilhelm II. nur ausgezeichnet für Gethäues, „beschäftigt“ hat er den alten Meister nicht mehr . . .“

Der Kaiser sprach, wie männiglich bekannt, auch reichlich heftig gegen die „sogenannten modernen Richtungen“ — und es berührte fast schon wie das gestrenge Wort jenes Berliner Verwaltungsbeamten: „Die ganze Richtung paßt uns nicht!“ Ja, was heißt nun aber „Richtung“? Sollen doch z. B. auch die blendend-weißen Einzelgruppen jener kaiserlichen Siegesallee zu Berlin ordentlich wie nach der Schnur „ausgerichtet“, in förmlicher Parade-Aufstellung, mehr zur „Heerschau“ als zur Augenweide stehen. Und in der That! Wenn der Monarch in seiner Rede fernerhin erwähnt, wie er sich Prof. Vegas zu besonderem Danke verpflichtet fühlte, daß dieser ihn feinerzeit ohne Weiteres erklärte: es sei absolut kein Zweifel, daß in Berlin sich allemal „Künstler genug“ finden würden, um die Kaiser-Idee „ohne Schwierigkeit zum Austrag zu bringen“, bezw. wie ihm auf Grund solcher Voraussetzung in der That gelungen sei, „einen Stab zusammenzufinden“ — klingt das alles aus dem Munde des schneidigen obersten Kriegsherrn nicht schon fast wie nach Friedrich Wilhelms I. „Prachtlerken von langen, leistungsfähigen Grenadieren“ und wie nach „Generalstab“, der um den Führer zur militärischen „Kritik“ hdrig sich versammelt? Dieser streng militärische Geist einer Parade-Schönheit und uniformierten Ausrichtung-Harmonie, kein anderer, scheint es nun aber auch zu sein, der hier einem „Kadavergehorsam“ die „Gesetze der Schönheit und Harmonie“ mit dogmatischer Bestimmtheit zu diktieren unternimmt; der eine Gamaschen-Aesthetik der symmetrischen Repräsentation und der parallelen Dekorations als ewige Natur-Offenbarung einer subalternen Welt lobpreiset. Und im Grunde nur wieder die gute alte Normativ-Tabulatur springt also heraus: „Du sollst — du sollst nicht!“ . . . ungeachtet aller begeisterten Anrufung der „Quellen der großen Mutter Natur“, aus welchen zu schöpfen, doch die Konsequenz: „Alles fließt!“ vor Allen ergeben mühte. Witten in einem Zeitalter der morphologischen Entwicklung wie der evolutionistischen Thatfachen aller menschlichen Kultur, Geschichte, Psychologie wie Erfahrung schallt das direkt befremdende Wort von ewig gültigen, gleichbleibenden Schönheitsformen an unser Ohr; kein Gaudium jenes neuen, fortgeschrittenen Geistes, der mittlerweile tiefer erkannt hat, wie jedes wahre Kunstwerk seine besondere Aesthetik mit sich auf die Welt bringt, deren Regeln es erst aufzusuchen, deren besondere Daseinsgesetze und Formen es zu erforschen, mit welcher es eine neue Anschauung zugleich wieder zu gewinnen, alsdann der künstlerischen Individualität gegen-

über ganz individuell auch Stellung zu fassen und im Einzelnen gerecht zu werden gilt. So giebt es denn einweilen nur Thatsachen der Aesthetik, keine „Gesetze der Harmonie und Schönheit“. Es giebt auch kein Objektiv-Schönes; wir stehen heute durchaus „jenseits von Schön und Häßlich“, denn es scheint uns Kennern der Anthropologie, Psychologie und Erkenntnistheorie eine ganz unkritische, „menschlich-allzumenschliche“ Voreiligkeit, schön oder häßlich a priori bestimmen, eine Annahme zudein, diese Begriffe ohne Mitwirkung anderer Völker mit gemeingiltigem Werte festsetzen zu wollen. Und woher kommt uns solche Weisheit? — warum dies? Einfach, weil die „große Mutter Natur“ nichts absolutes Fertiges kennt, nichts ein für alle Mal Feststehendes giebt, sondern etwas durchaus Wandelbares bleibt — ein immer neu sich Verjüngendes, die Gottheit selbst aber ein durchaus frei Werdenes und sich immerdar frisch Entfaltendes ist: also daß auch die verschiedenartigsten preussischen Könige wie mannigfaltigsten deutschen Kaiser der Welt geschenkt werden können, von denen nicht Einer dem Andern zuletzt mehr gleicht und dennoch ein Jeder wieder seine individuelle Zeit-Riffion in sich trägt bezw. seines eigenen Teilens Gesetze ebenso bewußt als beherrscht seiner Zeit gegenüber auch durchsetzt. Wir kennen überhaupt keine vollkommene, abstrakte „Kunst an sich“, die sich wie ein Diktat weiter geben, wie ein Zerpflanzstoff übertragen ließe, sondern nur Künstler, welche Meisterwerke frei schaffen, aus, mit und in denen die Kunst täglich neu wird! Lesen wir da vollends gar des kaiserlichen Redners Worte: „Eine Kunst, die sich über die von Mir bezeichneten Gesetze und Schranken hinwegsetzt, ist keine Kunst mehr, sie ist Fabrikarbeit, ist Gewerbe; das darf die Kunst nie werden“ . . . so müssen wir in aller Ehrerbietung pflichtschuldigst bekennen, daß uns hierfür jedes Organ vollkommen abgeht, weil uns das bekannte „Suprema lex regis voluntas“ auf dem Gebiete der Aesthetik bei solchen Voraussetzungen fremd sein, fremd bleiben muß; wie es denn auch unsere Kunstauffassung geradezu auf ein Cujus regio ejus religio zurückzuführen und zu einem — ejus aesthetica höchst unzeitgemäß erweitern ließe.

Der langen Rede kurzer Sinn: Der Kaiser dilettiert in freier Ruhe auf den verschiedensten Gebieten — er hat auch über die Kunst der Zeit und eine zukünftige Aesthetik nur eben als „kaiserlicher Dilettant“ sich äußern können, nicht als jener Summepistopus unfehlbarer Meinung, oder gar als jenes „Universalgenie“, für das ihn die „öffentliche Meinung“ im vasaellengetreuen, tributpflichtigen und so sehr autoritätsbedürftigen Deutschland mehr und mehr bereits zu nehmen begiunt. Schreibt man also, angesichts seiner aesthetischen Programm-Rede, in unserer Presse wörtlich: „Die Rede ist gewissermaßen eine Regierungshandlung, eine kunstpolitische Aktion. Der Kaiser selbst wollte sie so aufgefaßt wissen, indem er veranlaßte, daß sie im Wortlaut veröffentlicht wurde. Er hat, als Landesherr“, wie er in seiner Rede ausdrücklich betont, die Verpflichtung gefühlt, öffentlich und mit dem ausgesprochenen Zweck pädagogischer Einwirkung seinen ‚Unterthanen‘ zu sagen, was er von der Kunst der Gegenwart hält, was seine Anschauung vom Wesen und von den Aufgaben der Kunst überhaupt ist“ . . . nun, so haben wir alle Ursache, ernstlich dagegen Einspruch zu erheben oder, noch besser, die kategorische Frage hier aufzuwerfen: Wo sind wohl die verantwortlichen Minister, die diesen bindenden Staats-Akt persönlich gegengezeichnet haben, auf daß wir Berufs-Aesthetiker darnach den Staub dieses gesegneten Landes von den Schuhsohlen abschütteln und aus sothanen herrlichen „Deutschen Reiche“ lieber rechtzeitig noch auswandern können? Nun, die Herren haben sich wohlweislich gehütet, solche rein persönliche Aussprache zu einem amtlichen Regierungs-Erlaß zu stempeln — schon der Goethe-Jünger, List-Freund und Ringhetti-Anoerwandte, Reichskanzler v. Bülow, dürfte ja mit seinem eigenen Geschmade von

jenem allgemeingültigen „Gefühle für Aesthetik und Harmonie, die jedes Menschen Brust fühle, ob er sie auch nicht ausdrücken kann“, in grundwesentlichen Punkten ganz erheblich abweichen. (Übrigens obendrein höchst bezeichnend, diese Koordination von „Aesthetik und Harmonie“ in einem Atem; als ob das Chaos und die Häßlichkeit nicht auch in's Gebiet der „Aesthetik“ gehörten.) Und so dürfen auch wir, die misera contribuens plebs, mit dem beschränkteren Untertanenverstande, getrost bis auf Weiteres wohl annehmen, daß hier der deutsche Kaiser nicht in seiner verfassungsmäßigen Würde als Bundes-Oberhaupt — princeps inter pares, sondern durchaus als Privatmann nur wieder zum Volke, zu seinen getreuen Handlangern und Helfershelfern gesprochen. Also nicht: Roma locuta est — causa finita; vielmehr: Imperator locutus est — incipit dissertatio . . . die „Diskussion“ kann nun erst recht beginnen.

Auch wir Kunstkämpen im Dienste der „modernen“ Schönheit, die wir den Ehrenschild der Mufen blank und rein zu halten haben, haben nämlich unsere straffe soldatische Disziplin und eine militärische Ehre im Leib; auch wir tragen „eines Königs (im Reiche der Geister) ehrenvollen Rock“, den unseres Ideales, und wer diese unsere, d. h. der heiligen Kunst und Kultur, Uniform schmähet oder verlegt, der beleidigt unsere „obersten Kriegsherrn“, das sind eben unsere großen Meister und Genien hoher Kunst, denen wir eben so unbedingt Heeresfolge leisten müssen — auch in dem, was uns ihr Führerblick als den Zukunftsweg unseres Volkes weisen will. Darum:

„Künstler und Aesthetiker Deutschlands, wahr! eure heiligsten Güter!“

Nach ein „Münchener Nekrolog“. — Bei der Bersenkung der Aischen-überreste von Frau Thora Weigand (geboren am 1. August 1863 zu Reutte in Tirol, gestorben am 21. November 1901 zu München) in das Familiengrab zu Bogenhausen sprach Paul Nikolaus Cossmann folgende Worte: „Bevor unsere Freundin in das Diakonissenhaus zur Operation sich begab, las sie noch einmal eins ihrer Lieblingsbücher, die Gespräche Goethe's. Und zwar war das Letzte, was sie gelesen hat, wo Goethe sich erzählen läßt von jungen Vögeln, die der Mutter beraubt von einer fremden Vogelmutter aufgezogen werden. Als Goethe das gehört hatte, da sagte er: Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moses und die Propheten. Das ist es, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Teil seiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat und schon im Tiere dasjenige als Knospe andeutet, was in edlen Menschen zur schönsten

Blüte kommt'. Verehrte Leidtragende, Sie wissen es, eine solche Blüte hat hier ein plötzlicher Sturm geknickt. Aus wolkenlosem Glücke wurde Thora Weigand abberufen. Alles schien sich vereinigt zu haben, um sie glücklich zu machen. Eine ausgezeichnete Familie, eine vorzügliche Erziehung, die großen Vorteile des Landes, auf dem sie ausgewachsen und dem sie entsprossen war, verbunden mit allem, was eine höhere Kultur zu bieten hat, treue Freunde und Diener, — lebte sie, umgeben von herrlichen Kunstwerken, in vollkommener Seelengemeinschaft zwölf Jahre lang mit einem Manne, dem jeder Tag dieser zwölf Jahre wie ein Märchen erschien. Sie wollte glücklich sein; und sie war es. Wäre es nur das Glück gewesen, das sie anstrebte, wir ständen an dieser Aische wie an einem durch die Gewalt der Elemente zerstörten Kunstwerke. Diese Frau lebte jedoch noch in einem ganz andern Reiche als in dem, in welchem nach Glück und Unglück gewertet wird. Sie lebte im Reich der Liebe.

Von der Oier nach Leben war sie befreit. Einfach, wahr, kindlich und gut lebte sie in der Liebe zum Edlen, zum Schönen, zur Natur, zur Seele. Ihre Liebe war nicht ein unbestimmtes Schwärmen, sondern eine Liebe zur einzelnen Seele, auch der des Tieres. In denen, welchen sie Wohlthaten erwies — und niemand ahnt wohl den ganzen Umfang dessen, was sie Notleidenden und Kranken an Wohlthaten erwiesen hat — erblickte sie den Menschen, der als solcher nicht unter, sondern neben ihr stand. Und was mehr ist als Thaten, jede That, jede Äußerung von ihr war echt, denn sie war eine Natur. Und das alles auf dem tiefen Grunde echter Weiblichkeit, ja — heute dürfen wir es sagen — echter Mütterlichkeit. Ihre Seele war mütterlich. Die mütterliche Liebe, das ist jenes göttliche Element, welches einzig diese Welt des Hasses zu erhalten vermag und über sie hinausführt. — Wir können nichts Anderes thun, als ihr hier an ihrem Grabe versprechen, in ihrem Sinne weiter zu wirken. Treu zu dem geliebten Gatten, zu ihren Verwandten, Freunden und Schuterpflichten zu stehen. Und wenn in einer höchsten Stunde wir das Gefühl haben, daß Du mit uns zufrieden, daß Du uns nahe bist, so werden wir es als Gnade begrüßen; denn auch in Dir verehren wir einen Teil der Gottheit.“ — Weit über die Bedeutung einer schlichten Familien-Trauerfeier hinaus reichen diese schönen Worte unseres verehrten Mitarbeiters, des ausgezeichneten Philosophen. Frau Thora Weigand war die glückliche und beglückende Gattin des Dichters Wilhelm Weigand. Spricht diese Thatfache allein schon für die geistige Bedeutung der so früh Verbliebenen, so auch das Verdienst, das sich diese seltene Frau um die Kunst und die Litteratur als solche Zeit ihres Lebens und bis in den Tod hinein erworben. In früher Jugend schon legte sie den ersten Grund zu der späterhin von ihrem Gatten weiter geführten, in Kreuzzügen als feinsinniges Kunstedenkmal

so überaus geschätzten, Privatsammlung an Ölgemälden, welche wie wenige auch einer späteren Zeit die Kenntnis der Gruppe: Trübner, Thoma, Haider, Stäbli, Frölicher, Klinger, Greiner u. A. wird vermitteln können. Und aus ihrer vornehmen Feder liegen vor: das Büchlein für die reife deutsche Mädchenwelt „Hohe Ziele“ (Stuttgart, G. Weise), eine Sammlung gehaltvoller Aphorismen der Weltlitteratur, sowie vorzügliche deutsche Übertragungen von Emerson'schen und Taine'schen Essays. Wir wissen wohl: es ist nicht ganz im Sinne der edlen Frau, die die Bescheidenheit selber war, wenn wir das an dieser Stelle aussprechen. Allein manchmal erwächst der ernsten Publizistik die Ehrenpflicht, solche allzu weit gehende Selbstlosigkeit, zu Gunsten einer höheren Kultur wie zum Beispiel eines schöneren Lebens, pietätvoll gerade zu durchbrechen. „Nicht, Liebe, Leben“ — auch ihrer Asche!

In Sachen „Preussischer Schiller-Preis“! Wir unsererits können nicht lebhaft einstimmen in die „freigeistige“ landläufige Kritik, die jetzt allenthalben gegen den „Umsturz von oben“ in Sachen jenes Preises wie seiner Verleihungsbestimmungen erhoben wird, und welche aus dieser Sache die Ungeheuerlichkeit einer Haupt- und Staatsaktion zu machen sucht. Schon ein Gustav Freytag gestand in schwacher Stunde und unbewachtem Augenblick (1863) einmal: „Der ganze Preis ist eine Phrase. — — Real ist nur, daß wir alle drei Jahre einem deutschen Poeten ein Halsband und ein hübsches Taschengeld vermitteln können. Wir suchen den möglichst Besten aus und kümmern uns um die Paragraphen nur so weit, als das der dem Deutschen inwohnende gesetzliche Sinn überhaupt nötig macht. Was dauernden Wert hat, können wir überhaupt nicht wissen, wir können also auch nicht darnach auswählen, und es ist klar, daß der ganze Preis nichts weiter bedeuten soll als das, was man mit einer

anderen schönen Phrase „würdige Intention“ nennt. Bei der Preisverteilung haben wir natürlich zunächst auf den Verhältnisswert der einzelnen Stücke Rücksicht zu nehmen. Aber in dem Fall, wo Schwächen der Besseren sich balanzieren, tritt nach meiner Überzeugung mit Notwendigkeit ein anderer Faktor ein: die anderweitige Bedeutung des Autors.“ . . . So weit ein berühmter Preisrichter von ehemals. Und wir unsererseits finden sogar das neuerdings so glatt konstatierte rein hßische Verhältniss zur königl. preussischen Dichtkunst „von oben herab“ ungleich klarer und von vorneherein einwandfreier (vgl. auch das Berliner Wagner-Denkmal, Mrchenbrunnen, Siegesallee etc.) als z. B. unseren königl. bayrischen „Byzantinismus von unten“, der einer au sich gewiss wohlmeinenden, ernstgesinnten und darum nur zu begrhenden, aber unseres Erachtens noch durchaus unpraktisch gestalteten Willenskundgebung des Regenten in künstlerischen Baufragen loyal-kritiklos, wie stets, jubelt. Dabei wollen wir noch gar nicht einmal davon reden, daß sich jetzt fast überall das Bedürfniss bei den wahrhaft „Regierenden“ bemerkbar macht, im Sinne des fortschreitenden „Individualismus“ der starken Persönlichkeit sich von dem lähmenden Joch der Massen kräftiglich zu emanzipieren (vergl. „Indemnität der China-Vorlage“, Beschluß des württembergischen Postmarken-Anschlusses ohne Befragung des dortigen Landtags, Körbers Drohung mit dem Staatsstreich im sterreichischen Reichsrat!); und nach den Erfahrungen, die man mit dem Konstitutionalismus einer „Majorität der Aussen“ in Reichs- und Landtagen, Bureau und Kommissionen bereits gemacht hat, können wir solche Regungen der Regierenden (ils rgnants, ils ne gouvernents pas!) gar nicht einmal allzu sehr bel nehmen. Aber dort, in Berlin, wird ja doch wenig nicht der wirklich würdige, nationale Dramatiker und um die Nation wahrhaft verdiente Dichter gekrönt, und hier soll eben

wieder nur „in Kommission“ gebaut werden. Wer nur einmal die früheren Architektur-Aufsätze von Boreas im „Kunstwart“ aufmerksam gelesen hat, der weis mit gelindem Schauer, was „Kommission-bauen“ heisst; wie hier irgend einem Schller oder Goethe der Architektur eingefhrt, vorgeschrieben, befohlen, oder aber bestritten, abgewickt und verhindert wird, was, wohin und wie er in Stein, Holz und Eisen „für das Volk“ zu dichten hat. Hic Herodes — hic salto mortale! Der Kunstkring von Lenbach-von Miller lastet lange genug schon wie ein Alp auf dem künstlerischen München, als daß wir ihn erst wieder in eine besondere „Kommission“ einzufangen nötig hätten — das muß gewisslich wahr sein.

Zur „noblen“ Stiftung. „War es durchaus notwendig, daß die erste Verteilung des Nobelpreises für die Dichtkunst, des grhsten Preises, der wohl jemals einem Dichter zu Teil geworden, vom Fluche der Lächerlichkeit getroffen wurde? Es mußte schon eine ganze Akademie dazu mitwirken; ein paar eigens zum Zwecke einer Preisverteilung ausgewählte Mitglieder irgend einer Kommission hätten eine Wahl, wie die Stockholmer Akademie sie getroffen, doch wohl schwerlich vorgenommen. Wir Deutschen haben ja eigentlich keine Ursache, uns über die drollige Wahl des dichterischen Preisstrgers der Welt durch die schwedische Akademie sonderlich lustig zu machen: die Geschichte unseres Schillerpreises lehrt uns ja, daß es eine Art von Gesetz in der geistigen Welt giebt, nach dem ein Dichterpreis fast niemals den richtigen Mann treffen kann. In jeder staatlichen Kommission für Dichterpreise werden die litterarischen Spiehbrger die Oberhand haben über die Männer, die wirklich etwas vom Wesen der großen Dichtung verstehen. Eine Schillerpreis-Kommission oder so etwas ähnliches hätte 1782 zweifellos ihren Preis nicht Schiller für seine ‚Räuber‘ erteilt, oder 1772 Goethe für seinen ‚Gt‘

Wäre nicht Gottsched der preisgekrönte Sieger geworden — was das Wahrscheinlichste ist — so hätte etwa Weisse oder Cronqvist oder Leisewig den Preis bezogen. Das allgemeine Erstaunen über die Wahl Sully-Prudhomme's macht nun allerdings ein außergewöhnliches und anhaltendes Aufsehen, weil in diesem Falle die literarische Bildung selbst der geistigen Mittelklassen zur Beurteilung der Frage anreicht, ob Sully-Prudhomme unter den Lebenden der vorzüglichste ideale Dichter sei. Ich glaube nicht einmal in Frankreich einem Widerspruch zu begegnen, wenn ich ausspreche: bei einer Abstimmung der literarisch Gebildeten in allen europäischen Ländern wäre niemals der Name Sully-Prudhomme als der erste, wenn überhaupt, herausgekommen. (Vgl. übrigens „Friedrich Nietzsche's Briefe“; Bd. I, S. 279 ffg. Anm. der Schrift.) Allenfalls hätten einige Franzosen angesichts ihres erstaunlichen Rangels an lebenden bedeutenden Versdichtern in der Not ihre Zuflucht zu Sully-Prudhomme genommen. Wie unbestimmt auch immer der Ausdruck in Nobels Testament von dem ‚Vorzüglichsten in idealistischer Richtung im Gebiete der Litteratur‘ sein mag, so viel ist sicher, daß auch bei strengster Festhaltung des Begriffes Idealismus mindestens ein halbes Duzend anderer europäischer Dichter weit vor Prudhomme hätten in Frage kommen müssen.“ . . . So nämlich, ganz vernünftig bis so weit, Herr Eduard Engel. Man sieht, nicht nur ein Staat, ganz ebenso auch der Bourgeois und nicht minder der Sozialist, blamieren sich regelmäßig ziemlich unsterblich, wenn's an's Regieren und Farbe bekennen geht. Das macht: wir haben keine allgemein gültige Kultur in uns selbst, sondern nur ästhetische Sentiments und persönliche Raifonnements. Daß bei der Verteilung des Nobelpreises

für Litteratur auf Ibsen und Tolstoi je drei, auf Mistral, Sienkiewicz und Gerhard Hauptmann je zwei und auf Kostand und d'Annunzio je eine Stimme abgegeben worden sind; sowie, daß die schwedischen Dichter, Künstler und Kritiker durch vierzig ihrer vornehmsten Vertreter, darunter Strindberg, Heidenstam, Nordensvan, Ellen Key u. s. w. in einer Adresse an Tolstoi ausdrücklich bedauert haben, daß er, Tolstoi, nicht für den Nobelpreis in Frage gekommen sei — das sei hier nur ganz nebenbei mit erwähnt. Aber „Abstimmung der literarisch Gebildeten in allen europäischen Ländern“: — wäre das nicht ein interessanter, ganz gangbarer neuer Weg? Freilich, wo wären nun wieder diese „literarisch Gebildeten“? Hier stoc' ich schon! — Überaus rührend muß zu Alledem auf empfängliche Seelen der hohe Edelmuth der Herren Preisträger wirken und ihr schöner Wettstreit in uneigennütziger Anwendung der Gabe. Als erster Priester der Poesie legt Prudhomme den Schatz, der ihm dargebracht wird, an ihrem Altar als Opfergabe wieder nieder; denn mit den 150 000 Kronen will er jungen Dichtern, die keinen Verleger finden, beifpringen, damit sie ihren ersten Flug in die Sonne unternehmen können! Prof. Behring gedenkt mit Hilfe des Gespendeten die Serum-Forschung zum Nutzen der Allgemeinheit zu vertiefen; Dunant — wenn wir recht berichtet sind — die Friedensbewegung zum „Krieg gegen den Krieg“ dadurch zu steigern, also eigentlich in ihr Gegenteil zu kehren . . . u. s. w. u. s. w. mit entzückend weltmännischer Haltung. Kurz, nach diesen Präzedenzfällen werden alle künftigen Preishelden Anstands halber sich wohl auch nicht mehr „lumpen“ lassen können, und der Preis zuletzt also zu einer der „noblen“ Passionen nur mehr werden. „Noblesse oblige“!





Eine neue deutsche Literaturgeschichte.^{*)}

Von Dr. Heinrich Stümcke.

(Berlin.)

Nachdem Bartels' in Buchform erschienene „Grenzboten“-Studie über die deutsche Dichtung der Gegenwart: „Die Alten und die Jungen“, in rascher Folge vier stetig erweiterte Auflagen erlebt und ebenso viel Gequerschaft wie begeisterte Zustimmung gefunden, lag für den belesenen und fleißigen Autor der Gedanke nahe, die Entwicklung der gesamten deutschen Litteratur von ihren Anfängen in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen. Wir haben an deutschen Litteraturgeschichten freilich keinen Mangel, aber wir können auch nicht von einem Überfluß an guten einschlägigen Werken reden, insbesondere solchen, die sich an das breite gebildete Publikum wenden. Und schließlich ist bei der ungeheuren, reizvollen Vielseitigkeit des zu behandelnden Stoffes eine Geschichte unserer Litteratur *vu à travers d'un tempérament* ein Werk, das man um seiner subjektiven Reize wegen, mag man mit dem Thatfachenmaterial auch noch so vertraut sein, gern in die Hand nimmt. Bartels' Buch nun ist Litteraturgeschichte, durch ein Temperament vom Standpunkte der Gegenwart aus betrachtet. Er geht scharf darauf aus, das Lebendige und Lebensberechtigte aus der ungeheuren Masse des Papiernen, Nuffigen und Verstaubten herauszuheben und jedem Dichter in der entwicklungsgeschichtlichen Darstellung einen festen definitiven Platz anzuweisen. Daß eine gleichsam natürliche Ordnung und Gruppierung dank der Arbeit zahlreicher Vorgänger sich schon längst herausgearbeitet hat und jedem neuen Bearbeiter des Stoffes zu Hilfe kommt, giebt Bartels mit Recht zu. In der That, an irgend erhebliche Umwertungen der litterargeschichtlichen Werte ist, zumal was Persönlichkeiten, nicht einzelne Werke anlangt, nicht zu denken. In der Auswahl der Schriftsteller, die eine orientierende Charakteristik erhalten, hat Bartels denn auch durchweg das Richtige getroffen; diesen oder jenen Liebling unter den *diu minorum gentium*, der diesem oder jenem Beurteiler am Herzen liegt, als mit Unrecht übersehen zu beklagen, wird man im Hinblick auf die nächsten Absichten des Buches gern unterlassen. In der ästhetischen Wertung des litterargeschichtlichen Materials glaubt Bartels das Hauptverdienst seiner Arbeit erblicken zu dürfen; er stellt sich gern in bewußten Gegensatz zu den Philologen, die auch Litteraturgeschichte geschrieben haben. Er sagt es zwar nicht ausdrücklich in seinem Vorwort, aber man liest es zwischen den Zeilen, daß er insbesondere Wilhelm Scherer rektifiziert zu haben, über Scherers ästhetisch-philologische Methode hinaus gekommen zu sein glaubt. Gegen den Philologen Scherer hebt Bartels den geborenen Künstler und praktischen Kritiker Hebbel auf den Schild. Auf Seite 9, 27, 38, 47, 66, 76, 79, 81, 84, 92, 93, 103, 105, 106, 146, 147, 151, 179, 215, 217, 267, 293, 329, 330, 336, 337, 494 nimmt Bartels auf Scherers Litteratur-

^{*)} Geschichte der deutschen Litteratur von Adolf Bartels. Erster Band: Von den Anfängen bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. (1. u. 2. Auflage. Leipzig, Eduard Koenig; VIII u. 510 S.)

geschichte Bezug, und zwar meist in Form polemischer Anzuspung. Der verstorbene Berliner Germanist ist für ihn eine Art bête noire. Bei der Heliland-Besprechung heißt es, man merke doch, daß Scherers Literaturgeschichte ursprünglich für das Publikum der „Neuen Freien Presse“ geschrieben war; als Ribbelungenkritiker „versagt Scherer wie immer, wo der Philolog aufhört und der Aesthetiker anfangen sollte“; S. 140 ist er „semper novarum rerum cupidus“; S. 267 hat Scherer Thümmels „Wilhelmine“ zwar besprochen, aber „unmöglich gelesen“; S. 336 wird Wielands „Aristipp“ das reichste und charakteristischste aller Werke des Dichters genannt, „weshalb es denn wohl auch bei Scherer nicht erwähnt worden ist“; ein paar Zeilen weiter wird über den „gerechten“ Litterarhistoriker gespöttelt usw.

Man kann Scherers litterarhistorische Verdienste überschätzt finden, ohne doch solcher kleinlichen Art der Polemik Geschmac abzugewinnen. Desgleichen kann man ein Verehrer Friedrich Hebbels sein und dennoch verwundert den Kopf schütteln und die von Bartels beliebte Methode rundweg ablehnen, wenn man sieht, daß Hebbel — zumeist mit, an einigen Stellen auch ohne Namenangabe — in dieser Literaturgeschichte nicht weniger als 31 mal citirt wird. (S. 8, 85, 87, 116, 189, 215, 272, 297, 323, 329, 337, 340, 427, 432, 435, 440, 411, 444, 447, 451, 464, 468, 469, 472, 473, 478, 490, 491, 493, 496, 505.) Und zwar, wie dies selbstverständlich bei Bartels' Stellung zu seinem berühmten Landsmann, wird Hebbel durchweg als Autorität citirt und mit lobenden Epitheta bedacht. Von litterarhistorischen Vorgängern citirt Bartels sonst noch Gervinus, Vilmar, Hettner, Kiehl, Stern, Minor und Erich Schmidt, dem er übrigens zugesteht, daß er „das abschließende Werk über Lessing geschrieben“ habe. Das Einzelbreiten in Bartels' Beurteilung von Menschen und Werken anlangt, so wird man eine ganze Reihe feiner und treffender Bemerkungen, wie nicht minder Stellen finden, die zum entschiedensten Widerspruch herausfordern. Zur ersteren Kategorie rechne ich seine Wertung Gottscheds, die sich von Unterschätzung ebenso wie von Reichel'schem Überschwange frei hält, desgleichen sein Endurteil über Schiller (S. 379). Bartels sagt von ihm, frei nach Goethe: „Ein wunderlicher großer Mensch, aber doch ein großer Mensch.“ Die Entwicklung der Litteratur sei freilich vollständig über ihn hinaus gelangt. Gut ist ferner der Hinweis auf Joh. Elias Schlegel, auf das Jüdische bei Moses Mendelssohn; unzutreffend die Behauptung, daß uns das f. Z. „bürgerliche“ Trauerspiel Emilia Galotti heute rein historisch anpunte. Mit ganz geringen Veränderungen könnte es heute an irgend einem halbasiatischen Hofe spielen. Dofalo würde jetzt etwa Topfschider heißen. Ganz aus dem Ton litterarhistorischer Darstellung fallen Kraftausdrücke, wie: Kogebue sei ein Lump durch und durch gewesen, und: Feinse habe als Honorar für seine „Kirchen“ eine tüchtige Tracht Prügel verdient. Bartels' Lieblingsidee einer Heimatlust mit aggressiver anti-berlinischer Spitze kommt S. 376 zum Ausdruck, und S. 419 nimmt er Herder als ihren frühen Vertreter wohl etwas voreilig in Anspruch. Bartels' Schätzung des Lyrikers Claudius vermag ich ebenso wenig unterschreiben, wie seine Behauptung, daß Lenz genialer gewesen sei als heute Gerhard Hauptmann, daß dem zweiten Teil des „Faust“ Frische und Kraft (?) fehle. Im Übrigen ist Bartels' Goethe-Würdigung voll Kraft und ehrlicher Begeisterung eins der gelungensten Kapitel des Buches, das, gerade wegen seiner scharf ausgesprochenen Eigenart, weil man so oft kein sagen muß bei der Lectüre, als einer der interessantesten unter den neueren Versuchen, ein Gesamtbild unserer Litteratur zu entrollen, Anspruch auf allseitige Beachtung machen darf.

Juni
Gedächtnis Chr. D. Grabbe's.

Hannibal. Eine Tragödie. Ergänzt und für die Bühne bearbeitet von C. Spielmann. Halle a. S., H. Gesenius.

Es wäre eine herrliche That, Grabbe's „Hannibal“ für die Bühne zu erobern. Die Versuche mit „Don Juan und Faust“, mehr noch mit „Napoleon“, konnten und mußten dazu ermutigen. Die Auspizien waren günstig — Publikum und Theaterdirektoren sind wieder einmal für längst zu Grab getragene Autoren zu sprechen, man liebt sensationelle Auferstehungen. Auch ein äußerer Anlaß — nämlich, daß sich Herausgeber und Verleger stets so ängstlich nach einem solchen umschauen — fand sich bereitwilligt ein, der hundertjährige Geburtstag Grabbe's. Also frisch drauf! Spielmanns Bearbeitung hat viele Vorzüge. Die nahezu 30 Szenen des Originals reduziert sie auf die Hälfte, ohne der Dichtung in irgend einer Weise zu nahe zu treten. Szenen wurden umgestellt, Akt-schlüsse verlegt, die allzu kühnen Anachronismen zur Freude des ohnehin schwer geprißten Geschichtskundigen beseitigt, hin und wieder recht dankenswerte historische Hinweise eingeschoben. All' das sei anerkannt und in vollster Überzeugung unterschrieben.

Spielmann hätte dabei stehen bleiben sollen. Der Bearbeiter hätte nicht zum Ergänzter werden dürfen. Grabbe's Werk ist eine Skizze, eine gewollte Skizze, ein Stück Leben, das eben Stückwerk bleiben muß, wenn es wirken soll. Eine impressionistische Studie. Und so willkürlich und wirr manches darin zunächst erscheinen mag, man spürt aus jeder Zeile den Zug zum Großen, zum Ganzen heraus. Das Unzusammenhängende wird sich in uns aufbauen zu einer grandiosen Einheit, wie sie die planmäßige, nie den Atem verlierende Regelmäßigkeit nie erreichen würde. Spielmann beschleunigt mit seiner Fälschung diesen inneren Vorgang keineswegs; ich

glaube, er erschwert ihn. Verbindet man die bedeutenden Linien der Studie mit einander, so ergibt sich, Gott sei's geflagent, nicht das fertige Porträt, sondern ein Konstrum. Spielmann hatte die ehrliche Absicht, in den laugen, neu eingefügten Szenen nichts zu bieten, das Grabbe's Gedankengang fern gelegen haben könnte. Er studierte seinen Autor mit der Genauigkeit eines Biographen, d. h. mit allzu großer Genauigkeit, und baute dann auf seine Mißverständnisse neue Episoden auf. So die Geschichte der Liebe Gisgons zu Alitta, die viele Wunderlichkeiten enthält und mir, so weit es sich um ihre Berechtigung und Bedeutung handelt, ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist. Grabbe schrieb eine Tragödie; Spielmann verlegt in ihren Rahmen eine zweite, eine dritte. Warum? ich habe lange auf Antwort gewartet — ich weiß sie noch immer nicht. . . . Noch ein Wort über die Sprache. Vieles ist irr Ausdruck gemildert. Fehlerhafte oder besonders auffallende Wort- und Satzbildungen sind durchweg gestrichen. Recht so! Manchmal habe ich aber doch mit Sehnsucht nach dem Grabbe'schen Grundtext hinüber geschickt. Bei Grabbe gährender Most, bei Spielmann Zuckerwasser —

Eberhard Buchner.

Wir erhalten folgende Zuschrift: „Wir stehen im Begriff, die Vorarbeiten für eine seit Langem geplante historisch-kritische Gesamtausgabe von Grabbe's Werken abzuschließen, welche die notwendige Grundlage für eine gerechte Würdigung des genialen Dramatikers abgeben wird. Auf Grund des handschriftlichen Nachlasses werden sämtliche Dramen vollständig gedruckt, mit Wiederherstellung der durch Grabbe's ersten Verleger aus Rücksicht auf die damaligen Zensurverhältnisse für notwendig befundenen Streichungen. Für jeden Nachweis von seltenen Drucken, Zeitschriften zc. mit Beiträgen Grabbe's, wie besonders für etwaige leihweise Überlassung

handschriftlichen Materials, von Briefen u. w. wären wir zu großem Dank verpflichtet, und wir verbürgen uns für sorgfältige Aufbewahrung und Rücksendung. Die Ausgabe, welche von Eduard Grisebach besorgt wird, wird bereits im Laufe des nächsten Jahres erscheinen, zu einem auf das große Publikum berechneten mäßigen Preise. Berlin W. 35, am 11. Dezbr. 1901, Grabbe's 100. Geburtstag, Steglitzer Str. 4, B. Behrs Verlag (G. Bod). — Rechtzeitig, kurz vor Thorschlus, erschien als Nr. 13 der bekannten Sammlung „Moderne Essays“ (Berlin, Gose & Zschlaff) auch noch eine gehaltvolle Grabbe-Studie von Dr. Hans Landsberg, die gewiß viel Nichtiges enthält, bezw. sich durch ein ebenso eindringendes als im Allgemeinen auch sympathisches, kritisches Urteil und eine sorgfältige Übersicht über die „Grabbe-Litteratur“ (als Anhang) sehr wohl empfiehlt. Einen besonderen Gedenks-Aufsatz über den Dichter finden unsere Leser auf den Seiten 14—30 im vorliegenden Heft.

Koloniales.

33 Jahre in Ost-Asien. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten von M. von Brandt. II. Band. Leipzig, Georg Wiegand.

Ein ebenso spannendes geschriebenes wie nützliches Buch, besonders für unsere Diplomaten in Ostasien und solche, die es werden wollen. Schade, daß dieses Werk nicht vor den chinesischen Wirren erschienen ist, es hätte als guter Leitfaden für praktische ostasiatische Diplomatie jedem nach China reisenden diplomatischen und militärischen Vertreter Deutschlands zu seiner sonstigen Tropenausrüstung, wie Mosquito-Helm und Asbesthaus, verabsolgt werden müssen. Der Nutzen wäre bei richtiger Anwendung sicher ein größerer gewesen, als der der oben erwähnten Gegenstände. M. von Brandt hat während der letzten Zeit öfters sich über die chinesische Frage in der Tages-

presse vernehmen lassen. Ob er dabei immer das Richtige getroffen hat, soll hier nicht weiter erörtert werden. Seine „33 Jahre in Ostasien“ bieten dagegen des Belehrenden und Unterhaltenden eine reiche Fülle für jeden, zumal da neben den Erlebnissen des Konsul Brandt auch noch die des Reisenden Brandt erzählt werden. Jeden Leser wird daher dieses Werk befriedigen und in ihm den Wunsch nach Band III, der ja der Natur der Sache nach der interessanteste werden dürfte, erwecken. Welch ein Unterschied zwischen diesen gebiegegen Ausführungen M. von Brandts und denen des Herrn

Eugen Wolf: *Meine Wanderungen I. Im Innern China's*. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Die interessante Einleitung mildert noch einigermaßen den etwas unangenehmen Eindruck, den das selbstgefällige, beinahe überlebensgroße Porträt des Verfassers auf den allerersten Seite seines Buches auf den kritischen Leser gemacht hat. Das Weiterlesen wird einem aber beinahe durch den unglaublich geschmacklosen (um kein stärkeres Wort zu gebrauchen) Stil verleidet. Herr Wolf behauptet allerdings Eingang, er habe sein Werk nur für die Jugend geschrieben; er will in demselben also anscheinend absolut nicht als ernster Forscher genommen werden. Allein Ausbrüche wie: „das gieng mir doch über die Futschnur“, „das gieng mir selbst über das Bohnenlied“, „das mit dem Lokomotivenpfiß verknüpft sein sollende Quietschen der Dividendschere“, „fretch wie Oskar“, „mit wahnsinnigem Brummschädel aufwachen“ u. u. und ähnliche Trivialitäten, wie sie in Verbindung mit Kalauern der gewöhnlichsten Sorte im Übermaße in dem Buche zu finden sind, sollte gerade ein Mann vermeiden, der nur für die Jugend schreiben will — das thut ja nicht einmal Karl Ray! Stil und Geschmack der jungen Leser werden dadurch ebenso wenig wie durch die stilistischen Nachlässigkeiten des Verfassers gebessert und verfeinert. Für

unsere Jugend ist bekanntlich das Beste gerade gut genug! —

Was den Inhalt selbst angeht, so bietet es einen ausführlichen Bericht über alle die Großthaten, die Herr Eugen Wolf in China vollbracht hat. Am erbaulichsten ist dabei seine Tour nach Tschang-scha. Sein Hausboot wird Tage lang in der gefährlichsten Weise mit Steinen bombardiert, ist aber stets immer wieder sofort gebrauchsfähig. Der Monolog mit allen seinen Ausschmückungen, den sich Herr Wolf in Jung-Tschan am Siang-Kiang hält, wo ihn der Verlust seiner Dienerschaft zur Umkehr zwingt, bildet hierbei den Gipfelpunkt. Herr Eugen Wolf kann nicht genug über die Verlogenheit der Chinesen und zumal ihrer Behörden schelten; nur das glaubt er ihnen, daß auf dem Siangflusse noch kein Dampfschiff weiter als bis zum Orte Siang-Tan gekommen sei! Und dabei fährt dicht hinter ihm noch ein Dampfer den Siang-Kiang hinauf, anscheinend, um den von einer Inspektionsreise zurückkehrenden Futai abzuholen! Aber der Erste war doch Herr Eugen Wolf mit seinem Dampfer — wenn die chinesischen Behörden diesmal ausnahmsweise nicht gelogen haben sollten.

Gleich schwere Klagen führt Herr Wolf über den Mangel an Reinlichkeit und die Qualität der chinesischen Diener. Was die Letzteren anbetrifft, kann ich nur sagen, daß ich 10 Jahre mich von Chinesen habe bedienen lassen, und heute in Europa noch gar oft meine bezopften Diener von ganzem Herzen zurückwünsche. Wer zufällig Gelegenheit hatte, den von Herrn Oberleutnant Kibel vom ostasiatischen Expeditionskorps in der hiesigen „Geographischen Gesellschaft“ gehaltenen, ausgezeichneten Vortrag über China zu hören, wird auch erfahren haben, daß die Chinesen nicht gar so gemein, schmutzig und etelhaft sind, wie Herr Eugen

Wolf sie hinstellt. Herr Oberleutnant Kibel lag aber mehrere Monate in der Provinz Tschili im Quartier, also gerade in jener Gegend, die auch Herr Eugen Wolf auf seiner Tour von Peking nach Santow durchqueren mußte.

Die dem Buche beigegebenen Abbildungen lassen häufig ersehen, daß diese von der allen Reisenden zugänglichen Qualität sind. Besonders interessiert hat mich das Bild auf Seite 125, die bekannte Hinrichtungshexe. Das Bild hat jetzt die geschmackvolle Unterschrift erhalten: „Chinesische Köpfe und englische Zuschauer“. Der Verfasser hätte vielleicht klüger daran gethan, wenn er das Bild weg gelassen hätte mit Rücksicht auf frühere Zeitungsberichte bezüglich seiner Originalität. Herr Wolf behauptet im Schlußwort, er habe in seinen aus den Jahren 1896/97 stammenden Tagebuchaufzeichnungen nichts geändert. Das muß man ihm glauben, zumal er die gleiche Versicherung schon im Vorworte abgibt und darauf großen Wert zu legen scheint. Noch größeren allerdings auf seine persönliche Bekanntschaft mit dem verstorbenen Fürsten Bismarck. Ich glaube, jeder echte Deutsche ehrt unseren großen ersten Kanzler und ist stolz darauf, wenn er ihn im Leben überhaupt nur einmal hat sehen dürfen! Aber das fortwährende Kokettieren sowohl mit der Verehrung für, als der persönlichen Bekanntschaft mit dem Größten aller Deutschen dürfte nicht nach Jedermanns Geschmacke sein. — Herr Eugen Wolf sagt übrigens „meine Wanderungen I“, was auf eine Fortsetzung seiner schriftstellerischen Thätigkeit schließen läßt. Er hat ein gutes Stück der weiten Welt gesehen und kennen gelernt; wollen wir nur hoffen, daß der zweite Band seiner Wanderung nach Stil und Inhalt geschmackvoller und gediegener ausfallen möge!

Dr. F. Martin.



Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

- Baumberg, A.: Eine Liebeselise. Lebensbild in 3 Akten und einem Vorspiel. 122 S. — Nur aus Trag. Charakteristike in 1 Akt. 36 S. Nr. 1.—, Wien, Carl Koenig.
- Becher, Anna: Erzählungen aus der Heimat. Dresden, G. Pflerschs Verlag. 188 S. Nr. 2.—.
- Benndorf, Friedr. Kurt: Traum und Tag. Ein silbes Liebesdrama. Dresden, H. Werthing. 96 S.
- Bernard, Jean: Seine Lobeth. Eine Hofgeschichte. Dresden, G. Pflerschs Verlag. 352 S. Nr. 3.—.
- Bettelheim, Anton: Briefe von Ludwig Angenraber. Mit neuen Beiträgen zu seiner Biographie. Bd. I u. II. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.) Geb. Nr. 4.80.
- Bibliotek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes: Nr. 1526—1541. Dante's Göttliche Komödie. Uebersetzt mit einem Vorwort von B. Garneri. 452 S. Geb. Nr. 1.75, geb. Nr. 2.—. — Napolen oder Die hundert Tage. Schauspiel in 5 Akten von Gdrik Dietr. Grabbe. 118 S. Geb. Nr. 0.25, geb. Nr. 0.50. — Agnes Bernauer. Ein deutsches Trauerspiel in 5 Akten von Friedrich Hebel. 84 S. Geb. Nr. 0.25, geb. Nr. 0.50. — Fürstentum. Schauspiel in 5 Akten von Multatuli. Uebersetzt von Karl Misch. 87 S. Geb. Nr. 0.25, geb. Nr. 0.50. — Der letzte Aethener. Roman von Victor Krbberg. Deutsch von M. G. Dieckel. 448 S. Geb. Nr. 1.50, geb. 1.75. Sämtliche: Halle a. S., Otto Hendel.
- Bode, Dr. Alth.: Goethe's Persönlichkeit. Drei Reden des Ranzlers Friedr. von Müller. Berlin, G. S. Mittler & Sohn. 91 S.
- Bode, Wilhelm: Kunst und Kunstgewerbe. Berlin, Bruno & Paul Cassirer. 168 S.
- Braun, Alth.: Die Frauenfrage, ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite. Leipzig, S. Hirzel. 557 S. Nr. 10.—.
- Brelje, Ida von der: Die Reform der höheren Mädchenschule. Aus Schriften des Sozialwissenschaftlichen Vereins, Berlin. Heft 1. Herausgeg. von Dr. Oskar Stülch. Frankfurt a. M., Dr. Eduard Schöppner. 42 S. Nr. 1.—.
- Brentano, Clemens: Valeria oder Vaterlist. Ein Lustspiel in 3 Aufzügen. (Die Bühnenbearbeitung des „Ponco de Leon“.) Herausgeg. von Reinhold Steig. Aus Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrs, herausgeg. von Aug. Sauer. Nr. 105 bis 107. Neue Folge Nr. 55—57. Berlin W. 5, S. Behr (G. Pösch). 86 S. Geb. Nr. 1.80, geb. Nr. 2.60.
- Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Mitput-Ausgabe. Bd. I. 33. bis 44. Laufend. Berlin, Otto Liebmann. 599 S. Nr. 1.—.
- Cable, George W.: Aus alten Arocolentagen. Novellen. Minden i. Westf., J. G. C. Bruns. 210 S. Geb. Nr. 2.—, geb. Nr. 2.50.
- Cappo, Gräfin Marie Crescence: Primeln. Aphorismen. Solpurg, Eduard Höllrigl. 79 S.
- Dahm, Paul: Gedichte. Dresden, G. Pflerschs Verlag. 115 S. Nr. 2.—.
- Deeken, Althard: Manua Samoa! Samoaische Reisezeiten und Beobachtungen. Oldenburg, Gerhard Stalling. 240 S. Geb. Nr. 4.—, geb. Nr. 5.—.
- Demolder, Eugène: Trois Contemporaines. Henri de Brakeler. Constantin Meunier, Félixien Eops. Bruxelles, Edmond Déman Libraire. 123 S. Fr. 5.—.
- Denner, Dr. phil. G.: Aus den Höhen und Tiefen der Natur. Stenzen und Studien aus dem Naturleben. Halle a. S., G. Eb. Müller. 258 S. Geb. Nr. 3.—, geb. Nr. 4.—.
- Der Junge. Illustrierte Jugend-Zeitung. Heft 1. Berlin, G. Ludwig Traube. Monat. I. Heft. Vierteljähr. Nr. 3.—. Einzelheft M. 0.30.
- Donath, Adolf: Mensch und Liebe. Neue Gedichte. Berlin SW 46, Ernst Hofmann & Co. 59 S.
- Dose, A.: Aus zwei Weltteilen. Dichtungen. Fehdeberger Verlagsanstalt (Hörning & Berlenbuch). 127 S.
- Driesmann, Heinrich: Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung. Der Kulturgeschichte der Rasseninsulte II. Band. Leipzig, Eugen Diederichs. 208 S.
- Evers, Franz: Ernstlieder. Leipzig, Verlag „Kreuzende Ringe“ (Max Spobr). 220 S. Nr. 3.—.
- Floerle, Gustav: Jedn Jahre mit Bodlin. Aufzeichnungen und Entwürfe. München, J. Brudmann N. G. 255 S.
- Francschini, Rob.: Wober und Wobin? Gesammelte Aufsätze. Dresden, Carl Reißner. 401 S.
- Friedmann, Dr. Otto: Das Recht der Wahrheit und der Schatz des guten Namens von legalistischen Standpunkt. Ein Vortrag. Leipzig, Dunder & Humblot. 49 S. Nr. 1.20.
- George, Stefan: Baudelaire — Die Blumen des Bösen. Umdichtungen. Berlin, Georg Bondl. 187 S.
- Goldschmidt, Leon: Die literarische Gesellschaft zu Hamburg. Ein Rückbild auf die ersten 10 Jahre ihres Bestehens. Hamburg, M. Olegau Jun. 87 S.
- Grube, Max: Im Mann der Bühne. Gedichte eines Schauspielers. Dresden, Carl Reißner. 188 S.
- Gumpowicz, Ludwig: Die Soziologische Staatslehre. 2. verm. Aufl. Jansdruck, Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung. 224 S. Nr. 4.80.
- Gurewitsch, B.: Die Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse und die soziale Bilederung der Gesellschaft. Der Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen XIX. Bd., Heft 4. Herausg. von Gustav Schmoller. Leipzig, Dunder & Humblot. 129 S. Nr. 3.—.
- Gutbell, Arthur: Jerungen. Roman. Leipzig, Gröbel & Sommerlatte. 388 S. Nr. 4.—.
- Hamburgischer Vorderricht, bürgerrechtlich zu Ehren seiner 25jährigen Senatorenschaft dem Bürgermeister Dr. Johann Georg Wöndtberg. (1876—1901.) Hamburg, Alfred Janssen. 67 S. Nr. 3.—.
- Harnack, Otto: Goethe's ausgemählte Gedichte, in chronologischer Form mit Anmerkungen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 388 S. Nr. 3.—, in Leinw. Nr. 4.—.
- Haus, Ewald: Am Garbafce. Sätzen und Charakterbilder. 2. Aufl. Jansdruck, N. Cblingen. 194 S. Geb. Nr. 2.—, geb. Nr. 3.—.
- Helzel, Karl Theod. von: Neue geschichtliche Essays. München, G. S. Beck (Dolzer Ver.). 331 S. Nr. 7.—.
- Hein, Franz: Die Rige. Ein Märchenpiel in 5 Aufzügen. Karlsruhe, G. Braun. 104 S. Nr. 2.—.
- Hellen, Eduard von der: Goethe's Briefe. Ausgemählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen. I. Bd. (1764—1779.) Aus der Gotta'schen Bibliothek der Weltlitteratur. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.) 314 S. Nr. 1.—.
- Hermann, Gottlieb: Die Sünden an unserer Sprache. Berlin, Deutsches Verlagshaus „Wita“. 105 S. Nr. 1.—.

Heymann, Robert: Stadt. Lebensbilder. München, Robert Heymann (Verlag „Frührot“). 99 S.

Gündermann, Adele: Des Lebens Bürde und andere Novellen. Minden 1. B., J. G. C. Bruns Verlag. 252 S. Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Hirtz, Georg: Das Plakatlopp und „Die Bilder betrachten sein wollen“. München, Verlag der „Jugend“. 32 S.

Huch, Niccarda: Aus der Triumphgasse. Lebensflüssen. Leipzig, Eugen Diederichs. 346 S.

Hugo, Josef Anton: Chronik des Marktes und der Pfarrei Diefen. Mit farbigerer Geschichte des ehemaligen regulierten Chorherrenstiftes Diefen. Diefen a. Ammersee, Jos. C. Huber. 186 S.

Jacobé, Monty: Maeterlind. Eine kritische Studie zur Einführung in seine Werke. Leipzig, Eugen Diederichs. 123 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Jerusalem, Peter: Erstorbene Schatten. Dresden, C. Piefers Verlag. 64 S. M. 1,50.

Katalog von Eugen Diederichs' Verlagbuchhandlung. Leipzig, Seeburgstr. 45. Gratis!

Kellermann, O.: Die Mobilmachung des Christentums gegen den Krieg. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 82 S. M. 1.—.

Klöpper, Dr. Clemens: Schafspeare-Realien. Alt-Englands Kulturleben im Spiegel des Schafspears' Dichtungen. Dresden, Gerhard Rühmann. 192 S. Geb. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Kobell, Luise von: Josef Viktor von Schefel und seine Familie. Nach Briefen und mündlichen Mitteilungen. 29 S. München, Verlag des Schefelbundes. 59 S.

Kobylanska, Olga: Kleinrussische Novellen. Eingeleitet durch einen Essay „Ein Jahrhundert kleinrussischer Literatur“ von Georg Adam. Minden 1. B., J. G. C. Bruns. 184 S. Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Krafft, Mich. von: Die wunderbaren Abenteuer des Nitters Hugo von Burdigal, Herrsogs von Aquitanien, und der schönen Klammund, sowie des Eifentönigs Oberon. München, Allgemeine Verlagsgesell. m. b. H. 148 S. M. 7,50.

Kraus, Aug. Friedr. u. Philo v. d. W.: Schönsches Dichterbuch. Mit Porträts. Breslau, Kubosch Döllner. 227 S. Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Kurtz, Heriband Mag.: Die Sonne des Todes. In einer Dichtung und einer Komposition für Orgel. Diefen, Jos. C. Huber. 25 S.

Landesberg, Dr. Hans: Christian Dietrich Grabbe. Aus Moderne Essays, Heft 13. Herausgeg. von Dr. Hans Landesberg. Berlin, Gose & Teglaff. 59 S.

Langmann, Philipp: Die Herzmarke. Drama in 2 Teilen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.) 338 S. M. 3.—.

Lausberger, Friederike: Schloß Ganjenich. Erzählung. Linz, Oberösterreich. Buchdruckerei- und Verlagsbuchhandl. 218 S.

Leizner, Max von: Cp. 1 Nr. 1. Vier Fantasten. Für Gesang und Klavier nach Dichtungen von Rich. Dehmel, Martin Greif und Otto von Leizner. Mainz, B. Schottländer Söhne.

Der Selbe: Phantastische Aquarelle. Cp. 2. Heft 1. Zwei Nachstücke. Berlin, Kies & Greier. M. 2.—.

Leizner, Otto von: Ausgewählte poetische Werke in 3 Bänden. 2. Aufl. Berlin, Otto Janke. Geb. h. M. 2.—, geb. h. M. 3.—.

Lichtwardt, Alired: Entstehung des Farben-sinnes. 66 S. — Seele und Kunstwerk (Bd. 11). 60 S. — Berlin, Bruno und Paul Cassirer.

Der Selbe: Blumentuluss. Wilde Blumen. 2. erw. Aufl. Dresden, Gerhard Rühmann. 90 S. M. 2,80.

Maeterlind, Maurice: Blaubart und Ariane. Schmecher Beatriz. Zwei Eingeleite. Leipzig, Eugen Diederichs. 82 S. Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Majanyi, Prof. Dr. Ph. G.: Die Ideale der Humanität. In's Deutsche übertragen von Fein-Verbatshel. Wien, Karl Konegen. 47 S.

Maunc, Harry: Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten. Mit Mörike's Silikon. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.). 415 S. M. 6,50.

Meißel-Hes, Grete: In der modernen Welt-anfchauung. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 113 S. M. 3.—.

Meißel's Metzwerke. Uebersetzt von Ludwig Kubla. 3. verm. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.). 534 S. M. 6,50.

Muff, Prof. Dr. Chr.: Iocatomus. 3. wesentl. verm. Aufl. Halle a. S., Rich. Mühlmanns Verlag (Max Grosse). 324 S. M. 5.—.

Mummenhoff, Ernst: Der Handwerker. Aus Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Bd. 8. Moderne Ausgabe. Leipzig, Eugen Diederichs. 141 S. Geb. M. 4.—, geb. M. 5,50.

Nef, Karl: Zur Geschichte der deutschen Instrumentalmusik in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Aus Publikationen der Internationalen Musikgesellschaft. Heft 1. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 79 S. M. 3.—.

Neue Buchdruck: Heft 1—4. Eigenbrad, Weirad: Aus der schönen weiten Welt. Sweden und Verse für unsere Kleinen. Mit Bildern und Buchdruck von Hans Holmann. 46 S. — Grimm, Mich.: Frühling und Liebe. Eine Sammlung moderner Poesie. 44 S. — Schuffstein, Hans' Leben, Erben und Auferstehung uners. Geliebtes Jesu Christi. In den Worten des Evangeliums mit 17 Bildern. — Wanda, Paul: Enurig Lied. Enaffke Enuren ut Stadt un Land. In Almeida. 62 S. — Sämtliche: Leipzig, N. Weigl'scher. Das Heft M. 0,80.

Neyfche, Friedrich: Nachgelassene Werke. 2. Abteilung. Vo. XV. Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte. Leipzig, G. O. Naumann. 542 S. Gr. 8^o geb. M. 10.—, geb. M. 12.—; Klein 8^o geb. M. 7.—, geb. M. 8.—.

Ompteda, Georg: Freiherr von Cäcilie von Sarron. Roman in 2 Bänden. Berlin W., J. Fontane & Co. M. 10.—.

Pleconsta, C.: Reindelt. Ein Wegweiser. Aus dem Französischen übertragen. Leipzig, Th. Grieben (2. Fernau). 304 S. M. 3.—.

Rebel, B.: Familie Widelwadel. Fetteres Tagebuch einer Mäucherin in der Sommerzeit. Mit 16 Illustrationen. München, Carl Hauschalter. 80 S.

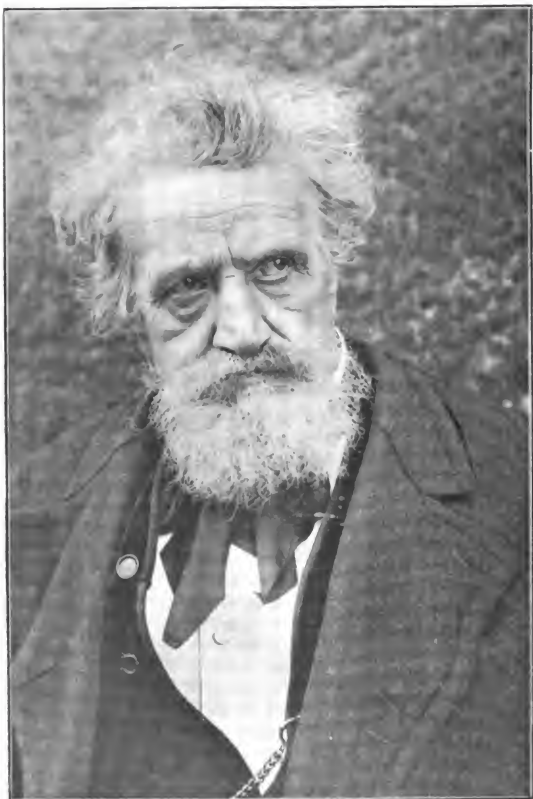
Reide, Emil: Der Lehrer. Aus Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Bd. IX. Moderne Ausgabe. Leipzig, Eugen Diederichs. 135 S.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.

Fernruf-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Anst. 4 1/2 bis 6 1/2 Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

NB. Nachdruck der Eigenbeiträge von allgemeinerem Interesse bei genauer Quellenangabe gern erlaubt. — Für unerlangt eingegangene Revisions-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unerlangt eingegangene Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilagt. — Brief- und Manuskripte, Zeitschriften- wie Bücherbestellungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Widmungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: C. Piefers Verlag (H. Linde) in Dresden.



H. King.



Band I. * 1902. * Heft 2.
*

Landwirtschaft, Industrie und Handel.

Von Geh. Sanitätsrat Dr. Konrad Küster.

(Berlin.)

Landwirtschaft, Industrie und Handel sind drei notwendige Teile des wirtschaftlichen Staatskörpers. Ist irgend ein Teil dieses Körpers krank, so leidet darunter der ganze Körper, so leiden auch die übrigen einzelnen Teile. Aufgabe der Staatskunst wäre es, diese drei Teile in steter Gesundheit zu erhalten oder, wenn ein Teil erkrankt, diesen baldigst wieder zur Gesundheit zu bringen. Es ist nun keine Frage, daß seit längerer Zeit unsere Landwirtschaft arg danieder liegt und krankt, während, wie man glaubt, Industrie und Handel in voller Blüte sind, was nach obigem Grundsatz von vorneherein unwahrscheinlich ist. Freilich, alle Zeitungen sind oder waren bis vor Kurzem voll des Rühmens über das Gedeihen unseres Staates infolge des Aufblühens von Industrie und Handel. Die großen Bankkrache und die gegenwärtigen Krisen auf dem Handels- und Industriegebiete, die wie aus heiterem Himmel auf uns eingebrochen, haben uns aber die Überzeugung gebracht, daß hier nur eine Scheinblüte vorhanden, daß Industrie und Handel künstlich aufgeschwemmt und aufgedunsen gewesen sind und daß auch sie an einem und zwar gemeinsamen Grundübel leiden. Es sind dies die Spekulationswut, der Wucher,

die Vörjemachenschaften. Man will schnell reich werden, und das ohne viel zu arbeiten und ohne zu produzieren.

Infolge des römischen Privatrechtes, das auch im neuen bürgerlichen Gesetzbuch leider eine wichtige Rolle spielt, ist ein Bucherwert dem Grund und Boden entstanden. Es ist erlaubt, den Grund und Boden, der der Allgemeinheit, wie bei den Germanen, gehören sollte, in Privatbesitz zu nehmen und damit zu handeln. Hierdurch hat man den Reichen die Macht verliehen, die Schwachen zu unterdrücken, während das Gesetz umgekehrt gerade ein Schutz der Schwachen gegen die Stärkeren sein sollte. Rom hat schwer an seinen ungesunden Agrarverhältnissen gelitten, und wir franken an dem selben Übel. Die kapitalkräftigen Besitzer haben die kleineren Güter, besonders die Bauerngüter, aufgekauft und große, gewaltige Grundbesitze geschaffen, wodurch infolge mangelhafter Bearbeitung des Bodens die Allgemeinheit zu Schaden kommt. Dann hat aber die Spekulation sich des Bodens bemächtigt und die Güter zu einer ungesunden Preishöhe gebracht, so daß die gegenwärtigen Besitzer, da ihnen außerdem noch durch das Vörjenspielen mit dem Getreide jeder Einfluß auf die Preisbildung genommen, vielfach mit Unterbilanz arbeiten und kaum die Produktionskosten erschwingen.

Wohl aus Abneigung gegen die Großgrundbesitzer ist man unangenehm gegen die Landwirtschaft im Allgemeinen; außer daß man ihren Notstand leugnet, hält man ihr Gedeihen überhaupt für nebensächlich und erhofft dagegen alles vom Handel und von der Industrie. Ja, man ist deshalb selbst geneigt, zum Verderben der Landwirtschaft Handel und Industrie künstlich in die Höhe zu treiben, wie es vor Wochen in der vom Verbands der fortschrittlichen Frauen-Vereine einberufenen Volksversammlung unumwunden von der Berichterstatlerin ausgesprochen wurde. In dieser Volksversammlung wurden überhaupt unglaubliche Behauptungen aufgestellt. So wollte man mittels der Statistik, die ja leider so oft gemißbraucht wird, beweisen, daß bei Einführung der Kornzölle infolge Verteuerung der Lebensmittel wieder eine vermehrte Sterblichkeit eintreten würde, nachdem sie sich vorher infolge von Verbilligung der Nahrungsmittel vermindert hätte. Man übersah, daß die Sterblichkeit durch unsere verbesserten hygienischen Verhältnisse herabgegangen und daß sie gerade zu einer Zeit sehr groß gewesen, als alles billig war, die hygienischen Einrichtungen aber sehr mangelhaft waren, und sich später bedeutend verminderte, trotzdem alles teurer wurde. Wenn eine gesunde und genügende Ernährung unzweifelhaft für das körperliche Gedeihen von Wert ist, so sind doch die Wohnungsverhältnisse nicht minder wichtig. Einerseits werden

durch die infolge Bodenwuchers viel zu teuren Wohnungen die Geldmittel für die Lebensmittel sehr stark beschnitten, andererseits sind diese oft genug noch ungesund. Vor allen Dingen meinte man, müsse die Industrie durch den Export hoch gebracht werden, und da nicht mit barem Gelde bezahlt werde, so müsse selbst über Bedarf massenhaft Getreide eingeführt werden, um eine Tauschware für unsere Industrieartikel zu haben, und das auch, wenn unsere Landwirtschaft stark dadurch geschädigt würde. Die Industrie mache alles wieder gut. Dies ist ein großer Irrtum. Hugo Schöffler sagt in seiner vorzüglichen Schrift: „Die praktische Lösung der sozialen Frage“ (Verlag Düsseldorf, Frankfurt a. M.; 1 M.): „Wer da meint, die Förderung unserer Landwirtschaft sei nicht notwendig, denn der Existenzschwerpunkt Deutschlands liege in seiner Industrie, dem erwidere ich: die Vernachlässigung seiner Landwirtschaft ist die vorstellbar größte Dummheit eines Volkes“. Es wurde auch in der Volksversammlung, und das gerade von Gegnern der Landwirtschaft, auf das große Elend hingewiesen, das in den Industriebezirken herrsche, um zu beweisen, daß diesen Armen durch Zollerhöhung nicht die Nahrungsmittel noch verteuert werden dürften; andererseits aber wurde darauf aufmerksam gemacht, daß in Dänemark die Landwirtschaft blühe und die landwirtschaftlichen Nahrungsmittel billig seien. Daß man aus diesen Thatsachen ganz andere Schlüsse ziehen muß, als wie die Redner es thaten, liegt auf der Hand. Die „blühende“ Industrie, der gesteigerte Export haben sehr viel Elend unter den Arbeitern geschaffen und die Landwirtschaft brach gelegt, eine blühende Landwirtschaft dagegen schafft billige Nahrungsmittel und gesunde Zustände. Und trotzdem ist man nur zu gern bereit, gerade sie auf Kosten der Industrie zu schädigen. Man hat keine Ahnung, wie sehr man dadurch auch die Industrie selbst schädigt. Die Industrie muß in erster Linie einen gesunden Binnenmarkt haben und in zweiter Linie erst einen Außenhandel.

Jedes in der Kultur empor steigende Ausland ist bemüht, sich selbstständig zu machen. Amerika läßt massenhaft Ingenieure und Techniker aus Deutschland kommen und richtet sich selbst große, tüchtige Fabriken ein. Rußland, das seinen Maschinenbedarf noch von Deutschland nimmt, bemüht sich, es ebenso zu machen. Der Export wird daher immer mehr eingeengt und kann jetzt schon oft nur künstlich hoch gehalten werden und zwar dadurch, daß wir in Deutschland die Industrie-Erzeugnisse viel teurer bezahlen müssen, damit sie sehr billig in's Ausland gesandt werden können; ferner dadurch, daß die Zudereportureure auf Kosten der Allgemeinheit Exportprämien erhalten. Von eingeweihter Seite weiß ich, daß zu Schleuderpreisen ausgeführte deutsche Waren vom Auslande mit Vorteil

nach Deutschland wieder eingeführt werden. Daß dies, ebenso wie die teuren Wohnungen, durch Mangel an Geldmitteln beim Einkauf indirekt die Nahrungsmittel auch verteuert, davon hatten die Anstürmer gegen die Zollerhöhung keinen Begriff. Die übertriebene Sucht zu exportieren verführt zu Überproduktionen und zu ungesundeten Konkurrenzanlagen und dadurch zu bedenklichen wirtschaftlichen Krisen. Man sollte seinen Zorn anstatt an den Landwirten einmal auch an den Bodenwucherern auslassen. Denn diese haben den Wert des Bodens für die Fabrikanlagen in so ungesunde Höhe getrieben, daß die Produktionskosten der Industrie-Erzeugnisse außerordentlich hohe sind, und daß die Fabrik dadurch schwer konkurrenzfähig mit dem Auslande ist. Würden dagegen in Erbbaupacht Fabriken angelegt werden, wie es jetzt möglich, so würden die Fabriken mit einem Schlage konkurrenzfähig mit den ausländischen Produkten und brauchten dazu das Inland nicht zu schröpfen. Der Industrie und dem Handel geht, wenn es gilt Vorteil zu haben, doch zu oft die Rücksicht auf die eigenen Landsleute ab. Die großen Kohlenwerke liefern die Kohle nach dem Auslande billiger als nach dem Inlande. Ja, um für das Inland hohe Preise zu erzielen, wird weniger gefördert, der Betrieb also eingeschränkt — was außerdem noch die bedenkliche Folge hat, daß eine große Anzahl Arbeiter stellenlos werden. Ich habe bei den Anstürmern gegen die Landwirtschaft keinerlei Entrüstung über dies Gebahren gehört.

Und nun der Handel. Jeder wird einen gesunden, ehrlichen Handel, der uns die Waren vermittelt und uns Dinge aus dem Auslande zuführt, die wir hier nicht produzieren können, für segensreich halten, ihm für seine Mühen reichlichen Gewinn gönnen und ihn nach allen Richtungen hin zu unterstützen suchen. Große Geldmittel werden freudigen Herzens für die Vergrößerung der Flotte bewilligt. Denn eine machtvolle Flotte ist dringend notwendig, um mit Erfolg unseren auswärtigen Handel und die Deutschen im Auslande vor Schaden und Übergriffen seitens anderer, unsere Entwicklung mit Neid verfolgenden Nationen zu schützen. Daß dadurch also speziell für den Handel aus Staatsmitteln alljährlich große Summen ausgegeben werden, das scheint der Handelspartei noch nicht klar geworden zu sein; sonst könnte sie aus Billigkeitsrücksichten doch nicht dagegen sein, daß für die notleidende Landwirtschaft auch Opfer gebracht würden und dies noch damit begründen, daß der Staat zu Gunsten einzelner Interessen-Gruppen nicht Geld ausgeben dürfe — was doch aber für den Handel, wie wir sehen, so reichlich geschieht. Freilich giebt es sogar Leute und selbst politische Parteien, die trotz ihrer Vorliebe für den Handel sich mit Hand und Fuß gegen die Flotte und auch gegen

die Kolonien wenden, als wenn ohne diese ein Blühen unseres Außenhandels irgend möglich wäre. Aber der gesunde Handel wird eben immer mehr durch die Spekulation und den Wucher verdrängt. Mit Getreide, mit Kaffee u. s. w. wird nicht gehandelt, sondern an der Börse gefirt, das Börsengesetz für Deutschland ist wirkungslos, ja schädlich, weil die Börsenmachenschaften international sind. Es werden schnell große Summen gewonnen, aber auch ebenso schnell große Summen verloren. Durch verfehlte Spekulationen werden große Krachs hervorgerufen. Überall die Sucht nach schnellem, arbeitslosem Gewinn. Die betrügerischen Bankdirektoren sind nur eine natürliche Folge, denn, wo es nicht natürlich gehen will, da wird künstlich nachgeholfen. Das Hazardieren mit Geld wird strenge bestraft; das Hazardieren an der Börse um viel größere Summen, und das selbst mit vorhandenen und nicht vorhandenen Nahrungs- und Genußmitteln — ist erlaubt. Beim Kartenspiel gilt das *corrigere la fortune* als ehrlos, beim Börsenspiel und beim Wucher ist es geduldet. Non olet! Beim Reichen achtet man nicht darauf, auf welche Weise er reich geworden.

Also auch Handel und Industrie sind von Grund auf krank. Sie schaffen ein größeres Elend besonders auch unter den Arbeitern, als wie man dies den Landarbeitern zuschreibt. Wenn der Landarbeiter, der dem Gute angehört, auch nicht viel bares Geld erhält, so hat er doch eine freie Wohnung, hat Kartoffelland, kann sich ein Schwein, eine Ziege oder selbst eine Kuh und Geflügel halten; er hat ferner viel weniger Gelegenheit, Geld auszugeben, als der Industriearbeiter. Gehört der Landarbeiter nicht zum Gute, sondern muß — besonders zur Erntezeit — gedungen werden, so bekommt er einen sehr hohen Lohn. Alle diese Dinge werden, wie noch besonders in der oben erwähnten „Volkversammlung“, vollständig unrichtig dargestellt, natürlich zu Ungunsten der Landwirte. Die Entvölkerung des Landes erfolgt aus ganz anderen Ursachen, die uns hier zu weit abführen würde. Ganz unrichtig ist es jedenfalls, Landwirtschaft, Industrie und Handel in einen Gegensatz zu bringen, wie es geschehen. Es ist dies nur möglich geworden dadurch, daß die herrschenden volkswirtschaftlichen Anschauungen von Grund auf unrichtig sind. Alle drei müssen und können nur, wenn sie gesund sind und gesund bleiben wollen, Hand in Hand gehen und sich gegenseitig stützen. Dann wird in Wirklichkeit das Vaterland blühen und gedeihen; während wir jetzt nur, was Handel und Industrie betrifft, eine krankhafte Blüte hatten, und die Landwirtschaft sogar ganz krank danieder liegt.

Es sind dringend Schritte nötig, um alle drei Faktoren gefunden zu lassen. Es ist das nicht so schwer, als wie allgemein geglaubt wird.

Die Ursachen der Krankheiten liegen klar zu Tage. Ein tüchtiger Arzt heilt die Krankheiten aber nicht durch Bekämpfung der Symptome, sondern durch Beseitigung der Ursachen. Eine energisch durchgeführte Bodenreform ist der archimedische Punkt, von dem aus eine sichere Gesundung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse herbeigeführt werden kann.



Zur Einheitschule.

Von Dr. Hans Schmidkunz.
(Berlin-Halenfee.)

Seit einem oder mehreren Menschenaltern ist in den meisten von unseren nach Bildung strebenden Familien ein Schrecknis wohlbekannt, das schon allzu Vielen Ruhe und Gesundheit und Bildungsfreudigkeit auf lange hinaus geraubt hat. Es sind dies die Leiden und Kämpfe unserer Gymnasialjungen und ihrer Eltern oder sonstigen Vertreter um die Erfüllung ihrer Schulpflichten. Wer diese Dinge schon kennt, der versteht uns sofort; wer sie noch nicht kennt, dem vermöchten wir sie schwerlich mit anderen Worten zu beschreiben als mit denen, die seit Beginn dieser Leiden schon immer dafür gebraucht worden sind. „Vom Morgen bis zum Abend ist das Kind beschäftigt . . . das ganze Haus ist in Fesseln gelegt . . . habituelle Zerstretheit . . . Ekel an jedem Wissen . . . nirgend ein erhebendes, belebendes Vergnügen . . .“ So hieß es 1836, und so heißt es 1901.

So hieß es aber keineswegs damals, als das alte Gymnasium, wie wir es aus Lebensbeschreibungen unserer Großen der Klassikerzeit kennen, noch die einseitige Stätte hellenischer und römischer Begeisterung war, sondern erst, seit diese Einseitigkeit durch moderne Vielseitigkeit überwunden werden sollte oder auch thatsächlich überwunden wurde. Das geschah in Preußen hauptsächlich seit den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts, als Johannes Schulze durch ungezählte Verordnungen Allgemeinbildung kommandierte. In Süddeutschland begann es später, ungefähr um die Mitte

des 19. Jahrhunderts. Das österreichische Gymnasium wurde in besonders starker Weise zu einem doppelt gerichteten, zu einem „utraquistischen“ gemacht. Das sächsische, das bayrische, das württembergische, das badijsche Gymnasium waren solchen Neugestaltungen nicht oder weniger ausgesetzt, konnten jedoch seit jener Zeit doch nicht anders, als dem allgemeinen Zug einigermaßen nachgeben. Vorher war in Sachsen durch Gottfried Hermann und in Bayern durch Friedrich Thiersch der streng humanistische Charakter der Gymnasien gefestigt worden. Solche in sich einheitliche und im günstigen wie im ungünstigen Sinn einseitige Männer gab es nachher im Schulwesen kaum mehr. An ihre Stelle trat der „Widerstreit der Interessen“. Und gerade als die norddeutsche Allseitigkeit auch über Süddeutschland zu dringen begann, wurde in Preußen wieder zurückgeschraubt. Seit Friedrich Wilhelms IV. Regierungsantritt sollte das Gymnasium abermals den Segen der altbewährten Einseitigkeit, der „Konzentration“ genießen, allerdings erweitert oder auch verengt durch kirchlichen Geist. Ludwig Wiese, der das höhere Schulwesen Preußens von 1852 bis 1875 unter weit verschiedenen Ministern leitete, hielt an dieser Richtung in einer verhältnismäßig vernünftigen Weise fest und sorgte zugleich für eine Ergänzung des Gymnasiums durch realistische Anstalten. Alles in Allem aber war der Kurs des preussischen Gymnasiums von der Zeit der Erhebung Deutschlands bis heute und gerade auch in den letzten Zeiten der so viel bedauerte und verspottete „Zickzack-Kurs“. Man kann fast mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß die eine Verordnung einige Stunden des Lateinischen oder Griechischen aus dem Lehrplane streicht und die nächste wiederum einige dazu thut; es ist wie in der alten Anekdote: „Kin in die Kartoffel, 'raus aus die Kartoffel!“ Das „moderne“ Gymnasium Österreichs und das „alte“ Gymnasium Sachsens, Bayerns, Württembergs kennen doch wenigstens dieses Unheil noch nicht.

Vielleicht aber ist es u. A. auch diesem Umhertasten, sowie dem Fluche des Allerlei zu verdanken, daß sich in den preussischen Ländern und in einem oder dem anderen von diesen beeinflussten Land (besonders Thüringen und Baden) neue Regungen und Schöpfungen gebildet haben, die nun nicht mehr zeitweilige Sonderbestrebungen sind, sondern bereits tief in unseren Bedürfnissen und in unseren Erkenntnissen dieser liegen.

So gut wie jegliches Gymnasium unserer Zeit leidet, wie es heißt, an folgenden Übeln. Vor Allem wird der Junge zu früh, mit etwa neun oder zehn Jahren, in eine bestimmte und zu bestimmten Berufen führende Studienrichtung hineingetrieben, von der man noch nicht sicher wissen kann, ob er zu ihr paßt, und aus der er nur schwer wieder heraus-

zunehmen ist. So sitzen tausende im „Latein und Griechisch“ auf dem Sand, deren Entwicklung auf dem Boden der modernen Sprachen und der naturwissenschaftlichen oder technischen Fächer flott von Statten gehen würde. — Ferner soll unser Gymnasium drei aller verschiedensten Zwecken dienen: der Vorbildung zum Gelehrtentum (in der eben das „alte“ Gymnasium gefestigt ruhte), der Allgemein- oder Lebensbildung im Sinn der Gegenwart, und endlich drittens, oder vielleicht sogar erstens, seiner traurigsten Bestimmung: dem „Einjährigen“. — Dann aber fehlt es ihm an einem festen Grundstock seines Bestandes, an einem Bildungsstoff, der als ein anerkanntes „Lehrgut“ nicht nur dem Ganzen einen einheitlichen Charakter gäbe, sondern auch geeignet wäre, Lehrer und Schüler so zu entflammen, daß sie nicht „Aufgaben zu bewältigen“, sondern an einer freiwilligen, naturgemäßen Entwicklung der jungen Seelen im Geiste dieses Lehrgutes zu arbeiten hätten; ein solches Leben hatte ja der ausschließliche Bildungsstoff des früheren Gymnasiums dargeboten. — Und weiterhin ist, was damit zusammenhängt, das Gymnasium keine Stätte der Erziehung im engeren Sinn und eine Stätte des Unterrichts auch mehr nur dadurch, daß vorgeschriebene Lehrpläne absolviert, nicht daß eine eigene Kunst des Unterrichtens entfaltet wird, obschon gerade darin durch neuerliche Einrichtungen vieles geschehen ist, um eine wirkliche „Gymnasialpädagogik“ zu schaffen. — Ferner sind (was wieder damit zusammenhängt) unsere Gymnasien im Umfang eines jeden Landes, womöglich auch des Reiches, zu solcher Gleichmäßigkeit gezwungen, daß Vorteile lokaler Verhältnisse und individuelle Vorzüge von Direktoren und Lehrern sich gar nicht recht entwickeln können. — Und endlich der wenigst bemerkte Übelstand: Unser Gymnasium ist eine allzu ausgebehnte Anstalt, welche Zöglinge von Altersverschiedenheiten bis zu einem Jahrzehnt umfaßt und Kindern vor dem tiefsten Wandel in der menschlichen Entwicklung, d. i. der Pubertät, sowie Jünglingen nach diesem Wandel in gleichmäßiger Weise die Seele mit dem „Bildungsbrei“ füttert, ohne zu fragen, ob nicht diesen zwei Lebensstufen auch zwei verschiedene Bildungsarten natürlicherweise zukommen. — Das also ist unsere lange oder vielmehr sehr abgefürzte Zusammenstellung von Klagen, die gegen das heutige Gymnasium nun einmal auf der Tagesordnung stehen.

In zwei einander nahen Richtungen wurde, sofern es nicht den Verzicht auf die entscheidenden Güter des Gymnasiums gelten soll, eine Reform vorgeschlagen. Die eine Richtung geht zunächst von der letztgenannten Klage und dann auch von der Klage über Vermischung der allgemeinbildenden und der berufsbildenden Aufgabe des Gymnasiums aus. Dem

Kind, heißt es hier, taugte mehr ein Aufgehen in der äußeren Natur und in den Fertigkeiten, die wir zum praktischen Leben brauchen: also ein Unterricht in den Naturfächern und in lebenden Sprachen. Dem Jüngling taugte mehr ein Aufgehen in der inneren Natur, also in den sogenannten geisteswissenschaftlichen Fächern, und in den Kenntnissen und Fertigkeiten, die er zu seinen bevorstehenden Berufsstudien und Berufsthätigkeiten braucht. Geben wir also dem Kinde in der Zeit bis ungefähr zu seiner Geschlechtsreife, also etwa bis in's 14., 15. Jahr, eine kurz sogenannte realistische Schule, die mit ihren „Naturwissenschaften und modernen Sprachen“ seinem Sinnesleben, seinem Thätigkeitstrieb, seinem „realistischen Zug“ angepaßt ist, und die für alles spätere Leben, für das Leben niederer wie höherer, praktischer wie theoretischer, allgemeinerer wie speziellerer Bildung einen genügenden Untergrund bietet. Dem Jüngling aber, ungefähr vom 15. Jahr bis gegen Ende des zweiten Lebensjahrzehntes, geben wir die Schulung, die ihn auf seinen nunmehr gewählten Beruf vorbereitet. Taugen für diese Altersstufe mit ihrem „idealistischen Zug“ schon überhaupt „die alten Sprachen und die Geschichte“ mehr als für die frühere, so legen diese ganz besonders den Grund für die Universitätsstudien. Für andere Hochschulstudien werden sich andere, analoge Vorbereitungen nötig machen. — In dieser Weise würde das Ungetüm des heutigen Gymnasiums zerlegt werden in eine etwa vier bis sechsjährige „Realschule“ als „Einheitschule“ für alle über die Elementarstufe hinaus Strebenden und in einen etwa drei bis fünfjährigen „Oberbau“, der sich nach den zwei Rücksichten einerseits der seelischen Natur des Zöglings und andererseits der Ansprüche des gewählten Berufes verschiedentlich gestalten würde. Jede dieser beiden Schulen würde von einem einheitlichen Geist, von dem Segen der „Konzentration“ und von einem Zusammenstimmen zwischen dem Lernenden und dem Gelernten getragen sein.

Die andere Richtung, die übrigens viel älter ist, als es ihre jungen Erfolge vermuten lassen, geht weniger von der Natur des jungen Menschen und der Bildungsstoffe als von der Unzweckmäßigkeit der heutigen Einrichtungen aus. Sie will vor Allem dem Schaden entgegen arbeiten, daß ein Schüler, der einmal in eine der heutigen Arten von höheren Schulen eingetreten ist, nicht mehr ohne Zeit- und Kraftverlust in eine andere Schulart übertreten kann. Es handelt sich um die drei bekannten Schularten: „humanistisches Gymnasium“ oder „Gymnasium“ schlechtweg, mit Latein von der untersten und Griechisch von der drittuntersten Klasse an; „Realgymnasium“ mit Latein; „Realschule“ oder preußisch „Oberrealschule“ ohne eine alte Sprache. Nun ist der einfache Reformgedanke der, im

eigentlichen Gymnasium den Beginn des altsprachlichen Unterrichts „hinaufzuschieben“ und zwar um je etwa zwei Jahre, so daß die zwei untersten Klassen gar keinen altsprachlichen, die zwei nächsten Klassen keinen griechischen Unterricht haben, die oberen Klassen jedoch sich ihm um so konzentrierter widmen können. Die unteren Klassen werden dabei so eingerichtet, daß sie den entsprechenden Klassen der übrigen Schularten möglichst gleichkommen und den Schülern hüben wie drüben den Wechsel der Anstalt ohne besondere Schwierigkeit ermöglichen. Darin, also zugleich in der Verlegung der Berufswahl auf eine spätere Lebenszeit, liegt der Hauptvorteil dieses Planes; die Konzentrierung auf die moderneren Studienstoffe in den unteren, auf die altsprachlichen in den oberen Jahrgängen, die ja den gefürchteten Sprachen mehr Reife entgegenbringen, und zum Teil wohl auch eine lebendigere, praktischere Lehrweise für den modernen Sprachunterricht sind weitere gute Wirkungen dieser Anlage.

Im Gegensatz zu jener ersten, bisher noch unverwirklichten Richtung hat diese zweite innerhalb des letzten Jahrzehnts eine bereits reichliche Entwicklung erfahren. Es gilt prinzipiell drei Möglichkeiten ihrer Durchführung: die Angleichung der unteren Klassen erstens zwischen Gymnasium und Realgymnasium, zweitens zwischen Realgymnasium und Realschule, drittens zwischen Gymnasium und Realschule. Die erste Möglichkeit ist für beinahe fünf Jahrgänge verwirklicht im sogenannten „Frankfurter System“, d. h. in der Anlageweise des städtischen Goethegymnasiums und des Realgymnasiums (Musterschule) zu Frankfurt am Main seit 1892. Beginn des Französischen in der untersten Klasse („Sexta“) zu sechs Stunden für beide Anstalten; des Lateinischen in der vierten Klasse („Untertertia“) zu zehn Stunden am Gymnasium und acht Stunden am Realgymnasium, doch immer noch mit möglichster Gleichung; Beginn des Griechischen dort und des Englischen hier in der sechsten Klasse („Untersekunda“). Zugleich aber ist auch jede der beiden übrigen Möglichkeiten für drei Jahrgänge verwirklicht, indem die untersten drei Klassen beider Anstalten auch denen der Realschulen gleichen, so daß eine Entscheidung überhaupt erst nach drei Jahren, eine zwischen Gymnasium und Realgymnasium erst nach fünf Jahren nötig wird. Außerdem ist der Unterricht im Französischen auf die Praxis des Sprechens gegründet. Zu Ostern 1897 war die neue Einrichtung an beiden Anstalten bis zur fünften Klasse („Obertertia“) durchgeführt, zu Ostern 1901 bis zum Abschluß gelangt. — Ähnliche Einrichtungen sind in Karlsruhe und Hannover getroffen, mit noch genauerer Gleichung zwischen Gymnasium und Realgymnasium bis zur fünften Klasse („Obertertia“).

Die zweite Möglichkeit, Kombination zwischen Realgymnasium und Realschule, ist durchgeführt im sogenannten „Altonaer System“. Seit 1878 bereits besteht in Altona eine solche Kombination, mit besonderer Rücksicht auf die Ansprüche einer großen Handelsstadt. Die unteren drei Jahre sind gemeinsam; die Oberstufe ist gegabelt in eine dreijährige Realschule ohne und in ein sechsjähriges Realgymnasium mit Latein. — Die dritte Möglichkeit, Kombination von Gymnasium und Realschule, ist u. A. durchgeführt in der jetzt bis „Obersekunda“ reichenden und bereits überfüllten Hohenzollernschule zu Schöneberg bei Berlin. Es besteht dort Gleichheit in den drei Unterklassen, dann Gabelung in eine gymnastische Abteilung nach Frankfurter System, mit einigen neueren Bestimmungen, und in eine Realschul-Abteilung nach üblichem Muster der preussischen Oberrealschulen. Auch das nicht mehr neue „Französische Gymnasium“ in Berlin, das unabhängig von dieser ganzen Bewegung besteht, ist hier zu erwähnen; Französisch ab „Sexta“ und als Unterrichtssprache ab „Untertertia“; Lateinisch ab „Quarta“; Griechisch ab „Obertertia“. — Die Zahl der „Reformschulen“ mit dem „einheitlichen Unterbau“ wächst immer mehr (1898: 32 deutsche Anstalten); die Erfolge sind namentlich im Französischen und in den alten Sprachen groß; darüber hat sich auch eine Autorität der klassischen Philologie, wie es Geheimrat Professor Christ in München ist, unverhohlen ausgesprochen. Es haben allerdings auch Vereine wie der „Deutsche Einheitschulverein“ und der „Verein für Schulreform“, die aber mit ihren Forderungen einer „Einheitschule“ noch weiter gehen möchten, energisch vorgearbeitet.

Zwischen Main und Alpen, Schwarzwald und Leitha jedoch ist die „Reform“ ausgeblieben. Württemberg, Bayern und Österreich bleiben immer noch bei ihren Gymnasien und sonstigen höheren Schulen. In Bayern hatte der „Verein für Schulreform in Bayern“ (unter Realgymnasial-Rektor Dr. G. Recknagel-Augsburg) eine Propaganda entfaltet, mit dem Ziel einer „zeitgemäßen Verbesserung des Mittelschulwesens“, in Sonderheit der „Errichtung eines gemeinsamen Unterbaues für sämtliche Mittelschulen“. Die bayerische Regierung sträubte sich jedoch gegen ein solches „Experiment“ und vertröstete die Petenten auf die Zeit, in der jene Schulen ganz durchgeführt sein werden. Auffallend ist, daß der bayerische Verein die seiner Sache so günstigen Fortschritte jenseits Main und Schwarzwald, denen im Jahr 1901 auch noch ein Kaiserwort zu Hilfe kam, nicht zu einer kräftigen Fortsetzung seiner Agitation benützt, die ihm auch in diesem Land gewiß Tausende danken würden.

In Österreich hat die Regierung dem reformerischen Drängen noch ablehnender geantwortet, indem sie auf gut Wienerisch den Bescheid erteilte: „*Quieta non movere!*“ (was auf gut Lateinisch heißen soll: „Was geht das uns an? Das geht uns gar nichts an; das ist uns alles tout egal!“). Daß indeß dort die Reformwünsche ebenfalls nicht ruhen, zeigt eine neue Flugschrift von Dr. Otto Aron: „*Moderne Bildung*“ (Wien, 1901, M. Bauer), die auch für Freunde der Sache im Reich von Interesse sein kann. Gegenüber den, wie es da heißt, erschreckenden Resultaten der dortigen humanistischen Mittelschule sei es verkehrt, sich auf die Schüler ausreden zu wollen; die Schuld liege einerseits im Mangel an tüchtigen und berufsfreudigen Lehrern, andererseits an der Grundorganisation des Mittelschulwesens. An der „Zweistufigkeit“, die ja den österreichischen Gymnasien besonders eigen ist, will der Autor festhalten „wegen der großen Veränderung, die im Geistesleben des heranwachsenden Jünglings vor sich geht“. Er schlägt nun vor, eine untere Stufe einzurichten, entsprechend der bisherigen „*Unterrealschule*“ (d. i. den vier unteren Klassen der vollständigen „*Realschule*“); „den fremdsprachlichen Unterricht würde das Französische ausfüllen, das allerdings in gediegener Weise gelehrt werden müßte“. Folgt Gabelung in eine vierjährige Realabteilung, entsprechend dem jetzt dreijährigen Obertheil der Realschule einerseits, im Lehrstoff erweitert um Geschichte der antiken Litteratur in ihren Hauptzügen, Lektüre hervorragender Werke der Griechen in guten deutschen Übersetzungen, und Anschauungsunterricht in den wesentlichsten Thatsachen der Kunstgeschichte — und in eine vierjährige humanistische andererseits, mit einjährigem Absolvieren der elementaren Formenlehre und dreijähriger konzentrierter Lektüre in den alten Sprachen, ohne Übersetzung aus dem Deutschen in diese, jedoch mit Fortsetzung des Französischen; beide alte Sprachen sollen gleichzeitig begonnen werden; Abrundung durch Unterricht in der antiken Litteraturgeschichte und in der Kunstgeschichte. Lehramtskandidaten sollen gleich im ersten Semester des Hochschulstudiums durch kurze Praxis an einer Schule auf ihr Lehrtalent hin erprobt werden. — Soweit Dr. Aron, dessen Sache allerdings durch eine nähere Vertrautheit des Autors mit der Pädagogik gewinnen würde.

Die Absichten unserer Zeilen aber würden zunächst genügend erfüllt sein, wenn sie in jenen Ländern auch nur wenigstens das öffentliche Interesse an einer Reform steigerten, die den bangen Kampf zwischen den verschiedenen Schularten zu überwinden berufen scheint.





Hermann von Lingg.*)

(Zum 82. Geburtstage.)

Von A. K. C. Tielo.

(Zilfit.)

Es giebt nur zwei des Menschen würdige Tode, den auf dem Schlachtfeld und den im höchsten Alter."

Diese Sentenz notierte sich einst, krank und an seinem Wohlergehen verzweifelnd, der junge Lingg in seinem Tagebuche (26. 7. 1848). In einem „Frühliede“ verwahrte er sich bald darauf heftig gegen ein „hohes Alter“. Ihm aber sollte ein ansehnliches Teil Jahre beschieden sein, äußeren Kämpfen meist entrückt, von inneren Kämpfen wild zerwühlt, von strenger Arbeit und starken Erfolgen gesegnet. Seinen 70. und 80. Geburtstag begiegt mit ihm nicht bloß seine zweite Heimat München, sondern das ganze gebildete Deutschland. Ihm war es vergönnt, an der Jahrhundertwende selber seine „Lebensreise“ aufzuzeichnen. Seine kürzlich er-

) Linggs poetische Werke. I. Dramen: „Catilina“ 1864; „Die Wallüren“ 1864; „Biolante“ 1871; „Der Doge Candiano“ 1873; „Berthold Schwarz“ 1874; „Macalba“ 1877; „Elythia“ 1883; „Högni's letzte Heerfahrt“ 1884; „Die Bregenzer Klause“ 1887; „Die Frauen von Salona“ 1887; „Der Herr des Feuers“ 1892; „Dramatische Dichtungen. Gesamtausgabe“* — 2 Bde., 1897/1899.

II. Epische: „Die Völkerwanderung“* — 3 Bde., 1866/68; „Dunkle Gewalten. Epische Dichtungen“ 1872; „Byzantinische Novellen“ 1881; „Wald und See“ 1883; „Türken“ 1889.

III. Lyrik: Lyrische Erstlinge in dem Cotta'schen „Morgenblatt“ 1844; „Gedichte“* — 3 Bde., 1854, 1868, 1870; „Vaterländische Balladen und Gesänge“ 1869; „Zeitgedichte“ 1870; „Schlußsteine“ 1878; „Lyrisches“ 1885; „Jahresringe“* 1889; „Schlußhymnen und neueste Gedichte“* 1901.

IV. Autobiographie: „Meine Lebensreise“, 1899.

Die mit einem Stern versehenen Schriften erscheinen im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchverbindung Nachf. in Stuttgart.

schienenen „Schlußrhythmen und neuesten Gedichte“ münden auf ein Sonett: „Mein letztes Buch, und damit abgeschlossen! Und damit fertig auch das Buch des Lebens.“ Er weiß, daß er als ein mutiger Streiter im Dienste seines Volkes und der Menschheit ausgehalten hat, und er freut sich am Ende seiner Thaten seiner beharrlichen Eigenherrlichkeit: „Ich leg' die Waffen nieder — unbezwungen“.

Er ist sich und der Wahrheit treu geblieben.

Linggs Schaffen ruht auf dem breiten Fundamente fleißiger Studien, aller Art. Homers und Dante's, Tasso's und Camoëns' epische Ruhe und Shakespeare's dramatische Größe, Goethe's und Schillers am Griechentum groß gezogener Klassizismus bestimmten seine Wege. Aber auch kleinere Geister traten in sein Gehege: Matthiſſon, Salis und Hölty mit ihrer malenden Naturpoesie, vor Allem Hölderlin, der schönheitsstrunkene Apostel des hellenischen Altertums; ferner Heine und Platen und ihr schwächerer Erbe und Vermittler auf dem Münchener Barnab, Em. Geibel. Wertvolle Anregungen erhielt er zudem beispielsweise aus den absonderlichen, hell dunkeln Spekulationen des Paracelsus und aus Alex. von Humboldts in ihrer Art unvergleichlichen „Ansichten der Natur“. Dennoch kommt seiner Produktion durchaus ein eigenes Gepräge zu. Seine Persönlichkeit, seine feste Weltanschauung und seine künstlerische Originalität verleihen selbst seinen Dramen einen sicheren, deutlich begrenzten Ur- und Untergrund.

Von Hause aus ist Lingg zu melancholischer Grübeleien aufgelegt. Seherhaft tief sinnig und gedankenschwer, versenkt er sich in Seelenabgründe, er spürt metaphysischen Rätseln nach und sucht in die geheimsten Schauer des Daseins einzudringen. Seine Miene verrät verzehrende Trauer. Seine Werke in ihrer Gesamtheit lösen sich in eine einzige große Elegie auf. Wenn sich darin auch ein zartes, äußerst sensitives Gemüt offenbart, so findet sich in ihnen doch nichts Mattes, Weinerliches und Weibisches. Im Gegenteil! Mit Linggs elegischem Tone paart sich ein dämonisches Element, wuchtige Leidenschaft und stolze, hoch fliegende Begeisterung. Dichtung soll, wie er in einer „Anmerkung“ predigt, die Herzen wund reißen. Er will packen, erschüttern, erheben. In seiner Poesie flammt es, als schlüge aus Schutt und Grauen eine ungeheuerere, düster stürmende Feuer säule gen Himmel. Den reinsten sittlichen Idealen ergeben, wirkt er für Wahrheit und Freiheit, Recht und Gerechtigkeit, Vaterlands- und Nächstenliebe, Großmut und echte Humanität. „Friede auf Erden“, „Mehr Licht“ — Erlösung allen Mühseligen und Beladenen! Von Anfang an ist Lingg dieser Herold und Prophet des Leides und Mitleides, der Ver-

gänglichkeit wie der Vergangenheit. Seine Heils-Mission war ihm eingeboren. Das Leben förderte sie noch vor seinem ersten, allerdings ziemlich späten Buche zu Tage.

In der großartigen Gebirgslandschaft am Bodensee, jenem imposanten Gewässer im Herzen Europa's, an der Scheide von Deutschland und Welschland — dort wuchs Hermann Lingg (geb. am 22. Januar 1820) unter den Fahnen und Zaufaren großer historischer Reminiszenzen auf. Geschichtsforschung und sein ärztlicher Beruf nährten seinen Geist mit der Kenntnis und Erkenntnis gewaltiger Völkerschicksale und des menschlichen Elends. Den Mediziner Lingg lockte unwiderstehlich die Nachtseite der Natur in ihren bizarren und pathologischen Erscheinungen; „Die Tanzmut“, „Der schwarze Tod“, „Schiller am Sezertisch“, „Krankenhaus“, „Der Fieberkranke“, „Der Schüler des Paracelsus“ bilden den poetischen Niederschlag dieser Sphäre. Das Verständnis für die menschliche Gemeinheit, die bestialisch oft nur zu leicht alle guten Vorsätze über den Haufen wirft, für das Faustrecht, welches noch heute versteckt und offen Schönheit und Güte in den Staub stampft, für die menschliche Gebrechlichkeit, deren Schätze nur loses Stückwerk sind, für das erbarmungslose Regiment des *mors imperator* — diese Einsicht stürzte Lingg in einen tollen, grellen Taumel von Zweifeln und Gegensätzen. Die Erde bebte unter seinen Füßen. Der bewölkte, nachtende Himmel schien über seinem Haupte trachend zu bersten. Das Weltende! Bohrender Welt Schmerz nistete sich in seiner Seele ein, ein finsterner Groll mit der verborgen waltenden, ehern thronenden Gottheit. „Der Riß, der durch die Schöpfung klast, geht mitten durch das Menschenherz“, klagte der „Sohn der Schwermut“. Er hätte verderben müssen, wenn ihn nicht huldvolle Sterne über die Nacht seines verhängnisvollen Wissens erhoben hätten.

Für seine Fieberbrände, so sagt der jüngere Dichter, sei nie gefallen „das Manna jenes Seelentaues“, des Trostes, daß ein Herz mit ihm empfinde. Man versteht nicht seine heiligsten Triebe. Dennoch kehrt er der Gegenwart und Mitwelt nicht eifertig den Rücken zu. Sein Welt Schmerz lehrt ihn das Evangelium des „Mittigefühls“. Er leidet mit den Leidenden, vor seinem Tode „auf blutiger Haib“ möchte er das arme Volk von seiner Not befreit sehen, das allgemeine Leid verbrüdert ihn mit jedem Erdgeborenen („Auf eine Frage“) — er ist nicht mehr verlassen. Den vollen Pulschlag seiner Zeit, ihre intimsten Regungen und heimlichsten Sünde hat er freilich nicht vernommen. Er ist zu wenig aus sich heraus getreten. Seine Warte wölbt sich zu machtvoll aufwärts — aus der Zeit in die Zeiten.

Vollends die Alltäglichkeit mit ihrer Hochflut von ephemeren Kreaturen und mittelmäßigen Aufgaben, von kleinem und kleinlichem Soll und Haben konnten Ringgs faustischen Sinn nicht dauernd fesseln. Lieber pochte er an die verschlossenen Pforten der Zukunft. Am liebsten griff er nach den versunkenen und doch leuchtenden Kronen und Kränzen der Vergangenheit.

Seine eigene Zukunft malt er sich schwarz in Schwarz aus wie seine Existenz überhaupt. Seinen Lebensweg umflute ein schauriges Meer; in kalter, lichtloser Nacht werde sein Herz verbluten. So pessimistisch er sein eigenes Wohl und Wehe, sowie das des einzelnen Individuums und seiner Epoche wägt, so optimistisch sieht er den künftigen Phasen der Menschheitsgeschichte entgegen. Der Greis schreitet vertrauensvoll in das Morgenrot des neuen Jahrhunderts. Die Genien der Menschheit, deren oberster ihn der Genius der Menschlichkeit dünkt, schwingen sich vor seinen Augen zu klareren, blühenderen Gestalten auf. Der Mensch ist ein Kind des ewigen Gottes. Daher scheint der Menscheng Geist noch im Fall „die Schatten der Vergänglichkeit“ zu überwiegen. In den Poemen „Die Harpyen“ und „Die Zukunft“ verkündet Ringg ein fernes Reich ungebrochener Friedens Allen, die unter der Würde ihrer Trübsal seufzen.

Die Vergangenheit mildert und verschleiert, sie gewährt schier endlose Perspektiven, sie erhellt jene extraordinären Charaktere und Begabungen, die frühzeitig von Mythen und Märchen umwoben werden, sie erzählt von jenen furchtbaren Leidenschaften, tragischen Konflikten, glorreichen Untergängen und gigantischen Freveln, die mit ihrem Kern göttlicher Energie förmlich berauschen. Ringg vertieft sich vor Allem in die Geschichte des klassischen Altertums. Wohl umspannt sein Blick alle Zeiten und Zonen, er schweift bis in die mystischen Nebel der Urzeit. Aber es ist bezeichnend für ihn, daß ihm das nationale Element in seiner „Völkerwanderung“ nicht von vorneherein am Herzen lag: er begann mit der „griechischen Insel“. Seine „Vaterländischen Balladen“ enthalten wenige Stücke, die über das Mittelmaß gebiechen sind. — Voll erglüht ist er dagegen für Athenas und Atrons. Athens Kunst-Schönheit und Roms Kriegsherrlichkeit enthusiasieren ihn, nach diesen beiden Zentren der antiken Kultur träumt sich wieder und wieder seine Sehnsucht zurück; die „Alten“ vergleicht er mit „Felsenriesen in der Nacht, worüber Wolken schweben“, unter ihnen gehen ihm seine sonnigsten Ideale auf. — In dem prachtvollen Mittelzimmer der „Seewarte“, seines Bruders Heinrich Villa in Lindau, das der Maler Raue, ein Schüler M. von Schwinds, mit den glänzendsten Figuren der „Völkerwanderung“ dekoriert hat, begegnet man in einem kleineren Gruppenbilde dem Dichter selbst. Da herrscht er unter

den Großen der Vergangenheit, in seinen Zügen germanische Treue und Tiefe, angethan mit der römischen Toga.

Aber weder in den Tempelhallen Athens noch unter den Triumphbögen Roms ist Lingg jemals von seinem Weltschmerz genesen. Zwar nimmt sein Angesicht schließlich den Ausdruck milder Resignation an, und zeitweilig versteigt er sich gar zur ironischen und humorischen Beleuchtung der Dinge. Gewöhnlich haftet seiner Physiognomie etwas Grimmes und Grollendes an. Er wandelt fast immer auf dem Rothurn der Erhabenheit. „Im Hochwald und am Meere erschalle dein Gesang!“ Die Eigenart seines Wesens und seiner Werke wird von der purpurnen Gloriole der Tragik umjittert. Titanisch bäumt er sich gegen eine Übermacht auf, welcher er erliegen muß. Er bewegt sich in einer Wolke von Widersprüchen und Halbheiten. Seine merkwürdige Natur ist schroff, spröde, brüchig geartet. Wie seine Gesinnung an der Gegenwart hängt und die Vergangenheit am Ende darüber erhöht, das Germanentum feiert und in dem Hellenismus wurzelt, so schwankt auch seine Kunstrichtung, und die Besonderheit seines Talentes bedeutet gleichfalls einen Zwiespalt.

In Linggs Poesie mischen sich nordische Kraft und südlische Glätte, deutscher Geist und romanische Form. Selten verkehrt sich seine Kunst in leeren Formalismus, sein heißer Enthusiasmus sprengt das Ebenmaß und bringt die gefrierenden Massen wieder in Fluß. Sein Enthusiasmus ist ihm freilich auch zum Verhängnis geworden. Der Dichter läßt sich von seinem vulkanischen Temperament fortreißen, er verliert die Zügel aus den Händen, und ziellos jagt sein Musesroß durch die Lüfte. Er ist unkritisch. Neben genialen Gedankenblitzen und überraschendem Metapher-Schmuck durften sich in seine Dichtung triviale Phrasen und abgebrauchte Klische's einmengen; seinen Poemen fehlt hie und da der Schluß, lebenssprühende Partien werden durch tote Prosaismen entstellt. Die letzte Feile wird vermißt.

Wie sich in Linggs Schöpfungen zwischen Phantasie und Verstand eine Lücke aufthut, so streitet auch häufig sein verinnerlichendes Gefühl mit seiner pathetischen Gedanklichkeit. Der Dichter geht weniger von Gestalten als vielmehr von Ideen aus, vom Speziellen wendet er sich gern zum Allgemeinen, vom Körperlichen zum Reingeistigen. Seine historischen Gedichte dokumentieren ihn als Geschichtsphilosophen; unter der Last goldenschwerer Gedanken leidet jedoch die Seele der Lyrik, die Stimmung. Die herbe Gedrungtheit, welche Linggs Vortrag in der Regel auszeichnet, geht zeitweilig in redseliger Breite unter, und statt poetischer Plastik kommt nur rhetorischer Prunk zu Stande. Es zeugt für

seine ungewöhnliche Befähigung, daß sein berühmter „schwarzer Tod“ trotz der losen Fügung des Ganzen, aus dem ein paar Strophen — nur zum Vorteile der übrigen — unauffällig gestrichen werden können, berühmt wurde. Denn das Gedicht setzt oratorisch ein; der grause Völkerwürger stellt sich selber dem werten Publikum vor: „Erzitter, Welt, ich bin die Pest!“ Die Schrecken der Pest werden im Laufe der raschen Handlung variiert, ein wirklicher, geradliniger Fortschritt ist nicht vorhanden. Nur die poetische Anschauung im Einzelnen und der stramme, sieghafte Stahlschritt der Verse zünden.

„Der schwarze Tod“ ist eine Verserzählung in lyrischer Diktion. Genauer zugehoben, ist Linggs Talent überhaupt auf den epischen Stil zugeschnitten. Seine Weitfichtigkeit und sein straffes Gestaltungsvermögen leiten ihn auf die Höhen des Epikers; sein philosophischer Spürsinn und vornehmlich seine Neigung, das Weltgetriebe nach dem eigenen Bilde zu deuten und zu beleben und alle Dinge des Universums mit dem eigenen Geiste zu tränken und zu erklären, weisen ihm die engeren und ebeneren Pfade des Lyrikers. Schon diese Zweifelt und Entzweifelt der dichterischen Grundtendenzen mußten Linggs „Völkerwanderung“ im Sande verrinnen lassen. Seine Domäne mußte ein Zwitter werden, von ihm selbst gestempelt: „Epische Lyrik“.

Trotz seines Epos kein Nationaldichter, sondern ein Welt- und Menschheitsdichter, sucht er stofflich und stilistisch in's Kolossale zu wirken. Er wagt sich dabei an die riesigsten Vorwürfe und Gestalten, an die schwierigsten Probleme. Aus Mythos und Geschichte hebt er mit Vorliebe Typen heraus: Kain, Judas, Ahasver; Loki; Dammhäuser. Er bevorzugt die Kriegsgewaltigen: Alexander, Hannibal, Cäsar, Attila, Geiserich, Karl den Großen, Tilly. „Menschenloos ist totumgrenztes Leben“, wie sein „Gnomon“ lehrt; frei sind allein im All die Sterne, „unsterblicher Gesang und eines Welteroberers Gedanke“. Lingg triumphiert mit seinem Vandalenkönig: „Ich stürze Reiche, breche Kronen und ringe mit dem wilden Meer“. Außer den Welteroberern giebt er sich jenen hin, die das Unheil verfolgt: den Armen, Geächteten, Verbannten, den Nomaden und Räubern, den Gefangenen und den Sklaven, den Verschollenen und Verschütteten, den Irren, Blinden, Scheintoten u. s. w. Ferner ehrt er die Entdecker, die Erfinder und Künstler — also: Columbus und Pizarro, Gutenberg und B. Schwarz; A. von Humboldt; Homer und Aeschylos, Goethe, Schiller; er verherrlicht Beethoven. Solchen Persönlichkeiten entsprechend wählt er gerne Naturscenen von schwarzem oder blutrotem Kolorit: Sturmbuntel mit Donner und Blitz, gespenstische Walpurgisnacht, das brandende

Meer, Lawinen, Erdbeben, vulkanische Eruptionen. Wie ein Heiligtum betritt er das ausgegrabene Pompeji. Er verkehrt mit Tod und Teufel. Der jüngste Tag schmettert ihm entgegen aus erzernen Posaunen.

Lingg's Stil ist edle Pracht. Mit rhetorischen Mitteln möchte er bildhafte Darstellung vereinigen, was ihm freilich, wie der „Schwarze Tod“ zeigte, nicht immer geglückt ist. Er gebietet oft über eine fulminante Naturbelebung. Beispielsweise heißt es von der „Alpenrose“:

„Der Abgrund ringt in stillem Weh
Nach ihr empor die Hände,
Und liebestüßend pocht der See
An ihre Felsenwände.“

„Der Armen totes Kind“ wird von der Sargkerze betrauert; „Kerges und die Platane“, in die sich der Perserkönig auf seinem Zuge gegen Griechenland verliebt, werden trefflich zu einander in Beziehung gebracht. Lingg's Vergleiche sind gleichfalls nicht von der Heeresstraße aufgesehen. Der greise Doge Candiano wird charakterisiert:

„Er sah aus seiner faltigen Gewandung
Wie ein Polyp, ich glaubt', er packt
Mich schon am Nacken“ . . .

Kontraste, wie nicht nur die Poeme „Eismeer und Sübsee“ und „Gegensätze“ darthun, stehen ihm beliebig zur Verfügung. Seine Lust an symbolischer Vertiefung äußert sich mit sanfter Zurückhaltung. Die prägnante Kürze seiner Ausdrucksweise springt vielleicht am schärfsten in's Auge aus den Gedicht-Schlüssen „Trasimen“, „Kleopatra an ihre Schlange“, „Theben“. Kleopatra erbleicht:

„Ich sterbe — öffnet ihm die Thüre.
Ottavian! Ich triumphiere —“

und Antigone, die Hoheit strahlende Königstochter Thebens, preist der Dichter:

„Nag' stets in deinem edlen Widerstande,
Antigone, Heroin, Weltgedicht.“

Es ist beinahe selbstverständlich, daß ein Poet von Lingg's hochgemutem Sinn alle Gattungen der Poesie probiert hat. Nur dem Roman ist er aus dem Wege gegangen. Seine wenigen Übersetzungen, wie die der „Mosella“ des Ausonius, wiegen nicht allzu schwer. Seine interessante Biographie leidet unter einer gewissen epischen Kühle; der Verfasser ist sich bereits historisch geworden. Immerhin wirkt die „Lebensreise“ auf seine dramatischen, epischen und lyrischen Werke manchmal recht aufschlußreiche Reflexe.

In einem ironischen Poem „In der Mode möcht' ich sein“ meint der Dichter: wäre er ein Günstling des Tages, dann gäbe man seine Dramen „nicht nur etwa dann und wann — an den größten Bühnen allen“ . . . Wenige von seinen Dramen kamen außerhalb Münchens empor, keines hielt sich auf dem Repertoire, einige warten noch heute auf ihre Auferstehung im Lampenlichte der Bretter, welche die Welt bedeuten. Es sind größtenteils dialogifizierte historische Epen, von dem Autor mehrfach „dramatisches Gedicht“ getauft, meist in Jamben abgefaßt, jedenfalls mit Ausnahme der „Bregenger Klausen“ Versstücke. Ihre klangvolle, sentenziöse Sprache gefällt; aber sie sind unpsychologisch und allzu romantisch, opernhast theatralisch — wie „Agrippina“ — zusammenkonstruiert und nicht konsequent konzentriert. Was von dem „Dogen Candiano“ 1876 gesagt wurde, gilt von Linggs gesamten Theaterstücken: „Wenn auch die Charaktere nicht bis zur möglichsten Entfaltung gebracht sind, so durchzieht dafür das Ganze ein Zug von Seelenadel und sittlicher Würde“. Manche seiner Helden, wie die Verbrecher Catilina und der Korsar, stechen durch Heldennut und Großmut ohne Gleichen hervor; in zahlreichen Reden posaunen sie ihr Selbst aus, Monologe sind zu oft Notbehelf; Motive werden z. B. in „Högni's letzte Heerfahrt“ gehäuft. Nirgends weht in diesen Dramen ein Hauch von Modernität. Unter Linggs Einaktern gebührt der Preis der anmutigen, elegisch gefärbten Idylle „Clythia“ und der bereits genannten, nordisch markigen, schwertflirrenden Kampf-Szene „Högni's letzte Heerfahrt“. Von seinen Dreiaktern reizt in erster Linie das Shakespearisch frei gebaute Gedanken-Trauerspiel „Berthold Schwarz“. „Sieh, mein Gedanke hat sich aufgerichtet vor Gott als Weltgeschick“ — betont der sterbende Mönch. Der Dichter selber kommentiert: „In meinem Berthold Schwarz wollte ich Elementen, wie sie im ‚Faust‘ lagen, eine geschichtliche Sphäre eröffnen, der titanenhafte Kampf mit den Geistern der Natur sollte in der weltbewegenden Erfindung sich äußernd zur Geltung kommen“. Sehr unnötig guckt in den 2. Akt, eine Szene von 27 Versen umfassend, der wilde Jäger hinein. — Am bühnenmäßigsten ist wohl „Die Bregenger Klausen“ gearbeitet. Wogegen Linggs Shakespearisch szenierte Erstlingstragödie „Catilina“ nur partienweise, namentlich in dem mächtig wogenden 3. Aufzug, den Anforderungen des Theaterpraktikers gerecht wird.

„Die Bregenger Klausen“ beruht auf einer Novelle des Dichters. Von seinen drei Novellenbänden stehen obenan die von C. F. Meyer warm empfohlenen „Byzantinischen Novellen“, deren Gipfel in dem kunstvollen, äußerst lebendigen Kulturbilde „Die beiden Wagenlenker“ erstrahlt.

Es sind diese Historien zumeist eine Nachlese aus den Geschichtstudien zu seinem Lebenswerke: „Die Völkerwanderung“.

Lingg hat in seiner „Lebensreise“ ausführlich die Entstehung dieses seines Epos erörtert. Er deckt die Quellen der 24 Gesänge auf: Gibbon, Jordanes, Claudius Claudianus, Paulus Diakonus, Augustinus, und er macht auf andere unbewußte, elementare Grundlagen aufmerksam: italienische Reiseeindrücke und die Bodenseelandschaft mit ihren epischen Konturen. Er hebt hervor: „Mein Epos ist entstanden wie ein großer Stromlauf aus den ihm zusießenden Wassermengen, Bächen und Quellen, aus dramatischen Ansätzen, Balladen, Episoden und Szenen. Allmählich gestaltete sich das Epos; es gruppieren sich die Massen um den einheitlichen Gedanken: Kampf der alten untergehenden Welt mit einer neuen werdenden. — Eine andere Einheit als die dieses Gedankens konnte ohne Zwang nicht stattfinden, der einzige Theodorich steht als erster der Helden in der Mitte der Dichtung, doch nicht so überragend, um einziger Mittelpunkt des Ganzen zu sein, auch füllt seine Heldenlaufbahn nur einen kurzen Zeitraum aus.“ Der Dichter hat die Wahl der Oktave nach dem Muster der „Lusiaden“ und die Vorzüge seines Sujets weiterhin kurz begründet: „Mehr als jede andere Strophe war die Oktave dazu geeignet, die wichtigen Quatern eines Epos, wie ‚Die Völkerwanderung‘, zu tragen. Der Aufeinanderprall zweier Weltepochen, der des römischen Heidentums und der siegenden Christenheit, der Barbaren des Nordens in ihrer Heldengröße gegenüber der hinwinkenden Schönheit des antiken Lebens, welche Fülle von Gestalten bot sich da! Und welcher Reichtum landschaftlicher Schilderungen, vom Nordlicht über den Steppen und den Klippen der miternächtigen Meere bis zu den glücklichen Inseln des Südens, vom Hochgebirge bis zu den verlassenen Niesenbauten am Saum der Wüste.“ Gewiß, eine große Grundidee; Gestaltenfülle und abwechslungsreiche Farbenskizze dominieren. Der Autor hat sich indessen in dem widerstrebenden Stoffe vergrieffen; manche Teile seiner Dichtung sind chronikhaft dürr ausgefallen; der schimmernde Leitfaden wird von grauer Uferlosigkeit überschwemmt, aus welcher Gestalten auf Gestalten schemenhaft auftauchen und spurlos wieder versinken. Manche Kapitel, wie Geiserichs Meerfahrt, sind allerdings mit dem frischen, zielbewußten Wurf des berufenen Epikers durchgeführt worden. Das Ganze ist mehr als ein bewundernswertes Experiment zu schätzen.

Die „Dunklen Gewalten“ hegen kleinere, weniger historische als vielmehr frei erfundene, in drei-, vier- und fünffüßige Jamben gefaßte Reim- erzählungen à la Byron, die vom alten Babylon der Semiramis bis in

das Elfaß des deutsch-französischen Krieges tragen, bedeutend in der Vertretung idyllischer See- und Landschaftsbilder und blutiger Kampfschilderungen, meist schwermütig ausklingend, auf unerfüllte Hoffnungen, Trennung und Tod. Diese 13 Geschichten, von denen „Der Junker von Bergün“, „Der Zieler“, „Astorga“ und vornehmlich das phantastische Charaktergemälde „Der Schüler des Paracelsus“ excellieren — leiten von Linggs Epik zu seiner Lyrik hinüber.

Der erste Band der „Gedichte“, von E. Seibel mit einer kurzen, klug reservierten Einleitung ausgerüstet, errichtete den Grundpfeiler seines Ruhmes. Es berückten hoheitsvolle Geschichtsbilder von wunderbarer Weite und Tiefe, ebenso machtvolle, fremdartige Urweltsahnungen, Landschaften von feinstem poetischen Zauber. Band 2 und 3 lenken aus den Finsternissen der Vorzeit: der Helle des griechischen Zeitalters und Roms eisernem Kriegswetter in den Wunderspuk des Mittelalters und selbst in das verworrene Gesehe der Neuzeit. Erotische Lieder werden zu einem üppigen Straußgeflochten. Während in den „Zeitgedichten“ und „Vaterländischen Balladen und Gesängen“ die brave Gesinnung den Haupttrumpf ausspielt, sind die folgenden lyrischen Sammlungen Linggs besser ausgereift. Sie zeigen jedoch auch bereits einen Alternenden. Der Dichter wird stofflich anspruchsloser und realistischer, stilistisch verschnörkelter und ungelentlicher.

In den „Schlußsteinen“ pflegt er mehr die Ballade im engeren Sinne, die das Detail-Erlebnis einer bestimmten Persönlichkeit mit dramatisch lebhaftem Schwunge darstellt. Er giebt kunstvolle „Abendstern“-Ghaselen, lehrhafte Fabeln und „Anmerkungen“ zum Besten. Zugleich setzt hier die schwere Menge seiner weitschichtigen Prologe und Festkarmina ein. Aus dem „Lyrischen“ ragen die philosophisch-historischen, psalmenartig majestätischen Menschheits-Reflexionen der „Freien Rhythmen“ hervor. In den „Jahresringen“ rafft sich der Dichter ersichtlich zusammen, um sich mit der Bethätigung seines gesamten geistigen Fonds als Meister von Gottes Gnaden auszuweisen. Thatsächlich ist das Buch von eklatanter Reichhaltigkeit. Es finden sich darin wunderschöne Erotika, denkwürdige „Ausgewählte Jugendgedichte“, und die Phantasie und selbst der Humor des Verfassers feiern in den „Tag- und Nachtbildern“ wahre Triumphe („Die Phantasie vor Gericht“ etc.). Die „Schlußrhythmen und neuesten Gedichte“ werden vielfach von dem Reif und kühlen Spätglanz des Greisentums gedrückt. Hier und da stören farblose oder prosaische Wendungen, doktrinäre Verallgemeinerung schleicht sich wieder und wieder ein, die Komposition ist sprunghaft und zerfahren. Die „Balladen und Erzählungen“, die Liebeslyrik der „Lavafunken“, die Gedankenflora der „Rückblicke“ spenden

indessen trotz mancher Variationen und Erweiterungen des selben Thema's manche köstliche Blüte und Frucht. Namentlich ergreift die knappe Heimatspoesie der „Lieder vom Bodensee“ mit ihren trüben Träumereien, geheimnisvollen Vorgefühlen, dämmerig aufflackernden und verrauchenden Wünschen. „Ein sturmbevegtes Leben liegt hinter mir“, empfindet der Dichter, während sein Boot den „Abend“ der ruhiger schäumenden und verschäumenden Bogen durchquert. Und

„Nur manchmal grollt ein Tosen
Im Herzen noch, wie heut'
Die Brandung von den Rosen
Der Abendglut bestreut.“

Lingg berührt sich leise, stofflich und sprachlich, mit einzelnen Modernen, wie G. Falke, H. Salus u. A. Seine Neigung zu dem rauschenden Strome der Gegenwart, zu wirklichkeitsgetreuer Darstellung oder phantastischer Mystik, neuerdings zur Heimatskunst, prägt sich nur nicht markant genug aus. Daher ist er immer zu den „Alten“, den maßvollen Feiertagspoeten, Münchens Plateniden, gerechnet worden. In der Korona dieser Künstler, so weit sie Lyriker sind, stehen ihm der hausbacken weise, oberflächliche Reimjongleur Fr. von Bodenstedt, der geistvolle, erfindungsreiche, allzu aristokratische W. Henze, der sinnlich glühende Nachempfinder W. Herz, der Goethisch schlichte, duftig sinnige, oft gar zu einfache M. Greif, der derbere, knorrige, nahezu naturalistisch schaffende H. von Hopfen fremd gegenüber. Dagegen reicht er dem düster-leidenschaftlichen, pessimistischen Altertümler H. Leuthold die Hand. Als Balladendichter ist er der Nebenbuhler des weicheren, kritisch tüchtigen, echt deutschen E. Geibel, des schmiegamen, mehr nordisch-germanischen und englisch-schottischen Sujets und Strophen ergebenden F. Dahn, vor Allem des großen Verehrers aller Geistesfreiheit und zukunftsfrohen Humanität, der harmonischen, schönheitslichten Antike — ein Genosse des minder ursprünglichen, verstandesmäßigen Grafen Fr. A. von Schack. Lingg ist der Epiker der Münchener Schule. Kann seine „Völkerwanderung“ auch nicht neben Ilias-Odyssee und Nibelungenlied bestehen, so wird sie doch von ihren lyrischen Reizen und mannigfachen, glücklich pointierten erzählenden Bruchstücken der Vergessenheit entrisen werden. Selbstbewußt durfte der Verfasser daher einst auf das erste Exemplar seines Epos das Merkwort schreiben: „Ein Buch mehr auf der Welt“. Linggs Lyrik ist zwar viel überseht und noch häufiger komponiert worden. Aber sie ist noch viel zu wenig in's deutsche Volk gedrungen. Wer eine gründliche Anthologie lediglich aus den neun Bänden

seiner Verse zusammen stellen wollte, würde seinen Zeitgenossen einen seiner originellsten und bedeutendsten Lyriker der letzten fünfzig Jahre an's Herz legen.

Letztes von Hermann Lingg.*)

(München.)

Sommertag.

<p>Aus weitgedehnten Blumenauen, Von mittäglicher Glut besonnt, Ragt Hochgebirge still im Blauen, Am duftig reinen Horizont.</p>	<p>Kaum sind die Menschen noch zu sehen, Die dort im hohen Gras entlang Die goldnen Ährenfelder gehen Mit frohem Lachen und Gesang.</p>
---	---

Es wiederholt aus Felsenklüften
Der Hall des Echo's ihre Lust,
So wird der Tag auch in den Lüften
Der eignen Wonne sich bewußt.

Sturmnacht.

Wie wütend peitscht der Föhn die Flut!
Ein Stern im Südost strahlt in Glut —
Mein Blick kann sich von ihm nicht trennen.
Du Glanz da droben im Azur,
Willst du die Welt verbrennen,
Wie mich die Liebe? Sei' es nur
Im Flammenkleid, das dich umschwebt!
Die Welle, die sich stürmisch hebt,
Gehorcht dir, Dämon, und ist dein!
Du, der allein
Am Schreck und Untergang sich weidet,
Wie sollt' ich nicht dein eigen sein,
Da, was ich liebe, leidet! —

Tanzende Nömerin.

<p>Unverhüllt den knospenden Busen, Bei der schmach tenden Flöte Ton Lieblich tanzt sie wie eine der Musen, Wenn sie umschweben den Helikon.</p> <p>In die entzückenden Augen versunken Schwärm' ich mit ihr, ich rase mit ihr, Alles veredelt sie schönheitsstrunken, Weit weg flüchtet die dunkle Begier.</p>	<p>Jede Bewegung ist Wohllaut, Sprache, Küßt den Marmor ihr lieblicher Fuß, Aus dem säulengetragnen Gemache Winkt zu den Göttern begeistert ihr Gruß.</p> <p>Alles fühlt sich mit fortgerissen In dem bacchantischen Wirbelwind — Halt, o halt ein, damit wir wissen, Daß wir noch sterbliche Menschen sind!</p>
--	--

*) Aus den „Schlußrhythmen und neuesten Gedichten“; S. 43, 86, 114, 230.

Der Lebensmüde.

Ich seh', wohin ich wandre,
Erneuert Haus um Haus;
Und ein Geschlecht um's andre
Wächst über mich hinaus.

Ich seh' die Größe wanken,
Die Sinnen stürzen ein;
Was hoch stand in Gedanken,
Ward kläglich und gemein.

Die Welt wird umgestaltet;
Nicht ich nur werde alt,
Auch meine Zeit veraltet,
Vergeblich ruf' ich: Halt!

Im Stillen und gewaltsam
Schafft sich das Neue Bahn,
Die Zeit drängt unaufhaltsam
Und überall voran.

Auf Rossen wie mit Flügeln
Entsteigt ein Morgenrot;
Ich greife nach den Zügeln,
Da steht vor mir der Tod.



Krank.

Von Gustav Meyrink.

(Prag.)

Der Gesellschaftsraum des Sanatoriums war stark besucht, wie immer; — alles saß still und wartete auf die Gesundheit. — Man sprach mit einander nicht, da man vom Andern eine Krankheitsgeschichte befürchtete — oder Zweifel an der Behandlungsmethode. — — Es war unsagbar öde und langweilig, und die faden, deutschen Sinnsprüche, mit schwarzen Glanzbuchstaben auf weiße Kartons gepappt, wirkten wie ein Brechreiz. — — An einem Tische, mir gegenüber, saß ein kleiner Junge, den ich ansah, weil ich sonst meinen Kopf in eine noch unbequemere Lage hätte bringen müssen. —

Er war geschmacklos angezogen und sah unendlich stupid aus mit seiner niedrigen Stirn. — An seinen Sammet-Ärmeln und Hosen hatte die Mutter weiße Spitzen-Besätze befestigt. — —

Auf uns Allen lastete die Zeit, — sog uns aus, wie ein Polyp. — — Ich hätte mich nicht gewundert, wenn plötzlich diese Menschen wie

ein Mann, ohne sogenannte Veranlassung, mit einem Wutgeheul aufgesprungen wären und alles — Tische, Fenster, Lampen — in Raserei zertrümmert hätten. —

Warum ich nicht selbst so handelte, war mir eigentlich unverständlich; vermutlich unterließ ich es aus Furcht, daß die Andern nicht gleichzeitig mitmachen würden, und ich hätte mich dann beschämt wieder niedersetzen müssen. — —

Dann sah ich wieder die weißen Spitzen-Befäße und fühlte, daß die Langweile noch quälender und drückender geworden war; — — ich hatte das Gefühl, als ob ich eine große, graue Kautschuk-Kugel in der Mundhöhle hielte, die immer größer wurde und mir in's Gehirn hinein wuchs. — —

In solchen Momenten der Übe ist einem sonderbarer Weise auch der Gedanke an irgend eine Veränderung ein Greuel. — —

Der Junge reichte Dominosteine in ihre Schachtel ein und nahm sie dann in fieberhafter Angst wieder heraus, um sie anders zu legen. — Es war nämlich kein Stein mehr übrig, und 'doch war die Schachtel nicht ganz voll, wie er gehofft hatte, — es fehlte bis zum Rande noch eine ganze Reihe. — —

Er packte seine Mutter endlich heftig beim Arm, deutete in wilder Verzweiflung auf diese Asymmetrie und brachte nur die Worte heraus: „Mama, Mama!“ — Die Mutter hatte soeben mit einer Nachbarin über Dienstboten und ähnliche ernste Dinge gesprochen, die das Frauenherz bewegen, und blickte nun glanzlos — wie ein Schaukelpferd — auf die Schachtel. —

„Leg' die Steine quer“, sagte sie dann. —

Im Gesicht des Kindes blitzte ein Hoffnungsstrahl auf, — und von Neuem gieng es mit lusterner Langsamkeit an die Arbeit. — —

Wieder verstrich eine Ewigkeit. — — — Neben mir knisterte ein Zeitungsblatt. — —

Wir fielen wieder die Sinnsprüche in die Augen, — und ich fühlte mich dem Wahnsinn nahe. — —

Jetzt! — — Jetzt — — das Gefühl kam von außen über mich, sprang mir auf den Kopf, wie der Henker.

— — Ich starrte den Jungen an, — von ihm zog es zu mir herüber. — — Die Schachtel war jetzt voll, aber ein Stein war übrig geblieben! — —

Der Junge riß die Mutter fast vom Stuhl. — Sie hatte schon wieder von Dienstboten gesprochen und stand jetzt auf und sagte: „Wir gehen nun zu Bett, du hast jetzt lange genug gespielt.“ —

Der Junge gab keinen Laut von sich, er stierte nur mit irren Augen um sich, — — die wildeste Verzweiflung, die ich je gesehen. —

Ich wand mich in meinem Fauteuil und krampfte die Hände, — es hatte mich angesteckt.

— — Die Beiden giengen hinaus, und ich sah, daß es draußen regnete. — — Wie lange ich noch saß, weiß ich nicht mehr. — Ich träumte von all' den trüben Erlebnissen meines Lebens, — sie sahen mit schwarzen Dirmino-Augen einander an, als ob sie etwas Unbestimmtes suchten; — ich wollte sie in einen grünen Sarg einreihen, — — aber jedes Mal waren ihrer zu viel oder zu wenig. — —



Gedichte

von U. K. T. Tielo.

(Tilsit.)

Gottgericht.

Wirbelnder Regen, finstere Träume!
 Auf schwarzen Wolken reitet ein Riesensturm
 Und schmettert die heulenden Glocken vom Turm
 Und bricht hundertjährige Bäume.
 Ein Rufen und Rennen, als öffne sich Grab und Gruft,
 Ein Stöhnen und Dröhnen in Flut und Luft —
 Welch' Unheil reckt sich mit fahlem Gesicht?
 „So hörtest du's nicht?
 Heut' halten sie über den Herrgott Gericht! —
 Schuldlos gemarterte arme Menschenherzen
 Erhoben Klage,
 Und es sank sein Los auf der ehernen Wage . . .“
 Ein Trauermarsch, dumpf und erzen,
 Rollt aus schweren Posaunen und heisern Trommeten —
 Tausendstimmiges Weinen umher, flammender Flor —
 In Ketten und Gebeten
 Kniet ein Priesterchor
 Und winselt, gesteinigt von Schande und Spott,
 Auf zu Gott.

Doch in die blassen Blitze wächst empor
 Ein ungeheures, zitterndes Schaffott,
 Darüber, von zerflatternden Lichtgewölken umbläht,
 Zwei ewige, wundertiefe Augen aufstauen voll Majestät —
 Und ein zermalmender Donnerschlag!
 Wie verwundet ich mich aus dem Schlafe bäume,
 Und es rauscht der Regen über's Dach,
 Schwankende Wipfel, verworrene Träume . . .

Umsouft.

Du glättest wie in müder Wehr
 Dein Blondhaar, das mich dustumwebt,
 Und schließt die Augen schein und schwer —
 Ich weiß, was wachsend dich durchbebt.

Du spürtest meiner Liebe Flut,
 Und wie sie brandend wogt und wühlt;
 Sie schäumte in dein junges Blut —
 Nun wirbelt's bang und ungefühlt . . .

Und ruhst du stumm vom Feste aus,
 Der keuschen Sternenseier hold —
 Kein Schlaf! Ein heimliches Gebräus
 Zu dir aus blauem Dunkel rollt.

Der Nacht giebst du den Busen preis,
 Ihr Atem kühl darüber drängt —
 Umsouft! Ein Rauschen voll und heiß
 Mit wildem Jauchzen dich umfängt.

Und flögst du bis an's End' der Welt,
 Dies Rauschen bräch' dir Glut und Glück
 Und trüg' dich, von dir sturmgeschwellt,
 In meinen Mannesarm zurück.

Nach dem Gewitter.

Die Donnerwolken sind gegangen;
 Der Abend über'm feuchten Feld
 Schmückt sich den Hut mit Purpurspaugen.
 Ich küsse dir die kühlen Wangen —
 Auch unser Weg wird dustumweht.

Du folgtest mir, ob Schuld und Schande
 Dich aus des Hauses Wärme wies;
 Du löstest altvertraute Bände,
 Du folgtest mir! Im Wetterbrande
 Der Sturm uns Hohnfanfaren blies.

Verhallt. Sein heißer Zorn versprühte
 In lindem Hauch. Mein Atem trinkt
 Beseligt deine Frauengüte.
 Dein Haupt wie eine blasse Blüte
 Auf meine Schulter heimlich sinkt.

Weit hat sich hinter uns versflogen
 Das Weh der Welt. Willkommen, Nacht!
 Wir treiben weich durch Ährenwogen,
 Von funkelhellem Friedensbogen
 Im Dunkel endlos überdacht.

Erlösung.

Zwei Blutstropfen rot im weißen Schnee —

Nicht lachst du wie früher mit Augen und Mund:
Es drückte auch dich wie eisiges Weh,
Und dein Morgen ward still und die Seele wund.

Ich komme! Und hat uns die Not beseffen,
Heiß werden wir Herz zum Herzen pressen,
Dein blaßes Lächeln wird meines versteh'n,
Der alte Schnee wird verwehen, zergeh'n,
Und aus Tiefen hervor mit leisem Flammen
Zittern zwei rote Tropfen zusammen. —



Kunst und Religion.

Von Rudolf Klein.

(Berlin.)

Es ist ein viel geführtes Schlagwort der Materialisten, sowohl der spekulativen vom Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich wie der naturwissenschaftlichen im 19. Jahrhundert — der Satz: die Kunst werde einst an Stelle der Religion treten. Nichts aber beweist mehr die Unzulänglichkeit dieser Behauptung wie der Umstand, daß der Kunst je mehr das religiöse Element abhanden kam (das Wort „religiös“ im weitesten Sinne gebraucht), je mehr sie von dem Religion mordenden Geiste des Materialismus in sich aufnahm und somit unmöglich das ersetzen konnte, was jener vernichtete, da er ihr die transzendentalen Quellen, aus denen die Religion als Spenderin unseres transzendentalen Ursprungs fließt, für immer verstopfte, dessen Darstellung die höchste Kunst aber zu allen Zeiten war und sein wird, um so mehr aber sein mußte in einer Zeit, in der sie nicht nur die Versinnbildlichung einer Religionslehre, sondern direkt deren Ersatz sein soll; während aus Obigem hervorgeht, daß die Kunst in ihrer höchsten Form nur gedeihen kann, so lange es eine Religion, d. h. eine

transzendente Weltanschauung giebt — denn die Kunst ist in ihrer höchsten Äußerungsform nicht das Produkt des räsounierenden Verstandes, der sich mit der Erscheinung der Dinge abzufinden sucht, vielmehr der Anschauung, d. h. jener Organe, die ihren Zusammenhang mit dem Transzendenten nie aufgegeben haben. Der Grund unserer Unzufriedenheit mit der heutigen Kunst läge also in ihrem geringen Gehalt an Transzendentelem, in ihrem zu engen Zusammenhange mit dem Materialismus, der ihr den religiösen Gehalt raubte, obgleich sie seiner Lehre nach gerade an Stelle der Religion treten sollte. Die ersten Anfänge dieser Phase liegen weit zurück. Sie beginnen mit dem allmählichen notwendigen Bruch der Darstellung der Körperlichkeit des Heilandes, wie der noch fehlende Zusammenschluß mit neuen religiösen Konkretionen die letzten Ursachen sind. Viele haben das Übel empfunden, von dem nur wenige ganz große Künstler eine Ausnahme bilden. Wer aber sähe einen Ausweg für die Allgemeinheit aus der verworrenen Meinungenvielfeit? Gehen wir auf den Wendepunkt zurück, auf die Glaubensspaltung, mit der die Verweltlichung der Kunst begann, untersuchen wir (um das Religiöse einmal vorerst direkt im Konfessionellen zu fassen) den Einfluß von Katholizismus und Protestantismus auf die Kunst, und versuchen wir, uns von hier ab weiter zu tasten.'

Man hat wohl gesagt: „wir franken an den Folgen der Reformation“ und hat hieran die Bemerkung geknüpft, wir dürften nicht länger getrennt bleiben. Alle großen Kulturen sind aus einer einheitlichen Weltanschauung, die Denker und Volk vereinte, hervor gegangen, und es würde allein dieser Umstand die innere Wahrheit obigen Satzes bestätigen, wenn uns nicht die Frage des „Wie?“ völlig unlösbar schiene, wir dies nicht in die fernste Zukunft zu vertagen uns genötigt sähen, um uns dem ohnehin unhemmbaren Fortschritte zu überlassen, der sich aus den scheinbar geringen Thaten der Einzelnen wie unter unsichtbaren Händen bildet und formt, so daß jeder rebliche Arbeiter weniger für sich wie für eine unbestimmte Zukunft wirkt. Daß die Einigung eine kirchliche im alten Sinne sein könnte, scheint uns wenig glaublich, wie überhaupt zum Vorteil kultureller Interessen eine Einigung dieser transzendentalen Fragen erst möglich scheint, nachdem die wohl noch für lange unklar gährenden, zur Regelung der körperlichen Interessen der Individuen berufenen sozial-ökonomischen Fragen, in einer aus neuen wirtschaftlichen Umgestaltungen hervorgegangenen Einigung vorangeschritten sein werden, da sie das notwendige Fundament zu jenen transzendentalen bilden, und die Masse sich diesen erst widmen kann, so nicht jene mehr ihr ganzes Interesse aufsaugen. Dennoch wird es nicht unangebracht sein, bei Zeiten auf jene hinzuweisen, damit die

große Zahl der von ökonomischen Mißständen Unbehelligten wieder beginne, zum kulturellen Fortschritte des Einzelnen wie der Nation aus der religiösen Indifferenz herauszutreten.

Verweilen wir noch einmal bei dem Satze von den nachtheiligen Folgen der Reformation, so stellt sich uns die zwiefache Frage: War diese notwendig und ist somit alles, das von ihr bis heute reicht, sofern es uns, vor Allem in unseren Tagen unbefriedigt läßt, nur als eine Brücke in eine bessere Zukunft zu betrachten, oder befinden wir uns in der That auf einem Irrweg, der uns immer weiter in Wüsten und Wildnisse führt und zu einer Rückkehr bringend mahnt?

Man hat vielfach den Protestantismus als einzig mögliche Voraussetzung für unsere moderne Kunst, überhaupt für eine germanische Kunst, reklamieren wollen. Diese Leute sagen, die „katholische“ Kunst eines Raffael vermöge einen Germanen nicht zu befriedigen, und nennen dann Dürer einen Protestanten. Sowohl Dürer wie Holbein aber sind, psychologisch betrachtet, noch katholisch, und ob die rein katholische Kunst eines Stephan Lochner oder Hubert van Eyk einen Germanen nicht zu befriedigen vermag, möchte ich bezweifeln. Diese Leute reklamieren Rembrandt gerne für sich. Nun, als Bibelmalers ist dieses größte Genie des 17. Jahrhunderts ja durch und durch protestantisch. Ob aber die Kunst nicht auch ohne Glaubensspaltung ähnliche Wege gegangen wäre, scheint mir unbewiesen. Jene Fürsprecher sagen: der Protestantismus und Rembrandt sind die Ahnen modernen Kunstgeistes. Schon richtig. Aber sind nicht die Katholiken Velasquez und Caravaggio vor Rembrandt ähnliche Wege gegangen? Man wäre also vielleicht auch für den Fortschritt reif gewesen, ohne der Masse die Einheit zu nehmen, und so die vielleicht notwendige kritizistisch-naturalistische Epoche in Kunst und Wissenschaft mehr nur wie eine innere Krisis im Mutterorganismus selbst verlaufen wäre, als ein reinigendes Fieber. Höchst charakteristisch hierfür ist der Umstand, daß in unserem Jahrhundert England, dieses fortgeschrittenste Land des Protestantismus, dem wir den ganzen Naturalismus verdanken, indem es an das Holland des 17. Jahrhunderts anknüpfte, aus seinem echt germanischen Empfinden heraus sehr bald die Unfruchtbarkeit der Fortsetzung dieses Geistes einsah, um auf das Mittelalter zurück zu gehen; freilich in einer Art, die keinen Fortschritt zuließ — woraus hervorgeht, daß das wahre Wesen der Kunst, das wir gerade an der Kunst unserer Tage vermissen, weit eher ein dem Katholizismus wie dem Protestantismus Verwandtes ist, ein Schluß, den weder das gewaltige Genie Rembrandts noch die glänzenden Fähigkeiten der ihm verwandten Vorläufer Velasquez und Caravaggio

widerlegen. Und so scheinen von zeitgenössischen Künstlern Böcklin und Thoma — wenn wir das Wort „katholisch“ des konfessionellen Zubehörs entkleiden — weit eher katholische wie protestantische Künstler, weil sie Verkörperungen des germanischen Erdgeistes sind, der seit der Gothik schlief und nun wieder sich zu regen beginnt, nachdem der protestantische, d. i. spezialisierende wissenschaftliche Geist eine ausgelaufene Kurve ist, der während drei Jahrhunderten den Blick auf's Irdische des Daseins richtete, nun allgemein wieder diesen eine neue Einigung mit Überirdischem suchen läßt. —

Was wir an der Kunst des 19. Jahrhunderts (gemeint ist die sogenannte moderne Kunst seiner zweiten Hälfte) am meisten vermissen, ist die tragende Basis einer Weltanschauung. Wie rasch sind wir aus den einzelnen Phasen, für die wir einst heiß stritten, insolge dessen heraus gewachsen. Die Bilder der Naturalisten, auf denen unser naturdurftiges Auge befriedigt ruhte, lassen uns größtenteils kalt. Die Bilder der Neu-Idealisten, aus denen noch vor Kurzem seine Lyrismen zu uns wehten, sagen uns nichts mehr. Was wir vermissen, ist die Sprache der Idee (die beileide nicht litterarisch vorgetragen sein soll), die uns zu stillem Sinnen zwänge über unser Sein, über unseren Ursprung und unsere Zukunft, jener Gehalt, der uns ein Trost sein könnte, weil eine Gewißheit der eigenen Unsterblichkeit, kurzum jener Gehalt, der aus dem Tiefsten geflossen ist, den Künstler nur als widerstandloses Gefäß benutzend, in dem er Form annahm, um für die weniger seherhaften Mitbrüder in Erscheinung zu treten. Was wir statt dessen rings sehen, ist nichts wie Stückwerk, das das geschärfte Auge des Technikers festhielt, kaum wertvoller wie eine Momentphotographie, weil selbst flüchtig wie der Augenblick, den zu bannen es sich bemühte. Wie gesagt: es fehlt die Weltanschauung, der religiöse Gehalt. Ergözen soll die Kunst, doch nicht nur formal das Auge und inhaltlich die Sinne für einen flüchtigen Augenblick, die Seele bis in ihre letzten Fugen mit der Gewißheit erfüllen soll sie, daß kein Übel dieser Erde so groß, daß wir nicht von ihm erlöset würden, und uns die eine Zuversicht sein, daß uns im letzten Grunde nichts geschehen kann. Doch so zu uns sprechen kann keine Kunst (nun, da wir dies wieder von ihr fordern), die aus dem Materialismus hervor gieng, die der Weltordnung ethische Motive und Endzwecke absprach. Die Kunst, die uns befriedigen soll, bedarf anderer Voraussetzungen.

Nur der Spiritualist kann eine Weltanschauung haben. Der Materialist höchstens eine Lebensanschauung. Doch selbst diese hatten nur ganz Wenige der Feinsten unter den Naturalisten. Trotz aller Mystik

waren daher, genau genommen, selbst die neueren Romantiker noch Materialisten. Sie fühlten zwar tiefer und weiter wie Andere, doch nur oberflächlich, unklar, sensualistisch. Ihr Geist hatte sich nicht befreit vom Körperlichen, um, vom Allzu-Individuellen gereinigt, wieder das aus dem Transzendentalen fließende Allgemeine zu schauen und mit schaffender Phantasie frei zu gestalten. Diesem Ziele ist zu allen Zeiten die höchste Kunst ersichtlich zugestrebt, wenn auch unter verschiedener, den Bedingungen entsprechender Konstellation. So in der Antike. Zur Zeit der Gothik. In Raffael. Im 17. Jahrhundert ein einziges Mal mit Rembrandt. Im 18. Jahrhundert mit Schiller und Goethe. Diese Wandlung schwankt von der höchsten Stufe der Darstellung des die Gattung verkörpernden Individuums, wie die Antike sie giebt, zur Gestaltung des reinen transzendentalen Eins-Seins in Gott: der Gothik; von hier durch realistische Übergangsstufen zum erhöhten Menschentum Raffaels, das wir dann, im Protestantismus hernach, bei Rembrandt vollends verweltlicht sehen, um bei Goethe und Schiller wieder die der Antike verwandte, die Gattung repräsentierende Typendarstellung zu finden — bei Schiller mehr noch wie bei Goethe, der durch seinen mystisch-dunklen Gefühlsuntergrund schon auf die neue Phase der Zukunft hinweist, deren vereinzelte Vorläufer mit uns leben. So führt die Entwicklungslinie aus der sich auflösenden Antike zur Gothik und von hier durch Luthers protestantischen Individualismus über Rembrandt (von dem noch das ganze 19. Jahrhundert zehrte) zu der kommenden Epoche, die erst herauf steigen kann, wenn, wie Anfangs erwähnt wurde, sich die noch in unklarer Gährung befindenden sozialpolitischen Verhältnisse vollends geändert haben werden. Und kann diese Epoche wieder künstlerisch produktiv werden? kulturell eine Hochblüte zeitigen? Nur wenn sie sich religiös gemeinsam vertieft, ist unsere Antwort auf diese Frage. —

Wir stehen an der Schwelle einer neuen Zeit. Das große Jahrhundert der „Neuerungen“ liegt hinter uns, und der Gedanke, daß die Religion, will sagen der „Blick auf's Jenseits“, wieder die Führung übernimmt, ist der einzige Trost aller feineren Geister. Auf naturwissenschaftlichem Wege konnten wir nichts über unser Wesen, über unsere Her- und Zukunft erfahren, am wenigsten aber über den Zweck unseres Daseins. Wir müssen daher notwendig andere Wege einschlagen, um zu dem „Credo“ zu gelangen, dessen wir bedürfen. Ein solcher Blick „auf's Ganze“ würde vorerst die Denkergebnisse der Einsamen —: daß trotz aller entwicklungs-geschichtlichen Forschungen alles Seiende doch nur eine Fiktion unseres Gehirnes sein kann, da es sich anders gar nicht zu Ende denken läßt — an Stelle der materialistischen Platteiten zur mählichen Vorbereitung und

Wiederbefreundung mit dem Gottesbegriff in die breite Menge der religiös Indifferenten tragen, den Glauben an eine Prä- und Nachexistenz wieder festigen, und so die Erkenntnis bringen, daß unser Leben nur ein Durchgangsstadium sein kann. In früheren Zeiten beschäftigte sich der Mensch bis zu seinem Tode unablässig mit den Fragen der Religion; in unseren Tagen hält die Mehrzahl gerade der sogenannten Gebildeten dies gleich nach den Schuljahren für überflüssig, um jene kargen Schulbegriffe noch rasch zu vergessen. Es mag der Grund hierfür vielleicht darin liegen, daß wir in der Jugend überhaupt gern, weil wir so mit allen Sinnen im Leben stecken, auf alles Übernatürliche verzichten, ja, kein Verständnis dafür haben bis in reiferen Jahren wir, gewissermaßen wie eine Schildkröte aus ihrem Gehäuse, den Kopf aus diesem Sinnenrausch strecken, um, nachdem wir bis dahin pantheistisch nur Tier waren, zur Einsicht zu kommen, was es heißt: „Mensch“ zu sein. Von diesem Standpunkte betrachten wir dann die Dinge, in denen wir vorher mit Haut und Haaren stecken, etwas aus der Ferne, um mit einem Schlage wieder vom Leben nach dem Tode überzeugt zu sein. Haben wieder Distanz zu den Dingen bekommen, mit denen wir früher verwachsen waren. Werden wieder inne, daß das Leben nichts ist denn ein geistiger Prozeß an einem materiellen Träger, und wirken nun bewußt an der Vergeistigung des Stofflichen, das abzustreifen wir bemüht sind mit der Erkenntnis, daß Glückseligkeit nur in der Überwindung des Fleisches erreichbar, indem nur der Sinnliche sich nach ihr in Sehnen verzehrt, während der Frei-Gewordene mit jener auch diese in der Hand hat. Je genialer, d. h. je begnadeter mit Geist daher ein Individuum im Diesseits ist, je stärker wird sich von Jahr zu Jahr der Geist befreien, so daß in der Stunde des Todes sein Körper nur mehr eine Hülle ist, die er überwunden hat. Nur einem solchen Individuum wird zudem der Tod leicht sein, da sein ganzes Leben ein Vorbereitungsprozeß auf ihn ist. Die Individualität, der Wille wird aber erst im Verkehr mit der Außenwelt frei, aus dem sie als abgeklärte Persönlichkeit hervorgeht, die in volle Übereinstimmung mit Gott und der Welt gelangt. Einen solchen Werdegang sollten wir in den Werken der Künstler sowohl suchen wie von ihnen verlangen. Und wenn wir ihn, mit ganz geringer Ausnahme, bei den Heutigen nicht finden, so ist der Grund der, daß nur die Allerwenigsten von ihnen in jenes zweite Stadium des Denkens, das den religiösen Gehalt ermöglicht, eingetreten sind. Die spiritistisch-mystischen Versuche der Neu-Idealisten waren eben nur Versuche, in sich noch rein materialistisch, ohne vom Ich zum Allgemeinen fortgeschritten zu sein, wie der Spiritismus an sich eben-

falls nur als eine Brücke vom Materialismus zum Spiritualismus, vom Unglauben zum Glauben zu betrachten ist. Wer wieder glaubt, bedarf seiner nicht, weiß, daß Spiritismus nur ein Spuß der Materie ist und nicht fähig, die eisernen Schranken zu durchbrechen, die der Schöpfer zwischen Jenseits und Diesseits gezogen hat.

Da es für einen denkenden Menschen also gar keinem Zweifel mehr unterliegen kann, daß die Seele unsterblich ist, sollte es uns wahrlich nicht so gleichgiltig sein, unsere Seele den ihr entsprechenden Kräften gemäß im Diesseits zu läutern, damit ihr dies im Jenseits erspart bleibe. Dem, so sich die Augen plötzlich öffnen, ist es unfählich, zu sehen, wie die Mehrzahl gerade der sogenannten Gebildeten in den Tag hinein lebt, ohne auch nur im Geringsten Sorge darum zu tragen, was ihrer nach dem Tode harrt, während dieser Umstand einigen Wenigen wieder die Haut schaudern macht. Dieser Umstand allein ist es auch, der uns Alle mit einander verbinden sollte und es allein vermag, da er jeden von uns auf die gemeinsame transzendente Quelle wie das gemeinsame Ziel hinweist. Dieser Umstand allein und nicht der, daß in diesem Leben jeder von uns Anrecht auf gleiche materielle Güter habe, ermöglicht es auch dem geistig höher Stehenden, den minder Begabten als einen im letzten Grunde Gleichen zu betrachten, um ihn trotz dieses Unterschiedes entsprechend zu fördern. Dieser Umstand ist es auch, der alles Einzelstreben — und nicht zuletzt in der Kunst — als unfruchtbar erkennen läßt und zu der breiten Basis der Allgemeinheit drängt, was natürlich nicht ausschließt, daß jeder im Stillen der Förderung seines Ich obliege und die Früchte genieße. Doch erhellt hieraus, daß es unzutreffend ist zu sagen, die Masse sei für die Wenigen da, vielmehr jeder seinen Kräften entsprechend für das Ganze. Nicht im Bekämpfen und Ausnutzen, sondern im Ertragen und Verstehen des Niederen liegt die Aufgabe des Vornehmen als einzig würdige Verwendung seiner Vorzüge, Kraft und Sonderstellung, eine Annahme, die das einzig Richtige: eine ethisch-aristokratische Gliederung (im Gegensatz zur oft proklamierten individuellen Willkürherrschaft) der, die individuellen Unterschiede leugnenden, Heilslehre der Sozialisten gegenüber stellt. Von der Stärke der Individualität, die sich in den Dienst der Gesamtheit stellt, ist alles zu erhoffen. Dadurch, daß sie bemüht ist, sich selbst zu fördern, fördert sie die Allgemeinheit, wie dadurch, daß sie bemüht ist, sie, die Gesamtheit, zu ertragen (statt sich abzusondern), zu verstehen, sie sich selbst wieder fördert, indem sie in ihrer Überlegenheit erstarkt. Eine solche Individualität ist unverletzlich, ihr „kann nichts geschehen“. Sie hat im besten Sinne des Wortes „ihre Sach' auf Nichts gestellt“, eben weil sie, so persönlich sie wirkt, im un-

verlierbaren Dienste der Allgemeinheit steht. Es ist dies jene Grenze, da der äußerste Egoismus und Altruismus ineinander fließen, indem die Hintansetzung des Persönlichen den höchsten Genuß ermöglicht.

Welchen Wert eine solche Denk- und Lebensweise für die Kunst mit sich bringen würde, ist leicht zu ermessen, indem sie sie auf die denkbar breiteste Basis stellt: während der romantische Ich-Künstler nur ein Spezialist des eigenen Inneren ist, der Naturalist ein Spezialist des Äußereren, jener somit für Wenige, dieser für die Masse arbeitet — Beide jedoch nur für den Tag —, würde ein Künstler, der nach Obigem schafft, das uns Allen Gemeinsame, Ewige, Unvergängliche verkörpern, eine Verkörperung des Volksgeistes (der, im Gegensatz zum Empfinden der Volksmasse, die Summe des Besten ist, das ein Volk aufzuweisen hat und ein heiliger Geist ist); würde ein solcher Künstler für die Ewigkeit schaffen, weil er sich mit dem Menschen befaßt, während sich Realisten und Romantiker mit den Menschen befaßten. Die einzige Möglichkeit einer monumentalen Kunst!

Wer von uns wieder auf diese Weise denken gelernt hat — und der Künstler als Seher und Deuter der Menschheit sollte es vorerst — wird all' sein Thun und Lassen wieder eingedenk seines transzendentalen Ursprungs regeln, d. h. unablässig seine Beziehungen zu Gott pflegen. Wer so denken gelernt hat, würde fernerhin leicht einsehen, wie der Geist der letzten drei Jahrhunderte, vielleicht zum Erringen neuer Ziele, die Kunst immer weiter von diesem Wege geführt hatte. Daß sie, jedes religiösen Gehaltes bar, nur noch die „Technik“ pflegte, einer Auflösung und Zersplitterung verfiel, von der eine Rückkehr zum synthetischen Geiste der Gothik not thut, während die Frage des Wie? uns dabei noch völlig unlösbar scheint. Was die bildende Kunst speziell betrifft, so scheint der augenblickliche Gang in's veredelte Handwerk, schon als Abzugskanal für den nicht zu hohen Aufgaben berufenen Durchschnitt, ein guter Anfang zu sein und verwandt jener angeedeuteten, vorerst notwendigen wirtschaftlichen Umgestaltung. Dadurch werden die kleinen Kräfte, die nach dem 17. Jahrhundert sich in der Kunst tummeln, auf das richtige Gebiet beschränkt, um zur hohen Kunst nur die ersten Kräfte zuzulassen, was doppelt notwendig ist, seitdem diese sich nicht mehr lediglich mit der Darstellung eines Dogma befassen. — Wir Alle aber sollten unter dem Aufwand aller moralischen Kräfte den Schwerpunkt unseres Daseins in's Jenseits verlegen, von ihm aus die Vervollkommnung der Individualität pflegen, damit die so erzielte Summe der Einzelförderung die Gesamtheit stärke, Aller Augen auf ein Ziel richte: auf unseren transzendentalen Ursprung und eine solche Zukunft — die nährenden Quellen von Kunst und Religion.





Noch einmal Jung-Elsass.

Von René Schickel.

(Straßburg.)

„Man gelangt zur Wahrheit nur durch Extreme.“

Das Wort Emersons soll uns nicht zur Entschuldigung dienen. Denn wir brauchen keine Entschuldigung. Besonders heute, da unsere Ideen durch gedrungen sind, da wir mit dem „Jüngsten Elsass“ trotz Allem ein neues Kapitel begonnen haben. Vor Monaten schrieb ich an dieser Stelle über unser Geistesleben, über Kunst und Litteratur des Elsasses. Ich beklagte, daß das „Jung-Elsass“ der Gerber und Stoskopf in den Kinderschuhen stecken geblieben sei, daß die paar Talente des „Elsässischen Theaters“ alt würden, ohne zu reifen. Vor etwa einem Jahr setzte die neue Bewegung ein: das „Jüngste Elsass“. Es trat in Gegensatz zu den damaligen Wortführern einer Clique, die trotz Allem bestand. Daß die Kritik zum neuen Ziele wies und nicht die Dichtung, darf einen nicht wundern. Übrigens fand die Kritik bei den schaffenden Künstlern Widerhall, und es kam jetzt nur darauf an, ob die Strömung schon stark genug sein würde, um Bahn zu brechen. Da tauchte ein Plan auf, der leidenschaftlichen Widerspruch, aber auch helle Begeisterung hervorrief: die Gründung einer elsässischen Zeitschrift großen Stils mit Beiträgen erster deutscher und französischer Autoren. Es waren als Mitarbeiter u. A. gewonnen: D. v. Liliencron, Michael Georg Conrad, Gustav Renner, Heinrich von Schullern, François Coppée, C. Mendès. Sofort suchte man auf gegnerischer Seite das Unternehmen als gegen das „Elsässische Theater“ gerichtet hinzustellen, und es ist unglaublich, mit welcher Wut Intriguen gesponnen und Verleumdungen gegen die Gründer der Zeitschrift verbreitet wurden. Schließlich war der „Stürmer“ nichts mehr als ein Nabaublatt schlimmster Sorte. Unter solchen Umständen hielt es der Verleger Beust für geraten, den „Stürmer“ nicht erscheinen zu lassen, wohl aber

die Herausgabe einer umfangreicheren elsässischen Revue, die keinen programmatischen Charakter tragen sollte, vorzubereiten.

Unterdessen blühte in der Brandgasse der Salon Grombach langsam auf. Hier herrschte nicht der schreckliche Dilettantismus des Salons der „Elsässischen Rundschau“. Und auch nicht die Begleiterscheinungen seiner Ausstellungen. Hier standen die Maler ruhig neben einander, jeder in seiner Eigenart mit dem Besten vertreten — keine Klique, sondern eine kleine Gruppe ernster Arbeiter. Es ist charakteristisch, daß dieser Salon Grombach sofort und eo ipso für ein feindliches Lager angesehen wurde. Man sprach von einer Sezession, obwohl der Charakter der Grombach'schen Ausstellungen viel solider als der der „Els. Rundschau“ war. Heute hat nun der Salon einen Höhepunkt erreicht, er giebt ein Bild der ernstesten elsässischen Malerei der letzten Jahre in den Werken von Hornecker, Emil Schneider, König, Kittling, Achener, Blumer, Fischard. Das Ganze hat Emil Schneider organisiert, der mit „sieben Jahr München“ nach Straßburg zurückkehrte und ruhig, aber intensiv, an einer künstlerischen Renaissance arbeitete.

Viel bewußter und schneller nahm die Bewegung ihren Gang auf litterarischem Gebiet. Die Kritik, die offene ehrliche Kritik, hatte im „Elsässer“ begonnen, nachdem in der „Deutschen Heimat“ einige Zeilen von mir das Vorspiel eingeleitet hatten. Es war ein glücklicher Zufall, daß Thomas Selz, der Paul Lainé des „Elsässer“, mir befreundet war — ich wüßte nicht, welche andere Zeitung solchen hochverräterischen Worten ihre Spalten geöffnet hätte. Selbst die demokratische „Bürgerzeitung“ hätte hier verjagt. Dann folgten die Kritiken Joseph Krafts, ebenfalls im „Elsässer“, die wenigstens wirkten; dann kam die „Waldkunst“, die auch wir ablehnten — und soeben erschienen von Hans Karl Abel „Herbstnawel“ und „Unseri schöni Nawe“, von Prévôt René „Elsässisch Blüet“ und „Freiheit!“ Ich stelle die „Herbstnawel“ unbedingt über „Unseri schöni Nawe“. Trotz des vielleicht unbewußten Einflusses von Max Halbe (Jugend), trotz der manchmal versagenden Analyse und ungenügenden Motivierung — das Stück hat einen Stimmungsgehalt, wie wir ihn in der ganzen elsässischen Dialektdichtung nicht wiederfinden. Ich glaube, daß das die Stärke Abels ist: eine Stimmung in seine so überaus reine Sprache zu bannen, eine Stimmung, die vielleicht nicht immer tief, aber dafür wunderbar fein abgestimmt ist und festgehalten wird. Eine ganz eigene Art „Melodrama“. Es ist eine Grundmelodie da, die bis zum letzten Wort aushält. Die „Schöni Nawe“ sind „dramatischer“. Um das Tendenzstück ist es eine heikle Sache. Man

muß Anzengruber sein, um einen „Pfarrer von Kirchfeld“ zu schreiben. Und die „Weinfrage“, die Abel behandelt, ist natürlich viel, viel beschränkter. Aber warum nicht? Das kann den Konflikt herbeiführen, und Abel hat es auch so gedacht. Seine Handlung reißt sich aus — aber zu langsam, nicht dramatisch genug. Da sind einmal die Diskurse über die Weinfrage — diese hätte aber nur als Motor der Handlung benutzt werden dürfen —, dann die vielen Arabesken. Kurz, die Handlung hätte kondensierter sein müssen. Bleibt aber doch ein gutes Stück. Es ist nicht so ruhig wie die „Heimat“, aber es verrät viel größeres Talent und viel mehr Schöpferkraft. René Prévôt ist weniger Stimmungspoet. Darum steht seine „Freiheit“ über dem „Elsäßisch Bluet“. Und man mag auch das Stück als nicht gereift bezeichnen — es hat wirklich so etwas Hingeworfenes — ein Verdienst hat Prévôt: den ersten Anlauf zum historischen Dialektdrama gemacht zu haben. Denn der Stoff ist ganz historisch, und für diesen Stoff hat er den Rahmen unglücklich gewählt, er konnte sich in den Bauerngestalten nicht austoben. Die verlangen eine ruhige, geübte Meisterhand, seinem Temperamente liegen sie nicht.

Die elsäßische Dialektlyrik ist von Stoskopf von der heiteren Seite genommen worden. Seine ernstesten Gedichte sind weder ganz eigen noch „lorisch“. Er blieb aber doch immer eine Zeit lang ihr vornehmster Vertreter. Nun hat ihn ebenfalls ein Jüngerer weit überholt: Alb. Matthijs hat seine und des Bruders Gedichte gesammelt („Zwivielebaumholz“) herausgegeben. Wir finden bei ihm endlich den unverfälschten Straßburger Dialekt — auf diesem Gebiet: hurra die „Germanisation“! —, dabei ist jeder Satz urwüchsig, jedes Bild originell und aus der Sprache geboren, nicht in den Dialekt übersetzt. Es ist ein köstliches Buch, aber natürlich ist es unbeachtet geblieben.

Das „Jüngste Elsäß“ und das Atelier Rittling sind unzertrennliche Begriffe. Bei der Einweihung dieses Ateliers fanden sich die Jüngeren alle zum ersten Mal. Ihrer 17 waren sie, und auch die Alten waren vertreten. Die den Frieden wünschen, die versöhnen wollen, weil nur in der Vereinigung der Kräfte die Kraft beruhe. Der Chefredakteur der „Neuesten Nachrichten“, Herr Dedellenn, hielt eine Rede, in der er zum Zusammengehen von Alt und Jung aufforderte — und bei dieser Gelegenheit muß ich doch betonen, daß wir nicht „wie die Indianer die Väter totschlugen“ wollten, sondern, daß beim ersten offenen Wort auf uns losgehauen wurde, daß wir nur reagierten, und vor Allem ehrlich reagierten, ohne unsere Zuflucht zu unwürdigen Mitteln zu nehmen. Viele von uns sind mit dem „Jung-Elsäß“ des „Kunsthafen“ absolut nicht verfallen, Einige

arbeiten an der „Els. Rundschau“ mit, wenn auch die Meisten von drüben zu uns herüber kamen aus — na, aus menschlichen und anderen Gründen. Wir haben keinen Führer und können keinen haben, weil wir keine Clique sind. Wir sind selbständige Künstler und Dichter, die nur einen Wunsch haben: sich in ihrer Kunst auszuleben — und nur ein Ziel: eine fröhliche Renaissance herbeizuführen, wo jeder für das gilt, was er ist. Der Weg dazu geht durch Kritik und Selbstzucht, die allein den Künstler reifen lassen. Ich bin auch überzeugt, daß die Gegensätze schon in allernächster Zeit nicht mehr so weit klaffen werden. Man muß sich eben daran gewöhnen, die Zeit über einen hinaus eilen zu sehen; und wenn man edel ist, freut man sich über den Fortschritt und ist froh, daß Andere das erreichten, was man selber ersehnte und nicht erreichen konnte. Haben wir einmal diese Einheit wenigstens der Künstler und Dichter, dann können auch wir für eine größere Kultur etwas bedeuten. Vielleicht sogar recht viel. Und der „Kartoffelkrieg“ ist nicht vergebens geführt worden.

Anmerkung. In letzter Stunde kommen mir noch zwei bemerkenswerte Artikel über das Junge Elsass in die Hände. Der eine erschien in der Pariser „Critique“, sein Verfasser ist Emile Strauß, der schon manches über dieses Thema veröffentlicht hat. Mit mehr oder minder Glück. So ist diesmal die Charakteristik von Thomas Sely unglücklich ausgefallen: il veut délier la Jeuno-Alsace des lieux quo cherche à tisser autour d'elle la Vieille-Allemagne, et qui pourraient bien être un linceul. Dem Schriftsteller Sely liegt wie uns Allen jede politische Tendenz fern. Ich selber werde im selben Artikel zwar sehr gelobt, aber meine Charakteristik ist ebenso unglücklich. Der Artikel in „Belhagen und Klafings Monatsheften“ hält die Mitte zwischen einer kindischen Mystifikation und kritiklosen Lobhudelei. Die ihn schrieb, heißt Erich Gruge-Pörcher. Sie heißt zwar im gewöhnlichen Leben Erika, aber „Erich, der Studienfreund“ klingt männlicher. Und sie hat Mut: . . . Morituri te salutant. R. Sch.



Münchener Rundschau.

(Conrad Ansjorge als Pianist. — Richard Strauß-Abende. — Theater. — Kunst.)

Wer oder was ist ein „moderner“ Pianist? Antwort: Einer, der bei seinem vierten Auftreten in München, dem Sitz der „Gesellschaft für moderne Tonkunst“, vor leeren Bänken spielt! Darnach wäre Conrad Ansjorge also von allen seinen Kollegen im engeren Wettbewerb zur Zeit als der allmodernste wohl zu begrüssen. Als wen oder was hätten wir aber dann Frédéric Lamond oder Heisenauer aufzufassen? Je nun, wir

wollen dieses heikle Thema hier nicht weiter verfolgen — wer kann auch wissen, ob nicht vielleicht für einen mit X-Strahlen (statt der beiden natürlichen Augen) Begabten selbst deren Säte zuletzt weniger gefüllt erscheinen, als es für blöde Augen den Eindruck erweckt, und Beide somit unter die „modernen“ Klavierspieler doch noch mit avancieren! Einstweilen möchten wir bei einem Lamond freilich lieber rufen: „Vivat academia!“ Jedenfalls aber haben wir allen Anlaß, an Conrad Ansforges gerade den persönlichen Mut wie den streng künstlerischen Ernst ausdrücklich rühmend hervorzuheben, den er ganz ohne Frage bewiesen, indem er sich gegen den schändlichen Mißbrauch der landesüblichen „Freiberger“-Karten durch striktestes Verbot an seinen Manager auch dann noch zur Wehr setzte, als er genau wußte, daß er nur vor der Kritik, den ganz Intimen und einigen wenigen jugendlichen Enthusiasten vortragen würde. Es ist halt die „Prostitution des Künstlers“ in der Umkehrung derjenigen, wie sie neuerdings Richard Strauß als gehorsamster Diener und unterwürfiger Begleiter eines „Enoch Arden“-rezitierenden Intendanten vor überfüllten Sälen gerne betreibt, für deren dicht gedrängtes Publikum eine „Feuersnot“ gelegentlich die wahre Panik bedeuten müßte. . . . Doch, Spaß bei Seite: wir wünschen uns nachgerade schon solche leere Konzerte als die einzig noch genußreichen, allwo man sich doch wenigstens auch „Mensch“ fühlen und heißen darf, statt gepökelter Färing — eingekleilt, schweiß gebadet, in drangvoll fürchterlicher Enge zu sein; höchstens wünschten wir sie uns dann in noch kleineren, lauschigeren Salons und mit noch bequemeren, ganz frei und zwanglos aufgestellten Essefen und Stühlen, nicht Sesselreihen: — also nicht mehr „Publikum“, sondern „Stimmung“, und ein harmonisch Seelenempfinden gleich oder doch ähnlich organisiertem Hörer, wobei denn jeder weitere Eindringling als direkt vom Übel und wie ein „Störenfried“ empfunden werden müßte! Ganz gewiß, auch Ansforges könnte ja nur wünschen, daß solcher edelsten, allerreinsten Kunst wie derjenigen Ansforges, welche selbst von der Kritik und ihren eigenen so disankennern offenbar noch arg unterschätzt wird, Hundert und Tausend entzückt lauschend teilhaftig würden. Allen, lieber noch so — im allerngsten Rahmen, ehe auch nur ein einziger Unbefugter und Unwürdiger sich hier herzubrängt, diesen ganz eigenartigen Zauberkreis zu stören und alles Individuelle daran wieder in Frage zu stellen. Denn so viel steht doch ohne Zweifel fest: sie ist die einzig richtige Art und allein angemessene Form, um eine Kunst wie jene würdig zu empfangen und wirklich nachhaltig in sich aufzunehmen — wobei ich denn auch gleich dieses Wort noch mit anfügen möchte: Mein Ideal von Klavierspiel war hier unter allen Umständen wahrhaft beglückend einmal erreicht. „Mein Ideal“ braucht ja nicht notwendiger Weise das eines jeden Andern auch zu sein!

Wie Ansforges schon als Komponist auf dem Gebiete musikalischer Lyrik sich als der „spezifische Lyriker“ erweist, so auch als Pianist, unter seines Gleichen, ist er nicht nur der Poet am Klavier, sondern bleibt stets wieder der „Lyriker“ unter ihnen Allen. Das darf man nun nicht so wortwörtlich nehmen, als ob ihm bloß Schubert, Chopin und das lyrische Element an List besonders liegen könnten, Kraft und Großzügigkeit des Gestaltens dagegen seinem Spiele fehlen müßten. Und wer mit uns z. B. die glänzende Prachtleistung des „Virtuosen“ Ansforges in „Scherzo und Marsch“ von Liszt ganz am Ende des letzten Abends erlebt hat (Motto: „Das kann ich natürlich auch, wenn es schon einmal sein muß“), sodann die Beethoven-Sonate (c-moll) op. 111 von ihm gehört, oder gar das Donmeer der genialen h-moll-Sonate Liszts in seiner überragenden Wiederbegegnung, der weiß ohne Weiteres, wie jenes Wort vom „Lyriker unter den Pianisten“ allein nur gemeint sein kann; daß es eben die Hervorhebung einer spezifischen Eigentümlichkeit, die Betonung des individuellen Genies unter Seinesgleichen hier zunächst

bedeutet. Darum aber auch dieser besondere Schubert-Beruf bei Ansforg (welchen Komponisten er uns ganz überraschend neu kennen lehrt), dieses schlechterdings unbeschreibliche und ganz unvergleichliche Chopin-Spiel (in dem er, wie sogar eingeborene Polen — und diese erst recht — versichern, einen Paderewski noch weit überragt); daher der erste Satz von Chopins B-moll-Sonate zur freien „Rhapsodie“ gleichsam unter seinen feinen Händen geworden und im Beethoven'schen Sonaten-Stile wiederum, gegenüber der sonst gerne betonten klassischen Form in akademischer Zeichnung, anatomischer Phrasierung und pädagogischen Passagen, zur edelsten Abwechslung einmal der ganze hohe Lyriismus dieses Meisters genial hervorgekehrt und herausgehoben, dessen wir uns über aller „Klassizität“ schon ganz entwöhnt zu haben schienen. Noch niemals im Leben habe ich (auch von einem Hans von Bülow oder selbst d'Albert nicht) das bekannte musikalische Triptychon in Sonatenform: „Les adieux — l'absence — le retour“ (op. 81, Es-dur) so durchaus feinsinnig als lyrische Klavier-Programm-Musik (die es doch nun einmal ist) poetisch nachgeschaffen gefunden, wie hier, wo beim Schlußsate wohl keine Menschenseele zuletzt mehr an die Rondoform als solche dachte — so sehr war da alles in poesievollstem Duft eingetaucht und in ein inniges Ausdrucksleben aufgegangen. Das heißt aber dann bei unserer wohlweisen Presse ein „mittelmäßiger“ oder „verfälschter Beethoven-Abend“! — als ob dieser Beethoven ein Allerweltschema, eine leere Schablone für Diggden, irgend darstellen könnte, und nicht vielmehr immer wieder frisch und neu in uns wiedergeboren, „modern“ nachempfunden werden müßte. Musik, auch Klaviermusik, ist eben doch im Grunde Seele und Gemütsbewegung, soll sinnlicher „Klang“ und warme Stimmung, nicht nur stilistische, trocken-kalte „Zeichnung“ sein. Dergleichen merkt und fühlt man an solchen Abenden wieder einmal ganz besonders, die förmlich wie Offenbarungen auf empfängliche Herzen wirken können und nach weiten Strecken unfruchtbarster Eiden völlig neue Perspektiven wieder ergeben, volkstümlich gesprochen: erquickende Däsen in der toufünftlerischen Wüste!

Sollten wir daher Conrad Ansforg's pianistisches Wunderwesen auf die kürzeste Formel bringen, wir würden es rasch dahin fassen: daß der merkwürdigste Vorzug seines herrlichen Spieles darin bestehe, wie er den kraftvoll-harten Bechstein-Flügel zum weichen, sangesreichen Blüthner mache. Läufe, Oktaven, Triller-Technik, verblüffendes Staccato und durchgebildetes Legato — das alles findet sich zu Duzenden in unserer „modernern“ Pianistenwelt. Aber etwas Ähnliches an poetischem Klangzauber, zartester Nuancierungs-fähigkeit in Anschlagschattierungen*), feinsinnigstem Pedalgebrauch, lebendigster Beseelung düstiger Mittelstimmen (bis zur vollen Tilgung jeglichen „Etüden“-Charakters am Stücke — vergl. das Schubert'sche „Impromptu“, G-dur) und dabei doch wieder schärfstem Kontrastierungsvermögen — existiert zur Zeit überhaupt nicht in unseren deutschen Konzertsälen. Von den berufenen Vertretern der „Liszt-Schule“ kam Alexander Siloti's sammetweicher Anschlag und Bernhard Stavenhagens Nuancierungsreichtum dieser Spiel-Art ehedem vielleicht noch am nächsten; Beide haben aber mittlerweile (ich meine seit dem Ausgange der 80er Jahre) wesentlich andere Wege nunmehr eingeschlagen und sich so sehr „anderweitig“ seither entwickelt — Conrad Ansforg wird gerade dies als köstlichster Besitz und edelste „Eigennote“ zuversichtlich bleiben. Ganz ebenso wie auch sein ungemein reizvoller, durchsichtig klarer, farbenheller und gar plastischer Schubert-Vortrag etwas völlig Apartes, Einziges an ihm bleibt, in welcher seltenen Gabe er von

*) Seine eigene Übertragung aus Beethovens „An die ferne Geliebte“ war ganz „Pianoforte con sorj no“ — ettel Poesie und Klangzauber!

Keinem seiner Herren Rivalen erreicht, geschweige denn übertroffen wird. Fürwahr, wenn Einer es überzeugend ad aures demonstrieren kann, daß die Liszt'schen sogenannten „Transkriptionen“ auf Schubert'sche Lieberweisen kongeniale Wiederbildungen und Neu-Tönungen, kurz durchaus produktive Schöpfungen des modernen Klaviers sind, so ist es dieser Conrad Ansförge. Anderseits zählt z. B., die Schubert'sche B-dur-Sonate von ihm zu hören, mit zu den erlesensten, aesthetischen wie rein künstlerischen, Hochgenüssen nicht nur sämtlicher Pianisten-Konzerte unserer Tage, sondern auch unserer gesamten, historisch denkwürdigen Klavierlitteratur überhaupt. Und merkwürdig! Die berühmten „himmlischen Längen“ des göttlichen Meisters erscheinen darnach auch gar nicht mehr so „lang“, aber dafür um so „himmlischer“ unter seinen schmiegsamen Händen. Auf jeden Fall giebt es unter den Auserwählten der konzertierenden Zeitgenossen keinen lebendigeren, berufeneren Vermittler jener charakteristischen und so überaus bedeutsamen, vielfach noch ganz übersehenen Schubert-Linie von Beethoven über Chopin zu Liszt, welche Conrad Ansförge denn auch nirgends in seinen wohlgewählten Vorträgen dem aufmerksamen Hörer schuldig bleibt — ich erinnere in Kürze nur an das echt Schubert'sche, ganz einfach genommene „Trio“ im bekannten Chopin'schen „Trauermarsch“, wiederum an den Schubert'sch schlicht interpretierten Schluß des ersten Satzes der Beethoven'schen As-dur-Sonate (op. 26), an die ungemein zart gegebenen Echo's oder Wechsel zwischen Dur und Moll in Mozarts c-moll-Phantasie u. Hier, wie in so manchen melodischen Transpositionen, thematischen Erweiterungen, feinen modulatorischen Übergängen, eigenartig-vieldeutigen Harmonie-Einfällen und diese wiederum geschickt vermittelnden, aufschlußreichen Pedalverbindungen — überall knüpft er bewußt an Schubert an, durch diesen wiederum die Liszt-Schule sowohl mit Schumann-Chopin als auch insbesondere mit Beethoven klar verbindend. Kurz: kein Einziger, der den Schubert in Liszt stilistisch uns so offenkundig zu machen und für unendlich Vieles so überaus aufklärend herauszuwählen wußte!

Blieben sonach als großartige Meisterleistungen kraftvoll bedeutender, imponierender wirksamer Gestaltung aus jenen drei Ansförge-Abenden, die das musikalische München zu würdigen das Glück — nicht hatte (denn es hatte sich ja schmählicher Weise nicht einmal dazu eingefunden!) — hiermit ganz im Speziellen noch herauszustreichen: die bedeutende Liszt'sche h-moll-Sonate in einem Satze, deren einheitlicher thematischer Zug mit ganz unvergleichlicher Großzügigkeit festgehalten und in erstauilicher Paarung des Heroisch-Starcken mit dem Innig-Wilden herausgearbeitet war, wie es uns nicht bei d'Albert und nicht bei Friedheim, weder bei Reizenauer, noch bei Lamond, noch auch bei Kistler je in dieser organischen Fülle als Ganzes begegnet war; nächst dem als ganz außerordentliche Probe technischen Könnens wohl auch das merkwürdige, „Scherzo und Marsch“ betitelte Längemälde von Liszt — ein wahres Kapitalstück und dämonisches Gebilde des großen Klavierzaubers, eine erste, in's Grandiose gehende Virtuosen-Weise zugleich, deren Tradition und Stil leider nun wohl bald vollends ausgestorben sein wird (denn wer wiederholt unter den Jüngeren diese erstrangige Bravourthat Ansförge's, zugleich so echt im Liszt'schen Ton und mit dieses Meisters stilgetreuer Diktion?); endlich aber die beiden „Trauermärsche“, von Beethoven und von Chopin. Von ihnen packte namentlich der letztere mit tiefster Eindrucksfähigkeit die ergriffenen Hörer; ja, er durfte neben der höheren Reinheit rein psychologisch durch diese seine Wirkung noch überdies die interessante physiologische Beobachtung haarföhrig bestätigen: wie durch abnorme Verlangsamung eines „schweren“ Zeitmaßes die Herzbellemmung eintreten und bis zu eigenem, den Atem benehmendem Todesabgängen selbst gesteigert werden kann — nicht mehr der „Marsch“

Charakter als solcher gelangte da zur Geltung, dem sich jeder von uns in gemessenem Trauerhythmus einherschreitend gern angeschlossen hätte, sondern der Stillstand des Herzens selber schien bei dem geradezu überwältigendem Schmerz einen Zeden hier ganz unmittelbar schon zu bedrohen. Zwiefache Erhabenheit! — für den nämlich, der sie als solche physisch auszuhalten vermog (vergl. meine Monographie „B. Musikal. Erhab.“) — Und nochmals sei es also pflichtschuldigst hiermit registriert, zu Ruß und Frommen einer besseren Nachwelt: dieser Klavierhand gewordene „neue Gott“ spielte zu München vor nahezu leeren Stuhlreihen! Da lobe ich mir nun doch die Dresdner oder Stuttgarter „Musikfreunde“ — man lese nur, was Dr. Carl Grunsky, sogar über den viel gelästeren Beethoven-Abend, im „Schwäb. Merkur“ seinerzeit geschrieben; denn Ansförge gab seinen Klavier-Zyklus diesen Winter ebenso auch noch dort, zu Frankfurt a. M., in Hamburg und Hannover, und die berühmte „Kunststadt“ München hat somit wieder einmal „äußerst schlecht abgechnitten“. . . .

Auch Richard Strauß hat („verblüdet“ mit Dr. Ludwig Müller) in einer Reihe von Städten: Frankfurt a. M., Köln a. Rh., Berlin, Dresden, „im Gefolge“ des Herrn Intendanten Ernst von Posjart zu Konstanz, Aachaffenburg, Wien — und so auch hier in München kürzlich konzertiert. Aber da blieb es gerade das umgekehrte Verhältnis; denn wenn sich Mancher vielleicht im Stillen, als Antwort auf die Sottisen der „Feuersnot“ hin, für München gerade auf einen kritischen Empfang gefaßt machen mochte, so durfte er nun daß darüber verwundert sein, wie viel der Prophet doch gilt in seinem Vaterlande. Natürlich war trotzdem das erstgenannte, so bedeutsame Persönlichkeits-Konzert mit seinem streng einheitlichen Programm: nämlich ausschließlich Proben Strauß'scher Gesangs-Lyrik aus den verschiedensten Entwicklungsstadien des Komponisten, ein interessanter und wertvoller Abend moderner Kunst so recht nach unserem Herzen, den wir auch dem opferfreudigen, sehr zu seinen Gunsten verändernden Sänger aufrichtig hier danken möchten. Wenn man mir indessen von manchen Seiten es stark verübelt hat, daß ich in einem gewissen Buche und in einem sicheren Kapitel von der modernen musikalischen Lyrik dem „spezifischen Lyriker“ Ansförge einen Richard Strauß vornehmlich als den „Charakteristiker des Liebes“ gegenüber gestellt habe — nun, so muß ich aufrichtig bekennen, daß mich auch diese neueste Vorführung noch keines Besseren belehrt oder ernstlich eines Anderen schon überzeugt hat. Ganz ohne Frage sollte damit ja selbstverständlich nicht etwa behauptet sein, daß in Strauß das eigentlich lyrische Element vollkommen schweige und ihm nicht da und dort eine Perle auch des reinen Empfindens der zarten, innerlichen „Lyrik“ als solcher geglückt sei; so wenig wie auch einem Ansförge jenes Charakteristische vollkommen verjagt geblieben ist — hier giebt es allerlei Übergänge und vermittelnde Zwischenglieder. Ich selbst halte nur eben Strauß für keinen so sehr ausgesprochenen „Lyriker“, sondern meine unmaßgeblichst, daß das bei ihm mehr „gelegentlich“ mit unterläuft. Gilt es aber schon einmal die klare Unterscheidung, dann kommt es doch auch auf eine Heraus-treibung der Verschiedenheiten wie Eigentümlichkeiten vor allem Andern an. Und, Hand auf's Herz: was besagt alsdann gerade die eindrucksvolle, überall gleich sehr einschlagende Wirkung von Gesängen wie des „Liebes an meinen Sohn“ (op. 39 Nr. 5), des „Arbeitsmannes“ (op. 39 Nr. 3), des „Ich schwebte wie auf Eugeleschwingen“ — neben den bekannten früheren wie „Cäcilie“ (op. 27 Nr. 2), „Morgen“ (op. 27 Nr. 4) oder „Ich trage meine Minne“ (op. 32 Nr. 1)? Gewiß, auch das „stimmungsvolle“ „Befreit“ (op. 39 Nr. 4) findet allerwärts Gnade, ganz besonderen Beifall und auffällige Würdigung beim Publikum; allein diese ganze Beliebtheit ist auch wahren Dichtkennern dafür höchst

verdächtig und gerade dieses Leid begegnet als Komposition daher allenthalben unter den Dehmel-Freunden gerechtestem Befremden — ich verweise hier in Kürze nur auf die „Rhein. Musik- und Theaterztg.“ Nr. 2 vom 10. Januar laufenden Jahres. Eher schon ließe sich allensfalls über das gegnerische Argument diskutieren, daß Richard Straußens Melodik oft gar nicht einmal so außerordentlich „modern“ berühre und einem Brahms oder Schumann stellenweise verzweifelt ähnlich sehe. Und daß gar manche seiner neueren Lieder ganz bedenklich leicht hingeworfen, bezw. allzu direkt auf den „Kitsch“ gearbeitet erscheinen, das ist unter den engeren Strauß-Kugeln längst eine ausgemachte Sache. Jedenfalls läßt seine vielfach unruhvolle, nicht immer ungesuchte Modulation und sogar ein mitunter arg geschrabtes, unsäglich-melodisches Wesen auf diesem Gebiete häufig weder Organik des Gestaltens ersehen, noch auch die rechte Grund-Stimmung der poetischen Unterlage aufkommen — für eine geistreiche, und nicht einmal sonderlich gelungene, Wort- und Verspielerei wie Rückerts „Western war ich Atlas“ (op. 46 Nr. 2) fehlt mir obendrein jegliches Organ.

Vollends von der Kompagnie-Fabrikarbeit E. von Poffart und Strauß „heiß“ mich nicht reden, heiß“ mich schweigen!“ Um mit dem „Struwelpeter“ in der eigentümlichen Betonung des Herrn Rezitators hier zu reden: „Philip, das mißfällt mir sehr!“ Zum Mindesten ist der Eindruck für den Anhänger und warmen Freund zumal der R. Strauß'schen Muse überaus peinlich, schlechterdings gar nicht zu beschreiben. Woher in aller Welt nur will ein Strauß fürder seine Berechtigung hernehmen, dem einfältigen Publikum, als der trägen dumpfen Masse, seine verächtlich überlegene Meinung zu sagen, wenn er es hier an entscheidender Stelle also irre führt und auf ganz dem selben Gebiete seiner eigenen Schaffensthätigkeit solche Konzessionen begeht?! Ein Spinoza zog es vor, Glas zu schleifen; Arno Holz, wenigstens Figuren zu schnitzen. Vielleicht zwar könnte Strauß, wie Richard Wagner seinerzeit im vertrauten Kreise über den „Philadelphia-Marsch“, auch von seinem „Enoch-Arden“-Melodrama heute sagen: „Wißt Ihr wohl, meine Lieben, was das Beste am Ganzen ist? Das hübsche Geld, das ich für dieses verlogene Stück bekommen habe!“ Doch Wagner war um 1876 bekanntlich, des Festspiel-Defizites wegen, in schwere Geldkrisen geraten — da kann man sich schon eher etwas Derartiges erlauben, wenn es um eine große Sache dabei geht und die brave „Melkkuh“ zuletzt doch nur wieder der hohen Kunst als solcher dienstbar bleibt. Aber Richard Strauß —? Nun, „ich wage das Wort: Virtuose der Opportunität!“ (Vergl. Proj. Schmoller über Direktor Alshof.) . . .

Leider gelangen wir nicht eben zu erquicklicheren Eindrücken, indem wir uns anderen Kunst-Angelegenheiten noch rasch hier zuwenden. Zwar „Das Glück“, die liebenswürdig-leichtlebige Plauderkomödie des Frauosen Alfred Capus, an unserem „Schauspielhause“ — ein im Ganzen recht erfreuliches Ding, für dessen muntere Bonhomie der kurze Dialog-Ausschnitt ganz ungemein bezeichnend ist: Charlotte „Wie, du hast Schulden?“ Bréard „Ja, warum soll ich sie denn nicht haben?“ Charlotte „Und du bezahlst sie nicht?“ Bréard „Aber dann hätte ich ja doch keine!“ . . . zwar dieses Stück virtuoser Lebenskunst durfte wieder einmal den willkommenen Beweis erbringen, wie außerordentlich unser dortiges Ensemble, zumal durch die Persönlichkeiten der Frau Gerhäuser und des Herrn Sänger, an künstlerische Verfeinerung des vornehmen, guten Spieles wie der flotten Konversation neuerdings gewonnen hat. Um so trauriger waren dafür aber die Eindrücke bei Strindberg's Passionspiel (im schlimmsten Sinne des Wortes!) „Litern“, wenige Wochen hernach am selbigen Orte. Wir charakterisieren den Abend einfach mit folgenden Worten aus dem Stücke selber: „Es herrscht eine außergewöhnliche

Schwermut in Eurem Hause! — Glaubst du, daß wir aus Alledem noch herauskommen werden?" Im August-Doppel-Heft des vorigen Jahrganges der „Gesellschaft“ haben wir unserem Breslauer Herrn Mitarbeiter das Wort gerne und willig hier eingeräumt zu einer eingehenderen, bewundernden Würdigung dieses Strindberg'schen Drama's, indem wir bei dieser Gelegenheit durch eine Fußnote nur einfach auf unseren abweichenden Standpunkt hinwiesen, wie wir ihn schon in früheren Heften der Zeitschrift bezüglich jener Frage vertreten hatten. Jetzt, nach der hiesigen Aufführung, kann ich meinen gen. Lesern nur sagen: „Lest vorerst diesen ausgezeichneten Essay — erlaubt mir darnach nun aber auch gütigst meine eigene, persönliche Meinung!“ Und diese lautet denn kurz und bündig, allerdings auch radikal genug — ich kann mir eben schon nicht mehr helfen: „Korrenhaus!“ — oder, hübsch „modern“ gesprochen: „Nervenheilanstalt!“ . . . angesichts nämlich solchen ganz unleidlichen Gemisches von Religions- und Verfolgungs-Wahn, von Welt- und Gedankenflucht, von Scharf- und von Irrennu. Wer zu dem bei Papa Haydn, in seinen winselnden Klängen zu den „Sieben Worten des Erlösers am Kreuze“, die wahre Passion der Erlösung suchen kann, statt etwa in einer Schüh'schen oder Bach'schen Passionsmusik, der macht mich über seine Seelenerfassung ohnedies schon stutzig: auch ein Riepsche begann damit, seinen Leidenstrampf durch das einfältig-Schöne in der Musik zu lösen, an dem einfach-Symmetrischen musikalischer Tonreihen seinen bereits gestört irrenden Geist (errans fugitivus!) mühsam zu sammeln. Und aus welcher Anstalt, man beantworte mir doch gefälligst einmal diese Frage, ist denn wohl „Eleonore“ entlassen worden? Die Einen (und es ist die große Mehrzahl) meinen da: Aus einer Irrenanstalt! — Die Andern behaupten (und ich möchte mich ihnen anschließen): Aus dem Korrekthause! In Alledem steht hier Ansicht gegen Ansicht — jeder Dritte muß sich wiederum seinen eigenen Reim darauf machen. Das direkt Mißliche an der ganzen Alternative ist zuletzt dieses: daß der „Dichter“ Strindberg, der er ganz entschieden und ohne allen Zweifel in hohem Grade ehemals ja doch war, auch in dieses Zerstörungswerk zwischen durch natürlich immer noch und immer wieder mit herein klingt, dadurch aber erst recht nun jene höchst bedauerliche Verwirrung der Geister stiftet in einer heiklen Sache, die sonst so unsäglich — um nicht zu sagen: entsetzlich klar gelagert sein müßte.

In unserem „Kgl. Residenz-Theater“ gab es inzwischen eine ravissante Notoko-Inszenerung von G. B. Pergolese's reizvoller „Serva padrona“, wahrscheinlich der allerältesten und demnach auch frischesten Oper unseres deutschen Theater-Spielplanes; sowie ein faszinierendes „Überbrett“-Mimodram: das schon etwas altlich angelaufene „Enfant prodigue“ von André Wormser. Hernach gab es zwar einen kleinen Bruderzwist im Hause Habsburg, wer eigentlich nun diese Werke einstudiert habe: von Poffart oder Stavenhagen. Doch thun solche intime Interna schließlich nichts zur Sache — denn das liebe Publikum jubelt so oder so, und seine wohlverworbenen Meriten hat sich ja der Dirigent alsbald offiziell mit der „Rettenungs-medaille“ für Kunst und Wissenschaft vor aller Welt eingeholt. Genau genommen gehörte „Die Magd als Herrin“ ja gleich in unsere „Kritische Ecke“, als aktuellster Beitrag zur zeitgemäßen und so brennlichen „Dienstboten-Frage“; und die Pantomime wäre schließlich in unsere Konzert-Kubrik mit zu verweisen, denn der berühmte Liszt-Jünger Stavenhagen gab da als Pianino-Virtuose einen veritablen, wenigleich undbestügeltten Klavier-Abend zum Besten. Der Hofkapellmeister als Pianist in der Kgl. Oper verwendet: das wäre entschieden eine gütliche Lösung unserer schwebenden, eben jetzt anscheinend wieder stark rumorenden „Hofkapellmeisterfrage“. Wäre diese Klavierbegleitung auch auf die erste Nummer des Abends durchaus übertragen und selbst bei ihr konsequent (statt

derjenigen durch das Orchester beibehalten bzw. durchgeführt worden, es wäre dem schmutzen Operchen sicherlich nur zu Gute gekommen. Nicht allein der aparte Reiz würde dann konform gewesen sein, auch die Ausführung selbst würde in den feinen melodischen Linien der heiteren Gesangsstellen zuversichtlich ungleich erarter haben ausfallen können. Andererseits wieder haben im „Verlorenen Sohn“ Schauspieler wie Häußer, Gura und Fräulein Swoboda oder gar eine Ballerina wie Fräulein Lily unsere geschulten Opern- und vornehmlich Wagner-Sänger zu deren eigenster Beschämung unterweisen können, welch' klare, berebte Ausdruckskraft man mit einer in jedem einzelnen Zuge korrekten Kongruenz zwischen Geberden-Aktion und Instrumental-Figur, von Szene und Musik, bei gutem Willen und Talent erreichen kann. — Ganz einzig übrigens, wie diese „Intermezzo“ genannte artige, kleine Buffo-Oper zwischen Gluck und Mozart die rechte Mitte hält, bzw. wie ihr bei dem „Pa-pa . . .!“ das Parlando-„Pa-pa-pa-pa-pa-pa-gono!“ der „Zauberflöte“ genau schon vorgebildet erscheint.

Aus dem Gebiete der „bildenden Kunst“ wären als schlimme „Passiva“ noch kurz zu erwähnen: die Wegberufung des Künstlers Schmutz-Bauidy von München, sowie die feierliche Eröffnung der neuen, von früheren Münchnern wie Pangkol, Krüger geleiteten, kunstgewerblichen Werkstätten für das Königreich Württemberg, zu Stuttgart; als Ullliche „Aktiva“ hingegen diesmal zu verzeichnen: eine anregende Schul-Ausstellung des graphischen Ateliers Neumann und Wolff, sowie die Tatsache, daß ein Künstler wie Bildhauer Hermann Obrist mit Maler Wilhelm von Debschitz sehr förderlich sich verbunden und unter höchst vernünftigem Programm zur Eröffnung von „Lehr- und Versuchsateliers für angewandte und freie Kunst“ (3. Januar) sich neuerdings entschlossen hat. O. D. B. J. — Endlich möchte ich an dieser Stelle zur „Kunst im Leben des Kindes“ berichtend gerne noch nachtragen, daß sich sowohl ein Bildnis Richard Wagners als auch das Falke'sche Speckter-Buch bei genauerem Nachsehen doch noch vorgefunden hat; sowie, daß unsere Münchner Ausstellung erfreulicher Weise sogar vollständiger bzw. reichhaltiger war, als sie es in Berlin und Dresden schon gewesen ist. So kamen außer dem im Katalog verzeichneten, vom „Buchgewerbe-Verein“ zu Leipzig gelieferten, Material hierzulande noch zur Auslage: einige 20 Original-Entwürfe (nebenbei bemerkt: mit ganz köstlicher Farbengebung) von Ernst Kreidlöff; eine ganze Reihe größerer farbiger Zeichnungen von Heymann zc.; sodann 20 Originalblätter von Ischnier; dann die sämtlichen plastischen Versuche aus der kgl. Blinden- und Taubstummen-Anstalt in München; weiterhin auch der ganze, von Fr. Molly Marlin in ihren ungarischen Schulen eingeführte Lehrkursus an Schüler-Entwürfen für Stoffe, Krüge, Tapeten, Pappentuben-Einrichtungen u. s. w.; endlich (aus dem Privat-Besitz von H. E. Berlepsch) noch eine große Reihe japanischer Bilderbücher — kurzum eine immerhin bemerkenswerte große Menge von Dingen, die speziell und allein hier in München zur Ausstellung gelangten, aber nicht weiter mit der Sammlung wandern. Daß im Übrigen die heimische Lokalpresse so wenig Raum und Verständnis für die im Interesse der Sache an Ort und Stelle abgehaltenen Vorträge und Führungen übrig hatte, war nur wieder überaus bezeichnend — für diese Presse. Sdl.





Kritische Ecke.

Der Fall Mahler.

Von Felix Adler.

(München.)

Wollt Ihr nach Regeln messen,
Was nicht nach eurer Regeln lauft?

Die Zeit, in welcher die gewaltige Erscheinung Richard Wagners die musikalische Kritik und das Publikum das Fürchten lehrte, ist nicht spurlos vorüber gegangen. Speziell die Kritiker haben das Fürchten gründlich gelernt. Eine schöne Zeit für aufstrebende produzierende Talente ist gekommen. Sie brauchen nicht Angst zu haben, mißverstanden zu werden; je toller sie über die Schnur hauen, je mehr sie dem Hergebrachten Hohn sprechen, desto besser. Die Kritik legt ihnen nichts in den Weg. Am Ende ist doch ein neuer Richard Wagner darunter, und wir haben uns wieder blamiert: das ist die Logik der Beckmesser unserer Tage, und die Vorsicht, mit der sie in Ausübung ihres kritischen Handwerks zu Werke gehen, kennt keine Grenzen. Also Richard Wagner hat nicht umsonst gelebt.

Sehen wir uns einmal um! Die rückhaltlosest anerkannte Erscheinung im heutigen Musikleben ist zweifelsohne Richard Strauß. Gerade an ihm kann man sehen, wie schlagfertig unsere zeitgenössische Kritik geworden ist; ob es eine neue Oper ist, eine neue symphonische Dichtung oder bloß eine einfache Liederammlung, am Tage nach dem Erscheinen weiß unser Kritiker ganz genau, wie es damit steht, klipp und klar kann man es im Blättchen lesen: Der Meister — dieser Titel wurde Richard Strauß anlänglich der „Feuersnot“ tagfrei verliehen — hat wieder ein Meisterwerk geliefert, das zwar an Kompliziertheit, Schwerverständlichkeit und Tiefe seines Gleichen suchen muß — aber wozu wären denn wir da, die amtlich geachteten Beckmesser. Ja, der Kritikerberuf hat Fortschritte gemacht. Die vorige Generation brauchte Dezennien, um Richard Wagner beizukommen, heute hat man's nach einer Nacht weg, über Richard den Zweiten ein kritisches Feuilleton, oder gar einen Essay fertig zu bringen. Und das ist wahrlich keine leichte Aufgabe!

Man mißverstehe mich nicht. Nicht Richard Strauß ist es, mit dem ich anbinden will. Im Gegenteil, ich verehere und bewundere, ja ich beneide ihn um sein schier grenzenloses technisches Können, um seine reiche schöpferische Phantastie, um seine Kunst, die einfachsten Dinge von der Welt auf die komplizierteste Weise zu sagen, und vor Allem um den unererschütterlichen Glauben an sich selbst; nur um eines beneide ich ihn nicht, um die Anerkennung seiner Zeitgenossen — worunter ich allerdings nur das Publikum und dessen in der Presse Ausschlag gebenden Koeffizienten, die Kritik der Tagespresse, meine, die Musiker also ausnehme. Und ich glaube, er selbst kann daran keine Freude haben. Ist es denn wirklich möglich, daß ein noch so gut erzogenes Laienpublikum, das ein Strauß'sches Werk das erste Mal und ohne jede Vorbereitung hört, dieses a vista verstehen und künstlerisch verdauen kann? Ist der einer solchen Aufführung folgende

lärmliche Beifall — Hand auf's Herz — nicht die Konsequenz eines Mißverstehens, wenn nicht gar Bildungsheuchelei, Lüge, oder — Progentum? . . . Ich kann einmal nicht umhin, mir nach jeder Strauß-Aufführung zu sagen: Richard Wagner hat nicht umsonst gelebt, sie haben das Fürchten gelernt.

Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn dieser Zustand bei unserem Publikum längere Zeit anhalten sollte. Selbst diejenigen, welche das Fürchten meisterhaft verstehen, haben Momente im Leben, in denen sie sich wie Riesen vorkommen; selbst Rime — um bei Wagner zu bleiben — dünkt sich einmal König. Und da kommt eben die Überrumpelung. Die großen Meister sind immer gegen den Willen der Menge empor gekommen, so war es in der Vergangenheit, und so wird es auch in Zukunft sein. Damit sei keineswegs gesagt, daß alle jene, welchen das Publikum opponiert, Anwartschaft auf den Meister haben, es kommt eben auf die Art dieser Opposition an und hauptsächlich auf ihre Symptome. Kürzlich ist eine neue Symphonie von Gustav Mahler an allen Orten ihres Erscheinens in aller Form durchgefallen; der Hohn, den dieses Werk nicht nur in den süddeutschen Städten, München, Frankfurt, Stuttgart, Karlsruhe zc., sondern auch in der Reichsmetropole, zu Berlin erntete, suchte seines Gleichen — lange war so etwas schon nicht mehr da! Aha, denkt der mir auf die Finger sehende Leser, ich weiß schon, wo der hinaus will: eine Ehrenrettung Mahlers! Mit nichts. Es fällt mir eben so wenig ein, hier für Mahler Partei zu ergreifen, als ich oben gegen Strauß schrieb; aber die Opposition schien mir verdächtig und der Mühe wert, ihr ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Und siehe, der Fall Mahler wurde mir plötzlich so symptomatisch, so für unsere heutigen Musikzustände charakteristisch, daß es mir der Mühe zu verlohnen schien, ihn an dieser Stelle zu beleuchten. Nicht über das Werk will ich daher sprechen, sondern über die Beurteilung, die es erfahren. Dr. Max Graf, der treffliche Wiener Musikschriftsteller, sprach einmal irgendwo „von der Automatenhaftigkeit“ der modernen Berichterstattung. Man wirft ein Geldstück ein, d. h. der Referent erhält seine Referentenbillets, und flugs ist das fertige Urteil draußen. Und da die Automaten bekanntlich Verbreitung gefunden haben, so kann man überall das gleiche Schauspiel erleben: Ein Urteil gleicht dem anderen auf's Haar. In unserem Falle lautete es: „programmlose Programm-Musik“. Immer und immer wieder fand ich diesen Ausdruck in den Berichten. Man muß sich ihn merken, Cliché anno 1901 anlässlich des Erscheinens von Mahlers IV. Symphonie. Das war so ziemlich alles, was die Antimahlerianer aufbrachten; denn sonst enthielten ihre Referate eitel Lob über das Raffinement der Orchesterrierung des Wiener Orchesterhercules zc. zc. — und wie eben die schönen Phrasen alle lauten. Programmlose Programm-Musik, das war das große Verbrechen, das der arme Komponist begangen, und deßenthalb er in Acht und Bann gethan wurde. Und ich muß gestehen, ich begreife diese dem Ohnmachtsgeföhle entsprungene Wut. Der mit Vorliebe geheimnisvoll thunende Komponist hatte ihnen eine harte Nuß zu knacken gegeben und es durchaus verjämächt, auch nur durch einen Fingerzeig darauf hinzuwirken, wie dieser beizukommen ist. Und dazu wußten sie vom Hörensagen Mahlers Programmhaf. Daß sich heut zu Tage anno Richard Strauß jemand getraut, frisch drauf los zu musizieren, wie man es ehedem that, leuchtete ihnen nicht ein; denn sie vergaßen, daß seinerzeit programmlose Programm-Musiker wie Beethoven und Konjorten auch Symphonien schrieben, ohne umständliche Erklärungen. Heute ist es eben „posierte Naivetät“, wenn ein Künstler schafft, ohne seine Gedanken gleich jedermann zu verraten.

Die früher beschriebene Kunst des Fürchtens hat unsere Bedmesser doch nicht ganz verlassen. Während sie gedankenlos auf das von ihnen so völlig unerkannte Werk los-

hieben, hielten sie plötzlich inne. Die gleichfalls beschriebene Vorsicht veranlaßte, daß der bittere Tadel stellenweise durch Lob versüßt werde, und so lobten sie generaliter die Instrumentation. Und wieder erwies sich ihre Unfähigkeit. Ja, wenn sie keine Automaten, sondern Menschen wären, hätten sie hören müssen, daß diese von ihnen so gepriesene Instrumentation des sonderbaren Werkes eine Menge neue Dinge enthielt, und hätten es dann der Leserkwelt verkünden müssen: so den eigenartigen, darauf basierenden Effekt des zweiten Satzes, daß die Solovioline um einen Ganzton höher als gewöhnlich eingestimmt ist; sie hätten hören müssen, daß beispielsweise diese ganze Instrumentation ohne Posaunen durchgeführt war ꝛc. Sie hätten, auch abgesehen von der Instrumentation, viel zu loben oder bloß zu konstatieren gehabt. Ich habe z. B. in keiner der hundert mir vorliegenden Preßstimmen gelesen, daß der dritte Satz der Symphonie ein Variationensatz ist, in welchem das variierte Thema in höchst kunstvoller Weise mit einem obstinaten Kontrapunkt ist; sie hätten doch die großartigen Durchführungen bemerken müssen, die bei der klaren Thematik des Werkes nur zu leicht zu überblicken sind — es bedarf dazu durchaus nicht eingeweihter Ohren und Augen, sondern nur ein bißchen Liebe. Das ist allerdings ein Element, das die giftigen Herren vom Tintensatz wenig kennen; sie kennen nur „Furcht“ und machen höchstens „schlechte Witze“. Und deshalb sahen und hörten sie nichts als die erwähnten „Delikte“ und strafte; denn — so hieß es irgendwo — der übermütige Komponist habe sich mit ihnen, den gelehrten Herren und dem hochweisen Publikum, einen schlechten Spaß gemacht . . .

Die Gründe, die mich zur Abfassung obiger Zeilen veranlaßt haben, sind durchaus nicht erschöpft. Eine eingehendere Polemik ist der Sache kaum angemessen. Die Symphonie hat aber, abgesehen von ihrem hohen musikalischen Werte, noch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Sie charakterisierte die Zämmerlichkeit, Hilflosigkeit und Oberflächlichkeit der modernen musikalischen Tageskritik weit eindringlicher als beispielsweise die zu einer gewissen Berühmtheit gelangte Fuge aus Straußens „Heldenleben“ — „Von den Widersachern“.

**Nachträgliches zu den
Athener Urkunden.** Aus dem Spruche des „heiligen Synods“ bezüglich der „Übersetzung der Evangelien in's Neu-Griechische“ kann die gebildete Welt eigentlich erst so recht ersehen, was seinerzeit wohl auch den Haupteinwand der päpstlichen Orthodorie wider Luthers Bibel-Übertragung „in sein geliebtes Deutsch“ gebildet haben mag. Es liegt, bei ruhig-objektiver Betrachtung, doch ein guter Kern von Wahrheit in jenen natürlich sehr „rückständigen“ Ausführungen, wenn es da heißt: „Die heilige Synode der Kirche Griechenlands, welche an den überlieferten Grund-sätzen und an der durch Jahrhunderte bis heute unerschütterten Auffassung der orthodoxen Kirche festhält, verwirft und verurteilt

als profan jede Änderung oder Umgestaltung des Originaltextes des heiligen Evangeliums durch die Übersetzung in die griechische Volkssprache, und zwar nicht bloß als überflüssig, sondern auch als gesetzwidrig, indem dadurch ebenso Argerniß des Gewissens erregt als der Sinn der göttlichen Worte und Lehren entstellt wird. Demnach ist allen Gläubigen durch den Klerus mit allem Nachdruck einzuschärfen, daß sie eine derartige Übersetzung des Evangeliums, als eine verbotene und verurteilte, niemals lesen.“ Mit anderen Worten: „Übersetzungen — sind niemals Urtext!“ Ziehen wir hiervon ab, was als „Wille zur Macht“ im Sinne der Kirchengewalt über die Seelen hier überschießt, so bleibt doch immer noch die „Ver-

vöbelung der heiligen Schrift" als Thatbestand übrig, welcher schließlich zu dem bösen Mißverständnis „Volkstimme = Gottesstimme" führen muß, bei welchem uns immer wieder Peter Hille's köstliches Wort einfällt: „Vox populi — nein, das wollen wir dem lieben Gott doch lieber nicht antun!" Und eben das war's ja wohl auch, was einen Aristokraten wie Nießche so sehr gegen den „Bauern" Luther eingenommen hat. Allein, wäre der „Antikrist" Nießche ohne diesen Luther, der Anarchist und Revolutionär ohne jenen Reformator, in deutschen Landen überhaupt denkbar gewesen? — „gottlos, gerade aus übergroßer Religiosität der eigenen, innerlichten Gewissenhaftigkeit!" Und könnten wir uns das deutsche Sprachdenkmal eines „Zerathustra" wohl denken ohne das hohe Sprachdokument unserer Luther's Bibel? Hierin liegt der fatale Firtel.

Zwei Vorgänge aus dem Presse-Leben haben in jüngster Zeit wieder die betroffenen Gemüther arg in Erregung versetzt und denn auch die entsprechend deutliche Beantwortung seitens der vielberufenen „öffentlichen Meinung" alsbald gefunden. Wenn nur auch gegenüber den ausbeutenden Herren Zeitungs-Verlegern immer die gleiche, schöne Einbelligkeit der so standesbewußten „Herren Kollegen" zu erzielen wäre! Davon aber schweigt leider hartnäckig die Geschichte. Der erste (Münchener) Fall betraf das odiose Zeugnis-Zwangsverfahren. Der Leiter eines Münchener Korrespondenz-Bureaus, Journalist Herm. Roth, wurde in Haft genommen, weil er sich weigerte, das Redaktionsgeheimnis preiszugeben. Der Fall erregte um so mehr Aufsehen, als das Zwangsverfahren nicht in einer strafgerichtlichen Untersuchung, sondern in einer Disziplinarsache der Anwaltskammer eingeleitet worden war. Der „Münchener Journalisten- und Schriftstellerverein" hat nun in einer Resolution dem verhafteten Kollegen den Dank und die Anerkennung

für die mannhafte Wahrung der Ehre des journalistischen Standes ausgesprochen, und der Zeugniszwang wird in dieser Resolution als ein Gewissens- und Ehrenzwang erklärt, dem kein anständiger Tageschriftsteller Folge geben kann und darf. Die Resolution selbst hat ihre Wirkung auch nicht verfehlt. Roth wurde nach dreißigtündiger Haft wieder entlassen, seine Angelegenheit hat sogar die bayrische Abgeordnetenversammlung noch beschäftigt, wobei übrigens der Justizminister die vielleicht doch nicht unebene Unterscheidung zwischen „Redakteur" und „Inhaber eines Nachrichtenbureaus" zu machen suchte. Endlich hat der bereits genannte Verein eine Denkschrift an die selbe Kammer gerichtet, in der die Bitte ausgesprochen wird, die königl. Staatsregierung zu ersuchen, durch ihre Vertreter in Bundesrat für möglichst baldige Abschaffung des journalistischen Zeugniszwanges im Interesse der gesamten Öffentlichkeit wirken zu wollen. „Im Interesse der gesamten Öffentlichkeit" klingt ja sehr gut, ist es aber doch nicht. — Der zweite Anlaß betraf eine Dortmunder Affaire, in deren Verfolg der „Verein Berliner Presse" einstimmig (!) nachstehende geharnischte Resolution „in Freiheit dressiert" losließ: „Der „Verein Berliner Presse", dem Schriftsteller aller Parteianschauungen angehören, legt entschieden Protest ein gegen die inhumane, schimpfliche Behandlung, die dem Redakteur Bredenbeck von der „Rheinisch-Westfälischen Arbeiter-Zeitung" in Dortmund seitens der Polizeibehörde widerfahren ist. Ende September wurde in einer Anklagesache gegen den Genannten verhandelt. Da der Angeklagte zu dieser Zeit, wegen Preßvergehens verurteilt, im Gefängnis zu Herford seine Strafe verbüßte, zu der er sich übrigens selbst gestellt hatte, mußte er nach Dortmund transportiert werden, was in rücksichtsvoller Weise geschah. Nach der Urteilsverkündung am 1. Oktober beim Rücktransport durch einen Dortmunder Polizeibeamten aber wurden ihm seines

Protestes ungeachtet Fesseln angelegt, mit denen er dann durch die Straßen der schon sehr belebten Stadt, am Wochenmarkt vorbei, nach dem Bahnhof geführt wurde und auch während der Abschiednahme von Frau, Rutter und Bruder am Burgthor, sowie während der dreistündigen Fahrt belastet blieb. In einem Brief aus dem Gefängnis hat Bredenbeck der Seelenqual, die er bei dieser Behandlung erlitten, Ausdruck gegeben. — Gut gekrülkt, Löwy! Der Herr Redakteur soll nämlich einer anderen Version zufolge des „Stuchverluches“ dringend verdächtig gewesen sein. Zuvor also lieber gentleman sein, und dann erst gentlomanliko-Behandlung heischen!

Unsere Briefmarken. — Dr. Wilh. Bode schreibt zu diesem Thema: „Unsere bayerischen Brüder wollen also nicht die gleichen Postmarken belegen wie wir, und wir müssen uns vorläufig damit begnügen, daß wir wenigstens mit den schwäbischen Dichtern und Denkern demnächst durch die gleiche Briefmarkensprache verbunden werden. Aber ein wenig enttäuscht waren wir doch, als wir erfuhren, daß an den bisherigen Marken nichts weiter geändert werde, als daß an die Stelle des Wortes ‚Reichspost‘ die Aufschrift ‚Deutsches Reich‘ tritt. Mancher von uns denkt vielleicht, die württembergischen Minister hätten sich so lange gegen die Einheitsmarke sperren sollen, bis die Reichspost auf ihre brustumpanzerte, Schwertknaufrückende, mauneshöpfige Germania mit der Schauspielerslippe verzichtet hätte. Doch ‚de gustibus non est disputandum‘; es giebt offenbar mächtige Herren, die diese Germania lieben; Amor macht uns leider blind. . . . Aber blamieren wir uns nicht schon durch die Einförmigkeit unserer Marken vor dem Auslande? Scheint nicht, als ob es in Deutschland nur einen Mann gäbe, der Marken zeichnen kann, und daß auch er nur zu einem einzigen Entourse Phantasie genug hätte? Wie wär's mit einem Kompromiß, Herr Staatssekretär des Reichs-

postamts? Sie behalten die Germania auf der Bierzigpfennigmarke und geben uns für die übrigen Marken lauter verschiedene Zeichnungen, die zur Abwechslung einmal von wirklichen Künstlern ausgeführt würden!“ — Das, und nichts Anderes, ist es ja, was auch wir immer hier predigen. Wundern darf uns daran eigentlich nur, daß uns solche Weisheit diesmal gerade vom Norden Deutschlands kommt. „Wach' auf, es naht gen dem ‚Tag‘!“

c. **Franz Xaver Kraus** hat im Tode noch dazu beigetragen, die grauenhafte Unwissenheit deutscher Zeitungsschreiber aufzudecken. Der große Gelehrte hatte nämlich, als er starb, das berühmte Erbauungsbuch „Von der Nachfolge Christi“ in der Hand, das bekanntlich eins der am meisten verbreiteten Bücher der Weltliteratur ist und dem Thomas a Kempis zugeschrieben wird. Einem Korrespondenzbureau scheint es nun eingefallen zu sein, neben anderem Unsinn seinen Abnehmern zu melden, jenes Buch sei von Thomas von Aquino; und das druckt nicht nur das zu Berlin (in der Jerusalemer Straße) erscheinende „Tageblatt“, sondern auch die im katholischen Bayern erscheinende „Augsburger Abendzeitung“ ruhig ab.

Lesefrüchte mit Randlossen — gemischte Gefühle in Stof- feufzern.

Den fliegenden Gerichtsstand der Presse erkennt das Landgericht in Dresden nicht an. Es hat die Ablehnung der Beleidigungsklage eines Dresdener Beamten gegen eine außerhalb Sachsens erscheinende Zeitung mit der Begründung abgelehnt, daß das Gericht „in dauernder Rechtsübung“ die Ansicht festhalte, „daß der verantwortliche Redakteur einer periodischen Druckschrift als solcher nicht für die Verbreitung, sondern nur für die Veröffentlichung derselben strafrechtlich haftet und die Veröffentlichung am Orte

des Erscheinens erfolgt". Gott sei Dank, endlich einmal ein vernünftiger Richterspruch in dieser Sache! Möchte diese Rechtsanschauung nur auch recht „dauernd“, reichsgerichtlich selbst, „geübt“ werden.

„Kultur im Wagner'schen Sinne wurde als Leitwort geprägt für den sonst so abschaulich benamseten Feuilleton'-Teil unseres Blattes, als unter Führung des unergelichen „Alten“, des Dr. Schläger, wie Wagner-Jünger hoffnungsfroh an die Arbeit giengen, mit der Absicht, über bloße Buch- und Musikbesprechungen hinaus den Blick in höhere Fernen zu leiten.“ So schrieb jüngst Oswald Zimmermann im Feuilleton der Dresdner „D. Wacht“, gelegentlich einer Buchbesprechung. Bon! Warum aber verschweigt er, daß ich, Dr. Arthur Seibel, damals Feuilleton-Leiter jenes Blattes und heute Herausgeber dieser Zeitschrift — einzig und allein ich, sogar unter einigem Widerstande des damaligen Chefredakteurs Dr. Paul Liman, es war, der jenes „Kunst und Kultur“ für ein ernstes deutsches Feuilleton als Überschrift „trugte“. Weiß er es überhaupt nicht mehr? Oder wird man dort so bald vergessen?

„Fischebuche“, das bekannte Dehmel-Kreidolfs'sche Kinderbuch, ist von Willy Seibert zu einem Traumspiel „verbichtet“ worden und hatte im Kölnner Reichshallentheater um Weismachten einen sehr freundlichen Erfolg. Die illustrierende Musik rührt von dem begabten Kölnner Komponisten Bernhard Köhler her, lehnt sich wohl an das Vorbild Humperdinks an, verrät aber auch originelle Begabung. Das Ganze überhaupt scheint doch anziehender, sehr glücklicher Versuch, neben dem Dichterischen und Bildnerischen in der Erziehung auch das musikalische Element zu seinem vollen Rechte kommen zu lassen und das Kindergemüt mit einer Einheit dieser drei Grundfaktoren des menschlichen Menschen zu packen.

Die reifen Vorbeeren bewährter Staatsmänner und berufener Landesvertreter, als

welche sich gelegentlich mit ihrer fragwürdigen litterarischen Bildung vor allem Volke bloß zu stellen lieben, haben auch einen hohen Richter Thüringens nicht mehr schlafen lassen; vor den Schranken des Gerichts dem versammelten Publika populäre Vorlesungen über Schopenhauers und Nietzsche's „Vessimismus“ zu halten, konnte dieser scharfsinnige Mann der Themis sich nämlich nicht enthalten. Keine Frage natürlich, daß die Lektüre von Philosophemen für einen Obertertianer überhaupt ein volles Un Ding bleibt und (troy Strindbergs „Östern“!) den absoluten Unfug bedeutet. Aber angesichts des bekannten Vorkommnisses zu Eisenach muß man doch (mit Lichtenberg) wieder einmal sagen: „Wenn ein Buch und ein (Wasser-) Kopf zusammenstoßen, und es klingt hohl — muß es dann immer gerade das Buch sein?“

Nun ist China erst verloren! Der Präsekt von Tsimo nämlich, im Hinterlande von Kiautschou, hat in einer Verfügung über die Abänderung der chinesischen Staatsprüfungen den Studenten als bestes Bildungsmittel die — Zeitungen empfohlen, vornehmlich sogar diejenigen, die in dem deutschen Schutzgebiet Kiautschou erscheinen. Folgende Stichproben aus dem Erlasse genügen: „Im deutschen Kiautschou-Gebiet giebt es mehrere Zeitungen, deren Redakteure die gelehrtesten Männer sind, die man in der Nähe oder Ferne finden kann und die dem Fortschritte durchaus geneigt sind. . . Wie ein Licht leuchtet die Zeitung denen, die im Dunkeln sitzen. Aus den Thoren macht sie Weise. Wer sich auf dem Holzwege befindet, den führt sie auf den richtigen Pfad.“ Als ob unsere Zeitungen nicht selber „auf dem Holzwege“ hergeirrt würden!

Längst haben wir der hohen Uneigennützigkeit des berühmten amerikanischen Milliardärs Carnegie mißtraut und aufgepaßt, wann und wo der Pferdefuß sich einmal zeigen würde. Jetzt ist er klipp und klar endlich herausgekommen: in der

an die Verleihung von 10 Millionen Dollars zur Förderung des vereinstaatlichen Unterrichtswesens geknüpften Bedingung, daß die genannte Summe in Obligationen des „Stahltrusts“ entrichtet und ebenso auch von der Regierung mit diesen während einer bestimmten Zeitdauer im Besitz gehalten werden sollte. Um so bemerkenswerter also — man kann gar nicht genug auf diesen wichtigen Vorgang achten — die bestimmte, mutige Ablehnung der „humanen“ Stiftung seitens des neuen Präsidenten Roosevelt: es ist der bedeutsame erste Schritt wenigstens zur Brechung des Industrieringes und seines „Willens zur Macht“, zur notwendigen Überwindung wieder jener unwürdigen Knechtschaft, unter welche der Mammonismus von heute selbst die Staaten zu zwingen, mit welcher er alles Geistige und Kulturelle unter seine Fuchtel zu bringen sucht.

In den großen Zeitungen fand man jüngst, mit der ganzen Technik des gewiegten Inserenten in breiter Auffälligkeit eingerückt, nachstehende Annonce: „Mit der Firma August Scherl G. m. b. H. einen geregelten geschäftlichen Verkehr zu unterhalten, wie er zwischen der gesamten deutschen Presse und unserer Annoncen-Expedition besteht, hat sich für uns als unmöglich erwiesen. Wir haben daher mit dem heutigen Tage die Beziehungen zu dieser Firma abgebrochen. Anzeigen für die in genanntem Verlage erscheinenden Blätter werden fortan in unseren Bureaux nicht mehr angenommen. Berlin, den 2. Dezember 1901. Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.“ — Also Trust- und Trost-Krieg — Kraftprobe! Nun, die Herren mögen sich davon überzeugen halten, daß uns und den sachkundigen ihrer Leser dieser ihr „Gedankenaustausch“ zum Mindesten ein gleich großes Vergnügen bereitet, wie seinerzeit schon der gleichfalls an dieser Stelle mitgeteilte „Briefwechsel Hermann Wolff-Ernst Sauer“. Wagnerianer süßeln sich sogar an eine gewisse heftige Szene im II. Akte des

„Siegfried“-Drama's lebhaft dabei erinnern.

Wir lasen irgendwo: Professor Theodor Schiemann zu Berlin liest in diesem Wintersemester im Paradenauditorium der Universität ein Publikum über „Die polnische Frage des 19. Jahrhunderts“. Schon in den ersten Vorlesungen waren auffallend viele Polen zugegen, die sich immer mehr verstärkten. Der Vortragende behandelte die polnische Frage treu historisch, selbstverständlich aber auch in deutsch-nationalen Sinne, und flocht dabei verschiedene persönliche Ansichten ein, die stets bei den Polen auf Widerspruch stießen. „Treu historisch, aber selbstverständlich auch in deutsch-nationalen Sinne“ — das nennt man dann in deutschen Universitätskreisen hoch und heilig „Boraussetzungs- oder Vorurteilslosigkeit der Wissenschaft“!

Zu Braunschweig, im herzoglichen Lande, teilte am 11. Dezember, bei der feierlichen Preisverteilung an der Technischen Hochschule, der Rektor mit: Rektor und Senat hätten beschlossen, im Interesse der Disziplin von jetzt ab konfessionelle und fremdnationale Vereinigungen an der Technischen Hochschule zu verbieten. Im Verfolge dessen ist denn auch alsbald darauf der polnische Leseverein vom Senat aufgelöst worden. „So recht — so nach des Grales Gnade! Das Gute bannt, wer's mit Bösem vergilt“. Oder heißt's im Urtext etwa umgekehrt? Man muß sich nur endlich einprägen, daß beim „Staate“ immer gerade das Gegenteil von dem gilt, was in den Evangelien über das „Reich, nicht von dieser Welt“ geschrieben steht.

Das Münchner bischöfliche Kleriker-Seminar „Georgianum“ genannt, hat — horribile dictu! — einen protestantischen Hausarzt, und das evang. „Diatonissen-Haus“ ebenda einen katholischen medizinischen Berater. Möchten die beiden Herren Amtsbrüder — pardon: Kollegen, nicht vielleicht mit einander tauschen, da doch Beide jedensfalls gleich

gut sich auf ihren Beruf verstehen werden und dieses öffentliche Ärgernis für anstoßbedürftige Seelen allzu viele Leute, die sonst gesund bleiben würden, krank machen könnte?

Ganz heillose Zustände auf dem dunklen Gebiete des Arzneiwesens (nennen wir es getrost: „Okkultismus“) hat wieder einmal ein Privatbeleidigungs-Prozess zwischen einem Münchner Arzt und einem „dasigen“ Vertreter des bayrischen Apotheker-Gremiums an's Tageslicht gefördert. Und sehr interessant war, dabei wieder einmal zu verfolgen, wie unsere Presse heute nur mehr aus Partei-Organen für Interessenvertretung besteht, die, von prinzipieller Ablehnung bis zu direkt vertuschender wohlwollender Stellungnahme herab, gar keine „objektive“ Wahrheit und „öffentliche Meinung“ mehr aufkommen lassen. Tatsache scheint: daß die bayrische Arznei-Tage, wie sie jetzt besteht — ob mit oder ohne direkten Einfluß der beteiligten Fachkreise, erscheint schließlich als gleichgiltig — nur im Interesse der Herren Apotheker, unter starker Benachteiligung des medikamentbedürftigen Publikums gemacht ist, und daß dieser gelehrte Handelsstand für seine Ware, Fokusfokus-Manipulationsgebühren, Abwäge- und Einwickelungs-Extravergütung zc. gelegentlich 200 und noch mehr Prozente nimmt. Gewiß ein völlig ungesunder Zustand, selbst wenn die Zeiten unseres Volkslebens gesünder wären, als sie es ohnedies sind. Wann nur wird man endlich dem lauten, wachsenden Rufe nach Verstaatlichung des Arztes- und Arzneiwesens Gehör schenken und in die bekannten amtlich-ernstlichen „Erwägungen“ über jenen pharmako-unlogischen Zustand einmal eintreten?

Die Stadtverordneten von Düsseldorf haben der Aufnahme einer Anleihe von 5 Millionen Mark zur Förderung der städtischen Bodenpolitik zugestimmt.

Mit diesen Mitteln sollen über den unmittelbaren eigenen Bedarf der Stadt hinaus Grundstücke erworben werden, damit die Stadt auch an den Wertsteigerungen teilnehmen kann, welche das schnelle Anwachsen der größeren Gemeinden für den Grund und Boden ihrer Umgebung mit sich bringt, und damit die Stadt in verstärktem Maße einen bestimmenden Einfluß auf die Ausgestaltung neuer Stadtteile, deren Bauweise, Preisbildung der Baufläche u. s. w. gewinnt. — Vergl. „Gesellschaft“, 11. Oktober-Heft: den Aufsatz „Städtischer Grundbesitz“ von Merkur.

Von einer ganz neuen, angesichts der sich häufenden Klagen über den Wettbewerbs- und Auftrags-Misens doppelt erfreulichen Art der Kunstförderung verkundet ein angenehmes Lied aus Dresden — das als „Kunststadt“ überhaupt keineswegs unterschätzt werden darf: Der Rat der Stadt Dresden will nämlich das freie künstlerische Schaffen fördern und setzt zu diesem Zwecke 5000 Mark als Preise für Dresdner Bildhauer und Mitglieder der Dresdner Kunstgenossenschaft aus. Verlangt werden Skizzen ohne weitere Vorschriften für die Größe, nur sollen die Künstler bei der Skizze deutlich die Größe angeben, in der sie gegebenen Falles das Werk ausführen wollen. Die mit Preisen bedachten Künstler sind verpflichtet, ihre Skizzen in der angegebenen oder mit den Preisrichtern vereinbarten Größe innerhalb vereinbarter Zeit auszuführen, und die preisgekrönten Skizzen gehen in das Eigentum der Stadt Dresden über. Beabsichtigt der Rat, ein Modell in echtem Material ausführen zu lassen, so hat er das Vorkaufsrecht, und der als Beihilfe bezahlte Betrag gilt als Teil der Kaufsumme. Die Entwürfe sind bis 15. März 1902 beim Sächsischen Kunstverein einzuliefern.





Thoreau's „Winter“.

Von Dr. Josef Hofmiller.
(Freising.)

Es ist hier von einem Werke die Rede, das vor ein paar Monaten schon erschienen ist, und auf das ich gerne an dieser Stelle aufmerksam mache, weil es mir durchaus nicht diejenige Beachtung gefunden zu haben scheint, die es verdient. Es handelt sich um das reizende Buch des amerikanischen Dichterphilosophen Henry David Thoreau, das, wie sein wunderschönes Lebensbuch „Walden“, von Emma Emmerich sein übersezt, in dem „Concord-Verlage“ hier zu München herausgekommen ist. Wer sich für den Verfasser näher interessiert, schaffe sich „Walden“ an, das eine gute Einleitung enthält, sowie die Essays zur amerikanischen Litteratur, die Herr Karl Federn in der Hendl'schen Bibliothek veröffentlicht hat, in denen er, neben vielem andern Wertvollen, eine zarte und kluge Darstellung Thoreau's giebt. Endlich ist auch des anregenden Aufsatzes Anton Schönbachs (erst von der fünften Auflage seines Buches „Über Lesen und Bildung“ an enthalten) ja nicht zu vergessen; man findet dort ein gedankenreiches Gruppenporträt jenes vornehmen und wie auf einer Insel stillen Denkergrüdes leuchtenden Zielen zustrebenden Kreises, dessen Zentrum der große Ralph Waldo Emerson war. Daß Stimmen von jener Insel der Seligen in unser geistiges Streben hereintlingen und von solchen, die hierfür Herz und Ohren haben, vernommen werden, scheint mir sehr viel wichtiger als die Beschäftigung mit einem großen Teile der gegenwärtigen Litteratur.

Wie fast alle Werke Thoreau's, ist auch sein „Winter“ aus Tagebüchern hervorgegangen; und zwar ist das Buch nach Tagen geordnet, nicht nach Jahren; ein Tag enthält Aufzeichnungen verschiedener Jahre. Diese Anordnung ist bezeichnend für einen Autor, der den Tag liebt und in den Tag hinein lebt, heiter und lebenswürdig sorglos wie ein Kind, der mit scharfen Sinnen eines jeglichen Tages Lust und Licht und Duft, wie ein pürschender Indianer, begierig einsozt und mit zarten, aber sicheren Linien die Physiognomie jeder Stunde festhielt. Wie Wenige vermochte er im Augenblicke die Ewigkeit zu genießen. Was galt ihm die von Menschengehirnen erfundene Einheit des Jahres? Ihm, der immer wiederholte, daß alle Menschen zu häufig dieses einzige Leben lebten und die unwiederbringliche Schönheit des kurzen, seligen Augenblickes nicht zu genießen verstanden: „Ich will nicht länger das Gefühl haben, als ob ich im Leben nur zu Gast sei. Die Philosophie kann nicht wahr sein, die es so darstellt. Ich liebe einen breiten Rand um mein Leben. Ich möchte einen Bericht über die reifen, reichen Augenblicke führen. Nicht die Schale des Lebens möchte ich aufbewahren, sondern den Kern. — Sowohl um der körperlichen wie der geistigen Gesundheit willen freie die Gegenwart. Umschlinge die Gesundheit, wo du sie findest. Es ist sicherlich der Mühe wert, alle Weisheit, die wir besitzen, auf unsere Lebensführung anzuwenden. Ein breiter Rand der Mühe ist so schön im Menschenleben, wie in einem Buche. Halte Haus mit der Zeit, hab' Acht auf die Stunden des Universums, nicht auf die der Bahnzeit. Was sind in großem Hasten verlebte siebzig Jahre, verglichen mit den Augenblicken himmlischer

Wuße, in denen unser Leben mit dem des Weltalls Schritt hält? Wir leben zu schnell und zu roh, gerade wie wir zu schnell essen, wir kennen nicht das wahre Aroma unserer Nahrung!"

Thoreau wird nicht müde, dieses sein seelisches Grunderlebnis zu verkünden. Es ist etwas von Goethe in ihm, der von Karlsbad aus sich glücklich zur Verehrung von St. Agnaut bekannte, von Tolstoi, dessen Wertvollstes darin liegt, daß er nie den Kontakt mit der Natur verliert. Thoreau lebt in der Natur, nicht um in ihr ein Echo für seine pathetischen Deklamationen zu finden, wie Rousseau, sondern weil er sich allen Wesen und Dingen innig und brüderlich verwandt fühlt, gleich dem heiligen Franz von Assisi. Etwas von einem Terwijch lebt in ihm, und ein Stück von einem indischen Philosophen; die selige Erhabenheit eines Buddha und das gespannte Daseinsgefühl jener indischen Jäger, die vor ihm die grünen Gefilde des Mustetaquid rastlos durchstreiften. Was er schreibt, ist so natürlich und schlichter Weisheit voll, als wäre es aus indischen Manuskripten übertragen, und wieder so modern und kühn, als hätte er die geistigen Strömungen dieses Jahrzehnts vorweg genommen.

Man hat Thoreau, und gewiß mit gutem Rechte, gerne mit Emerson verglichen. Beide haben viel Gemeinsames. Aber wenn Emerson die höhere, feinere Kultur darstellt, wenn er geistvoller, weltmännischer, beziehungsreicher schreibt, so ist andererseits Thoreau ursprünglicher, weniger kompliziert, energischer; er ist weder durch eine pseudo-idealistische Philosophie verdorben, noch durch den Kolportagemystizismus Swedenborgs. Es wird ihm niemals begegnen, daß er Folgerungen zieht, zu denen er kein Recht hat, weil, ihm selbst unbewußt, die entgegengesetzten Prämissen in seiner Seele leben — etwas, was bei Emerson durchaus nicht selten ist; auch Emerson war nicht ungestraft puritanischer Prediger. Gegenüber dem Stubenphilosophen führt Thoreau das reichere, bewegtere Dasein; er ist dem Leben um Vieles näher; es giebt wenige Küsten einer menschlichen Existenz, an denen dieser Odysseus nicht gelandet wäre. Er hat Küche gehütet und über griechische Litteratur Vorlesungen gehalten; er lehrte seine Nachbarn Brunnen bohren, Schuppen bauen, die Getreidewanze vertilgen, er übersetzte Meschylus und vermaß Ländereien; er fabriizierte Bleistifte, und als seine Waren so gut waren wie das beste englische Konkurrenzfabrikat, gab er die Fabrikation auf, weil er sie beherrschte; er hauste zweieinhalb Jahre in einer selbst gebauten Blockhütte, die er verließ, als er alle Süßigkeit aus dieser Einsiedelei gesogen hatte; er stellte sich im politischen Kampfe genau dahin, wo die gefährlichsten Geschosse auftrafen. Er hat ein vorbildliches Leben gelebt, kühn, frei, rücksichtslos, stolz. Er starb einen konsequenten Tod an den Folgen einer Erkältung, die er sich zuzog, als er acht Tage im Freien auf einem Berggipfel zubrachte, um die Natur möglichst nahe zu beobachten.

Denn die Beobachtung der Natur ist für Thoreau das Erste und Letzte. Es sind glänzendere Naturschilderungen geschrieben worden, schönere, vollendetere als die seinigen, aber über all seinen Skizzen ruht ein köstlicher Duft von Ursprünglichkeit und der zarte Hauch des Augenblicks; sie sind nicht arrangiert oder überlegt, sie sind so zu sagen er-tapp't; wie das Reh, das der Jäger soeben erlegt hat, sind sie noch warm und lebendig und schauen uns mit samtnen braunen Augen rührend an. Manchmal ist in drei Zeilen die Stimmung einer Landschaft zusammengefaßt: „Über den waldigen Thälern lag ein warmer Sonnenuntergang, ein gelblicher Ton auf den Nichten. Rötlich-schwarzbraune Wolken standen gleich düstern Flammen darüber, Streifen blauen Himmels zogen sich hindurch.“ Oder er schildert entzückt einen Baum: „Wenige Bäume sind so schön wie die Goldbirke. Sie ist die blonde, flachshaarige, goldblotige Schwester der dunkel gefärbten

Schwarzbirke. Mit ihr hat sie den süßen Beerenduft gemeinsam und mit der Kanoebirke die lose, ausgefranste, quastige Rinde. Der Wipfel ist besenartig, die Rinde von wunderbar garter Goldfarbe, die sich in vertikalen, klaren, glatten Zwischenräumen vom Stamme weg kräuselt, als ob ein Hobel nach oben geführt worden wäre. Der Anblick dieser Bäume bewegt mich mehr als kalifornisches Gold. Wie gesund und munter fassen sie Fuß und gürten sich im sumpfigen Boden. Daneben fließt burgunderfarbig ein Bach auf eisenrotem Sand im dunkeln Moor. Unter Urwaldbäumen! Ach, bald kommt die Zeit, wo sie alle dahin sind.“ Was aber Thoreau's Naturerlebnisse auszeichnet, ist der kühne, männliche Geist, der durch alle weht. Ein Hauch unbezähmbarer Freiheit grüßt uns aus seinen Werken; das germanische Unabhängigkeitsbedürfnis verbunden mit echt amerikanischer Voraussetzungslosigkeit. Die Liebe spielt keine Rolle bei ihm. Von einigen Stellen abgesehen, würde man aus seinen Werken nicht erfahren, daß es Frauen in der Welt giebt. Es scheinen die Aufzeichnungen eines geistig hochstehenden, schweigamen Bergführers zu sein. Ich mußte immer an Dennen, den treuen Begleiter John Lyndalls, denken. Man fühlt sich in reiner und gesunder Luft, wenn man Thoreau's Gedankengängen folgt: „Unsere wachen Stimmungen sind unsere Träume; wenn wir aber mit all unsern Sinnen wirklich wach, heiter und gesund sind, so haben wir denkwürdige Visionen. Wer wünscht aber, wenn er ein Buch zur Hand nimmt, von dem zu hören, was verstopfte Gedärme und unreines Blut zu erzählen haben?“ Aus diesem Bedürfnis nach Reinlichkeit und Einsamkeit resultiert eine unbedingte Verachtung der Tagesinteressen: „Sprich nicht für Andere, denke für dich selbst. Es werden dir wie in einer Vision alle Reiche dieser Welt und alle Welten gezeigt, und du ziehst vor, ein Marionettentheater anzusehen!“ Den Einsamen aber überkommt die wilde Freude an der wilden Natur, die trotzig-fröhliche Sturmraune, die Hingabe an die Natur, auch wenn sie unfreundlich ist, gerade wenn und weil sie es ist: „Mache weite Spaziergänge im stürmischen Wetter oder durch tiefen Schnee in Feld und Wald, wenn du deine Stimmung oben halten willst; gib dich ab mit der rohen Natur. Friere, werde hungrig und müde! . . . Als einzige Stimme in dieser ungetrübten Stunde höre ich den Schrei einer Gule, und ich bin froh darum, und höre sie lieber, als den beredtesten Mann meiner Zeit.“

Unschuldig und rein werden des Einsamen Gedanken vom Lode; er blickt dem dunkeln Tröster müdig in's Auge. Mit dem alten Doktor in Villiers prächtigem „Onkel Benjamin“ fühlt er: „Je ne veux pas m'en aller fâché avec la vie“; er scheidet, mehr segnend als verliebt; nur drückt er das wieder in seiner ganz eigentümlichen Weise aus: „Der Mensch sollte aus der Natur scheiden mit dem Zirpen der Grille oder dem Gesang des Vogels im Ohr. Diese irdischen Töne sollten nur für eine Spanne Zeit verklingen wie das An- und Abschwellen von Harfentönen. Der Tod ist die ausdrucksvollste Pause im Windesweben.“ In einem großen, feierlichen Schweigen lebte Thoreau dahin; das Schweigen war seine Genesung, seine Kraft, seine Inspiration: „Der Mensch, mit dem ich zusammentreffe, ist meistens nicht so belehrend als das Stillschweigen, das er bricht.“ Fragwürdiger und verdächtiger erscheinen dem Einsamen die heiligen Werte der Menschen. Ganz unvermittelt steht plötzlich der Gedanke da: „Aus dem Munde der Neumütigen kommt kein tapferes Wort. Streng genommen ist das Moralische nicht das Gesunde.“ Und er kennt auch die gesunde, moderne Schuldauffassung C. F. Meyers:

„Wie sühnt sich die verjährte Schuld,

Die bitterlich bereute?

Mit einem strengen Heute?

Mit Püßerbajt und Ungebuld?

Nein. Mit ein bißchen Freude!“

„Man kann nicht schnell genug seine Fehler und Missethaten vergessen. Lang bei ihnen verweilen, heißt die Schuld erschweren. Reue und Klummer können nur durch etwas Besseres ersetzt werden, das so frei und ursprünglich ist, als wären sie nie gewesen.“

Immer und immer wieder verkündet er seine erste Lehre und innerste Erfahrung: „Laßt uns treu und heilig die Übereinstimmung unseres Lebens mit dem Leben der Natur bewahren! Was wären uns sonst Hitze und Kälte, Tag und Nacht, Sonne, Mond und Sterne? Geschaß es nicht aus Sympathie mit dem gegenwärtigen Leben der Natur, daß wir gerade zu dieser Zeit, statt zu einer andern, geboren wurden? Mein Leben gehört so innig der Gegenwart wie das einer Weide im Frühling. Jetzt, jetzt drängen sich die Räschen heraus, jetzt glänzt ihre gelbe Rinde, jetzt steigt ihr Saft, jetzt oder nie mußt du Meisen schneiden. Laß dir vom Tag dazu helfen, vom Tag und von der Nacht!“ Gewiß war dieser fromme und fröhliche Mystiker des Tages, des Schnees, des Stromes und Busches kein Systematiker; er war nicht unctional und nicht borniert genug dazu: „Jetzt sind meine Gedanken mit dem Leben verknüpft, und der Leser sieht, daß sie nicht an den Haaren herbei gezogen wurden. Es ist weniger gekünstelt so. Sieht wohl die Blume schöner aus im Strauß als auf der Wiese, wo sie wuchs, und auf der wir uns nasse Füße holen mußten, um zu ihr zu gelangen? Ist das scholastische Aussehen überhaupt ein Vorteil? . . . Der Gegenstand sucht mich, nicht ich ihn. Des Dichters Verhältnis zu seinem Thema ist das des Liebenden.“ Hat man in dem zuletzt zitterten Satz nicht das Wort Nietzsche's erkannt „Nicht ich denke, es denkt in mir“? Wer auf Parallelen verfallen ist, könnte überhaupt den Vergleich zwischen Thoreau und Nietzsche sehr in's Einzelne ziehen. Sie waren wesensverwandt, wenn auch Nietzsche natürlich immer die tiefere Natur und die reichere Begabung sein wird. Aber auch Thoreau hat sich schon zu der Einsicht in die Relativität aller Moral durchgedacht. Er schreibt einmal den nachdenklichen Satz hin: „Der Christ bleibt so weit hinter dem heidnischen Moralgesetz zurück wie der Heide hinter dem christlichen.“ Auch weist er alle aus einem Nichts her geholten Trostgründe ein für alle Mal zurück: „Der Kleingläubige hält um Lohn und Strafe Ausschau nach einer anderen Welt, und da er an dieser hier verzweifelt, so benimmt er sich entsprechend darin; der Andere hält diese Welt für eine würdige Gelegenheit und Arena, opfert ihr und lauscht auf sympathisierende Stimmen von oben. Der Mensch, der an eine andere Welt und nicht an diese glaubt, pflegt mich mit dem Christentum zu verdrösten. So hoffen wir in dem Verhältnis, als wir nicht verwirklichen. Es ist alles verschobene Hoffnung. Aber ein Korn Verwirklichung augenblicklichen Lebens, in dem wir stehen, ist so viel wert als Tagewerke von Blatthoffnung, die breit gehämmert wird, um unsere Aussicht zu vergolden. Wir müssen dem Helden auf heroischem Boden entgegen treten. Es giebt Stämme, die auf den Bergen wohnen, andere wohnen in der Ebene. Wir entmutigen einander. Wir gehorchen verschiedenen Gesetzen.“ Auch seine Auffassung vom „Fall Wagner“ hat Thoreau formuliert: „So weit, als wir unserer idealen Schöpfung von einander entsprechen, ist unser Verkehr uns von Vorteil. Der glühendste Liebhaber hat seinen geheimen Gerichtshof, und seine Liebe ist nie so stark und ätherisch, daß nicht eines Tages Gericht gehalten werden könnte über die Geliebte.“

Was aber an Thoreau's Werke das Beste, was sein Wesentliches ist, sagt er selbst: „Ein wirklich gutes Buch lehrt mich etwas Besseres, als es zu lesen. Ich muß es bald weglegen und versuchen, nach seinen Winken zu leben. Es macht mich so reich, daß ich es niederlege mit dem geringsten Bedauern. Was ich lesend begann, muß ich handelnd vollenden.“ —

Zu der Vorrede beklagt sich die Übersetzerin über die geringe Anzahl der Freunde Thoreau's. Möge sie sich davon, daß dem Buche ein Massenerfolg nicht beschieden war und nicht beschieden sein konnte (*Pulchrum est paucorum hominum*), nicht abhalten lassen, auch andere Werke Thoreau's, so fein und klug wie die bisherigen, zu übertragen. Sein originellstes Buch *A Week on the Concord and Merrimack Rivers* ist noch nicht übersetzt, sein „Vorfrühling“, „Sommer“ warten noch. Wenn, bei aller Anerkennung der sorgfältigen Ausstattung, ein Wunsch geäußert werden darf, so ist es der, die folgenden Bände billiger zu machen. Die Typen von „Winter“ sind wunderschön und erinnern beinahe an die Buchstaben Götmanns; aber noch viel schöner wäre es, einen der genialsten amerikanischen Denker und Dichter in weitere Kreise durch billige Ausgaben einzuführen. Denn wir bedürfen großer Werke, die immer wieder vor uns hin gestellt werden, wenn nicht an der Gefälligkeit der feuilletonistischen Gefühls- und Gemüthspielerei alle Männlichkeit und Tiefe der Litteratur zu Grunde gehen soll. „In der Poesie ist nur das wahrhaft Große und Kleine förderlich, das wiederum wie eine zweite Natur da steht und uns entweder zu sich herauf hebt oder uns verschmählt.“

Vermischtes.

Robert Heymann, „ein Kämpfer für Freiheit und Schönheit“, „ersucht“ (in einem, seinem jüngsten Buche „Laïs, die Hetäre“ beigegebenen Waschzettel) „um eine baldige und erschöpfende Besprechung“.

Wir entuchmen diese am besten gleich der Monographie obigen Titels von Friedrich S. Hartmann, dem neuen Herausgeber des „Litterat“ und der „Stimmen der Gegenwart“ (Braunschweig 1901, Preis 75 Pf.), woselbst sie auf S. 16 fg. folgendermaßen lautet: „Nehmen wir aus einem Briefe an mich die mit lakonischer Kürze geschriebenen biographischen Notizen: Ich bin 23 Jahre alt, habe viel gelitten, viel geliebt und noch viel mehr gekämpft, und habe mir meine heutige Position ebenso schwer errungen als meine Weltanschauung.“ — Ich habe nie etwas Kürzeres und doch so viel Sagens — gerade bei Heymann so viel Sagens — von einem Autor über sich selbst gelesen, und füge ich (!) dem Obigen der Vollständigkeit halber noch folgende Notizen hinzu. Heymann giebt zwei Zeitschriften, „Frührot“ und „Affenspiegel“, — beide in München erscheinend — heraus. Diese beide Zeitschriften — von ihm auch redigiert — sind ohne Frage

berufen, im Laufe der Zeit verschiedene andere ähnliche, aber marklosere (!) Organe tot zu machen. Heymann führt ferner die Chefredaktion der in Tachau in Böhmen erscheinenden „Ruthe“, hierdurch dafür sorgend (!), daß auch im klosterrreichen Deutschland das Licht der Aufklärung etwas leuchten thut. (!) Früher hat Heymann an ca. zehn größeren sozialdemokratischen Zeitungen gearbeitet, und hofft derselbe (!) mit Hilfe eines Konsortiums in München eine Tageszeitung größeren Stils zu gründen, welche letztere seine Ideen und Anschauungen vertreten soll. Von Heymann sind im Verlage des „Frührot“ in München folgende Werke erschienen: „Weiße Nächte“, Märchen, sowie „Skizzen und Geschichten“, „Maria“, eine Novelle (wie nichtslegend doch so ein Ausdruck Novelle ist), ferner „Liebe und Hunger“, Gedichte, und „Frau Königin“, ein Akt.“ Nebenbei und von uns aus bemerkt: auch das später noch erschienene Büchlein „Nacht“ ist solch ein „Akt“, und gar nun „Laïs, die Hetäre“; I. Band: „Die Brautnacht der Priesterin“ — enthält deren gleich mehrere. „Den Heiden der Liebe“ ist letzteres Buch besonders gewidmet; aber es ist charakteristisch, daß in diesem Kopfe sich die heidnische Welt nur als Nistarte-Kult, nicht

als Hellenismus malt. „Baal allein lebt“ (vergl. S. 9) — es scheint so — in der Staltität dieses Poeten. Sdl.

„Rationale Not im Elsaß“ von Dr. Karl Stord. Burschenschaftliche Bücherei II, 1. Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Die altelsässische Presse hat z. B. die in der „Tägl. Rundschau“ veröffentlichten Briefe eines Elsässers, die soeben gesammelt als Sonderheft der „B. B.“ erschienen, energisch abgelehnt. Stord wendet sich allerdings an die „Jungen und „Jüngsten“, aber er weiß selber, daß die altels. Presse aus fast lauter jungen Journalisten besteht und daß diese den größten Teil der Bevölkerung hinter sich haben. Es war eben ein gewagter Versuch, mit einer Art „Brevier für Germanisation“ vor eine gerade durch all die Germanisationsversuche gehefteten und mißhandelten Menge zu treten. Es liegt etwas Brutales in diesen Vorschriften und Thesen: 1., 2., 3. u. s. w. Trotzdem birgt die Broschüre viel, viel Wahrheit. Auch die Vorschläge Stords sind — zum allerwenigsten diskutabel. Nur die Sache mit der Verwandlung des Elsaß in ein Kronprinzenland erscheint mir trotz Allem völlig ausichtslos. Gewiß, der Elsässer muß Glanz haben, ein Hof in Strahburg thäte nur gut, man wüßte wenigstens, was mit seinem Begeisterungsbedürfnis anfangen, . . . Aber um Gotteswillen! Keinen Preußen. Einen Wittelsbacher, oder sonst einen, aber nur „Keen Preis!“ Der Elsässer glaubt in all dem Unteroffiziersvolk in und außer Dienst die Preußen, die Deutschen zu kennen; daher sein Haß, sein verachtender Haß. Und thatsächlich stehen diese Leute viel zu viel im Vordergrund, man läßt ihnen von oben her einen viel zu großen Wirkungskreis. — Stord sagt es selbst einmal: man darf doch nicht verlangen, daß in 25 Jahren hätte erreicht werden sollen, wozu Frankreich über zwei

Jahrhunderte brauchte. Er hätte hinzufügen können: besonders, wenn die Karre so gründlich verfahren ist. Die Spezies „Deutsche“, wie sie hier in Mehrzahl vertreten ist, hat nichts, womit sie dem noch an die „Bornehmtheit“ französischen Auftretens gewöhnten Elsässer so was wie „imponieren“ könnte. Dazu die geradezu niederträchtige Behandlung der Elsässer im Gespräche solcher Leute. Und noch viel Anderes.

Stord hat Recht, man müßte von vorn und mit ganz anderen Mitteln „an die Arbeit gehen“. Er hat auch das Verdienst, das Interesse auf diese Frage gelenkt zu haben, und daß es ihm dabei heiliger Ernst ist, glaube ich völlig. In diesem Sinne war auch der Reudruck der „Briefe“ berechtigt, ja gefordert.

Kené Schidele.

Polypthem ein Gorilla. Eine naturwissenschaftliche und staatsrechtliche Untersuchung von Homers Odyssee, Buch IV B. 105 flg. Von Dr. Th. Zell. Berlin, W. Junk. 184 S.

Wenn man in dem Bande blättert und leicht obenhin einen oder den andern Satz liest, wie: „Polypthem für einen Sonnengott zu halten, ist etwas Verfehltes. Eher würde mir noch die Deutung einleuchten, Homer habe durch die Sage vom Polypthem andeuten wollen, daß der Mensch in seiner Betrunktheit um sein höchstes Gut kommen kann. Der Zyklop ist nicht der Erste gewesen und wird nicht der Letzte sein, der nach einem vergnügten Abend am andern Morgen geistöhnt hat“ (S. 178) — so hält man den Verfasser für einen Schalk, der sich einen nicht allzu tiefinnigen und spielspieligen Spaß mit seinen Lesern erlaubt. Nimmt man ganze Abschnitte durch, wie den „Die gelehrten Kreise und die Tierwelt“ oder „Darwinismus und Rechtswissenschaft“, so sagt man sich, der Vater dieses gelehrten Alkes hat sich sein Vergnügen doch sauer verdient: diese enorme

Belesenheit ist nicht im Handumdrehen aufgebaut. Und es sind nicht bloß alte Schmöker gewälzt, es ist auch viel eigene Beobachtung zur Stelle gebracht. Aber alle diese Umwege, Kreuz- und Quersfade! Hätte der Verfasser seine These nicht auf zehn Seiten bombenfest entwickeln können, wenn es ihm nur um diesen Beitrag zur Mythen-Umdeutung heiliger Ernst gewesen wäre? Den Zweiflern wird man nicht ausreden können: Es giebt Zwischengebiete der Wissenschaft, wo sich alle Fakultäten berühren und kein Mensch weiß, wo der Ernst anfängt und der Spaß aufhört. Mythen- und Wunderdeutungen — ist es

denn nicht am klügsten, sie endlich einmal allesamt ad absurdum zu führen? Was hat denn die erklärende Verständigkeit und exakte Gelährtheit überhaupt in der Welt der Dichtung zu suchen, in dieser Wundermärchenwelt, die nur für Intuition und Empfindung und nicht für die Klugschwagerei der Siebengeseiten vorhanden ist! Daß das Sublimste auf realer Basis ruhen muß, wer wüßte das nicht? Aber wenn ich mich am Sublimen erbaue, ist es mir doch absolut gleichgiltig, ob seine Wurzel beim Gorrilla oder sonstwo zu suchen. O ihr Unkünstler, ihr Überklugen!

R. G. Conrad.



Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Kram, Kurt: Die vornehme Tochter. Geschichten und Skizzen. Berlin W, J. Fontane & Co. 224 S. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Reber, Emil: Hysterisch. Novellen. Dresden, C. Hierons Verlag. 75 S. M. 2.—.

Stil-Leonhard, Anna: Herrn Schnerschs Kampfesweise, beleuchtet. Pößburg, Selbstverlag der Verfasserin. 27 S.

Wahr, Hermann: Der Krampus. Lustspiel in 3 Aufzügen. München, Albert Langen. 229 S. M. 3.—.

Wartels, Adolf: J. W. Edermann. Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Bd. I u. II. Leipzig, Eugen Diederichs.

Baudelaire's Werke: Bd. II. Die künstlerischen Paradiese Colun und Hosioli. Übersetzt von Max Bruns. München I. B., J. C. C. Bruns. 267 S. M. 2,50.

Veni, Friedrich: Die Unnügen. Eine symbolische Dichtung in 2 Bildern. Zur Musik von Dr. Ludw. Schlesiermar. 27 S. — Präludium zur Tragödie vom Rann und Weib. Gedichte. 107 S. München, Kurt-Verlag.

Vern, Maximilian: Die sechste Muse. Dichtungen vom und für's Reich. Berlin, Otto Henner. 371 S. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Wies, Wilhelm: Der Reinspieler. Eine Geschichte aus dem Jahre 1947. Leipzig, Gröbel & Sommerlatte. 193 S. M. 2.—.

Würggen, Victor: Gedichte. Neue verm. Ausgabe. Berlin, W. Grete. 214 S.

Yonns, Beate: Wallergeschichten. Leipzig, Friedr. W. Grunow. 401 S.

Wäber und Vertel. Illustrierte Zeitschrift für Dichter und Kunst. Nr. 6. Berlin SW, Verlag „Das kleine Bispfarr“. (W. m. b. S.) 19 S. Pro Quartal M. 1,20, Einzelnummer M. 0,20.

Burgbold, Julius: Über die Entwicklung der Ebe. Breslau, S. Schottlaender (Schlesische Verlagsanstalt). 117 S. M. 1,50.

Das Künstlerbuch. Herausgeg. von Hermann Wehner. Bd. VII. Georg Frederik Watts von Jarnokleffen. Berlin, Schuster & Köfler. 104 S.

Daubendey, Elisabeth: Zelleblig. Roman. Ebenda. 346 S.

Deutsch-Osterreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Osterreich-Ungarn. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Jeldner. 19. Aufl. Wien, Carl Fromme. M. 1.—.

Docpler, Carl Emil der Ältere: 75 Jahre Leben, Schaffen, Streben. Eines Malerannes letzte Skizze. Aus zeitgenössische Selbstbiographien. Bd. III. Berlin, Schuster & Köfler. 561 S.

Die Kunst im Leben des Kindes. Katalog der Wanderausstellung des Deutschen Buchgewerbevereins. Leipzig, G. M. Seemann. 100 S.

Dunder, Max: Feinrich-Bad. Gedichte. Stuttgart, H. Sulzbech. 84 S.

Ebelheim, Dr. John: Beiträge zur Geschichte der Sozialpädagogik. Berlin, Mademacher Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Ebelheim). 223 S. Geh. M. 3,50, geb. M. 5.—.

Emerson, Ralph Waldo: Lebensführung. Deutsch von Ratz Federn. München I. B., J. C. C. Bruns. 271 S. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.

L'Européen: Courrier International, Questions sociales, Littérature, Art. — Première année, No. 1. Paris VI, Rédaction et Administration: rue Dauphine 24. Le numéro 25 Cts. Union 30 Cts.

Rund, Heinrich: Goethe und Lessing. Briefe und Tagebücher. Bismar, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 450 S.

Caudo, Franz Kreibitz von: Ausgewählte Werke in 3 Bänden. Mit Vorwort, einer Biographie und Charakteristik Caudo's von Prof. Dr. Karl Eugen v. L. Gumorsteden. Leipzig, Max Hesse. 163 S. M. 1,50.

Gramow, Dr. Otto: Friedrich Klebsche's Veremoral. Eine sachl. Würdigung, allen Verehrern und allen Verdächtern Klebsche's. Sonderabdruck aus: „Die deutsche Schule“; V. Jahrg. Heft 12. Leipzig, Julius Klinkhardt. 40 S. M. 0,60.

Grodmann, K.: Ernstes und Fetteres aus meinen Erinnerungen im Versteck mit Schwachkönnigen. Jülich, Verlag „Metusine“. 182 S.

Grunow, Hans: Vom Wege. Drei Erzählungen. Leipzig, Fr. Biele Brunow. 192 S.

Guttkabt, Dr. A.: Die Verbreitung der vorerwähnten Krankheiten in Preußen, sowie die Maßnahmen zur Bekämpfung der Krankheitsfälle. Nach den Ergebnissen der statist. Erhebungen am 30. April 1900. Was der Jährlichkeit des Igl. preussischen statistischen Bureau's, Forschungsheft XX; herausgeg. von dessen Direktor G. Hirsch. Berlin, Verlag des Igl. statist. Bureau's. 66 S.

Harmonele-Kalender 1902. Ein handgezeichnetes Pianino „zur Begleitung“ durch's Jahr 1902. Mädel, Haus- u. Familien-Almanach. Berlin W 35, Verlagsgesellschaft „Harmonele“. 76 S.

Hesem, Rudolf: Aus meinem Leben. Erinnerungen. Aus dem Nachlass herausgeg. mit zwei Bildnissen. Berlin, R. Gaertner. 303 S.

Hörsing, Dr. Harald: Religionsphilosophie. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Dänischen übertr. von F. Bendigsen. Leipzig, O. A. Reisland. 369 S.

Jacobsonski, Ludwlg: Stumme Welt. Sonette. Eligen. 136 S. Geb. M. 1,75, geb. M. 2,25. — Lustigen, Neue Gedichte. 203 S. Geb. M. 2,50, geb. M. 3,25. Beide aus dem Nachlass herausgeg. von Dr. Adolf Steiner. Minden, J. C. G. Bruns.

Jantuschek, Maria: Huter Sieg. Roman. Jed. Teil in einem Band. Berlin, Otto Jant. Hft. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Kaufmann, Max: Heine's Charakter und die moderne Zeit. Eine Studie mit neuen Briefen und dem bisher verschönten Jugenbilde „Deutschland 1815“. Jülich, Albert Müller. 111 S. M. 2.—.

Klages, Dr. phil. Ludwlg: Stefan George. Mit Bildnis nach Zeichnung von Curt Stoeving. Berlin, Georg Bonel. 77 S. M. 2,50.

Klalen, Dr. Franz: Friedrich der Fiedliche. Gedichtliches Drama in 5 Akten. 2. neu bearb. 3te Bühnen-Ausgabe. München, J. J. Neutner (K. Stutz jun.). 120 S. M. 1,80.

Klein, Dr. Josef: Über einen Mangel in der Ausbildung der Mediziner. Vortrag, gehalten in der Versammlung des Oberösterreichischen und Wiener Ärzte-Vereins am 15. October 1901 zu Reiffe. Reiffe, F. Hft. 12 S.

Klimmer, Otto: Nacht und Tag. Gedichte. München, Carl Hausboller. 107 S.

König, Karl: Im Kampf um Gelt und um das eigene Ich. Ernsthafte Maudereien. 2. Aufl. Freiburg i. Br., Paul Wapfel. 133 S. M. 1,50.

Köhler, J.: Rom Lebenspfad. Gesammelte Essays. Bonn-Bethn, J. Henselbemer. 212 S. M. 5.—.

Kölpe, Frances: Fretliche. Eligen aus Aufstand und Anderes. Wolsbosen, Buchbruckerel und Verlagsanstalt. 207 S. M. 3.—.

Kunzig: Der Neo-Ribillismus. Antimilitarismus—Sensationalien. (Ende der Menschheit.) 2. verm. Aufl. Leipzig, Max Spodr. 192 S. M. 1,80.

Lais, die Geträde. Drei Bücher von Rob. Symann. Buch 1: Die Brautnacht der Priesterin. 161 S.

Lauff, Josef: Adrethel. Eine niederösterreichische Geschichte. Roman in 2 Bänden. Wien, Albert Sch. 440 S. Geb. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Limann, Dr. Paul: Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leipzig, Historisch-politischer Verlag. 294 S.

Lönz, Hermann: Mein grünes Buch. Schilderungen. Hannover, M. & H. Schaper. 160 S. M. 2.—.

Maupassant, Guy de: Perle. Überlegt von Max Hoffmann. Breslau, S. Schottlander (Schlesische Verlagsanstalt). 103 S. M. 2.—.

Merz, Walter: Berner Novellen. Bern, Neumann & Zimmermann. 268 S.

Meyensbug, Malolda von: Memoren einer Idealistin. 3 Bde. 5. Aufl. — Der Lebensabend einer Idealistin. Nachtrag zu den Memoren einer Idealistin. 2. Aufl. 475 S. — Stimmungsbilder. 3. und verm. Aufl. 388 S. — Individualitäten. 2. Aufl. 579 S. Berlin, Schuster & Köffler.

Müller, Dr. Franz Carl: Geschichte der organischen Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert. Medizin und deren Hilfswissenschaften, Zoologie und Botanik. Berlin, Georg Bonel. 714 S. Geb. M. 10.—, geb. M. 12,50.

Müller-Waldenburg, Walter: Keltame! Lebensbild in einem Akt. Wiesbaden, Selbstverlag des Verfassers. 19 S. M. 0,60.

Multatull: Die Abenteuer des kleinen Wildber. 11. Bd. Aus dem Holländischen von E. B. Spodr. Minden i. W., J. C. G. Bruns. 547 S.

Neue Gemeinschaft. Heft 1. Jahrg. 1. Heft 1. Herausg. von Heinrich und Julius Hart. Berlin-Treptow, Bild. Mischel. 10. Heft M. 4.—, Einzelheft M. 0,50.

Nobnagel, Ernst Otto: Jenseits von Wagner und Hilt. Prose u. Perspectiven. Königsberg i. Pr., Verlag der Ostpreussischen Druckerei K. G. 192 S. Geb. M. 2,50, geb. M. 3,25.

Orel, Josef: Amara, die Fege von Ufersdorf. Ein Sang aus dem Bergwald. Weihnachtsgabe des Vereins „Deutsches Haus“ in Brünn an seine Mitglieder. Brünn, Verlag „Deutsches Haus“. 154 S.

Pactowski, Dr. med.: Wie erlangt man gesunden Schlaf, bessere Stimmung, Arbeitsfreudigkeit? Eine dogmatische Eligen. Leipzig, Edmund Temme. 39 S. M. 0,60.

Patria. Jahrbuch der „Hilfe“ 1902. Herausgeg. von Fr. Kaufmann, Verleger a. D. Berlin-Schöneberg, Verlag der „Hilfe“. 204 S. M. 3.—.

Pille, Maler Maria: Die Lepien. Berlin, Agel Juncker. M. 2,50.

Der Selbe: Das ideale Leben. Drama in 2 Akten. München, Albert Langen. 85 S. M. 2.—.

Röntgen, Julius: 14 Altiederländische Volkslieder nach Adrianus Valerius (1626). Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung bearbeitet. Deutsch von Karl Budde. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 32 S.

Rosenfeld, Dr. jur. et phil. Ernst: Die Geschichte des Berliner Vereins zur Befreiung der Strafgefangenen. (1827—1900.) Ein Beitrag zur Geschichte des preussischen Gefängniswesens und des Fürsorgewesens für entlassene Straflinge. Berlin, Otto Weidmann. 156 S. M. 2,50.

Räder, Julius: Deutsches Taschenbuch und Kalender für alle Stände. Für das Jahr 1902. 25. Jahrg. Berlin, Max Hoesenlein. 142 S. M. 0,75.

Rüdiger, Alois: Aus letzten Jahren. Gedichte. 62 S. — Da und dort. Wieder von der Wanderschaft. 32 S. Brünn, Josef Klar. Jedes Heft 1 Kr.

Schabbe, C.: Geistliche Waffen. Ein Apokalyptischen-Vestien. Freiburg i. Br., Paul Wapfel. 632 S. M. 7.—.

Schwanz, Feleba: Intermezzo. Gedichte. Mit Buchschmuck von M. Stiller-Walde. 1. Aufl. Goslar, F. A. Lottmann. 78 S.

Scheerbart, Paul: Die Erscheinung. Ein See-Roman. Minden i. W., J. C. G. Bruns. 228 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Der Selbe: Lwina und Raibóh. Ein Seelenroman. Leipzig, „Insel-Verlag“. (W. m. b. H.) 131 S. M. 2.—

Schönenberger, Dr. Fr. und Sieger, W.: Das Geschlechtsleben und seine Verirrungen. Berlin, W. H. Müller. 287 S.

Schoof, Dr. Wilhelm: Die deutsche Dichtung in Hessen. Studien zu einer deutschen Literaturgeschichte. Marburg, H. O. Ewert. 263 S.

Schorn, Adelheid von: Zwei Menschenalter. Erinnerungen und Briefe. Berlin, E. Fischer. 508 S.

Schroeder, C.: Verschlungene Pfade. Roman. Bd. III der Auswahl von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Berlin, W. Bode & Co. 233 S. Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—

Schulte vom Brühl: Reizschweinechen. Roman. Köln, Albert Kahn. 104 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 3.—

Schubel, A.: Grammatik der japanischen Umgangssprache mit Übungsaufgaben und Wörterverzeichnis. 2. Aufl. Aus Bibliothek der Sprachentwürfe Nr. 18. Wien, A. Hartleben. 178 S. M. 2.—

Sepp, Prof. Dr. J. R.: Die geheime Offenbarung Johannis. 15 Holzschnitten nach den Handschriften Albrecht Dürers und gleichzeitigen Text nach der Strassburger Ausgabe von Martin Graeff 1502. Mit einem Vorwort und begleitender Auslegung. München, Carl Haushalter. 42 S. M. 10.—

Semenow, Prof. D. P. und Kasperow, Prof. W. J.: Russlands Landwirtschaft und Getreidehandel. Uebersetzt von Maxim Blumenau. München, Ernst Reinhardt. 72 S. M. 1,50.

Serin, Philipp: Goethe-Briefe. Der junge Goethe. Berlin, Otto Clesner. 304 S. Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—, im Leinwandband M. 5.—

Seren, Maurice Reinhold von: Das Nichtschmerz von Labor. Und andere Novellen. Vnz. Klettner. Verlagsanstalt. 146 S.

Serna, Maria: Ludwig Jacobowski im Lichte des Lebens. Mit Beiträgen von Hermann Friedrich, Richard Maria v. A. Brodau, Schlesiische Verlagsanstalt (S. Schottlaender). 161 S. Geb. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Strauß, Richard: Ein Heidenleben. Ton-dichtung für großes Orchester. op. 40. Kleine Partitur. Leipzig, F. C. E. Coudart (Constantin Coudart). M. 6.—

Tafel, Leo R.: Meine Beichte. 1.—4. Tausend. 140 S. M. 1,50. — Das einzige Mittel. 1.—4. Tausend. Uebersetzt von Raphael Löwenfeld. Leipzig, Eugen Diederichs. 39 S. M. 0,50.

Torrund, Joffo: Wenn's dunkel wird. Berlin W, Albert Goldschmidt. 109 S. Geb. M. 1,50, geb. M. 2.—

Tschewoff, Anton: Das scandalöse Kunstwort. 1.—3. Tausend. Aus dem Russischen von Vladimir Guntikow. Leipzig, Eugen Diederichs. 231 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 3.—

Tschudi, Hugo von: Ebonard Manet. Berlin, Bruno Cassirer. 47 S.

Über die gegenwärtige Lage des Biologischen Unterrichts an höheren Schulen. Verhandlungen der vereinigten Abteilungen für

Zoologie, Botanik, Zoologie, Anatomie und Physiologie der 73. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, am Mittwoch den 25. September 1901 im großen Hofsaal des Naturhistorischen Museums zu Hamburg. Jena, Gustav Fischer. 43 S. M. 1,50.

Velde, G. van de: Renaissance im Kunstgewerbe. Berlin, Bruno und Paul Cassirer. 148 S.

Volgt-Diederichs, Helene: Regine Vosgerau. Aus dem Schicksalsroman des Volkes. Leipzig, Eugen Diederichs. 185 S. Geb. M. 2,50, geb. M. 3,50.

„Volkskraft.“ Zeitschrift des Internationalen Ordens für Regeneration der Menschheit. Halbmonatsschrift. 1. Jahrg. Heft 1—6. Bremen, Hamburgerstr. 29b. Vierteljährlich M. 2.—, Jahresabonnement M. 5.—

Von deutscher Art und Kunst. Ein Begleiter in Bildern und Bildern. Berlin, Fischer & Franke. 79 S.

Wadja, A.: Lebrgange eines human-erziehbaren Schulung-Unterrichts für Lehrer und Schüler zusammengestellt. Leipzig, Carl Neuberger. 112 S. M. 0,90.

Wahl, Bruno von: Auf! Kunstgewerbe-Gewürfe. Heft 1—4. München, Vereinigte Kunst-Anstalten A.-G. 12 Hefte M. 24.—, Einzelscheit M. 2.—

Weber, Leopold: Minna Keller. Novelle. Herausg. vom „Kunstwart“. München, G. D. W. Callwey. 79 S. M. 1,50.

Wille, Bruno: Rosaltes' sämtliche Werke. Ergänzungsband aus Grund des literarischen Nachlasses. Leipzig, Eugen Diederichs. 426 S. Geb. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Wittkop, Philipp: Ein Liebesleid und andere Gedichte. Zürich, Carl Henckell & Co. 96 S.

Wöllflin, Heinrich: Die klassische Kunst. Eine Einführung in die italienische Renaissance. München, F. Brudmann, A.-G. 269 S. Geb. M. 9.—, geb. M. 10.—

Wolf, Carl: Anno bajamal und deute. Romaner Elyen. Innsbruck, E. Cöllinger. 183 S.

Wolff, Fritz: Verantwortung und Kunststrahl. Leipzig, Eugen Diederichs. 39 S.

Wundt, Wilhelm: Sprachgeschichte und Sprachpsychologie. Mit Nachsicht aus B. Debräcks, Grundlagen der Sprachforschung“. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 111 S. M. 2.—

Ziegler, Dr. Heinrich Ernst: Über den derzeitigen Stand der Deizenzlehre in der Zoologie. Vortrag, gehalten in der gemeinschaftlichen Sitzung der Naturwissenschaftl. Hauptgruppe der 73. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Hamburg, am 26. September 1901. Jena, Gustav Fischer. 54 S. M. 1,50.

Ziegler, Th.: Allgemeine Pädagogik. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig, B. G. Teubner. 136 S. Geb. M. 1.—, geb. M. 1,25.

Ziellist, Thadäus: Die Tragödie des Staupens. Betrachtungen zu Zimmermanns „Merlin“. Sonderabdruck aus den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur“. 4. Jahrg. VII. Bd. Ebenda. 50 S.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft“ liegt ein Prospekt aus dem Verlage **Arwed Strauch** in Leipzig bei.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.

Fernruf-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nm. 4 $\frac{1}{2}$ bis 6 $\frac{1}{2}$ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

NB. Für unverlangt eingesandte Rezensionen-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. — Brief- und Manuskript-, Zeitungs- und Büchererfahrungen: ausschließlich an den Herausgeber; Befreiungen, Anzeigen oder Gesandungen: an den Verlag erbeten. — Probebesten auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagsabteilung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: E. Pierjans Verlag (H. Linde) in Dresden.



Band I. * 1902. * Heft 3.
*

Deutschlands innere Verhältnisse.

Don Veritas.

Ds ist eine unbestrittene Thatsache, daß in Deutschland das Vertrauen der Bevölkerung zur Regierung stark geschwunden ist und daß die Unzufriedenheit weite Kreise ergriffen hat. Die Gründe für diese unliebsame Erscheinung sind verschiedene. Sie liegen zunächst darin, daß man eigentlich weder den Kurs kennt, der gesteuert wird, noch den eigentlichen Steuermann. Daß unter dem jungen Kaiser Fürst Bismarck nicht allzu lange am Ruder bleiben würde, hatten wir voraus gesehen. Eine Erneuerung des Ministerkollegiums war auch weiter kein Übelstand und das Hineintreiben Deutschlands in eine mitunter auch aktive Weltpolitik war nicht zu vermeiden. In dem Stück mußte man über Bismarcks Politik wohl oder übel hinaus gehen. Aber man mußte nicht notwendig in allen Stücken neue Wege wandeln. Trotzdem man sich gewiß redlich bemühte, mit allen Mächten in Frieden und Freundschaft zu leben, und gelegentlich auch durch pomphafte Feste und schwungvolle Reden die guten Beziehungen zu allen Mächten feierte, stellte es sich bald heraus, daß man nur die Freunde von früher mißtrauisch machte und die Feinde doch nicht völlig versöhnte. Bald erfaßte das Volk ein Gefühl der Vereinsamung, ein Gefühl, als gehe hinter dem Rücken Deutschlands allerlei vor, wovon die Leute am Ruder nichts wüßten, obgleich sie es gerne wissen möchten — ein Gefühl, als wenn Deutschland nicht treibe, sondern getrieben werde; ein Gefühl, als ob Deutschland, auch ohne es eigentlich zu wollen, von anderen Mächten ihren Zwecken dienbar gemacht werden könnte. Dieses Gefühl macht sich auch da geltend, wo man sonst die deutsche Politik wohl ver-

stehen könnte, und macht auch mißtrauisch in Bezug auf Handlungen der Regierungen, die zu rechtfertigen wären.

Der starke Ministerverbrauch im letzten Jahrzehnt ließe sich erklärlich finden, zumal da die Minister manchmal nur in's Amt gerufen werden, um ein bestimmtes Gesetz durchzubringen, eine bestimmte gesetzgeberische Arbeit zu fördern und dann bei der nächstbesten Gelegenheit zu verschwinden. Das finden wir schließlich in anderen Ländern mit konstitutioneller Verfassung auch. Aber in Deutschland kommen die Ministerwechsel fast immer plötz- lich, unerwartet, und sie treffen das Volk unvorbereitet. Eine Eigentüm- lichkeit ist es, daß von sonst unterrichteter Seite das Bestehen einer Krisis fast stets abgeleugnet wird, bis sich dann doch zeigt, daß die Gerüchte mehr wußien als die orientierten Stellen. Warum geben denn aber die Wohl- unterrichteten das Vorhandensein einer Krisis nicht zu? Ist das eitel Flunkerei, oder ist das ein Zeichen dafür, daß man an „wohlunterrichteter Stelle“ nicht mehr weiß, was vorgeht?

Letzteres wäre denn doch nur möglich, wenn Kreise Einfluß auf die Regierung und auf die Entschließung maßgebender Persönlichkeiten hätten, die dazu nach der Verfassung des Landes nicht berufen sind. An allen Fürstenhöfen ist das Hänke- und Intriguenspiel zu Hause, und es geht im letzten Grunde darauf aus, Einfluß auf den Fürsten, seine Handlungen und Entschließungen zu gewinnen. Wir sehen diese Intriguanen weniger in den Kreisen des landsässigen hohen Adels, die sich mit den Fürsten blutsverwandt und von den Fürsten wirtschaftlich unabhängig fühlen und denen es ihre Stellung erlaubt, auch einmal dem Fürsten ein freies Wort zu sagen, wenn schon auch für eine solche Einwirkung eine verfassungsgemäße Form nicht vorhanden ist. Wir sehen sie mehr in den Kreisen des Hofadels, der vom Hofe auch wirtschaftlich abhängig ist und ohne den Hof nichts ist, der aber mit dem Träger der Krone sozusagen in täglicher Verbindung steht und der von jeher Lust gehabt hat, eine Art Neben- regierung zu bilden. Wir sehen sie ferner in der großen Betterschaft der Fürsten, die unter Umständen auch einen Einfluß auf die Regierung aus- zuüben suchen, für welche im Rahmen der Verfassung kein Platz ist. So im Allgemeinen. Wie es in dem Stück am deutschen Kaiserhofe aussieht, ist im Volke natürlich unbekannt. Es muß aber ausgesprochen werden, daß man vielfach den Einfluß Unberufener argwöhnt.

Schon Bismarck klagte gelegentlich über die Quertreibereien einer kleinen aber einflußreichen Partei, und daß sie am Hofe zu finden war, ist aus seinen Äußerungen wohl nicht zu bezweifeln. Er bestand auch auf seinem Rechte, daß die Minister nur durch ihn mit dem Träger der Krone

zu verkehren hätten, und wesentlich darüber kam er zu Fall. Man kann es ja nun begreiflich finden, daß ein Kaiser, der nicht nur dem Namen nach, sondern in der That regieren will, und der das Zeug hat, es zu können, sich Rat holen will, wo es ihm beliebt, nicht beim Reichskanzler und Ministerpräsidenten und nicht bei den Ministern allein. Aber daß in einem großen Ministerkollegium alles ein Herz und eine Seele ist, braucht man auch nicht anzunehmen, und wenn da der Eine gegen die Pläne des Anderen arbeitet, so entsteht ein Wirrwarr, den das Volk an dem Schwanken des gesteuerten Kurzes alsbald merkt. Daß in Deutschland in den letzten Jahren in diesem Punkte zumal nicht alles war, wie es sein sollte, hat man wohl gemerkt. Schon die Korruption in der offiziellen Presse legte Zeugnis davon ab. Man fand in so verschieden gerichteten Blättern Nachrichten offenbar offiziöser Natur, und so verschieden geartete, in Richtungen und Zielen verschieden geartete, offiziöse Sachen kamen in die Presse, daß man eine einheitliche Richtung, einen festen Kurs der Regierung nach innen und außen notwendig vermissen mußte.

In der ausländischen Presse findet man oft die Meinung vertreten, der deutsche Kaiser könne keinen Widerspruch vertragen; wer es wage, ihm entgegen zu treten, der müsse fallen. Wahr ist daran nur, daß er von einer nicht gewöhnlichen Willenskraft ist und Dinge leicht auffaßt und durchschaut. Widerspruch verträgt er sehr gut, aber dieser muß kein bloßes Gerede, er muß begründet sein, wenn er wirken, wenn der Kaiser seiner wegen seine Meinung aufgeben soll. Jedoch, ein willensstarker Herrscher hat nicht immer das Glück, gleich willensstarke Minister zu finden. Bequemer ist es, sich jeder eigenen Meinung zu begeben und sich nur als Vollstrecker der Befehle des Monarchen zu fühlen, wie Graf Caprivi seine Stellung und seinen Beruf eingestandener Maßen auffaßte. Im deutschen Volke hat man das Gefühl, als seien die Minister nicht immer über die Stimmung des Volkes genügend unterrichtet, als sei der und jener Minister mehr daran interessiert, auf seinem Posten zu bleiben als dem Kaiser ein Wort zu sagen, welches vielleicht wenig Beifall findet; kurz, als nähmen nicht alle Minister es mit ihrer Verantwortlichkeit besonders genau. Es sollte doch wohl so sein, daß ein Minister unweigerlich von seinem Posten zurücktritt, so bald er für eine geplante oder vollzogene Regierungshandlung die Verantwortung nicht mehr übernehmen kann, sobald sie seinen Anschauungen nicht mehr entspricht. Charakterfeste Männer dieser Art thäten Deutschland in jetziger Zeit not, aber das Volk hat nur zu oft die Überzeugung, daß Minister in ihren Überzeugungen und Ansichten sehr wandelbar seien und daß der Mut, ihre Meinung auch nach oben hin zu sagen, nicht Allen gegeben sei.

Der Kaiser ist eine impulsive Natur. Wie der Weg vom Herzen zur Zunge bei ihm ein sehr kurzer ist, so auch der Weg vom Entschlusse zur That. Für solche ehrliche Geradheit hat man im Allgemeinen im Volke ein Verständnis. Aber man findet doch auch, daß zu oft ein Mißverhältnis herrscht zwischen den Reden und den Thaten. Man kann dem gegenüber nun wohl sagen, daß nicht alle Kaiserreden Programmreden sind. Sicher entspringt manche Kaiserrede nur dem Bedürfnis, sich über eine Sache einmal auszusprechen, einmal zu sagen, wie es ihm um's Herz ist und was er gerne möchte. Wie er aber dabei offenbar nicht jedes Wort auf die Goldwaage legt, so ist es gewiß auch gar nicht in seinem Sinne gehandelt, wenn man hinter jedem Satze und hinter jeder Redewendung eine hohe politische Offenbarung sucht. Für die Art und Weise, wie man seine Reden in der in- und ausländischen Presse auszulegen und auszuheuten liebt, hat er offenbar gar kein Verständnis. Aber da sie nun einmal gemißbraucht werden, so wäre es Sache der auch für die politischen Äußerungen des Kaisers verantwortlichen Regierungsstellen, dem Kaiser über die Wichtigkeit jedes von ihm gesprochenen Wortes reinen Wein einzuschenken. Und wenn der Minister für eine solche Rede die politische Verantwortung nicht voll und ganz übernehmen kann, so muß er eben gehen.

Auch in den Thronreden kommt es gelegentlich vor, daß Gesetzesvorlagen angekündigt werden, die hernach doch nicht an den Reichstag oder an den Landtag kommen. Sicher kann so etwas einmal vorkommen, denn Arbeiten in den Ministerien können durch andere dringendere Arbeiten aufgehalten werden. Aber wenn so etwas, wie in der letzten Zeit in Deutschland, allzu häufig vorkommt, so schließt man nicht mit Unrecht auf Mangel an Einheit in der Regierung oder auf anderweitige unberechenbare Einflüsse, die den Ministern zu mächtig sind: also auf ein kopflos Regiment. Auch hier würden die Minister darauf zu dringen haben, daß sie in den Stand gesetzt werden, ihr Wort zu halten — oder sie müßten gehen. Das Volk verliert gerade durch unausgeführte Versprechungen am leichtesten das Vertrauen zu der Regierung; es weiß nicht, woran es ist und wird ein Gefühl der Unsicherheit nicht los. In Deutschland ist dies Gefühl nachgerade eines, mit dem man rechnen muß.

Im Grunde ist mit der gegenwärtigen Regierung keine Partei mehr recht zufrieden. Ein eigentliches Parteiregiment ist freilich in Deutschland bei der herrschenden Parteizersplitterung auch nicht möglich. Nicht einmal eine Parteigruppe ist denkbar, auf welche sich die Regierung fest stützen kann, dazu sind die Unterschiede, selbst zwischen den sich nahe stehenden Parteien, zu groß, und dazu ist die Zerfahrenheit im Lager der einzelnen Parteien, die fast

alle auf ein veraltetes, mühsam restauriertes Programm schwören, zu deutlich. Ein Parteidement hat zudem noch den Nachteil, daß das Regiment bei einem Umschlag in der Volksstimmung leicht von einer Partei an die andere übergeht. Ein parteiloses Regiment verbürgt eine größere Stetigkeit. Allerdings muß aber eine gewisse Weisheit vorhanden sein, um, wie solches Bismarck verstand, ein derartiges Regiment zu führen. Bismarck hat der Reihe nach alle politischen Parteien bekämpft und doch wieder verstanden, sie der Reihe nach alle zu benutzen. Der Reihe nach alle vor den Kopf zu stoßen, das hat man in den Jahren seit Bismarcks Entlassung ja auch verstanden; aber in der Benutzung hat man weniger Glück gehabt, und wenn man jüngst sogar den Versuch machte, gegen eine Partei einen Gesetzesentwurf durchzubringen, deren Unterstützung man bei anderen Vorlagen bedurfte und mit der man dabei rechnete, so ist das ein Zeichen dafür, wie wenig man überhaupt mit den Parteien zu rechnen versteht. Klärend wirkt so etwas bei verworrenen politischen Verhältnissen wohl niemals.

Wie die Dinge bei uns liegen, ergibt sich am Besten aus der Behandlung der Kanalvorlage. Schon bei ihrem ersten Einbringen war sie nicht populär. Die Gründe sind leicht ersichtlich. Die Kanäle kosten einen Haufen Geld. Sonst ist für Landeskultur-Ausgaben das Geld im Lande nicht sonderlich reichlich. Hier sollten hunderte von Millionen ausgegeben werden, obgleich die dem Kanal fern Wohnenden weder die Notwendigkeit noch die Rentabilität einsehen. Wenn zudem von der einen Seite gefürchtet wird, der Handel könne nach der Fertigstellung des Kanals neue Bahnen wandeln und der Kanal könne auswärtigen Seehäfen nützen und deutschen schaden; von der andern, er könne zum Einfallsthor für billiges auswärtiges Getreide werden; von der dritten, es seien nun für Jahre hinaus für andere Kulturzwecke keine Gelder zu erhalten; von der vierten, es seien die Verhältnisse nach außen nicht danach angethan, ein so weit-sichtiges und kostspieliges Werk in Angriff zu nehmen zc. — so ist die geringe Popularität der Kanalvorlage zur Genüge erklärt. Gleichwohl konnte die Regierung hoffen, die Gegner in ihr Lager hinüber zu ziehen, und die Einbringung der Kanalvorlage war gerechtfertigt. Es wurde be-fannlich eine Einigung nicht erzielt, und die Regierung entschloß sich, dem Landtage bei der nächsten Tagung eine erweiterte Kanalvorlage vorzulegen. Der Schritt war bedenklich. Entweder mußte die Regierung die Sache dilatorisch behandeln, als einen Versuch, den Kanal in dieser Form schmack-hafter zu machen, und gleich durchblicken lassen, daß ihr auch am Scheitern dieser Vorlage nichts gelegen sei — und dann hatten die Gegner des Pro-jektes von vornherein gewonnenes Spiel; oder sie mußte Mittel und

Bege finden oder bereits wissen, die Vorlage diesmal durchzusetzen, und die hatte sie leider nicht. In der That zeigte sich auch bald, daß die Vorlage keine Annahme finden würde. In der Kommission wurde fleißig beraten und fleißig Zeit vertrödelst. Endlich schien man darüber zu einer Einigung zu kommen, daß man einige mit dem Projekt in Verbindung stehende Vorarbeiten im Osten und Westen annahm und den eigentlichen Mittelkanal einige Jahre ruhen ließ. Der Weg zur Verständigung schien gefunden, dem Volke fiel ein Stein vom Herzen, da schnitt die Regierung das Tisch Tuch entzwei und sandte den Landtag nach Hause. Das war alles Andere, nur keine Lösung der Frage. Was nun? Man spricht von einer Auflösung des Abgeordnetenhauses im Hochsommer. Aber die Kanalvorlage taugt als Wahlparole gar nichts. Die Kanalgegner kommen in größerer Zahl wieder. Gegen den Willen des Abgeordnetenhauses den Kanal zu bauen und dann um Indemnität nachzusehen, geht erst recht nicht, denn der Konflikt muß zu einer Niederlage der Regierung führen. Einfach die Vorlage fallen lassen, geht abermals nicht, da dann die Opposition in Zukunft weiß, wie die Regierung mürbe zu machen ist, nämlich durch andauernde Opposition. Kurz, wie aus den Wirrnissen ein Ausgang zu finden, ist schwer zu sagen.

Berscharft werden diese unerquicklichen Verhältnisse noch durch den hitzigen Interessenkampf. Daß die Arbeiterschaft unter Führung der Sozialdemokratie gegen die sog. besitzenden Klassen in Kampfstellung steht, das kommt ja auch anderswo vor. Wie das alles aber noch werden soll, wenn, wie nunmehr eingetreten, eine industrielle Krisis ausbricht, wobei ein Teil der Industriearbeiter entlassen wird und der andere vor der Wahl steht, sich Lohnabzüge gefallen zu lassen oder auch entlassen zu werden, — da freilich kann über Nacht auch dieser Kampf unendlich scharfe Formen annehmen. Am wütendsten tobt heute bekanntlich der Kampf zwischen der Landwirtschaft einerseits und der Industrie und dem Handel andererseits. Der Landwirt behauptet, ohne einen höheren Schutz Zoll nicht bestehen zu können. Die Industrie fürchtet, daß das Ausland die Industriezölle erhöht, so bald Deutschland die Kornzölle höher schraubt, und daß bei einem erhöhten Lebensmittelpreis die Arbeitslöhne steigen müssen, was gerade jetzt der Industrie äußerst fatal wäre. Der Handel verwirft natürlich alle Schranken des freien Güteraustausches. In diesen Kampf der Interessen ist die Regierung eingetreten mit dem Versprechen eines ansehnlichen oder erhöhten, die Lesarten sind verschieden, Zollschutzes für landwirtschaftliche Produkte. Damit ist nun weiter gar nichts erreicht, als daß die Agrarier nun ihre Forderungen sehr hoch gespannt haben und nicht mit dem zufrieden sind,

was sie ohne ein solches Versprechen hoch beglückt hätte. Schwerer noch wiegt der Umstand, daß es den betreffenden Regierungsstellen augenscheinlich schwer wird, ihr gegebenes Versprechen einzulösen. Der viel besprochene Zolltarif setzt überall das Volk in Aufregung, ohne daß man irgend etwas Genaueres erfährt oder sich dabei ein Ende sieht.

Kurz, wohin man blickt, überall ist Unzufriedenheit. Graf Bülow hat bei seinem Amtsantritt viel versprochen. Er hat Schäden offen und ehrlich anerkannt und Besserung versprochen. Aber man hat noch wenig Besserung wirklich verspürt. Man kann abermals das Gefühl nicht los werden, daß zwischen seinem Wollen und Können ein Mißverhältnis obwaltet und zwar nicht sowohl, weil er seinem Amte nicht gewachsen wäre, als weil Einflüsse gegen ihn thätig sind, die ihn hindern zu thun, was er gern möchte, und gegen die er zuletzt nicht wird aufkommen können. Wieder also das unsichtbare Etwas, welches man zerschmettern möchte, welches man aber nicht zu fassen vermag! Wann kommt der Mose, der den Vogt erschlägt und ihn im Sande verscharrt?



Über das Duell vom ethischen Standpunkt.*)

Von Dr. med. Hans Fischer.

(München.)

I.

Die Frage über den Wert und die Berechtigung des Duells ist zwar, so lange diese Unsitte besteht, oft genug behandelt worden. Denn sie ist stets aktuell, da ja kaum einige Monate vergehen, ohne daß von da- oder dorthier die Nachricht kommt, daß das Duell wieder ein Opfer gefordert habe. Die meisten Leute haben keine Ahnung davon, daß die Duellsitte viel allgemeiner herrscht, als angenommen wird. Denn, wer nicht in den Kreisen

*) Nach einem (Dezember 1901 bezw. Januar 1902) im „Verein für ethische Kultur“ und in der „Friedensvereinigung“ zu München gehaltenen Vortrage. — Vergl. übrigens den Artikel von Dr. Otto Helmut Hopfen, „Gesellschaft“ 1901, I. Dez.-Heft. D. S. 4 r.

regelmäßig verlehrt, in denen das Duell als unantastbar heiliges Reservatrecht gilt, erfährt nur von solchen Zweikämpfen, die durch ihren unglücklichen Ausgang Aufsehen erregen, wie die erst kurz der Zeit nach hinter uns liegenden Fälle von Insterburg, Jena und Hannover. Abgesehen von solchen Fällen giebt es wohl täglich so und so viele nicht tödlich ablaufende Duelle. Wie wohl allgemeiner bekannt, betreiben die Studenten eine leichtere Art des Duells mit der blanken Waffe, die sogenannte Schlägermensur, nicht als einen Sport, sondern als eine Vorübung für „ernste“ Fälle. Und damit nicht einzelne, vorsichtige oder friedfertige Mitglieder der Gelegenheit hierzu aus dem Wege gehen, und so nicht zur Übung kommen, ist von den sogenannten schlagenden Studentenverbindungen die Bestimmungsmensur eingeführt. Da ich wohl annehmen muß, daß ein Teil der Zuhörer nicht ganz über diese Seite unseres akademischen Lebens unterrichtet ist, gestatte man mir eine genauere Beschreibung der unter Studenten herrschenden Mensurpraxis.

Das Erste, was ein Fuchs, d. h. ein frisch vom Gymnasium in die schlagende Verbindung eintretender Student, nächst dem Kommenttrinken zu lernen hat, ist das Fechten. Auf dem sogenannten Fechtboden wird mit stumpfen Waffen, unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln, die Fechtkunst gelehrt. Denn bevor der Fuchs nicht in ernster Fehde mit einem ebenbürtigen Gegner seine Gewandtheit gezeigt, kann er nicht zum sogenannten Durschen avancieren. Andererseits will man natürlich nicht, daß mit jeder Mensur eine ernste Gefahr verbunden ist. Deshalb haben die Studenten eigens für ihre Zwecke die sogenannte Schlägermensur „mit Binden und Bandagen“ erfunden, auf deren Detail hier nicht weiter eingegangen, sondern nur so viel bemerkt werden soll, daß diese Art Duell allerdings relativ ungefährlich ist. Alle gefährlichen Stellen — Herz, Hals, die Arme — sind durch dicke Bandagen geschützt, nur der Kopf — bekanntlich kein edler Teil im chirurgischen Sinne — bleibt frei. Immerhin ist die Sache nicht ganz so harmlos, wie sie von den schlagenden Studentenverbindungen gerne hingestellt wird, und schon die Anschauung des Reichsgerichts zu Leipzig, welches in einem konkreten Falle dahin gehend geurteilt hat, daß auch die Studentensensur als Zweikampf mit tödlichen Waffen im Sinne des § 210 des Str.-G.-B. aufzufassen sei, zeigt, daß es nur der in der Praxis der Mensur allerdings stets geübten äußersten Vorsicht zu danken ist, daß nicht alle Augenblicke ein Duellant am Platze erschlagen wird. Denn der Schläger ist in der Hand eines kräftigen und gewandten Fechters, richtig geführt und dirigiert, eine gefährliche Waffe, die, wenn sie einen Menschen unpariert, also mit voller Wucht trifft, sehr wohl dessen Tod herbeiführen kann. Und wenn in Studentenkreisen allgemein fälschlich geglaubt wird, daß selbst ein unparierter Hieb niemals

im Stände sei den Schädelknochen einzuschlagen, so ist dies ein Irrtum, der vermutlich daher kommt, daß, wie gesagt, seitens der Sekundanten die äußerste Vorsicht beobachtet wird, damit solch ein Hieb noch im letzten Moment — wenn auch unkommentmäßig — heraus gefangen, oder wenigstens durch Einspringen mit dem Schläger abgeschwächt wird. War letzteres nicht mehr möglich, so sehen wir in der That so schwere Verletzungen durch Schläger entstehen, daß die Verletzten nur durch schleuniges Verbringen in die Klinik vom Tode zu retten sind — manchmal aber auch nicht. Wenn ich hiermit beinahe in die medizinische resp. chirurgische Seite des Duells geraten bin, so geschah dies nur, um die bei vielen Leuten herrschende Ansicht zu widerlegen, als sei die gewöhnliche Studentenklopffechterei bloß eine Spielerei, bei welcher jedes Risiko für Leib und Leben ausgeschlossen wäre. Jeder, der die akademische Mensur aus eigener Anschauung kennt, muß sich wundern, daß bei der Unzahl von Mensuren, die jahraus, jahrein stattfinden, nicht öfter jemand erschlagen wird, und man möchte wirklich versucht sein zu glauben, Duellanten hätten wie Kinder und Betrunkene ihre eigenen Schutzengel. Unzweifelhaft bleibt trotzdem, daß jeder, welcher einen Zweikampf eingeht, sein Leben wie das seines Gegners gefährdet und zwar bewußter Maßen. Dies ist gerade bei der Studentenmensur um so verwerflicher, als, wie erwähnt, in den seltensten Fällen eine Beleidigung auf der einen oder andern Seite vorliegt, vielmehr die Gegner von den Korporationen offiziell bestimmt werden. Sehr häufig erlebt man auf der Mensur das den Unkundigen seltsam anmutende Schauspiel, daß die beiden Duellanten, die sich gar nicht kennen und sich nie etwas gethan haben, sich erst in aller Form der Höflichkeit vorstellen, bevor sie sich die Gesichter verhasen. Die Anschauung, als sei die Studentenmensur nur ein harmloser Sport, bei welchem sich eben gerade so gut hier und da ein Unglück ereignet, wie beim Reiten, Segeln und andern Sporten, ist schon darum falsch, weil das Duell von Haus aus auf bewußte Verletzung des Gegners ausgeht, und wer seinem Nächsten eine Verletzung zufügt, kann niemals die Folgen übersehen. An die kleinste und harmloseste Verletzung kann sich eine schwere Wundkrankheit anschließen, die den Tod des Verletzten trotz ärztlicher Hilfe zur Folge hat, und es kann nicht in eine Parallele gesetzt werden, wenn ein Reiter mit dem Pferde stürzt und sich den Hals bricht, und wenn ein Duellant trotz aller Vorsichtsmaßregeln erschlagen wird. Denn bei allen andern Sporten ist es zuletzt Verkettung ungünstiger Umstände oder Fahrlässigkeit, wenn ein Unglücksfall passiert. Einem Reiter geht das Pferd durch, weil sein Diener demselben das Zaumzeug unrichtig angepaßt hat. Das Pferd kommt mit dem Reiter zu Fall und der Reiter bricht den Hals. Selbst den Diener kann nur der Vorwurf der Fahrlässigkeit (die vom Gesetz entsprechend gestraft wird) treffen. Schwer genug wird er

auch dafür gestraft, wenn der Zusammenhang nachweisbar ist, und viel schlimmer ist er daran für sein ganzes Leben, als wenn er einen Andern im Duell erschlagen oder erschossen hätte. Bei allen Gewissensbissen, die ihn außerdem quälen, wird er doch immer den Trost haben, er habe nur aus thörichter Fahrlässigkeit so gehandelt.

Kann ein Duellant, der das Unglück hat, seinen Gegner — und zwar auf der Studentenmensur — zu töten, mit diesem Troste sein Gewissen beruhigen? Spricht ihn sein Inneres wirklich frei? Für den, der ernstlich noch Zweifel hierwegen hätte, will ich folgende Gegenüberstellung machen:

Auf dem Fechtboden (auf welchem bekanntlich die Absicht einer Verletzung des Gegners überhaupt ausgeschlossen ist) fliegt einem Fechter durch Zufall die Fechthaube vom Kopf — ein nicht mehr zurück zu haltender Hieb des Gegners verletzt ihn, die Wunde wird brandig und der Tod ist die Folge; oder — was schon vorgekommen ist — ein abspringendes Stück einer Schlägerklinge trifft einen Zuschauer so unglücklich, daß der Tod die Folge ist! Das sind mit der Natur des Sportes verbundene unglückliche Zufälle, für die niemand verantwortlich sein kann. Wie anders aber liegt der Fall bei der Mensur, auf welcher ich mit scharf geschliffener Klinge in der bewußten Absicht, meinen Gegner zu verletzen, diesen tödlich treffe!

Den Unterschied zwischen beiden Fällen wird nun wohl jeder herausfühlen!

II.

Wir sind erstaunt, zu erfahren, daß die alten, in stockfinsternem Heidentum befangenen Völker das Duell nicht kannten. Weder die Ägypter, noch die Indier — noch die beiden höchst entwickelten Kulturvölker des Altertums, die Griechen und Römer, kannten das Duell als ein Mittel, die vermeintlich besleckte Ehre wieder weiß zu waschen. Wohl kannte man den Zweikampf — aber nur im Kriege, als einen Kampf der Heerführer, und es steht auch in diesem Falle nie die persönliche Ehre des Einzelnen, sondern nationale Güter stehen hinter den Kämpfenden, um deren Besitz zwischen zwei Nationen der Krieg entbrannt ist. Niemals fiel es den geistig hoch stehenden, aufgeklärten Völkern des Altertums ein, daß der Zweikampf ein Mittel sei, verlorene Ehre wieder her zu stellen. Und doch wissen wir, daß die Alten oft hart an einander gerieten und ihrer Meinung über den Gegner in keineswegs parlamentarischer Weise Luft machten. Um nur einige Beispiele anzuführen: Homer erzählt uns in seiner Iliade von dem Zornwüthnis des Achilleus mit Agamemnon wegen eines Mädchens, der Chryseis. Die beiden Helden sprechen nicht durch die Blume, ja Achilles vergißt sich so weit, daß er zum Schwerte greifen

will — aber von einem Duell ist nicht die Rede. Heut zu Tage wäre der Fall unter Studenten oder Offizieren doch wohl nur mit Pistolen auf drei Schritt Barriere bis zur Abfuhr zu erledigen. In der Geschichte Athens hören wir, daß Alkibiades im Übermut einem angesehenen athenischen Bürger, Namens Hipponikus, eine Ohrfeige giebt — seine Freunde stellen ihm das Unehrenhafte seines Benehmens vor; er geht am andern Tage reuevoll zu Hipponikus und bittet diesen um Verzeihung, und Hipponikus gewährt sie. Kein Mensch in Athen fand dadurch die Ehre eines der beiden Männer verletzt. Solcher Beispiele giebt es viele. Jeder wird zugeben, daß es bei diesen Völkern nicht Mangel an Mut war, welcher sie das Duell perhorreszieren ließ. Denn Leute, welche einen Leonidas, einen Aemilius Paullus u. A. in ihren Reihen zählten, hatten wohl ganz andern Mut und Seelengröße, als dazu gehört, sich auf die Menjur zu stellen.

Die traurige Erfindung des Duells ist nicht heidnischen, sie ist christlichen Ursprungs. Nachdem das Christentum die universelle Kultur der alten Völker über den Haufen geworfen hatte, und die litterarischen Schätze der alten Welt hinter Klostermauern nur Wenigen zugänglich waren, verrohte die große Menge des Volks. Die Rechtsprechung war im Gegensatz zur römischen so ungeschickt, daß man sich in zweifelhaften Fällen nicht anders helfen zu können glaubte, als daß man so zu sagen unsern Herrgott vor die Schranken lud. Und dies geschah in den frühesten Zeiten durch das Gottesurteil. Wie bekannt, war die Idee des Gottesurteils die: man gab dem Verdächtigen eine schwere Aufgabe zu erfüllen, und glaubte, Gott, der alles sieht und weiß, wird dem Unschuldigen helfen. Während nun beim gemeinen Volk allerlei Folter- und Qualmittel angewendet wurden, war es ein Vorrecht des Freien und Nichtgeborenen, mit dem, der ihn beschuldigte, in den Zweikampf einzutreten. Wer in dem Kampfe siegte, war unschuldig, seine Ehre durch Gottesurteil wieder her gestellt, der Andere verhöhmt, gerichtet, vogelfrei. Aus diesem Anfang heraus entwickelte sich der ritterliche Zweikampf, der nicht zur Verteidigung von Haus und Herd, sondern der persönlichen Ehre willen geführt wurde, und des Weiteren die Anschauung, daß nur der Ritter eine solche Ehre besitze. Durch Jahrhunderte erhielt sich diese Anschauung von eigenen Ehrbegriffen der Ritter, bezw. des Adels, und erst später, nach der Reformation, gab man auch dem Kriegerstande und später dem Gelehrtenstande das Privilegium einer sogenannten Standesehre. Während der Bürger und Bauer Verbal- und Real-Injurien einstecken sollte, war die subtile Ehre des Adels zc. schon durch das kleinste Wörtchen beleidigt und ein Zweikampf die Folge davon. Dieser Ehrbegriff einer separaten Ehre ist die Hauptursache, weshalb der Duellunfug nicht zur Ruhe kommen will, und mit gegen Himmel gerichteten Augen steht heute die Kirche vor dem ent-

fehllichen Mißbrauch, den sie einst selbst durch die Zulassung der Gottesurteile herauf beschworen. „Ihr sätet Blut“, kann man mit Schiller der Kirche zurufen, „und steht bestürzt, daß Blut ist aufgegangen“. Heute möchte die Kirche das Duell mit allen Mitteln aus der Welt schaffen, das sie seiner Zeit eifrig gefördert. Heute ist sie entsetzt, daß christliche Offiziere und Studenten eine Handlung begehen, welche heidnische Völker für so unmoralisch gehalten, daß ihnen der Gedanke daran gar nicht aufkommen konnte. Es verdient besonders hervor gehoben zu werden, daß es der Kirche ganz schlecht ansteht, die Hände über den Kopf zusammen zu schlagen über die Duellmuth.

III.

Von den Verteidigern des Duells hört man in der Regel sagen, unser heute geltendes Strafgesetzbuch besaße sich nicht mit Imponderabilien und lasse die Verletzung der persönlichen Ehre durch eine geringe Buße ahnden. Besehen wir uns den Fall einmal näher! Wenn heute das Strafgesetzbuch auf Verbal- und Real-Injurien höhere Strafen setzen würde, so daß z. B. eine Ohrfeige in einfachen Fällen statt 5—10 Mark 500—1000 Mark kosten würde, oder gar entsprechende Freiheitsstrafen — was würde die Folge sein? Ein „Herr“ verabfolgt seinem Knecht, der natürlich nicht satisfaktionsfähig ist, im Arger eine Ohrfeige — wir wollen einmal annehmen, daß diese Ohrfeige nicht heftig, sondern bloß markiert gegeben wurde — und nun soll er 1000 Mark zahlen, oder für je 5 Mark einen Tag brummen. Das wäre nach den heutigen Anschauungen gewiß eine zu harte Sühne — aber es wäre konsequent, denn es ist nicht einzusehen, weshalb die Ohrfeige, die der Herr bekommt, höher im Preise sein soll als die, welche der Knecht erhält. Aber darin steckt die Sache! Gerade dieses Beispiel beweist, daß bei den modernen, unsinnigen, verdrehten Ehrbegriffen die Ehre eines Hochwohl- oder Hochgeborenen mehr gilt als die eines bloß Wohlgeborenen. Das ist prinzipiell falsch. Sudermann hat in seinem bekannten Schauspiel „Die Ehre“ den Versuch einer Lösung des Ehrbegriffes gemacht — geläufig ist daraus die Erzählung des Grafen Traast aus dem 2. Akte — man mag über persönliche Ehre denken, wie man will; aber man muß Ehrgefühl jedem Menschen in gleicher Weise zuerkennen in dem Maße, als Pflichtgefühl dahinter steht. Um gleich auf den häufigsten Grund des schweren Duells zu kommen, den Ehebruch: glaubt heut zu Tage jemand, der sittlich zu denken gelernt hat, daß die Ehre eines der oberen Zehntausend angehörigen Herrn durch die Verführung seiner Frau mehr geschädigt wird als die eines Fuhrmanns? Man wende nicht ein, daß die sittlichen Empfindungen bei der oberen Zehntausend feiner seien. Ein Fuhrmann kann in seinem Empfinden durch den Treubruch und

die frivole Verführung seiner Frau tiefer getränkt sein als ein gesellschaftlich höher Stehender. Aber ganz abgesehen davon, daß es von Grund aus Unrecht ist, eine Separatethre für die höheren Stände in Anspruch zu nehmen, daß es frivol ist, sich wegen der Verführung der Ehefrau eines „Herrn Kameraden“ vor die Pistole zu stellen, während man den Arbeiter, dessen Frau man verführt, zum Hause hinaus wirft und höchstens hohnlachend meint, er hätte seine Frau erziehen sollen, eine anständige Frau gienge nicht so weit — — giebt das Duell dem Satisfaktionsfähigen wirklich Satisfaktion?

IV.

Satisfaktion geben heißt Genugthuung geben für einen Schaden, den man angerichtet hat. Bei dieser Definierung, die sich aus dem Worte selbst ergibt, kommt man notwendiger Weise zu der Überzeugung, daß das Duell keineswegs eine Genugthuung im Sinne von Recht und Unrecht verschafft. Denn Zufall, Geschicklichkeit im Fechten oder Schießen, entscheiden den Ausgang, und leider sind die Fälle nicht so selten, in denen ein guter Schläger oder Fechter geradehin auf seine Fertigkeit reißt, die Leute beleidigt, Ohrfeigen austeilt, Weiber verführt u. s. w. u. s. w. Die uranfängliche Bedeutung des Duells als eines Gottesurtheiles wird dadurch lächerlich, heute um so mehr, als wohl selbst der Orthodoxeste kaum mehr an ein direktes Eingreifen Gottes glaubt, der ja im Gegentheil nach den heutigen Anschauungen der Kirche das Duell als größte Sünde erklären muß. Von einer Satisfaktion in dem Sinne, daß beim Duell derjenige siegt, der Recht hat, kann nicht die Rede sein. Die Satisfaktion dafür, daß einer von einem ungebildeten Menschen ohne Grund eine Ohrfeige erhält, besteht dann darin, daß er sich von eben dem selben Menschen auch noch mit dem Säbel vermöbeln lassen muß, wenn sein Gegner stärker ist als er. Unter diesen Umständen sind doch alle Menschen mit Recht zu beneiden, die nicht satisfaktionsfähig sind. Aber ganz abgesehen von kleinen Zänkereien — betrachten wir uns den so häufig vorkommenden, furchtbar ersten Fall, daß jemand nach heutiger Anschauung zum Duell gezwungen ist, weil ein Dritter seine Frau verführt hat. Welcher Hohn auf alle Menschlichkeit und Gerechtigkeit liegt darin, wenn der betrogene Ehegatte, von der Kugel des frivolen Don Juan getroffen, tot hinsinkt in's kühle Gras! Und das nennt man Satisfaktion! Drei Menschen sind unglücklich, und das soll ein Ausgleich sein für das schwere Unrecht, welches geschehen? Ist die Hausehre des Gefallenen damit rein gewaschen, daß er tot ist, ist das pflichtvergesene Weib damit in der Gesellschaft wieder rehabilitiert? . . .

Es ist damit wohl gezeigt, daß das Duell außer Stande ist, Satisfaktion zu gewähren und, daß es lediglich ein Zufall bleibt, wenn im Duell der

Schuldige fällt. Aber selbst wenn dies der Fall — kann der Sieger damit zufrieden sein? Kann der Anblick des sterbenden Feindes ihm Satisfaction geben? Ist seine oder die Ehre seiner Frau wieder her gestellt? Rachsucht ist das Motiv des Duells — Rachsucht, einer der gemeinsten Naturtriebe des Menschen, welcher in dem Moment, in welchem die Rache vollzogen ist, sich gegen den Rächer wendet. Ich kannte Leute, welche das Unglück hatten, ihren Gegner im Duell zu erschlagen oder zu erschießen — ich habe sogar viel mit einigen verkehrt und habe besonders von einem das Vertrauen in hohem Maße genossen: ich habe Geständnisse gehört von ihm, die mich entsetzten, und ich glaube es, daß solch ein Mann seines Lebens nicht mehr von Herzen froh werden kann. Denn wenn auch das Gesetz ihn bloß nach dem Duell-Paragrafen aburtheilte, sein Inneres klagte ihn des Mordes an, seine Seele sah in den heitersten Stimmungen das brechende Auge seines Gegners, der von seiner Kugel getroffen zusammen gebrochen war! Zwar hatte er dessen Hand noch erhaschen können, ein kurzer, schwacher Druck sagte ihm, daß er ihm verzeihe — — welche Ironie liegt in dem Ganzen! Das fühlte auch er und hat mir's oft gestanden, daß ihn gerade an den Tagen und zu den Stunden die tiefste Schwerkut überfiel, da andere Leute heiter und lebensfreudig sind — so zu Weihnachten, am Geburtstage und dergl. Es ist ein häßliches Bild, bei einem ernstem Duell, sei es nun auf Pistolen oder einer schmeren Säbelforderung, zugegen zu sein, ohne zu wissen, was die nächste halbe Stunde bringen wird. Ich selbst bin in meiner Eigenschaft als Arzt oft bei solchen Zweikämpfen zugegen gewesen und kann nur versichern, daß es wie ein schwerer Alp auf Allen lastet. Es ist ein anderes Bild in Wirklichkeit, als es so viele Romane oder Erzählungen schildern.

V.

Wie schon im Eingang meines Vortrags angedeutet, wird von denjenigen, welche das Duell verteidigen, ja für notwendig erklären, gewöhnlich geltend gemacht, unser Str.-G.-B. gewähre für Beleidigungen keine genügende Sühne. Die Verfechter dieser Meinung halten aber nur die Standes-Ehre einer höheren Sühne für wert und meinen — so lange im Str.-G.-B. nicht für eine Ohrfeige, die sie erhalten, wenigstens Zuchthaus und Ehrverlust dem Thäter androhe, so lange brauchte man das Duell. Diese Herren sind sofort anderer Meinung, wenn es sich um eine Injurie handelt, die sie an nicht satisfaktionsfähigen Leuten verüben. Die Sache hinkt also, und wer eine besondere privilegierte Standes-Ehre vertreten will, steht mit beiden Füßen noch im Mittelalter. Übrigens ist es keineswegs so schlecht mit dem Schutze gegen Beleidigungen im Str.-G.-B. bestellt. Speziell verleumderische Beleidigung

wird mit Gefängnis bestraft — je nach der Schwere des Falles von langer Dauer! Hierzu kommen die Kosten, die Öffentlichkeit des Verfahrens, lauter unangenehme Dinge, und in der That scheuen selbst sog. geringe Leute einen gerichtlichen Austrag einer Beleidigungsaffäre so sehr, daß die weitaus meisten Fälle schon am Vermittlungsamte beigelegt werden; ein Beweis, daß die Nichtsatisfaktionsfähigen oft gescheiter sind wie die Satisfaktionsfähigen.

Nehmen wir nun den schwersten Fall an, der unter den „Satisfaktionsfähigen“ Grund zu einem Duelle bildet, den Ehebruch, so bietet jedem das Gesetz meiner Meinung nach eine ausreichende Sühne, mit welcher selbst der Satisfaktionsfähige zufrieden sein dürfte. Nicht nur, daß es dem beleidigten Gatten das Recht gewährt, sich scheiden zu lassen — es stellt, was nicht allgemein bekannt ist, den Ehebruch unter Strafe (§ 172 d. Str.-G.-B.) und bedroht ihn sogar mit Gefängnis bis zu einem halben Jahr für die schuldigen Teile. Ich meine, weiter kann das Gesetz kaum gehen, und wenn in der Praxis von diesem Paragraphen wenig Gebrauch gemacht wird, so liegt dies wohl daran, daß die meisten Ehegatten, welche in die traurige Lage kommen, solche Erfahrungen mit dem Lebensgefährten machen und Ideale begraben zu müssen, sich begnügen, nachdem der erste Schmerz überwunden, ihre Wege fortan zu trennen, ohne dem andern Teile nachzutragen. — Wir sehen also, daß auch die Einrede der Anhänger des Duells wegen der zu geringen Strafen des Str.-G.-B. größtenteils hinfällig ist. Mit Inponderabilien kann sich das Gericht im Allgemeinen nicht befassen, und es ist gar kein Grund vorhanden, warum die Ehre der Gesellschaftsmenschen bezw. die für sich in Anspruch genommene Separatlehre durch strengere Strafen geschützt werden soll als die des Arbeiters. Übrigens wird *ceteris paribus* die Strafe wegen Beleidigung für einen gebildeten Menschen mit Recht in praxi höher bemessen wie für einen ungebildeten.

VI.

Bis jetzt glaube ich gezeigt zu haben, daß das Duell nicht nur moralisch und ethisch verwerflich, sondern auch ein durchaus ungeeignetes Mittel zur Wiederherstellung der Ehre sei. Diese Anschauung wird in der Theorie kaum jemand bekämpfen können, und die oft geäußerte Lebensart, es sei besser, unsere Studenten glichen ihre Beleidigungsaffären mit der blanken Waffe aus als vor dem Strafrichter, ist eine Redensart, die, von einem gedankenlosen Kopf erfunden, von Andern nachgebetet wird. Die Studenten brauchen weder das Eine noch das Andere zu thun. In der Praxis nämlich ist es schon seit den ältesten Zeiten im Studentenleben Sitte, daß Beleidigungen innerhalb einer Korporation durch Revokation und Deprekation ausgeglichen werden müssen, widrigenfalls der Friedensstörer aus der Korporation ausgeschlossen wird.

Ebenso ist es Tradition unter den Offizieren, daß innerhalb des Regiments kein Duell vorkommen soll, und ist jederzeit noch der Regiments-Kommandeur von oben unangenehm angehaucht worden, dem es nicht gelang, Duelle unter den Offizieren des Regiments zu verhindern. Nun sollte man meinen, was innerhalb der Korporationen bezw. Regimenter möglich ist, sei auch sonst möglich. Und zwar müßte es um so leichter möglich sein, als es sich — vom Ehebruch abgesehen — in der überwiegenden Zahl der Duelle um nicht mehr nüchterne Offiziere handelt. Wenn nur der leiseste Verdacht von Trunkenheit auf einer oder beiden Seiten vorliegt, sollte prinzipiell von einer Beleidigung gar nicht gesprochen und auf bedingungsloser Revokation bestanden werden. Man wird vielleicht einwenden, gerade der Insterburger Fall beweise, daß auch in der Trunkenheit Vorbedacht und Absicht vorhanden sein könne. Aber dem ist eben nicht so. Gestatte man mir, daß ich als Nervenarzt das Axiom aufstelle, daß Trunkenheit selbst in scheinbar leichten Fällen unzurechnungsfähig macht. Einen Unzurechnungsfähigen aber müssen wir, so lange er sich in diesem Zustande befindet, behandeln wie einen Geisteskranken. Und wenn er wieder nüchtern geworden und erfahren, was er gethan, wird das natürliche Gefühl der Scham und Reue in jedem moralisch fühlenden Menschen von selbst dazu drängen, sein Benehmen zu entschuldigen.

Es ist freilich für jeden anständigen Menschen eine Schande, sich so weit zu betrinken; aber es ist eine noch größere Schande, bei dem in der Trunkenheit begangenen Unrechte stehen zu bleiben. Und wenn erst die mittelalterlichen Anschauungen über das Duell in der „Gesellschaft“ vernünftigen Platz gemacht haben, kommen wir vielleicht so weit, gerade solche Menschen, die im Eigensinn und wider besseres Wissen bei ihrem Unrechte verharren, gesellschaftlich zu boykottieren — ebenso gut und noch mehr den Ehebrecher, der das Glück einer Familie untergraben. Leider steht es damit z. B. noch ganz anders. Mit einem Glorienschein umgeben steht der Duellant da, die Damen finden die schneidigen Studenten interessant, renommieren damit, daß so und so viele sich ihretwegen geschlagen, und ein Don Juan, der eine Frau verführt und ihren Ehemann im Duell erschossen, darf, wenn er von der Festung kommt, überall da, wo man seine „Schneid“ kennt, und zwar gerade in den besten Familien, auf weiteren Erfolg bei der Damenvwelt rechnen. Ja, selbst die Richter behandeln den Duellant vor den Schranken des Gerichtes mit ausgesuchter Höflichkeit, und der Herr Staatsanwalt, der bei andern Verbrechen nicht genug scharfe Worte findet, vermeidet es sorgsam, den Herrn Duellant, der womöglich in Frack und Glacé-Handschuhen vor den Richtern sitzt, hart anzufassen! Eine Krähe hackt der andern eben nicht die Augen aus. Der Duellant fühlt heraus, daß er es mit gleich denkenden Personen zu thun hat, die ihm niemals wehe thun und möglichst

immer auf's Strafminimum erkennen. Und auf der Festung kann er sich's bequem und angenehm machen, und später ist die Strafe kein Hindernis für sein Fortkommen — im Gegenteil! „Schneidiger Kerl“ — denkt der spätere Vorgesetzte, der im Strafbogen des Duellanten die Verurteilung zu so und so viel Monaten Festung liest, und kommt ihm schließlich mit einer ganz besonderen Hochachtung entgegen.

Daß es bei gutem Willen, d. h. vor Allem, wenn die Anschauungen der oberen Zehntausend auf ethischem Gebiete über das Duell andere werden, möglich wäre, letzteres aus der Welt zu schaffen, beweist England, woselbst man das Duell seit ca. 50 Jahren nicht mehr kennt. Von gegnerischer Seite wird freilich behauptet, daß mit dem Wegfall des Duells der sogenannte Holzkomment in den Vordergrund trete, d. h. daß es bei Meinungsverschiedenheiten leichter zu Thätlichkeiten kommt, und man will gerade in England diese Beobachtung gemacht haben. Ich sehe davon ab, daß unter wirklich gebildeten Menschen so etwas nicht vorkommen kann, bemerke nur, daß in Deutschland gerade in den Kreisen, welche das Duell für unentbehrlich halten, der Holzkomment auch verwaltest. Gerade in akademischen Kreisen ist es ja bekanntlich der Ausdruck stärkster Feindschaft zwischen den einzelnen Kategorien der schlagenden Verbindungen, daß man sich gegenseitig die Satisfaktionsfähigkeit abspricht, wenigstens auf leichte Waffen. So ist es denn zwischen Korps einerseits und Burschenschaften andererseits wiederholt zu schweren Prügeleien gekommen, welchen dann noch schwere Forderungen auf Säbel oder Pistolen nachfolgten. Das Duell erweist sich also keineswegs als ein prophylaktisches Mittel gegen Prügelzügen. Was sollen wir endlich dazu sagen, daß Offiziere gehalten sind, gewissen schweren Beleidigungen auch seitens Satisfaktionsfähiger Personen sofort mit der blanken Waffe entgegen zu treten? Ist das etwa kein Holzkomment?

Aber selbst zugegeben, daß vielleicht Realinjurien und Prügeleien häufiger würden mit Abschaffung des Duells — wollen wir wirklich behaupten, das Duell stehe sittlich höher als die sofortige Erwiderung einer Beleidigung mit einer Realinjurie? Für die sofortige Abwehr einer Beleidigung unter Thätlichkeiten — die freilich vom ethischen Standpunkte auch nicht gut geheissen werden können — sprechen viele „mildernde Umstände“, wie der Jurist sagen würde! Ob der eifersüchtige Bauernbursche, der seinen Schatz durchprügelt, weil sie mit einem Andern zu viel kokettiert, und deren Galan in der Wut der höchsten Eifersucht mit dem Messer angreift — bei seiner niederen Bildung, seiner momentanen Leidenschaft nicht eher zu entschuldigen ist als der Duellant, der erst nach 48 Stunden seinen Nebenbuhler — bei ruhiger Überlegung zu töten trachtet: die Sache zu entscheiden, würde vom Hauptthema zu weit abführen. Aber es ist schon bei Gebildeten vorgekommen und gerade in den Kreisen, die

das Duell hoch halten, daß ein Ehemann den Hausfreund, den er bei seiner Frau in flagranti erwischte, auf der Stelle erschlug. Selbst diese im höchsten Affekt vollzogene Handlungsweise, die gerichtlicherseits als Totschlag qualifiziert und mit der entehrenden Strafe des Zuchthauses bedroht ist, scheint mir noch einen Grad über derjenigen zu stehen, welche erst 48 Stunden später die Tötung des Einen oder Andern in standesgemäßer Weise vollzieht. Jedenfalls ist das jedem Menschen inne wohnende Gerechtigkeitsgefühl im ersten Falle weniger verletzt. Denn das Duell — speziell das Pistolenduell, wie es bei schweren Fällen zur Anwendung kommt, ist ein Würfelspiel um Tod und Leben, bei dem der Zufall entscheidet. —

Ich glaube in meinen vorstehenden Ausführungen gezeigt zu haben, daß das Duell vom ethischen Standpunkte durchaus verwerflich und vom praktischen Standpunkt unnötig ist. Pflicht jedes denkenden Menschen ist es, mit beizutragen, daß man endlich einsehen lerne, daß der Zweikampf eine unsittliche Handlung ist, von der Studentenmensur bis zum amerikanischen Duell. So lange der Duellant glorifiziert wird, so lange helfen selbst Strafen nichts. Nur ein sittliches Emporkommen der Gesellschaft kann dem Übel steuern. Auch Allerhöchste Erlasse können daran im Grunde nichts ändern, wenn auch manches bessern.

Machen wir energisch Front gegen diesen traurigen Überrest des Mittelalters und stellen wir uns auf den Boden der Ethik — damit steht und fällt die Duellfrage zuletzt von selbst!





Aus dem „intellektuellen“ Hamburg.

Von Dr. Heinrich Brömse.

(Hamburg.)

„Hamburg ist eine der interessantesten Städte Deutschlands und für den Philosophen vielleicht die erste.“

Carl Julius Weber: „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen.“ (Fünfter Band, S. 26.)

Was dem Hamburger Kulturleben gerade in der gegenwärtigen Zeit ein besonders eigenartiges Gepräge verleiht, ist ein geheimer Zwiespalt, der es durchzieht. Die Physiognomie anderer Städte ist einfacher und eindeutiger. In den kleineren Universitätsstädten sehen wir alles auf geistige Interessen gestellt, in den Industriebezirken des Westens heißt die Lösung: praktische Thätigkeit, materieller Aufschwung. Hamburg gehörte lange fast ausschließlich den Interessen des Handels und der wirtschaftlichen Macht; in ihrem Dienst stand das geistige Leben der Stadt. Seit etlichen Jahren bemerken aufmerksame Beobachter einen Wandel. Man besinnt sich darauf, daß das Verhältnis ein umgekehrtes sein müsse, daß die materielle Blüte nicht als Zweck, sondern als das Mittel zu geistiger Macht zu gelten habe. Doch das ist fast schon zu viel gesagt. Diese Stimmung ist noch nicht allgemein, auch noch nicht in den Kreisen der so genannten Gebildeten. Aber überall regt sich bei Einsichtigen das Gewissen und was mehr ist, der Wille.

Philosophische Historiker gefallen sich darin, in der Kulturentwicklung der Menschheit im Allgemeinen und des deutschen Volkes im Besonderen Pendelschwingungen zu konstatieren, die mit gesetzmäßiger Notwendigkeit vom materiellen zum geistigen Höhepunkt führen und umgekehrt — in jener langweiligen Unendlichkeit, die nicht eine Schule des Erhabenen ist, sondern — nach Hegels Worten — nur ein „schales Erstaunen“ weckt. Sogar die Zeit dieser Pendelschwingungen ist mit geringerer oder größerer Genauigkeit berechnet worden. Aber selbst wenn es nur eine Illusion

wäre, daß wir dies Gesetz brechen könnten, wir sollten handeln, als ob die Illusion Wahrheit wäre. Wir sollten uns nicht damit begnügen, zu beobachten und die Weltgeschichte auf Formeln zu bringen, sondern mit der rücksichtslosen Tapferkeit, die wir einer guten Sache schuldig sind, daran arbeiten, daß die geistigen Werte als Zweck erkannt und erstrebt, daß die materiellen nur insoweit für berechtigt gehalten werden, als sie jenen dienen, mögen sie sich auch noch so stolze und bestechende Namen beilegen.

Rudolf Eucken unterscheidet in einer kürzlich erschienenen Abhandlung über „die weltgeschichtliche Aufgabe des deutschen Geistes“ (Deutsche Monatschrift, S. 23 flg.) die Vertreter der beiden angedeuteten Richtungen als Praktiker und Intellektuelle. Ich nehme gerne den Ausdruck an, wenn auch hinzugefügt werden muß, daß auf der geistigen Seite nicht der Intellekt, d. h. das Denken allein, sondern mit ihm verbündet und ihm gleich-, wenn nicht: übergeordnet die Kunst steht. Ich kann auch nicht dem beistimmen, daß beide Richtungen gleich berechtigt sind. Sie sollen sich wohl gegenseitig ergänzen und verstärken, aber nur in dem Sinne, wie man den Boden verbessert nicht aus Freude am besseren Boden an und für sich, sondern damit er bessere Frucht bringe. Auf's geistige Leben in seiner Gesamtheit läßt sich das Bibelwort anwenden: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!“ Und jedes Nicht-Fortschreiten heißt hier Schaden-Nehmen.

Thöricht und einseitig wäre es, den riesenhaften Aufschwung von Hamburgs Handel und Wohlfahrt, den geraden, Freiheit liebenden Sinn, den thatkräftigen und fruchtbaren Fleiß seiner Bürger nicht mit hohem Lob anzuerkennen. In keiner deutschen Stadt von ähnlicher Größe sieht man am Tage weniger Nichtsthuer und Straßenbummler. Die Leute haben einfach keine Zeit zum Schlendern und Flanieren, und die Klasse der immer müßig Genießenden, von denen ein ganzes Heer etwa Berlins Straßen bevölkert, ist hier durch ein am Tage wenigstens kaum merkbares Häuflein vertreten. Hamburgs Leistungen auf materiellem Gebiete, die nicht nur seinen eigenen Einwohnern, sondern dem ganzen Vaterlande zu Gute gekommen sind, soll keiner wagen zu schmälern und zu schelten. Aber erfreulich ist es dennoch für jeden, der über jene großen Wertunterschiede nachgedacht und sich auf die Seite der Intellektuellen gestellt hat, zu sehen, wie sich Hamburg angeschickt hat, nicht mehr ausschließlich den ihm oft beigelegten Namen einer Stadt der Kaffee- und Geldsäcke, der Mustern und Beefsteaks zu verdienen. Denn auch das darf nicht verschwiegen werden, daß Hamburg nicht allein groß im Handel und Wandel,

sondern auch im Essen und Trinken ist; und der materielle Genuß pflegt ein noch schlimmerer Feind geistiger Kultur zu sein als die materielle Thätigkeit.

Ein paar Stimmen von beachtenswerten Kritikern über Hamburgs geistige Physiognomie in Vergangenheit und Gegenwart möchte ich anführen. Lessing klagt im 101.—104. Stück seiner „Hamburgischen Dramaturgie“ darüber, daß nichts, ja noch Schlimmeres als nichts vom Publikum zur Förderung des „Nationaltheaters“ geschehen sei, und ruft erbittert aus: „Der süße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, ist schon wieder verschwunden, und so viel ich diesen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der sein, wo ein solcher Traum am spätesten in Erfüllung gehen wird.“ Seine hat allzeit und mehr, als billig war, auf Hamburg gescholten. „Verdammtes Hamburg“, ist schon sein erster Brief aus dieser Stadt an seinen Freund Moser überschrieben. Carl Julius Weber, der treffliche Verfasser der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“, äußert in kräftigen Worten sein Erstaunen über die starke Betonung der Geld- und Mageninteressen gegenüber denen des Geistes und sagt mit Beziehung auf die Hamburger: „Mit allzu viel Handel im Kopf entsteht gerne eine gewisse geistige Leere.“ (V. Band, 1. Brief.) Nach A. Trinius ist dem Hamburger bei seinem derben und gesunden Realismus der Sinn und das Empfinden für das Ethische und Geschichtliche in den Windeln stecken geblieben; die Muses hätten sich hier eigentlich niemals recht heimisch gefühlt. „Sie waren immer auf sich selbst angewiesen, und das hat sie arg verschmupft und mehr und mehr dem Elbstrande entfremdet.“ (Hamburger Schlendertage, I. Band, S. 7.) Alfred Lichtwark, der geistvolle Anreger und Erzieher zur Kunst, hat in seiner sehr lesenswerten Schrift „Hamburg. Niedersachsen“ eingehend die Verhältnisse erörtert, warum es hier noch nicht zu einem rechten geistigen Leben aus dem Vollen kommen wollte, und den Weg zur Besserung gezeigt. Es wird davon noch weiter die Rede sein müssen. Gustav Schiefeler veröffentlichte ein in Lichtwarks Geist geschriebenes Buch über „Hamburgische Kulturaufgaben“. Auch er preist die wirtschaftliche Machtstellung der Stadt und den thätigen Sinn der Bewohner, der zu ihr geführt hat. Aber auch er fügt beschämt hinzu, daß man sich, da der Schwerpunkt des Weltinteresses auf geistigem Gebiete liege, nicht lange bei uns aufhalten werde. Der Besitz materieller Güter begründe in den Augen der gebildeten Welt hohe sittliche und geistige Pflichten. Es könne nicht zweifelhaft sein, was wir zu thun haben: der Pflege der geistigen Interessen und der Kunst auch in unserem öffentlichen und privaten Leben

einen hervorragenden Platz einzuräumen. (S. 18, 19.) Otto Ernst, dessen Vorträge und Essays man hoch einschätzen kann, ohne ein Bewunderer seiner dramatischen Werke zu sein, hat noch vor einigen Wochen beim zehnjährigen Stiftungsfest der hiesigen „Litterarischen Gesellschaft“ eine Ansprache — oder Moralspredigt — gehalten, in der er den Hamburgern in's künstlerische Gewissen redete und mit einiger Übertreibung ausführte, daß hier die Kunst, insbesondere das Drama, noch kein Publikum gefunden habe. Ganz so schlimm ist's glücklicher Weise nun nicht, aber es ist vielleicht gut, wenn die Geister mit Zornesrede wach gerüttelt werden.

Von drei Dingen möchte ich im Folgenden kurz sprechen — und ich lege Wert darauf, hinzuzufügen, daß es sich hier nur um Andeutungen und Fragmente handeln kann, die das Problem nicht zu erschöpfen vermögen —: von den Ursachen, die der Herrschaft der geistigen Faktoren lange Zeit im Wege gestanden haben; von den im Lager der Intellektuellen herrschenden Wünschen und Hoffnungen, die, wie es bei Reformversuchen im Anfang nicht anders sein kann, zuweilen allzu stürmisch und weit gehend erscheinen; und von den geistigen Thaten, die bisher vorliegen.

Es wäre unvorsichtig, zur Begründung des ersten Punktes bündige Thesen aufstellen zu wollen. Es ist immer ein heikles Ding, für Charakterzüge eines Volkes oder einer größeren sozialen Gemeinschaft ethnologische Kausalreihen nachzuweisen. Man dreht sich da leicht im Kreise und schließt aus den Thatfachen auf Eigenschaften, die nur wieder eine Umschreibung der Thatfachen sind. Schließlich statuiert man gewisse Rasseninstinkte und ist damit so klug wie zuvor. Auf's Problem des Hamburger Kulturlebens angewendet: was hilft es, zur Erklärung von der angeblichen Schwerefülligkeit des niederdeutschen Wesens zu reden, die doch selbst erst aus dem Beobachtungsmaterial erschlossen wird und kein Schlüssel für dieses ist! Lassen wir alle tief scheinenden Rasthetorien bei Seite, zu denen ein fleißiger Völkerpsychologe noch Hinweise auf den einst mächtigen Einfluß englischen Handelsgeistes und niederländischer Behaglichkeit im materiellen Wohlleben hinzufügen könnte. Einfacher gestaltet sich die Sache schon, wenn wir von aller Ethnologie hier absehen und innerhalb der Thatfachen selbst, der *causae secundae*, das erste Glied der Kausalreihe fixieren. Auf den ersten Blick mag das sogar sehr einfach erscheinen. Ist nicht eben, so wird man fragen, der praktische Thätigkeits- und Erwerbsinn Ursache für das Zurückdrängen der geistigen Interessen? Aber im Grunde heißt das doch wohl nur, die selbe Sache zweimal mit verschiedenen Namen nennen. Daß geistige Interessen nicht zur Geltung kommen, ist sicherlich eng verbunden, wenn nicht identisch damit, daß nicht geistige herrschen.

Aber die Ursache dafür! die Ursache! — und wir stehen wieder mitten in rasse- und geschichtsphilosophischen Theorien. Wir kommen aus dem Kreise nicht heraus, wir müßten denn vor den geschichtlich-psychologischen Faktoren auf solche des Klima's, des Bodens, der Lage zurückgehen; aber vielleicht geraten wir so aus einem Kreis nur in andere Kreise. Wir wissen, daß es nirgends Zufälligkeiten giebt, weder im Leben des Einzelnen, noch in dem der Völker, wir können auch wohl Geschichte pragmatisch verstehen und innerhalb der Thatfachengruppen Ursache und Wirkung erkennen; aber wie die allgemeinen Bedingungen sich zu den Thatfachen verhalten, können wir nur vermuten, um so mehr, als wir uns bewußt sind, daß es außer den sichtbaren Faktoren Imponderabilien giebt, an denen alle Weisheit scheitert. Nehmen wir einmal das Vorherrschen materieller Interessen — mit vollem Bewußtsein, damit keine Erklärung zu geben — als gegebenes erstes Moment, so lassen sich vielleicht noch ein paar Züge dem hinzufügen — wenigstens für einige Seiten des Kulturlebens.

„Was in den übrigen deutschen Staaten für Kunst und Wissenschaft geschehen ist,“ so heißt es in Lichtwarfs trefflicher Darstellung „Hamburg. Niedersachsen“ (S. 51), „gieng vom Fürsten aus, war ein Ausbau von Grundlagen, die er gelegt hatte, oder geschah unter der Ägide der Organe des Staates, der die Erbschaft des absoluten Fürstentums angetreten hatte. In Hamburg hatten bis vor ganz kurzer Zeit die Organe des Staates in Kulturdingen keine Initiative.“ Ein aufmerksamer Beobachter, der dies nicht weiß, könnte es schon aus einem äußeren negativen Merkmal im Bilde der Stadt erraten: aus ihrer Armut an Denkmälern, die dem Reichtum an Einrichtungen für Verkehr, Handel und Schifffahrt gegenüber doppelt auffällig ist. An jener von Lichtwarf hervorgehobenen Erscheinung darf jedoch die gute Seite nicht übersehen werden. Was hier — „bis vor ganz kurzer Zeit“ — in Kulturdingen geleistet wurde, gieng eben aus Privatinitiative hervor, aus der Vollkraft eines leistungsfähigen Bürgertums. Wobei nur zu bedenken ist, daß diese Leistungen im Wesentlichen die Kultur nicht als Zweck, sondern als Mittel zu praktischem Schaffen förderten, und daß ferner solche Bestrebungen nur Sache der Wenigen waren und das geistige Leben der Gesamtheit kaum betrafen. An erster Stelle muß hier die 1765 gegründete Gesellschaft zur Förderung der Künste und nützlichen Gewerbe genannt werden, die, wie Lichtwarf ausführt, länger als ein Jahrhundert lang die Rolle eines freiwilligen Kultusministeriums spielte, und von der während dieser Zeit fast alle Unternehmungen zur Förderung der kulturellen und ökonomischen Wohlfahrt ausgegangen sind: die Gründung von gewerblichen Lehranstalten, von

Bibliotheken, Museen u. A. Im Volke ist sie weniger unter dem angeführten Namen als unter der ehrenden Bezeichnung: „Patriotische Gesellschaft“ bekannt. Noch viel Ruhmliches ließe sich anführen für die Initiative, die aus privaten Kreisen — von Gesellschaften und Einzelnen — in Kulturbdingen ausgegangen ist. Aber das alles hat doch nicht genügt, um Hamburg zu gleicher geistiger Bedeutung mit anderen Großstädten Deutschlands zu heben, hat vor Allem nicht genügt, um eine Tradition zu schaffen, die für das Kunstleben insbesondere unerlässlich erscheint. „Jeder Einzelne, jede Generation“, sagt Lichtwark, „hatte von vorn zu beginnen, war auf sich selber gestellt und sorgte wesentlich nur für die unmittelbar fühlbaren Bedürfnisse.“

Die Inanspruchnahme fast der ganzen Schaffenskraft des Einzelnen und der Gesamtheit durch Handelsunternehmungen, der Mangel einer staatlichen Initiative in Kulturbdingen und, damit eng zusammenhängend, der Mangel an künstlerischer Tradition, dem gegenüber die starke Tradition materieller Thätigkeit und materiellen Wohllebens doppelt mächtig erscheint — das etwa sind die Momente, die das Zurückdrängen der geistigen Kultur verständlich machen — ohne es freilich ganz zu erklären. Es bleibt ein unerklärbarer Rest, von dem wir nichts weiter sagen können, als daß er „im Blute steckt“.

Über den zweiten Punkt, die Hoffnungen und Wünsche der Intellektuellen, möchte ich mich sehr kurz fassen. Sie begnügen sich nicht damit, Einrichtungen zu fordern, durch die „einerseits die Entstehung guter, lebendiger Kunstwerke, so weit es möglich ist, befördert, andererseits das Interesse und Verständnis des Publikums für die lebendige Kunstproduktion“ geweckt und gebildet werde (Schiefler, „Hamburgische Kulturaufgaben“, S. 27); sie wollen nicht nur den Bestrebungen, die auf Verbreitung und Vertiefung der Volksbildung gerichtet sind, besondere Aufmerksamkeit gewidmet wissen; sie gipfeln in dem Verlangen nach einer Hamburger Kunstakademie und einer Hamburger Universität. Namentlich mit letzterer Forderung haben sich bereits weitere Kreise beschäftigt, besonders nachdem sie mehrfach in einheimischen und auswärtigen Zeitungen und Zeitschriften erörtert worden ist. Welche Aussichten diese Bestrebung zur Zeit hat, läßt sich noch nicht übersehen. Es mag hier genügen, darauf hinzuweisen. Quod bonum, faustum, felix, fortunatumque sit!

Vor zehn Jahren etwa ist die Wendung im Hamburger Kulturleben eingetreten, die, aus mancherlei Faktoren resultierend, eine kräftige und schnelle Entwicklung zum Besseren hervorrief. Seitdem ist es mit erstaunlicher Eile und einer reichen Entfaltung vorwärts gegangen. Wenn von

irgend einer Zeit der Ausdruck des in „Deutschland reisenden Deutschen“ Carl Julius Weber gelten kann: „Hamburg ist eine der interessantesten Städte Deutschlands und für den Philosophen vielleicht die erste“, — so gilt er vom letzten Jahrzehnt. Alle Schritte auf dem Wege zum Höheren können hier nicht angeführt werden, aber die wichtigsten will ich kurz aufzählen.

Vorausgeschickt muß werden, daß die Anfänge der beiden bedeutendsten Hamburgischen Museen, des Museums für Kunst und Gewerbe, sowie der Kunsthalle, bereits bis in's Ende der sechziger Jahre zurückreichen. Beide sind durch dankenswerte Stiftungen aus Privatkreisen begründet. Jenes hat sich unter Leitung seines hochverdienten Direktors Justus Brindmann zu einem hervorragenden Institut entwickelt, das u. a. eine bisher auf dem Kontinent unerreichte Abteilung für japanische Kunst besitzt und stets engste Fühlung mit der modernen Entwicklung des Kunstgewerbes hält. Die Kunsthalle, wesentlich unterstützt durch die Bestrebungen des Vereins von Kunstfreunden, der die Aufgabe verfolgt, die Mittel zum Ankauf von Gemälden und Skulpturen für dies Museum aufzubringen, steht unter Leitung des hier mehrfach genannten Lichtwark. Was diese beiden Männer gethan haben, um die bildende Kunst, deren Werke hier früher nur in den Häusern der Reichen eine Heimstätte fanden, dem Volke zu geben und in weiten Kreisen Verständnis für sie zu wecken, das bildet ein besonderes, ehrenvolles Kapitel in der Geschichte des Hamburger Kulturlebens. Mit besonderem Eifer nimmt sich die Kunsthalle der Heimatkunst an. Neben einer nicht unbedeutenden Sammlung älterer Hamburgischer Meister findet sich eine von Hamburger Malern des 19. Jahrhunderts. Die interessanteste Gruppe wird durch eine dritte, 1859 gegründete Sammlung gebildet, die zum Teil ausgezeichnete Bilder mit Motiven aus der Stadt und der Umgegend enthält. Sowohl auswärtige, als auch einheimische Künstler haben vortreffliche Beiträge zu dieser Gruppe geliefert. Unter jenen nenne ich: Max Liebermann, Skarbina, von Kalkreuth, Hans Olde, Momme Nissen, unter letzteren Lutteroth, Rodeck, Ruths, Kaufmann, Illies.

1891 wurde auch auf litterarischem Gebiet ein Sammelpunkt durch Gründung der „Litterarischen Gesellschaft“ geschaffen. Als Gründer und Führer haben sich besonders Otto Ernst und J. Loewenberg verdient gemacht. Der Erfolg darf als außerordentlich groß bezeichnet werden. Die Gesellschaft, die über 1200 Mitglieder zählt, hat eine schier unübersehbare Reihe von Vortragsabenden veranstaltet, an denen zum Teil die ersten Autoren Deutschlands zu Worte kamen und jedenfalls zur Förderung

des litterarischen Interesses in Hamburg erheblich beitragen. (Vgl. übrigens die Jubiläums-Festschrift von Léon Goldschmidt: „Die litt. Gesellschaft zu Hamburg“; Hamburg, 1901.)

Wie die Gründung dieser Gesellschaft im Wesentlichen aus den Kreisen der Volksschullehrer hervorgegangen ist, so ist es auch die gleichfalls erfolgreiche — 1896 in's Leben gerufene — Vereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung in der Schule. Überall hört man heute davon predigen, daß die Kunst in die Schule eingeführt werden solle. Man darf behaupten, daß auf diesem Gebiet Hamburg eine führende Rolle gespielt hat. In Musik, Litteratur und bildender Kunst sind entscheidende Verstöße gemacht; und gerne wird heute im ganzen Reich das Verdienst der Hamburger Lehrerschaft in diesen Bestrebungen anerkannt. Auch das kann hier nur gestreift werden.

Wenn uns diese Fortschritte Hamburgs in der künstlerischen Erziehung und Kultur volle Achtung abnötigen, so bedeutet es doch noch eine starke Steigerung, wenn wir einen Blick auf die Bemühungen werfen, die in demselben Zeitraum gemacht sind, wissenschaftliche Kenntnisse und Erkenntnisse einem größeren Kreise zu erschließen.

Was im übrigen Deutschland an „Volkshochschulkursen“ — oder wie sonst die Namen lauten — geleistet wird, wird von Hamburg übertroffen. Es hat ein bißchen lange gedauert, bis Deutschland in der Universitäts-Erweiterung anderen Ländern, Schweden, England, Amerika, nachgekommen ist. Aber jetzt scheint man den Vorsprung dieser mit doppelter Kraft einholen zu wollen. Und wenn auf diesem Felde, das ergiebig wie kein anderes zu werden verspricht, etwas mit den gewaltigen Erfolgen der Vereinigten Staaten verglichen werden kann, so ist es die Entwicklung des Hamburgischen Vorlesungswesens, der man mit staunender Bewunderung gegenüber steht. Besonders seit dem Jahre 1895, in dem eine Neuordnung dieser Veranstaltungen vorgenommen wurde, kann man, ohne zu übertreiben, von Riesenschritten reden. Übertrifft schon die Zahl und Größe der wissenschaftlichen Institute Hamburgs manche deutsche Universität, so bildet das Vorlesungswesen mit seinen gegenwärtig etwa zweihundert Reihen von Vorträgen und praktischen Übungen eine Ergänzung dazu, die mit jenen zusammen durchaus an einen akademischen Betrieb großen Maßstabes erinnert und den Wunsch vieler nach einer regelrechten Hamburgischen Universität weder unverständlich, noch unerfüllbar erscheinen läßt. Daß die ausgestreute Saat auf empfänglichen Boden fällt, mag aus der Angabe hervorgehen, daß sich die Gesamtzahl der Besucher (nach der Kopfzählung) im Wintersemester 1899/1900 auf 55 399, im Wintersemester 1900/1901

auf 66 447 belief. Das Hamburger Vorlesungswesen bildet einen in seiner Eigenartigkeit und Größe so wichtigen Gegenstand, daß es weder mit einer flüchtigen Erwähnung abgethan, noch in dieser allgemeinen Darstellung hinreichend erörtert werden kann, ohne ihren Rahmen zu sprengen.

Die bisher erwähnten Kulturleistungen Hamburgs kommen — etwa mit Ausnahme der Bestrebungen für Kunstszziehung der Jugend — durchweg den Kreisen der Gebildeten zu Gute. Auch solche Thaten, die zugleich dem sozialen Zuge der Zeit gerecht werden und den Ärmsten Luft und Licht auf geistigem Gebiete geben wollen, sind zum Ruhme Hamburgs zu nennen. Eine öffentliche Bücherhalle, die seit Kurzem besteht, ist in guter Entwicklung begriffen und wird von den Angehörigen des Arbeiterstandes lebhaft in Anspruch genommen. Eine schon vor mehreren Jahren begründete Vereinigung von Musikfreunden veranstaltet, subventioniert mit einem beträchtlichen Beitrag vom Staate, zu ganz geringen Eintrittspreisen Volkskonzerte, die im Wert des Gebotenen den besten Symphonieabenden gleich kommen. In allen Stadtteilen werden mit wachsendem Interesse und Erfolge Volksunterhaltungsabende abgehalten; und in den letzten Monaten ist hier auf ausgedehnter Basis und mit der Unterstützung einflußreichster Kreise ein Volksheim eröffnet worden, das nach dem Muster der berühmten Toynbee-Hall in London den praktischen und geistigen Bedürfnissen des Arbeiterstandes dienen will und als eine dankenswerteste Schöpfung sozialen Hochsinns begrüßt werden darf.

Zum Schluß nenne ich zwei Gründungen, die beide im Herbst des letzten Jahres vor's Publikum traten und nicht am wenigsten Zeugnis von dem gegenwärtigen Kulturleben dieser Stadt ablegen: eine Zeitschrift und ein Theater. In Lichtwarfs wiederholt zitiertem Buche heißt es S. 70: „In den Kreisen derer, die die Entwicklung in Hamburg beobachten, wird seit Jahren die Gründung einer Wochen- oder Monatschrift ventilirt, die vom Hamburgischen Standpunkte aus den Lauf der Weltbegebenheiten verfolgt und der lokalen Produktion als Gefäß dient. Versuche sind bisher noch nicht gelungen, obgleich es an litterarischen Kräften nicht fehlt und auf eine große Anzahl von Abonnenten sicher zu rechnen ist. Hamburg drückt sich noch nicht aus.“ Nun, heute ist der Versuch gemacht und gelungen. Die von C. Mönckeberg und Dr. S. Heckscher herausgegebene „Hamburgische Wochenchrift für deutsche Kultur“: „Der Lotse“ hat sich im ersten Jahrgange bewährt und, so weit ich beurteilen kann, weite Verbreitung erlangt. „Der Lotse“ hat durchweg erreicht, was Lichtwarf ihm im ersten Heft an Wünschen mit

auf den Weg gab. Wenn aus den von dieser Zeitschrift behandelten Gebieten der Kunst, Wissenschaft, Erziehung, Politik und Volkswirtschaft eines wegen seiner vortrefflichen Beiträge besonders hervorgehoben werden darf, so ist es das der Philosophie. Jedenfalls bildet die Zeitschrift — weit mehr als der vor etwa zehn Jahren begründete „Zuschauer“, dem nur eine kurze Lebensdauer beschieden war — einen durchaus nicht zu übersehenden Bestandteil des Hamburger Kulturlebens.

Das Theater, das gleichzeitig mit dem „Lotosen“ vor die Öffentlichkeit trat, erwähne ich hier erst nur kurz: es ist das inzwischen in ganz Deutschland bekannt gewordene „Deutsche Schauspielhaus“, das unter der Leitung des Freiherrn von Berger steht. Auch dieser Punkt wird später eine ausführlichere Behandlung erfordern.

Wer heute Hamburg besucht, findet die Stadt in einer baulichen Umwandlung, wie sie ähnlich kaum sonst in Deutschland vorkommen dürfte. An allen Ecken und Enden wird nieder gerissen, gegraben, neu errichtet. Überall neue Straßenzüge, neue Brücken, neue Anlagen aller Art — die, nebenbei bemerkt, größtenteils durch den Bau des Zentralbahnhofes hervorgerufen sind. Das Stadtbild, das — wenigstens im Innern — lange Jahre unverändert war, gewinnt fast plötzlich ein anderes Aussehen. Während an anderen Orten langsame und stetige Umwandlungen stattfanden, sehen wir hier eine Thätigkeit, die gleichsam mit um so größerem Nachdruck Versäumtes einholen will. Ganz analog liegen die Dinge auf geistigem Gebiete. Die staunenswerten Fortschritte, die auf diesem im letzten Jahrzehnt gemacht sind, lassen mit voller Zuversicht einen weiteren glänzenden Aufschwung hoffen. Auch hier — und hier noch viel mehr — muß Versäumtes eingeholt werden. Die Zeit der großen Besinnung ist gekommen und hat schon reiche Erfolge gebracht. Wer's noch nicht glaubt, daß die geistigen Interessen an erster Stelle zu stehen haben, daß sie zu um so höheren Pflichten werden, je größer der Besitz an materiellen Gütern ist, der fördere sie wenigstens aus — materiellem Interesse. Denn „auch die materiellen Folgen werden nicht ausbleiben“, heißt es treffend in dem angeführten Schiefler'schen Buche (S. 19), „auch die wirtschaftliche Kraft eines Gemeinwesens ist davon abhängig, daß ihr Lebensnerv mit den treibenden Elementen der Weltentwicklung in lebendiger Verbindung steht“. Die Intellektuellen müssen und werden siegen. Und wenn's nur eine Illusion ist, so wollen wir sie doch bewahren, weil sie allein das Leben lebenswert macht und uns auf dem Wege zu einem — selbst wenn unerreichten Ziele vorwärts hilft.

Dichtungen

von Heinrich Brömse.

(Hamburg.)

Gebt Raum!

Ein Märchen ward mir als Kind erzählt,
Das mich geungstigt und gequält.

Der Perserschah ersann einmal
Eine neue, teuflische Todesqual.
Ihm ward ein Feind als Gefang'ner gebracht,
Der ihm viel Ärger und Sorge gemacht.
Der Schah ergrimte voll Jörn und Haß,
Er wies den Feind in ein enges Gelaß.
Und als sich freischend geschlossen das Thor,
Sah der Gefang'ne zur Decke empor.
Da packte Entsetzen den einsamen Mann,
Daß ihm das Blut im Herzen gerann.
Er sah — und glaubt' es schauernd kaum,
Und meint', es wär' ein Fiebertraum —
Er sah im Abendsonnenblinken
Die Decke langsam niedersinken.
Der Raum entschwand, die steinerne Wand
Sank Zoll um Zoll und Hand um Hand.
Die Decke sank die halbe Nacht,
Bis sie ihr Marterwerk vollbracht.

Zuweilen denk' ich des Märchens wieder.
Was senkt sich drohend auf mich nieder?
Wollte Gott, es wär' ein Fiebertraum!
Ach, gebt mir Raum! Ach, gebt mir Raum!

Kampfspruch.

O Macht des Schicksals, ew'ges Rätsel du,
Ich rufe trotzig meinen Spruch dir zu:
Wie du's auch treibst, ich fürchte nicht dein Spiel,
Noch trag' ich kein Verlangen nach dem Ziel.
Noch ist der Wunsch im Herzen wach geblieben,
Wie mir's gefällt, zu haßen und zu lieben.
Noch heg' ich Neugier, was der nächste Tag
Der weiten Welt und mir bescheren mag.
Noch spür' ich Scham, im Kampf der tapfer'n Seelen
Feige zu fehlen.

Der Gast.

Nach einem fernem, fernem Land,
 Drin Schuld und Sorge unbekant,
 Kam einst ein fremdes Weib als Gast
 Und suchte Raft.

Und wie durch's Land die Kunde lief,
 Ein Nachbar laut den andern rief;
 Da kam, zu schau'n, wer jene sei,
 Das Volk herbei.

Die Menge drängt sich, Leib an Leib,
 Und keiner kennt das fremde Weib;
 Doch zwiefach ist das Volk gesinnt.
 Ein Greis beginnt:

„Wie bist du häßlich anzuschau'n,
 Mich faßt ein bang geheimes Grau'n,
 Dich hat die Hölle in dies Land
 Zum Fluch gesandt.“

Und Beifallsrufe geh'n herum.
 Doch And're steh'n vor Staunen stumm;
 Ihr Auge glüht in fremdem Licht.
 Ein Mägdlein spricht:

„Wie bist du schön und groß zu schau'n,
 Mich faßt ein süß geheimes Grau'n,
 Du ziehst in uns're Hütten ein,
 Uns zu befrei'n.“

Und jene schreitet durch den Kreis.
 „Ich bin die Sünde“, spricht sie leis'.
 Und lächelnd teilt sie Gaben aus
 Von Haus zu Haus.

Haideweg.

Hier sind wir einst geschritten,
 Wir zwei allein, inmitten
 Der großen Einsamkeit.
 Noch lag im braunen Kleide
 Geheimnisvoll die Haide
 Und träumte von der Blüthenzeit.

Wir sahen helle Sterne
 Erglänzen in der Ferne
 Und harreten auf das Glück.
 Es ist mit roten Wangen
 An uns vorbei gegangen, —
 Und keiner ruft es uns zurück.

Sonnenwende.

I.

Du nahmst mich in deine Arme, du nahmst meine Seele in deine weichen
 Arme, süsse Hoffnung.

Aber du warst eine boshafte Gauklerin und hast mich betrogen.

Betrogen gleich einer Dirne, die sich morgen zu einem Andern wendet.

Du zeigtest mir eine selige Ferne; Veilchenduft und Nachtigallenlieder bethörten
 mein Herz.

O mein Herz, wie bist du verlassen!

Einer holden Chörin hab' ich geglaubt; wer einer holden Chörin glaubt, der
 ist ein seliger Chor.

Und wenn die Chorheit endet, endet auch die Seligkeit.

Aber die Weisheit dünkt mich schal.

Mir ist wie einem Wand'rer, dem ein widriger Nebel die lachende Flur verhüllt.

Mir ist wie einem Kinde, das aus dem Uterhause verlossen wird.

Mir ist wie einem frierenden Kinde.

II.

Ein Feuer ist erloschen und ein Haus ist zerfallen.
Die Wohnung, die dir heimisch war, ist vom Feinde verwüestet.
O du weise gewordener Chor, dessen Weisheit traurig macht, hast du das
Lachen verlernt?

Lache und lerne wieder die Chorheit! —

Ein seltsames Saitenspiel hör' ich erklingen.

O mein Saitenspiel, hast du die Canzlieder verlernt? Du spielst Trauerweisen.
Spiel' andre Weisen, die nichts von Canz und nichts von Trauer wissen.

Weiss der Gestirne Reigen von Lust und Leid? Gleiche den Sternen! —

Weh mir, Menschen sind verdammt, Choren oder Weise zu sein.

So sei wieder ein Chor, da du eines sein musst!

III.

Ich kam zurück in die Heimat, und mein Herz jubelte:

Wo strahlt die Sonne heller als hier? —

Wo klingt die Sprache der Menschen trauer als hier?

Wo blüht der Frühling schöner als hier? —

Meine Sonne ist erloschen.

Die Sprache der Liebe ist verstummt.

Den Frühling fröstelt in all seiner Herrlichkeit.

O Heimat, du hast mir das Schönste gegeben und genommen.

O Heimat, du schufst mir süsse Hoffnung, du schufst mir ein wehvolles Herz.

IV.

Die Einsamkeit breitet ihre schwarzen Fittiche über die Erde und über mein Herz.

Ein leises Raunen geht durch die Zweige, ein leises Flüstern zieht durch die Welt.

Warum bist du so unfroh, o Welt, da sich der Frühling rüstet?

Er will seinen Zauberteppich ausbreiten und dich neu mit Rosen schmücken. —

Hörst du es raunen und flüstern, mein Herz?

Es sind die Stimmen der Erinnerung.

Erinnerung ist Trauer und tiefes Weh.

Und ihre Schwester, die Hoffnung, ist entflohn.

V.

Ein Königreich ward mir geschenkt und ein Königreich ist mir genommen.

Mit träumenden Auen und rinnenden Brunnlein, mit hohen Hügeln und
lustigen Wäldern.

O, du goldener Chron, wie liegst du zertrümmert am Boden!

Siehe, mein Herz, königliche Freude ergoss sich über dich, lass dir nun auch
königlich' Leid gefallen!

Nicht ein armselig' Hausgerät ist dir geraubt, nicht die kümmerliche Ernte mühsamer
Aussaats.

Grosses hast du verloren, einen Chron und ein Reich.

Wer Kleines verliert, mag kleinlich trauern und weinen.

Er mag den Nachbarn seinen Kummer klagen.

Sei ihm nicht gleich, sei grösser als dein Schmerz!

Dass der König mit seinem Reich nicht auch seine Würde verliere.

VI.

Eine goldene Harfe hängt an einem grünenden Baum.
 Ein leichter Windhauch spielt eine liebliche Weise in den Saiten.
 Und es klingt wie ein Lied, von Eng'lein gesungen.
 Es ist ein Lied, davon das Herz schwillt und die Seele lacht.

Da erhebt sich ein Sturm, er fährt durch die Krone des Baums und wirft die Blätter zur Erde.

Er rüttelt am Stamm und schleudert die Harfe herab.
 Herrliche Laute, du mußt an schroffen Felsen zerschellen.
 Mit bangem Klage laut zerspringen die goldenen Saiten.
 Mit bangem Klage laut, davon das Herz erbebt und die Seele erschrickt.
 Mit bangem Klage laut endet die liebliche Weise. —
 Und der Sturm schweigt . . .
 Verstummt ist die Harfe,
 Verstummt auf immerdar.



Napoleon!

Eine Skizze von Richard Huldschiner.

(Hamburg.)

Als die Hinrichtung des armen Napoleon wegen erwiesener Alterschwäche, vornehmlich dargethan durch Schwerhörigkeit, unbezwingliche Faulheit und Nachlässigkeit im Dienst, in der Bewachung des Hofes und seiner Insaßen, der Knechte, Mägde, Schweine und Hühner, beschlossene Sache war, rülpfte der Partischotten Simmele, welcher in seiner Eigenschaft als weitaus tüchtigster Kenner von „Biechkranket“ jeder Art auch bei diesem schwierigen Falle zugezogen war und quittierte damit dankend über die ihm vorgesezte Salami.

Eine Höflichkeit ist der andern wert, und so konnte der Frötschenbauer nicht umhin, auch seinerseits zu rülpfen; nur Flor, der Knecht, brachte nichts Derartiges zu Wege. Allerdings mit leerem Wagen zu rülpfen, ist nicht jedermanns Sache.

Nun klopfte der Hausherr seine Pfeife aus, spuckte nachdrücklich auf den Boden und fuhr mit den Fingern ein paar Mal unter der Nase hin

und her. Dann konstatierte er, daß Napolon vor mindestens zehn Jahren auf den Hof gekommen sei, und daß die Bäuerin erst gegen Abend vom Rindbettbesuch bei der Schwägerin zurück kehren werde; es sei dann noch Zeit, daß sie's erfahre.

Der Flor kratzte sich bedächtig am Hinterkopf, wobei er sich wie eine schlanke Tanne in den Hüften hin und her wiegte; der Simmele aber nahm Abschied; die Bäuerin zu besänftigen, war nicht seine Sache; er verstand sich zwar auf Viecher jeder Art, nur grade Drachen hatte er noch nie behandelt.

Der Frötsch aber nahm seine Flinte vom Nagel und warf sie über die Schulter. Dann pfiß er dem Hunde, der sich schwerfällig erhob und dem Herrn folgte, wie einst in den guten Tagen, da man noch mit einander auf die Jagd gegangen war, sehr zur Unzufriedenheit des Kasteleuther Postenführers.

Aber Napolons Gedanken waren trübe: die besten Bröckel'n kannst nimmer beißen; alleweil plagt einen 's Frieren; 's Laufen macht Müh', und was die Liabschaften anlangt — gute Nacht!

Als sie draußen am Gartenzaun vorüber kamen, blieb er stehen, hob nach alter, lieber Gewohnheit flüchtig das eine Hinterbein, scheuchte dann eine Henne vom Brunnen auf, nieselte zweimal und wackelte dann wieder hinter seinem Herrn und Gebieter drein, der ihn zum Sterben führte.

Auf der Brücke gab es noch einen kleinen Aufenthalt bei einem Pfahl, an dem sich zuvor der Gerberhund zu schaffen gemacht hatte. Man muß mitnehmen, was mitzunehmen ist . . .

Dann stiegen sie in's Bachbett hinunter und giengen eine Zeit lang neben dem tosenden Wasser her bis zu einer Stelle, an der die hoch aufsteigenden Uferwände einen trefflichen Kugelfang abgaben.

Der Bauer nahm die Flinte von der Schulter, versicherte sich, daß sie gut geladen war und ehe Napolon sich's versah, flog seine Seele schon gen Himmel.

Nach einiger Zeit holten die Knechte den so schönöde Hingemordeten, um ihn auf der Wiese hinter dem Hause abzubalgen. Das Fell wurde zum Trocknen auf das Gras gebreitet, der Körper aber kam in einen riesigen, mit Wasser gefüllten Kessel zum Auskochen. Bald verbreitete sich im Haus ein merkwürdiger Duft, dem jeder nicht ganz Abgehärtete bedingungslos wich.

Flor aber war abgehärtet und rührte seelenvergnügt mit einem langen Holzlöffel in dem Kessel herum. Sepha, die nebenan auf dem Herd Viehfutter sott, rümpfte die Nase, fand aber bei ihm kein Verständnis

für die zarte Befaitung ihrer Seele. Er sah nur das Reelle und bemerkte daher naturgemäß, daß es für die „fallete Sucht“ nichts Besseres gebe auf der weiten Welt als Hundsfett.

„Werb' schon sein“, meinte die Sepha drauf, „mei' Got'(1) nimmt's alleweil zum Inreiben, bal(2) sie's Gliederreißen derwuschen(3) hat.“

„Ja, und mei' Vatter selig hat alm(4) g'sagt: Flor, hat er g'sagt, bal du a Mabel buffen möchtest, das dir net zuageht, nacher nimmscht lei a Wingeln(5) Hundsfett'n und schmirbst ihr unverweiß(6) die Ohrwascheln in; nacher laßt sie di' für g'wiß nimmer aus.“

„Dummer Tutten! Probier's amal!“

„Bei dir, hoff' i', brauchd's ka Hundsfett'n.“

Da sie im dritten Monat schwanger gieng, so war der Liebeszauber in der That überflüssig; aber was thut man nicht alles, um der Herz-allerliebsten eine kleine Freude zu machen . . .

Gegen Abend erschien die Bäuerin. Als sie den Hof betrat, schnupperte sie sogleich mit der Nase in der Luft herum und konstatierte, daß es rantschelen(7) thäte. Sie guckte in die Küche und faßte sofort Verdacht.

„Jefas, Marand Joseph! was thuat's denn in Gottes Namen?“

Der Bauer, der am Kessel stand, spuckte leichtthin aus; dann sagte er mit gekünsteltem Gleichmut:

„O, halt der Napolon! Auskochen thua i' ihn.“

„Ja nacher, was ischt denn mit ihm g'schehen?“

„Was werb' g'schehen sein! Der Partschotten Simmele hat g'moant, daß er bechtersch(8) nimmer guat werden kannt'; mir ischt's a alleweil schon so für 'kemmen“ . . .

„Und da habt's 'n hing'macht?“

„Mh! unten im Bach! — 'S werb' a 's G'scheidigste sein, bal amal 's Viech lög(9) ischt.“

Die Bäuerin verzog das Gesicht und jammerte. Na! so a guater Hund! Ein besserer sei nie nicht zu bekommen. Ein Ausbund von Schönheit, Güte und Treue. Und so viel g'spazig! — Aber natürlich die Manderleut'. Nix wissen sie, nix verstehn sie! Immer z'vorderst, wo man sie nicht brauchen kann. Schaden anstiften — das ist ihre einzige Kunst u. s. w.

Der Flor meinte tröstend und begütigend eingreifen zu müssen und sagte, unvorsichtig wie stets: „A toater Hund hat's alleweil no' besser as a löger.“

1) Patin. 2) wenn. 3) erwischt, gepackt. 4) immer. 5) ein wenig.

6) ohne ihr Wissen. 7) ranzig riechen. 8) doch. 9) krank.

Aber das war natürlich gefehlt. Die Bäuerin stemmte die Arme in die Seiten und fuhr auf ihn los: Ob man ihn etwa gefragt habe? Ob er meine, daß man sich von ihm söppeln lasse? Er sei sowohl ein löger Kerl, als auch ein langohreter Lacker und möge gefälligst schauen, daß er weiter komme, u. s. w., u. s. w.

Flor fand darauf, es sei an der Zeit, sich zu drücken.

Der Frötsch aber rührte in seinem Kessel herum und sagte etwas Kleinlaut:

„Geah, geah, Mena! 'S nußt nix, 's Au'begehr'n.¹⁾ Kannschd ihn bechtersch nimmer lebendig machen mit 'm G'schroa.“

Darauf wurde er höflich gebeten, das Maul zu halten; es sei noch nicht so sicher, wer mehr G'schroa mache, sie oder er; sie, Mena, pflege fein stat²⁾ zu sprechen; und wenn's ihr loadig³⁾ um den Hund sei, so wisse sie wohl, warum, u. s. w., u. s. w.

Immerhin band sie sich schon nach einer halben Stunde eine große, blaue Schürze vor, um zu helfen.

Die Erwägung, daß ein Jeder sterben muß, der Eine früh, der Andre spät, und daß ein alter, kranker Hund doch zu nichts mehr taugt, hatte im Verein mit dem Hinweis des Frötschenbauers auf die große Menge Fett, die bereits obenauf schwamm und abgeschöpft werden mußte, den ersten jähen Schmerz über den herben Verlust etwas gelindert und an seiner Stelle eine sanfte Wehmut aufkeimen lassen, die sich in Lobreden und Erinnerungen an die Gutthaten des Dahingeshiedenen äußerte.

„Wenn i' den!“, sagte sie unter eifrigem Rühren, „wie er pfeaten⁴⁾ 's Walderer Rannele aus'm Wölfer Weiher außerg'holt hat, nacher moan' i', i' kunnt 's nie verwinden.“

„Ja, ja“, meinte auch der Frötsch, indem er die obersten Schichten der brodelnden Brühe abschöpfte, „a guate Raz'⁵⁾ ischt alm die Hauptsach, beim Viech wie beim Menschen.“

„Und wie schian er alleweil gethun hat, bal i' ihm 's Freissen in 'n Trog g'schüttet hab'.“

Der Bauer stöberte im Feuer und legte Holz nach.

„Und auf's Sach' hat er g'schaugt.“

„Und Lotterer⁶⁾ hat er nia net innerg'lassen.“

„Und die Fact'len⁷⁾ alleweil schian beinandg'halten auf'm Anger.“

„Mh! sell ischt lei gleich.“

1) Schimpfen.

2) leise.

3) leid.

4) voriges Jahr.

5) Rasse.

6) Bettler.

7) Schweinchen.

Es wurde auch noch hervorgehoben, wie trefflich er sich mit den Hauslagen vertrug, wie schön er auf Matten gieng, daß man ihn niemals bei einem Raubzug in die Räucherlammer ertappt hatte. Alles in Allem: ein Hund der Hunde.

Die tröstliche Gewißheit aber, daß im Kreislauf der Dinge nichts verloren geht, daß alles wieder auferstehen muß in dieser oder jener Gestalt, daß Hundsfett'n nicht nur eine köstliche Wagenschmirb' giebt, sondern bei „Beatig“¹⁾ jeder Art eine unvergleichliche Heilkraft entfaltet, legte leise lindernden Balsam auf blutende Herzen.

Und dieses geschah mit Napolons irdischem Anteil.

Das Gefäß mit dem schön gleichmäßig erstarrten Fett bekam vorläufig seinen Platz in der Speisekammer angewiesen; die weißen, sauber von allen Weichteilen befreiten Knochen wurden zur Ausnützung ihrer Dungkraft im Gemüsegarten auf den Beeten verteilt; der Balg, der traurige, haarende Balg hing zum Trocknen auf einem Zaun; die zerlockten Nester des besten aller Hunde aber fanden auf der Wiese ein stilles Grab . . .

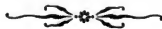
Die ideale Erbschaft Napolons hatte bereits „Bürschtel“ angetreten, ein kleines, graues Tier, das der Frötchenbauer mit einem Strick an sein linkes Bein gebunden hatte, um es an sich zu gewöhnen, und das ihm nun auf Schritt und Tritt folgen mußte, wohin er auch gieng.

Er führte die Röhre zum Brunnen, die Pserde in den Stall, er verschwand in einem kleinen Holzsanbau auf der Rückseite des Hauses, in den jeder gieng, der einige Augenblicke allein sein mußte, er legte sich zum Mittagschläfchen auf die Ofenbank, holte die Mula, belud einen Wagen mit Kartoffelsäcken, reinigte die Brunnenröhre, gieng noch einmal in jenes rätselhafte Holzhüttchen — der Hund immer mit, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe.

So wurden Gehorsam und Dienstbereitschaft diesem merkwürdigsten aller Hunde beigebracht, der von einer Bullbogge mit einem Hühnerhund gezeugt war, oder doch wenigstens mit einem Mattenpintscher, in dessen Afzendenz sich die Mesallianzen gehäuft hatten.

Aber was thut das! Die Hauptsache ist doch die, daß man lebt. Denn was hat Napolon nun von seiner unangefochtenen Rassenreinheit? Nichts, als daß er als Wagenschmiere dienen muß, als Panacée bei Krankheiten, und daß sein Fell auf einem alten Zaune trocknet, während die Sonne lustig scheint und die Hühner im Hof gravitativisch spazieren gehn.

¹⁾ Krankheit.





Max Reger.

Von Karl Straube.

(Wesel.)

Mit verstärkter Heftigkeit ist in den letzten Jahren der Streit um die Größe und Wertung der Künstlerschaft Johannes Brahms', um die Bedeutung seines Schaffens für die Entwicklung musikalischer Kunst wiederum entbrannt. Nicht mehr die alte Frage Brahms oder Wagner ist neu zur Erörterung gestellt, diese dürfte endgiltig entschieden sein; sondern der moderne Fall Brahms erörtert das Thema: „Johannes Brahms als Erzieher“.

Selten ist ein Künstler glänzender eingeführt worden als Brahms durch die bekannten Worte Schumanns, der in dem jüngeren Kunstgenossen denjenigen sah, der berufen sei: „Den höchsten Ausdruck der Zeit in idealer Weise auszusprechen!“ — Eine historische Betrachtung der Musik im 19. Jahrhundert wird die Erfüllung dieser Prophezie bestreiten müssen. Eine solche Höhe des Künstlertums erreichen zu können, ist nur dem umfassenden Geiste des Genie's — d. h., wie Houston St. Chamberlain einmal definiert: „der Persönlichkeit in ihrer höchsten Potenz“ — vorbehalten! Brahms mit seiner einseitig musikalischen Begabung konnte eine solche Bedeutung nie erlangen; er war und blieb der spezifische Musikant, und damit sind die Grenzen seiner Persönlichkeit, die Schranken, innerhalb welcher seine Begabung sich bethätigen konnte, scharf gezeichnet. Aus dem Kreise der Romantiker hervorgegangen, vielleicht das stärkste Talent dieser Gruppe, ist Brahms seinem innersten Wesen nach durchaus Epigone der Wiener Meister. In seiner Kunst tönt der letzte Ausklang jener großen musikalischen Epoche, die ihren gewaltigsten seelischen Ausdruck in Beethovens titanischem Ringen fand. Stark ausgeprägt erscheinen bei Brahms die historischen Tendenzen der romantischen Denkart. Diese waren es, welche ihn dazu führten, sich in das Schaffen der älteren Meister zu vertiefen.

Mit heißem Bemühen studierte er die Kunst der Bach'schen und Vor-Bach'schen Zeit, er trieb im großen Stille musikalische Philologie. Diese philologische Richtung seines Geistes, verbunden mit jener Mischung aus Romantizismus und Nachempfinden Beethoven'scher Art, giebt seiner Kunst jene eigenartige, ihr allein zugehörige Farbe, die fast originell, auch im höchsten Sinne, anmuten will. Und dennoch: „Neue Bahnen“ eröffnete Brahms in keinem seiner Werke. Mit jeder Faser seines Wesens im Empfinden und Denken vergangener Zeiten wurzelnd, kann er unmöglich Führer einer jüngeren Generation sein, die zur Bethätigung ihrer künstlerischen Kraft nach einem musikalischen Neuland sich sehnte. Vorbildlich ist der Ernst seines Kunstschaffens. Vorbildlich könnte die meisterliche Art seiner Technik sein, wenn nicht hier Goethe's Wort sich leider bewahrheitete: „Die Technik wird zuletzt der Kunst verderblich.“ Schon bei Brahms finden wir Spuren der Manier, bei seinen Jüngern scheint oft die ganze Kunst in Manierismus sich auflösen zu wollen. Ein eklatantes Beispiel für die Größe dieser Gefahr bieten die ersten Werke des jungen Künstlers, dessen Schaffen und Entwicklung in diesen Zeilen dargelegt und beleuchtet werden sollen.

Schon die Titel der ersten Veröffentlichungen Max Regers, eine Violinsonate (d-moll op. 1), ein Trio (h-moll für Pianoforte, Violine und Bratsche op. 2), eine zweite Violinsonate (D-dur op. 3), Sechs Lieder (op. 4) und eine Violoncellsonate (f-moll op. 5) deuten auf einen Musiker, der gewaltig ernst genommen sein will. Welcher unter den Jüngeren hätte es gewagt, mit vier Kammermusikwerken schwersten Kalibers zu debütieren? — Was an diesen Erstlingen imponiert, ist die absolute Beherrschung der Form, die Meisterschaft der kompositorischen Technik, der allem Alltäglichen abgewandte Adel des Ausdrucks. Was an ihnen erstaunlich erscheint, ist eine fast sklavische Abhängigkeit von der Kunst eines Johannes Brahms. Nicht allein der Klaviersatz mit seinen Oktavenverdopplungen, seinen gleitenden Terzen und Sexten, nicht allein die Art der kontrapunktischen Arbeit, der Ausnutzung des thematischen Gedankens, nein, der innerste Kern, das Melos dieser Musik ist Brahmsisch durch und durch. Unter diesem Mangel leiden am empfindlichsten die zweite Violinsonate und die Violoncellsonate, während die beiden ersten Werke neben jenem Fehler doch auch einen erfreulichen Einfluß von Bach zeigen, das Trio in seinem letzten Satz (Andante con Variazioni) sogar eine bemerkenswerte Selbstständigkeit, ja Schönheit der musikalischen Sprache aufweist. Beim Erscheinen im Jahre 1892 wurden diese Werke von Heinrich Reimann und Arthur Smolian glänzend beurteilt. Und dennoch, trotz dieser Einführungen — zu einem wirklichen Erfolge sollte sich

weder das eine noch das andere durchbringen. Diese Musik stellt zwar der Zukunft des Komponisten die günstigste Prognose, dauernden Eigenwert besitz sie jedoch nicht. Der Brahmskult, den Reger in seinen damaligen Schöpfungen trieb, führte dahin, daß ihm jede eigene Bedeutung abgesprochen, er einzig als Epigone anerkannt und klassifiziert wurde.

Der Name Max Reger war im Getriebe des großen musikalischen Lebens vergessen. Nur einige Wenige verfolgten die weitere Entwicklung dieses Talentes. Reger wandelte den typischen Erziehungspfad des modernen jungen Musikers. Von Brahms ausgehend, nicht wie Richard Strauß über Wagner—Liszt, wohl aber über Johann Sebastian Bach, fand er den Weg zum eigenen Ich! Die gewaltige Kunst des großen Thomas-lantors brachte ihm die Gesundung. Die erweckende und befruchtende Berührung mit dem königlichen Geiste des deutschesten der musikalischen Heroen gab ihm die innere Freiheit! — Von dieser Entwicklung, von dem Erfolge dieser geistigen Erziehung sprechen alle Werke, die Reger in der letzten Zeit veröffentlicht hat. Alle, selbst die minder bedeutenden, geben Zeugnis von einem reichen, begnadeten Talente, welchem, obgleich noch im Wachsen, dennoch schon jetzt unter den Lebenden, was Eigenart des Melos wie der Architektonik, was Vornehmheit und Größe im Ausdruck und in der Form betrifft, nur Wenige zur Seite gestellt werden dürfen!

Reger, ein Lehrersohn wie Carl Loewe und Anton Bruckner, teilt mit diesen Beiden die Vorliebe für das, bis vor kurzem noch unzeitgemäße Instrument im modernen musikalischen Leben, für die Orgel. Aber während die Zuneigung des Balladensängers wie des großen Sinfonikers mehr platonischer Natur gewesen zu sein scheint, hat sich der Jüngere schon früh im Schaffen für die Orgel bethätigt. Durch das intensive Studium der Bach'schen Kunst wurde die Neigung verstärkt, und in den Schöpfungen für dieses Instrument hat Reger zuerst die ganze imponierende Größe seiner Künstlerschaft bethätigt. Nur wenige Orgelkompositionen der nachbach'schen Zeit werden eine ähnlich überragende Bedeutung besitzen, wie die Werke dieses jungen, süddeutschen (jetzt zu München lebenden) Meisters. Veröffentlicht wurden bisher: Sieben Choralphantasien (op. 27 über: „Ein' feste Burg ist unser Gott“, op. 30 „Freu' dich sehr, o meine Seele“, op. 40 Nr. I „Straf' mich nicht in deinem Zorn“, op. 40 Nr. II „Wie schön leuchtet der Morgenstern“, op. 52 Nr. I „Alle Menschen müssen sterben“, Nr. II „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, Nr. III „Halleluja! Gott zu loben“), zwei Phantasien und Fugen (op. 29 und 46, letztere über B-A-C-H), eine Orgelsonate (fis-moll op. 33), „Sechs Trio's“ (op. 47) und „Zwölf Orgelstücke“ (op. 59).

Überraschend erscheint die Vorliebe für Choralbearbeitungen, ein wahlverwandter Zug mit der Wesensart und Kunst Johann Sebastian Bachs. Dieser, der überzeugte evangelische Christ, hat das Ergreifendste, das wunderbar Tiefste seiner ganzen Kunst in seinen Orgelchorälen niedergelegt. Aber da dem strengen, orthodoxen Protestanten Bach ein außerkirchliches, subjektiv-religiöses Empfinden fremd war, so konnte er in seiner Kunst nur den religiösen Stimmungen einer anbetenden Gemeinschaft Ausdruck geben. Er betrachtete die Choralmelodie als Trägerin einer kirchlichen Idee, als Bestandteil des religiösen Kultus. Seine Choralbearbeitungen sind durchaus kirchliche Werke, als solche gedacht und empfunden. Ganz anders der moderne Neger — er nimmt den Choral aus seinen kirchlichen Beziehungen heraus, benützt ihn als Ausdruck eines allgemein religiösen, gänzlich undogmatischen Empfindens. Er giebt dem unkirchlich-religiösen Subjektivismus unserer Zeit in seinen Choralphantasien eine künstlerische Form. Wie Richard Strauß die einzelnen Teile der Sinfonie in einen Satz zusammen gezogen hat, um neuen Gedanken die neue Fassung zu geben, so hat Neger die verschiedenartigen Gebilde der älteren Choralbearbeitung, vom schlicht ausgefetzten Orgelchoral bis zu den höchsten Gestaltungen der Choralfuge, variationeuartig zusammen gesetzt, um einer eigenen musikalischen Sprache die eigene formale Hülle zu geben. Wenn er den Choral in seiner Totalität, Melodie und Text, benützt und den einzelnen Variationen, einzelne Strophen der Dichtung zu Grunde legt, so bewährt er sich gerade hierin als ein echter Jünger Bachs, denn auch dieser setzte „seine Orgelchoräle nicht so schlecht hin, sondern nach dem Affekt der Worte“.

Den geistigen Inhalt seiner Choralphantasien entnimmt Neger den heterogensten Stimmungsgebieten. Einmal schildert er uns das hochgemute, diesseit-frohe, streitbare 16. Jahrhundert, die Zeit, da es eine Lust war, zu leben (Ein' feste Burg ist unser Gott), dann wieder in sinnlich-überfinnlicher Ekstase die trunkene Seligkeit, die Wonne der mystischen Vereinigung mit dem himmlischen Bräutigam. (Wachet auf! ruft uns die Stimme). Jedoch sein ernstes, schweres, abgeschlossenes, urdeutsches Empfinden läßt ihn immer wieder die Klage um die Vergänglichkeit alles Irdischen, um die Nichtigkeit jedes Erdenlebens anstimmen. Auch für ihn ist das Leben nichts Anderes „als eine Reihenfolge von Präludien zu einem unbekanntem Gesang, dessen erste und feierliche Note der Tod anstimmt!“ Der Tod! — für Neger im Widerstreit der Mächte dieser Welt die einzig reale Größe, die alles niederschmetternde Gewalt. Den Tod in seinem Hernahen, in seinem Wirken zu schildern, wird er nicht müde. Er sieht ihn als Döster, er sieht ihn in seiner altdeutschen Gestalt als

Sensenmann, er sieht ihn in richtender Majestät! — In den gewaltigen Klageliedern dieses musikalischen Totentanzes (es sind die Orgel-Choralphantasien: „Freu' dich sehr, o meine Seele“, op. 30; „Alle Menschen müssen sterben“, op. 52 Nr. I; „Straf' mich nicht in deinem Zorn“, op. 40 Nr. I) klingen Stimmungselemente der Reger'schen Kunst aus. Die nebelgraue Melancholie dieser Dichtungen giebt in der prägnantesten Form die eine Seite der musikalischen Physiognomie unseres Künstlers wieder. Glücklicher Weise ist es nur die eine Seite! Besäßen wir nicht „freudvollere Töne“ von ihm, so müßte auch bei Reger von Spezialistentum und Manierismus gesprochen werden. Schon in einem, merkwürdiger Weise bisher wenig beachteten Hefte, dessen Inhalt sechs Trio's für Orgel (op. 47) bilden, finden wir das Widerspiel seiner tragischen Muse: einen blendenden, musikalischen Humor. In der barock-humoristischen c-moll-Fuge, mit ihrem, durch groteske Oktavsprünge der kontrapunktierenden Stimme unterbrochenen, rollenden Sechzehntel-Thema, in dem grazios sich wiegenden und neigenden „Scherzo“, in der flott hintreibenden „Gigue“ dieses Werkes, überall finden wir jenen Scherz und jene Ironie, die das charakteristische Merkmal für die in die selbe Kategorie gehörenden Sätze Beethovens, die das Kennzeichen für die Kunst eines Scarlatti sind.

Scarlatti! — mit diesem Namen besitzen wir das Symbolum, welches mit einem Wort Gepräge und Inhalt einer Gruppe der klavieristischen Schöpfungen Regers wiedergiebt. Hierher gehören die charmanten „Humoresken“ (op. 20), deren „Nichtpopularität“ ein bedenkliches Zeichen für die geistige Regsamkeit unserer vielen, Klavier und Flügel schlagenden, Männlein und Weiblein ist; hierher die leztthin erschienenen „Silhouetten“ (op. 53), die „Bunten Blätter“ (op. 36), die vierhändigen „Walzer“ (op. 22) und „Pièces pittoresques“ (op. 34). Diese Hefte umfassen in sich nicht weniger denn neununddreißig Stücke, von denen jedes einzelne ein Kabinetstück musikalischer Kleinkunst ist. Melodie — Harmonie — Polyphonie führen hier einen Dreitanz der graziösesten Linie, der entzückendsten Farbe voll Glanz und Schimmer aus. Größere Formen pflegt der Komponist in seinen „Sieben Charakterstücken“ (op. 32) und „Sechs Intermezzi“ (op. 45) für das selbe Instrument. Merkwürdig neutrale Titel besitzen diese opera allerdings. Noch merkwürdiger ist die harmlose Bezeichnung der einzelnen Stücke, als „Improvisation“, „Intermezzo“, „Capriccio“. Man könnte im Hinblick auf solche Betitelungen meinen, es handle sich in diesen Kompositionen um ein rein formalistisches Spiel. Doch ein weiteres Eindringen in die klangliche Welt dieser Töne wird bald überzeugen, daß sowohl die „Charakterstücke“ wie die „Intermezzi“

musikalischer Ausdruck seelischer Probleme sind. Neger bethätigt sich hier, wie in fast allen seinen Werken, als ein musikalischer Psychologe ersten Ranges. Auch in diesen Heften finden wir „Humoresken“ und „Burlesken“, aber dieser burleske Humor will uns merkwürdig genug erscheinen. Es liegt etwas Verlegendes, Beißendes in seiner Ironie. In dem fliegenden Taumel dieser Töne scheint eine unruhig sehrende Seele, durch den Rausch schmerzlichen Genußes, Vergessen suchen zu wollen. Diese Unruhe, dieses Sehnen bildet die Grundempfindung der „Charakterstücke“ wie der „Intermezzi“, sie führt uns in jene trübe, schwermütige, selbstqualerliche Stimmung zurück, die wir von den Orgelkompositionen her kennen. In dem älteren Werk ist es ein „Intermezzo“ (Nr. 5), welches die alte, wehmutsvolle Weise anhebt. Ein Stück von intensiver Stärke der Stimmung. Kompositorisch, durchweg im $\frac{3}{4}$ Takt gehalten, übrigens von bewundernswerter Freiheit des Gestaltens. In dem jüngeren Werke sind es das dritte und das fünfte Intermezzo, welche bald sehnsuchtschwer und klagend, bald düster, trostlos, rau den Gesang vom Erdenleid und Heimweh anheben. In dem letzten der Intermezzi, einer in der höchsten Ekstase dahin taumelnden Tarantelle, scheint zum Schluß, wie Vianna da Motta einmal feinsinnig bemerkt, „der Würger Tod einherzuschreiten und die Tanzenden zu zermalmen“. In der „Improvisation“ (Nr. 1), in dem „Intermezzo“ (Nr. 4) und „Impromptu“ (Nr. 7) aus op. 32, wird der Ton nordischer Balladen ange schlagen. In dem einen sind es die Gestalten riesenhafter Neken, in den andern nebelhafte, schwarz bewölkte Landschaften, phantastischer Art, die vor unser geistiges Auge treten.

Leidenschaftliche Klage, sehrendste Todesfurcht — ausgelassenster Humor, bejahendste Lebensfreude: diese Extreme bilden wechselweise den Inhalt der Neger'schen Instrumentalmusik. Temperierte Stimmungen sind ihm unbekannt! Aus diesem Mangel einer ausgleichenden Mittellinie in seiner Empfindungsart entstehen Schwierigkeiten für den Komponisten bei seinem Schaffen auf dem Gebiete der Kammermusik. Mit solchen Werken stellte sich Neger als produzierender Künstler vor, und seit jenen Jahren immer wieder kämpft er um die Bewältigung dieser Formen. Es sind auch nicht die Mittelsätze, es sind die Ekstase, die so genannten Allegri, welche den wunden Punkt seiner Kammerfonaten bilden. Die langsamen und Scherzi-Sätze sind Ausdruck einer momentanen Stimmung. Lebte in den Hauptsätzen jenes gemäßigte Gefühlsleben, welches durch eine allmählich steigende Entwicklung zu der Katharsis hinauf führt und noch befähigt ist, dem vorüber geflungenen Seelendrama den rechten Ausklang, einen Epilog zu geben? Negers Natur erscheint in ihrem augenblicklichen

Befande, bei ihren jetzigen Ausdrucksformen allzu spontan, als daß sie uns in Ruhe die breite Linie eines solchen Aufbaues geben könnte. In seinen Sonaten stehen wir mit dem ersten Tone mitten im Konflikt; dieser wird zwar von allen Seiten beleuchtet, betrachtet, aber zu einer Lösung des Problem es kommt es nicht. Daher jener unbefriedigende Eindruck, welchen diese ersten und letzten Sätze beim Hören zurück lassen. Kein musikalisch angesehen, besitzen allerdings auch diese Teile des Bewundernswerten genug. Regers Klaviersatz erscheint fast wie eine Übertragung des Bach'schen Orchesterstiles, mit seinem reichen Gewebe melodischer Linien, „auf das Pianoforte“. Die Klavierpartie in den Kammerwerken des „thomistischen Jüngers“ ströht von einer Überfülle an inneren Stimmen. Zu dem großzügig geführten Hauptthema tritt nicht allein ein zweites, angeblich begleitendes, nichts desto weniger außerordentlich wichtiges Motiv, nicht allein ein wunderbar geführter Bass hinzu, sondern die geringste Begleitungsformel gestaltet sich zu einem melismatischen Gebilde bedeutungsvoller Art. Diese viestimmige Lebendigkeit giebt seiner Harmonik jenes Klimmern und Leuchten, aber auch jenes Verschleierte in den zartesten Tonübergängen, wie Ähnliches unter den Modernen nur noch bei Richard Strauß zu finden ist. Am bezeichnendsten für Regers Gestaltung der Kammermusikformen ist seine „Dritte Sonate für Violine und Pianoforte“ (op. 41, A-dur), und von diesem Werk ist es namentlich der erste Satz, welcher seine Eigenart am schärfsten dokumentiert. Die großen Linien der Sonatenform, zwar erkenntlich, sind umspinnen von dem Filigran der feinsten Tonfiguren. Diese umhüllen und verkleiden den konstruktiven Aufbau mit phantastischem Maßwerk, sie weben Licht und Schatten um den Reichtum harmonischer Gedanken. Es ist ein gotisch-musikalischer Stil! — Von einer Klarinettensonate (op. 49 Nr. 1, As-dur) ist für Regers Kunst charakteristisch der letzte Satz, ein Prestissimo assai. Es ist kein einfarbiger Sonatensatz, der trotz der verschiedenen Themen nur eine Grundstimmung ausklingen läßt. Aus vielen zarten, harmonischen und melodischen Gebilden, welche zu immer neuen Formen und Farben sich zusammen schließen, wird ein duftiges Bild von tausendfarbigen Klangnuancen hingezaubert. Es ist musikalischer Impressionismus in dieser Kunst!

Ein Vorwurf, wie er fast gegen jede impressionistische Kunst erhoben werden darf, kann auch diesen Sätzen gegenüber nicht unterdrückt werden. Psychisches, das zum Träumen einladet, sucht man in dieser Tonwelt vergebens — die Neigung, durch die Lösung technisch-schwieriger Probleme der musikalischen Kunst glänzen zu wollen, hat den Griffel des Komponisten beim Schaffen geführt. Dieses Prestissimo assai interessiert, blendende

Klanggebilde frappieren durch die geistvolle Art ihrer Kombination; aber dennoch — diese Töne lassen kalt. Wenn Seele der Inhalt der Musik sein soll, solchen Inhalt bietet dieser Satz nicht. „Seele“ finden wir dagegen in den „Adagio“ und „Larghetto“ der Sonaten. Das Hoffen und Verlangen, das Sehnen und Schmächten eines in sich zerrissenen, Friede verlangenden Gemütes tönt in den banger Klagen dieser Melodien wieder. Neger ist der geborene Adagio-Komponist! Die langsamen Sätze seiner Choralphantasien mit der weichen Linie der Melismen, das inbrünstige Largo con gran espressione der Violinsonate sind klarer Beweis dafür, und was sind die beiden Romangen für Solovioline und Orchester (op. 50) denn Anderes als Gebilde dieser Art — wahrlich, man muß schon zu den Schöpfungen der Größten greifen, um ähnlich verinnerlichte Gesänge keuscher Leidenschaft wiederfinden zu können.

Die Mittelsätze einer Sonate sind in dem zyklischen Aufbau der Gesamtform die Momente des lyrischen Auslebens, im scharfen Gegensatz zu dem epischen Charakter der Erfsätze. Es ist sehr bezeichnend für die musikalische Art Negers, daß gerade diese lyrischen Höhepunkte das Wertvollste seiner bisherigen Schaffenshätigkeit auf dem Gebiete der Kammermusik bilden. Seinem ganzen Wesen nach durchaus subjektiv veranlagt, kann er nur in jenen Formen sich ausdrücken, die geeignet erscheinen, unmittelbarer Ausdruck eines überquellenden Gefühlslebens zu sein. Im Widerspruch dazu erscheint die Vorliebe für „die strenge Form“, in welcher mehr oder weniger alle diese Werke geschrieben sind. Diese, in unserer Zeit so ungewöhnliche Art des Ausdruckes mag beim ersten Kennenlernen überraschend erscheinen; Neger wendet diese Gestaltungsweise jedoch durchaus „naiv“ an, er kann nicht anders denn „streng“ schreiben! Es ist dies seine ihm angeborene, nicht angelernte, musikalische Sprache, und es ist somit ein Trugschluß, in dem Komponisten eine Verstandesnatur sehen zu wollen. Immanent der Strenge und Herbheit des Melos ist eine Tiefe des Empfindens, die uns unwillkürlich an Johann Sebastian Bachs gefühlsreiche Melodik gemahnt. Am stärksten äußert sich diese Empfindungsfülle in den Liedern und Gesängen für eine Singstimme und Pianoforte.

Nächst seinen Orgelwerken hat Neger nichts geschrieben, was so stark die eigene Note seiner Persönlichkeit ausklingen läßt als diese Lieder. Nicht als ob die große Reihe der bisher erschienenen lyrischen Gaben gleichwertig sei, im Gegenteil, glücklicher Weise können wir in diesen Heften eine Entwicklung bemerken, die nach oben führt. Allerdings hat der Komponist in der zuletzt erschienenen Sammlung: Fünfzehn Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte (op. 55, Eugen Gura

gewidmet) eine künstlerische Höhe erreicht, die zu gewinnen nur einem berufenen Meister möglich ist.

Johannes Brahms und Robert Franz sind es, deren Sangesweise in den zuerst veröffentlichten Liedern vorbildlich erscheint. Aus diesem Gesamteindruck hebt sich jedoch die erste Nummer der Anna Ritter-Liederreihe (op. 31) bedeutsam hervor. Hier zeigt Reger, allerdings noch zaghaft und schüchtern, jene ihm eigene realistische Kraft der musikalischen Zeichnung, die im rücksichtslosen Hinweggehen über alle so genannten Gesetze der musikalischen Schönheit auch vor den äußersten Kakophonien nicht zurück schreckt, um mit scharfer Charakteristik die psychologische Situation der Dichtung deuten zu können. Ein Prachtstück dieser „charakteristischen Kunst“ ist „Schmied Schmerz“ (op. 51, Nr. 6). Die klammernden Figuren in der Begleitung, die hämmernben Rhythmen, die harmonischen Kühnheiten in diesem Liede gehen allerdings bis an die äußerste Grenze des Musik-Ausdrucksmöglichen, aber trotzdem ist dieses Lied, wie es nun einmal dasteht, der Riesenwurf eines Genie's — nur auf dem Wege der strengsten Selbstdisziplin seiner künstlerischen Persönlichkeit konnte der Komponist zu dieser Sicherheit und Kühnheit des Gestaltens gelangen. Von dieser Erziehung zeugen alle Lieder, die den ersten Versuchen folgten. Jedes einzelne, in sich stets geschlossen und ein künstlerisches Ganze, bedeutet fast immer einen Fortschritt, gegenüber dem Voraufgegangenen. Die „Sechs Lieder“ (op. 35) und „Fünf Gesänge“ (op. 37) sind berechte Zeugnisse dieses Werdeganges. Wir finden schon alle bezeichnenden Eigenheiten der Reger'schen Lyrik, aber auch ein Unfertiges, ein Suchen und Tasten nach eigenem Stil. Die verschiedenartigsten Einflüsse sind in diesen elf Gesängen bemerkbar. Die schlichte Weise des Volksliedes, Mendelssohns und Schumanns Art werden imitiert, oder klingen, wie in „Du liebes Auge willst dich tauchen“, wie in „Der Himmel hat eine Thräne geweint“ deutlich wahrnehmbar hindurch. Hauptsächlich hat aber auch Sebastian Bachs Kunst nach der formalen, wie nach der geistigen Seite hin, erzieherisch gewirkt, und merkwürdig, gerade die schönsten, die bleibenden Lieder dieser Hefte sind unter dem Schutz und Schirm des hohen musikalischen Protektors geschrieben. Es ist Bach'sche Form, wenn Reger nur eine Begleitungsformel während der Dauer des ganzen Liedes, motivisch in immer neuen Wendungen erklingen läßt; es ist Bach'sche Art, wenn Reger die deklamatorische wie melodische Gestaltung der Singstimme den Flexionen der Worte derart anpaßt, daß Wort und Ton auf's Engste verbunden, wie verwachsen erscheinen; und es ist Bach'scher Geist, wenn Reger den Verlockungen seiner Texte, ein dramatisches Bild zu geben, widersteht, von allen äußeren Situations-

schilderungen absieht, um nur innerlich, seelisch Erlebtes wiederzugeben. Namentlich das letztere Moment giebt ihm seine Sonderstellung unter allen Liederkomponisten und trennt ihn z. B. auf's Schärfste von Richard Strauß. Während dieser in seiner Komposition der Piliencron-Verse: „Glückes genug“ in zarten, aber scharfen Linien das nächtliche Bild der Liebeszene zeichnet, ist Regers Lied nichts Anderes, nichts mehr als der überströmende Gefühlsausdruck eines liebenden Herzens. Während Richard Strauß darstellt — empfindet Reger! Geht der Erstere dem Sinne der einzelnen Strophen nach und giebt eine musikalisch detaillierte Schilderung des dichterischen Vorwurfes, so hüllt der Andere alles in den Duft und Schimmer eines stets gleich bleibenden, schwebenden Begleitungsmotives ein, über welches die Singstimme mit der ruhig geführten melodischen Linie ihres Gesanges dahinzieht.

Es liegt nahe, einen solchen Vergleich zu ziehen. Auch in anderen Liederschöpfungen beider Meister, denen die gleichen Verse zu Grunde liegen, erkennen wir diesen Gegensatz der Auffassung. Während Richard Strauß in seinen beiden Wiegenliedern — bei dem ersten ist dieser Begriff allerdings nur relativ zu verstehen — „Meinem Kinde“ (Gustav Falk) und „Träume, träume, du mein süßes Leben“ (Richard Dehmel) Genrebilder von entzückender Feinheit in den zartesten Tonfarben hinzubert, sieht Reger in seinen Gesängen von einer solchen Miniaturmalerei ab und giebt in dem einen, mit Außerachtlassen alles begrenzenden Persönlichen, eine idealisierende Verklärung sorgender Mutterliebe, in dem anderen eine Glorifikation väterlicher Treue und Zuneigung. Die selbe umfassende Art des Ausdruckes zeigt sich auch in des jüngeren LONDichters „Nachtgang“ (op. 51 Nr. 7). Otto Julius Bierbaums wenig charakteristische Dichtung wird durch diese Töne zu einem Hymnus auf jene schwüle Liebesnacht, in welcher, wie Storm einmal sagt: „die schöne, heidnische Frau Venus aufersteht, um die armen Menschenherzen zu verwirren“. — Die gleiche Stimmung kehrt in der großen Zahl von Liebesliedern der Geste: „Nacht Lieder“ (op. 43), „Sieben Lieder“ (op. 48), „Zwölf Lieder“ (op. 51) mit vertieftem und erweitertem Ausdruck immer wieder. Es liegt etwas Pathologisches in dem sinnlichen Ausleben dieser Erotik. Nicht im freudig bacchantischen Taumel wird in diesen Gesängen der Göttin der Liebe geopfert. Der schweren deutschen Natur Regers ist eine fröhliche, sonnige Naivetät des Genießens versagt. Auch im Taumel der höchsten Begierde, in den Ekstasen der Wollust scheinen, über alle Wonnen des Genußes hinweg, die Schatten der großen Fragen nach dem „Warum das Leben?“ nach dem „Warum der Tod?“ ihre Flügel zu breiten. Das schwermütige

Auge des Schöpfers jenes gewaltigen musikalischen Totentanzes wendet mahrend in diesen so genannten Liebesliedern seinen Blick auf uns! Dies Grübeln um den Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt giebt seiner Kunst jenen Zug zum transzendentalen Affektismus, der nichts Gemeinsames mehr mit dem Diesseits des Lebens zu haben scheint. Das Sinnlich-Übersinnliche dieser Gesänge, welches in dem harmonischen Überschwang, in der bald fast stammelnden, bald überquellend-gefühlstelig in weit geschwungenen Melismen dahin ziehenden Deklamation der melodischen Linien seinen künstlerischen Ausdruck fand, schien die eigentliche Domäne des Snykers Max Reger. Die Hugo Wolf gewidmeten „Zwölf Lieder“ (op. 51) zeigen für diese Empfindungsart eine solche meisterliche Reife des Gestaltens, daß eine Steigerung der musikalischen Darstellungsmittel unmöglich dünkt. Für den Komponisten drohte, falls seine Begabung sich nicht als kräftig und univervell genug erweisen sollte, auch andere Gebiete des menschlichen Gefühlslebens in künstlerischer Form fassen zu können, die Gefahr der eigenen Wiederholung, der Untergang im Manierismus!

Wie wenig Anlaß zu solchen Befürchtungen indessen vorlag, davon zeugen die zuletzt veröffentlichten „Fünfzehn Lieder“ (op. 55, Eugen Oura gewidmet). Niemals hat Reger einen glänzenderen Beweis von der Größe, Kraft und Ursprünglichkeit seines herrlichen Talentes erbracht als gerade mit diesen schlechtthin vollendeten Meistergesängen. Die eminente Bedeutung dieses Werkes für die Entwicklung des Komponisten liegt weniger im technisch-kompositorischen oder auch rein musikalischen, als vielmehr auf menschlichem Gebiete. Wie groß die Meisterschaft seines Satzes, der unerschöpfliche Reichtum seiner Harmonik, die quellende Fülle seiner Melodik ist (welche letztere, da modern — nervös-sensibel, allerdings nicht nach dem ersten Hören zum Nachpfeifen geeignet sein dürfte), davon hat er in allen voraus gegangenen Liederheften für jeden, der da Ohren hat zu hören, Zeugnis genug gegeben. Hier aber zeigt er sich uns als der große Künstler, dem nichts Menschliches mehr fremd, der befähigt ist, die ganze Skala der Empfindungen vom titanenhaften Troß herab bis zur grotesksten Satire zu tönendem Ausdruck zu bringen. Vor Allem aber erfreut in diesen Liedern, ganz besonders im Gegensatz zu dem Hyper-Symbolismus der früheren Gesänge, nun eine gesunde Natürlichkeit des Empfindens. Aus solchem diesseitstrohen Sinne erwächst jener warmblütige Humor, der, zu einer fast bildhaften Anschaulichkeit verdichtet, eine prächtige Darstellung in den, in breitester Holzschnittmanier ausgeführten Charakterbildern: „Der tapfere Schneider“, „Gute Nacht“ findet. Von dem musikalischen Landschaftler Reger ist noch nie gesprochen worden, und doch

finden sich schon in seinen frühesten Liedern fest umrissene musikalische Bilder dieser Art. In dem „Frühlingsregen“, in dem „Frühlingsmorgen“, in „Der Mond glüht über dem Garten“ (aus op. 51) sind es das seh nende, süße, ahnungsvolle Walten und Weben der Frühlingszeit, die blau leuchtende, dämmernde Pracht der Mondnacht, welche er besingt und preist. Den mystischen Zauber des Mondlichtes, die schwebenden Träume der Nächte schildert er uns in dem „Nachtregen“, in „Allen Welten abgewandt“ (aus op. 55). In seinen Landschaftsbildern ist am stärksten die bewußt-unbewußte Zugehörigkeit zu dem Kreise der Romantiker zu bemerken. Das phantastisch Empfindsame in dem Naturanschauen der romantischen Schule findet sich in Regers nächtlichen Bildern wieder. Wie die Romantiker so liebt auch er des Mondes sanftes Glühen, der Nächte tiefe Schwermut! — Die Höhenpunkte im gesamten Liederschaffen des Komponisten bilden sobann die Gesänge: „Viola d'amour“ und „Der Alte“ (op. 55, Nr. 11 und 15). Weiden Kompositionen liegen Worte des innigsten unter den modernen Lyrikern, Gustav Falke's, zu Grunde. Der Musiker unter den Poeten hat in Reger seinen kongenialen Ton dichter gefunden. Für den Wohl laut, die Grazie und Innigkeit der Verse in der Lobpreisung auf die „Holde Königin der Geigen“, für die ernste, männliche Resignation des anderen Liedes: für beide findet Reger den rechten Klang. Wort und Ton sind zu einer solch absoluten Einheit vermählt, daß, wer einmal diese musikalische Fassung recht verstanden und erkannt hat, die Worte losgelöst von diesen Tönen sich gar nicht mehr vorstellen kann. Und noch einmal, wie in einem Brennpunkte, fassen diese beiden Lieder alle Vorzüge der Reger'schen Muse zusammen. Das eine, „Viola d'amour“, ist eine Huldigung für das große Vorbild Johann Sebastian Bachs — die Fassung der Klavierbegleitung erinnert an die langsamen Sätze des Meisters mit dem sanften Schweben und Wiegen ihrer Melismen; das andere, „Der Alte“, ist mit seiner liebevollen Ausmalung des Details, mit seiner meisterhaften, oft sinnbildlich wirkenden Deklamation und seiner trotz alledem großzügigen musikalischen Gestaltung ein Meisterstück des spezifisch modernen Liedergesanges!

Diese Verbindung zwischen dem Alten und Neuen ist das Bezeichnendste für die Gesamterscheinung Max Regers. Wenn überhaupt von jemanden, so gilt gerade in Bezug auf seine Kunst das Wort: „Es klang so alt und war doch so neu!“ — Mit dem gesunden Instinkte des großen Talentes sucht Reger die Tradition mit der ausgesprochen deutschen Kunstart, wie Bach in seinen Werken sie niedergelegt hat, aufzunehmen. Unbekümmert um einen Tageserfolg schafft er im Geiste dieses großen

Mannes. Sein Erbe führt er weiter, baut es aus, nicht im Formalen, sondern im Geistigen! Er treibt weder musikalische Historie, noch tönende Philologie! Aus den Werken Regers spricht zugleich der moderne Geist mit der unendlichen Variabilität seines Empfindungslebens. Reger scheint eine jener seltenen künstlerischen Erscheinungen zu sein, welche Kulturelemente vergangener Zeiten unbewußt in sich tragen und diese, unter dem Einflusse der Gegenwartsfragen und -Anschauungen, in künstlerischer Form zu neuem Leben erwecken. Ob Reger berufen ist, einer der ganz Großen, welche Kulminationspunkte des Vergangenen und Propheten der Zukunft sind, zu werden, das muß die Zukunft lehren. Diese von anderer Seite schon erhobene Prophetie, läßt sich weder bejahen noch verneinen. Jedenfalls hat er schon jetzt in seinen Schöpfungen Unvergängliches, Großes geschaffen, und deshalb wird, so lange deutsche Kunst und deutsche Meister in unserem Volke geehrt sind, mit allen Ehren genannt werden der Name: Max Reger.



Münchener Rundschau.

(Schauspiel-Premieren. — „Buntes Theater“. — Aus dem Konzertsaal).

Unser gutes München steht augenblicklich durchaus unter dem faszinierenden Zeichen der „Überbrettel-Bälle“, „Zimmergrün“, wie anderer Redouten, und vergißt darüber anscheinend ganz, daß es als „Kunststadt“ immer redoutabler zu werden beginnt. Nun sollte man ja vielleicht wännen, daß in dieser Periode wenigstens die gestrenge Kritik einigermaßen zum Aufatmen Zeit gewinne. Früher ist das auch der Fall gewesen, und leere Konzert- oder Theater-Säle giebt es auch heute noch immer, die schwere Fülle. Allein München geht nun einmal mit Macht auf die „Weltstadt“ los (vergl. das Programm der neu begründeten „Münchener Rundschau“!), und so jagen denn selbst um diese Zeit Theater und Konzerte — eines immer das andere, ohne daß man so recht dabei zur Besinnung kommt, worin im Übrigen ja auch ganz gewiß nicht der eigentliche Zweck des „Karnevals“ gefunden werden soll.

Durchaus als zeitgemäßer Faschingscherz, oder aber als verfrühter Aschermittwoch (je nachdem), war ohne Zweifel ja wohl der Abend aufzufassen, den unser „Schauspielhaus“ mit dem graufig verpesteten „Totentanz“ von Max Müller, dem grausamen Ulk „Erkenntnis in einem Akte“ von einem sicheren Herrn Max Emmark und

der etwas wässerigen „Lügenfondie: Hokenjos“ von Jakob Wassermann veranstaltete. Das erstgenannte Stück, ein „Mors imperator“ Hermione von Preuschen'scher Phantastik, welcher Stimmung auf rein rhetorischem Wege in schlecht-pathetischer Form zu erreichen sucht, erregte eitel Kopfschütteln; das letztgenannte wiederum, die in fränkischem Schwäbisch versuchte und dem Dialekte nach in der Darstellung auch vollständig mißglückte Urkundenfälschung mit Bezug auf einen irrtümlich tot gefagten Künstler der Stadt Schopfloch, dessen abgesehenem Genius ordensfürchtige heimische Streber ein Denkmal setzen wollen, trieb durch seinen völlig unangemessen sentimentalcn Schluß alsbald heftig zur Flucht. Und das Mittelstück dieses dramatischen „Triptychons“? — Je nun, wir hätten gute Lust, zur Abwechselung einmal einen Betrag bis zu 10 Mark hier zu liquidieren: „für gehabte Bemühungen“ — denn eines Herausgebers freie Abende sind wertvoll! Auch über den neuesten, etwas zu sehr im Nähr-Stil ausgefallenen, Beitrag zur Heidelberger Schloßbaufrage, „Alt-Heidelberg“ geheißen und von Wilhelm Meyer-Förster arg unverantwortlich gezeichnet, auch über diese Neuedigade rediviva, in welcher Alkoholisten zu Fürsten-Erziehern, Kammerdiener zu Herrenmenschen werden und Kellnerinnen wieder einmal die einzig wahren „Menschen“ sein sollen — läßt sich wohl rasch zur Tagesordnung übergehen. Nur eine Betrachtung allerdings können wir bei dieser Gelegenheit nicht wohl umgehen. Unser Herr Hoftheater-Intendant hat sich, wie bekannt, vor einiger Zeit mit dem ganzen ihm zu Gebote stehenden „Ernste“ darauf berufen, wie seine Leitung auch dem Umstande stets Rechnung zu tragen hätte, daß unserem bayerischen Fürstenhause das Theater besuchende, unumündige Töchter angehörten. Nach André Wormfens Mimodram „L'enfant prodigue“ (mit dem unzweideutigen Theater-Roué im Mittelpunkt) und diesem verlogensittigen „Heidelberg, du Feine“ ist solche faule Austerbe absolut hinfällig geworden; Herr von Poffart hat sich unseres Erachtens selber des Rechtes nunmehr begeben, auf solchen Einwand irgend noch zu rekurrieren. Sonst, wie gefagt — passons là-dessus!

Vor den Kulissen begiegt man indessen, bei scheinbarer Harmonie und denkbar angenehmster Verbrüderung zwischen Theater und Presse, seinen solennen „Überdrettel-Ball“ zu Gunsten der beiden Pensionsanstalten (der Journalisten und der Bühnengehörigen) gemeinsam — anscheinend, ohne in dieser heiklen Liaison, welche Vielen als eine Resalliance schon erscheinen will, auch nur das geringste Arg zu haben, als welche doch einem feineren Taftgefühl direkt zuwider laufen muß und wider das Staudesbewußtsein der Herren Schriftsteller zudem direkt verstoßen sollte. Zudem eröffnete man auch auf unserer kgl. Hof- und Staatsbibliothek endlich die neuen, erweiterten Räume mit der längst sehnlich erwarteten elektrischen Beleuchtung, so daß jetzt dort das reine Paradies für alle gelehrsamkeits-beflüßten Denker und großen Schweiger herrschen könnte, wollten nur auch die Herren Beamten selber — sich in den Leseräumen etwas ruhiger fürderhin verhalten. Und indessen gründete man, damit die große „Kunststadt“ München der „Handelsstadt im Norden“ (Hamburg) doch ja nicht mehr nachzusehen brauche, gestrohten Rutes eine „Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung“.

Richtig, daß ich nichts vergesse: Auch noch die Yvette Guilbert weiste mit ihrer reichlich verschliffenen Truppe in der „Stadt Lenbachs“ und deren „Kunstgewohnten“ Mauern. Gewiß bedeutet sie selbst noch heute eine „Kesthetik“ für sich. Aber die Zeiten, da sich unsere Herren Kesthetiker, die ersten Kritiker des Landes, um die Feuilletons über diese Grande-Disouse, -Chanteuse und -Danseuse rissen, dürften vorbei sein, und die neuerliche kühne Verdeutschung des „Montmartre on ballade“ mit „Montmartre auf Reisen“ möchten wir mit strupellosem Salto mortale heute doch lieber in ein „Montmartre en

passant“, wo nicht gar „Montmartre passé“, d. i. verdeutschet: „der herunterkommende, oder aber bereits heruntergekommene Montmartre“ zu übersehen uns erlauben. Sogar der leichtbewegliche Kollege und „Nerven-Kritiker“ Franz Servaes in Wien bekennet reumütig heute vor allen „Tages“-Helden: „Einen p'tit frisson verspürten wir noch zuweilen, aber der choc fehlt; ein choc kommt nie zum zweiten Mal.“ Er muß es ja wissen! Vollends für die von der göttlichen Zbeth selbst so sehr angepriesenen, läppischen „Ombres“ mit Musil von den Herren Montoya oder Fragerolles geht uns jealiches Verständnis ab; mit ihrer unmittelbaren Aneinanderreihung von allerlei verzeichneten, feisten Ruditäten neben die „grands amour passion“ des Heilands am Kreuze finden wir sie sogar direkt gefühlstroh und geschmackswidrig. Dreimaliges Stockaufstoßen allein (statt des Klingelzeichens) thut's freilich nicht! . . . Und es kam Sada Yacco, die japanische Diva, und es kommt noch Sarah Bernhardt, der Pariser Star — und it came to pass, wie der Engländer so fein sagt: es kam alles, um vorüber zu gehen.

Doch, Fritz Lienhard hat uns erst kürzlich eine Kapuzinerpredigt gehalten und uns in's Gewissen geredet, daß selbst in der Kritik des süddeutschen Winkels sauertöpfische „Berdroffenheit“ überhand nehme. Wir wollen also nicht in diesem Tone weiter fahren, sondern noch rasch — „nur munter, immer munter!“ — uns mit den lichtvolleren Seiten des Daseins abgeben, so weit solche auch in diesem uuerhebend-schlappen, nebeldüfteren Winter bisher etwa aufzutreiben waren. Entschieden zu den Lichtpunkten im Dasein des Kritikers gehört z. B. der Fall Siegmund von Hausegger. Ich glaube, wir Alle freuen uns so herzlich als aufrichtig der schönen Entfaltung dieses reichen, kräftigen Talentes. Ganz zuletzt waren wir wieder Zeugen seines großen, mit dem „Barbarossa“ hier errungenen Erfolges, welche Neuheit er selbst in einem Weingartner-Konzerte bei Kaim dirigierte. Nun hat man ja wohl gemeint, der geniale Komponist habe hier doch nur wieder die gute alte Idee: „Durch Nacht zum Licht!“ oder „Von Kampf zu Sieg!“ in Töne gesetzt. Ganz gewiß ja kommt diese Formel zuletzt auch hier bei ihm heraus. Man erkennt indessen anscheinend doch die Ausdrucksentwicklung der „Idee“ bis zu „individueller Potenz“ hin, welche die moderne Tonkunst seither genommen. Nicht nur Not, Kampf und Friede spielen sich hier rein musikalisch in unseren Ohren ab — etwas vom idealen Glanze des alten, strahlenden Kaiserturnes mit seinen goldenen Reichsinsignien, Kleinodien und Symbolen scheint in dem weisevollen Barbarossa-Thema vor uns aufzusteigen; man hört in Rhythmus und Instrumentation des Mittelsages die Nebel um den Zauberberg wallen und die Raben ihn umflattern; man erlebt zuletzt den großartig stolzen Aufmarsch einer schlagfertigen, kampfbereiten Armee — ja, man sieht ordentlich (dem verschiedenen Rhythmus nach) voran die massig-breite Infanterie, dann in leichterer Trab- oder Galopp-Bewegung die Kavallerie, endlich (im Donnern der Pauken) das schwere Geschütz der Artillerie anrücken (nur der „Train“, um im heiteren Bilde zu bleiben, wäre von unserem Komponisten also noch vergessen worden); und man fühlt es lebendig mit: wenn das, solche schneidig-frische Kraft, als „deutsches Heer“ erst einmal ausbricht und wie ein entfesselter Sturm verheerend über den Todfeind herfällt, dann Gnade Gott allen Hunnen, Türken und Wälschen! Auch das kann ich nicht ganz zugeben, daß man die Abhängigkeit von Richard Wagner („Meisterfänger“, „Parsifal“ — selbst „Nibelungen“) noch allzu sehr an dem Werke merke. Schon der originelle Gedanke, die „Barbarossa-Idee“ in der organischen Zerlegung: „Not des Volkes“, „Zauberberg“, „Barbarossa's Erwachen“ zum Gegenstande einer sinfonischen Dichtung zu machen, bleibt für den Deutsch-Österreicher Hausegger zum Mindesten charakteristisch und zeigt allein schon seine ganz persönliche Eigennote; zumal aber das prächtige Hauptthema, alsbald nach Beginn, blidt uns in

seinem feierlichen Tonsage wie in seiner ersten Tonlinie gleichsam mit ganz individuellen Augen bereits an. Weit eher ließe sich von einem Einzuge der viel bereiteten „Heimatkunst“ nun auch in's Reich der Sinfonik hier vielleicht reden. Und doch habe ich allerdings einen Einwand auf dem Herzen — und merkwürdiger Weise ist es nun auch gegen den Sohn wieder der selbe, den ich vor 15 Jahren schon so ungefähr dem grundlegenden Hauptwerke des Vaters Friedrich von Hausegger gegenüber erheben zu sollen glaubte. Ich sage nämlich: Kein Zweifel — alles ist hier echter und starker, zwingend-mächtiger Entäußerungs-Drang, ganz gewiß ein herrlicher Überschuß von noch unverbrauchter Jugendkraft — lauter Ausdruck; aber ist es nicht doch noch zu wenig „Gestaltung“? D. h. wohl gute Form in der Vertikale, zu wenig Form aber doch in der Horizontale? Es müßte denn sein, daß ich selbst das Ganze nur noch nicht völlig verstanden, meinerseits noch nicht ebenbürtig vollauf erfahrt hätte; wie ich denn offen bekennen möchte, daß ich für die neue Erscheinung Siegmund von Hausegger im Ganzen die Formel zur Zeit noch nicht gefunden habe.

Weniger tief liegt das Problem ohne alle Frage bei anderen kompositorischen Erscheinungen, die während der letzten Zeit im Konzertsaal an uns vorüber zogen. Bernhard Stavenhagens, „Klavierkonzert (h-moll)“ genannte, sinfonisch-pianistische Musterkarte einer Effektkit aus Wagner — Bizet — Schumann — Brahms — Grieg — Bach — Mozart und Mendelssohn, diese arg hilflose, dafür aber um so brillantere Komposition von Läusen und Trillern, thematischen Phrasen und technischen Passagen, anspruchslosen Fragati und aufgebauschten Nosalien, banaler Diatonik und furioser Dramatik: dieses Bravourstück des Virtuosen „effektuierte“ zwar, vom Komponisten selber vorgetragen, auch diesmal wieder ganz außerordentlich, erregte aber bei Einsichtigen doch nur ein bedenkliches Kopfschütteln über diese seltsame Abart von „Bizet-Schule“, vor der uns der Himmel in Gnaden bewahren möge, da sie mittelbar doch auch das kaum gewekte Verständnis der Kunst des Meisters grausam wieder zu verschütten droht! Lebhafter schon interessierte die dankenswerte Erstvorführung einer höchst merkwürdigen, modernen „sinfonia da camera“ (an einem unserer Mäser-Abende) von dem hier ansässigen jungen Italiener Wolf-Ferrari — einem self made man der Tonkunst, über welchen man neuerdings von allen Seiten hier mancherlei Gutes vernimmt und welcher ein von Kennern viel gerühmtes großes Chorwerk mit Orchester auf Dante's „Vita nuova“ in petto haben soll, deren Aufführung vielleicht wieder einmal eine würdige Aufgabe unserer „Gesellschaft für moderne Tonkunst“, des Schweißes der Edlen wert, vorstellen könnte. Genanntes Kammerwerk für Klavier, zwei Violinen, Viola, Violoncello, Kontrabaß, Flöte, Oboë, Klarinette, Fagott und Horn nahm einstweilen durch Reife des technischen Könnens, Beherrschung der musikalischen Form, wie allerlei pikante, rhythmische, harmonische und instrumentale Einfälle für den Neuling entschieden ein, wenn es auch in seinen Klammischungen mit Klavier über ein geistreiches Experiment selten hinaus kam und über eine gewisse Schatheit des thematischen Kernes (oder doch der melodischen Faktur) mit all' seinem Prisma nicht eben hinweg zu täuschen vermochte; da es sich denn in jenem leichter wiegenden und nicht immer wählerischen al fresco hält, das dem Jung-Italiener, auch einer ersten Selbstzucht und Schule, als „Stil“ nun einmal eigen zu sein scheint. Erstfreulich zum Rindeiten war sodann der Eindruck, den man (an einem Lieder-Abende des Herrn Josef Lorig) von einem neuen, thematisch auf's Engste verbundenen Lieder-Zyklus Viktor Gluks (auf Carl Stieler's bekanntes „Verinbers Vergnügen“) gewann, — einer zwar nicht gerade „glutvollen“, aber doch sympathischen und schönen, dabei jedenfalls gehaltreichen Komposition, die in ihrer angemessenen Vereinigung von edlen, kraftvoll-

deklamatorischem Pathos und einem weichen, vollen Gemüthston jene schon der Dichtung so eigene Mischung von Askese und Lebfrische, Kirchenstrenge und Weltfreude recht charakteristisch auszulösen wußte. „Und mancher lange Seufzer gab (auf dem vom Komponisten persönlich vertretenen Klaviere) den Worten (dieses Sanges) das Geleite“; doch ergab eben dies nur wieder den ernstern und würdigen Charakter des Ganzen, der so etwa zwischen Schumann und „Moderne“ sub specie Wagneri mitten inne steht.

Zum Schlusse noch wenige Worte über Hugo Röhrs „Eckhard“-Werk, das an sich als eine willkommene Bereicherung der Chorvereinsliteratur im modernen Sinne ja gewiß nur zu begrüßen bleibt und, wie wir gerne feststellen, beim zweiten Hören zum Wenigsten nicht verloren, im Gegentheil hinsichtlich seiner wertvolleren Partien und lebenswürdigern Seiten eher noch gewonnen hat. Allerdings ist es „neudeutsche Kapellmeistermusik“, nun auch auf dem Gebiete des Oratoriums, als welcher die musikalischen Gedanken aus aller Herren Partituren (von Wagner und Liszt, Strauß und d'Albert, Jung-Italien und Jung-Rußland) unaufhörlich-unbehindert zuströmen; allerdings darf man die Deklamation der Solisten zumeist nicht unter die kritische Lupe nehmen; allerdings sollte das Ganze, nach der liebevollen Ausstattung der weiblichen und einer ganz unbegreiflichen Vernachlässigung der männlichen Hauptpartie, ungleich richtiger (oder: weniger irreführend) füglich gleich „Hadwig“ heißen; und allerdings müssen wir, wie etwa der Billardspieler so und so viele Points, die „Kultur“, die wir meinen, und die „Weltanschauung“, die für uns eine ist, erst einmal drangeben, wenn wir dem ziemlich harmlosen Geiste der Schulte vom Brühl'schen „Nachdichtung“ gerecht werden wollen — es fehlt an manchen Stellen gerade nur noch das „Heil!“ unserer österreichischen Bundesbrüder zur Charakteristik dieser deutschen Kämpen und starken Verbannen; ja, beinahe schon veranlaßt ein solcher Text wieder einmal, das „Inventar“ unserer „modernen“ (oder doch Wagnerianischen) Seele aufzunehmen, denn zumal an schänden „Vorwänden“ für bloße Musikmacherei wimmelt es in dieser Text-Vorlage gleich „scheffelweise“. Wer möchte jedoch dem freudig in's Zeug gegangenen Komponisten die Anerkennung vorenthalten, daß viele Episoden darin sehr wirksam, manche Einfälle sogar überaus glücklich zu nennen sind; daß das Orchester ungemein geschickt im Ganzen behandelt, der Chor teils tadellos, eindrucksvoll und kontrastreich zugleich gesetzt erscheint und das Werk in seiner Gesamtheit sonach zwar nicht „neu“ berührt, aber doch zahlreiche, Genuß bringende Schönheiten aufzuweisen hat. Wir nennen hier nur den Namen *Rorena*, um diese Schönheiten und Lichtseiten, zu einem persönlichen Symbol verkörpert, in Eins dankbarlichst zusammenzufassen.

Sdl.





„Die Kunst im Leben des Kindes.“

Ein freies Wort von einer deutschen Frau.

Die verdienstvolle Ausstellung, welche unter dem Titel: „Die Kunst im Leben des Kindes“ ihren Einzug nun auch bei uns in München gehalten, hat allenthalben großes Interesse erregt, und nicht nur wallten tagtäglich Väter und Mütter, welche für das Wohl ihrer Kleinen Belehrung suchten, nach dem Saale, der die Ausstellung in übersichtlicher Weise umfaßte, sondern auch von der Gelehrtenwelt, von Künstlern, Schriftstellern, vor Allem Pädagogen und Lehrern fanden sich Viele ein, welche sowohl aus eigener Anschauung, als auch den Führungen und Vorträgen berufener Redner folgend, der leitenden Idee lebhaftes Interesse entgegen brachten.

Gewiß wird vor Allem auf dem Gebiete des pädagogischen Schulunterrichtes diese Ausstellung mit ihrer Anregung zu weiteren und tieferen Fragen für die Zukunft von segensreichster Wirkung sein und läßt sich wohl kaum noch voraussehen, wie weit sich der erweckte Sinn für das Schöne, die Anspornung von Seiten der Lehrerschaft, auf das weitere Leben des Kindes erstrecken mag. Welch ein Umschwung ist schon z. B. dadurch hervor gebracht, daß sich die Herren Lehrer und Pädagogen dafür interessieren, was das Kind aus eigenem Antrieb, ohne Vorlagen, in seiner ungeschickten Weise nach der Phantasie mit dem Stifte zum Ausdruck zu bringen sucht! Noch kann ich mich der Zeit erinnern, da es in unserer Schule und später im Institut gleich einem Verbrechen bestraft wurde, wenn ein zeichnerisch begabtes Kind dem angeborenen Trieb nicht widerstehen konnte, kleine Begebnisse aus dem Alltagsleben bildlich auf's Papier zu kriecheln. Wehe dem oder der Unglücklichen, die dabei ertappt wurde! Mir selbst widerfuhr einmal das grausame Schicksal, als solche Blätter bei mir entdeckt wurden, daß ich eine Viertelstunde gewissermaßen Pranger stehen, die Blätter über meinem Kopf halten mußte, und jede Schülerin durfte herzu treten, lachend und spottend meine armen künstlerischen Versuche zu betrüffeln. Die Thränen, welche ich damals in bitterer Scham hinunter geschluckt, haben so lange und tief gebrannt, daß ich sie heute noch zu spüren vermeine.

Wie viel anders, wie viel besser ist das heute geworden! So viel, als es überhaupt der anstrengende Beruf der Lehrer gestattet, sucht doch jeder strebsame und verständnisvolle Erzieher der Jugend der Individualität seiner Schüler Rechnung zu tragen, die verschiedenen Temperamente gegen einander abzuwägen und Talente, wo sie sich hervorragend zeigen, Raum und Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn nun noch durch das edle Streben, den Sinn für die Kunst in jeder Seele des Kindes zu wecken, weitere Unterstützung talentierten Kindern geboten wird, dann mag sich hier gewiß so mancher Keim, der früher erstübt worden wäre, jetzt für die Zukunft zu lebenskräftigem Blühen entfalten. Darum Dank, Glück- und Segenswunsch all denen, welche es an Mühe nicht fehlen ließen, für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes schon vom Schulunterricht an in Wort und That einzustehen! —

Bevor jedoch das Kind die Schule betritt und hier von pädagogisch gebildeten Lehrern und Lehrerinnen erzogen wird, hat es sein Leben in der Kinderstube zugebracht, und hier waren es die Eltern, vor Allem die Mutter, welcher die Heranbildung der zarten, jungen Seelen anheim gegeben stand. Glückliche Mutter, die es vermag, für den ihr anvertrauten höchsten Schatz, die Kinderseele, in richtiger und edler Weise zu sorgen! Glückliche Mutter, welche geistig und vor Allem seelisch so hoch steht, stets das Richtige für die Unterhaltung und Erziehung ihrer Kleinen zu finden! Eine solche Mutter wird auch sehr bald durch Erfahrung die feine Beobachtung machen können, was sie ihren Kindern an geistiger Anregung als Speise bieten kann. Das Bilderbuch ist die erste geistige Speise, nach der das Kind, je nach dem Grade seiner Entwicklung, oft mit einem wahren Heißhunger verlangt. Im frühesten Lebensalter genügen Anschauungsbilder mit leichten Reimen, am besten solchen, welche durch Wiederholung einzelner Worte gut auswendig zu lernen sind, vollständig. Aber es dauert nicht lange, da will das Kind mehr erfahren. Es möchte sich selbst in seinen Spielen erblicken, es verlangt nach den Bildern von Vater und Mutter und Geschwistern, nach den Abbildungen der Haustiere, und ihm genügt nicht allein deren Darstellung; es möchte sie in Aktion sehen und es hat schon Sinn dafür, zu unterscheiden, ob gute oder böse Handlungen an seinem Auge vorüber ziehen. Dies hat dem „Strunzpeter“ den großen Erfolg gebracht; schade nur, daß Wort und Bild allzu sehr in Karikatur bei ihm ausarten.

Die Ausstellung der „Kunst im Leben des Kindes“ hat sich nun auch zur Aufgabe gestellt, eine Anzahl von Bilderbüchern, welche das Comité für empfehlenswert hält, dem Publikum vorzulegen. Leider ist der Kreis ein unvollständiger, er müßte entweder erweitert oder — verengt werden! Es scheint, als ob zwei gegensätzliche Pole sich berührten. Die Mittelglieder sind ausgelassen, sehr schöne wichtige Mittelglieder, und mancher hoch verdiente Bilderbuchverlag hätte noch seinen Platz hier finden dürfen.

Daß den edelsten Meistern der Kunst: Richter, Schwind, Vogel &c. in der Ausstellung voller Raum gelassen, ist ein großes Verdienst; diese Werke werden stets ihren hohen Zauber bewahren. Und die „Münchener Bilderbogen“ (Braun u. Schneider, München) bieten einen solch unerschöpflichen Born von Anregung, Unterhaltung, Humor, Schönheit der Darstellung, Belehrung und Erhebung, daß das Verdienst der Herausgeber von unsagbarem Werte ist. Viele dieser Bogen sind einzeln in Bilderbuchform erschienen und haben sich auf diese Weise bequem in den Kinderstuben eingebürgert. Was Meister früherer Jahre, wie Schwind, Leutemann, Diez, Ilse, Poggi, Frölich &c. an Schönheit der Zeichnung, Humor, Tiefe des Gemütes jedem Kinde, welches einst das Glück hatte, ihre Werke zu besitzen, für das ganze Leben an glücklicher Rück Erinnerung geboten haben, davon können sicher hunderte von Menschen Zeugnis ablegen.

Nun stehen neben diesen Werken, zu welchen sich der, teilweise sehr beliebte Zeichner der Zierlichkeit Oskar Pfetsch, der geniale Tierzeichner Flinger, der Meister Thumann u. a. m. gesellen, die neuesten Erscheinungen der Kinderliteratur — nicht nebenan, nein, gegenüber! Nicht leicht hat es so scharfe Kontraste in Wort und Bild gegeben, und da noch dazu die neuesten Kunstzeugnisse von manchen begeisterten Verehrern der neuen Richtung als die besten und wahrsten Bildungswerke für die moderne Kinderwelt hingestellt sind, so dürfte dies sicherlich denkende Mütter und Väter zum Nachdenken und zweifelnder Betrachtung anspornen. Es ist gewiß, daß kein modern fühlender und schauender Mensch sich mehr der Anerkennung des großen Könnens der modernen Künstler verschließen kann und daß er, was die Kunstafeln für Schule und Haus &c. betrifft, Bewunderung und Anerkennung empfinden muß. Auch die vollendete Technik der neuesten

Bilderbuch-Erscheinungen wirkt auf Erwachsene oft geradezu verblüffend. Was aber fragt ein Kind nach Technik, ein Kind, das hauptsächlich Nahrung für Phantasie, Herz und Gemüt verlangt? Noch sind unsere lieben Kleinen, so lange die Kinderstube ihr Reich und so lange gewissenhafte Eltern ihre Seelenbildung überwachen, die selben Kinder, die sie von jeher sind und waren und wohl auch in Zukunft bleiben werden: holde, zarte, fein fühlende Geschöpfe, welche in ihrer kleinen Brust Sehnsucht tragen nach tiefem Märchengauber, deren Gefühl es verletzt, wenn man ihnen nicht mit einer gewissen Weiche entgegen kommt, und deren Schönheitsgefühl schon Anteil nimmt an lieblichen Gestalten und feinen Stimmungsbildern. In dem Lebensalter von fünf bis sechs Jahren sind begabten Kindern Darstellungen von Begebenheiten, die sich außer ihrer Lebenssphäre bewegen, bereits sehr interessant, und es beleidigt sie, wenn der Text in allzu kindischer, ja oft läppischer Sprache zu ihnen redet. Darum können wir uns mit den Darbietungen des „modernen Bilderbuches“ noch nicht befreundet, und wenn heutige Vertreter dieser Richtung alle früheren Erscheinungen, die nicht gerade an das höchste Maß des Künstlertums heran reichten, so daß sie „unbetritten“ da stehen, als „süßliche“, „weichliche“, „allzu moralische“ Machwerke bezeichnen, so möge gerade der Hinblick auf diese kraftvollen Streiter bezeugen, daß sie, trotzdem ihrer Kindheit noch nicht diese neue Darstellungsweise vergönnt war, dennoch zu tüchtigen Menschen heran gewachsen sind.

Mögen sie später, wenn das zarte Kind den Ernst des Lebens kennen lernen muß, wenn die Pflicht des Schulbesuchs es dem kindlichen Spiel entreißt, ihren Einfluß geltend machen, der die heran wachsende Jugend auch selbst wählen und entscheiden läßt. Aber gönnt den Müttern in den ersten Lebensjahren noch das Recht, für ihre Lieblinge selbst zu wählen, was nach ihrer eigenen Kindheits Erinnerung beglückend und wohlthätig wirkt. Scheltet den Vater nicht unweise und unverständlich, wenn er in ernster Weise dem aufhorchenden Knaben tiefergründige Sagen erzählt, die dieser vielleicht nur halb versteht. Der Knabe fühlt sein Interesse und Ehrgefühl mehr dadurch erhöht, als wenn man ihm in der kindlichen Sprache, die dem Kinde selbst noch geläufig, lustige Unterhaltung bieten will.

Ein großer, wichtiger Schritt ist bereits gethan, daß die Erwachsenen, selbst die Gelehrtenwelt sich mit so edlem Interesse der Bildung des Kindes für die Kunst zuwenden. Und gewiß, es wird, wie nach so vielen Kämpfen und Neuerungen, ein segensreicher Mittelweg erzielt werden, wenn von den alten Traditionen die überlebten Auswüchse abfallen, und wenn die neuen Bestrebungen neben der Bildung des Verstandes und des künstlerischen Sehens dem deutschen Kinde, das seine Eigenart wohl immer behalten wird, auch genügend Raum für Herz und Seelenempfindung gewähren.

München.

Frau Marie Ille-Beeg.

c. **Alfred Herr (Berlin)** veröffentlicht im Dezemberheft der „Neuen Deutschen Rundschau“ einen Aufsatz „Drama“; es finden sich darin die folgenden Sätze: „Ich sehe zurück auf alles und finde: Die Wildente hat mich am tiefsten bewegt, Maria Magdalena mich am hartnäckigsten beschäftigt. Dazu kam ‚Der Bann‘, Zweiakter von Schlaf. Dann

Wedekinds ‚Marquis von Keith‘. Diese Werke drängen sich in meinen Eindrücken um den Rand eines Lochs. In dem Loch liegt der Naturalismus.“ — „Im Tristan fehlt der Zweifel; der Tristan ist ganz Harmonie; bloß äußere Umstände machen ein Hindernis; ein Dämel steht im Wege; ein Liebster ist verwundet.“ — „Ich wollte sagen: auch das Grauensvolle im Weib ist

vor der Frau vom Meer und vor Hedda Gabler Fleisch geworden in Judith aus Bethulien. Sehnsucht und Grauen; halb unerfüllte Sinnlichkeit; ein mystischer, tastender Zug, in der Gebärmutter endend; subtile Psychologie in einem verwickelten, zugleich einheitlichen Charakter. Ich glaube: Judith, wenn sie die hebräische Jungfrau von Orleans wird, ist kleiner als, wo sie thatenarm die Zeit in abfunderlichem Dämmerleben hinbringt. Hebbels Judith scheint McGrößer im Anfang mit Mannasses als am Ende mit Holofernes; noch frauendunkler, noch grauenvoller, noch unerdlicher. Das unter der Hand." — „Sind die Bettern [Hebbel und Ibsen] vergleichbar? Wenn der Eine Felsblöcke streut, der Andere Türme baut! Ein Turm ist, möcht' man sprechen, kein Felsblock; ein Felsblock noch kein Turm. Es ließe sich hinzufügen: Zwanzig Türme bergen mehr Gestein als sieben Felsblöcke. Und weiter: Der Grundbau stammt dennoch von den sieben Felsblöcken. Genau so liegt das Verhältnis; nicht anders; oder ich will ein schlechter Kerl sein.“ [Das Verhältnis liegt nicht genau so.] — „Allenthalben, mit seiner umwerfenden Komik, torkelt er [Wedekind] am Rande des Irrsinns und des Dilettantismus einher, doch er ist hinreichend. Der ganze Mensch, vorneweg die Gedichte, steht zwischen Gott und Tier. Er bleibt immer kalt, und doch bringt mancher Aufschrei der letzten Ehrlichkeit hindurch. Er zeigt der sittlichen Welt den nackten Pödel. Wir setzen ein Diadem darauf. Denn sein Haupt ist hier.“ — „Vier Dramen standen um ein Loch. Ich gucke noch immer hinein. Hohngeächter der Hölle! Sataustrug! ewige Verdammnis! es war nichts drin.“ — „Auf, meine Lieben, — laßt uns neuen Löchern zueilen . . .“

Über die akute Polenfrage

äußerte sich vor einiger Zeit sehr interessant Prof. Delbrück in seinen „Preuß. Jahrbüchern“ — und seine Auffassung der Sache wäre so ungefähr auch die unsrige:

„Er untersucht alle von den ‚Galatijten‘ vorgeschlagenen Maßregeln: Verweigerung der Bestellung polnisch adressierter Briefe durch die Post, das Verbot polnischer Versammlungen und Zeitungen, das Verbot, polnischen Grundbesitz an Polen zu verkaufen, die Ansiedelung deutscher Handwerker, die Verstärkung des Germanisierungsfonds. Und er findet, daß alle diese Maßregeln entweder in's Abjurde fallen oder gänzlich wirkungslos bleiben müssen. Am härtesten aber lautet sein Verdict über die Schulpolitik, wie sie in Breschen geübt wurde. Er zeigt, daß es unmöglich ist, gegen renitente Kinder wirksame Maßregeln anzuwenden, daß höchstens vier Schläge mit einem dünnen Rohrstock auf die Hand' den Widerstand der in suggerierten Gewissensbedenken befangenen Kinder nie brechen können; daß aber umgekehrt das Verfahren ‚Martyrer‘ schafft und es ermöglicht, daß in jedem Augenblick ein kluger Kaplan und ein paar trotzig und tapfere Schulbuben die preussische Staatsautorität in die Schranken fordern und über sie triumphieren können. So lange ungeheuer viel schärfere Maßregeln, wie sie der Rechtsstaat eben einfach nicht brauchen kann, nicht einen Schrecken verbreiten, dem selbst das ideologischste und trotzigste, opfermutigste Menscheneremplar, der halbwüchsige Junge, keinen Widerstand entgegen zu setzen wagt; und so lange der Klerus und das österreichisch-russische Slaventum noch dazu fähig und bereit sind, jede solche ‚Opferthat‘ auch materiell zu belohnen, ist ein Erfolg einfach ausgeschlossen. Und da die Politik die ‚Kunst des Erreichbaren‘ ist, so ist danach die preussische Polenpolitik ein Kunstfehler, plus qu'un crime: une sottise! Wir bedürfen jetzt eines geschickten Diplomaten, der uns, aus der Sackgasse, in die das Kultusministerium geraten ist, wie einst mit dem Verbot des Sakramentspendens im Kulturkampf, wieder heraus führt, ohne daß der Staat eine Niederlage erleidet.“ — Warum wir selbst uns

zur Sache an dieser Stelle nicht weiter äußern? Nun, wir bleiben vor Allem deswegen so „kühl bis an's Herz hinan“ angefaßt all dieser Vorgänge, weil wir das, offen gestanden, für keine reichsdeutsche, sondern für eine ganz ausschließlich innerpolitische Frage des preußischen Staates als solchen halten müssen.

Zum Postetat im bayerischen Landtage. — Dem Organ der Nürnberger Sozialdemokraten ist — wie die „N. Post“ vor einiger Zeit zu berichten wußte (der wir natürlich auch die Verantwortung dafür überlassen müssen, die wir aber hier zitieren, weil wir die Sache nach unseren Erfahrungen allerdings für durchaus glaubhaft halten) — ein Brief vorgelegt worden, der die hohe „Sindigkeit“ unserer Post wieder einmal trefflich illustrieren dürfte. Der Brief, der in München aufgegeben und an einen Nürnberger Geschäftsmann adressiert war, kam wieder an den Absender zurück mit dem Vermerk: „Ausgezogen, wohin unbekannt.“ Nun war der Adressat, der seit 36 Jahren in Nürnberg wohnt, dort auch selbständiger Gewerbetreibender und Bürger ist, am 1. April von der hinteren Insel Schütt auf den Hüblersplatz gezogen, also nur von einem Ufer der Pegnitz auf das andere, so daß es leicht gewesen wäre, ihn zu ermitteln. Hätte man in dem Hause, wo er zuvor wohnte, angefragt, so hätte man die neue Adresse wohl erfahren, da sie allen Hausgenossen bekannt war. Auf dem Einwohnerbureau aber scheint man sich überhaupt nicht erkundigt zu haben. Der Absender konnte also den an ihn zurückgelangten Brief dem Adressaten erst durch Vermittlung anderer Personen zustellen lassen. — Ein weiteres, recht hübsches Bild aus dem „Zeichen des Verkehrs“ unter dem „System Crailsheim“ (nach der selben Quelle): Von Starnberg nach München sind 28 Kilometer, also eine Entfernung, die ein guter Fußgänger in sechs Stunden, ein gutes Pferd in zwei bis drei Stunden

zurücklegt. Die kgl. bayerische Post aber braucht zur Beförderung eines Paketes von Starnberg nach München unter Umständen — 24 Stunden! Kommt dort nämlich ein Paket morgens 9 Uhr zur Post, so bleibt es zunächst sieben Stunden liegen. Erst um 4 Uhr 12 Minuten nachmittags tritt es seine Reise an, um 5 Uhr 2 Minuten ist es glücklich am Bahnhof in München. Nun ist aber um diese Zeit die Bestellung der Pakete in München für den betreffenden Tag schon beendet, das Paket lagert also in München unbefördert bis zum nächsten Morgen, wo es dann endlich um 9 oder 10 Uhr an seine Adresse gelangt. Und dabei ist Staruberg nahezu ein Vorort von München. „Wir haben die feste Überzeugung, daß man in Kamerun nicht 24 Stunden nötig hat, um ein Paket 28 Kilometer weit zu befördern. Dafür ist aber auch Bayern ein hochzivilisierter Staat mit den musterghiltigsten Verkehrseinrichtungen.“ — Wir unsererseits hätten dem heute nur hinzuzufügen, daß hier in München gleichzeitig von Dresden ausgehende einfache Paketsendungen gelegentlich früher als Eilboten-Pakete ausgetragen werden; sowie zu konstatieren, daß wir auf unsere höfliche Reklamation hin vom 17. Juni (vergl. „Gesellschaft“, II. Juliheft, S. 121) Seitens unserer zuständigen heimischen Poststelle noch immer vergeblich auf Antwort warten.

Lesefrüchte mit Randglossen — gemischte Gefühle in Stoff- feuzern.

„In einer glücklichen Ehe muß der Gatte auch nicht gleich einen roten Kopf kriegen, wenn seine Frau einmal mit einem Andern eine unschuldige Extratour tanzt. Die Hauptsache ist, daß sie ihm nicht durchgeht; und sie wird ihm nicht durchgehen, wenn sie es bei ihm am besten hat.“ Also sprach Graf Bülow, der Reichskanzler bekanntlich, in einer seiner berühmten, letzten großen Reden über den „Dreibund“, unter heiteren Gefühlen des hohen Hauses.

Voilà le mari d'une épouse Italienne — dachten wir uns — einer geb. Prinzessin Camporeale! Wir finden nämlich unsere auswärtige Politik seit Bismarck verdammt international-weltmännisch geworden. Auch unsere neueste „Galanterie“ gegenüber dem „jungen Amerika“ scheint doch mehr Globetrotter-Neigungen, denn nationaler Politik zu entspringen. Und das alles, während ein angesehenener Gesandter zu Hamburg so angenehm und treffend vom „extravaganter Jugendstil in der Politik“ zu plaudern weiß! Karneval!

„Burenbegeisterung. — Made in Germany“: so fanden wir als Überschrift irgend einer Rubrik jüngst in irgend einem deutschen Blatte und konnten uns über dieses viel sagende Spiel des Zufalls eines feinen Lächelns nicht erwehren.

In dem lieblichen Jdyll von Trautenuau, rectius: Karl Hermann Wolf-Skandal, spielten der Name „Tischan“ und das schöne Wort „Honorig“, freilich auch der Name Seidl, eine bemerkenswert vordringliche Rolle. „Tischan“, „Honorigkeit“ — empfindet der Leser nicht mit uns: es klingt alles so überaus „allddeutsch“? Übrigens war sich wohl so ziemlich jedes unverdorrene Gemüt darüber einig, daß „Wolf mit dieser Schuld nicht weiter die Rolle eines Vorkämpfers für die idealen Güter des deutschen Volkes werde spielen können“. Volksstimme = Gottesstimme hat aber wieder einmal anders befunden.

Ein Privattelegramm der „N. N. Nachr.“ meldete kürzlich höchst wichtig: „Im Wiener Volksgarten soll eine Dichterallee nach Muster der Berliner Siegesallee errichtet werden mit Büsten aller bedeutenden österreichischen Dichter.“ O Schmerz, laß nach! — Den selben Seufzer könnte man füglich auch ausstoßen, wenn man erfährt, daß Hartleben für seinen „Hofenmontag“ den „Grillparzer-Preis“ erhalten hat. Grillparzer, Bauernfeld, Raimund, Schiller-Preis u. s. w.: das ist heut zu Tage schon fait tout égal geworden.

Aus einer erbaulichen Sonntags-Betrachtung der „N. Allg. Ztg.“: „Zweifellos ist, daß durch die Wertsteigerung von Grund und Boden Viele reich geworden sind; nicht minder zweifellos ist aber, daß unsere Münchener Mietpreise eine Höhe erreicht haben, die uns um den guten Ruf, eine billige Stadt zu sein, längst gebracht hat.“ Was predigen wir denn immer? Gottlob, es wächst — scheint es — endlich das Licht!

Im diesmaligen Kultus-Gtat des heimischen Landtags erscheint wieder ein Posten eingestellt zur staatlichen Subventionierung der Herausgabe von „Denkmälern bayerischer Tonkunst“. Wir unsererseits sind natürlich aufrichtige Freunde dieser Bestrebungen der betr. Gesellschaft. Allein das darf uns nicht hindern, darin eine ungesunde Hypertrophie der Gelehrsamkeit gegenüber der Praxis musikalischen Lebens zu erblicken, so lange dieser Bewilligung, die wir beifürworten möchten, nicht auch eine solche zur Unterstützung von Volks- und Schüler-Konzerten von Staats wegen zur Seite stünde. Darum: Keinen Heller und keinen Pfennig für jene Forderung, ehe nicht das verdienstliche Dr. Raim'sche Unternehmen erst sein Recht bekommen hat!

Auf was alles so ein „Goethebund“ doch nur gerät! Hat nun wieder der Stuttgarter „Bundesbruder“ im „Wilhelmtheater“ ein über 2000 Jahre altes Lustspiel aufgeführt, nämlich des römischen Lustspieldichters Plautus Komödie „Trinummus“. Wie wir schon einmal auf dieser Stelle gesagt haben: „Ein Königreich für eine gute Idee!“

Neht sympathisch — und wir meinen für Gegner wie Freunde des Zweikampfes (auf welches Thema wir ganz sicher wiederholt noch zurückkommen werden) — dünkt uns der österreichische Duell-Erlass; besonders daraus die Stelle, welche das Vorgehen von Offizieren bespricht, das einzuschlagen ist, wenn sich ein Offizier eine grobe, wörtliche oder thätliche Be-

Leidigung eines Kameraden zu Schulden kommen ließ. Ein solches Benehmen wird als mit der Würde des Offiziers unvereinbar erklärt, kann daher nicht den Gegenstand einer ritterlichen Austragung bilden, sondern ist im Wege des Militärstrafgesetzes zu ahnden. Erst, wenn das strafgerichtliche Verfahren nicht zu dem beabsichtigten Resultate, nämlich zur Entlassung des Offiziers, führt, ist der Fall einer ehrenrätlichen Behandlung zu unterziehen. Wenn auch der Ehrenrat nicht auf den Verlust der Charge erkennt, ist die Angelegenheit auf ritterlichem Wege auszutragen. Der Erlaß weist sodann auf den Ernst des Duells hin und knüpft daran die Aufforderung, kleinliche Vorkommnisse und Zwischenfälle auf gütlichem Wege beizulegen, damit nicht eine geringfügige unbedachte Ausherrung zu einem tragischen Ausgange führe. Es entspreche ritterlichem Sinn und edler Denkart weit eher, einen begangenen Verstoß durch eine Entschuldigung zu sühnen, und das Gleiche gelte von einer Annahme einer derartigen Entschuldigung.

Ein Pariser Polizeipräsident hat das Bedürfnis gefühlt, unter die „Unsterblichen“ zu gehen. Herr Lépine erließ jüngst ein strenges Rundschreiben an die Polizeikommissäre, wonach sie persönlich sofort einen Rundgang bei allen Zeitungsverkäufern, Buch- und Papierhändlern ihres Kreises machen sollen, um alle unsittlichen und unanständigen Bilder von den Auslagen zu entfernen. Ja, wenn das Unanständige haarscharf zu bestimmen, nur auch so leicht wäre! Denn was ist Sitt?

In Paris jedenfalls dürfte wieder etwas ganz Anderes „ländlich-sittlich“ sein als bei uns in Deutschland.

Inhalt von Heft 14 der „Deutschen Heimat“: „Heinrich von Stein. Von Dr. F. Poske; Gedichte von Heinrich von Stein; Aus dem großen Kriege, dram. Szene von H. von Stein“. . . . Ja, Heinrich von Stein — das ist auch noch so eine Nummer unserer Pitteratur und Geisteswelt, die noch nicht entsprechend mitgezählt ist! Unsere Leser sollen ebenfalls, und zwar schon demnächst, Näheres über sie erfahren, diese Persönlichkeit mit uns kennen und lieben lernen. — Die selben gesch. Leser erinnern sich vielleicht noch unserer Vorführung Eduard My's aus dem vorigen Sommer (1901, August-Doppelheft). Vor einigen Wochen hatten wir geschäftlich an den Genannten etwas zu schicken, als uns die Sendung ganz unerwartet mit der postalischen Meldung zurück kam, daß der Adressat plötzlich verstorben sei, und kürzlich fanden wir denn auch diese Nachricht zu unserer tiefsten Betrübnis leider offiziell bestätigt. Auch das „Litt. Echo“ meint, mit ihm sei „eine eigenartige Begabung unerwartet früh ihrem Schaffen entrissen“ worden.

Erklärung: Auf Wunsch unseres Mitarbeiters Wilhelm Weigand stellen wir hiermit gerne ausdrücklich fest, daß (selbstverständlich) weder er selbst noch auch Paul Nikolaus Cossmann die Veröffentlichung der am Grabe von Frau Thora Weigand gesprochenen Worte an dieser Stelle veranlaßt hat.





Sozialwissenschaftliches.

Von K. H. Döfcher.

(München.)

Der gebildete Laie, dem sich die ungeheure Bedeutung der Wirtschaft für alle sozialen und kulturellen Zusammenhänge und für das Verständnis der menschlichen Entwicklungsgeschichte überhaupt mehr und mehr aufdrängt, klagt über den Mangel an lesbaren Werken, die frei von dem langweiligen Schematismus der Lehrbücher ihn in die „Zentralwissenschaft“ einzuführen geeignet seien. H. C. Ray*), der als Leiter eines großen Handelshauses über genügende praktische Anschauung verfügt und durch die allgemein geschätzten Wirtschaftlichen Jahresberichte seine literarische Befähigung erwiesen hat, scheint es vorgeschwebt zu haben, eine moderne Wirtschaftsgeschichte mit Ausblicken in die Volkswirtschaftslehre zu schreiben, die solchem Bedürfnis Rechnung trage. Sein Unternehmen ist indes nur zum Teil gelungen. Er ist klar, aber oft auch leicht; er weiß sehr viel, wird deshalb manchmal zu weilläufig; er ist ein zweifellos eminenten Praktiker, der sich von keinerlei Theorie beeinflussen lassen will — aber dafür gehen seiner Darstellung auch der systematische Zusammenhang und die wissenschaftliche Grundlage öfters verloren. Mag so der Gesamtbau mißlungen sein, es bleibt eine Fülle wertvoller Einzelstücke. Den reichen Inhalt charakterisiert schon eine kurze Analyse der wichtigsten Kapitel. Vom steigenden Einkommen, dem steigender Konsum entspricht, wird ausgegangen und dann das wachsende Einkommen als Folge wachsender Produktion abgeleitet. Das Ergebnis, das mit mannigfachem Zahlenmaterial aus England und Deutschland belegt wird, konstatiert als die Tendenz des verflochtenen Jahrhunderts steigende Löhne und gleichzeitig fallende Preise mit zunehmenden Massenkonsum als Wirkung gesteigerter Produktion, d. h. vermehrter Produktivkraft der Arbeit. Mit berebten Worten werden die segensreichen Folgen wachsender Produktivität, deren einzelne Faktoren untersucht werden, gefeiert. „Es kann gar nicht genug produziert werden.“ Die sogenannte Überproduktion ist nichts Anderes als mangelnde wirtschaftliche Organisation. Je mehr produziert wird, um so größer der Reichtum, um so besser die Löhne, um so stärker der Konsum. Weitere zusammenhängende Abschnitte schildern die Entstehung der Bedürfnisse. Im Einzelnen werden Nahrung, Kleidung, Wohnung zc. bis auf ihre primitivsten Formen zurück verfolgt; die Erweiterung und Differenzierung aller Bedürfnisse, die Demokratisierung des Genusses wird an interessanten Beispielen nachgewiesen.***) Daran schließt sich eine sehr ausführliche Übersicht über die Entwicklung von Handel und Verkehr, in der man u. a. neben dem Wechsel und der Hansa den Omnibus nicht minder wie die Schifffahrt und die Post zc. behandelt findet. Eine eigene Untersuchung ist der Verteilung des deutschen

*) „Die Wirtschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“. Mit 130 Tabellen und vergleichenden Übersichten. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim); Berlin—Bern, 1901. 10 M.

**) Bei jedem Gewerbe wird die Zahl der beschäftigten Personen unter Berücksichtigung der beiden letzten Berufs- und Gewerbebezeichnungen und seine eo. wirtschaftliche Tendenz zum Großbetriebe hin festgestellt.

Außenhandels auf Eisenbahn-, Wasserstraßen- und Seeverkehr gewidmet. Besondere Aufmerksamkeit verdient eine Darstellung der Aktiengesellschaft, deren Tendenzen zur Verteilung des Gewinnes auf eine wachsende Zahl und damit zur Dezentralisation des Kapitals indes weit überschätzt wird.

Zu den besten Partien aber gehören die nun folgenden, die die genossenschaftliche Entwicklung in den hauptsächlich beteiligten Ländern und in ihren wichtigsten Formen (Kommune, Kredit-, landwirtschaftliche und Bau-Genossenschaften) behandeln. Die städtische Genossenschaftsbewegung muß nach Ray in einer systematischen Errichtung von Häuservierteln auslaufen, in deren Mitte sich alle Institute der leiblichen und geistigen Versorgung der Mitglieder befinden. Die Genossenschaftsbewegung wird langsam aber sicher zugleich neben all' ihren wirtschaftlichen und moralischen Nuzeffekten eine Strukturveränderung der Wirtschaft herbei führen. Auch in der Landwirtschaft, in der nach Ansicht des Verfassers der Kleinbetrieb die herrschende Form sein wird. Die Bedeutung des Großbetriebes wird dabei allerdings keineswegs genügend gewürdigt. Untersuchungen über Unternehmergewinn und Arbeitslohn, in denen nachgewiesen wird, daß der Arbeitslohn sich nur aus steigender Produktivität und nicht aus dem einmal gegebenen Unternehmergewinn auf die Dauer erhöhen kann, und eine instruktive Darstellung der Gewerkschaftsbewegung folgen. Zum Schluß werden die Faktoren zusammen gefaßt, die langsam aber sicher die Struktur der Wirtschaft ändern und zu einer „Organisation der Wirtschaft“ durch Organisation von Konsumenten wie Produzenten — „Kombinationen“ von Arbeitern und Unternehmern des gleichen Gewerbes — hinführen. Damit werden zugleich auch die Folgen der wirtschaftlichen Anarchie: „Überproduktion“, Krisen und Arbeitslosigkeit — überwunden werden. Nach und nach wird die Wirtschaft vergesellschaftet werden, friedlich und nicht katastrophenartig. Neue Einzelunternehmungen werden daneben entstehen und sich entfalten, bis auch sie zur kollektiven Form sich entwidelt haben: durch Genossenschaftsbildung oder Zentralisation unter Kontrolle des Staates. Zweck der Wirtschaft bleibt das bestmögliche Resultat; so lange die individuelle Form besser dazu geeignet ist, mag sie jeweilig herrschen; aber auch nicht länger. Reformarbeit auf allen Gebieten, Selbsthilfe in jeder friedlichen Form werden zur ersehnten Harmonie führen. —

Der Text wird unterbrochen durch ein reichhaltiges statisches Tabellenmaterial, das aber zum Teil, so weit die Schätzungen Kulhalls zu Grunde liegen, problematischer Natur ist. Als Nachschlage- und Orientierungswerk würde der Wert des umfangreichen Werkes — 727 Seiten — durch einen Index erheblich gewonnen haben, zumal es doch im Wesentlichen eine Materialsammlung ist. Aber, was wichtiger ist: der Hymnus auf den Fortschritt, die Erwartung der ausgleichenden Tendenzen wachsender Produktivität der Arbeit, der allgemeine Optimismus, der die Schattenseiten allzu leicht übersieht, die Tatsachen allzu günstig andeutet und Harmonie entdeckt, wo der Kampf tobt und weiter toben wird, sind einseitig und übertrieben und darum ebenso falsch wie das Gegenteil, von überall wachsender Verelendung und sich zuspizenden Katastrophen. Aber die Grundtendenzen, die das Werk durchziehen, sind zweifellos auch in der Welt der Wirklichkeit an der Arbeit, wenn sie auch im Einzelnen überschätzt und ihre Konflikte gemildert werden. Die Faktoren, die in der modernen Wirtschaft, sie umgestaltend und bewegend, wirken, unter Aufbietung vielseitigen historischen und statistischen Materials anschaulich dargestellt zu haben, bleibt so doch — bei allen Mängeln — ein unbestreitbares Verdienst des Verfassers. —

Die revisionistische Richtung, die seit einigen Jahren, besonders im Anschluß an Bernstein's Artikel in der „Neuen Zeit“ und ihre Folge: „Die Voraussetzungen des

Sozialismus", innerhalb des marxistischen Sozialismus im Gange ist, hat inzwischen weitere Kreise gezogen, die Gegensätze schärfer zum Ausdruck gebracht und die Anhänger und Gegner in den beiden Lagern der „Neuen Zeit“ und der „Sozialistischen Monatshefte“, zu denen Bernstein überging, gruppiert. Neues ist derweil nicht allzu viel gesagt worden. Auch zwei hier anzuzeigende Bücher*) werden trotz des Preßgeplänkels keine neue Etappe bedeuten. Die Broschüre Bernstein, welche die Wiedergabe eines im Berliner sozialwissenschaftlichen Studentenvereine gehaltenen Vortrages mit einigen Nachträgen darstellt, will widerlegen, daß die marxistische sozialistische Theorie reine Wissenschaft sei. Nun ist zweifellos, daß einzelne Bestandteile einer Theorie wissenschaftlich unhaltbar werden können, ohne daß das Ganze den wissenschaftlichen Charakter verliere. Das war — implicito — die Ansicht Bernsteins in den Voraussetzungen. Hier indes giebt er den wissenschaftlichen Charakter des Systemes auf und zwar nicht bloß des marxistischen oder jedes andern sozialistischen, sondern — das ist zu folgern — jedes soziologischen Systemes überhaupt, das sich mit der Gestaltung der Zukunft befaßt. Denn er definiert die Wissenschaft als das systematisch geordnete Wissen. Eine Lehre von einer kommenden Gesellschaftsordnung entzieht sich aber einer streng wissenschaftlichen Feststellung. Und darum will Bernstein statt des wissenschaftlichen Sozialismus nur diesen „kritischen“ gelten lassen. Die Hilfsbeweise, die weiter heran gezogen werden, z. B. daß den Sozialisten ein Wollen, eine Tendenz an der reinen Erkenntnis hindern könne, gelten von jeder Erkenntnis, speziell jeder soziologischen, und beweisen daher zu viel oder zu wenig. Der Hauptbeweis aber krankt an der viel zu engen Definition der Wissenschaft und beweist wieder einmal, daß Bernsteins schwache Seite immer noch die Philosophie ist. Das Recht der Hypothese kann jede Soziologie, jedes sozialistische System für sich in Anspruch nehmen, so gut wie jede andere Wissenschaft, ohne deshalb aufzuhören, wissenschaftlich zu sein. Daß jede Sozialwissenschaft besondere Gefahren in sich schließt, die ihre Wissenschaftlichkeit zu stören geeignet sind, bleibt freilich wahr und ist u. a. von Spencer besonders erörtert worden. Die falsche Auffassung der Wissenschaft führt Bernstein in konsequenter Weise dazu, die Hypothesen des Sozialismus Utopien zu nennen und gleichzeitig den Unterschied zwischen dem älteren utopistischen Sozialismus der Owen, Fourier, St. Simon, deren teilweise „wissenschaftliche“ Bedeutung er mit Recht betont, und den marxistischen wissenschaftlichen zu verwischen. Er übersieht den fundamentalen Unterschied, daß die Utopie uns die Vorzüglichkeit ihres erfundenen Ideals einreden will, während der moderne Sozialismus uns auf Grund einer Analyse von Thatfachen und darin entdeckten Tendenzen von der hohen Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen gesetzmäßigen Notwendigkeit, einer „genossenschaftlichen“ Gesellschaftsformation überzeugen will. Dabei kann die Mehrwerttheorie und manches Andere ruhig falsch sein, wie Bernstein annimmt, während andererseits die Einsicht in die größere Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit des Sozialismus mitamt aller von ihr ausgehenden Willensbeeinflussung ohne die Wahrscheinlichkeiten der notwendigen Entwicklung zum Sozialismus hin für diesen wenig nützen und noch weniger beweisen würden. Ist demnach der Grundannahme Bernsteins prinzipiell zu widersprechen, so ist ihm doch in manchen Einzelheiten beizupflichten. Das Programm selbst einer Partei, die in englischer Fühlung mit der Wissenschaft bleiben will, und wie viel mehr noch das Verhalten der einzelnen Politiker oder die Agitation, wird

*) Eduard Bernstein: „Wie ist wissenschaftlicher Sozialismus möglich?“ Verlag der „Sozialistischen Monatshefte“, Berlin.

Dr. Alfred Roffig: „Revision des Sozialismus“, I. Teil. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Coetjens), Berlin-Bern. (Soeben erscheint auch der II. Teil.)

nie rein wissenschaftlich sein können. Wo es zu handeln gilt, kann nicht erst immer das Ergebnis einer noch nicht abgeschlossenen wissenschaftlichen Forschung abgewartet werden. Mag die Utopie hier ihre Rolle spielen! Schädlich wird sie erst, wenn sie die bessere Erkenntnis hindert, anerkannt und befolgt zu werden. Auch eine soziologische Theorie, die ursprünglich wissenschaftlich war, kann ganz oder zum Teil utopistisch werden, wenn sie nämlich aufrecht erhalten wird trotz neu eingetretener Tatsachen oder trotz besserer Erkenntnis der gleichen fortbestehenden.

Ein neuer Revisionär, der indes von der orthodoxen Schule auf's Energischste zurückgewiesen wurde, ist dem Sozialismus in Dr. A. Rössig erstanden. In dem ersten Bande seines projektierten größeren Werkes beabsichtigt er, ein System des bisherigen Sozialismus zu geben und dann in den späteren die Kritik und die Weiterführung daran zu knüpfen. Ausführliche Prolegomena orientieren über Ziel, Methode und Grundansicht des Verfassers. Danach schwebt ihm vor, eine rationelle Sozialpolitik für die kommende Epoche zu entwerfen, die auf der richtigen Mischung des kollektiven und individualistischen Prinzips beruhen und durch regelmäßige Intervention des Staates ergänzt werden soll. Als Vorbild schwebt ihm dabei Moses' Jubeljahr vor, das bekanntlich alle 50 Jahre den veräußerten Besitz dem ursprünglichen Eigentümer zurück geben wollte. Leider ist dem gelehrten Zionisten entgangen, daß diese Institution nie etwas Anderes war als eine Utopie, die nie verwirklicht wurde. Ferner meint Herr Rössig, die einsichtigsten Vertreter aller Parteien für seinen Reformentwurf gewinnen und dieses Programm des sozialen Friedens, die gerechteste Resultante, den egoistisch verblendeten Massen auf legislativem Wege aufzwingen zu können.

Also ein Utopist in Folio! — Die Zusammenfassung der Hauptgedanken der sozialistischen Theoretiker zu einem System mag eine sehr dankenswerte Arbeit sein, sie scheint aber auch sehr schwierig. Marx, Malon, Faure und irgend welche Parlamentsreden unter einen Hut zu bringen, ist nur auf Kosten des Einen oder Andern möglich. Dabei muß die Bestimmtheit z. B. des Marxismus in die Brüche gehen. In der That ist denn auch die Marx'sche Werttheorie, seine Auffassung des Handels und vieles Andere bedeutend verwässert und entstellt. Anderes wieder scheint mir als spezifisch sozialistisch nicht nachgewiesen, abgesehen davon, daß es falsch ist. Z. B. daß die Entstehung des Privateigentums am Grund und Boden auf die Unterjochung eines kommunistisch organisierten Volksstammes durch einen Erobererstamm zurückzuführen ist. Endlich ist unerfindlich, warum das eberne Lohngesetz noch in dieser Darstellung fungiert. Das braucht doch nicht erst durch eine Revision beseitigt zu werden. Da indes die Kritik noch aussteht, die am hier gewonnenen System geübt werden soll, muß das endgiltige Urteil noch verschoben werden. Denn es ist nicht ausgeschlossen, daß bei all den oben ange deuteten Unglaublichkeiten des Werkes im Einzelnen Wertvolles herauskommt.

So kann schon die im ersten Bande hier eingestreute Kritik und Weiterbildung der Marx'schen Konzentrations-theorie als eine Neuformulierung allerdings bereits bekannter Tatsachen erwähnt werden. So skeptisch wir demnach gegen den positiven Sozialreformer Rössig sein müssen, als Kritiker und Forscher muß er gehört werden.

Romane, Novellen, Märchen, Skizzen.

Weißer Nächte. Märchen von Robert
Feymann. München, Verlag „Frührot“.

Einjamkeit. Die Geschichte eines
reinen Thoren von Richard Guldshiner.
Umschlag-Zeichnung von Carl Moser.
Hamburg, Alfred Janßen.

Schicksale. Novellen von Wilhelm Poed. Ebenda.

Roman eines Defakenten von Manfred Fuhrmann. Berlin, „Harmonie“, Verlags-Gesellschaft für Literatur und Kunst.

Jakob Schläpffe und andere Geschichten von Emanuel von Bodman. München, Albert Langen.

Aus den Gallerien meiner Träume von Hermann Jaques. Dresden, Karl Reihner.

Die Verrottung des deutschen Stiles dürfte auf dem Höhepunkte angelangt sein. Lesenswerte Bücher sind selten heute bei uns, aber noch dünner gefäet die Schriftsteller, die eine ehrliche, geschulte Arbeit vorweisen können. Ein schmiereliges Gebüdel überschwemmt den Markt. Die Legion der Litteraten robottet mit keuchendem Atem. Die Schreibewut ist wirklich bereits pathologisch interessant geworden. Um so unerbittlicher sei der Kritiker deshalb auf der Wacht. Aber aus der schmutzigen dümmerbrechenden Wasserflut greife er ziel-sicher die wenigen Bücher, die diesen Namen würdig an der Stirne tragen, ehe sie der Pfeilgeschwinde Abgrundsturz mit sich reißt.

Richard Huldshiner — einen neuen Mann — habe ich das Vergnügen, mit voller Achtung nennen zu dürfen. Seine „Geschichte eines reinen Thoren“ ist eine gute Erzählung, von einem innigen Dichter zeugend. Rosegger und Hamsun sind die Gestirne, in deren Zeichen sie geworden sein mag. Aber ein eigenes, im besten Sinne sinnliches Temperament hat sie geschaffen. Die Geschichte von einer großen Liebe und ihrer Schicksal wirkenden Macht wird in trefflicher Entwicklung langsam, stetig, sicher, mit vollen satten Worten erzählt. Der zweite Teil fällt gegen die Einseitigkeit des ersten ab. Und straffer, gedrängter, wuchtiger möchte man das Buch wünschen. Aber auch so hinterläßt es einen lebendigen Eindruck.

Weniger Eigenart, aber eine reifere Seele zeigt Poed in seinen vier „Schick-

salen“. Das sind einfache Geschichten, erfüllt von einer reinen, hohen, starken Gesinnung. Ihre Wirkung ist bedeutender als die der „Einsamkeit“. Die Themen sind nicht neu: der in sich selbst geduckte, vom Leben bedrängte Knabe, in dem der Haß und die Verzweiflung fürchterlich aus der Enge rauschen, die „Gefallene“ und der starre, steifnackige Vater, der stille Krüppel, in dem eine wunderbare Liebe verzichtend und beschenkend zu ihrer höchsten Schönheit sich verkärt, der Knecht, der seine Ehre schrecklich rächt; die Psychologie dieser Menschen ist nicht verworren und verwirrend, die Sprache des Dichters ist fast etwas veraltet: alle diese Sachen könnten vor 40 Jahren geschrieben sein; aber eine Macht über das Herz haben sie wie wenige der allerfeinsten, allertiesten. Raabe's Name wird einmal nicht ohne Beziehung genannt.

von Bodman hat vier kleine Skizzen vereinigt, die, etwas salopp vorgebracht, durchaus unterhaltend genannt werden dürfen. Die beste ist das „Karussell“. Der „neue Mensch“ wirkt gar zu gewollt „eigenartig“. Der ganze Ton des Bändchens hat etwas Schollenschwüles, Helles, Derb-Sinnliches. Jola war nicht ohne Einfluß. Ein künstlerisches Erlebnis ist das Buch nicht. Hier war keine Seelennot, die sich schaffend erlöste. Ein tüchtiger Schriftsteller ließ ein paar neue Skizzen drucken, die man ohne Dankesüberschwang quittiert.

Dankbarkeit ist nicht das Gefühl, das man Herrn Heymann gegenüber für angebracht hielte. Diese „Weißen Nächte“ sind ein süßlicher Wortebrei, besser verbildlicht: ein weich zerfloßenes Fruchtteiß. Derlei thränenfelige marklose Fadessen mögen ahnungsfröhesten Konfirmandinnen munden, andere Menschenkinder lehnen lächelnd ab.

Nicht so harmlos gebärdet sich Herr Jaques. Hörbar wandelt er in den „Gallerien seiner Träume“ auf und ab. Dieses Buch ist typisch für eine gewisse Sorte „moderner“ Prosa. Der „nicht un-

begabte" junge Mann von heute beliebt dertei nebulose Satzverbindungen auf gutem breitrandigem Papier der Mitwelt mit lässiger Grazie hinzuzwerfen. Es giebt Passagen in dem dünnen Bändchen, die gefallen, Sätze, die packen, Bilder, die sitzen wie ein gewandt geführter Spiel, Gedanken, die verblüffen, erfreuen. Unzweifelhaft wird uns der Autor einmal, wenn er sich Zeit zur Reise ließ, noch etwas Bedeutendes zu sagen haben. Dann wird er mir gerne zugeben — heute gefällt er sich noch zu gut —, wie ausbringlich „gemacht“ dieses altkluge Dokument seiner Belesenheit den Leser anmutet, der sich nicht dupieren ließ. Denn ich wünsche dem geschmackvoll lignierten Büchlein verständige Leser. Die Käufer fördern ein Talent — von morgen.

Eine Warnungstafel jedoch, breit und mit biden drohenden Lettern, will ich vor einem „Wert“ errichten, das durch den „beliebten“ geschmacklosen Titel lästern Leser locken könnte: dem „Roman eines Dekadenten“ von einem unseligen Fuhrmann. Ein derartig widerlich-großmütiges Schand- und Schundstück verirrt sich hoffentlich doch selten heute in die „Literatur“. In einem wüsten, magenwendenden Idiom quatscht hier ein sehr von seiner Bedeutung erbauter „Gebildeter“ geradezu aufregende Ödigkeiten. Weiber, Weine, Duelle, Materialismus, Beethoven, Pathologen, Indianer, Fürsten, Dolche, Morphinum, Priester, Schenkel, Darwin, Studentinnen, Nietzsche, Winkeladvokaten — nichts wird uns geschenkt. Ein schauerlicher Fall der Schreibetollwut. Gut, daß es einem „Sanitätsrat“ gewidmet (!) ist.

Dr. Richard Schaulal.

Thomas Mann: Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman. Berlin, S. Fischer.

Als ich vor geraumer Zeit in diesen Wäldern das Vergnügen hatte, von einem mir gänzlich unbekanntem Herrn Thomas Mann als von einer hochbedeutenden Individualität zu künden („Der kleine Herr

Friedemann“), konnte ich nicht ahnen, wie glänzend sich mein Verheißung erfüllen würde. Denn diese Geschichte einer Familie, ein Roman größten Stiles, ausgearbeitet mit einer geradezu ehernen Technik und erfüllt von ureigenstem Erleben, ist ein prachtvolles Buch — ein Buch, wie wir Deutsche deren kaum zwei heutiger Produktion aufzuweisen in der Lage sind. Betroßt darf es sich den trefflichsten Werken der Skandinavier an die Seite stellen. Kein abenteuerlicher Litterat (Gaukertypus „Wassermann“), ein bodenständiger Dichter entrollt vor den entzückten Blicken des verwöhnten Genießers der Tolstoi, Hamson, Maupassant, Krag, Garborg mit einer unheimlichen Sicherheit der Ausdrucksmittel das künstlerisch auf Charakteristisches reduzierte Sein von wurzelechten Generationen. Der nachhallende Eindruck dieses Lobenswerthes ist — ästhetisches Glück.

Dr. Richard Schaulal.

Heimatkunst.

Fritz Stavenhagen: Jürgen Piepers. Niederdeutsches Volksstück. Hamburg, August Harms.

Der Selbe: Der Lotse. Hamburger Drama. Ebenda.

Nikolaus Krauß: Die Stadt. Roman. Berlin, J. Fontane & Co.

Franz Breda: Aus märkischem Sande. Ein Wanderbuch. Leipzig, Heimatverlag von Georg Meyer.

Die beiden Dramen von Fritz Stavenhagen verraten eine starke, sichere Kraft und eine innige, scharfe Beobachtung. Seine Gestalten sind hart und eigensinnig — der Lotse so, wie der Bauer Jürgen Piepers. Beide sind alte, zornige Typen, die wollen, daß das Leben nach ihrem Schädel geht, und die im Konflikt, den sie durch ihren Eigensinn herauf beschwören, zu Grunde gehen. Beide töten sich, so bald sie sehen, was sie mit ihrem Starrsinn angerichtet haben. Das ist eigentlich der einzige Vorwurf, den ich dem Dichter zu machen habe:

daß er in zwei Dramen den selben Stoff behandelt. Von der Bühne herab müssen beide aber einen großen Eindruck hinterlassen, etwa wie die ersten, bodenständigen Dramen Falbe's und Hauptmanns, denen sie ebenbürtig sind.

Mit gleicher Liebe behandelt Nikolaus Krauß seine Heimat. Die „Stadt“ ist der dritte Roman einer Serie „Die Heimat“. Eine Egerländer Kostfrau steht in der Mitte der Handlung. Und das Egerer Leben wird in knappen, köstlichen Szenen geschildert. Und der Deutschböhmie hat etwas vor dem Niederdeutschen voraus: die Kunstform. Im Roman läßt sich vieles sagen, was man im Drama unterdrücken muß; die zahllosen lyrischen Momente finden im Roman überall Platz. Auch scheint es mir, als wäre im Psychologischen Krauß der Stärkere. Er läßt seine Gestalten im Kampfe mit der Umwelt, im Kampfe um's Dasein siegen. Stavenhagen muß sie untergehen lassen.

„Aus märkischem Sande“ von Franz Breda ist auch Heimatkunst, aber nicht die beste. Breda beobachtet vieles, aber nicht das Bedeutende. Er hat es auch nicht immer in der Gewalt, das Beobachtete wieder zu geben. Er gleicht dem Bildhauer, dem der Thon unter den Fingern hart wird. Aber das liegt nicht am Thon, sondern an den Fingern. Die Hand hat

schon größere und gewaltigere Schilde- rer ge-
habt; solche, die die Liebe zur Heimat nicht
erst zu predigen brauchten, denen sie aus
jedem Worte hervor leuchtete. Seit die
Heimatkunst, diese alte Kunst, wieder in
Mode gekommen ist, fällt es plötzlich Vielen
ein, daß sie doch auch eine Heimat haben.
Früher haben sie nie daran gedacht.

Gustav Macasz.

Epit.

Hermann Böns: Rein goldenes
Buch. Lieder. Hannover, Schaper.

Herr Böns muß wissen, warum er sein
Buch, ein „goldenes“ Buch nennt, — ich
nicht! Lila und gelb ist die Ausstattung,
der Druck und das Papier; das ist alles,
was auffällt; oder vielleicht noch Verse wie:

Die Fuhrentuften streichelt,
Ein leiser Bummelwind,
Gleichmäßiges, ruhiges Heßgrau
Lob weite Moor überspinnt,

oder:

Alle Birken grünen in Moor und Gold,
Jeder Brahmabusch leuchtet wie Gold,
Alle Felderchen duften vor Fröhlichkeit,
Jeder Birkhahn lullert und tollt.

Das sind alles ernste Lieder, und das
Recht der Komposition und des Vortrages
ist vorbehalten — also Vorsicht!

Hanns Holzschuher.



Zum Jacobowski-Grabmal

sind bei den Unterzeichnern des „Aufrufes“, den Herren Dr. Josef Ettlinger, Heraus-
geber des „Lit. Echo“, und Heinrich Rippler, Herausgeber der „Tägl. Rundschau“,
bis Januar 1902 nachstehende Beiträge eingegangen:

Von Ernst Wichert, Josef Lauff, Georg Frhr. von Dmpteda, Georg Engel, Alex
Delmar (als Ertrag der Erstaufführung des Einakter-Cyclus „Das deutsche Jahrhundert“)
200 M.; Ertrag einer Jacobowski-Matinée des Regitators Max Laurence 167 M. 85 Pf.;
Stammtisch Blauer Montag 25 M.; Redakteur Fernandes, Duisburg 5 M.; von zwei
Schulfreunden (Dr. Damrow und Dr. Brand, Berlin) 20 M.; Frau Diedrichsen,
Bremerhaven 10 M.; C. L., Dortmund 10 M.; Fr. Theo Schücking, Berlin 10 M.;
Direktion des Schillertheaters 20 M.; Dr. Raphael Schwensfeld 10 M.; Verein „Klause“,

Berlin (durch Victor Blüthgen) 10 M.; Dr. Engel, Berlin 5 M.; Oberamtsrichter G. W., Oberkirch 3 M.; Redakteur Abrahamsohn, Berlin 10 M.; Dr. Hermann Geymann, Jeshendorf 40 M.; A. und R. Meyerstein, Berlin 10 M.; Familie Sarges, Charlottenburg 10 M.; Dr. Meyer-Cohn, Berlin 100 M.; Rechtsanwalt Roth, Berlin 5 M.; R.-M. Josef Cohn, Berlin 10 M.; Verein zur Abwehr des Antisemitismus 200 M.; Dr. Rudolf Goldschmidt, Frankfurt a. M. 60 M.; Hofchauspieler Paul Wiede, Dresden 10 M.; Rechtsanwalt Dr. F., Berlin 5 M.; F. Liebermann, Berlin 25 M.; Dr. C. R., Berlin 1 M.; Clara Hipner, Posen 5 M.; Dr. F. Rauch, Direktor des Residenztheaters Wiesbaden 25 M.; R. und S. W., Alzey 5 M.; Ignaz Brüll, Tonkünstler, Wien 8 M.; Rechtsanwalt Dr. F. und C. Roest, Berlin 10 M.; R. R., Frankfurt a. M. 5 M.; Statklub am Broglie, Straßburg 10 M.; A. C., Straßburg 2 M.; S. C., Straßburg, 3 M.; F. und C. C., Berlin 50 M.; Ungenannt, Berlin 150 M.; Dr. R. P., Berlin 3 M.; Frau M. R., Berlin 40 M.; S. S., Berlin 40 M.; Herr und Frau Hofrat v. Ebner, Wien 20 M.; W. R., Karlsruhe 5 M.; L. C., Karlsruhe 5 M.; Eugen Dieberichs, Verlagsbuchhändler, Leipzig 10 M.; Anna Ritter, Berlin 10 M.; F. F. & Co., Berlin 25 M.; Ch. Hallgarten, Frankfurt a. M. 100 M.; A. J. Silberberg, Kellingensfen 3 M.; Frau Th. L., Berlin 2 M.; Frau L. D., Berlin 1 M. 60 Pf.; M. L., Berlin 2 M.; Frau Th. C., Berlin 6 M.; Frau M. v. Sch., Berlin 2 M.; Carl Baron Torrejani, Rentone 20 M.; Dr. mod. Hecht, Romawes 10 M.; A. und El. H., Frankfurt a. M. 10 M.; Dr. Paul Remer, Berlin 20 M.; von einem ehemaligen Mitschüler des Verstorbenen (W. R.) 3 M.; stud. phil. Alfred Kleinberg, Tetschen 1 M. 70 Pf. (2 Kr. 8. W.); R. A., Berlin 1 M.; cand. Jur. Eduard Freudenberg, Berlin 3 M.; Rechtsanwalt Dr. F. Bondi, Dresden 20 M.; Bijoufoul A. M. Simon, Hannover 20 M.; Prinz Emil Schönau-Garolath, Haseldorf 60 M.; C. Arnhold und R. Schmalz, Dresden 6 M.; Ludwig Töpfer, Pinz a. D. 4 M. 25 Pf. (5 Kr. 8. W.); Prof. Dr. L. Bräutigam, Bremen 5 M.; Ungenannt, Philadelphia 100 M.; Dr. Paul Rieger, Prebiger, Potsdam 3 M.; F. F., Potsdam 3 M.; Oberbürgermeister Bleef und Frau, Minden l. W. 10 M.; J. W., Gießen 10 M.; G. R., Berlin 20 M.; J. C., Berlin 20 M. — Insgesamt 1909 M. 80 Pf.

Außerdem sind noch bei der Schriftleitung der „Gesellschaft“ folgende Beträge eingelaufen:

Von Dr. Seidl, München 10 M.; Josef Theodor und Frau Emma Rebenhall, Breslau 4 M. 55 Pf.; Wilhelm v. Lichtenow auf Lichtenow b. Friedberg 20 M.; Wilhelm Weigand, München 20 M.; M. Holfelder, Berlin NO. 10 M. — Insgesamt: 64 M. 55 Pf.

Die genannten beiden Herren Sachwalter teilen gleichzeitig mit, daß der Berliner Bildhauer Hugo Lederer, dessen Name soeben erst durch das Ergebnis der Hamburger Bismarckdenkmal-Konkurrenz Vielen geläufig geworden ist, sich zur Ausführung des Grabdenkmals unter spontanem Verzicht auf jede Entschädigung bereit erklärt hat. Die Gewähr für eine würdige und künstlerisch vornehme Schöpfung ist also gegeben und die Sammlung, vorbehaltlich einiger Nachträge, damit geschlossen.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft“ liegt ein Prospekt von D. Trenk, Rheda i. Westfalen (Bez. Minden), bei.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.
Fernruf-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nm. 4 $\frac{1}{2}$ bis 6 $\frac{1}{2}$ Uhr;
Postzeitungsliste Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

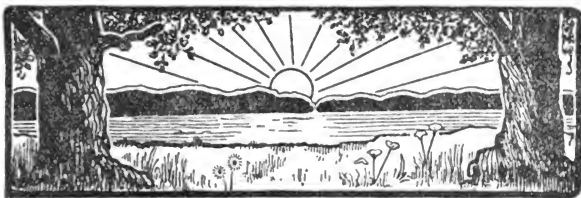
NB. Für unverlangt eingelangte Rezensionsexemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingelangte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. — Brief- und Manuskript-, Zeitchriften- wie Bücherfundungen: ausschließlich an den Herausgeber; Besetzungen, Anzeigen und Geldsendungen: an den Verlag erbitten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: C. Piersons Verlag (R. Linde) in Dresden.



Joseph Arthur Graf von Gobineau.

Nach dem von der „Deutschen Gobineau-Gesellschaft“
ausgegebenen Bilde.



Band I. ❀ 1902. ❀ Heft 4.
*

Gobineau.

Sein Problem und seine Hypothese.

Von Lic. Dr. Eugen Kreyser.*)

(Frankfurt a. M.)

Wir Alle sind in den Ideen von 1789 aufgewachsen und haben an sie geglaubt, nicht wie an Katechismus und Evangelium, denn was will das heut zu Tage noch sagen, aber wir haben an Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit geglaubt wie an die mathematischen und logischen Axiome. Die Gleichheit der Menschen hat im abgelaufenen neunzehnten Jahrhundert als eine nahezu allgemein anerkannte Thatsache gegolten, und auf diesem Axiom ist die soziale Frage neu entstanden. Die Niedrigen und Armen grollten den Vornehmen und Reichen: Was wollen denn die? Was haben sie für ein Recht auf Glück vor uns voraus? Sind sie denn etwas Besseres als wir? Sind sie aus anderem Stoffe geformt als wir? Wenn das der Fall wäre, dann könnte man ihre Ansprüche ja vielleicht begreifen, will man damit sagen, — aber das behaupten sie ja selbst nicht einmal. Und in der That, auch die Vornehmen und Reichen waren weit davon entfernt, die Sicherheit des guten Gewissens zu besitzen. Theoretisch beantworteten auch sie jene Fragen, etwas zögernd höchstens, mit „Nein, wir haben ja eigentlich kein angeborenes Vorrecht auf Glück und die Mittel zum Glück, denn alle Menschen sind Brüder und gleich“.

*) Aus dem in diesem Frühjahr erscheinenden Buche: „Joseph Arthur Graf von Gobineau. Sein Leben und sein Werk.“ Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. (Männer der Zeit, Band XI.)

Aber in der Praxis ihrer Lebensführung behaupteten sie diesen Anspruch dennoch mit zäher Beharrlichkeit und bewiesen dadurch, daß sie, instinktiv und unbewußt vielleicht, thatsächlich doch nicht im Glauben an die Gleichheit, sondern vielmehr im Glauben an die Ungleichheit innerhalb der menschlichen „Brüderschaft“ lebten.

Die Niedriggeborenen zeigten das gleiche Verhalten. In Wirklichkeit lebten auch sie von der Ungleichheit der Menschen völlig überzeugt. Aufwärts strebende Geister schlangen sich empor zu Führern der Massen, — sie wurden Herren, die Geführten blieben Sklaven. Die Masse kriecht vor Diesem heute und vor Jenem morgen: glücklich, wenn sie nur kriechen kann. Die Menschen sind keine Brüder, dazu sind sie viel zu ungleich; die Gleichheit der Menschen ist ein Traum, eine Lüge — ein schöner Traum vielleicht, der aber der rauhen Wirklichkeit nie und nimmer entspricht.

Gleichheit ist auch nicht mit Freiheit vereinbar. Sollen die Menschen einander gleich sein, so darf kein Einziger Freiheit besitzen. Denn sind sie frei, so gehen aus jedem bellum omnium contra omnes die stärkeren Sieger wieder als Herren hervor. Ebenso sicher wie die Thatsache der Ungleichheit der Wesen, welche wir Europäer Menschen nennen und welchen wir die „allgemeinen Menschenrechte“ damit theoretisch wenigstens zusprechen, wissen wir es im Grunde auch, daß jeder Ausgleich, selbst wenn er gelänge, nur ein Provisorium, ein vorüber gehender Zustand sein könnte. Die thatsächliche Ungleichheit der Menschen würde ihn sofort wieder unterminieren. Und würden überhaupt unter gleichen Umständen Alle das gleiche Glück empfinden? Werden nicht in jedem Gleichheitsstaate die Glücksempfindungen der Bürger erst recht verschieden, ungleich sein? Ist der Gebildetste der Glücklichste? Wann ist manchen Menschen am kannibalischsten wohl? Weder in Bellamy's Boston des Jahres 2000 noch in Tolstoi's russischem Bauerndorf würden Alle gleichmäßig glücklich sein.

Ist das neunzehnte Jahrhundert das Jahrhundert des Sozialismus, das Jahrhundert des Strebens nach Gleichheit gewesen, das Jahrhundert, welches die 1789 gestellte Aufgabe zu lösen, die soziale Frage zu beantworten sich abmühte, so mehren sich für den tiefer Blickenden die Anzeichen, daß man es im zwanzigsten aufgeben wird, die Quadratur dieses Kreises zu suchen, daß wir einem Jahrhundert aristokratischer Weltanschauung in einem neuen und besseren Sinne des Wortes auf's Neue entgegen gehen.

Wenn man die Wirklichkeit sehen und die Wahrheit erkennen will, wenn man ehrlich die Wahrheit will und nur den Sieg der Wahrheit, mag er zunächst als Glück oder als ein Unglück erscheinen, so muß man jedenfalls das wenigstens wünschen, daß auf jene ernstern Fragen jede

mögliche Antwort gehört und möglichst weithin gehört wird, so sehr sie auch den eigenen, bisher gehegten Anschauungen und Überzeugungen vielleicht widerspricht. Deshalb weise ich auf Gobineau hin. Es ist das Verdienst dieses vor Kurzem noch nahezu unbekanntem Denkers, auf dessen Namen man aber jetzt schon weithin zu horchen beginnt, das Problem der menschlichen Ungleichheit zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht und in seinem wissenschaftlichen Hauptwerke eine höchst beachtenswerte Hypothese zur Erklärung der angeedeuteten, vielfach und in neuester Zeit besonders lebhaft empfundenen Tatsache, daß die Menschen einander überhaupt gar nicht gleich, sondern, daß sie von Natur einander ungleich sind, aufgestellt zu haben. Auch er ist dazu durch die Eindrücke des sozialen status quo seiner Zeit veranlaßt worden.

Ein reiches Leben*) war abgeschlossen, als man Gobineau zu Grabe trug, ungewöhnlich reich an Eindrücken und Erinnerungen aus der äußeren Welt, — reicher das innere Leben, dessen Spiegelbild Gobineau's wissenschaftliche und künstlerische Werke sind. Das Hauptwerk und der Mittel-

*) Vergl. das den „Asiatischen Novellen“ (Reclam, Universalbibliothek Nr. 3103, 3104) voran gestellte Lebensbild des Grafen Gobineau von Ludwig Schemann. Nächst Richard Wagner, dem persönlichen Freunde Gobineau's, haben wir es bekanntlich fast ausschließlich dem durch den Meister für diese Aufgabe gewonnenen Professor Dr. Ludwig Schemann zu danken, wenn uns Gobineau heute kein Fremder mehr ist. Er hat das Hauptwerk Gobineau's und außerdem dessen überall mit Begeisterung aufgenommene dramatische Szenen „Die Renaissance“, sowie jene „Asiatischen Novellen“ in meisterhafter Weise verdeutscht, unserer Litteratur als Besitz eingefügt. In Verbindung mit Sr. Durchlaucht dem Fürsten Philipp zu Eulenburg und dem Freiherrn Hans von Holzogen hat er die „Deutsche Gobineau-Vereinigung“ gegründet, welche den wissenschaftlichen und künstlerischen Werken des Grafen zu möglichst weiter Verbreitung und möglichst tiefer Wirkung verhelfen will.

Durch den Buchhandel sind zur Zeit nur noch folgende Werke Gobineau's zu beziehen: *Essai sur l'inégalité des races humaines.* Paris 1884. — Deutsche Ausgabe: Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen (L. Schemann). Stuttgart 1898—1901. — *Histoire des Perses.* Paris 1869. — *La Renaissance. Scènes historiques.* Paris 1877. (Deutsch von L. Schemann. Reclam, U. B. 3511—15.) — *Les religions et les philosophies dans l'Asie centrale.* Paris 1900. — *Les Pléiades.* Stockholm-Paris 1874. — *Nouvelles Asiatiques.* Paris 1876. (Deutsch von L. Schemann. Reclam, U. B. 3103—04.) — *Histoire d'Ottar Jarl et de sa descendance.* Paris 1879. — *Alexandre le Macédonien. Tragédie en cinq actes.* Straßburg 1901. — Die übrigen Schriften Gobineau's sind vergriffen. Wer zu ihrer Wiedereinführung durch Neudruck und zu weiteren Veröffentlichungen aus dem reichen litterarischen Nachlaß mitwirken und beisteuern möchte, wird durch Herrn Professor Dr. L. Schemann, Freiburg i. Br., Maximilianstraße 22, Auskunft über die Erwerbung der Mitgliedschaft der Deutschen Gobineau-Vereinigung erhalten.

punkt seines geistigen Schaffens ist unstreitig sein „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen“. Um dem Vorurteil von vornherein zu begegnen, daß man es hier mit einer dilettantischen Gelegenheitsarbeit des Diplomaten zu thun habe, erwähne ich, daß Gobineau sich von Jugend auf der Wissenschaft gewidmet hatte, daß er vierzehn volle Jahre der frischesten ersten Arbeitskraft einzig und allein der Konzeption der Gedanken jenes Werkes gelebt hat und daß er erst nach Vollendung der Studien zu seinem Hauptwerke in die diplomatische Laufbahn eingetreten ist. Ich füge hinzu, daß er in diesem hauptsächlich auf die Ergebnisse deutscher Wissenschaft seine Hypothese über den Ursprung der menschlichen Ungleichheit aufbaut. Man trifft auf allen Seiten des Werkes die Namen deutscher Forscher, der beiden Humboldt, Lassen, Pott, Carus, Gesenius, Ewald, Ritter, von Martius, Movers, Lepsius, Niebuhr, Grimm, Savigny, Otfried Müller, Max Müller, Mommsen — um nur die allerbesten herauszugreifen — neben jenen der hervorragendsten französischen und englischen Gelehrten seiner Zeit.

Gobineau's „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen“ ist mit einem Wort von Schemann treffend bezeichnet worden als eine Kulturgeschichte größten Stils, in welcher Gobineau zuerst die wirkliche, bisher noch unerkannte Basis der Geschichte aufgedeckt zu haben überzeugt ist. Man hat dies, so bald Gobineau neuerdings bekannt wurde, arrogant gefunden: aber ein Urteil, ja selbst eine Meinung steht hier doch wohl nur Solchen zu, die sein ganzes Werk nicht nur vom Hörensagen kennen oder durchblättern, sondern selbst gelesen und bis in's Einzelne prüfend und erwägend nachgedacht haben. Wenn Metaphysik die Lehre vom Ding an sich wäre, welches hinter den Erscheinungen steht und sie verursacht, hinter den Erscheinungen, über welche die Physik uns belehrt, so könnte man Gobineau's Werk eine Metahistorie nennen, welche die wahren Ursachen der Historie, des geschichtlichen Geschehens, zu enthüllen verspricht.

Ich stelle die für das Verständnis der Hypothese Gobineau's bedeutsamsten Stellen zunächst in freier Anordnung zusammen. —

Mich hat vom ersten Tage an, da ich nachdachte, und ich habe zeitig nachgedacht — so lesen wir in der Einleitung des Werkes — verlangt, mir über mein eigenes Wesen Rechenschaft abzulegen, weil ich, mächtig ergriffen von dem Grundsatz: „erkenne dich selbst“, nicht vermeinte mich erkennen zu können, ohne das Wesen des Mediums zu verstehen, in dem ich lebte, und das mich einestheils mit der leidenschaftlichsten und innigsten Sympathie anzog, andernteils mich anwiderte und mit Haß, Ver-

achtung und Abscheu erfüllte. So habe ich denn mein Möglichstes gethan, um, so gut ich es konnte, mit meiner Analyse in das Wesen dessen einzudringen, was man etwas allgemeiner, als in der Ordnung ist, das Menschengeschlecht nennt, und dieses Studium hat mich das gelehrt, was ich hier vortrage. Ich gab allmählich die Beobachtung der gegenwärtigen Zeit zu Gunsten derjenigen der vorher gehenden Perioden, dann der gesamten Vergangenheit auf; diese verschiedenen Bruchstücke habe ich zu einem ungeheuren Ganzen zusammen gefaßt und, von der Analogie geleitet, mich fast wider Willen der Wahrsagung der fernsten Zukunft zugewandt. Es erschien mir nicht allein mehr wünschenswert, die unmittelbaren Ursachen unserer angeblich reformatorischen Stürme zu kennen, ich habe darnach gestrebt, die tieferen Gründe der Wesenseinheit der sozialen Krankheiten zu entdecken, welche die unvollkommene Kenntnis der menschlichen Geschichtsbücher bei allen Nationen, die je waren, die sind, wie aller Wahrscheinlichkeit nach bei denen, die einstens sein werden, zur Genüge bemerken läßt. Ich wurde durch meine Teilnahme für die Kundgebungen der lebenden Menschheit immer wieder darauf gebracht, die Geheimnisse der gestorbenen noch tiefer zu ergründen.

Da war es denn, wo ich von Folgerung zu Folgerung mich mit der Gemüßheit tief habe durchdringen lassen müssen, daß die Rassenfrage alle anderen Probleme der Geschichte beherrscht, den Schlüssel dazu birgt, und daß die Ungleichheit der Rassen, deren Zusammentreffen eine Nation bildet, die ganze Kette der Völkergeschichte genügend erklären kann. Nachdem ich erkannt hatte, daß es starke und daß es schwache Rassen giebt, bin ich vornehmlich darauf aus gewesen, die ersteren zu beobachten, ihre Anlagen zu ergründen und vor Allem der Kette ihrer Stammregister nachzugehen. Indem ich diese Methode befolgte, habe ich mich am Ende überzeugt, daß alles, was es an menschlichen Schöpfungen, Wissenschaft, Kunst, Zivilisation Großes, Edles, Fruchtbares auf Erden giebt, den Beobachter auf einen einzigen Punkt zurück führt, nur einem und dem nämlichen Keim entsprossen, nur aus einem einzigen Gedanken erwachsen ist, nur einer einzigen Familie angehört, deren verschiedene Zweige in allen gefitteten Gegenden des Erdballes geherrscht haben.

Die überlegene Rasse ist die weiße Rasse, die Herrscherfamilie die arische Familie: — in den Germanen, der Welt ordnenden Rasse, hat die arische Familie, nach Gobineau, die höchste Blüte weltgeschichtlicher Entwicklung getrieben, und noch fort und fort wird einem jeden Volke in dem Maße Leben beschieden sein, als es germanisches Blut in seinen Adern rein bewahrt hat.

Die menschliche Geschichte, sagt Gobineau am Schlusse seines Werkes, gleicht einem unermesslich großen Gewebe. Die Erde ist der Webstuhl, worauf es aufgespannt ist. Die versammelten Jahrhunderte sind die unermüdblichen Arbeiter daran. Sie kommen nur, um alsbald das Weber-schiff zu ergreifen und es über den Einschlag laufen zu lassen, sie legen es erst nieder, wenn sie sterben. So wächst das weite Gewebe beständig unter diesen geschäftigen Fingern. Die beiden niederen Arten unserer Gattung, die schwarze Rasse und die gelbe Rasse, sind der grobe Grund, die Baumwolle und die Wolle, welchen die Familien zweiten Ranges aus der weißen Rasse geschmeidig machen, indem sie ihre Seide hinein mischen, während die arische Gruppe, indem sie ihre feineren Fäden durch die veredelten Geschlechter hinein schiebt, an der Oberfläche als blendendes Meisterstück ihre silbernen und goldenen Arabesken anbringt.

Gobineau nimmt, wie aus dem Gesagten hervor geht, drei Menschenrassen an, die schwarze, gelbe und weiße. In den Malayen sieht er Mischlinge der schwarzen und gelben Rasse; die Urbevölkerung Amerika's ist nach seiner Ansicht aus physiologischen und linguistischen Gründen mongolischen Ursprungs, gehört also der gelben Rasse an.

Die schwarze Varietät ist die geringste und nimmt die unterste Stufe der Leiter ein. Der Charakter der Tierheit, der sich in ihren Formen ausprägt, legt ihr ihre Bestimmung auf. Sie soll geistig nie aus dem engsten Kreise heraus kommen. Wenn sein Denkvermögen mittel-mäßig oder sogar gleich Null ist, so besißt der Schwarze dafür im Begehren und folglich im Willen eine oft furchtbare Heftigkeit. Aber gerade hier, in eben dieser Stierigkeit seines Empfindungslebens, liegt das auffallenste Merkmal seines niederen Ranges. Mit diesen Hauptcharakterzügen verbindet er eine Unbeständigkeit der Laune, eine Veränderlichkeit der Gefühle, in die nichts einen Halt zu bringen vermag, und die für ihn die Tugend wie das Laster aufhebt. Endlich legt er gleich wenig Wert auf sein Leben wie auf das Anderer; er tötet gerne, um zu töten, und diese so leicht in Bewegung zu setzende Maschine ist angesichts des Leidens entweder von einer Feigheit, die sich gern in den Tod flüchtet, oder von einer entseßlichen Unempfindlichkeit.

Die gelbe Rasse stellt sich als das Widerspiel dieser Menschenart dar. Wenig physische Kraft, Hang zur Gleichgiltigkeit. In allen Dingen Tendenz zur Mittelmäßigkeit; ein ziemlich leichtes Begreifen alles dessen, was nicht zu hoch noch zu tief ist. Die Gelben sind praktische Leute im engeren Sinne des Wortes. Ihre Wünsche beschränken sich darauf, so angenehm und bequem als möglich zu leben. Man sieht, daß sie den

Negern überlegen sind. Es ist eine Volksmasse und ein Kleinbürgerstand, den jeder Zivilisator zur Grundlage seiner Gesellschaft zu wählen wünschen dürfte: nicht aber ein Material, daraus sich diese Gesellschaft schaffen läßt, oder das ihr Nerv, Schönheit und Thatkraft geben könnte.

Es kommen nun die weißen Völker. Besonnene Energie oder, besser gesagt, ein energischer Geist; Sinn für das Nützliche, aber in einer viel weiteren, höheren, kühneren, idealeren Bedeutung dieses Wortes als bei den gelben Völkern; eine Beharrlichkeit, die sich Rechenschaft von den Hindernissen giebt und auf die Dauer die Mittel findet, um sie zu beseitigen; bei größerer physischer Kraft ein außerordentlicher Instinkt für die Ordnung, nicht mehr lediglich als Unterpfand von Ruhe und Frieden, sondern als ein unerlässliches Mittel der Erhaltung, und zugleich ein ausgesprochener Sinn für die Freiheit, selbst im Übermaße; eine erklärte Feindseligkeit gegen das Formenwesen, worin die Chinesen sich willig einlassen lassen, ebensowohl wie gegen den hochmütigen Despotismus, den einzigen Zaum, der für die schwarzen Völker ausreicht. Die Weißen zeichnen sich ferner aus durch eine eigentümliche Liebe zum Leben. Es scheint, daß sie darum, weil sie besseren Gebrauch davon zu machen wissen, ihm mehr Wert beilegen, es mehr schonen, an sich selbst wie an Anderen. Ihre Grausamkeit ist sich, wenn sie einmal zur Ausübung kommt, ihrer Ausschreitungen bewußt — eine Empfindung, die bei den Schwarzen sehr zweifelhaft ist. Gleichzeitig haben sie aber Motive entdeckt, dieses wohl ausgefüllte Leben, das ihnen so kostbar ist, ohne Murren hinzugeben. Die erste dieser Triebfedern ist die Ehre, welche seit Beginn der Gattung unter fast gleichem Namen einen ungeheuren Raum in ihren Vorstellungen eingenommen hat. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß dieses Wort Ehre und der Kulturbegriff, den es einschließt, den Gelben wie den Schwarzen gleich unbekannt sind. Um das Bild zu vollenden, bemerke ich noch, daß die gewaltige Überlegenheit der Weißen im Gesamtbereiche des geistigen Lebens mit einem nicht minder entschiedenen Zurückstehen in der Stärke der Empfindungen Hand in Hand geht. Der Weiße ist nach Seiten der Sinnlichkeit weit weniger ausgestattet als der Schwarze und der Gelbe. Er wird so durch die Körperthätigkeit weniger in Anspruch genommen und absorbiert, wiewohl sein Bau bedeutend kräftiger ist.

Dies sind die drei Grundbestandteile des Menschengeschlechtes, die von Gobineau so genannten Sekundärtypen, indem er den Urmenschen außerhalb der Untersuchung lassen zu müssen glaubte. Aus der Verbindung der Varietäten jedes dieser Typen, die heiraten unter einander eingiengen, sind die Tertiärtypen entsprossen. Die Bildungen vierten

Grades sind aus der Verbindung eines dieser Tertiärtypen oder eines reinen Stammes mit einer anderen, einer der beiden fremden Arten entsprossenen Gruppe erwachsen. Der Menge all dieser so buntscheckigen Mischlingsrassen, welche fortan die gesamte Menschheit bilden, läßt sich so wenig eine Grenze anweisen als den erschreckenden Möglichkeiten algebraischer Kombinationen.

Es wäre unrichtig, behaupten zu wollen, daß alle Mischungen vom Übel und schädlich seien. Wenn die drei großen Menschenrassen, streng getrennt bleibend, sich nicht unter einander verbunden hätten, so wäre ohne Zweifel das Übergewicht immer den schönsten unter den weißen Stämmen verblieben, und die gelben und schwarzen Varietäten hätten in alle Ewigkeit den geringsten Völkern dieser Rasse zu Füßen gelegen. Aber nicht alles wäre bei einer solchen Lage der Dinge Gewinn gewesen. Die relative Überlegenheit würde zwar augenfälligen Bestand gehabt haben, aber, wir müssen dies zugestehen, nicht von gewissen Vorteilen begleitet gewesen sein, welche die Mischungen erzeugt haben, und welche, wenn sie auch die Summe ihrer Übelstände bei Weitem nicht aufwiegen, darum doch manchmal lobend anerkannt zu werden verdienen. So ist die künstlerische Begabung, den drei großen Rassen gleich fremd, erst aus der Ehe der Weißen mit den Negern erwachsen. So ist auch, durch die Entstehung der malajischen Varietät, aus den Rassen der Gelben und Schwarzen eine Familie hervorgegangen, welche ihren beiderseitigen Verwandten an Intelligenz überlegen ist, und desgleichen sind dem Bunde der Weißen und der Gelben Mittelsteute entsprossen, welche weit höher stehen, als die rein gelben Völkerschaften sowohl wie die rein schwarzen Stämme. — Gobineau leugnet es nicht, es sind dies günstige Erfolge. Die Welt der Künste und der edleren Litteratur, als Ergebnis der Blutmischungen, die Verbesserung und Veredelung der niederen Rassen, das sind eben so viele Wunder, die man freudig anerkennen muß. Die Geringeren sind gehoben worden. Leider nur sind eben damit auch die Größeren erniedrigt worden, und das ist ein Übel, das nichts ausgleichen, nichts wieder gut machen kann. Wenn wir anerkennen, daß der Mulatte, aus dem man einen Advokaten, einen Arzt, einen Kaufmann machen kann, mehr wert ist als sein Großvater Neger, der gänzlich ungebildet und zu nichts tauglich war, so müssen wir doch auch der Wahrheit die Ehre geben und sagen, daß die Brahmanen Ur-Indiens, die Helben der Aias, die des Schahnameh, die skandinavischen Krieger, sämtlich Erscheinungen der schönsten, jetzt aber verschwundenen Rassen, ein glänzenderes und edleres Bild der Menschheit darboten, vor Allem aber thatkräftigere, einblicksvollere und zuverlässigere Vertreter von

Kultur und Größe waren, als die Mischlings-, die hundertfältigen Mischlingsbevölkerungen der gegenwärtigen Zeit, — und doch waren auch sie schon nicht mehr rein. Und wenn man selbst zugeben wollte, daß es besser sei, unzählige Mengen von Wesen niederen Ranges in Menschen vom Mittelschlage zu verwandeln, als Fürstenrassen zu erhalten, deren Blut, in immer neuer Teilung geschwächt, verfälscht, bei einer derartigen Verwandlung der entehrte Teil wird, so bleibt doch immer noch das Unglück, daß die Mischungen nicht stehen bleiben, daß die mittelschlächtigen Menschen, die soeben auf Kosten der vormalig Großen gebildet worden, sich mit neuen Mittelmaßigkeiten verbinden, und daß aus diesen immer mehr und mehr entwerteten Ehen eine Verwirrung entsteht, die gleich der zu Babel mit der vollkommensten Ohnmacht endet und die Gesellschaften zur Nichtwürdigkeit führt, wider die es keine Abhilfe giebt. Das eben lehrt uns die Geschichte. Sie zeigt uns, daß jede Zivilisation von der weißen Rasse her stammt, daß keine ohne die Beihilfe dieser Rasse bestehen kann und daß eine Gesellschaft nur in dem Verhältnis groß und glänzend ist, als sie die edle Gruppe, der sie ihr Dasein verdankt, sich länger erhält, und als diese Gruppe selbst zum erleuchtetsten Zweige der Gattung gehört. Um diese Wahrheiten im hellsten Lichte darzuthun, genügt es, die Zivilisationen, welche in der Welt geherrscht haben — und ihre Liste ist nicht lang — aufzuzählen und alsdann zu prüfen.

Aus den Mengen der Völker, die auf Erden dahin gegangen sind oder noch leben, haben nur zehn sich zu dem Zustande vollständiger Gesellschaften empor geschwungen. Die übrigen gravitieren mehr oder minder unabhängig um sie her, wie die Planeten um ihre Sonnen. Wenn sich bei diesen zehn Zivilisationen entweder ein Lebenselement findet, dessen treibende Kraft nicht die Weißen gewesen, oder ein Todeelement, das nicht von den den Zivilisierenden einverleibten Rassen oder von der Thatsache der durch die Mischungen herbei geführten Verwirrungen herrührt, so ist es offenbar, daß die gesamte, in diesen Blättern auseinandergesetzte Theorie falsch ist. Umgekehrt, wenn die Dinge sich so erweisen, wie Gobineau sie ankündigt, so bleibt der Adel unserer Rasse auf unwiderlegliche Weise bewiesen, und es ist nicht mehr möglich, ihn zu bestreiten. — Fast das gesamte europäische Festland nun wird gegenwärtig von Menschengruppen bewohnt, deren Ursprung weiß ist, bei denen aber die nichtarischen Bestandteile die zahlreicheren sind: keine wahrhafte Zivilisation bei den europäischen Völkern, wenn die arischen Zweige nicht die Herrschaft gehabt haben. Bei den zehn Zivilisationen erscheint nicht eine schwarze Rasse

unter den Zivilisierenden. Nur die Mischlinge bringen es zu Kultivierten. Desgleichen war selbst keine Zivilisation bei den gelben Völkern, und Stillstand, wenn das arische Blut sich erschöpft zeigt.

Dies der Satz, dessen strenge Entwicklung der Forscher in den Jahrbüchern der Geschichte verfolgen will. . . .

Die beiden Pole der Gobineau'schen Geschichtsbetrachtung und Weltanschauung sind nach dem Mitgeteilten also die Begriffe Zivilisation und Degeneration.

Nach eingehender Auseinandersetzung insbesondere mit Guizot und W. von Humboldt kommt Gobineau zu der Definition der Zivilisation als eines Zustandes von relativer Dauerhaftigkeit, in welchem Volksmengen sich bemühen, auf friedlichem Wege die Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu suchen und ihren Geist und ihre Sitten zu verfeinern.

Das Wesen des Verfalles einer Zivilisation ergibt sich für Gobineau aus dem Wort „Degeneration“. Er geht davon aus, daß das Wort degeneriert, auf ein Volk angewandt, bedeuten muß und bedeutet, daß dieses Volk nicht mehr den inneren Wert hat, den es ehemals besaß, weil es nicht mehr das nämliche Blut in seinen Adern hat, dessen Wert fortwährende Vermischungen allmählich eingeschränkt haben; anders ausgedrückt, weil es mit dem gleichen Namen nicht auch die gleiche Art wie seine Begründer bewahrt hatte, kurz, weil der Mensch des Verfalles, derjenige, den wir den degenerierten Menschen nennen, ein unter dem ethnographischen Gesichtspunkte von dem Helden der großen Epochen verschiedenes Subjekt ist.

Alle Zivilisation stammt von der weißen Rasse, aller Verfall der Zivilisation von Mischung dieser mit niederen Rassen. Überall, wo die Weißen, vor Allem, wo die Arier auftreten, begründen sie Kultur. Nach ihrer durch Vermischung mit den Gelben und Schwarzen erfolgten Degeneration verfällt auch die von ihnen begründete Zivilisation.

Ich fasse das Ergebnis der angeführten Stellen zum Schluß noch einmal kurz zusammen.

Wir wissen jetzt, worin der Schlüssel zu den Problemen der Geschichte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft besteht, welchen Gobineau gefunden zu haben behauptet. Dieser Schlüssel ist Gobineau's Hypothese: Die unverkennbar und unleugbar seit unvorstelligen Zeiten vorhandene Ungleichheit der Menschen ergibt sich aus der sie resillos erklärenden Thatsache, daß die Menschen nicht einer, sondern verschiedenen, unter einander höchst ungleichen Rassen, Urtypen, angehören, und daß die in historischer Zeit auf den Schauplätzen der Weltgeschichte lebenden und

handelnden Akteurs überwiegend und in der Mehrzahl Mischlinge sind und Mischlingen jener Urtypen entstammen.

Diese Hypothese, diesen Grundgedanken des Rassenbuches, sucht Gobineau in den näheren Ausführungen zu beweisen. Man hat diese neuerdings mit dem Tadel abzulehnen versucht, das sei Geschichtskonstruktion, kein Beweis. Aber selbstverständlich, bemerke ich hier schon von vornherein, um was sonst kann es sich denn handeln als um Verantwortung der Frage: Wie nimmt sich die Geschichte aus unter dem Gesichtswinkel der Gobineau'schen These? Erscheint sie uns verständlicher als bisher in dieser neuen Beleuchtung? Wie müßten die Dinge zusammen hängen, wenn Gobineau Recht hätte.

Der „Beweis“ für die Richtigkeit der Hypothese Gobineau's fällt zusammen mit dem Nachweis der Tragweite dieser Hypothese. Davon ein ander Mal.



König Asoka.

Von Alfred Frhr. Mensi v. Klarbach.

(München.)

Wer ist oder war König Asoka? — Candragupta's Enkelsohn Asoka, dessen Name „an der Wolga wie in Japan und von Siam hinauf bis zum Baikalsee“ von allen Buddhagläubigen gepriesen wird, Asoka, „der, wenn der Ruhm eines Mannes gemessen wird nach der Zahl der Herzen, die dessen Andenken bewahren, nach den Millionen von Lippen, welche ihn mit Verehrung genannt haben und nennen, berühmter ist als Cäsar und Karl der Große“. Es ist der alte Köppen, der diese Worte schon 1857 in seinem „Buddha“ schrieb. Seither sind wir, um nur zwei Namen, einen englischen und einen deutschen — L. W. Rhys Davids und Hermann Oldenberg — zu nennen, durch diese und jüngere Nachfolger weit besser unterrichtet worden über alles, was den Buddhismus und buddhistische Kultur betrifft, aber der alte, hoch greifende Vergleich Köppens hat noch immer seine Geltung, ja er hat

erst eigentlich in unseren Tagen einen besser fundierten realen Hintergrund erhalten. Denn was ist uns heute König Asoka? So viel, daß in einem katholischen Verlage die erste deutsche Monographie über den alten Inderkönig erscheinen konnte: gleichzeitig mit dem Spannungsvoll erwarteten „Großen Kurfürsten“ Spahns in der bei Franz Kirchheim, Mainz herausgegebenen „Weltgeschichte in Charakterbildern“ der „König Asoka“ des Würzburger Professors Edmund Hardy. Zwischen beiden Fürsten zwei Jahrtausende! Und doch: „Wer seine eigene Sekte in den Himmel erhebt und alle übrigen Sekten aus Anhänglichkeit an die eigene herab setzt, bloß um diese mehr in's Licht zu stellen, schädigt dadurch seine eigene Sekte ungemein.“ Worte wie diese würde man, sagt Hardy mit Recht, eher von einem Friedrich dem Großen erwarten als von einem dunkelfarbigen Hindu aus der Zeit des ersten punischen Krieges, und doch stehen sie zu lesen im 12. Felsenedikt König Asoka's, das nicht viel jünger sein kann als das Jahr 256 v. Chr. Ein modernes Toleranzedikt, brauchbar für unsere deutschen Katholikentage wie für die Versammlungen des „Gustav Adolf-Vereins“! Nein, ohne Scherz, wenn man bedenkt, daß dieses Edikt und die andern nicht nur aere perennius den Felsen eingemeißelt, sondern, was schwerer ist und schwerer wiegt, wohl auch befolgt worden sein mögen — Zeuge dessen war eben die Blütezeit unter diesem Philosophen auf dem Thron — so müssen wir beschämt gestehen, daß wir es seither mindestens in der Toleranz nicht weit gebracht haben. Freilich war der Buddhismus von vorneherein die toleranteste aller Religionen, weltenfern den okzidental Propagandamitteln von Feuer und Schwert.

Oder sollen wir lieber auf die Bezeichnung des Buddhismus als einer „Religion“ verzichten? Kant, der so veraltete, altväterische Kant, über den wir gleichwohl so wenig weit hinaus gekommen sind, daß uns erst jetzt, hundert Jahre nach ihm, eine erste kritische Gesamtausgabe seiner Schriften den ganzen Riesengeist des kleinen Königsberger Professors vorzuführen wagen darf, — Kant meint von der Religion (S. VI, 205): „Es ist nur eine (wahre) Religion; aber es kann vielerlei Arten von Glauben geben. . . . Es ist daher schicklicher (wie es auch wirklich mehr im Gebrauche ist), zu sagen: dieser Mensch ist von diesem oder jenem (jüdischen, muhammedanischen, christlichen, katholischen, lutherischen) Glauben, als: er ist von dieser oder jener Religion.“ Nach Schopenhauer, Kants größtem Ausdeuter und Nachfolger, ist „der Buddhismus sowohl wegen der überwiegenden Anzahl seiner Befenner, als wegen seiner inneren Vortrefflichkeit und Wahrheit, als die vornehmste Religion auf Erden zu betrachten“. Und für ihn ist in der That die Bezeichnung Religion einzig zutreffend, wenn man ihn nicht angewandte Philosophie nennen will, denn als „Glaube“ ist er nichts, wohl aber alles als Ethik, als Moral, und „ächte

Moral und Moralität ist von keiner Religion abhängig; wiewohl jede sie sanktioniert und ihr dadurch eine Stütze gewährt“. Wenn gleichwohl in unseren Tagen manchmal von dem wachsenden Einfluß des Buddhismus als von einer „gelben Gefahr“ gewarnt wird, so kann dies nur im Sinne eines kolossalen Mißverständnisses geschehen. Der Buddhismus des heutigen Indien, dieses Konglomerat von Aberglauben, Götzendienst, in dem kaum mehr ein Hauch der ursprünglichen reinen Lehre lebt und das diesem ebenso wenig ähnlich ist wie der König Asoka dem nächstbesten eingebornen Gouverneur einer von England ausgelegenen indischen Provinz — dieser Buddhismus wird niemand mehr gefährlich werden, am wenigsten dem so aufgeklärten Westen. Der andere aber, der achtfache Pfad Gotamo Buddho's und seine Lehre, wie sie uns Europäern zuerst in den „sacred books of the East“, zuletzt in der so hoch verdienstvollen, leider noch unvollendeten Übertragung der Reden Gotamo Buddho's aus der mittleren Sammlung Rajjhimaniayo des Pali-Kanons durch A. C. Neumann vermittelt worden ist, — der läßt Kopf und Herz, die sich einmal mit ihm ernsthaft beschäftigt, allerdings kaum mehr los; aber dieser Buddhismus ist keine Kampfreligion und hat mit der „gelben Gefahr“ so viel gemein, wie etwa der Katholizismus Meister Eckharts oder des „Frankfurter“ Verfassers der „Deutschen Theologie“ mit dem eines Tiroler Bauernbuben.

Rhys Davids erzählt uns in seinem köstlichen Buche „Der Buddhismus“, dessen kongeniale deutsche Übertragung durch Dr. Arthur Pfungst schneller in Deutschland Eingang gefunden und aufklärender gewirkt hat als 15 Jahre vorher der falsch verstandene „Geheimbuddhismus“ A. B. Sinnetts und seiner noch konfuseren theosophischen Nachtreter, daß der Buddhismus zur Zeit des Asoka noch verhältnismäßig unverdorben war. Wir hören in diesen höchst wertvollen Felseninschriften, die der König in seinem weiten Reiche anbringen ließ, nichts von metaphysischen Gottheiten, nichts von Ritual, von Zeremonien oder Zaubereien; die Edikte atmen einen erhabenen Geist der Toleranz und der Gerechtigkeit und erinnern uns oft an die weisen und schmucklosen Lehren des Sigalowada-Sutta. Gehorsam gegen die Eltern, Wohlwollen gegen Kinder und Freunde, Barmherzigkeit der Tierwelt gegenüber, Rücksicht für Untergebene; Ehrerbietung Brahmanen und Mitgliedern des Ordens gegenüber, Unterdrückung von Zorn, Leidenschaft, Grausamkeit oder Ausschweifung; Großmut, Toleranz und Nächstenliebe — solcher Art sind die Lehren, welche der milde König, „die Sonne der Götter“, allen seinen Unterthanen einschärft. Asoka's Inschriften, sagt nun sein erster Biograph, schlagen eine Saite in uns an, welche alle sonstigen Rundgebungen orientalischer Fürsten nicht in Schwingungen versetzen, und gerade dieser Gesichtspunkt erlaubt es uns, sie noch höher einzuschätzen und zu sagen, daß sie nicht nur die ältesten indischen Staatsurkunden sind,

sondern auch jeden wahren Menschenfreund äußerst sympathisch berühren. Diese Felsen- und Säulenedikte des Königs Asoka gehören der Zeit von 261—256 v. Chr. an und sind außer den zahlreichen Tempelruinen das Einzige, was von Asoka's Zeit auf uns gekommen ist. Da auf den Stifter des Buddhismus kein geschriebenes Wort zurück reicht, ist es also im Zusammenhang mit den erst später entstandenen und gesammelten heiligen Schriften der Inder das Beste und Schönste, was wir aus der Blütezeit jener Kulturperiode haben, die auch nach der Ansicht eines so guten Katholiken, aber tief pessimistischen Geschichtsschreibers wie des Grafen Gobineau so hoch stand, daß er die Errungenschaften unserer Zivilisation nicht damit vergleichen zu können meinte.

Hinter diesen berühmten Inschriften verschwindet der Verfasser, König Asoka, fast ganz, und es ist unseren Indologen nicht leicht geworden, seine Person daraus und aus den Sagen, die seinen Namen später umspannen, zu rekonstruieren. Eine mühevoll, aber dankbare Arbeit. Dankbar nicht in Bezug auf die Quantität der Resultate, wohl aber in Bezug auf die Qualität. Denn das rekonstruierte Bild des Buddhisten auf dem Throne war durchaus groß, edel und prangte in den leuchtendsten Farben. Anfang und Ende seines Lebens sind in sagenhaftes Dunkel gehüllt. Denn einer nachträglichen tendenziösen Rekonstruktion sieht es zum Verwechseln ähnlich, wenn uns erzählt wird, Asoka sei vor seiner Bekehrung zum Buddhismus ein grausamer, blutdürstiger Wüterich gewesen, und wenn in deutlicher Absicht zwischen dem „grausamen“ — Candāsoka — und dem „frommen“ Asoka — Dhammāsoka — deutlich unterschieden wird: zu Gunsten der Bekehrungskraft des Buddhismus. Asoka muß selbst für den, der nicht mit der Schopenhauer'schen Unveränderlichkeit des Charakters durch Dick und Dünn geht, von Anfang an ein bedeutender Jüngling von seltenster Begabung gewesen sein. Ungefähr 269 v. Chr. wurde er gekrönt. Klingt es nicht wie ein utopischer Roman, wenn wir hören, daß es diesem Konstantin des Buddhismus gar nicht einfällt, „Mehrere“ seines Reichs sein zu wollen, sondern, daß seine gesamte äußere Politik, seine diplomatischen Verbindungen mit der hellenischen Welt nur darauf aus giengen, sein Humanitätsideal auf Erden zu verwirklichen? Dem männermordenden Krieg hatte Asoka nach der ersten Erfahrung gänzlich abgesagt. Trotzdem stieg sein Einfluß auch über seine Machtsphäre hinaus. Es ist sicher kein Zufall, daß wir von seinen praktischen Neuerungen auf dem Gebiete der Verwaltung, der Justiz u. s. w. so wenig wissen, und fast nur von seiner religiös-sittlichen Reform. Diese scheint wirklich seine Stärke gewesen zu sein. Er schuf eine geistliche Aufsichtsbehörde und wollte selbst von allem unterrichtet sein, was das geistige Wohl seiner Untertanen betraf. Seine Schenkungen an die buddhistischen Mönche giengen in's Ungeheure. „Alle Menschen sind wie meine Kinder.

Wie meinen Kindern ich wünsche, daß sie alles Heiles und Glückes im Dies-
seits und Jenseits teilhaftig werden, so wünsche ich dies auch den Menschen“
— so heißt es u. A. in Asoka's erstem Separatedikt von Dhauri. Aber König
Asoka regierte ein religiös-geweihtes Reich, und den bald in Fanatismus er-
starrten wollenden Mönchen rief er deshalb immer wieder seinen Ruf nach
Toleranz in's Gedächtnis zurück. Das oben zitierte Toleranzedikt zeigt uns
König Asoka, „wie er in einsamen Stunden nachsinnt über die besten Heil-
mittel gegen die kleinlichen Rivalitäten, welche einen Verlust für beide Teile,
für die Gewinnenden und Verlierenden, bedeuten. An erster Stelle empfiehlt
Asoka Behutsamkeit im Reden, d. h. es darf niemand ohne Veranlassung seine
eigene Sekte heraus streichen oder fremde Sekten herab setzen, und wo ein Anlaß
dazu vorliegt, hat es mit Mäßigung zu geschehen, und gegebenen Falls sind
auch fremde Sekten respektvoll zu behandeln. An zweiter Stelle empfiehlt der
König das Zusammengehen, die Zusammenarbeit und den Anschluß der einen
Sekte an die andere, d. h. man soll auch die Ansichten anders Denkender
hören und zu hören begehren. Aus dieser doppelten Rücksichtnahme wird nach
Asoka's Meinung eine jede Sekte Nutzen ziehen und nicht sowohl äußerlich
als vielmehr innerlich wachsen und erstarken. Der Gedanke, daß die vielen
Sekten auch einen mächtigen Faktor im Staats- und Gesellschaftsleben Indiens
bilden werden, so bald sie aus ihrer Zersplitterung heraus treten und alle ihre
durch den Verzicht auf kleinliche Eifersüchteleien frei gewordenen Kräfte zu-
sammen fassen, bleibt unausgesprochen in Asoka's Edikten. Der König wußte,
was er wollte, aber die Klugheit verbot ihm, mehr zu sagen, und alles für
seine Zwecke hatte er gesagt. . . . Indem der König selbst mit dem besten
Beispiele vorangien und von seiner Liberalität keine Sekte ausschloß, durfte
er auch den religiösen Parteien gegenüber darauf bestehen, daß sie einander
nicht in egoistischer, ehrgeiziger oder habgieriger Absicht anfeindeten und den
sittlichen Wert des Einzelnen nicht nach der Größe seiner Spende bemäßen.
Genossenschaften, die von Almosen leben, laufen Gefahr, in eine unwürdige
Abhängigkeit von ihren reichen Freunden und Gönnern zu geraten und, während
sie diese verhätscheln und über sittliche Mängel gern ein Auge zudrücken, die
Armen mit Geringschätzung zu behandeln, obwohl sie wissen sollten, daß Armut
und sittlich reiner Lebenswandel nicht unverträgliche Begriffe sind. Nicht die
Annahme von Liebesgaben durch die propagandistischen Glieder der Sekten er-
regte das Mißfallen des indischen Königs, spendete er doch selbst und mahnte
er sein Volk zu spenden; vielmehr die Unsitte, anstatt auf den Charakter des
Menschen auf seine Gabe zu sehen. Und hatte nicht Buddha dem Mönche
auf seinen Bettelgang die schöne Lehre mitgegeben: ‚Über die kleine Gabe soll
er nicht erröten und den Geber nicht verachten?‘ Schonender aber ist selten

am Mönchtum Kritik geübt worden als durch den Mann, der sich selbst schon im Geiste sah „mit der Bettlerschale in der Hand einherziehend, nicht stumm und doch wie ein Stummer.“

Es darf unter solchen Umständen nicht überraschen, daß der Buddhismus unter Asoka einen ganz gewaltigen Vorsprung vor den übrigen indischen Sekten voraus hatte, und die Reichsregierung zu Pataliputra zum bündnisfähigen Zentrum für die ganze Gegend am mittleren Ganges wurde. „Der Buddhismus auf dem Throne hat Indien den größten Dienst erwiesen, den ein Herrscher einem Lande erweisen kann, er hat durch Beispiel und Belehrung seine Menschen besser und glücklicher gemacht und als der Erste von Seinesgleichen auf Duldung in Glaubenssachen und Vermeidung wortlosen Gezänkens, vergleichen die Religion und Sittlichkeit nur schädigt, mit Ernst und Eifer gedungen“, denn „nur das Jenseitige erachtet ‚der Fromme‘ (Asoka) für wertvoll“. Die Mönchsgeschichte des Buddhismus, die Streitigkeiten der Sekten, ihre Habgier, die bald nach Buddha's Tode beginnenden Versuche, durch Konzilien so manches aus dem Zusammenhang Geratene wieder einzurichten, die trotzdem immer wiederkehrenden Spaltungen bilden ganz merkwürdige Parallelen zur christlichen, insbesondere katholischen Kirchengeschichte. Es spricht — um ein neuerlich beliebt gewordenes Wort zu gebrauchen — für die „Voraussetzungslosigkeit“ der Hardy'schen Monographie und vielleicht auch der ganzen eben begonnenen Sammlung, daß diese vielfach so modern anmutenden Vorgänge nirgends verschleiert werden. Im Übrigen irren wir wohl nicht, wenn wir dieser wie den anderen Monographien einen mehr populär- als rein-wissenschaftlichen Zweck zuschreiben. Man müßte sonst Litteraturangaben und Beläge, ausführliche Interlinear-Übersetzungen der berühmten Edikte u. s. w. verlangen. In den knapp gezogenen Grenzen jedoch: 69, von Illustrationen vielfach in Anspruch genommenen Seiten, ist es dem bekannten Würzburger Indologen vorzüglich gelungen, ein gemeinverständliches Bild nicht nur des großen indischen Königs, sondern auch von der Blütezeit einer Kultur zu zeichnen, von der sich selbst der sogenannte gebildete Mitteleuropäer, für den diese überhaupt erst mit Hellas und Rom zu beginnen pflegt, keine Vorstellung zu machen vermag.

Selbst Kenner des Buddhismus sind nicht selten geneigt, ihn seiner pessimistisch-asketischen Richtung wegen für kunstfeindlich und willenserschlassend auszugeben. Ich möchte den ethischen und erzieherischen Wert von Hardy's Asoka-Biographie gerade darin erblicken, daß sie trotz ihrer populären und knappen Fassung geeignet ist, mit diesem doppelten Vorurteile gründlich aufzuräumen. Ganz mit dem selben Rechte würden wir dem Urchristentume, mit dem der echte Buddhismus bekanntlich die größte Ähnlichkeit aufweist, den nämlichen Vorwurf machen können. Wer nicht Gelegenheit hat, buddhistische

Kunst im Original zu sehen, darf sie z. B. nicht aus dem vor zwei Jahren erschienenen Prachtwerke „Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei“, Führer durch die lamaistische Sammlung des Fürsten E. Uchtomskij von Dr. phil. Albert Grünwedel (mit einem einleitenden Vorworte des Fürsten E. Uchtomskij und 188 Abbildungen; Leipzig, F. A. Brockhaus, 1900) beurteilen. Die ganze Fragenhaftigkeit, der tolle Wunder- und Aberglaube des späteren und heutigen Pseudobuddhismus thut sich da vor unsern Augen auf. Eher schon findet er künstlerische Spuren des alten, noch nicht korrumpierten Buddhismus in des selben Verfassers Handbuch „Buddhistische Kunst in Indien“ (mit 102 Abbildungen; Berlin, W. Spemann 1900), und eine höhere Ahnung wird ihm aufgehen, wenn er die größeren, recht guten Abbildungen der prachtvollen Skulpturen am östlichen Thore von Sanchi in Hardy's Buch beschaut. Freilich hat der deutsche Buchhandel für die indische Archäologie bis jetzt noch weniger gethan als für die ägyptische. In Bezug auf beide wird er vom englischen weit geschlagen. Nur in Bezug auf den Preis übertreffen die deutschen Publikationen die englischen leider noch immer um so viel, als sie an gediegenem Geschmack hinter ihnen zurück bleiben. Allerdings muß man, um gerecht zu sein, immer wieder zugestehen, daß der Deutsche die wenigsten Bücher kauft, zumal wissenschaftliche bei uns nur ein kleines Publikum haben.

Keiner von Asoka's Nachfolgern hat dessen Reich auf der von ihm erreichten Höhe zu halten verstanden. Rasch stürzte es wieder in seine Bedeutungslosigkeit zurück, und die Lehre Buddha's, so verbreitet sie heute nominell ist, hat so, wie sie Asoka verstanden wissen wollte, kaum mehr in dem ausgezogenen englischen Indien ein Heim. Sie lebt nur noch in den Köpfen und Herzen Weniger, fast so wie — das Christentum Christi. Asoka aber will als Inder und Buddhist verstanden und beurteilt werden. Mit Hardy werden wir ihm als mit unserem abendländischen Wesen gemeinsame Züge: die Arbeitslust, Mühsigkeit, Umsicht und Raschheit des Entschlusses zuerkennen müssen. Diese Züge, die aus seinen Edikten hervor leuchten, können uns leicht „diese einfache Wahrheit übersehen lassen, weil wir glauben, den Willen dermaßen in Erbpacht genommen zu haben, daß ein Inder, der Wille und Thatkraft zeigt, schon kein Inder mehr ist. Und als eine ausgemachte Sache gilt es, daß die Verneinung des Willens zum Leben, auf die der Buddhismus hinarbeitet, die Willenskraft, wo sie vorhanden, brechen, wo sie darnieder liegt, niemals aufzurichten werde. Dennoch aber bleibt Asoka ein Inder, und die Geschichte der abendländischen Kulturideen darf, wenn sie daran denkt, wie es mit diesen Ideen im dritten Jahrhundert v. Chr. bestellt war, zwar sagen: *utinam noster esses* — „daß du doch unser wärest!“ Sie thut dagegen Unrecht, den Wunsch für die Erfüllung zu nehmen und Asoka für einen Schein-Inder auszugeben.“

Hier, auf der letzten Seite seines Buches erst, wird Hardy wärmer. Kühn und objektiv hat er das Leben des großen Königs und die Glanzperiode des buddhistischen Indiens aufgerollt und dabei keine Miene verzogen. In seinem Schlußresumée zieht unvermerkt und fast wie wider Willen ein enthusiastischer Ton wie von Verteidigung gegen abendländische Überhebung in die Zeilen ein. Die nüchterne Prosa der Berichte macht einem schöneren Herzenspathos Platz, und gern lassen wir ihm hier das Schlußwort, wenn er u. a. sagt: „Was unterhalb des Himalaya der Wille vermag, das hat die zähe, ausdauernde Arbeit unter den schwierigsten klimatischen Verhältnissen auf fast allen Gebieten des Wissens und Könnens bewiesen; eine Arbeit, auf die Indien mindestens ebenso viel Ursache hat, stolz zu sein, als Europa auf die seine. Frühzeitig aber und jedenfalls früher, als dies in Europa geschah, fand dort die Anschauung Anklang, daß der Wille, der in der Bejahung besteht, nur in der ängstlichen Sorge für die eigene Person verläuft und keine wahrhaften großen Thaten gebären kann, wohingegen der Wille, welcher Verneinung, Selbstvergessen ist, sich in der Hingabe an einen großen Zweck bethätigt. Anstatt wie Viele unter uns den vollkommenen Ausdruck des Willens in der Bejahung, in dem Geltendmachen der eigenen Person zu sehen, sahen die ‚Erleuchteten‘ der Inder, nicht allein der historische Buddha, aber Gotama vor Andern, darin nur Schwäche. Die Stärke, so erkannten sie, ruht in der Verneinung, in der Überwindung des Naturtriebes nach Befriedigung des eigenen Ichs, wodurch erst die Kräfte frei gemacht werden für Aufgaben und Interessen jenseits des individuellen Seins, das wir unser Leben nennen. Freilich wußten sie, daß ganze Menschen zu den größten Seltenheiten gehören, und haben daher um der Halben willen Zugeständnisse an das Glückseligkeitsstreben gemacht, aber diese in dem Augenblicke wieder zurück genommen, da sie überflüssig und unnütz geworden waren. Darum hat Asoka noch keine Abschwengung in das Lager der unerleuchteten Interessenmenschen gemacht, wenn er diese durch die Aussicht auf das irdische oder jenseitige Glück zu gewinnen suchte; er bleibt ein Buddhist, und jene uninteressierte Menschenliebe, jenes Hintansetzen der eigenen Person und Voranstellen des Werkes, wofür er arbeitete, genügen allein schon, um jede Gegenrede zum Schweigen zu bringen. Der aufmerksame Beobachter vermag im Wirken des mächtigen indischen Herrschers nicht Bejahung, sondern Verneinung, vermischt mit manchen egoistischen Schladen, zu entdecken. Alles in allem genommen ist sein Leben, wenn wir ihn selbst als den treuesten Interpreten gelten lassen, aufgegangen in dem redlichen Bemühen, seinen Willen zu veredeln und durch die Verneinung der Naturseite an ihm sich aufopferungsvollen Thaten zum Wohle seiner Mitmenschen hinzugeben. Ein Fürst, der die Genußsucht und, was viel mehr heißt, die Ehrbegierde und alles Kleinliche

verachtet, ist wert, den Außerlesenen der Menschheit eingereicht zu werden. . . . Groß war Asoka, und von den einheimischen Herrschern ist er der Einzige, dessen Name heute noch in Indien und über die Grenzen Indiens hinaus genannt wird. Der Dithyramben, wie sie von Buddhisten aller Länder auf ihn gesungen werden, bedarf es nicht, allein Klio's Schuld an ihm haben wir abgetragen.“



Münchener Nekrologe.

4. Erinnerungen an Wilhelm Herz.

Von Helene Raff.

(München.)

„Doch ein getreuer stäter Sinn
Der wandelt licht zum Lichte hin.“

(Herz, „Parzival“: Übertragung.)

Diese beiden Zeilen am Anfang des großen Heldengebichts, das Herz in mehrjähriger Arbeit uns gewissermaßen zurück gewonnen hat, schienen mir von jeher einen Hinweis auf sein eigenes Wesen zu enthalten, und so mögen sie auch am Anfang dieser Blätter stehen, welche seinem, des vorzeitig uns Entzogenen, Andenken gewidmet sind.

Ich gestehe, daß ich nur zagend den Wunsch des geschätzten Herausgebers dieser Zeitschrift erfülle und eine Schilderung des seltenen Menschen unternehme, dem nicht mein Verdienst, sondern nur seine Güte und meine tiefe Verehrung mich noch in seinen letzten Lebensjahren nahe gebracht hat. Ihm vollkommen gerecht zu werden, ist schon darum nicht möglich, weil seine Thätigkeit als Forscher und Lehrer sich von vornherein meiner Beurteilung entzieht; auch menschlich haben wohl manche Andere, die durch Jahrzehnte ihm freundschaftlich verbunden waren, ihn genauer gekannt. Aber die Liebe, mit der ich mich in seine und seiner Werke Eigenart versenkt habe, verbunden mit dem, von Herz gern betonten, Ahnungsvermögen der Frau, wird mein Helfer sein, und manche ältere Freunde unseres Heimgegangenen waren überdies so gütig, aus ihren Erinnerungen die meinigen zu vervollständigen. —

Wenn man Wilhelm Herz in Gesellschaft begegnete, so sah man auf den ersten Blick, daß er ein Deutscher, auf den zweiten, daß er ein Schwabe war. Zu deutlich war dem breitnackigen blonden Mann mit der kantigen Stirn und den blühenden Wangen der Typus seiner Heimat aufgeprägt. Er hörte das auch gern, denn er war stolz auf seine schwäbische Abstammung und ein treuer Sohn seines engeren wie seines großen Vaterlandes. Er „hatte Bodengefährt“, wie es J. Vischer von den Weinen und den Dichtern verlangt.

Zu Stuttgart geboren (am 24. September 1835) hatte er als vierjähriger Knabe die Einweihung von Dondorfs Schillerdenkmal miterlebt — so erzählte er mir vor zwei Wintern, lebhaft angeregt durch die Beschreibung des Vorgangs im Tagebuche meines Großvaters Senaft, der in Vertretung des Weimarischen Theaters jener Feier beigewohnt hatte. Mit greifbarer Deutlichkeit entsann sich Herz des Augenblicks, da langsam die Hülle von der ehernen Dichtergestalt gesunken war, und wie die Großmutter alle Mühe gehabt, ihn auf dem Fenster Sims festzuhalten, von wo aus er der Festlichkeit zusah, während sein Vater als Fahnenträger eines Vereins sich unter den Festteilnehmern selbst befand. — Seine Mutter hat Herz nie gekannt — sie war gestorben bei seiner Geburt. Ihr gilt eins seiner ergreifendsten Gedichte:

„Als Du dem Lichte mich gegeben,
Umring Dich selbst die ew'ge Nacht,
Doch tief in meinem eignen Leben
Empfind' ich Deiner Liebe Macht. —*)

Und am Anfang seines Epos „Heinrich von Schwaben“**) befindet sich die rührend schöne Schilderung eines solchen Frauentodes, durch den das Leben des Neugeborenen erkaufte wird. Mich hat diese Stelle immer berührt wie ein wehmütiger Dankeszoll für die Mutter, die ihm, vielleicht weil er sie nie gesehen, stets als etwas Überirdisches vorschwebte.

Dem elterlosen Kinde — denn auch der Vater starb, als sein Sohn sechs Jahre alt war — gebrach es dennoch nicht an Liebe: seine Großeltern väterlicherseits sorgten, ihm das Verlorene reichlich zu ersetzen. Durch die zweite Ehe, welche der Vater vor seinem Tode eingegangen, war ein neuer, wenn schon leider vergänglicher Gewinn in des Erstgeborenen Leben gekommen: das trauliche Verhältnis zu seinem Halbbruder Hermann, dem der Ältere mit tiefer Zärtlichkeit zugethan war und dessen frühes tragisches Ende er in einem Zyklus seiner schönsten Gedichte „Den

*) Wilh. Herz, Gesammelte Dichtungen, Cotta's Verlag, 1900.

**) Ebenda, Seite 362.

Manen meines Bruders“ — beklagt hat. Entschädigung und Trost boten ihm die von früher Jugend bis zuletzt gleich innigen Beziehungen zu seinen Freunden Adolf Kröner (Inhaber des Cotta'schen Verlags) und nachmals Gustav Siegle (dem bekannten Großindustriellen).

Anfänglich wollte Herz, nachdem er das Stuttgarter Realgymnasium absolviert, der Landwirtschaft sich zuwenden und verweilte eine Zeit lang als Praktikant auf dem Berkheimer Hofe in der Nähe Stuttgarts. Aber immer deutlicher ward ihm das Bewußtsein seines eigentlichen Berufes: er kehrte in die Hauptstadt zurück, wo er nochmals die Oberklassen des Gymnasiums besuchte, und bezog dann als Zwanzigjähriger die Hochschule zu Tübingen. Dort begann für ihn in jeder Hinsicht eine reiche Zeit; nicht nur legte sie den Grund zu des Dichters künftigem umfassenden Wissen — sie gab ihm auch Gelegenheit, alle Freuden gesunder Männerjugend im Verein mit gleich gesinnten Freunden zu kosten. Voll heiterer Dankbarkeit gedachte Herz zeitlebens an jene Studentenzeit in der alten kleinen Universitätsstadt, an die gemeinsamen Ausflüge auf die „rauhe Alb“ und nach Neutlingen hinüber, wo die Franken, bei denen Herz aktiv war, eine Art Stammkneipe besaßen. Allerdings war das Kneipstübchen so eng, daß es den Spitznamen führte „der Omnibus“, aber der Wirt verfügte über gute Weine und ein höchst anmutiges Töchterlein — das war die Hauptsache! — Ein Nachhall jener sonnigen Tage klingt aus dem neunten Abenteuer von Herz' „Bruder Rausch“, wo es heißt:

„Ach, denkst du noch? Das war ein Prassen
Einst auf Tübinga's krummen Gassen — —“

In Tübingen machte der Jüngling auch die bedeutungsvolle Bekanntschaft Ludwig Uhlands, bei dem Professor Holland ihn einführte und dessen Einfluß es wohl zu danken ist, daß der junge Philologe hauptsächlich germanistischen Studien sich zuwandte.

Neben diesen Studien aber war es die Dichtkunst, die ihn mehr und mehr in Beschlag nahm. Von seiner Knabenzeit an hatte er Verse gemacht, hauptsächlich dramatisierte Märchen waren es gewesen; nun, im Uberschwang jener Studentenzeit, strömte der Quell aus seinem Innern frisch und mächtig hervor. Die Freunde, denen er seine poetischen Versuche mitteilte, fühlten wohl heraus, daß hier etwas ganz Anderes, Höheres sich offenbare als die übliche Jugenddreimerei. Durch ihre aufrichtige Bewunderung ermutigt und durch das warme Fürwort eines Mannes wie Friedrich Hebbel an die Verleger Hoffmann und Campe in Hamburg empfohlen, trat Herz im Jahre 1858 zum ersten Male mit einem Bändchen Gedichte

an die Öffentlichkeit. Später ist die Sammlung, nachdem der Dichter strenge, fast zu strenge Musterung unter seinen Erstlingen gehalten, der 1900 bei Gotta erschienenen Neuauflage seiner „Gesammelten Dichtungen“ einverleibt worden.

Ein eigentümlicher Reiz des Unmittelbaren, Naiven, trotz aller früh entwickelten Formgewandtheit, liegt über diesen Gedichten. Viele sind in antiken Metren gehalten, andere nähern sich dem deutschen Volksliedton, und doch ist Eins ihnen allen gemeinsam: das starke, ganz persönliche lyrische Empfinden. Es ist eine Art Verbindung wie die zwischen Faust und Helena, die Verschmelzung einer echt germanischen Kernnatur mit griechischem Schönheitsgefühl.

Nur einzelne Proben aus dem reichen Liederhorte können hier angeführt werden, wie das Gedicht im Mollton „Begegnung“:

„Du hast mich längst verlassen
Längst hin ist Lust und Weh;
Doch rührt mein Herz sich leise,
Wenn ich dein Antlitz seh' — —“

und das diesem verwandte „Heimkehr“:

— „Wer dächte wohl an dieser Stätte,
Daß hier zwei Menschen glücklich waren?“ —

Voll schwermütiger Süße ist der Gesang „An die Nacht“:

„Ohne Nebelsäume,
Ohne Rondsprach
Fällst du alle Räume
Klare Sternennacht . . .

— — — — —
Was mein Herz besessen,
Tilge Lust und Pein;
Lehre mich vergessen
Und vergessen sein!“ — —

Des Zyklus „Den Manen meines Bruders“ ist schon gedacht worden, ebenso des Gedichtes „Am Grabe meiner Mutter“; ihnen gesellen sich, verschieden und doch gleichwertig, „Glückliche Geburt“, „Leben der Liebe“, „Ewige Jugend“, die glühend-erotischen „Jünglingslieder“, darunter das machtvolle:

„Laß Myrten dir das Haupt umlauben,
Du meiner Freuden Königin,
Und frage nicht nach meinem Glauben,
Da ich im Schauen selig bin!“ — —

schließlich das liebliche Dreigestirn „Liederstille — Daheim — Erden-
glück“, in dem der Dichter sein Eheglück besingt.

In den Balladen, welche fast sämtlich Stoffe aus der germanischen Götter- und Heldensage behandeln, tritt schon das hervor, was für Herz' späteres Schaffen so charakteristisch ist: der Forschergeist des Gelehrten befruchtet die Phantasie des Dichters — es sind gleichzeitig kultur-historische und künstlerische Schöpfungen.

Noch in erhöhtem Maße gilt dies von seinem nächsten größeren Dichtwerke „Lanzelot und Ginevra“, dem „hohen Lied der Leidenschaft“, wie es eine bekannte Schriftstellerin unsrer Tage genannt hat. Auch Solche, denen des Königs Artus Sagenkreis für gewöhnlich fern liegt und die kein Empfinden dafür haben, wie wunderbar der Ton der alten Minnesänger hier getroffen ist, müssen sich gepackt fühlen von der dichterischen Kraft, mit der die ewig neue Tragödie verbotener Liebe uns vor Augen geführt wird.

Der „Lanzelot“ erschien im Jahre 1859; kurz vorher war sein Schöpfer zum Doktor promoviert worden. Nun wandte er sich nach München, wohin ein besonderer Grund ihn zog: er hatte, noch von Tübingen aus, ein Drama „Ezzelin“ nach dort eingesandt, das auf ein Preisauschreiben des Maximiliansordens hin entstanden war, freilich nie zur Aufführung gelangte, aber die Aufmerksamkeit der Preisrichter doch in hohem Maße erregt hatte. — Die Mobilisierung des Jahres 1859 kam dazwischen — Herz kehrte in seine Heimat zurück, wo er als Leutnant eingestellt ward. Er erzählte später sehr humoristisch von der patriarchalischen Art damaligen Heeresdienstes. Als die aufwallende Begeisterung nachgelassen und die Kriegsgefahr sich wieder verzogen hatte, benutzte er seine Freiheit zu längeren Studienreisen in Frankreich, England und Schottland. Das Wunderland Italien sah er erst Mitte der sechziger Jahre, da er es in Begleitung seines Freundes Alfred Schöffelen bereiste und hierbei mit Franz von Lenbach zusammentraf.

Im Jahre 1862 ließ er sich endgiltig in München nieder, anfänglich als Privatdozent für germanische Altertumskunde an der Universität; im Jahre 1869 wurde er als Professor für deutsche Sprache und Litteratur an die neu gegründete technische Hochschule in München berufen.

Von seiner Ankunft in München an war der junge Gelehrte und Dichter in einen auserlesenen Kreis von Gleichstrebenden hinein gezogen worden, den der hochsinnige König Maximilian II. an seine Hauptstadt zu fesseln gewußt hatte. Da war Emanuel Geibel, gewissermaßen der Häuptling dieser „Nordlichter“, wie die von auswärts Berufenen genannt wurden — da war Paul Henze, Bodenstedt, Hans Hopfen, Leuthold, Melchior Meyr, und mancher Andere. Bald ward Herz unter ihnen heimisch und

Mitglied der weit bekannten Dichtergesellschaft „das Krokodil“, deren unvergängliches Bild uns Paul Heyse in seinen „Jugenderinnerungen“ gezeichnet hat. Besonders innig schloß sich Herz an den stammesverwandten Melchior Meyr, der leider zu früh dem Freundeskreise entrissen ward, und an Heyse, mit dem ihn gegenseitige Treue durch mehr als vier Jahrzehnte verbinden sollte.

Die Freundschaft zwischen Heyse und Herz war eine so ungetrübte, wie sie stark entwickelten und ungleichen Persönlichkeiten nur selten beschieden ist: sie hegten Jeder das zarteste Verständnis für des Anderen Eigenart und die größte Achtung vor dessen Urtheil. — Herz zählte zu Heyse's überzeugtesten Bewunderern, und Heyse, der gelegentlich das schöne Wort aufbrachte, „mein Freund Herz, dessen Verse so lauter sind wie sein Charakter“ — rügt in seinen oben erwähnten „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen“ scharf die Unlust der Deutschen, Werke in gebundener Sprache zu lesen, da in Folge dieser Eigenschaft selbst Meisterwerke wie die seines Freundes Herz nicht genug bekannt seien.

Es wäre zu wünschen, daß dieser Ausspruch aus gewiß maßgebendem Munde bei immer mehr Lesern jene getadelte Unlust überwinden hülfte und sie anregte, sich den Genuß solcher Herz'schen Verse zu verschaffen. Wie ein Strom von Wohlklang und Harmonie gleiten sie dahin, frei von akademischer Glätte — vielmehr pulsiert in ihnen ihres Verfassers volles, warmblütiges Leben! Und kein ungesundes Pathos trübt ihre Schönheit; so einfach klingt alles, daß man es für sehr leicht halten möchte, solche Verse zu schreiben, und nicht ahnen würde, daß Herz, der ernsthafteste Arbeiter, den es gab, nach seinem eigenen Geständnis oft Tage lang mit einem Vers sich trug, bis er in sich einig ward über die Wahl des treffendsten Wortes.

Dem „Lanzelot“ folgten im Lauf der Jahre zwei weitere Epen — „Hugdietrichs Brautfahrt“ (1860), „Heinrich von Schwaben“ (1865) — beide von Jugendlust und Lebensglut förmlich durchleuchtete Dichtungen; darnach das reifste und tiefste Werk des Dichters „Bruder Rausch“ (1881). Ein Klostermärchen hat er es genannt; es behandelt ein Stück Geschichte des Menschheitsglaubens: die Entwicklung des christlichen Teufels aus dem heidnischen Elben. Aber ein Schatz von Lebensweisheit, von Kenntnis deutscher Mythen, von Humor und Empfindung ist darin niedergelegt; die Darstellung der Sonnwendnacht (3. Abenteuer) und die Liebesepisode von Heribrecht und Hadulind (7. Abenteuer) sind wahre Perlen von poetischer Schilderung. Nur wenige erzählende Gedichte neuerer Zeit dürfen sich dem „Bruder Rausch“ vergleichen. —

Hand in Hand mit Herz' dichterischem Schaffen gieng seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Übertragung und Neudichtung alter Poesieen, worin er das Bedeutendste und Unvergänglichste geleistet hat. 1862 erschien seine erste Herausgabe altfranzösischer Spielmannsmären unter dem Titel „Marie de France“, im Jahre 1886 das kostbare „Spielmannsbuch“, dessen vermehrte und verbesserte Neuauflage vor zwei Jahren heraus kam. Auch die beiden größten deutschen Epen des Mittelalters, Gottfried von Straßburgs „Tristan und Isolde“ und Wolfram von Eschenbachs „Parzival“ hat uns Herz in wunderbarer Formvollendung neu geschenkt und mit Anmerkungen versehen, aus denen die ganze Fülle seines ungewöhnlichen Wissens und seiner staunenswerten Belesenheit zu uns spricht. Und zwar geschieht dies in der selben klaren unaufdringlichen Weise, mit der er auch im Leben jede erbetene Belehrung erteilte.

Man konnte ihn fragen, nach was man wollte, nach Alter und Herkunft einer Sitte, eines Wortes oder was immer — stets war man sicher, die gewünschte Auskunft zu erhalten. Über alle interessanten Gegenstände, denen er aus eigener Wißbegierde gelegentlich einmal gründlich nachgeforscht, hatte er sich kurze Aufzeichnungen auf Zetteln gemacht; und begehrte dann später jemand etwas von der Sache zu wissen, so griff er einfach in den betreffenden „Zettelkasten“ und holte die Notiz hervor. Im „Deutschen Hause“, wo regelmäßige abendliche Zusammenkünfte von bedeutenden Münchner Persönlichkeiten stattfanden, geschah es oftmals, daß einer der Tafelrunde eine schwierig zu lösende Frage mitgebracht hatte, um sie Herz vorzutragen; auch Fachgenossen wendeten sich gern um Aufklärung an ihn, welche fast stets schnell erfolgte. Bei solchem Anlaß gab Einer einmal ihm den Beinamen „des gelehrtesten deutschen Dichters“, wovon jedoch auf Hörweite des damit Gepriesenen nicht Gebrauch gemacht werden durfte.

In sprachlicher Beziehung war sein Feingefühl fast unerreicht — er empfand von jedem Worte, ob es in den Sinn und Rahmen des Ganzen paßte. Wenn Paul Henze, er selbst ein Sprachmeister, über Berechtigung eines Ausdrucks oder einer Wendung sich im Zweifel befand, so schlug er vor, „den unfehlbaren Freund Herz zu Rate zu ziehen“. In einer ihm vorgelegten Anfängerarbeit, die im Mittelalter spielte, kam das Wort „Spind“ vor. „Das müssen Sie ändern,“ — sagte Herz — „in jener Zeit und obendrein in Süddeutschland hat das Wort einen falschen Klang — setzen Sie ‚Schrein‘ dafür!“ Ebenso empfand er alles Mißtönige: Konsonantenhäufungen, unreine Reime und geschraubte Sätze; er besaß für sprachlichen Wohlklang das Ohr eines Musikers. Und von seinen wohl-

begründeten Ansprüchen ließ er sich nichts abbingen. „Man wird doch vom Maler immer einen gewissen Grad von Technik verlangen, ein Tonsetzer muß jedenfalls eine Partitur schreiben können — nur eben in der Dichtkunst bethätigen sich Menschen, die keine Sprachbeherrschung haben und sich nur unklar, gespreizt oder läberlich ausdrücken können!“

Das Deutsch seiner eigenen Prosaschriften lieft sich denn auch fast so schön wie seine Verse; man empfindet die Liebe zur Muttersprache, die es ihn immer beklagen ließ, daß ihr ein Feind nach dem andern erstehet: nach der Fremdwörterseuche und dem schwerfälligen Gelehrtenstil das Zeitungsdeutsch und der Kutscherjargon! Sprachliche und kulturgeschichtliche Fragen waren die einzigen, bei denen Herz mit Entschiedenheit auftreten konnte, während er in allen sonstigen Dingen jedem die größte Freiheit gestattete und seine Meinung eben nur als eine Meinung vorbrachte. Hestig wurde er wohl ausnahmsweise, wenn etwas Gemeines seinen Pfad kreuzte, aber das wirkte wie ein Luft reinigendes Gewitter und ging rasch vorbei. In späteren Jahren eignete ihm immer mehr eine schonende Milde, besonders wo es galt, die ihn nicht ganz befriedigende Leistung eines Freundes zu kritisieren. Er sagte dann etwa: „Ich habe nicht verstanden, was Du damit meinst; Du mußt mir Deine Gründe auseinandersetzen, warum Du das so machst.“ Falls nun des Anderen Gründe ihn nicht überzeugten und er sich zwischen Wahrheit und Freundschaft zur Wahl gestellt sah, so hüllte er sich in Schweigen, denn etwas Verlesendes konnte und wollte er nicht sagen.

Als junger Mann, in Robert von Hornstein's Hause, wo ein Kreis reich begabter Menschen sich allwöchentlich zusammen fand, hatte Herz im Eifer des Streites noch entschiedene Wendungen gebraucht, wie: „Das ist nicht wahr“ — und sich scherzhaften Tadel dafür gefallen lassen müssen, während ihm als Älteren späterhin an gleicher Stelle die lebhafteste und geistesscharfe Hausfrau den Vorwurf machte: „Nein, Herz, Sie sind wirklich zu gerecht!“ — Der Wunsch der Freunde, den Dichter vermählt zu sehen, ging verhältnismäßig spät in Erfüllung; erst im Dezember 1873 verheiratete er sich mit Kitty Cubasch, welche er in München kennen lernte, wo sie unter dem Schutze von Herz' langjähriger geistvoller Freundin, der Schriftstellerin Rosalie Braun-Artaria, verweilte. Es war eine Hochzeit unter etwas düsteren Verhältnissen: die Cholera grassierte in München, und nach sechswöchentlicher Ehe wurde auch die Neuvermählte von der Seuche ergriffen; doch das Omen, das hierin zu liegen schien, erfüllte sich nicht.

Während in so mancher bedeutender Menschen Entwicklung die Ehe hemmend und unheilvoll eingreift, war die Ehe des Dichters in Wahrheit

die Krone seines Lebens. Die zarte, zierliche Frau, eine Deutschrussin von Geburt, welche ihn als Dichter gekannt hatte, ehe sie seine persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, und ihm schließlich als Gattin folgte, behauptete bis an sein Ende den obersten Platz in seinem Herzen. Die Liebe zu ihr lehrte ihn tausend Zartheiten und Züge von Selbstlosigkeit, durch die seine natürliche Herzengüte eigentlich erst zur Entfaltung kam. Feinführend und nur für ihres geliebten Mannes Glück besorgt, wie seine Frau war, hat sie ihn oft beklagt, daß er so häufig sich um sie sorgen mußte, denn sie war herzleidend seit ihren Mädchentagen. Aber wer die Beiden zusammen sah, hätte selbst das nicht anders gewünscht! Die Schonungsbedürftigkeit der teuren Frau reifte in ihm das allerebelste Gefühl: die zärtliche Fürsorge des Starken für den Schwächeren.

Das Vorbild einer Ehe ist es gewesen, achtundzwanzig Jahre lang. Beide Gatten lebten nur in einander und für einander; „wir haben ewige Flitterwochen“, pflegte der Dichter zu sagen und fügte mehr als einmal hinzu: „er wisse nicht, wie er das Leben tragen könne, wenn diese Gattin ihm genommen werden sollte“. Auch war seine Frau hoch gebildet und nahm an ihres Mannes Schaffen den tiefst gehenden Anteil. Er besprach alle Arbeiten mit ihr; auch ihr Vorlesen war eine wichtige Hilfe für ihn in Anbetracht seiner geschwächten Augen. Ihrer eigenen Feder entstammt ein wertvolles Sammelwerk: „Worte der Weisen aller Länder und Völker“.

Das innere Glück des Paares ward von außen her nicht gestört, sondern nur gefördert. So wenig der sich selbst genügende Mann auf Ehren und Anerkennungszeichen rechnete, gereichte es ihm doch zur Freude, als er 1892 zum Ritter des Maximiliansordens und 1895 zum Mitglied der kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften ernannt ward. Im Jahre 1900 wurde dem Dichter durch Verleihung des Ordens der bayrischen Krone der persönliche Adel erteilt. An der Einfachheit seines Auftretens änderten diese Auszeichnungen freilich nichts.

Man konnte sich mit Herz eine ganze Weile im gleichen Raume befinden, ohne einen andern Eindruck von ihm zu gewinnen als den eines sympathischen, stillen Mannes. Er begegnete jedem mit schlichter, wohlwollender Höflichkeit, lachte bei Scherzen sein warmes, erquickendes Lachen; doch mangelte es ihm gänzlich an sogenannten verbindlichen Redensarten, die man hernach abschält wie eine Zwiebel, um herauszufinden, daß kein Kern in den Hüllen steckt. Er machte auch keine Versprechungen, sondern that lieber stillschweigend, was er zu thun gesonnen war, und brauchte niemals eine Notlüge. Jemand aus seinem Freundeskreise äußerte

gelegentlich: „Herz kann nur in Gold zahlen — die kleine gesellschaftliche Scheidemünze führt er nicht!“

Ja, wenn er sprach, so zahlte er in Gold! — Hatte er, auf ein anregendes Thema gebracht, einmal begonnen, warm und gesprächig zu werden, so vollzog sich eine seltsame Umwandlung in der Seele der Hörenden. Man vergaß die kleinen Quälereien des Tages und die ruhelose Zeit, die draußen am Fenster vorbei hastete; die Luft im Zimmer schien geistiger, dünner zu werden, wie wenn man auf freie Höhen steigt. Und der Raum belebte sich mit wunderbaren Gestalten, die fernsten Jahrhunderten angehörten, der Blütezeit griechischen Geistes oder den Kreisen deutscher Heldensage — wohlbekannte, verehrte Häupter tauchten auf, deren manche noch in des Sprechers eigenes Leben hinein geragt hatten: Grillparzer, Hebbel, Geibel und die schwäbischen Dichtervorfahren insgesamt, von Uhland und Mörike bis auf Hermann Kurz und Ludwig Laisner. Über Allen aber das Jupiterantlitz Goethe's, für den Herz eine innerliche Andacht hegte und von dem er nur zu beklagen pflegte, daß er Andern fast alles vorweg genommen. „Er hat alles gesagt — sie haben uns nichts übrig gelassen, er und der andere Große von Weimar!“

Wenn man so mit ihm zusammen saß und sich feiertäglich empor gehoben fühlte, dann sah man in ihm, der da so feurig und doch einfach, mit tiefer, weicher Stimme sprach, nicht einen einzelnen Menschen mehr, sondern die ganze Summe von Kultur, die in ihn übergegangen und ein Teil seines Wesens geworden war. Er hatte das Ererbte neu erworben und besaß es nun, und mehrte es beständig, zugänglich für jede neue Anregung. Die Toten, die ihm nahe gestanden, waren für ihn nicht tot; er wahrte ihr Bild in seiner Seele lebendiger als das große Album, das ihre sämtlichen Photographien enthielt, ihre Züge wiedergab. Vierzehn Tage vor seinem Tode war er in die beiden neu erschienenen Biographien Mörike's vertieft und so stark bewegt von der Erinnerung an den Verstorbenen, daß er sich nicht enthalten konnte, mir aus Mörike's Gedichten einige vorzulesen. Es waren das „Jägerlied“ — das schalkhaft wehmütige „Ach, nur einmal noch“ — und „Im Frühling“. „Solche wundervolle lyrische Töne hat nach Goethe doch kaum jemand mehr gefunden“ — sagte Herz mit dem schönen Glanz im Blicke, den nur fremde Leistungen, nie seine eigenen, darin entzünden konnten. Zweierlei gab es, wovon er niemals sprach: sein Ich und die menschlichen Fehler Anderer.

Um ihm etwas Schmeichelhaftes zu sagen, mußte man sehr entschlossen sein und auf kein Entgegenkommen warten, denn er half nicht dazu. Hatte man es glücklich angebracht, so quittierte er darüber mit

behaglichem Nicken und ein paar einfachen Worten, wobei ein halb gutmütiges, halb verlegenes Lächeln den fest geformten Mund unter dem kurzen Schnurbart umspielte. Zum Gegenstand von Huldigungen war er so ungeeignet wie kaum Einer — ganz unglücklich kam er einmal aus einer Gesellschaft nach Hause und an das Bett der seiner harrenden Gattin. „Du, heut ist mir 'was Arges passiert: der B. hat eine Rede auf mich gehalten.“ „Was hast du denn da gemacht?“ — forschte die mit seinen Eigentümlichkeiten wohlvertraute Frau. „Wahrscheinlich ein dummes Gesicht“ — war seine Antwort. Er selbst hielt niemals Tischreden; ein einziges Mal, anlässlich seines 60. Geburtstages, hat er sich zu einer solchen aufgerafft, weil die dankbare Freude über alle erfahrene Liebe stärker war als seine natürliche Bescheidenheit. Ich habe oft gesehen, daß diese sozusagen anjockte und Menschen von großem Selbstgefühl solches in Herz' Gegenwart unterdrückten, ebenso wie es jedem schwer wurde, vor seinem kindlich klaren Blicke und gegenüber seiner steten Wahrhaftigkeit unwahr zu sein. Vielleicht weil alle Menschen sich ihm von ihrer besten Seite zeigten, dachte er so gut von ihnen, denn, wie gesagt, niemals verbreitete er eine häßliche Gesichte oder fällt er ein hartes Urtheil. Er suchte jeden Menschen von dessen Standpunkt, nicht vom eigenen aus, zu beurteilen; deshalb war Verstehen und Verzeihen ihm in ungewöhnlichem Grade eigen. Er besaß die reine Menschlichkeit, die alle menschlichen Gebrechen sühnt. Über eine von ihm bewunderte Frau sagte ein scharfsichtiger Freund gelegentlich: „An ihr ist alles Wache, auch ihre Thränen sind falsch“ — worauf Herz nach kurzem betroffenen Schweigen erklärte: „Thränen heucheln? Ich kann doch nicht glauben, daß jemand die Menschheit so schändet!“

Eine Frucht seiner Menschenliebe wie seiner harmlosen Freude an allem Schönen und Heiteren war sein Hang zur Geselligkeit. Er gieng gern unter Menschen, nicht nur, um die vielen arbeitslosen Stunden zu vertreiben, die sein langjähriges, mit großer Geduld und Würde getragenes Augenübel ihm aufzwang, sondern weil er nichts lieber sah als heitere Gesichter, helle, gastlich geschmückte Räume und schöne Frauen. Er bewaerte nur die Nüchternheit und Häßlichkeit der heutigen Männerkleidung. „Daß ich verdammt sein muß, in einer Zeit zu leben, wo man nach halbstründigem Ankleiden so aussieht!“ — klagte er und „Braucht man doch nur an sich herunter zu sehen, um zu wissen, daß man ein Barbar ist!“ Er mißbilligte auf's Höchste den anfänglichen Vorschlag, die Einweihungsfeier des Künstlerhauses nur eine Herrenfeier sein zu lassen. „Wie kann ein Raum festlich wirken, wenn nur schwarze Raben darin herumsteigen!“ Das selbe ästhetische Wohlgefühl wie schöne gepuzte

Menschen erweckten ihm in anderer Weise ein gutes Gericht und ein edler Tropfen. Von einem besonders alten feurigen Wein konnte er mit Entzücken äußern, „er verwandle den Gaumen in einen Festsaal“; und als eine vertraute Freundin ihn wegen solch materieller Neigungen neckte, mit dem Bemerkten, ihr selbst sei es gleichgiltig, was sie trinke und esse, da entgegnete er: „Bitte, sagen Sie das nicht — das wäre furchtbar ungebildet.“ Er hielt thatsächlich eine feine, gleichmäßige Entwicklung aller Sinne zur harmonischen Bildung des Menschen für notwendig.

Die hellenische Freiheit und Heiterkeit seiner Lebensauffassung äußerte sich auch in seiner Furchtlosigkeit vor dem Tode und seiner Abneigung gegen alles düstere Leichengepränge. Er erklärte wiederholt, daß er nicht wünsche, hochbetagt zu sterben — und wenige Wochen vor seinem Ende, als er ahnungslos schon den Todeskeim mit sich herumtrug, kam er ausführlich auf die letzten Dinge zu sprechen. „Nach meinem Gefühl ist es richtig, die verwesliche Hülle zu verbrennen und die Asche hernach in den Wind zu streuen oder in ein Flußbett zu schütten — was nicht mehr lebt, hat nichts zu suchen im Lande der Lebendigen. Allenfalls noch, wenn die Überlebenden es begehren, mag die Asche in eine Urne kommen, die aber nicht mit düsterem Grabschmuck geziert sein soll, sondern mit heiteren Bildern.“ Und er zitierte Uhlands Gedicht beim Tode Wilh. Hauffs:

„Mit Heldenfahrten und mit Festestänzen,
Mit Satyrnarven und mit Blumenkränzen
Umkleidete das Altertum den Sarg,
Der heiter die verglühte Asche barg —“

Aber er fand keine Zustimmung; sowohl seine Frau als ich bekannten uns zu altmodischer Anhänglichkeit an das Bestatten im mütterlichen Erdbenschoß, gegen das er eiferte. Darauf ließ er das Thema denn fallen, aus Zartgefühl gegen seine Frau.

Das letzte Vierteljahr seines Lebens hindurch litt Herz an steten Magenbeschwerden und alterte rasch, so daß seine Freunde besorgt wurden. Wie krank er jedoch war, ahnte niemand. In den letzten Tagen des Dezember 1901 traten heftige Schmerzen auf, und mit Anbruch des neuen Jahres legte er sich zu Bett, um nicht mehr aufzustehen. Am 7. Januar Abends verschied er, ohne aus der wohlthätigen Bewußtlosigkeit, in die das Schmerz lindernde Morphium ihn versetzt hatte, nochmals erwacht zu sein.

Er ist glücklich gewesen bis zuletzt. Mitten aus dem Schaffen hinweg hat der Tod ihn geholt; bis an's Ende hat er die Liebe seiner Gattin, die Treue seiner Freunde besessen. Wie groß dieser Schatz war, den er sich

in den Herzen aller ihm Nahestehenden erworben, bewies die ungewöhnliche Beteiligung und tiefe Ergriffenheit bei seiner Bestattung, bewiesen die zahllosen Beileidsbezeugungen, die der Witwe von nah und fern zu Teil wurden.

Für Alle, die ihn geliebt und verehrt, die sich in frohen Tagen an seinem sonnigen Humor erwärmt und in trüben an seiner milden Festigkeit aufgerichtet haben, ist sein Verlust ein unersehblicher, durch nichts je auszugleichender. Ein unvergängliches Erbe jedoch hinterläßt er seinem Volke in der lichten Schönheit seiner Dichtungen und Übertragungen — und seinen Freunden einen Trost in dem Bewußtsein, daß er so gelebt, wie er selbst gesungen:

„Laß uns leben, daß am Ende
Uns der eine Trost nicht fehle:
Selig warst Du auf der Erde —
Zahr' in Frieden, meine Seele!“



Neue Balladen

von Hans Benzmann.

(Berlin-Wilmersdorf.)

Der Bauer und der Tod.

Hörst du im Holz den Totenwurm? . . .
Nun rast um die Manern der Wintersturm
und horcht und heult in's dumpfe Haus
und bläät auf dem Herd die Flamme aus
und trollt von dannen . . . Dünn klingt nur
in hohler Wand die Totenuhr . . .
Die Lampe schwelt, der Weiber Gewimmer
durchzittert das niedrige Krankenzimmer . . .
und im Winkel der sterbende Bauer stöhnt:
„Bald bist du mit mir, mein Gott, versöhnt —

Ich habe den Acker mit Fleiß bestellt —
 und Thaler hat sich zu Thaler gefellt —,
 ich habe mich nie vor dem Bösen gebückt —
 und nie mit List die Grenzen verrückt —,
 nie hab' ich mein Pferd mit dem Stachel gequält —
 und nie das Korn in die Krippe gezählt . . .
 Ich hab' euch geliebt, meine Kinder, mein Weib, —
 um euch hat gedarbt mein alternder Leib . . .“
 Er schweigt, und umher die Weinenden lassen:
 „Du warst ein guter Vater uns Allen! . . .“
 Und emsiger hämmert die Totenuhr —
 War's nicht, als gieng' wer über den Flur? . . .
 Und das Dach von den Stößen des Sturmes knarrt —
 hört, hört, ein Ross vor dem Thore scharrt —
 und seht! dort am Fenster! da nickt es herein
 des Totenpferdes bleiches Gebein! . . .
 Doch der Sterbende lallt: „Bald bin ich befreit
 und wandle in ewiger Herrlichkeit . . .“
 Ich habe die Wälder urbar gemacht —,
 die Wiesen getrocknet —, ich habe gewacht,
 daß der Sturm die Dämme nicht nieder riß —
 Gott wird mich lohnen, daß bin ich gewiß —“
 „Daß bist du gewiß? Du Erdenwurm!“
 Die Weiber erscharren: rief's der Sturm?
 Und ein Brausen füllt plötzlich das dumpfe Gemach
 und erschüttert schwanke Dielen und Dach:
 „Was weißt du von mir, was weißt du von Gott!
 Laß deine Worte, sie klingen wie Spott!
 Welten sind meine Acker! und der Orkan
 ist mein Ross! Dein Wesen ist Wahn!
 Deine Werke sind Wahn! Dein Gott ist Wahn!
 Seele, zerflatter wie dürres Laub!
 Leib, löse dich auf in Erde und Staub!
 Ich bin der Tod!“

Doch der Bauer liegt still,
 es ist, als ob er noch lächeln will:
 „Daß bin ich gewiß!“ — und er schläft ein . . .
 Der Wurm nagt emsig im morschen Schrein . . .

 Fern ist es, als jage ein Reiter durch's Feld . . .

 es ist der Sturm, der wie Hunde bellt . . .

Die Lampe schwelt . . . im dämmrigen Zimmer
 klingt um den Toten ein wehes Gewimmer . . .



Diederik und Iselin.

Träumer, du, im grünen Gras,
Iselin denkt dies und das,
Diederik hab' Acht!
Sieh, dort hinter'm dichten Tann
schleicht der junge Jägersmann —
Diederik, halt' Wacht!

Doch den Träumer stört nichts mehr.
Iselin äugt hin und her —

„Wart', ich komme gleich!“
Wünscht dem Schläfer gute Ruh',
eilt dem Jäger freundlich zu, —
der steht blaß und bleich . . .

„Du gewährst mir eins, Gesell:
Bind' mir meine Schuhe schnell —
Diederik schläft sacht . . .!“
Und sie setzt in seine Hand
ihren Fuß, er knüpft das Band . . .
Lieblich singt die Nacht . . .

Diederik schreckt aus der Ruh':

„Iselin, was thatest du?

Hab' es wohl geseh'n —“

Und sie lacht ihn aus und spricht:

„Diederik, du arger Wicht,
Hast's im Traum geseh'n!“

Und sie lacht ihn aus und singt,
daß es um die Bäume klingt —

„Eieber, hasche mich!“
„Wart'. ich weiß, was dort geseh'n!
Hab' es doch mit angesehen!
Wart', ich fange dich!“

Und ihr nach der Junfer springt,
bis sie in die Kniee sinkt —

und sie stöhnt und lacht:
„Weh, wie drückt mich Schuh und Band!“
Und schon löst es seine Hand . . .
Lieblich singt die Nacht . . .

Der apokalyptische Reiter.

Um roten Abendhimmel
wiegen drei Falken sich,
ein Reiter auf mag'rem Schimmel
reitet am Erlenstrich.

Ist es ein Jäger, ein Ritter,
ein Ritter mit Spieß und Schwert?
Es ist zu Roß ein Schnitter —
wie kommt ein Schnitter zum Pferd? . . .

Nun seh' ich nur noch seinen Schatten,
lang fällt er über das Moor,
ein Schauer fährt über die Matten,
Nebel und Nacht steigt empor . . .





Das Wunderland.

Ein Hans Thoma-Märchen von Karl Heckel.

(Mannheim.)

Pst! . . . So, komm nur her, mein kleiner Wildfang . . . ich will dir ein Märchen erzählen. Vom Knaben und dem Wunderland.

Recht so! . . . Sitz' auf mein Knie, schling' die Ärmchen um meinen Hals. Ei, wie die grossen Augen fragen . . . Nur Geduld.

Also . . . es war ein Knabe und der wollte in das „Wunderland“.

— Das giebt's ja gar nicht, lachten die Leute.

Aber die Mutter sagte:

— Doch, mein Kind, es giebt noch Wunder, man muss sie nur zu finden wissen.

Da zog er in die Welt, in die weite, breite Welt, um das Wunderland zu suchen.

Zuerst gieng's über die Felder, wo der Säemann Samen ausstreute, dann über die Wiesen, wo die kleinen, drolligen Frühlingsgötter mit den Schmetterlingen spielten und mit ihren Pausbäckchen nach ihm bliesen, dass er den Hut fest halten musste. Denn sonst wäre er ihm davon geflogen, wer weiss wohin. Am Mittag schritt er durch Auen, wo eine hohe Frau leicht dahin wandelte und die ersten bunten Blumen ausstreute, weisse und blaue, rote und gelbe, Glocken und Sterne. Und am Abend da kam er an einem See vorbei. Da war es so stille, dass man gar keinen Lärm hörte, sondern nur eine leise seltsame Musik wie von einer Flöte.

Aber der Knabe sah nicht rechts und sah nicht links, sondern wanderte immer weiter und achtete auf nichts. Nicht auf den Ton der Flöte am See, nicht auf die lustige lärmige Musik hoch oben in den Lüften, wo die Engelnchen auf den Wolken sitzen. Er sah nichts, er hörte nichts, er wanderte immer weiter. Über Berge auf steilen Wegen, über Flüsse auf hohen Brücken. Er fuhr über Meere und suchte und suchte.

Oh, er begegnete vielem und staunte und starrte. Und alle Welt schrie: Wunder über Wunder! Aber da meinte er, im rechten Wunderlande da müsse einem das Schreien vergehen. Da müsse man schweigen lernen wie ein Kind, dem man ein Märchen erzählt . . . ja, wie du, mein Kind . . . und schauen! Und dann meinte er auch, das wahre Wunder das ist wohl etwas Crautes und Creues. Aber je weiter er gieng, je fremder wurde es um ihn, je ferner lag das Wunder.

Da wurde er traurig und kehrte um und wanderte wieder heim, kleinen Mutes, Tage und Nächte, durch Wiesen und Wälder.

Was meinst du? Ob er sich niemals fürchtete? Warte nur . . .

Einmal — es war eine blaue Nacht, die stillen Sterne blinkten, und der Mond schien so silbern — da kam er durch ein einsames nächtliches Thal, und da meinte er schon, die Furcht komme zu ihm, weisst du, so schwer und schwarz. Aber, sieh nur, sieh nur — droben auf dem Berge stand ein Mann, ein Ritter in seiner Rüstung als Hüter mit dem Helm in der Hand und einem rotblauen Banner und liess nicht Furcht noch Frevel in das Thal. Den sah der einsame Wanderer, und der kam ihm so traut vor, dass er meinte, er habe ihn schon als Kind gesehen; denn man sieht so vieles als Kind, wovon man als Jüngling nichts mehr weiss.

Und weiter? Weiter . . . als er aus dem engen Chale hinaus kam, da sah er in der Ferne Frauen und Männer einen Waldreigen tanzen. Ja, da schaute er . . . und sah immer mehr. Sogar in einem Krystallsteine drinnen sass ein kleines Geistlein . . . oh, und das Wasser lebte, auch der Wasserfall, der vom Berge herunter kommt. Ja, er hörte sein geheimnisvolles Rauschen und sah das Zentaurenweibchen, das die Leier spielte . . . oh, und den Traumgott sah er über einen Fluss hin gleiten auf einer Kugel und mit den Fussspitzen die Erde und mit den Fingern den Himmel berühren.

Ja, und an einem Morgen, als er schon fast zu Hause war, da . . . ja, was meinst du, was er da noch zu sehen bekam? Was? Ja, pass nur auf, da sah er einen kleinen, dicken, drolligen Knaben auf einem Vögelchen durch die Lüfte reiten. Der sah aus wie der kleine Paul, der als mit dir spielt. Und dann?

Dann kam er zu seiner Mutter und fiel ihr in die Arme und weinte vor Freude und sagte:

— Mutter, ich hab's gefunden, das Wunderland! . . .

Was sagst du? Du willst es auch sehen! Ob man da erst in die Fremde ziehen muss? Vielleicht . . . vielleicht auch nicht. Ich weiss einen guten Mann mit weissem Bart, der ist zu Hause: daheim. Wenn du grösser bist, soll er dich lehren das Wunderland zu sehen. Ja ja, auch das kleine Vögelchen mit dem kleinen Paul. Dort fliegt's . . . Du siehst es nicht? Wart' nur ein Weilchen, er zeigt dir's schon einmal, der Wundermann.





Resonanzen.

(1899—1900.)

Von Fritz Rutishauser.

(Ermatingen, Kanton Thurgau.)

„Ob Lebenserfahrungen, in Gestalt von Sentenzen dargestellt, einen Nutzen für Andere haben, weiß ich nicht; für den, welcher sie macht, sind sie eine Wohlthat: sie gehören zu den Mitteln der Erleichterung des Lebens.“

Friedrich Nietzsche.

Feindschaften.

Eigentümlich! — Wohin man auch blicken mag: ein auffallender Mangel an psychologischem Verständnis, selbst bei Hoch- und Höchstgebildeten! Ein Schluß a posteriori ist beinahe ein Privilegium der exakten Wissenschaft, es scheint, daß sich die übrige Natur davor geradezu fürchtet. — Sollte das „A priori“ eines jener seltsamen Regulativmittel des Lebens sein wie seine blinde Überproduktion in gesunden und kranken Tagen? Sehen, erkennen ist ihm so viel wie sich-richten, sich-verurteilen — aber das Leben soll sein und nichts weiter! — — Jedenfalls steckt ausgesprochener Fatalismus in diesem Gebahren.

Noch nicht gar lange her ist es, seit der Schluß das Urteil zu beeinflussen begann; im Alltag thut er es auch heute noch nicht. Aber ich kann mir eine Zukunft denken, wo das menschliche Gehirn durch fortgesetzte psychologische Ein- und Tiefblicke so geschult ist, daß es die einzelnen Thatsachen und Verhältnisse blitzschnell als Phasen einer langen Entwicklung erkennt.

Der Begriff der Strafe, der Vergeltung wird ihm dann ebenso unmöglich erscheinen wie uns Menschen des ausgehenden 19. Jahrhunderts. derjenige der Herenprozesse.

*

Von der Ehe und andern Ewigkeiten. Der konventionelle Umgang mit Menschen soll die Müdigkeit maskieren, diese notwendige Folge eines allzu häufig erzwungenen Verkehrs. — In endlichen Menschen-seelen — und deren giebt es mehr, als wir glauben — ewige Entdeckungsreisen unternehmen zu müssen: dieser Zwang gehört zu den wenigen Lächerlichkeiten, deren man sich gemeinhin bewußt ist.

*

Ich erwache — es ist halb zwölf Uhr: — durch die schwüle Luft der Sommernacht wälzt sich ein studentischer Massenchor mit Klavierbegleitung:

„Bis daß — er steif — wie ein Ve — senstiel

Am Mar — morti — sche la — a — ag“

Hört doch! — das deutsche Pathos feiert soeben in der Biergasse seine höchsten Triumphe! — — ich sehe den Teufel sitzen und geistliche Lieder singen — im nächsten Augenblick schallt Grinsen und Gelächter unsterblich gen Himmel — —

*

Stoßseufzer. — Aus allen Ecken und Enden, aus jeder geöffneten Thür, jedem offen stehenden Fenster, bald gellend frech, bald gedämpfter, hört man fort und fort, von des Tages Wiege bis zur Vahre, die gleichen Melodien pfeifen, singen, flöten, geigen oder auf dem Klavier abtasten! Und das meist in Bruchstücken von jämmerlicher Verbiegung! — Auch hier also die typische moderne Stillosigkeit, wenigstens in der deutschen Klasse, von der ich spreche. Oft möchte ich glauben, alle Welt sei neurasthenisch geworden, bar jeder plastischen Nervenkraft!

Es ist ja ein Schönes um das Singen und Summen guter, zufriedener Leute — aber der Teufel hole sie und ihre Tugenden, wenn sie dabei langweilig werden! Lieber noch Fluch und Streit als Daseinsfreudigkeit in Leierkastenmusik! —

*

Empfindung. — Ich höre von fern eine Drehorgel — eine Menge ganz bestimmter Assoziationen steigt immer bei solchen Leiertönen in mir auf: ich sehe und rieche den Abschaum menschlicher Existenz, den Niederschlag aller nur denkbaren Übel und Krankheiten unseres Daseins: Schweiß, Kehricht, hohle grinsende Augen aus grellem Flitter, schwelende Brunst und stinkenden Atem, Schmutz und Herz beengenden Jammer — Ekel ergreift mich und ein tief sentimentales Mitgefühl mit aller Kreatur.

*

Herkunft und „Beruf“. — Was vielen Leuten der Feder fehlt, ist die phylogenetische Voraussetzung ihres vermeintlichen Talentes: da erzählt ein Städter mit der frechsten Selbstverständlichkeit Bauernschicksale und hat doch keinen Tropfen Blut jener Rasse in seinen Adern. Nur eine gehörige Dosis „Intuition“ kann ihn vor der Lächerlichkeit seines Unternehmens schützen. — Die gleiche Ironie schwebt über manchem wohlgenährten Kanzelmann, der die christlichen Ur tugenden predigt.

*

Talente haben und sie nicht entwickeln können ist grausam; aber sich verurteilt sehen, sein ganzes Leben hindurch bloß mit Fragmenten physischer und intellektueller Befähigung wirtschaften zu müssen, ist weit tragischer. — Dort das Bewußtsein des unrealisierbaren Besitzes ohne bestimmte Grenzen, hier Wüstenperspektiven mit dürftigen Dafen — man wähle!

*

Das Geben würde für die Meisten bedeutungslos, müßten sie sich den Empfänger und seine Dankbarkeit weg denken. Das Bedürfnis äußerlicher Entschädigung ist ein sicheres Merkmal aller gröberen Naturen; die rein inneren Reaktionen sind ihnen meist unbekannt.

*

Manche dänische Landschaftsmaler sind auffallend langweilig in ihrer geleckten, dämchenhaft-gezierten und kraftlosen Manier: ihre Bilder gleichen altmodisch geblühten und getüpfelten Jungfernhawken!

Kein Wunder — die Verführung dazu liegt in der Natur ihres heimatlichen Landes selbst. Das Liebliche, Keusche, die sich schmiegende Weichheit der Töne und Linien wiederzugeben, dürfte den Wenigsten gelingen. Es liegt so gar kein Pathos in dieser Gegend, wie zum Beispiel in einer „romantischen“ oder „heroischen“ Landschaft, die gerade deshalb menschlicher Wiedergabe weit eher zugänglich ist.

Die feinsten Vibrationen im Weben der Natur — und dazu gehört das liebliche Leuchten kindlich-naiven Daseins — sind eben Augenblicks-Thatsachen par excellence, denen gegenüber jeder Fixierungsversuch mit unseren paar ärmlich-plumpen Hilfsmitteln wie ein gebrechliches Beginnen erscheinen muß.

(Nach einem Besuche der „Gemäldegalerie“ zu Kopenhagen.)

*

Zu Dehlenschlägers „Correggio“. — Zuerst Natur, dann Pathos — eine der ersten Formeln für alle Nicht-Vollblutdichter! —

*

Romantik sei verschwenderisch an Idee und Form! Ohne diesen Reichtum wirkt sie lächerlich.

*

„Gottlob! nun ist er endlich begraben, nun sind wir ihn für immer los!“ — Wer hat den Mut, eine solche Denkweise sich und Dritten ehrlich einzugestehen?!

*

„Man kann nicht zweien Herren dienen“ — „„aber tausend Weibern““ — — wie sie doch biegsam ist, die Philistermoral!

*

Den Zubringlichen. — Was soll das Anpreisen irgend einer Lebensanschauung?! — Über das Kämpfen, Erkennen und Genießen, über Leid und Lust, kommen wir doch niemals hinaus; aber es ist Sache des individuellen Schicksals, wozu wir am meisten taugen.

Versöhnungen.

Der Abend — auch physio-psychologisch immer ein Zeichen des Niederganges, der geschwächten Instinkte, Vorherrschen der erotischen Momente und der nivellierenden, sozialen Gefühle: „Seid umschlungen Millionen!“ —

Der Morgen — Geburt und Wiedererwachen des Individuums, der Mensch in seinen reinen, scharfen Umrißen, zur Skepsis geneigt wie zur feindseligen Kritik aller Phantasterei von gestern und heute, kühl, reserviert, meist ein Neubeginnen des Lebens, als ob es noch nie da gewesen wäre.

Diese Parallele geht durch die Geschichte der Menschheit wie des Einzelnen.

*

Toleranz — der sicherste Weg zu einer passiven Lebensführung oder bereits ein Symptom der Passivität, im Grunde aber doch revolutionär, indem sie die schärfsten menschlichen Wertschätzungen depotenziert durch fortwährende, teils unbewusste, teils bewusste Reduktion der Quantitäten und Qualitäten auf ihre Einheit; also auf dem Umwege der Analyse zum Verständnis der Synthese, schließlich zum Allbegreifen — *humani nihil a me alienum puto*.

*

Für feine Augen. — Geben ist seliger denn Nehmen — ein einseitiger Standpunkt, nur für Reiche und Starke jeden Grades. Geben-Können und Nehmen-Dürfen können jedoch gleichwertige Zustände sein; es existiert eine adäquate Seligkeit des Nehmens, aber ungemein selten.

*

Scham des Gebens. — Es ist ein Irrtum, zu glauben, der Besitz vor Allem mache den Geber. Soll und Haben sind kaufmännische, rein mathematische Begriffe, sie finden keine Anwendung in der feineren Lebenspsychologie. — Lieber noch ein gut verhüllter Geiz, als verschwendendes Progentum in seiner Unverschämtheit. — Gib am liebsten, wenn du nichts zu geben hast; im Überfluß aber sei schamhaft im Schenken: diese Geberlaune lobe ich mir!

*

Erfolg als biologisches Symptom. — Jeder Erfolg, jedes Resultat ist schließlich blos ein Symptom, quantitativ und qualitativ, eines Lebensprozesses. — Sollte die große Masse nicht biologisch-geschult urteilen, wenn sie instinktiv nur in den Erfolgen brauchbare Werte erblickt und für die Möglichkeiten des sogenannten guten Willens, der sogenannten Hoffnung, des Zuwartens mit ihren unsicheren Versprechen — *ut desint vires, tamen est laudanda voluntas!* — kein Verständnis hat?! Was sie aber dabei übersieht, sind die sogenannten latenten oder Spann-Kräfte, die möglicher Weise doch in jedem „Wollen“ enthalten sein können, und das gehört zu ihren Kurzschichtigkeiten.

*

Zur Aesthetik der Speise. — Ein Gericht ist um so schmachhafter, je weniger es den Eindruck des Gemacht=worden=seins hervorruft — es darf seine Herkunft nicht verraten. Der Werdeprozeß — die Geburt — hat immer auch seine aesthetisch abstoßenden Seiten.

*

Pose und Pathos sind auch dem bedeutenden Menschen nicht immer fremd; schließlich gehören sie zum eisernen Bestand unserer Existenzbedingungen, gleich Wasser und Brot.

*

Variatio delectat — vor Allem ein Spruch für Feinschmecker des Geistes. Starke Naturen kennen eine Abwechslungs=Sucht nicht, sie geht meist parallel mit nervöser Labilität.

*

Ein Buch liest man am besten, indem man es erlebt.

*

Frechheit ist Mut ohne Aufopferung.

*

Tot-sein heißt Begraben-worden-sein unter dem Mantel der Vergessenheit.

*

Das Leben bietet uns nichts, wir bieten ihm alles.

Freundschaften.

Es ist nicht wahr, daß der Mensch im Anblick des Gewaltigen, Erhabenen, Herrlichen immer nur von der Last der großen Idee erdrückt wird; sein Zustand kann zuweilen auch ein Produkt maßlos gesteigerter Ich-Gefühle, also identisch mit Größenwahn sein!

(Nach dem Besuche der „Walhalla“ bei Regensburg.)

*

Pathos — nur ganz ausnahmsweise erträglich, zum Beispiel wenn es schöpferisch, organisatorisch auftritt, dann aber anbetungswürdig; so die „Walhalla“ Ludwig I.

*

Jacob Burckhardt mag bis heute die glücklichste Formel für Nietzsche gefunden haben: „Vermehrer der Unabhängigkeit in der Welt“; demnächst Georg Brandes: „Aristokratischer Radikalismus“.

In Ernst Hornepfers Gedächtnisrede auf Friedrich Nietzsche aber steht das goldenste Wort: „Genie des Herzens“.

*

Eine Parallele. — Für seine voluntaristische Ethik hat Nietzsche den Begriff der „Fernstenliebe“ geprägt.

Ungefähr gleichzeitig kämpfte sich die wissenschaftlich-medizinische Welt zu der großen sozial-hygienischen Idee der Prophylaxis durch.

Sie wollten endlich los kommen, die Einsichtigsten, von der bedrückenden Enge der „Nächstenliebe“-Therapie am tausendsten und aber-tausendsten Krankenbett — auch an ihrem eigenen —, so mußte in ihnen der Wunsch nach weiteren Perspektiven und dankbareren, weil volleren Thaten sich auskristallisieren.

Hier wie dort Entwicklungssymptome der modernen Seele im Kampf um eine machtvoll zu bejahende Existenz.

*

Abundantia. — Paul Robert, der geniale Dogmatiker in der modernen protestantischen Malerei, hat sie einmal dargestellt als eine anmutig-hohe Frauengestalt, aus deren Schoß eine Fülle herrlicher Frucht auf still lachende Sommerfelder quillt.

Heute erlebte ich das Bild wieder: in einer grünen Spätsommerwiese stand ein weit schattender Obstbaum gleich einer riesigen tiefroten Blume, sein Saum berührte die Erde — „kein Ast, der seiner Frucht entbehrte!“ — Nichts ruft mir so unmittelbar den Eindruck von Größe hervor als diese Hände ausbreitende Fruchtbarkeit in ihrer selbsttrunkenen Geberlaune.

Nielsche fand auch dafür das große deckende Wort: „schenkende Tugend“.

*

Was mich oft und immer entzückt, ist das Große im Kleinen; die große Größe gehört zu meinen seltensten, aber ausnahmslos überwältigenden Ausnahmen.

(Nach einer Aufführung von „Tristan und Isolde“.)

*

Gewisse Musik wirkt ungemein revolutionär: sie ist wie eine zwingende Versuchung, alles Geschaffene wieder in eine Urmasse zurückzukneten, dann umzuschaffen und sich am Schöpfungsakte zu berauschen — übrigens ein Weg, dem Verständnis des bildenden Künstlers psychologisch näher zu kommen.

(Beim Anhören der Ouvertüre zur Oper „Maritana“ von Wallace.)

*

„Menuett“ (von L. Boccherini): Über feuchtem Wiesengrund schaukeln sich zwei Bläulinge mit den Sonnenstäubchen um die Wette — ringsum Zittern der Luft und Gewoge der Blüten — alles tanzt: die Natur gefällt sich im Menuett.

*

Pathos ist eine eminent menschliche Eigenschaft, die übrige Natur ist fast immer naiv. — Jede menschliche Darstellungskunst hat das Naive oder das Pathetische oder ihre Verschmelzung zur Voraussetzung.

Der Däne J. P. Jacobsen wirkt fast ausschließlich durch seine unvergleichliche Naivetät, die Selbstverständlichkeit in Empfindung und Stil; er ist der Repräsentant der Natur.

Jacobsen ist ein Sonntagskind in der naiven Schilderung der Natur und ihrer Spiegelung in uns Menschen.

*

Die sympathische „Normalität“ eines Menschen fängt für mich da an, wo er sozial zu denken beginnt. Ein nicht sozial Fühlender ist eine rückständige *Contradictio in adjecto*, wie jede in's Maßlose getriebene Individualität, heiße sie Kind, Genie oder Irrsinn. — Die harmonisch-große Persönlichkeit ist durch das Soziale bedingt.

*

Jemandem Scham ersparen gehört — wie Nietzsche betont — zum Humanen an sich, hat aber auch ein seltenes Taktgefühl zur Voraussetzung.

*

In einem anmutigen Kinderantlitz vereinigen sich alle meine Begriffe von schön und gut, da beginnt für mich die Heiligkeit des Lebens.

*

Reif-sein heißt Mensch-sein, und das ist alles.

*

Ein Spiel tanzender Mücken und späten Abendsonnenscheins über ruhenden Gräbern — wer will die Auferstehung des Lebens leugnen? —! —

*

Jede menschliche Scheingröße wird kleiner, wenn du dich ihr nahest; was sich treu bleibt, was wächst, nur das ist — Größe.



Neue Opern.

1. E. N. von Reznicek's Volksoper „Till Eulenspiegel“.

Von Albert Geiger.

(Karlsruhe.)

Der Weg zum Herzen des Volkes — ist er wohl zu irgend einer Zeit mit eifrigerem Liebenswerben gesucht worden als in diesen Tagen? Es ist zum Erstaunen, was Alles volkstümlich gemacht werden soll! Unsere moderne Kunst muß mit einem Male ein ähnliches Gefühl überkommen haben wie Twardowski, den Faust der Polen, der zwischen Himmel und Erde schwebte. Mit allen Kräften suchte sie die feste Erde der Volkstümlichkeit. Nicht zum Geringsten wurde die Musik von dieser Bewegung getroffen. Die Höhe, welche Richard Wagner erreicht hatte, forderte zunächst zum Weiterschreiten auf. Gipfelfkunst. Aber da, wo der Meister aufgehört hatte, schien der Weg in's Uferlose zu führen. Je mehr man über diesen Punkt hinaus gedieh, desto rascher stellte sich die Reaktion ein. Der Wunsch, von der „seligen Öde“ herab zu steigen in die fruchtbare Niederung, zu lustigen Hügeln, zu muntern

Thälern. Die Volksoper — sie ist seit einiger Zeit programmatisch geworden. Hatte doch der Meister in dem Nürnberger Hochgesang selbst das Beispiel gegeben. Aber freilich — es gähnte doch eine tiefe Kluft zwischen dem schöpferischen Empfinden, aus dem heraus die populäre Oper der vergangenen Zeit geschaffen wurde — und dem modernen, das nun mit einem Male populär schaffen wollte. Kann man in der Lyrik mit allen denkbaren Künsten die poetische Empfindung der Postwagen-Zeit zurück rufen? Und so ist es auch in der Musik. Die „Meistersinger“, in denen alles und jedes auf seine Rechnung kommt, sind nach jeder Hinsicht eine Anomalie. Auf diesem Wege weiter zu fahren, war eine Gefahr. Denn für eine andere, direkt in's Volksleben greifende und für das Volk schaffende Oper, war nie mehr die musikalische Konjunktur möglich, wie sie die „Meistersinger“ stofflich, textlich, musikalisch aufzuweisen hatten; selbst wenn ein verwandter Genius erstanden wäre. Die Satttheit der Töne und die Leichtflüchtigkeit hatten sich hier vermählt. Wie wenn ein alter Meister einen schweren massiven Eichenschrank mit lustigen Schnitzereien verzierte. . . . Wer mochte nach einem solchen Prachtstück den Mut haben, in ähnlichen Bahnen zu gehen?

Und doch — die Seelenverwandtschaft der nachwagnerischen Versuche mit der großen Meisterschöpfung läßt sich nicht leugnen. Schillings „Pfeifertag“ zeigte sie deutlich. Und selbst Rezniceks „Till Eulenspiegel“, mit dem uns vor Kurzem das Karlsruher Hoftheater zuerst bekannt machte, hat die Wagnerische Note. Trotz der in Mozart'schem Sinne gehaltenen Besetzung des Orchesters. Als ob eine Orchesterbesetzung etwas am Geist einer Sache ändern könnte!

Herr von Reznicek hat sich den fahrenden Helden des Volkswizes und zwar speziell des bäurischen Wizes zum Textbuch erkoren. Was Eulenspiegel ursprünglich kultur- und litterarhistorisch andeutete, das hat Wilhelm Scherer in seiner treffenden Weise ausgelegt: eine Revanche des bäuerlichen Wizes für die vielerlei Verspottung, welche der Bauer von den Städtern auszuhalten hatte. Ich glaube, daß auf dem Boden dieser Anschauung ein Text erwachsen wäre, welcher ähnlich wie der der „Meistersinger“ litterarhistorisch und kulturell ein fest umgrenztes, lebenswahres Bild bieten hätte können. Reznicek hat das Bedürfnis, seinem Text ein solches Gepräge aufzudrücken, wohl empfunden. Aber er hat den Stoff nicht an der Wurzel gefaßt. Er wollte aus dem Till Eulenspiegel den Helden einer Oper machen und hat dabei den Schwerpunkt zu sehr auf den Begriff des Opernhaften gelegt, so daß das Volksmäßige im großen Ganzen wieder einmal zu kurz gekommen ist. Ein Eulenspiegel, der sich verliebt und altdeutsche Minneverse wie: „Ich bin din, du bist min“ — im Munde führt, ist dem historischen Gefühl zu fremd und weit abliegend.

Wenn man die Liebe schon in diesen Stoff einbeziehen will, so muß sie eine besondere, stilgemäße Färbung haben. Beim David in den Meisterfingern spielt die Wurst und der Kuchen eine nicht geringe Rolle. Eine derbere Färbung hätte man auch von dem närrischen Bauernsprößling erwartet. Hier hat Reznicek's Blick in der Textdichtung keine originelle Fındkraft gezeigt. Die Liebeszenen entbehren, kurz gesagt, des Geistes des Helden. Eine Anleihe, welche bei dem Text Da Ponte's zum „Don Juan“ gemacht wurde, die Szene im zweiten Teil, in welcher Eulenspiegel einen lächerlichen Doktor zum Sprachrohr seiner Gefühle macht, vermag nicht dafür zu entschädigen. Ein zweites Motiv, das Reznicek dem historisch gegebenen Stoff zugefügt hat: Eulenspiegels Beteiligung am Bauernaufstand, ist gleichfalls nicht einwandfrei, und auch gar zu theatralisch verarbeitet. Aber ich gebe Reznicek gerne zu — er mußte einen Halt für die Handlung finden. Mit den Schwänken Eulenspiegels allein war das dramatische Rückgrat schwer herzustellen. So hat er zu Mitteln gegriffen, die verzeihlich sind; ohne freilich im höchsten Sinne gelten zu können. Wie Till Eulenspiegels Charakteristik im Textbuch, so ist auch die der anderen Personen nicht prägnant genug. Ausdrücklich ist hiervon das Nachspiel: „Till Eulenspiegels Ende“ — auszunehmen. Hier ist alles scharf umrissen, voll knapper Charakteristik. Sehr anzuerkennen ist auch die Charakteristik der Chöre und Ensemblestellen. Reznicek hat, um dem Ganzen den historischen Hauch zu geben, eine Reihe von altdeutschen Volksweisen eingeflochten, die zuweilen Gelegenheit zu sehr stimmungsvollen Partien bieten. Was man prinzipiell auch gegen das Textbuch einwenden wird, sicher ist das Eine, daß es mit Geschmack, Fleiß und Verständnis geschrieben ist; eine respectable Schöpfung, der nur eine kleine Entfettungskur nicht schaden würde. Vier Stunden — das ist für eine Volksoper zu viel.

Wie steht es nun mit dem populären Gehalt der Musik? Ich bitte, mich dabei nicht mißzuverstehen. Ich bin ganz der Meinung, daß für das Volk das Beste gerade gut genug. Aber es muß im Geist des Volkes sein. Besonders, wenn man Musik zum Till Eulenspiegel, also einem Volksbuch macht, das noch heute auf den Jahrmärkten verkauft wird. Da muß ich denn sagen, daß die Musik sehr fein, sehr geistreich, sehr sonnig ist, daß sie weitaus zum Besten gehört, was ich in dieser Richtung seit Jahren gehört habe — daß sie aber dennoch mir nicht genug präzise, verständliche, volksmäßige Tönung hat. Sie entbehrt zu sehr der derben, sinnensälligen, im vollsten Sinne charakteristischen Art. Das trifft Eulenspiegel selbst, das trifft sein Liebchen, das trifft die komischen Figuren des Vogts von Amleben, des schwelgerischen Raubritters, und des Nebenbuhlers Tills, des gelahrten aufgeblasenen Doktors. Und es fehlt diesen Gestalten zu sehr die musikalische Komik; die

innerliche, aus dem Gemüte des großen Humoristen hervor quellende, spielende, selbstverständliche vis comica. Die Freude über das viele Schöne dieser Oper mag diese Thatsache im Urtheil zurück gedrängt haben. Allein, ich glaube prophezeien zu dürfen, daß dieser Mangel an wirklich komischer Kraft der Oper auf ihrer Laufbahn im Wege stehen wird. Es fragt sich, ob der Fehler mehr am Komponisten oder mehr am Texte liegt, den er geschaffen hat. Eine straffere Gestaltung, wie sie im Nachspiel gegeben wurde, hat hier auch einheitlichere und treffendere Wirkungen hervor gebracht. Eulenspiegel erscheint hier viel fabelmäßiger, mit mehr historischem Hauch berührend; holzschnittartiger, möchte ich sagen. Und ebenso die Nebenpersonen. — Eigentümlich und doch wiederum entwicklungsgeschichtlich sehr begreiflich ist es, daß die Ensemblejungen und die Chöre mehr eigentlich komische Kraft aufweisen als die Hauptpersonen der Oper. Der Chor der Kranken z. B. (im Nachspiel) dürfte in seiner tragikomischen Wirkung vielleicht das Beste der Oper sein. . . .

Volksooper oder nicht? — die Simplität, welche dafür verlangt werden müßte, fehlt Reznicek's „Till Eulenspiegel“ textlich und musikalisch zum allergrößten Teile. Aber es sei gerne zugegeben, daß unter den selbstschöpferischen Werken der nachwagnerischen Epoche diese Oper große, dem Volksempfinden sich schon mehr nähernde Vorzüge hat. Ob der Weg von den „Meisterjüngern“ her durch sie gangbarer geworden, oder man nicht für eine Volksooper zu einer geschlosseneren Form zurückkehren wird müssen — das mag in der Schwebe bleiben. Ein liebenswürdiges, anmutiges Werk darf Reznicek's Schöpfung auf alle Fälle genannt werden, wenn sie auch eine volkstümliche Oper nicht geworden ist.

2. Gustave Charpentiers „Louise“.

Von Curt Wigand.

(Berlin.)

Es ist stets ein Wagnis, wenn es ein Komponist unternimmt, seine Texte selbst zu schreiben. Man kann Schöpfer herrlicher musikalischer Gedanken sein, ohne eine Ahnung davon zu haben, wie man ein gutes Buch zu Stande bringt. Wenn ich den Inhalt dieses so genannten „Musikromanes“ — ein schreckliches Wort! — ganz kurz charakterisieren soll, so kann ich nur sagen: langweilig, entsetzlich langweilig.

Ein Pariser Bürgermädchen läuft seinen Eltern fort, um mit einem „Dichter“ zu leben. Eine alltägliche Begebenheit in der „ville de lumière“. Der

Vater des Mädels, ein guter épicier montmartrais, der ebenso wenig wie Madame dem Objekte von Louisens Triebleben das nötige Interesse entgegen bringt, regt sich hierüber mehr auf, als es sonst bei den Bewohnern des „butte“ Mode ist; er wird krank, schickt Müttern, um das ungeratene Kind heim zu holen, jagt aber dann Louise, die nun 'mal dem Fasten keinen Geschmack abgewinnen kann, wieder vor die Thüre. Um uns diese erschütternden Thatfachen musikalisch mitzuteilen, braucht Herr Charpentier 3 1/2 Stunden! Das Problem, d. h. der Konflikt zwischen der Pflicht gegen die Eltern und dem gesunden Liebeshunger, ist ja uralte; das wäre aber natürlich kein Grund, den Stoff nicht nochmals auf die Bühne zu bringen, und wir würden Herrn Charpentier die fünf Bilder seines „Musikromanes“ gern verzeihen, wenn er ein Dichter wäre und wenn er uns mit seiner Musik wirklich etwas zu sagen hätte. Beides ist nicht in wünschenswertem Maße der Fall. Zwar gab sich auch das Leipziger Premieren-Publikum nach jedem Akttschluß einer beängstigenden Händegymnastik hin, das kann aber kühl Urteilende nicht irren machen. Wir haben es bei diesem opus d'outré Rhin wieder einmal mit einer beweinswerten Niete zu thun.

Es ist unsagbar komisch, wie der Teil des viellköpfigen Ungeheuers, den manche Leute so unhöflich sind, mit „Kunstpöbel“ zu bezeichnen, beständig in Todesangst schwebt, sich zu blamieren. Man hat etwas gelernt! Kaum fünf- undzwanzig Jahre sind es her, daß man Leute, die man gewohnt gewesen war, musikalisch ernst zu nehmen, vom „Bayreuther Irrenhaus“ und anderen schönen Dingen reden hörte, und daß gewisse Größen der Kritik sich durch ihre feuilletonistischen Schweizerpillen den traurigen Ruhm der Lächerlichkeit für die nächsten hundert Jahre sicherten. Eben diese Leute beklatschen heute prinzipiell alles. Das ist so furchtbar bequem. Im Grunde ihres Herzens freuen sie sich aber schon auf den alle kafophonischen Beschwerden mild ausgleichenden Kehbraten mit Pomard oder auf die Heroen beruhigenden Kalbschayen mit Münchner. Aber nicht klatschen, oder gar seinen Unwillen über die (thatsächlich empfundene) tödtliche Langeweile durch Zischen oder Ähnliches kundgeben — for goodness' sake! Wer bürgt denn dafür, daß man sich nicht wirklich wieder einmal einem „Vertoner“ gegenüber befindet, dem in wenig Jahren (wie dem Vater Bach) ein Seitenplätzchen in einer zweiten „Siegessäle“ eingeräumt werden könnte? Ich möchte empfehlen — der Leser verzeihe den kleinen Seitensprung — sich dann bei diesem „Dokument deutscher Kunst“, welches hoffentlich das hält, was die „Wiedergeburt deutscher Plastik“ versprochen hat, auch eines gewissen Richard Wagner noch zu erinnern. Falls die Korrekturen an dem großen Denkmal bis dahin vielleicht noch nicht ganz vollendet sein sollten, könnte man ihn ja vorläufig als Kniestück in der marmornen Nachbarschaft des

„genialen“ Lauff oder des „phantastischen“ Anton von Wernert unter zu bringen suchen! —

Das Publikum also jubelte. Vielleicht weniger über die Musik oder über die Handlung, die man mit dem schärfsten Glase nicht zu entdecken vermochte, als über die „Pariserischen“ Zuthaten, vor allen Dingen den großen Klumpfuß im dritten Akte: Krönung der Muse auf dem Montmartre, oberhalb des Häusermeeres von Paris. Wer die „butte“ aus eigener Anschauung kennt, wird seine Freude gehabt haben über die sanitären Bemühungen der Leipziger Regie, die ein Stück Thüringer Wald auf den Berg der cabarets verpflanzt hatte, während es sich doch nur um ein jardinet, um ein Gärtchen handelt, das eine starke Verwandtschaft mit dem hat, was man im Norden einen „möblierten Hof“ nennt. Die Regie ließ es überhaupt an Manchem fehlen. Die „bohèmes“ erschienen fast alle in Kostümen, die man aus Murgers Zeiten kennt, die aber jeden, der sie heut zu Tage tragen wollte, in den Ruf eines Übergeschnappten bringen würden. Das unverständlichste an ganzen Buche ist auf der einen Seite ein von Banalitäten strogender Text (deutsche, sehr mangelhafte Übertragung von Otto Reigel), auf der anderen Seite eine verwaschene und absolut unpariserische Romantik. Das halten dann unsere guten Abonnenten wohl gar für echt Pariser Ton, und durch die Reihen der das Haus zierenden „Kleinen Mädchen“ geht ein „p'tit frisson“, ein Sehnsuchtschauer, auch 'mal so etwas zu erleben. „Si vous saviez, Mesdames — — —!“ Wer die „collages“ kennt, weiß nur zu gut, daß die Kleinen Mädchen von heute, die mit ihren „amants“ Moulin de la Galette und ähnliche Lokale frequentieren, oft denjenigen verzweifelt gleichen, „qui deviennent veuves tous les matins“. Es ist mir nicht weiter bekannt, ob Herr Charpentier ein echtblütig Pariser Kind ist. Jedenfalls wird man beim Lesen des Textes der „Louise“ unwillkürlich an die Gefühle erinnert, die ein junger deutscher Student hat, der zum ersten Male nach Paris kommt. Für ihn ist Paris so zu sagen die Personifikation aller Fleischeslust. Gerade so bei Charpentier. Es wird sehr ergiebig über Paris geredet, als: „endloser Freude Stadt“, „der Liebe Stadt“, dann: „'s ist die Stimme von Paris, die zur Liebe mich ruft“ u. s. w. Man kann nun sehr wohl davon überzeugt sein, daß uns in Paris eine Sphäre der Sinnlichkeit umflutet, die stärker ist als die anderer Weltstädte; man braucht auch auf diesem Gebiete absolut kein Kostverächter zu sein, ohne es gerade hervorragend interessant und würdig eines ernstesten Kunstwerkes zu finden, wenn uns kleine Nähmädchen u. s. w. von den Phasen ihrer „chaleur“ en gros et en détail unterhalten! —

Ich sprach oben von den Banalitäten des Textes. Hier einige Proben: „Wenn er erfähr' Dein Betragen, ihn trafe der Schlag.“ Die Apoplexie

scheint überhaupt immer bühnenfähiger zu werden. Auch im „Polnischen Juden“ von Weiß wird uns zum Schluß verkündet: „Es war ein Schlaganfall.“ (Vergl. zudem Gerhard Hauptmanns „Notes Hahnen“-Ende!) Dann, bei „Louise“: „Sie waren vorsichtig in der Wahl ihrer Väter“, „Doch sind Kentiers kaum glücklicher als wir“, „Lieber ziehen wir neue Erfindungen ein über ihn“, u. s. w. mit Grazie. Die Wirklichkeitsfanatiker werden mich steinigen und sagen: in eine moderne Oper gehört auch ein moderner Text. Darauf kann ich nur erwidern, daß es einfach absurd ist, das durchaus Antimusikalische vieler Wendungen und Ausdrücke der täglichen Umgangssprache zu übersehen. Ich streite mich schon lange nicht mehr mit denen, die Frank Wedekind für einen „originellen Neuerer“ auf dem Gebiete des Drama's halten; ich werde mich auch über den Born derer zu trösten wissen, die das Gespräch zwischen Julien und Louise im dritten Akte über Recht, Pflicht, Freiheit, Egoismus u. s. w. (das aus einer sozial-ethischen Fabel zu stammen scheint) für eine zur Vertonung hervorragend geeignete Textunterlage halten. — Man hat früher gespottet, die Zeit sei nicht ferne, wo man Schopenhauers „Gesammelte Werke“ in Musik setzen werde. Nun, so gut wie Louise am Schlusse des ersten Aktes anhebt, ihrem Vater einen Leitartikel aus dem „Petit Journal“ vorzulesen (glücklicher Weise fällt der Vorhang bald), ebenso gut kann ich mir z. B. auch den Dialog zwischen Demopheles und Philaethes „Über Religion“ als Duett in a-moll denken. —

Nun aber, zur Musik: Ein Gemisch aus fünffach verdünntem Wagner und dreifach verdünntem Massenet, dabei keine Spur von musikalischen Gedanken! Das Fehlen jeglicher Erfindungsgabe scheint heut zu Tage überhaupt der beste Weg zum Erfolge zu sein. Das Publikum tobte ja auch vor Vergnügen, als im „Polnischen Juden“ immer und immer wieder die mit so billigen Mitteln hervor gebrachte Imitation des Schellengeläutes im Orchester ertönte. Wenn ich in die Lage komme, derartige instrumentale Mäpchen über mich ergehen zu lassen, so konstatiere ich gleichzeitig fast immer die Assoziation, daß ich den Komponisten neben seinem Flügel am Schreibtisch sitzen und sich im Schweiße seines Angesichtes abmühen sehe, um ein Wort, eine Sentenz, ein Gefühl instrumental zu illustrieren. Das Resultat ist dann auch oft überwältigend. So spricht Louises Mutter in ihrer Vorniertheit von Julien verächtlich als von einem „Künstler“. Dies Wort wird von einer aufsteigenden schnellen Figur der kleinen Flöte und gestopften Trompeten begleitet!!! Die Trompeten Charpentiers leiden überhaupt, mitunter bei ganz unmotivierten Anlässen, an hartnäckiger Verstopfung. Wir werden ganz sicher in den Referaten über die nun folgenden zahlreichen Aufführungen lesen, daß der instrumentale Teil geistreich gearbeitet sei. Die Vorstellung des

musikalischen Geistes geht eben bei diesen Vertretern der geheiligten Rechtsprechung in musikalischen Dingen nicht weiter als bei dem betreffenden Komponisten selbst. Wenn doch diese Leute, die sich zehn Jahre lang fleißig hingesezt haben und ihre Harmonielehre, ihren Kontrapunkt, ihre Instrumentationslehre aus dem H kennen, wenn sich diese Braven doch endlich sagen wollten, daß man mit Beherrschung der musikalischen Technik noch lange kein „Komponist“ zu sein braucht. Die musikalische Gedankenarmut ihrer Werke wirkt geradezu peinigend. So bestreitet z. B. Charpentier in der Näherinnen-Atelier-Szene fast die ganzen Kosten mit einem Triolen-Motive von acht Tönen, das so lange in allen Tonarten und von sämtlichen Instrumenten, verstopft und unverstopft, wiederholt wird, bis es sich dem Ohre auch des letzten Galeriebesuchers glücklich eingepägt hat. Und dabei beklagt man sich oft, daß man aus den modernen Opern „nichts mit nach Hause bringe“. Schändliche Verleumdung!

Sie und da finden sich wohl Ansätze musikalischer Erfindung, so z. B. ein Largo der Streicher beim ersten Auftreten des Vaters, das sich zum Teil später wiederholt. Nicht selten aber arbeitet sich Charpentier in ein komisches Pathos hinein, das in seiner platten Außerlichkeit seltsam mit den entschieden tiefer empfundenen lyrischen Stellen kontrastiert. Die Näherinnen-Atelier-Szene wird „stimmungsvoll“ eingeleitet durch eine orchestrale Nachahmung des Nähmaschinen-Geräusches, ein Gegenstück zu dem Schellengeläute im „Polnischen Juden“. Wenn wir auf dieser Bahn weiter fort schreiten, dürfen sich die herrlichsten Perspektiven eröffnen. Wir gelangen dann von der Schreibmaschine über die Sezmachine zur Rotationsmaschine. Letztere erlaube ich mir den jüngeren Tondichtern ganz besonders an's Herz zu legen. Sie können da mit sechs Paar Pauken, sechs Kontrafagotts, sechs Tuben, zehn Posaunen, vier Triangel und sechs Paar Becken ganz ungeahnte Wirkungen hervor bringen. — Ein Referent über die Elberfelder Aufführung schrieb: „Dieser Musik merkt man es an, daß sie gewissermaßen selbst erlebt ist.“ Wie macht man denn aber das? U. U. w. g.!

Unsere Leipziger Aufführung war durchaus befriedigend. Ich denke mir, es muß für die Künstler eine harte Aufgabe sein, Partien wie die der Louise und die des Julien zu singen. Dieser stundenlange deklamatorische Stil fast ohne jede melodische Nase — es gehören schon starke Nerven dazu, um so etwas mit anzuhören, wie viel mehr, um es zu singen. Ich glaube, es ist Hanslick gewesen, der den glorreichen Ausspruch that, ein mit Wagner'scher Kunst einigermaßen Vertrauter könne, wenn man ihm die Orchesterpartitur der „Nibelungen“ ohne Singstimmen gäbe, diese ohne große Schwierigkeit durchaus im Wagner'schen Sinne eintragen. Man kann mit gutem Recht über Hanslicks Äußerung lächeln, ohne zu verkennen, daß bei Partituren vom Schlage der

„Louise“ diese Möglichkeit unzweifelhaft besteht. Wann kommt die Zeit, wo man es als Wahnwitz erkennen wird, die menschliche Stimme lediglich als instrumentalen Bestandteil der Partitur behandelt zu haben?

3. Ermanno Wolf-Ferrari's „Aschenbrödel“.

Von Prof. Dr. Ludwig Bräutigam.

(Bremen.)

Ein frischer Unternehmungsgeist, ein mutiges Vornwärtsstreben sind dem Direktor des Bremer Stadttheaters, Erdmann-Zesniger, eigen, der bereits so mancher Neuheit auf der von ihm geleiteten Bühne Platz geschaffen hat. Seine neueste Kunstthat besteht darin, daß er einem homo novus, dem aufstrebenden Komponisten Ermanno Wolf-Ferrari (gebürtig aus Venedig und ansässig zur Zeit in München), sein Theater einräumte für die erste Auf-
führung seiner großen Oper „Aschenbrödel“ in Deutschland. Inszenierung und Darstellung dieser interessanten Neuheit bieten mancherlei Schwierigkeiten dar, die aber bei der Vorstellung am 31. Januar glänzend und mit siegreichem Gelingen überwältigt wurden, so daß man einen schönen Gesamterfolg verzeichnen kann.

Die dramatischen Vorgänge dieser großen Oper, deren deutsche Übersetzung von Jul. Schweizer (München) herrührt, erscheinen so gestaltet: Aschenbrödel quält sich in einsamer Stube mit den Arbeiten ab, die ihr die böse Stiefmutter aufgetragen. Sie schlummert ein; im Schlafe aber thun sich ihr die Herrlichkeiten in der Höhe auf, die Scharen der Seligen singen ihr milde Gefänge. Und die verstorbene Mutter erscheint ihr als Trösterin in Engelsgestalt. Dann wieder kehren ihre Peinigerinnen, die Stiefmutter und ihre beiden Töchter, zurück, um ihr das Leben zu vergällen. So bald diese aber auf einen Hofball geeilt sind, erscheinen Elfen und geleiten auch Aschenbrödel an die Stätte der Festlichkeit. — Im zweiten Akte sehen wir den Prinzen in tiefer Schwermut, die nicht zu heilen ist, trotzdem rauschender Festjubil den Königssohn umgiebt. Da aber kommt in ihrem milden Jugendreize und ihrer holden Dichtgestalt Aschenbrödel. Große Liebeszene zwischen den Beiden, bis die Mitternachtsglocke ertönt und die süße Braut entflieht. Im Schlußteile der Oper suchen nun alle Herolde des Reiches nach dem schönen Kinde, dem der kleine Schuh paßt — doch umsonst. Ganz zuletzt erst wird Aschenbrödel entdeckt. — Der Komponist hat den sich nur mit Andeutungen begnügenden Stoff der alten Volksdichtung wie in einem Prokrustesbette zu drei langen dramatischen

Arten ausgedehnt, und dies ist die Schwäche des Werkes. Welcher Gegensatz zwischen der textlichen Vorlage und der in großen, weiten Zügen sich ergehenden musikalischen Illustration! Es war mir, als wenn ein sanftes Edelfräulein in eine glänzende Ritterrüstung eingehüllt wäre und sie nun, wie Brünnhilde nach dem Zürnen Wotans, stöhne: „Schwer wiegt mir der Waffen Wucht!“

Wie berichtet wird, ist Wolf-Ferrari's Vater ein Deutscher gewesen, seine Mutter Italienerin. Auch seine Musik zeigt diese Mischung von nordischem und südlichem Wesen. Er hat die deutschen Meister studiert, auch Wagner, aber er hält sich vom Wagner'schen Stile und den Leitmotiven fern, während er sehr geschickt den Chor verwendet, dem gerade ganz besondere Aufgaben zuerteilt sind. Er ist kein wilder Drauflosstürmer, aber ebenso wenig ein nach der Schablone schaffender Leisetreter. Namentlich im Orchester ergeht er sich in allerhand interessanten neuen Klangverbindungen, bei denen neben zwei Harfen ein neues Tastinstrument, Typophon genannt, viel angewandt wird. Mehr als bei den meisten deutschen Märchenkomponisten ist seine Musik mit blühendem Leben, mit glänzender Farbenpracht, mit sinnlichem Reiz ausgestattet. Ganz hervorragend ist seine Begabung für das Bühnengemäße. Er weiß Stimmungen, wie in der Traumszene, in der Elfen- und Liebeszene, zu erzeugen und festzuhalten; er versteht schlagfertig zu charakterisieren; er verfügt über eine reiche Erfindung; er weiß in den verschiedensten Stilarten Bescheid. So gestaltet er, der sonst so modern schreibt, die Einzugsmusik für die nahenden Gäste in der Art der alten Meister aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Aber so viel Vorzüge der geistvolle Komponist in seiner Partitur entfaltet, erscheint er mir doch, wenn ich ein Gesamturteil abgeben soll, zunächst mehr als ein großer Virtuoso, als ein sich auf alle technischen Errungenschaften verstehender Musiker, denn als ein aus der innersten Tiefe des Gemüts schaffender Künstler. Doch das muß Recht bleiben: wie diese Uraufführung die Bremer Oper in hellem Lichte zeigte, so hat hier ein junger Meister, aber ein Meister doch, seine hohe Begabung bekundet.





Münchener Rundschau.

(„Überbrett'l“ diesseits und jenseits der Rampen. — Premieren und Vernieren. — Volks- oder andere Konzerte. — Ausstellungen. — Fasching.)

Das sieht schon besser aus! Man weiß doch, wo und wie“ — diesmal nämlich bei unserer zweiten „Phalang“-Ausstellung an der Finkenstraße. Gleich das Entrée präsentiert sich besser, nachdem schon der moderne Wegweiser auf dem Wittelsbacher Platz entsprechend auf das Lokal aufmerksam gemacht hat. Und der Gesamt-Eindruck ist denn auch unverhältnismäßig viel günstiger als noch das erste Mal, da man zu schauen kam. Aber freilich, so recht erträglich werden die Räumlichkeiten (hinsichtlich Temperatur und Beleuchtung) doch wohl erst im Sommer werden. — „Phalang“: ein stolzer, altherrwürdiger und sehr geharnischt klingender Name, so etwa für unser modernes „Ring“ oder „Trust“; die nach allen Seiten streng geschlossene Gruppe einer Rote von Kämpfenden bezeichnend: und das heißt uns „Menschen sein“! Ich glaube, wir werden dem besonderen Falle gerechter werden, wenn wir ihn nicht im Sinne der Clique und auch nicht als eine Art Über-Ausstellung, dafür aber als das „Überbrett'l“ gleichsam unter den modernen Ausstellungen, frei nach berühmten Mustern, zu fassen suchen. Wir finden Malerei, Plastik, Kunstgewerbe und dergl. hier vereinigt in Bildern, Skizzen und Studien, Masken, Reliefs, Büsten und Statuetten, in Möbeln, Teppichen, Kissen, Gebrauchsgegenständen und Schmuckstücken: also das „bunte Theater“, wie es lebt und lebt in unserer Zeit der Mischgattungen und Grenzverwischungen. Und da überdies die Masken, Reliefs oder Bildnisbüsten unserer „Elf Scharfrichter“ oder derer vom hl. Marterberge zu Paris in Werken Heckers oder Hüsgens eine große Rolle spielen, so bleibt gewiß dieser unser Eindruck einer künstlerischen entente cordiale zwischen beiden Unternehmungen nur zu wohl begreiflich. Besonders gefreut hat es uns, hier außer Werken namhafter Künstler der „Darmstädter Kolonie“ (NB: der Nachdruck liegt, nach den neuesten Berichten von dort, offenbar auf dem „nie“!) — wie Behrens, Christiansen, P. Huber, Fr. Vosselt — und neben Schöpfungen unserer heimischen Riemerschmied, Panof, Schulze-Raumburg — auch feinen und klugen Arbeiten von Emmy von Egidy einmal zu begegnen; lebhaftest interessiert, die neuartigen Stickerien des Jrl. N. Dawidoff vorzufinden, die in ihrer geschickten Formgebung und malerischen Stilisierung eine ganz eigene, ungewohnt russische Note mit herein bringen. Überhaupt „ruffelt“ es ganz bedeutend in dieser „Phalang“-Kollektion: mit Moskau und Odeffa, russischen Motiven, Vor- und Zunamen wie Wassily, Randinsky u. s. w. Aber auch Ludwig von Hofmann, der stille deutsche Phantasie-Maler ist, gelegentlich sogar als ausgeprägter Wasser-Pointillist, wie wir ihn niemals erwartet hätten, hier vertreten, und als guter, alter Bekannter wird uns sogar sein glühender, schwer auf die schuldbeladene Seele brennender Farben-Traum vom „Verlorenen Paradiese“ wieder einmal vorgeführt. Haben alle diese „Modernen“ heute, inmitten einer satanistischen Geistesbewegung, nicht selber bereits allen Anlaß, dieses Lied vom „verlorenen Paradiese“ zu singen? Und hat wohl der Künstler inzwischen an diesem bekannten Gemälde retouchiert, oder sind uns

mittlerweile die Verzeichnungen unserer Modernen erträglich geworden, daß wir den Rücken-Höcker an Uroater Adam heute nicht mehr zu entdecken bzw. festzustellen vermögen? Im Übrigen nur könnten alle diese Sachen noch besser plaziert, etwas mehr in ihrer inneren Zusammengehörigkeit aufgehängt sein. So erscheinen die Persönlichkeiten zu sehr auf den ganzen Raum verteilt und zerstreut, als daß das Einheitliche im Einzelnen nicht von fremden Eindrücken immer wieder unterbrochen, durchkreuzt und gestört werden sollte. Und Welch ein Wandel der Zeiten, da wir heute einen Sohn Gustav Freytags als Generalsekretär sozusagen, als die „Seele“ der Bewegung also, in dieser „Phalanz“ antreffen, welche sich im Übrigen (mit den „Scharfrichtern“) auch um eine geschmackvolle Belebung unserer Münchner Plafatsäulen bereits verdient gemacht hat. Wie es denn überhaupt seit neuerer Zeit hier auch auf diesem, lange vernachlässigten Gebiete — mit „Kunst für Alle“ (Böcklin-Plakat), „Tag“, Helbing &c., leider nicht auch „Redouten“, Theater- oder Konzert-Anzeigen — sich wieder mehr und mehr kräftig zu regen beginnt. . . .

Mit den Scharfrichtern! Im selben „Milieu“ i. z. f. bleiben wir nur, indem wir uns nun diesen Gugelmännern der modernen Behme zuwenden. Auch ein „vielerbener“ Kritiker will doch schließlich seine Faschings-Freude haben, und so waren wir denn gerne wieder einmal deren liebenswürdiger Einladung zur „Ehren-Exekution (ich danke verbindlichst!) ihres Karneval-Programmes gefolgt — wie wir zur allseitigen Verhöhnung übrigens gleich hinzufügen dürfen, keineswegs zu unserem Leibes-Schaden. Zwar, bezüglich der nur an diesem „Abende der Geladenen“ vorgeführten, für die öffentlichen Vorstellungen aber von unserer „aufmerksamen“ Polizei verbotenen „Unsitlichen (richtiger: „sittlich-allsittlichen“) Ehe“ von Kurt Aram sind wir diesmal ausnahmsweise in der höchst seltsamen Lage, das sichere ästhetische Gefühl unserer wohlklöblichen Zensur aufrichtig zu bewundern und den Herrn Zensor sogar als unseren ausgesprochenen „Kollegen“ begrüßen zu dürfen — das witzlose Ding mit dem arg ungeschickt angepackten und zudem überaus trocken behandelten Problem verdient nämlich gar nichts Besseres. Zwar wird der seine Takt des an jenem Abend erschienenen Publikums die Herren Nachrichter selbst schon darüber belehrt haben, daß in der Vorführung des „Überhundes Caro“ mit seinen mehr Befremden, als Staunen erregenden Produktionen eine zu vermeidende Geschmacksentgeißelung vorlag, die man bebauern konnte, da gerade „Dionysius Tod“ sonst als eines der begabtesten Mitglieder aus der „roten Bande“ oder dem „blutigen Korps“ gelten muß. Und zwar auch verpuffte noch eine der ersten Nummern, ein Sang des Herrn Emanuel Franz auf das „wein“erliche Greiner-Gedicht vom „freigeibigen König“, schuld mangelhafter Gestaltung, ganz gründlich. Um so erfreulicher waren die anderen Partien des Programmes, so z. B. gleich die Einakter „Die erste Hilfe“ von Jodoz und „Jalghah“ von Peter Lust; um so glücklicher zeigt sich der musikalische Teil (Hannes Ruch und Leonhardt Vulmans) dort neuerdings entwickelt, der bei aller volkstümlichen Anspruchslosigkeit den gemeinten Ton doch oft merkwürdig gut, ja stellenweise mit überraschender Kunstwirkung und einer unheimlich verblüffenden Dämonik („Vaternen-Vied“) zu treffen weiß; und um so bemerkenswerter bleibt der ersichtliche Fortschritt in künstlerischer Farbgebung, artistischer Beleuchtung und moderner Ausstattung bei allem karisierenden Grundwesen. Es ruht — oder unruht — jedenfalls viel und gar mancherlei Talent in all diesen Poesien, Phantastien, Parodien und Travestien. Und ich habe den Eindruck, daß, wenn überhaupt irgend ein Überdrett'l, so zuversichtlich dasjenige unserer „Münchener Scharfrichter“ eine Zukunft hat, schon weil es von allem Anfang an, zumal mit seinem ganz individuellen Lokale, durchaus den Charakter des

intimen „Künstler-Cabarets“ und ästhetisierenden „Studenten-Illes“ mit wilder Bohème-Stimmung zu wahren verstand*): ein Vorzug, den ich — im Gegensatz zu E. von Wolzogens bourgeoisem „Bunten Theater“ — sogleich ausdrücklich hervor gehoben hatte. Ohne Frage lag es ja nur zu nahe, anfänglich von einer „Revue franco-allemande“ hierbei zu reden, und bei dem allenfallsigen Verlangen eines klaren Ursprungsnachweises dieser Erzeugnisse wird man damit auch gar nicht einmal fehl gehen, so lange wir Monsieur Henry und Madame Delvard (und wir freuen uns dessen) hier begegnen. Ein bißl mixtum compositum von Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch-Amerikanisch gehört zulezt doch zur Sache — und daher ja auch der Name „Variété“. Aber, was man dazumal eifrig noch bestreiten wollte, sehe ich doch heute schon gegeben: das Wurzel-schlagen und Bodenfasseln nämlich im heimischen Münchener Erdreich. Und wer mit wirklich ästhetischem Blick und ungetrübt künstlerischer Genußfähigkeit neulich Zeuge war der köstlichen „Schwalangischer“-Soldatenlieder in der unvergeßlichen „Verkörperung“ durch Hans Dorbe, oder des „Rahmen Singquartettes“ in der unnachahmlichen „Darstellung“ durch Marva Delvard, Hans Dorbe, Em. Franz und einen fidelem Dreh-Organisten (Rusfil beide Male ganz ausgezeichnet treffsicher wiederum von Hannes Ruch), der mag nicht nur die graufige Moritbat-Perfilsage unseres totalen Fastnacht-Musikantentums heiter empfunden haben, er wird sich auch eingestehen müssen, daß das „veritablement“ aus dem spezifisch-bayrischen Milieu als solches heraus gewachsen, ganz eminent im „Simplizissimus“-Ton und Stile der Thoma-Wille-Paul geschaffen und geworden ist. Mag man sich da und dort vielleicht auch noch mehr verhaltenes Durchgängertum, olympisch-hinreichende Laune wünschen, die selbst in zum Stumpfsinne verkehrten, bald gauklerischen, bald ruchslosen „Volks-Balladen“, wie denjenigen des Variété-, „Dichterkomponisten“ Franz Bedekind, noch den Gott Dionysos ahnen und erkennen ließe: unsere geheimen „Elf“, wosfern sie sich unter dem Damokles-Schwerte der gestrengen Zensur nur auch ihre Frische und vor Allem die aktuelle, politische Satire zu erhalten vermögen — werden bestehen bleiben und an zeitgemäßer Ästhetisierung der Artistik für die verwöhnteren Litteraten-Kreise manches Gute und Neue wirken können. Zeit, Muße und „Tradition“ gehört eben dazu — und gerade jetzt, da es überall trüfelt und kracht in diesen Dingen, kommt die Probe auf's Exempel der Originalität! Eine Reichshauptstadt wie Berlin aber hat in ihrer Tageshät weder die nötige Ruhe, noch auch die rechte Art, um so etwas wirklich zu „kultivieren“, d. h. sich erst einmal im Bodensatz ruhig setzen, von innen heraus als Trieb an setzen zu lassen — es ist zu rasch mit allen solchen „Sensationen“ fertig und wird mit seinem Latein daher nur allzu bald am Ende sein, während unsere urgemüthliche „Scharfrichter“-Kneipe, wenn nicht alle Zeichen trügen, das vorbildliche Quartier latin einer erkneipigen „Idullitas“ und des gewollt verkommenen Künstler-Gumores für Deutschland bleiben wird.

Wir wollen nur auch nicht so spröde, groß und dicke thun, als ob es zur Übertreitelei erst eines moralischen Chokes unsererseits bedürfte, wo diese heute doch allenthalben, bis in unsere hochwürdigen Hoftheater hinein, so angenehm floriert, weil denn schon einmal der rein sinnliche Spiel-Trieb, das normale Amüsement-Bedürfnis im gesunden Menschen nicht zu unterdrücken ist und begehrlieh seine naturfrohen Rechte nunmehr geltend macht. Denn was Anderes als das ästhetische Überdrett'l in der „großen Oper“ ist denn wohl unsere mit dem weißen Tugendmantel der „retrospektiven Kunst“ sich so gerne brüstende

*) Man beachte die an den Wänden herumhängenden, die Stimmung nicht wenig hebenden, plastischen Kunstwerke und graphischen Beiträge — nicht zu vergessen der neu gestifteten, ungemein feinen E. Weyrer'schen Statuette von „Marva Delvard“!

Karnevals-Ingeniering von „La serva padrona“ oder „L'enfant prodigo“, der einaktig-leichten, zierlichen „Maientönigin“ von Gluck in Pseudo-Batteau'scher Dekorative und „Singspiel“-Manier, sowie des mehr süßeln als vernünftigen „Schauspiel direktors“ von Schneider-Mozart mit all seinen ausgelassenen Improvisationen im Nokofo-Geschmack? „Alles gieng am — Wand!“ Die „Zuckerplätzchen“ waren süß — wie „Büfferln“, und man vergaß bei all der lauten Munterkeit schon beinahe, daß es sich hier doch eigentlich auf eine Parodie Meister Mozarts wie der Erhabenheit seiner großen, reinen Kunst hinaus-„spiele“. Das fein-galante, bald zart-sentimentale, bald herb-komische, Gluck'sche „Schäferspiel“ aber, es war, im stilgerechten Rahmen unseres Residenz-Theaterdramens zumal, von geradezu süßerbem Farben-Reize — ein ganz einzigartiger Stimmungstraum geiler Bukolik: Aesthetisierung des Genre's, Kunst der „leichten Füße“ und Lyrik der „kurzen Dauer“ — nicht etwa schwere Musik-„Retrospektive“ oder gar hochnotpeinlich-historische Kostüm-„Restauration“: das „Hoftheater“ als gelegentliches Vergnügungs-Institut und konfessioniertes höheres Unterhaltungs-Lokal gedacht, mit dem „moralischen“ Freibrief zu einer schmucken Stilisierung rein sinnlicher Freuden ausgestattet! Man beschehe sich doch nur auch einmal das entzückende Vokalquartett gegen Ende des Stückes und wende von hier aus den Blick in der Erinnerung zurück zum bekannten bezw. beliebten „Mitado“-Madrigal, um klar zu erkennen, daß das „Überbrett!“ latent ja immer schon bei uns vorhanden war, und daß wir heut zu Tage gedehnt-gigerimäßig nur eben viel zu viel modisches Wesen mit hinein tragen, allzu stark Kapital aus diesen systematisierten Variété-Begriff nun schlagen wollen; um endlich doch einzusehen, daß es eigentlich von jeher, selbst bei unseren „klassischen“ Meistern, die Abfallschnigel im „Nebenamte“ gleichsam gebildet hat, welche sie, ausruhend von ihrem sechstägigen ernsten Schaffenswerke, mit einem graziosen *τάρτα καλὰ λίαν* sonntäglichen Lächeln der lebfrischen, lebelustigen und gemütsfrohen Unterwelt als ihren Übermut freigebig schenkten. Kurz, es lebe die „bunte Bühne!“ Man mag danu gerne einmal mit gestrengen Junst-Kollegen der Ansicht sein: „Entschieden mit mehr Vergnügen würden wir den Erfolg als solchen buchen, wenn die Aufführung derartiger petites choses für Variété-Nerven nicht quasi zum Saison-Ereignis unserer Oper gestempelt würde, sondern einzig als höheres Fajchings-Intermezzo nach thatenschwerer Spielzeit und Erfüllung hoher, idealer Aufgaben zu gelten hätte.“ Aber, offen gestanden, man freut sich im Übrigen, was Aufführung, Gestaltung und Ausstattung anlangt, — doch wie ein „Schneekönig“, so unbedingt wieder einmal loben zu können; man gaudiert sich rückhaltlos-„königlich“ gleich dem „Prinzen Karneval“ selbst, wenn man, wie diesmal, so ganz und gar nichts mehr auszufügen findet. Der Herr Theaterdirektor, will sagen: Intendant von Hofart höchstem, hatte zudem den „Ernst“ vorübergehend an den Nagel gehängt und „in den Proben persönlich alles dirigiert“ (wie es im zweiten Einakter so pervers heißt). Und als wir da unseren „Direktor-Dirigenten“, Herrn Hofkapellmeister B. Stavenhagen (der wievielte ist er nun wohl von den vorhandenen Vierer — oder, richtiger gefragt: wer ist der „Überdirigent“ von ihnen?) so flott und exakt das Terzett: „Mein, ich bin die erste Sängerin!“ leiten sahen — und hinwiederum „Mozart“ (Dr. Walter) sein: „Was wollen Sie sich erst entrüsten, mit einem leeren Vorzug brüsten! Ein Jedes hat besonderen Wert. Kein Künstler muß den Andern tadeln; das setzt die Kunst zu sehr herab“ . . . jovial dazu singen hörten, was war es da wohl, das uns so lebhaft wieder an einen gewissen Hofkapellmeister-Krieg — nicht etwa in München, bewahre! — sondern in Weimar seinerzeit (zwischen ihm und Eugen d'Albert), erinnern sollte? Angenehm gefikelt, wie wir uns bei solch heiterer Emotion Leibes und der Seele nun schon einmal fühlten,

hatten wir in unserer guten Laune gar nicht übel Lust, das alles nunmehr überaus drollig — wo nicht gar lächerlich zu finden! Ob uns wohl auch der hiesige Kapellmeister-Streit bereinst, sagen wir: im nächsten Lebensjahrgang dieser tollen Welt, so ähnlich einmal vorkommen wird? . . .

Und weiter nun: Ist es nicht gar zu bezeichnend, daß just in dieser Zeit der holdseligen Überbrettelei auch die japanischen Geisha's einer asiatischen Schauspielkunst generis femini et masculini über die Bretter „globe-trotten“, welche die deutschen Hofbühnen und „moralischen Bildungsanstalten“ sonst doch bedeuten? Fürwahr, das wäre ohne unsere modernen „Artisten“-Variétés und „Nunten Theater“, freilich auch ohne Pariser Weltausstellungen, gar nicht erst möglich gewesen! Schnell fertig ist die kritische Jugend mit dem Wort, das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide. Und wenn es auch nicht gleich bis an's nationale „Harakiri“ dabei gehen will, das Gastspiel der Japaner-Truppe hat uns doch inmitten aller Ulf-„Sensationen“ ernstlichst zu denken gegeben. Vor Allem schon dies: daß man hier endlich einmal nicht mehr den stereotypen Satz der deutschen Kritik über ausländische Gastspiele zu lesen bekam: „Die mitgebrachte Truppe ist durchaus minderwertig und dient nur als Folie, um die Kunst des Virtuosen desto glänzender erstrahlen zu lassen. Das erübrigte sich diesmal ohne Weiteres schon deshalb, weil man eben sprachlich nichts davon verstand und die Sache also auch nicht zu beurteilen wußte. — Doch, Scherz bei Seite! It came to pass, sagte ich unlängst mit den Engländern an dieser Stelle. blieb nun wirklich von Alledem rein gar nichts übrig als ein buntpfarbiger Theaterzettel, gedruckt auf japanischem Papier von sehr zweifelhafter Güte? Ich meine: im Gegenteil, unsere ästhetische Erkenntnis hat in der Erinnerung so sehr von den gewonnenen Eindrücken noch zu zehren, daß sich weit eher ein ganzer, anregender Essay darüber nachträglich zu Papier bringen ließe. Alle unsere ästhetischen Grundbegriffe waren da mit einem Male aufgewühlt, und das hiermit aufgerollte Problem rüttelte gar nicht schlecht an unseren psychologischen Systemen, künstlerischen Regeln und Gesetzen. Mit einem „Ich weiß, daß ich nichts weiß“ (als Theaterkritiker nämlich) verließ man, der neuen Erscheinung voll, das Theater und suchte langsam seine wirren Gefühle sich zu klären. Daß doch Baron K. von Seydlitz, der uns die Japonerie in der bildenden Kunst gebracht, sich über diesen fremden Geschmack einmal ausführlicher vornehmen lassen möchte! „Grottest“, sagte die Tageskritik — wenigstens kam dieses Wort auffällig oft in ihren Reiteraten vor. Ich sage aber dementgegen: „schön“ — und zwar wohl mit ganz dem selben Rechte, mit dem ich schon zu Eingang meiner Dr.-Dissertation (1887) die Sätze niedergeschrieben und darauf aufmerksam gemacht habe: „daß der Japane (ich nahm hier mit Absicht ein von europäischer Kultur und Zivilisation bereits stark beeinflusstes Volk) einen durchaus anderen Schönheitsbegriff vom Menschen und damit von der Plastik haben muß“ als wir Okcidentalen, das werde begreiflich erscheinen, wenn man ernstlich ermesse, „wie in der antiken, griechischen Kunst das plastische Schönheits-Ideal doch kein anderes war, noch gewesen sein konnte, als eben der idealisierte Typus des damals und dort lebenden, schönen Menschen“. „Barbarische Musik“ — nannte man ferner in kritischen Kreopag ihre seltsame melodramatische Instrumental-Begleitung zu gewissen (ich wage nach dem Grade meines schwachen Verständnisses noch nicht zu sagen: bestimmten) Stellen der Rede oder Handlung. Man vergaß dabei aber offenbar, daß auch der kunstgebildete Grieche ehemals kurzweg „barbarisch“ zu sagen liebte, wenn er etwas seinem Ohre Fremdes — nicht verstehen konnte; und man überseh' jedenfalls darüber völlig, daß die gesamte abendländische Aesthetik ja u. a. u. alles „Melodram“ überhaupt schlechtweg so etwa als „barbarische“ Unkultur zu charakterisieren pflegt,

trotzdem es doch eigentlich alle Völker ihres Erdteiles als Kunstform besitzen und anscheinend unausrottbar üben. Nun, wer hätte nicht schon vernommen, daß man kuriose, gelehrte Experimente in Vorführung „antiker Musik“ anstellte, indem man z. B. ausgegrabene altgriechische „Apollo-Hymnen“ genau nach der Ur-Aufzeichnung ihrer melodischen Niederschrift, aber mit der Harmonik unseres, modern temperierten Tonsystems verbrämen zu müssen vermeinte und mit einer neuzeitlichen Harfenbegleitung instrumental umspielte? So oder doch so ähnlich lege ich mir in meinem beschränkten Subaltern-Empfinden so manche Unklarheiten der japanischen Kunstindrücke zurecht und möchte demnach wohl glauben, daß es sich hier um eine altgelagerte Kultur, um die ehrwürdige Kunsttradition einer ästhetischen Grundeinheit von Wort, Ton und Gebärde, Gesang, Spiel und Tanz, Handlung, Chor und Ensemble handle, deren merkwürdige Widersprüche im Einzelnen oder inneren Stil „Anlinien“ gelegentlich dadurch sich einstellen, daß man sie korrumpiert und degeneriert gleichsam, in modernerer Fassung, Form oder Bearbeitung, in neuzeitlichem Kostüm und mit europäisch-herkömmlichem Kompromiß sozusagen, uns vorzuführen sucht. Die letzten Grundgeheimnisse aller Kesthetik, die Unterschiede von Phantasieanregung und Illusionserweckung, von Typ und Individualität, Stillisierung und Charakteristik, Konvention und wahren Ausdruck, Miene und Rede, Komik und Tragik, Ethos und Pathos, ja Idealismus und Realismus — hier wurden sie wieder einmal ex fundamento uns enthüllt und als Kunst-Prinzipien zur Revision, als ästhetische Rabikal-Einheiten in Frage gestellt. Manchmal schien es fast, als bilde bei diesen Schau-Spielern das adäquate Darstellungselement für alles Häßliche, Niedrige und Böse eine Steigerung zum verbissensten Naturalismus, wohingegen ihren entsprechenden Ausdruck für das Schöne und Erhabene ohne Weiteres eine Abtönung der affektvollen Gebärde zur reinen Stillisierung vorstelle. Dann aber wieder durchkreuzte dieses System die ganz eigenartige Darstellung der Kämpfe, wobei mitten in die wütendste Festigkeit der Kinger die höhere Anmut des „Tanzes“ geschulter Turner und Champion-Artisten herein zu klingen dünkte. Bald waren die Bewegungen überaus rasch und schlagfertig, bald meinte man sie absichtsvoll verlangsamt, Rede und Antwort außerordentlich verzögert und in künstlerischer Gestaltung wie bewußt-ausgehakt zu sehen. Ein gewisses, seltsam lauerndes Schauen, ja sogar das Schielen schien gelegentlich „Stil“ zu sein. Die Musik andererseits begleitete zwar stets homophon, mit fremdartiger Melodik antiker Tonreihen der „reinen Tonkunst“, aber bald leis und sanft, bald laut und scharf, teils als Steigerung des Ausdrucks, teils als Ausklang erschauer, teils wieder als Vorbereitung und Andeutung kommender, drohender Geschehnisse; hier rhythmische Begleitung, da melodische Unterstützung, und dort instrumentaler Stimmungsextrakt — berührte sie meist wie typisch und fast gleich einer rudimentären, diskreten oder elementaren, Reminiszenz an die uralte Idee des „Chores“. Z. B. durch die Laute, das Xylophon und Gong wurden ganz deutlich gewisse Gradunterschiede, Crescendi der Handlung angegeben, und zur Illustration der Mond-Nachtstimmung in dem zweiten Stücke „Kesa“ schien das Gezwickel der Vögel in Wald und Busch draußen durch einen anhaltenden, eigentümlich furrenden Pfeifenton unter den Reden und Vorgängen besonders symbolisiert zu sein. Ebenso mochten manche stereotyp wiederkehrende Gaumen- und Gurgellaute in der ohnedies vielfach heiseren Rede der Darsteller konventionelle Zeichen (in Interjektionenform) für besondere typische Empfindungen sein. So wirkte das seltsame Spiel denn oft merkwürdig aufregend, und doch wieder durchaus abgeklärt, wie wir es nie in dieser Verbindung gesehen, aber doch in unserer Eigenschaft als Kunststrich: stets für das gesuchte Ideal aller wahren Kunstwirkung bei uns selber ausgeben. Und darum scheint uns auch

gar nicht so uneben die Quintessenz der Anregungen des japanischen Gastspiels, wie sie A. Appia in einem offenbar viel zu wenig beachteten Nachwort der „M. N. Nachr.“ zu geben versuchte, indem er es dahin faßte: „Es entsteht eine gemalte Plastik in der zeitlichen Bewegung von höchstem künstlerischen Werte. Daß wir diese Gabe nicht besitzen, davon zeugen alle unsere Bühnen zur Genüge. Wir haben dafür unser deutsches Nusi!drama. So leiden wir denn offenbar an einer Hypertrophie des Ausdrucks der inneren Vorgänge, der Japaner dagegen an einer solchen des Ausdruckes der äußeren. Es ergibt sich hieraus, daß eine harmonische Verschmelzung beider Tendenzen im höchsten Grade anzustreben wäre: nur das starke Bedürfnis nach dieser Harmonie und diesem Gleichgewicht sollen jene fremden Darstellungen in uns wachrufen!“ Desgleichen ließen sich über Puppentheater, Frauen- und Kinderrollen, über Masken und Kostüme, Vasen und Weinen, Holzzeichen, Kullissenwerk, Blumen-Sprache und Fächer-Symbolik oder dergl. wahrscheinlich ganze Bände füllen — des Staunens und Nachdenkens wahrlich kein Ende! Ja, ob es nicht schließlich auch da nur wieder die „Überbrett!“-Kritik eines ästhetisierenden Gauklertumes war, was uns als den „blamierten Europäern“ in Person kaiserlich japanischer Hofschauspieler hier „vormimte“? — Zum Wenigsten dürfte solches kaiserliches Hoftheater zu Tokio weit weniger als unsere Kgl. deutschen Hofoperen unter Heiserkeits-Abmeldungen der Primadonnen u. zu leiden haben! Ja, zu guter Letzt entsinne ich mich gar noch nachträglich, daß wir darnach seinerzeit das höchlichst auffallende, rauhe und scharfe Chorsingen der englischen Originaltruppe gelegentlich der ersten „Mikado“-Vorführungen in Deutschland als bewußte und stilgetreue Nachahmung des japanischen Tones also wohl aufzufassen hatten. Wo bleibt hier nun des erotischen „Überbrett!s“ Anfang und Ende? Und noch Eines, nicht zu vergessen: der Japaner kultiviert, ästhetisiert und stilisiert den Tod und weiß gleichsam in „Schönheit zu sterben“; der Deutsche — vergl. Wedekind, Peter Lust, Jodok u. A. — jongliert bis zur Burleskerie sogar mit ihm. Ein interpretierender „Konferencier“ aber hier wie drüben! . . .

Wir bleiben übrigens noch immer in Überbrett!-Stimmung, indem wir jetzt auf Gerhard Hauptmanns „Noten Hahn“ zu sprechen kommen, der auch hier im „Schauspielhaus“ — entgegen so manchen stillen Hoffnungen von Kassierer und Direktor — es zu keinem ehrlichen Repertoire-Erfolge bringen konnte. Blieben die Räume und Ränge doch schon am zweiten Abende verzweifelt leer, und bildete doch hier die stille und wortlose Entleerung des Hauses alsbald nach dem letzten Akte — ganz im Gegensatz zur Haltung eines ereifert noch zischenden Premierenpublikums am vorherigen Abende — die zuverlässigste, einzig treffende Kritik des ganzen Stückes. Ja! sogar auch beim „Noten Hahn“ will uns jene „Überbrett!“-Stimmung noch keineswegs verlassen. Daß man doch nicht ganz mit Unrecht kürzlich, anlässlich einer Betrachtung im Berliner „Tag“: „Es ist kein Zufall, daß die ersten Brett! um die Zeit entstanden, als Hauptmann in seinem ‚Michael Kramer‘ einen Sarg auf die Bühne brachte. Von diesem Sarg, der den Gipfelpunkt der großen Bühnentrauer bedeutete, welche der Naturalismus dekretiert hatte, floh das Publikum in's ‚Bunte Brett!‘. Man hatte es satt, sich auch im Theater von dem Glende des Lebens verfolgen zu lassen. Der Symbolismus und Mystizismus hatte keine Erlösung bewirkt, denn statt der widrigen ‚Dokumente‘ hatte er nicht minder düstere und bedrückende Todes-Gespenster oder Krankheits-Visionen auf die Bühne gebracht.“ . . . Und heute? Heute finden unsere Leser in der „Kritischen Ecke“ dieses Heftes zugleich eine bedeutsame „Erklärung“ Karl Bleibtreu's, darinnen er sich gegenüber einem Vorwurfe Dr. M. G. Conrads ausdrücklich verwahrt, Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ seinerzeit in Händen gehabt und für die „Gesellschaft“ nicht gewonnen zu

haben.*) Heute also streiten sich unsere alten Führer, die angesehenen Häupter der „Moderne“, noch öffentlich um ihre „Priorität“ in der rechtzeitigen Erkenntnis jenes aufsteigenden Lichtes der neueren dramatischen Dichtung, und uns Jüngeren, die wir schon wieder ganz andere Aufgaben haben und weit verschiedene Ziele gegen damals vor uns sehen, will das über die Maßen, ganz überbrettlmäßig merkwürdig nun vorkommen, erkennen wir doch heute nunmehr klar und deutlich, daß das, was man damals so hoch und hehr begrüßte, zwar leuchtend, aber überhaupt noch gar nicht die aufgehende „Sonne“ war; daß es sich selbst bei diesem „Hauptmann“ der naturalistischen Bühnentechnik allem Anscheine nach zuletzt um ein Talent ohne Entwicklungs-Vermögen noch Läuterungsfähigkeit handelt, daß er sich bereits zu wiederholen, eigenhändig abzuschreiben, ja selbst-ironisierend persönlich wieder auszureichen beginnt, ganz wie Andere mehr — „Schwach auch er, ein Mensch wie alle!“ Das ist ja alles nur das Stützen und Pauen auf den sicheren Erfolg eines schon früher technisch Bewährten — diese „rote Hahnen“-Geschichte mit Seiner apostolischen Majestät dem Schlagfluß-Zusatz als dramaturgischem Regenten und Dous ex machina. Wir beneiden zudem nachgerade den Dichter Gerhard Hauptmann um seine Naivetät, den „Staat“ als solchen auch auf seiner heutigen Stufe männlich-bürgerlicher Erkenntnis noch immer so lächerlich, wie er es thut, zu nehmen, und das Ganze hat uns sogar „retrospektive“ nun auch die blühende Satire seines köstlichen „Siberpelzes“ glücklich noch arg verdorben. (Wie so übrigens „zur Zeit der lex Heinze“?) Kurzum, wir beginnen ingrimmig zu werden über diese „Modernen“ alle — von G. Hauptmann angefangen über F. von Ullde, Frz. Stück, L. von Hofmann, bis zu R. Strauß (Subermann haben wir nie dazu gerechnet), für die wir Jahre lang unser Herzblut eingesetzt, warm und beherzt mit unseren besten Argumenten eingetreten sind, und die unser gutes Urteil jetzt so schmählich im Stiche lassen, durch ihre Leistungen unseren anfänglichen Enthusiasmus derart grausam vor der Welt Lügen strafen. Es muß hier einmal gesagt werden: daß sie bis jetzt nicht gehalten haben, was sie dereinst versprochen; daß sich in all' jener neumodischen Überbrettelei eben gar viel von jenem gerechten Unwillen neuerdings Luft gemacht und einen praktikablen Ausweg gesucht hat, den wir heute über sie Alle schon mehr oder minder empfinden.

Selbst Richard Strauß rechnen wir bereits einigermaßen mit dazu; selbst er — nicht zu verwechseln natürlich mit dem gleichfalls unserem wohlgezogenen Variété-Baron liierten Oskar Strauß! — zählt auch schon zum Überbrett'l's-Besen — wenigstens mit seinem neuen und im Übrigen Hoftheater-fähigen „Singspiel“, das uns weniger eine „Feuers“ als weit eher schon eine „Schaffens-Rot“ des Künstlers zu bedeuten scheint. Denn die Einführung des Münchener Dialektes wie der Heimatskunst in's Reich der Oper wird man doch kaum mehr als besondere Originalität ansehen wollen, nachdem schon ein Siegfried Wagner so entschieden damit voran gegangen war. Am 3. Februar hörten wir also in einem eigenen Strauß-Konzert mit der Raim-Kapelle gewichtige Bruchstücke aus jener Oper, und man geriet in keinen geringen Circulus vitiosus, wenn man sich ehrlich fragte, zu welchem Zwecke diese uns wohl derart fragmentarisch vorgeführt wurden. Natürlich doch, um München die speziell an es gerichtete musikalische Straßpredigt einmal kräftiglich vornehmen zu lassen, da unser Hoftheater denn schon seine Pforten trotz aller „melodramatischen“ Allianzen v. Postart-Strauß hartnäckig vor der Neuheit verschließen will! Alsdann mußte man aber, wenn man den einmütigen, begeistertsten Beifall

*) Selbstverständlich hatten wir Vielbreu's Einwendung dem Genannten zur Einsicht und Beantwortung vor Drucklegung vorgelegt; er glaubte aber auf ein Wort der Erwiderung verzichten zu können.

am Abende selbst aufmerksam beobachtete, die alte Geschichte des „Die Anwesenden natürlich immer ausgenommen!“ nur wieder bestätigt finden; denn wie hätten sonst — nach unseren bekannten lokalen Sitten — die zischenden Rißtöne schriller Pfeifen wohl ausbleiben können? Somit war also der vom Komponisten speziell gemeinte Teil der Münchner Bevölkerung hier überhaupt wieder nicht anwesend. Ergo: was bedeutet die „Bewegung“? Warum nicht lieber die Vorführung des Ganzen in szenischer Darstellung am zuständigen Theater ruhig abwarten, oder gegebenen Falles eben gar nicht, als so aufführen? Jedenfalls begeben wir uns nach solch partieller Darbietung eines „Musik-Drama's“ im Konzertsale (der alte Konsens, der schon bei einem R. Wagner die Leute arg kopfscheu gemacht hatte!) ausdrücklich noch jedweden Urtheiles. Wir können nur sagen: überzeugt hat uns dieser pars pro toto bis jetzt noch nicht. Ja, die Frage darf schließlich wohl erlaubt sein: Warum wohl hat der Held seines eigenen „Meisters“ Lehren: „Groß Werk wird nimmer auf einmal gethan; fang' du die Arbeit von vorne an! . . . Jung bist du — flieh nit vom Fleck, flattert im Feld dir ein Spagenschred!“ seinerzeit selber nicht besser befolgt, wenn sich der Prophet heute schon so bitter über sein Vaterland beklagen will? — Herr Lorig (Konrad) schien an diesem Abende mit großer Orchesterbegleitung hinsichtlich seiner Gesangsmanier mitunter ganz „Heinrich Vogl redivivus“ geworden. Frau Strauß de Rhna (Diemut) aber, die mir einmal den „Journalisten“ als einen Mann definierte, „der doch nur das schreibt, was man selber schon weiß“, wird nicht von mir erwarten, daß ich mich gerne nochmals solcher Belehrung aussetze und ihr sage, was Spaken auf den Dächern pfeifen. —

Außer diesem sensationellen „Persönlichkeits-Konzerte“ durften in letzter Zeit die wiederholten Gesangsabende von Ludwig Heß (Schubert), L. Strauß (Schwe, Schumann) Johanna Diez (Liszt, Ritter), sowie die Klaviervorträge von Frederic Lamond (Beethoven) und Alfred Reisenauer (Beethoven, Chopin), mit ihren schönen Einheitsprogrammen, ganz besonders jedoch das ausschließlich auf Franz Liszt („Faust-Sinfonie“, „Tasso“ und „A-dur-Klavierzonzert“) gestellte, glorreiche „letzte“ Volks-sinfonie-Konzert bei Kaim (ausnahmsweise diesmal unter Weingartners genialer Leitung) aufrichtige Freude bereiten. Was zumal die letztgenannte, segensreiche, weil künstlerisch zugleich so überaus wertvolle, Institution betrifft, so muß es da heißen: „Ich kann's nicht fassen, nicht glauben“, daß unsere Herren Stadtväter und Staatsvertreter nach so überzeugenden Erklärungen, wie denjenigen des Herrn Hofrates Dr. Kaim selber, und nun gar nach dem so deutlichen „Aufrufe“ mit seinen stattlichen, durch gewiss Unterschriften selbst dem „Zentrum“ wohl in die Glieder fahrenden Namen, nicht alsbald doch ein menschlich Rühren fühlen sollten. Auch das Argument eines „Affronts“ gegenüber dem Hofe und den von ihm protegierten Akademie-Konzerten kann jetzt, nach der Beteiligung zweier Hofmarschälle, nicht mehr gut Platz greifen. Einzig das sollte jetzt nur mehr gelten: daß die zweite Stadt Bayerns, Nürnberg, eine solche regelmäßige Unterstützung volksbildnerischer Bestrebungen aus dem Stadtsäckel zu unserer hauptstädtischen Schmach bereits längst durchgeführt hat! Hoffentlich also ist es bis zum Erscheinen dieser Zeilen in der Öffentlichkeit auch bei uns endgiltig so weit gediehen. — Weniger Eindruck hinterließ leider die Erstaufführung von César Francs Sinfonie (d-moll) bei Kaim, so dankbar man auch Herrn Weingartner für seine Initiative in Einführung dieser Neuheit bei uns sein durfte. Das Ganze ist überaus fein empfunden, aber doch im Grunde posthum. Man kann zwar nicht von nichtsagender Glätte sprechen, dazu ist die Instrumentation zu interessant und glänzend, die Stimmung einzelner Teile zu poetisch, und die Diktion zu gewählt. Allein ein gewisser ungewollter

Akademismus hängt dem Werke doch nun einmal an, der nicht recht warm werden läßt. Möchte manches daran vielleicht auch noch mehr mit gallischem „Schmiß“ — s. v. v. — zu sagen, mit geistreicherer französischer Pointierung zu geben sein: der Zueengehalt sticht jedenfalls in gar keinem Verhältnis zur großen Ausdehnung der Sätze, und die Ansätze zur „école Française“ der jungfranzösischen Komponistenwelt, die sich (ohne Gebille!) von jenem stillen Organisten her schreibt, der in sich schon, dem Blute nach, eine ganz eigenartige Mischung von Germanen- und Romanentum vorstellte — sie werden doch wohl in anderen Werken des Meisters zu suchen sein. Könnte man übrigens nicht die hier ganz ungeläufigen, herrlichen „Seligpreisungen“ des selben Tonsetzers in strahlenderstrangiger Wiedergabe einmal zu hören bekommen? „Gesellschaft für moderne Tonkunst“ und „Porges'scher Gesangs-Verein“ vor! . . .

Im „Akademisch-Dramatischen Verein“ las Frank Wedekind, der grundböse Knabe (von dem es als Ermahnung an die jungen Studenten heißen muß: „Mein Kind, wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht!“), seine verrückte Insulaner-Novelle „Mine Haha“ und einen Essay über „Schriftsteller Ibsen und Baumeister Solneß“ vor — nur wußte die literarische Kritik hinterher nicht recht: hatte er das nun zum Besten gegeben, oder sie selber zum Besten gehabt? — Bei Hugo Helbing (Wagmüllerstraße) ward in neu erbauten Räumen, welche die schönsten Perspektiven zu weiteren, würdigen Ausstellungsmöglichkeiten bei Oberlicht und viel Geräumigkeit eröffnen, eine (schon wegen der vielen Kupfer) ungemein sehenswerte, mit wirksamster Stimmung und hinreißendem Geschmack arrangierte Jagd-Ausstellung eröffnet, die das Entzücken unserer fashionables und aller vornehmen Nimrod-Kreife bildet, als welche dabei aber auch lernen mögen, selbst das Waidwerk künstlerisch wirklich zu „veredeln“. Endlich sind bei den letzten Ausstellungen unseres altersschwachen „Kunst-Vereins“: der kräftige Nordländer Alf Bachmann, der neue Woppsweder Schockmann, der bekannte Aquarellist Hans von Bartels, Walter Thor mit Porträts, Theodor von Gosen (mit einer vornehmen „Karl von Voit“-Wüste) bemerkenswert hervor getreten, während Melly mehr durch Grimasse als Ausdruck, mehr durch Dreistigkeit als durch Dezenz seiner Farbengebung zugleich anzog und abstieß. Sonst ist es dort — und bleibt wohl auch irreparabel — das alte Bild und die bekannte Riste: Verwaltungsforgen und Mitglieder-Schmerzen, laut jüngster Ausschreibung wieder zur diesjährigen (gewiß recht still verlaufenden) „Generalversammlung“! München, die auf sich selber so eitle „Kunststadt“, wäre längst schon reif zu einem zweiten, internationalen Konkurrenz-Kunstverein auf anderer Basis; denn was kann, bei aller „Reform“, aus solichem Schoße noch Gutes kommen?! Sdl.





1901—1902.

Eine finanzielle Plauderei.

Von Merkur.

Wir hatten es so schön vereinbart. „So gegen Ende Januar, wenn der Lärm des Tages ein wenig verrauscht ist, wenn außer den eigenen Wahrnehmungen die Berichte von Korporationen und hervorragenden Unternehmungen ein etwas verlässigeres Bild über das Börsenjahr 1901 gestatten, dann schreiben Sie mir einen Rückblick.“ „Einverstanden!“ Und nun? Ich werde mich hüten, Ihre, sagen wir meine werten Leser, noch mit so längst vergangenen Epochen, wie der Krisis im Jahre 1901, zu langweilen. Wie vortrefflich doch ungeschriebene Artikel sein können! Vortrefflich für die Abonnenten, die wir Alle für Kapitalisten halten, da diese nicht unnötigen Schrecken erlitten; nicht minder gut auch für den Autor, der nicht gezwungen ist, sich gewissermaßen in einem Atem zu widersprechen. Vier Wochen 1902 haben das ganze Jahr 1901 über den Haufen geworfen — d. h. wenn der Kurszettel das alleinige Barometer für den Stand der Volkswirtschaft wäre. Bleiben wir zunächst bei ihm und jenen Faktoren, unter deren Einfluß er steht. Im Jahre 1901, besonders in dessen zweitem Teile, gleich der Kurszettel einer Unglücksstätte, die täglich neue und größere Opfer forderte, die nicht nur Berunglückte, sondern auch Hilfsbringende verschlang, und deren Verderben bringenden Schwaden schließlich nur die Größten, oder sagen wir die Größte (Reichsbank), Einhalt gebieten konnte. Einzelvorkommnisse, allerdings peinlichster Art, wurden generalisiert, die naturgemäße Reaktion auf eine ziellose Überpekulation als das Zeichen ausgesprochenen Niederganges unserer Industrie und des Handels betrachtet, die Kapitalverluste der besitzenden Klasse wurden mit grausamer Wonne in die Milliarden beziffert. Keine Tinte war schwarz genug, um all das Unheil des Jahres 1901 zu schildern!

Und nun? — Ach bitte, lieber Leser, werfen Sie nur einen Blick auf so viele gegenwärtige Erzeugnisse der Tagespresse. Der politische Himmel ist wolkenlos, der billige Geldstand für lange Zeit gewährleistet, die Preise der hauptsächlichsten Produkte werden steigen, der Absatz von Waren wird zunehmen u. s. w. — so tönt es von allen Seiten. „Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“ Ach du viel mißbrauchtes Zitat! Propheze links — Propheze rechts: Ihr gettet Beide nichts in Eurem Vaterlande. Es war nie so schlimm, wie ihr orakeltet; es ist nicht so gut, wie ihr heute glauben machen wollt. Noch stehen die Ruinen, noch ist man mit der Aufräumung des Schuttes beschäftigt, noch wird eine Anzahl großer Prozesse scharfe Schlaglichter auf die bekannten Vorkommnisse werfen, noch sind mehr oder minder große Risse in stehen geliebten Gebäuden zu beseitigen, oder, was allerdings schlimmer wäre, wenigstens zu verkleistern. Noch ist es nicht an der Zeit, auf die Trauermärsche, wie in einem „Potpourri“, sogleich wieder die lustigsten Weisen folgen zu lassen. Ach stört doch die Anzeichen einer wirklichen Gesundung nicht wieder durch die marktstreiferische Behauptung, daß sie bereits eingetreten.

daß alle Gefahr beseitigt sei! Ein neuer Rückfall, und wäre es nur ein vorübergehender, könnte von den unheilvollsten Wirkungen begleitet sein.

Gewiß, es fehlt nicht an Momenten, die zu Hoffnungen auf einen guten Verlauf des Jahres 1902 berechtigen. Die Subskription auf die Deutsche Reichsanleihe und die Preussischen Konsols hat, selbst bei Würdigung allen Überschwanges und aller Überzeichnungen, einen großen Erfolg davon getragen. Städte-Anleihen und Bodenkredit-Obligationen sind gesuchte Artikel, die großen Bankinstitute haben von der Krisis zuletzt mehr Vorteile geerntet, als sie vielleicht Verluste erlitten. In einigen wichtigen Industrien macht sich eine etwas lebhaftere Beschäftigung bemerkbar; der Transvaalkrieg geht thatsächlich an der Erschöpfung des schwächeren Gegners seinem Ende zu. Als gewichtigsten Grund möchte ich aber die große Kapitalkraft des deutschen Volkes bezeichnen, von der unsere Lage so unwiderlegliche Beweise liefern. So schwer die Schädigungen des Jahres 1901 auch waren, sie giengen offenbar doch nicht so tief, als unter deren unmittelbarem Wirken angenommen werden konnte.

Aber trotz Alledem ist kaltes Blut von Adren! Noch entsprechen vielfach die Preise für die Waren nicht oder kaum deren Produktionskosten, noch sind die ominösesten Bestimmungen des Börsengesetzes nicht beseitigt, noch herrscht vollständige Unklarheit, was aus dem Zolltarife wird, und ob sich ein billiger Ausgleich zwischen den berechtigten Forderungen der Landwirtschaft und dem Verlangen nach den absolut notwendigen Handelsverträgen finden läßt. Wenn je, dann ist jetzt ein abwartendes Verhalten am Plage, ein scharfes Beobachten aller Vorgänge, eine kühle Beurteilung ihrer dauernden Wirkung. Gewiß, die deutsche Volkswirtschaft ist so hoch entwickelt und in ihren Grundfesten erstarkt, daß sie mit Vertrauen in die Zukunft blicken kann; allein kein schlimmerer Dienst könnte ihr geleistet werden, als wenn um augenblicklicher Erfolge willen Fesler, die sich gezeigt haben, als nicht vorhanden, oder als schon wieder beseitigt bezeichnet würden.

Es ist eine alte Praxis, an die Zeigerbarometer ein wenig zu klopfen, wenn man schönes Wetter haben will; es hilft auch scheinbar, denn der Zeiger geht infolge der Erschütterung meist ein wenig vorwärts — allein schließlich zeigt das Instrument doch die wahre Witterung. Laßt darum, Ihr Manipulanten am Kursblatt-Barometer, diese kleinen Künste, und noch mehr Ihr Kapitalisten, laßt Euch von künstlich schönem Wetter nicht täuschen! Dann werden Euch schlimme Erfahrungen, wie die des Jahres 1901, erspart bleiben.

Eine Erklärung sendet uns Carl Weibtreu; sie lautet: In Georg Conrads soeben erschienenem geistreichen Büchlein „Von Zola bis Hauptmann“, worin sich sonst manch warmes und freundliches Wort über seinen einstigen Kameraden findet, versetzt mir der Autor einen unerwarteten Stoß, den ich nicht unerwidert lassen darf. S. 80 heißt es nämlich, Hauptmann habe sein Drama „Vor Sonnenaufgang“ an den Verlag der „Gesellschaft“ nach Leipzig adressiert: „Karl Weibtreu, mein Mitredakteur, gerade in

Leipzig anwesend (?), nahm das Paket in Empfang (?!), musterte es und händigte es dem Verleger zur Zurücksendung ein. Wie konnte ich die Geschichte dieser raschen Ablehnung ohne schmerzliche Bewegung hören, so oft sie Hans Merian mir später erzählte.“

Diese schmerzhafteste Bewegung überrascht mich um so mehr, als weder Conrad noch Merian mir gegenüber je diesen frei erfundenen Vorgang berührten!! Wer hier der gütige Erfinder ist, weiß ich nicht, vermute ihn aber in einer dritten, hier sehr

nahe liegenden Person. Da ich 1889 und 1890 in der Schweiz war und erst dort das Hauptmann'sche Drama in Buchform jugelendet erhielt, so dürfte, falls jene bewußte dritte Person diese Mythe an Merian erzählte, um sich zu bedecken, hier jemand meinen Namen mißbraucht haben. Die Sache ist ganz einfach: Für die „Gesellschaft“ war das Manuscript zu lang, als Buch wollte es der Verleger nicht annehmen, und als hinterher Hauptmann eine Gräße wurde, jammerte des Verlegers Geschäftssinn und maß mit der ihm eigentümlichen Art nicht sich und dem Zufall, sondern mir die Schuld bei — mir, der ich als Erster dies Erstlingsdrama Hauptmanns glänzend besprach, mir, durch dessen Sendung dieser Besprechung an Rauthner die „Freie Bühne“ erst aufmerksam darauf wurde, mir, der ich anerkanntermaßen überhaupt zu erst den Namen Hauptmanns druckte! (Vergüßlich des Conrad nicht zugegangenen „Promethidenloos“.) Hauptmann hat mir allerdings ein Dramenmanuscript von sich gelendet, ältesten idealistischen Stils, Briefe an mich gerichtet und Gedichte für das „Magazin“ gelendet. Wie Conrad beiläufig meine sogenannte Mitredaktion an der „Gesellschaft“ hier darstellt, dagegen völlig verschweigt, daß ich zwei Jahre lang das „Magazin“ selbstständig in gleichem Sinne leitete und nur aus selbstloser Aufopferung für Conrad und den Herrn Verleger in Verkauf des „Magazin“ zu Gunsten der „Gesellschaft“ willigte, entspricht nicht dem tatsächlichen Verlauf. Wäre übrigens obige Hauptmann-Mythe wahr, so würde ich es doch nicht schädlich finden, derlei Interna zu veröffentlichen!

Maximilian Schmidts, unseres beliebtesten bayrischen Volkschriftstellers, siebenzigster Geburtstag fällt auf den 25. Februar d. J. Es war unser Wunsch, an diesem Tage ausführlicher des ehrenwerten Mannes zu gedenken, im Anschluß an seine „Lebenserinnerungen“, mit denen er zu seinem Feste sein Volk beschenkt hat. Zudeffen ist uns dieses Buch, aus dem

man zweifellos am besten den Menschen kennen lernen wird, nicht mehr zeitig zugekommen. Wir müssen uns daher begnügen, dem wackeren Jubilar nur ein kurzes Gedenken zu widmen, mit dem ja an siebenzigsten Geburtstagen wir Deutschen die zähe Konstitution einzelner Dichter anzuerkennen pfelegen. Sein Ehrentag kümmert uns Gelehrte, Künstler und Litteraten weniger als unser breites, lebensvolles Volk, in dem Maximilian Schmidt unendlich viele Freude bereitet, Kummer gelindert, über Lachen und Thränen geboten und Gutes gethan hat. Wir werden unsererseits ihm am besten gerecht, wenn wir ihn als dichterischen Anwalt, Freund, Verklärer des Volkes ehren. Auf Vertreter des guten Namens ‚Schmid‘ scheint oft ein Stück volkstümlicher, wuchtiger Ahnenkraft vererbt zu sein. Die Lieblinge des Volkes sind ja meistens Schmiede, von Siegfried bis Wilant, vom Schmied von Aula bis zu dem von Kofel. Die deutschen Lexika aber verzeichnen Volksmänner, Volksdichter, Volkserzieher und Prediger auf den Namen ‚Schmid‘ gleich schiffelweis. Unser Bayern vollends scheint besonders Glück mit den Schmieden zu haben. Christoph von Schmid, der zarte liebevolle Kinderfreund, Hermann von Schmid, der volkstümlichste bayrische Erzähler, und unser Maximilian Schmidt gehören eigentlich auf ein nationales Monument. Und dazu kommt noch Franz Xaver Schmid, der erste bayrische Pädagog, und Mathias Schmid, der bayrische Bauernmaler. — Die Domäne unserer Schmidts ist seine engste Heimat, der arme, hungrige bayrische Wald. Nach ihm hat er sich Waldschmid genannt. Ihn hat er in kulturgeschichtlich interessanten Werken verklärt; seine Sitten und Leute geschildert. Auch er hat, wie es im Liede von den Niederbayern heißt, „an Stulz auf sein' Wald“. Sein Heimatnest Eschlarn hat ihn daher längst zum Ehrenbürger gemacht.

Schmidt ist Soldat. Er machte die Kriege von 1866 und 1870 mit, erhielt

Decorationen, quittierte als bayrischer Hauptmann, und hat seither eine große Reihe Schriften veröffentlicht. In seinen Erzählungen, von denen viele dramatisiert und durch das alte Ensemble vom „Gärtnerplatz“ weit bekannt wurden, mit seinen Natur- und Sittengemälden, mit Lustspielen und Gedichten, hat Schmidt einen guten, gesunden Einfluß auf Erziehung und Emporbildung vieler, im dumpfen Tagewerk besangener, armer Seelen gewonnen, in all den bayrischen Nestern, wo Maximilian Schmidt, zumal in den billigen Kürschner-Hefsten eine reine, gute Geistesnahrung bot. Maximilian Schmidt ist in seiner Art ein viel bedeutenderer aesthetischer Faktor als jenes zwischen Affektionen und dichterischem Schaffen, zwischen rationaler und romantischer Lebenshaltung hin und her schillernde „Naturalisientum“, das in den neunziger Jahren für alle möglichen Wisktalente eine kurze Zeit zum Kriegsgeschrei wurde. Auf ganz wenige, wirklich kunstschöpferische Eigenarten gestützt, machten sie dem „Idealismus“ den Garaus; Erzähler wie Auerbach oder Schmidt galten nur noch als „Volksoerzuderer“. Diese kindlichen Streitereien um litterarische Wortgespenster sind uns heute ja längst gleichgültig, d. h. „historisch“ geworden. Uns erscheint ein Mann wie Schmidt des Namens „Künstler“ oder „Dichter“ jedenfalls weit mehr würdig als jene lungenstarken (vielleicht in anderer Richtung überlegenen) Polemiker, die damals ihr Fehlgeschrei für Gesang ausgaben. Schmidt ist ein aesthetischer Lebenswert, weil er ohne Bruch ist. Was er geleistet hat, gehört natürlich nicht auf die Höhen der Menschheit. Aber es ist in seiner Art geschlossen, vollendet und harmonisch. Daneben hat er für Aufklärung und Erziehung Gutes gethan, denn er hat zwischen sehr verschiedenen Schichten ohne aufdringliche Tendenz vermittelt, hat milde veröhnt in stiller, vornehmer Art, zwischen Bauern und Kleinbürgern, Geistlichkeit und Weltkindern,

Zuden und Christen. Daher hat er es weder der positiven noch der negativen Dogmatik Recht gemacht. Aber in allen Kreisen Bayerns, in Bauernhaus und Klosterzelle, in Stadthotels und auf Dörfern, ehren tüchtige und reife Männer und Frauen den vornehmen, integren Charakter und den guten und starken Lebensgang eines ehrwürdigen Mannes. Dr. Th. Lessing.

Lesefrüchte mit Bandglossen — gemischte Gefühle in Stoff- feuern.

Die Aufsehen erregende Stiftung des aus irgend einer Preiskonkurrenz „zurückgestellten“ Eberleinschen Marmor-denkmals vom „jungen Goethe“ nach der Stadt Rom, sowie die so auffällig bemerkenswerte Begrüßung der großen italienischen Tragödin Adelaide Ristori durch unseren Kaiser waren sehr Viele harmlos genug, als charakteristische Beiträge zur „kaiserlichen Aesthetik“ aufzufassen. Wir halten beides für etwas aufdringliche „hochpolitische Akte“ einer höfischen Konnivenz und diplomatischen Kourtoisie, welche mit Kunst genau ebenso viel wie der dem Zaren seinerzeit gemidmete Erinnerungs- und Marine-Dolch, oder die durch den Prinzen Heinrich noch abzunehmende amerikanische Segel-Yacht zu thun haben. Das deutsch-italienische Vänduis droht nämlich längst schon in die Brüche zu gehen.

Bei Gelegenheit der Debatten im württembergischen Landtage über die Einheitsmarke präzisirte der zuständige Minister Herr von Soden die Auffassung der württembergischen Regierung sehr vernünftig und überzeugend dahin, daß „die Briefmarke kein integrierender Teil des Hoheitsrechtes“ sei, sondern einfach ein praktisch sich empfehlendes Tauschmittel. Künftig werden nun die Einnahmen allerdings nicht mehr direkt aus den eigenen Marken gezogen werden, sondern aus der Abrechnung mit der Reichspost. Eine etatsrechtliche Änderung

trete aber damit nicht ein, sondern nur bei den Ausgaben, und auch da nur ganz untergeordnet, eben wegen der Markenerstellung, wegen gewisser Kanzleikosten zc. Man möge also die politische Bedeutung des Abkommens nicht überschätzen! — Ganz recht. Wer sie aber dafür ganz hanebüchen unterschätzt, das ist offenbar unsere bayrische Regierung und der bis auf von Voßmar leider hinter ihr stehende bayrische Landtag. Der genannte Minister hat ausdrücklich festgestellt, daß Württemberg behält 1. die selbständige Verwaltung, 2. die Selbständigkeit bei Festsetzung der Tarife und 3. die Selbständigkeit der Einnahmen. Wie Frhr. von Hertling da noch von Preisgabe des Reservatrechts sprechen kann, ist schlechterdings unerfindlich.

Mit der Abneigung, dem Zentrums-Antrage statt zu geben und die gelehrten Jesuiten wieder in's Land herein zu lassen, verhält es sich eigentlich genau so, wie mit dem radikalen Antisemitismus. Wie traurig ist es doch um uns Deutsche bestellt, so lange wir nicht selbst stark und widerstandsfähig genug uns fühlen, um solche Proben fremden Einflusses auf uns auch auszuhalten! Es ist einfach die blasse Furcht, Kraftlosigkeit, Unsicherheit seiner selbst, was da nach Ausnahmegesetzen schreit oder doch deren jahrhundertwürdige endliche Aufhebung noch immer nicht zulassen will.

Der im Zeugnis-Zwangsverfahren inhaftierte Kempener Redakteur Sieberz veröffentlichte später einen Brief des dortigen Landgerichtsrates Karl vom 19. Dezember 1901 an den Verleger seiner Zeitung, Herrn Dr. Huber, in dem diesem nahe gelegt wird, eine vom Redakteur beabsichtigte Besprechung seines eigenen Auftretens gegen den genannten Redakteur in besagtem Blatte zu verhindern. In diesem Briefe stößt der kgl. Beamte zum Schlusse die Drohung an: „Indem ich es Ihrem eigenen Ermessen anheim stelle, ob Sie als Verleger jener Zeitung den beabsichtigten Schritt Ihres Herrn Redakteurs zulassen

wollen, oder nicht, möchte ich als langjähriger Kunde Ihres Geschäftes sowohl als auch als Abonnent Ihres Blattes noch anfügen, daß ich für den Fall solcher Veröffentlichung quoad Kundschaft und Abonnement müßte leider eine Änderung eintreten lassen.“ Wie nennt man aber so etwas im bürgerlichen Leben mit der zutreffenden streng-juristischen Formel?

In einem gespreizten, „Musik und Hypnose“ überschriebenen, Aufsätze des „Tag“ orakelt wieder einmal Heinrich Pudor, geb. Scham und „Dr. a. D.“: „Seit Helmholtz wird viel über die physikalischen Verhältnisse der Töne gedacht und geschrieben, auf Universitäten, technischen Hochschulen und Konservatorien. Aber die psychologische Seite der Frage, obwohl noch viel interessanter, scheint vernachlässigt. Um ein Beispiel zu wählen: man untersucht sehr eifrig das Verhältnis der Obertöne, die Zahl der Schwingungen der höchst hörbaren Töne, die Schnelligkeit der Aufnahme der rein physischen Gehörfempfindung durch das Bewußtsein; aber man vergißt die Beschäftigung mit der so interessanten Frage der Wirkung der Töne auf den Nerv, auf das Empfindungsleben, auf die Seele, den Charakter, den Willen, das Temperament. Und eine der interessantesten hierher gehörigen Fragen ist diejenige nach der Beziehung der Musik zur Hypnose.“ . . . Nun, wir können wirklich nichts dafür, wenn sich Herr Pudor damit noch immer nicht befaßt hat. Wie wenig aber selbst dieses Gebiet inzwischen „vernachlässigt“ ward, mögen ihm Forschungen und Studien gelegentlich zeigen wie diejenigen von Fr. von Hausegger, Dr. Max Steiniger, Dr. Eugen Dreher, Horwitz, Dr. C. Stumpf, Dr. H. Niemann, Dr. Th. Lipps, Dr. Raths und Dr. Seidl, außer der großen Literatur über Hypnotismus und Suggestion; ganz gelegentlich — d. h. wenn er einmal Zeit finden sollte, statt Zeitschriften-Artikel zu fabriziren, dort hinein zu sehen.





Ein Skeptiker.

Von Paul Nikolaus Cossmann.
(München.)

„**V**ier skeptische Thesen“ hat S. Philipp im Leipziger Verlage von D. H. Reischland (1898) veröffentlicht. Diese vier Thesen lauten:

1. Unser ganzes Denken gründet sich auf Analogien und Anthropomorphismen und giebt uns nirgends eine objektive Erkenntnis.

2. Das Wirkliche ist Schein, und was immer diesem Schein als das Wesentliche zu Grunde gelegt werden mag, ist für die Totalität der Welt etwas Unwesentliches.

3. Wenn wir durch Prinzipien wie Ursache, Notwendigkeit, Naturgesetz die Zusammenhänge des Wirklichen zu verstehen glauben, so heißt das ein leeres Spiel mit Worten treiben.

4. Meinungen allgemein gültig zu widerlegen, ist möglich; Meinungen allgemein gültig zu begründen ist unmöglich.

Das sind interessante Thesen und Thesen, die so zu sagen in der Luft liegen, verbreitete Ansichten in Worte fassen; mit großem Interesse werden Freunde der Philosophie nach dem Buche greifen. Jedoch auch die vier Philipp'schen Thesen scheinen zu den Meinungen zu gehören, die man allgemein gültig widerlegen, aber nicht allgemein gültig begründen kann.

Die Behandlung der ersten These geht aus von den Verhältnissen beim Urmenschen, über die der Verfasser ganz genau unterrichtet ist. „Ein äußerst häßliches Geschöpf, fast haarloses Leibes, mit den Armen des Affen, aber sonderbar plumpen und ungeschickten Füßen, weit entfernt von dem geschmeidigen Bau des Panthers oder von der Wucht des Stiers, mit einer aufwärts gestreckten Körperhaltung grotesk von allen Tieren abweichend; ein Geschöpf, gleich ungeschickt zum Angriffe wie zur Flucht, das seine Opfer listig beschleicht und sich vor größeren Tieren feige in Höhlen vertrieht, das wunderliche Laute hervor sprudelt und mit den von Dienste der Fortbewegung entbundenen Armen allerhand thörichte Spiele treibt — ein Untier und ein Unmensch: das ist, o Mensch, der Anfang von aller deiner Herrlichkeit.“ Wir erfahren nun weiter, wie bei diesen Untieren und Unmenschen das Denken und die Sprache entstanden sind. Manches auch wird uns verschwiegen. „Ich will den Leser nicht mit meiner Theorie über die Entstehung des Bewußtseins und die eigentliche Natur des bewußten Denkens aufhalten“ (Seite 14); aber immerhin hören wir, wie die Kategorien des Denkens beim Urmenschen entstanden sind, und erhalten eine vollständige Kategorientafel der Untiere und Unmenschen. In der Ursprache (Seite 14 f.) kennt sich Philipp so genau aus, daß man ihn bitten möchte, Grammatik und Wörterbuch dieses Bioms herauszugeben, damit wir Anderen auch ursprechen lernen können. Entstanden ist die Ursprache dadurch, daß entsprechend der reicher gegliederten Handthätigkeit des Urmenschen die von ihm hervor gebrachten Laute reicher gegliedert und „vielerartiger“ waren als die des Tieres. (Das läßt erwarten, daß Klaviervirtuosen und Jongleure mehr Laute hervor bringen können als andere Leute und mit

der Zeit eine eigene Sprache bekommen werden.) Von den Denk- und Sprachformen, die „der wilde Urnenisch“ (Seite 35) geschaffen hat, wird kein billig Denkender erwarten, daß sie „auf das Unendliche, auf das Absolute, auf die Totalität der Welt, auf das Göttliche“ (Seite 30) anwendbar seien; er wird zufrieden sein, daß Nachkommen jener Urnenischen, und sogar Skeptiker unter ihnen, solche Begriffe wie die zuletzt genannten überhaupt haben.

Bei Behandlung der zweiten These zeigt sich unser Skeptiker als Anhänger des Realismus in der Erkenntnistheorie. Das war schon nach einer Stelle der ersten Abhandlung zu erwarten, wo er von der Vermutung sprach, „daß die menschlichen Denkformen ungefähr den in der Natur wirklich vorhandenen Seinsformen entsprechen mögen“ (Seite 30), und diese Vermutung als einen berechtigten Einwurf bezeichnete. Die Frage, ob die realistische Annahme von „den in der Natur wirklich vorhandenen Seinsformen“ überhaupt einen scharf ausdenkbaren Sinn habe, bleibe dahin gestellt. Jedenfalls bringt Philipp seinen Realismus selbständig und daher originell zum Ausdruck, wobei er die singuläre Stellung bekundet, welche dem Tastsinn und den Muskelempfindungen bei Bildung der Außenwelt des naiven Realismus zukommt. „Wenn ich im Dunkeln mit meinem Kopfe gegen einen Schrank stoße — zum Teufel, der Schrank ist wirklich da, er ist ebenso wirklich wie ich selbst.“ (Seite 38). „Wenn ich meine Muskeln aufstrenge, um einen Widerstand zu überwinden, ein Gewicht vom Boden aufzuheben, ein verquollenes Fenster aufzureißen, einen Stab zu zerbrechen, dann sind keine Schlüsse weiter nötig, der Widerstand gegen die Kraft meiner Muskeln beweist mir thatsächlich und unmittelbar das Vorhandensein jener Körper. Es [?] bietet mir ohne Weiteres, nicht bloß wie die übrigen Sinne eine Mannigfaltigkeit von Empfindungen und nicht bloß wie der Tastsinn eine Wahrnehmung von Flächen, sondern die unmittelbare Überzeugung von der Realität eines Dinges. Ja, noch mehr: erst der Muskelinn bestätigt uns die Realität alles dessen, wovon uns die anderen Sinne in Kenntnis setzen.“ (Seite 39.) Hier, wo der Verfasser nicht von der Außenwelt des Urnenischen, sondern von seiner eigenen spricht, scheint er Brauchbares bieten zu wollen. Aber da faßt ihn schon wieder die Modethorheit, diesmal in Gestalt der Zellularpsychologie. So lange er nur von physiologischen Selbstwahrnehmungen spricht, fühlt er sich offenbar nicht auf der Höhe moderner Naturforschung; aber nun erzählt er von den Stoffwechselfvorgängen in den Nervenzellen, von denen Sie, Herr Philipp, ganz unter uns, ja gern eingestehen werden, daß Sie nicht das Mindeste davon wissen, wenngleich Sie so davon sprechen, daß der Uneingeweihte meinen könnte, Sie berichteten über die Resultate mikroskopischer Untersuchungen. Aber selbst wenn die Jagdgeschichten von dem Stoffwechsel in unserem Nervensystem und die vom Stoffwechsel bei den Muskelkontraktionen eine reale Grundlage hätten, für die zweite These würden sie doch nichts besagen. Ebenso wenig wird die Unzulänglichkeit unserer Raum- und Zeit-Vorstellung dadurch erwiesen, daß der Verfasser die Raum- und Zeit-Vorstellung von Urnenischen, Sternen und Amoeben beschreibt. Immerhin wäre das Bestreben, sich über unsere Raum- und Zeit-Vorstellung zu erheben, ebenso wie der nun folgende Abschnitt, der die Relativität aller menschlichen Erkenntnisse zu beweisen sucht, für die Sophisten gegen Sokrates Partei nimmt und den Satz angreift, nichts sei wirklich, was nicht klar vorstellbar sei, eines echten Skeptikers würdig.

Bei der dritten These nennt Philipp, wie dies bei Bekämpfung der Begriffe Ursache, Notwendigkeit, Naturgesetz üblich ist, offene Thüren ein. Daß die Notwendigkeit nicht mit Händen zu greifen ist, das weiß jeder Logiker; was der Verfasser von einer anthropomorphen Vorstellung der Notwendigkeit sagt, das trifft weder Mill noch Sigwart,

noch Lipps, noch Kiehl, noch Höfler; auch die auf Seite 91 gegebene Beschreibung der Kausalvorstellung paßt nicht auf methodisch geschulte Denker, aber sie trifft sonst gewiß vielfach zu und gehört zu den feinen Beobachtungen, die wir am Schlusse unserer Besprechung rühmen: „Im Vordergrund des Denkens steht jenes inhaltlichere tautologische Axiom mit seiner Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit. Im Hintergrunde aber lauert dieser rein empirische Satz von den mechanischen Ursachen, der einen realen Inhalt, aber keine apriorische Notwendigkeit besitzt. Nun schlägt die menschliche Vernunft eine Volte. Sie vermengt beide ganz verschiedene Sätze, und dadurch erhält das absolut notwendige logische Axiom scheinbar einen realen Inhalt, während die rein empirische Tatsache scheinbar eine logisch-axiomatische Notwendigkeit erhält und in dieser Drapierung feierlich als Ananke einher schreitet. Das ist das enthüllte Geheimnis des Satzes von der Ursache.“ Zu den Mitmenschen, die diese Konfusion machen, die ferner glauben, „die an sich seiende Welt mit Allem, was sie enthält, bedarf der Ursachtheit“ (Seite 86), und endlich übersehen, daß die Schwerkraft selbst unerklärt bleibt (Seite 93), gehören jedoch weder die genannten Logiker noch auch philosophisch geschulte Naturforscher. — Natürlich muß auch hier wieder „der wilde Urmench“ die Thesen des Verfassers unterstützen, was ihm um so leichter gelingt, als er eigens zu diesem Zwecke geschaffen ist.

„Vor dem großen Geiste des Aristoteles, der zum ersten Mal den gewaltigen Gedanken faßte, die menschliche Verstandeshätigkeit ganz allgemein zu zergliedern, habe ich allen schuldigen Respekt; aber daß nach zweitausend Jahren die Philosophen noch immer mit seinen ganz äußerlichen Unterscheidungen sich begnügen, das läßt so eine leise Ahnung in uns aufdämmern, daß die Mißachtung, in der die Philosophie heute steht, denn doch nicht ganz grundlos ist.“ Diese Äußerung in der Erörterung der letzten These (Seite 98 fgg.) läßt so eine leise Ahnung in uns aufdämmern, daß der Verfasser mindestens die neuere Philosophie nicht kennt; daher auch der Gegensatz, in den er die Philosophie zur Wissenschaft bringt (Seite 102 u. ö.); und deshalb auch hält er die Logik für „eine so entsetzlich unfruchtbare Scheinwissenschaft“ (Seite 100): von den Reformen, unter Anderem der Sylogistik, durch die Engländer, durch Brentano und einige andere Deutsche scheint ihm nichts bekannt geworden zu sein. In der That ist aber das Richtige, was er bei Behandlung der vierten These vorbringt, bereits von Früheren gesagt, wenn auch Philipp es gewiß unabhängig wieder gefunden hat. Daß der Beweis der These dem Verfasser nicht gelungen ist, braucht in einer die Wissenschaft anerkennenden Zeitschrift nicht besonders hervor gehoben zu werden; wie sich der Verfasser auch dagegen verwahren mag, es ist und bleibt eine *contradictio in adjecto*, dafür, daß Meinungen nicht zu beweisen sind, einen Beweis liefern zu wollen. Von diesem Abschnitte wurde seinerzeit in der Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie gesagt: „Der Nachweis, daß die Vernunft im Wesentlichen nur diese widerlegende, einschränkende, negierende Macht besitzt, ist dem Verfasser durch eine neue Auffassung der Logik gelungen.“ So heißt es in der Selbstanzeige des Verfassers. In dieser Selbstanzeige erzählt er auch einiges von seiner „zeitgemäßen“, „sozial-genetischen“ Methode. Zeitgemäß ist das Buch allerdings, im guten und im schlechten Sinne; den Problemen nach im guten, der Behandlung nach im schlechten. Zu der Zusammensetzung „sozial-genetisch“ müssen wir den Verfasser aber noch ganz besonders beglückwünschen. Es ist ihm damit gelungen, zwei der beliebtesten Wörter in neuer und zeitgemäßer Weise zu kombinieren, und es steht zu erwarten, daß diese Methode Anhänger in den Kreisen der Zellular-Psychologen, Mechano-Psychologen und Elektro-Psychologen finden wird.

Schließlich muß nochmals gesagt werden, daß das Buch manche feine Beobachtung, manche hübsche Bemerkung und selbständige Gedanken enthält. Der Verfasser

hat gute Einfälle, aber sein Denken ist desorganisiert durch den Sackelismus; er hat, wie so Viele, zwischen Beobachtungen und seinen eignen Phantasien von der Urzeit und dem Unsichtbar-Kleinen zu unterscheiden verlernt. Nicht nur kein Skeptiker ist er hier, sondern bis auf Ausnahmen, zu denen die Besprechung der Atherhypothese (Seite 51 flg.) gehört, versucht er in den Einzelwissenschaften nicht einmal, die bescheidensten Ansprüche kritischer Forschung zu befriedigen. Er meint, wenn er uns erzählt, wie die Denk-Kategorien beim Urmenschen entstanden sind, uns Thatsachen zu erzählen, scheint's ohne eine Ahnung, wie schwer es ist, in der Psychologie bei den jetzt lebenden Menschen sichere Gesetzmäßigkeiten zu ermitteln. Es hat aber auf allen Gebieten nach den kühnen Hypothesen der vorher gegangenen Zeit ein kritischer Geist sich zu regen begonnen, so gut in der Geologie wie in der Biologie, in der Psychologie wie in der Ethnologie, so gut gegenüber den Atomen und Kräften wie gegenüber der Deszendenzlehre und der natürlichen Zuchtwahl. Man verlangt Beobachtung und Experiment an Stelle unerweisbarer Hypothesen. Möchte Philipp seine unleugbaren Fähigkeiten entweder dieser wirklichen Thatsachenforschung oder reinen Werken der Phantasie zuwenden.

Romane und Erzählungen.

August Sperl: Hans Georg Portner. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Wie die früheren erzählenden Dichtungen des Nürnberger Kreisarchivars August Sperl („Die Fahrt nach der alten Urkunde“, „Die Söhne des Herrn Rudinow“) ist auch dieses neueste Werk dem deutschen evangelischen Hause gewidmet. Es ist im besten Sinne eine Erzählung für die reife Jugend und für ernst gestimmte Erwachsene, die auch im aesthetischen Genuße noch sittlich und religiös ergriffen sein wollen. Der Verfasser des Buches ist ein Dichter, der wohl den Archivar, noch nicht aber den auf unmittelbare Wirkung ausgehenden Volkschriftsteller in sich überwunden hat. Noch fehlt dem Buche der ruhige, große Stil. Mandes ist unfrei, erzwungen; mandes fällt aus dem epischen Tone. Aber es wäre schreiend ungerecht, der starken, ehrlichen und reinen dichterischen Individualität des Mannes darüber zu vergessen. Sperl wurzelt tief im volkstümlichen Empfinden; Volkskunde, Sage, Märchen und Geschichte beherrscht er in gleicher Weise. Seine Darstellungsmittel sind quellenfrisch, er schöpft aus tiefen Brunnenschächten. Er

selbst ist eine leidenschaftlich religiöse Natur, von Pietismus und Aukertum gleich frei. Man muß bis auf seinen Landmann Stijter (der anscheinend auch sein Vorbild ist) zurück gehen, um Schilderungen und Szenen von dieser herben, starken und zarten Jugendlichkeit zu genießen. Das Werk behandelt die Gegeureformation in der Oberpfalz, entwickelt an den inneren und äußeren Schicksalen eines adeligen Mannes. Es ist das eines der dunkelsten Blätter der an düsteren Kapiteln so schmerzlich reichen bayrischen Geschichte. Dem heutigen Leser ballt sich die Haut und tritt die Thräne des Jornes und Mitgeföhles in's Auge, wenn er in Sperls Buche den durchaus nicht übertriebenen Berichten folgt, mit welcher unerhörten Brutalität und fanatischer Rücksichtslosigkeit damals die Oberpfalz wieder katholisch gemacht wurde. Hier hat der Quellenforscher ein allzu reiches, bitter anlagendes Material*) vorgefunden, der Dichter es mit ergreifender Gewalt bezwungen. Nicht

*) Wer über dieses dunkelste Kapitel bayrischer Geschichte altennährige Belege wünscht, sei auch auf das Buch von Uppert verwiesen: „Geschichte der Gegeureformation in der Oberpfalz-Rurpfalz.“

(Heidelberg, Wöpel.)

für jedermann ist dieses Buch geschrieben; aber diejenigen, zu denen es redet, denen es lebendig wird, werden selten hinter einem historischen Romane eine so mannhaft und reiche Dichterindividualität gefunden haben. Das Buch ist zu einem bestimmten Zwecke und für ganz bestimmte Kreise geschrieben; diesen Kreisen wird es ein Schatz werden und seinen Zweck, wie wenig andere Bücher, erfüllen.

Dr. Josef Hofmiller.

Peter Michel. Ein Roman von Friedrich Huch. Hamburg, Alfred Janssen.

„Wenn einer redet, soll er positiv reden!“ Goethe hatte das gut verlangen. Die Wenigsten können es. Friedrich Huch redet positiv. Man fühlt sich auf festem Boden, wenn einer so Urtheil neben Urtheil setzt, jedes wirklich und sicher. Huch vermeidet, in Bildern zu reden. Auch das ist gut. Wenigstens zunächst; so lange es gilt zu zeigen, was an seinen Personen constant ist. Die ererbten Triebe in ihrer Hilflosigkeit; dazu die natürlichen Anlagen, teils unzulänglich, teils entwicklungsfähig: bei keinem kommt es mit solcher Unmittelbarkeit und Bestimmtheit zum Ausdruck wie bei Huch. In seiner Kraft, deutlich darzustellen, was ein Individuum konstituiert und abgrenzt, liegt zunächst das Neue, Unerwartete seines Romans. Denn dieser Roman ist ein literarisches Ereignis.

Zunächst werden uns Peter Michels Eltern gezeichnet. Der Vater, ein Schuhmacher in einem kleinen Dorfe. Er hat träumerische Augen, die sich nie mit Bewußtsein dauernd auf eine Stelle konzentrieren können, und einen Geist, der fortwährend grübelt, ohne an etwas Festem zu haften. Seine Stimme ist schwach und zögernd. Daneben die Mutter. Natürliche, hausbackene Aufgewecktheit mit Eitelkeit verbunden. Das eigentliche Zartgefühl geht ihr ab, und auch von Gemüt hat sie so gut wie nichts. Der Sohn dieser unharmonischen Ehe ist Peter Michel. Eine tiefe Kluft liegt zwischen seiner schönen

Natur und dem Weien seiner Mutter. Aber für seinen Vater empfindet er ein unbewußtes jähliches Mitleid. Er sieht in ihm seine eigene schwache Natur. Und es befällt ihn eine dunkle Bekommenheit vor der Welt und seinen einstigen Schicksalen in ihr. Aber seine Mutter besteht darauf, daß er eine „städtische Bildung“ bekommt und Lehrer wird.

Peters Lebenslauf wird uns mit urwüchsigem Humor und Wirklichkeitsinn erzählt. Meisterhaft sind die Frauengestalten unterschieden, die seine Wege kreuzen. Nie wagt er, resolut sich selbst sein Ziel zu setzen, und immer nur mit knapper Not entrinnt er der Gefahr, gegen seinen Willen geheiratet zu werden; bis endlich das Schicksal trotz seinem drolligen Sträuben die Schlinge zu zieht und er das „bildungs-fähige“ Mädchen zur Frau bekommt. So schlicht und einfach der Dichter erzählt, die Bedeutsamkeit wächst unausgesetzt, und Peter Michel wird zum Typus. Zum Typus des deutschen Durchschnittsmenschen, der wenig gesunde Instinkte, aber großen Respekt vor der Welt und viele nebelhafte Ideale hat. „Nur die Deutschen haben noch Ideale.“ Dessen hat man sich auch vor hundert Jahren schon gerühmt, und Goethe hat Lavater die rechte Antwort gegeben: „... All deine Ideale sollen mich nicht irre führen, wahr zu seyn, und gut und böse wie die Natur“. Aber Peter Michel ist nicht böse. Auch schwere Erlebnisse verwandeln ihn nicht. Sein Vater und Taute Olga mit ihrem atheïstischen Büchlein kommen in's Irrenhaus, seine Mutter stirbt durch Selbstmord. Daß Huch die pathologischen Momente so häuft, ist schade, trotz des graufigen Humors, den er dadurch zu entfalten Gelegenheit findet. Der Schmerzpunkt seines Romans wird auf diese Weise verschoben. Auch daß seine vorzüglich gebaute Sprache wohl an die kräftige Betonung des Struktiven im modernen Stil eines van de Velde erinnert, aber dafür Farbenglanz und Blütenstimmern vermissen läßt, mag beklagt

werden. Jedenfalls aber bleibt Peter Michel ein Werk, das in der Litteratur hoch hervorragt, mag man es nun individuell oder typisch einschätzen, mag man sich seiner Realistik freuen, oder der feinen Ironie, die am Schlusse lästlich durchbricht, wenn Peter in „schulfeistlichem Tone“ vom Glück seiner Ehe berichtet. Vieles ließe sich über Peter Michel schreiben. Vielleicht wird Prof. Türk in ihm einen zweiten Hamlet entdecken, das Genie an sich; vielleicht wird man in Peter Michels Länden Peter Michel überhaupt nicht entdecken. Und das ist vielleicht das Wahrscheinlichste; denn „unsere Ideale“ sterben nicht aus.

Karl Hedel.

Dramen.

Karma. Schauspiel in fünf Aufzügen von Karl Bleibtreu. Bühneneinrichtung. Leipzig, Philipp Reclam jun.

In dem kleinen Vorwort, das Bleibtreu seinem Stücke voran schickt, bemerkt er, es sei unnötig, Tendenzen oder gar zeitliche Aufspielungen in einer symbolischen Dichtung zu wittern, und er fügt hinzu, die Fabel habe sich dem Dichter mit innerer Notigung selber als „Karma“ aufgedrängt. Wir wollen dafür sagen, das Stück, das ein Problem behandelt, welches mehr und mehr Bedeutung für die europäische Kultur-menschheit gewinnt, ist aus persönlichen Erfahrungen und — Leiden hervorgegangen. Das Persönliche ist oft ein Element gesteigerten Lebens in der Dichtung. In mancher Beziehung ist „Karma“, trotz der Verwahrung des Dichters, ein sogenanntes Schlüsselstück, das auf Verhältnisse der Gegenwart hinweist und dessen satirische Anspielungen auf Berliner Litteraturverhältnisse und Sitten mehr als deutlich sind. Sie schädigen sogar die Einheit des scheinbaren Kolorits und dürften dem äußeren Schicksal des Stückes, das am 18. September 1900 im Kaiser-Zubiläumstheater in Wien seine erste Aufführung erlebte, kaum förderlich sein. Das Schauspiel ist

ganz vortrefflich aufgebaut, und das gleiche Lob gilt von dem Bau der einzelnen Akte. Die Gestalten der Dichtung aber sind von keinem reinen Künstler geschaffen, der weiß, wie sich das tiefste Leben oft in unwillkürlichen Äußerungen offenbart; es sind Träger einer hohen Weltanschauung, deren einzelne Sprüche und Mahnungen nicht genug beherzigt werden können. Ihre Weisheit braust nicht, wie bei Shakespeare, im strömenden Ergüsse heißer Leidenschaft einher; sie fällt oft fühl von den Lippen der Gestalten, deren Urheber die heiligen Schriften des Ostens kennt. Der Dichter muß die Gefühlswärme der einzelnen Äußerungen durch Regiebemerkungen für den Schauspieler andeuten. Der Höhepunkt der Dichtung ist der fünfte Akt, der den geborenen König und den Weltüberwinder einander gegenüber stellt. In dem Umstand, daß die Dichtung bis zuletzt steigt, möchte ich einen besonderen Vorzug des Drama's erblicken. Man weiß, daß dies oft genug in hochbedeutenden Werken nicht der Fall ist.

Wilhelm Weigand.

Björnstjerne Björnson: „Als fa lous Haar“. (Kleine Bibliothek Langen, Bd. 40. 1 Mark.)

Der alte Björnson lebt ganz in diesem Buche, das die sittlichen Entwicklungskämpfe eines durch ein Weib aus der Nüchternheit gebrachten jungen Mannes erzählt. Eine ruhelose, subjektive Art, die Dinge hastig und in greller Beleuchtung mitzuteilen; ermüdende Weiterschweifigkeit und Unfähigkeit zu straffem Aufbau abwechselnd mit fabelhafter Wucht der Darstellung; feine und zarte Seelenanalyse; laudenschaftliche Stimmungen von unvergeßlich scharfem Dufte. Der Gang der Erzählung fortwährend von den eigen sinnigen Betrachtungen und Erläuterungen eines Nachmittagspredigers unterbrochen. Alles in allem: das Werk eines recht alt gewordenen Künstlers malgré lui; Seite für Seite erkennt man die Klauen des Löwen und zugleich seine Zahnlosigkeit.

Dr. Jos. Hofmiller.

Druckfehler-Berichtigung: zu lesen „Fettes“ (statt „Helles“); S. 198, Heft 3, in der Besprechung von Dr. H. Sp. 1 Z. 17 v. o. „libriertes“ (statt „signiertes“).



Zum Jacobowski-Denkmal

sind bei der Schriftleitung der „Gesellschafts“, zu den in Heft 3 ausgewiesenen Spenden im Gesamtbetrage von M. 64,55 seither noch eingegangen: von Dr. Th. Lessing, München 5 M.; Komponist Max Reger und Ernst Voche, München 10 M.; Frau Marie Stona, Schloß Strebowitz 30,70 M. (30 Kr.) — zusammen also 110 M. 25 Pf.



Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

- Albert, Adam: Der Zollkommissär. Ein Roman von der Genge. Dresden, C. Pierjons Verlag (N. Binde). 277 S. M. 3,50.
- Allen, Hedwig von: Roma. Gedichte. München, Aug. Schupp. 60 S.
- Badle, Otto: Es war einmal. Gedichte. Arnberg, F. W. Beder. 126 S. M. 1,50.
- Bahr, Hermann: Der Apostel. Schauspiel in 3 Aufzügen. München, Albert Langen. 232 S. M. 3,—.
- Berge, Elisabeth von: Heinrich von Kleist. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Dresden, C. Pierjons Verlag (N. Binde). 156 S. M. 2,—.
- Beyer-Woppar, Dr. Conrad: Ein Senator von Europlens Monarchen. Grundriß zu einem biographischen Denkmal für König Oskar II. von Schweden und Norwegen. Leipzig, Gustav Hof. (G. m. b. H.) 2-3 S.
- Bierbaum, D. J.: Annamargareth und die drei Jungfrauen. Leipzig, „Jusel“-Verlag. 91 S. M. 1,—.
- Bittlerlee, Ebenezer: Reichstags-Faulpetze, oder brauchen wir überhaupt noch einen Reichstag? Leipzig, K. Beckers Verlag. 24 S. M. 0,30.
- Björnson, Björnhijerne: Darnlev. Drama. 180 S. M. 3,—. — Sigurd Jorsalfar. Schauspiel. 109 S. M. 1,50. Beide übersezt von Eldre Wjden. München, Albert Langen.
- Bleichkreu, Karl: Die Geistes der Nation. Komödie in 2 Akten. Ebenda. 203 S. M. 2,50.
- Blumenthal, Graf von: Tagebücher des Generalfeldmarschalls aus den Jahren 1866 und 1870/71. Herausg. von Albrecht Graf v. Blumenthal. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.) 286 S. M. 5,—.
- Brandes, Georg: Gesammelte Schriften. Bd. I. Deutsche Persönlichkeiten. Deutsche Original-Ausg. Hef. 1-3. München, Albert Langen. 60 Lieferungen à M. 1,—.
- Dalber, Dr. Albert: Geschichten aus Australien. Mit 8 Vollbildern auf Tafeln. 310 S. M. 3,60. — Eine Australien- und Südfahrt. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln, sowie einer Kartenbeilage. 320 S. M. 10,—. Leipzig, W. G. Teubner.
- Dallago, Carl: Strömungen. Neue Gedichte. Innsbruck, Tiroler Verlag (F. J. Gahner). 120 S. Geb. M. 2,—, geb. M. 3,—.
- Dieberichsen, Anne: Stadloten. Gedichte. Dresden, C. Pierjons Verlag (N. Binde). 77 S. M. 1,50.
- Dietrich, F.: Bibliographie der deutschen Rezensionen mit Einschluß von Referaten und Selbstanzeigen. Supplement zur Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur. Bd. I. 1900. Mit Sachregister. Leipzig, Felix Dietrich. 406 S. Komplet M. 25,—. In 10-12 Hef.
- Don Luigote. Zeitschrift. I. Jahrg. 1. Heft. Herausg. Dr. Ludwig Bauer. Wien I, Verlag des „Don Luigote“. Für das Jahr M. 12,—, Einzelheft M. 0,35.
- Drever, A.: Bergmoosn und Spötter'n. Gedichte in oberbairischer Mundart. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). 88 S.
- Drever, Otto: Zur undogmatischen Glaubenslehre. Vorträge und Abhandlungen. Berlin, C. F. Schwetsche & Sohn. 156 S. M. 2,—.
- Engel, Moriz von: Transaktionen. Schauspiel. Leipzig, Eduard Kienarius. 145 S. Geb. M. 2,—, geb. M. 3,—.
- Engels, Eduard: Münchens „Nebengang als Kunststadt“. Eine Rundfrage. München, F. Bruckmann N. G. 91 S.
- Egel und Ewers: Märchen und Fabeln für große und kleine Kinder. Illustriert von Horst Schulze. Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie“. 68 S. M. 4,—.
- Eyvern, Ernst von: Zwanzig Jahre Kanal-Lämpfe. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Vaterlandes. Nach den Verhandlungen des preussischen Landtags in den Jahren 1882-1901 zusammengestellt. Berlin, Deutscher Verlag. (G. m. b. H.) 165 S. M. 3,—.
- Fiebler, Friedrich: Der russische Parnass. Anthologie russischer Lyriker. 2 unveränderte Aufl. Dresden, Heinrich Minnen. 261 S. M. 2,—.
- Fischer, Dr. Ferd.: Die Brennstoffe Deutschlands und der übrigen Länder der Erde und die Rohlennot. Braunshweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 107 S. M. 3,—.
- Flateau, Dr. med. Georg: Allgemeiner Hygienischer Kalender für das Jahr 1902. Berlin-Lübene, Vogel & Kretzenbrint. 194 S. M. 1,—.
- Fleischer, Max: Traum und Schöpfung. Eine Menschenwerdung. Gedichte. Dresden, C. Pierjons Verlag (N. Binde). 100 S. M. 2,—.

France, Anatole: Anno Zwei, und andere Novellen. Überlegt von F. Grafin zu Reuentlow. München, Albert Langen. 145 S. M. 2.—

Gansle, Hugo: Die Kaiserrede. Berlin NW, Boll & Widarot. 100 S.

Ganz, Dr. Hugo: Knechten und Politiker. Zur Kunstrede des deutschen Kaisers. Frankfurt a. M., Neuer Franckfurter Verlag. (G. m. b. H.) 19 S. M. 0.30.

Gemünd, Dr. W. und Rindgen, Franz: Wie kann unser Aktienwesen gelindert? Mängel im deutschen Aktienrecht und Vorschläge zu ihrer Beseitigung. Köln, Paul Neubner. 63 S.

Giesendagen, Dr. R.: Auf Java und Sumatra. Streifzüge und Forschungsreisen im Lande der Molaien. Leipzig, B. G. Teubner. 270 S. M. 7.—

Göhre, Paul: Vom Sozialismus zum Liberalismus. Wandlungen der Rationalisten. Berlin W, Verlag der Sozialistischen Monatshefte. 39 S. M. 0.75.

Goethe, Wolfgang von: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Schauspiel in 5 Akten. Nach der Original-Ausgabe von 1773 für die Auf-führung eingerichtet von Eugen Allan. Bühnen-Ausgabe mit der vollständigen Inszenierung. Olden-burg. Schulische Schulbuchhandlung H. Schwarzp. 163 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 3.—

Gröhler, Hermann: Düringens Sturz. Dramatische Dichtung in 2 Teilen. Dresden, C. Piersons Verlag (R. Linde). 280 S. M. 3.—

Gross, Carl: Der achteckige Genuss. Gießen, J. Neiderische Verlagsbuchhandlung (Hfr. Tölpel-mann). 263 S. Geb. M. 4.80, geb. M. 6.—

Grotz, Ernst Johann: Kosmika von Wanders-heim. Dramatisches Kulturbild in 2 Aufzügen. Leipzig, Fr. W. Brunow. 50 S.

Grüder, P. Hermann S. J.: Die ungerichte Verfolgung der latdol. Ordensgenossenchaften in Frankreich. Keutlich (Württemberg), Josef Bernkhan. 45 S.

Gumjun, Anst: Elasson der Erde. Überlegt von Wladislaw Mann. München, Albert Langen. 191 S. M. 3.—

Hartmann, Hans Emil: Moncenisio. Dichtung in 5 Akten. Dresden, C. Piersons Verlag (R. Linde). M. 1.50.

Heidt, Carl Maria: Sein Vermächtnis. Poesie und Prosa aus dem Nachlasse herausgegeben von Leopold Hermann und Wolfgang Maderer. Linz, Österreichische Verlagsanstalt. 176 S.

Hendel, Carl: Aus meinen Gedichten. 4. u. 5. Teilend. Jülich, Carl Hendel & Co. 76 S. M. 1.—

Hesse, Paul: Ninon und andere Novellen. 2. Aufl. 465 S. M. 6.— Das verheiratete Bild zu Salz. Drama in 3 Akten. 104 S. M. 1.60. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (G. m. b. H.)

Humperding, C.: Ein Lied von der Welt. Nach Text von J. Trojan. Zum Besten der Buren herausgeg. vom Komitee der Christlich-Vereinigungen Deutschlands zur Ehrung der Wets. Leipzig, Max Brockhaus. M. 1.—

Hutter, Anlein: Altkometer-Wartensystem und Tarifreform im Personenverkehr der Eisenbahnen. München, Max Kellerer. 65 S. M. 0.60.

Hypolitiches Volksblatt. Organ zur Bekämpfung des Kupferwährungs. Mit besonderer Abteilung für Literatur- und Gewerbetreibende. III. Jahrg. Heft 1. Berlin, Vogel & Kienlebrink. Für das Vierteljahr M. 1.— Einzelheft M. 0.25.

Influirterer Winternachtskatalog für die deutsche Hans 1901. Zu beziehen durch Hermann Seemann Nachf., Leipzig. Kostlos.

Insel-Buch. Leipzig, „Insel“-Verlag. 200 S. Jenno, Rudolf Christoff: Der Nomenklatüring. Ein Märchenpiel aus armenischer Vorgelt in 3 Aufzügen. Innsbruck, Tiroler Verlag (J. F. Gahner). 70 S. R. 1.50.

Rahf, D. Dr. Wilhelm: Die Bedeutung des Toleranzantrages für Staat und evangelische Kirche. Sonderabdruck aus den Deutsch-evangelischen Blättern 1902, Heft 1. Herausgeg. von Haupt und Rahf. Halle a. S., Eugen Ertien. 45 S. M. 1.—

Rampfmeier, Paul: Die Geschichte und Literatur der deutschen Sozialdemokratie in ihren Hauptzügen. Nürnberg, Franckische Verlagsanstalt. (Herm. Eybow & Co.) 48 S. M. 0.40.

Rempel, Dr. Franz: Göttliches Stittengesetz und neuzittliches Erwerbsleben. Mainz, Franz Kirchheim. 450 S. M. 6.—

Rechs, Prof. Dr. Carl: Schaffen und Nach-schaffen in der Kunst. Rede, zur Feier des allerböchsten Geburtstags Seiner Majestät des Kaisers und Königs am 27. Januar 1902 in der öffentlichen Sitzung der Igl. Akademie der Künste gehalten. Berlin, Siegfried Mittler & Sohn. 18 S. M. 0.60.

Runterhebung. Ergebnisse und Anekdoten des Künstlerlebungsstages in Dresden am 28. und 29. September 1901. Leipzig, R. Voigtländer. 218 S. M. 1.—

Randsberg, Dr. Hans: Friedrich Nietzsche und die deutsche Literatur. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 139 S.

Randschhoff, Dr. Rudw.: Johann Rudolf Sum-freng (1760—1802). Ein Beitrag zur Geschichte des Lebes und der Wälder. Berlin, S. Fischer. 214 S.

Rang, Otto: Der Sozialismus in der Schweiz. Berlin W, Verlag der Sozialistischen Monatshefte. 27 S. M. 0.75.

Retow-Worbed, Oskar von: Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland. III. Bd.: Der Mainfeldzug. Mit 10 Karten und Gesehtspänen, 7 Schilgen. Berlin, Ernst S. Mittler & Sohn. 491 S.

Reumann, Ernst: Religion und Unwissenheit. Zum Fall Spahn. Frankfurt a. M., Neuer Franckfurter Verlag (G. m. b. H.). 27 S. M. 0.30.

Richtwart, H.: Drei Programme. 2. Aufl. Berlin, Bruno Cassirer. 119 S.

Rie, Jonas: Wenn der Vorhang fällt. Roman. Berlin W, Rich. Taubners Verlag. 219 S. Geb. M. 4.—, geb. M. 5.—

Rittschill, S.: Multatuli. Der Modernen Essays zur Kunst und Literatur 14. Heft. Herausg. Dr. Hans Randsberg. Berlin, Gose & Leipzig. 38 S. M. 0.50.

Rühlmann, Lic. Dr. C.: Das Bild des Christen-tums bei den großen deutschen Idealisten. Ein Beitrag zur Geschichte des Christentums. Berlin, C. H. Schwetsche & Sohn. 229 S. M. 4.50.

Rudaw, John Hen: Freunde und Gefährten. Meisterdichtungen auf einzelnen Wäldern. 9. Serie, Blatt 901—900. Eltern- und Kinderleber. Jede Serie (100 Blätter) M. 3.—, Einzelblatt M. 0.05.— Katalog (gratis) zu „Freunde und Gefährten“. 72 S. Berlin, Schuster & Loeffler.

Rudera, Wolfgang: Schatten und Sterne. Gedichte. Wien, Carl Konegan. 147 S. M. 2.50.

Ration, Henri: Psychologie de la Femme. Aus Etudes de Psychologie Féminine. Paris 5, Librairie Armand Colin. 307 S.

Reitblas, Dr. Th.: Bildmaß als Künstler, nach den Briefen an seine Frau und Gerlin. Leipzig, Friedr. Brandstetter. 234 S. Geb. M. 3.—, geb. M. 3.50.

Raur, M.: Reine Darstellung der tirolischen Landesgeschichte und die „wissenschaftliche“ Kritik. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung.

Räuter, Dr. Heinrich: Fort mit den Zeits-programmen! Berlin, Otto Scherhart. 32 S. M. 0.50. Münchner Rundschau. Organ für Münch-ner Angelegenheiten. 1. Jahrg. Nr. 1 und 2. München, Buchdrucker J. G. Schön. Vierteljahr. M. 1.—, Einzelnummer M. 0.10.

Rüstler, G. G.: Bericht 1901. Kipdeltisch geordnet. 64 S.— Nach Gruppen geordnet. 28 S. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

- Riggi, A.: Verkannt und Vergeßen. Biographische Skizzen. (H. Plattner und J. G. Ehrlich.) Innsbruck, Trojer Verlag (J. F. Wagner). 81 S. Nr. 1.—
- Rohl, Clemens: Der wissenschaftliche Unterricht und die Unterrichtsübungen in der Lehrerinnen-Bildungsanstalt. Offen, G. D. Wehler. 16 S. Nr. 0,40.
- Rollau, Hermann: Pompejanische Mosaiken. Dichtungen. Leipzig, A. W. Hölse. 72 S. Nr. 5.—
- Rosig, Dr. Alfred: Die moderne Agrarfrage. 2. Teil: Das System des Sozialismus. Berlin, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Geibel). 587 S.
- Rönet, Georges: Zwei Väter. Roman. Übersetzt von Max von Weisenbura. 396 S. Nr. 3.—
- Reißl, Alexander: Westliche Werte. Deutsch von Josef Steinbach. Brescia, Schiesische Verlagsanstalt (S. Schottlaender). 1197 S. Nr. 4.—
- Roe, Gagar Alan: Bd. VIII.—X. Die Abenteuer des Gordon Poms. 251 S. Nr. 2.— — Der Teufel im Hohenstuhl. 240 S. Nr. 2.— — Der Engel des Wunderlichen. 240 S. Nr. 2.— Herausgegeben von Hedde und Arthur Koeller-Brud. Minden i. W., J. G. Brun.
- Rohle, Dr. L.: Deutschland am Scheidewege. Leipzig, B. G. Teubner. 242 S. Nr. 4,80.
- Rosch, Johannes: Deutsch-Gapri in Kunst, Dichtung, Leben. Historischer Rückblick und poetische Blütenlese. Oldenburg, Schulische Hof-Buchhandlung (H. Schwarz). 188 S. Nr. 3.—
- Rein, W.: Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Bd. 5.—7. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. Der Band Nr. 7,50, bezw. Nr. 10.—
- Reinhardt, Hans: Frührot. Gedichte. Jülich, Carl Heydel & Co. 117 S.
- Reinische Rundschau. Unabhängige Wochenchrift. 2. Jahrg. Nr. 1. Düsseldorf, Neue literarische Anstalt. Einzelnummer Nr. 0,15.
- Rießer, Dr.: Die Notwendigkeit einer Revision des Bürgergesetzes vom 22. Juni 1896. 1. Januar 1897. Vortrag, gehalten in der Volkswirtschaftl. Gesellschaft in Berlin am 22. November 1901. Aus Volkswirtschaftlichen Vorträgen, Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin. Heft 185/186. Jahrg. 24. Heft 12. Berlin, Leonhard Simon. 61 S. Nr. 1.—
- Salus, Hugo: Christa. Ein Evangelium der Schönheit. Wien, Wiener Verlag.
- Sarajow, Dr.: Ueber Wasserfluren im Rahmen der wissenschaftlichen Weltkunde. 3. u. 4. Auflage. Berlin, Vogel & Reichardt. 40 S. Nr. 1,50.
- Sauer, Emil: Meine Welt. Bilder aus dem Gehirnschilde meiner Kunst und meines Lebens. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 292 S. Geb. Nr. 8.—, geb. Nr. 10.—
- Schaufal, Richard: Einer, der seine Frau beschuldigt, und andere Sachen. Dramatische Skizzen. Leipzig, Herreitsche Verlagsanstalt. 167 S.
- Schicht, Josef: Monats. Wien, Verlag neuer April. 62 S.
- Schneegans, S.: Molière. Geistesleben, Biographien 42. Bd. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 261 S. Geb. Nr. 2,40, geb. Nr. 3,20, Halbfranzband Nr. 3,80.
- Schulze-Raumburg, Paul: Kulturarbeiten. Bd. 1: Hausbau. Herausgegeben von „Kunstwart“. München, D. W. Callweg (Kunstwart-Verlag). 127 S. Geb. Nr. 3.—, geb. Nr. 4.—
- Steiner, A.: Richard Wagner in Jülich. II. Teil (1852—1855). Neunzigstes Neujahrsblatt der Allgemeinen Musikgesellschaft in Jülich, 1902. Jülich, Gebrüder Hug & Co. 36 S.
- Steiniger, Dr. Max: Russische Strafverbrechen. Veröffentlichliche Privatdruck eines alten Genörens. München, Alfred Schmid Nachf. (Unico Gesellschaft). 81 S. Nr. 1,20.
- Studenrauch, Hans: Bilder zu Fritz Reuters Werken. Mit erläuterndem Text von Paul Bernde. 1. Heft. Berlin W 57, Rich. Götters Nachf. (S. Krüger). 24 S. Vollständig in 25 Heftungen à 50 Pf.
- Trümpelmann, August: Die moderne Weltanschauung und das apostolische Glaubensbekenntnis. Berlin, G. W. Schwetsche & Sohn. 395 S. Nr. 7.—
- Ueberweg, Friedrich: Grundriß der Geschichte der Philosophie. IV. Teil: Das neunzehnte Jahrhundert. Herausgegeben von Dr. Max Felske. Berlin, Siegfried Mittler & Sohn. 625 S. Geb. Nr. 11.—, geb. Nr. 12,50.
- Ulland, Ludwig: Ästhetische Werte. Mit einer literarisch-biographischen Einleitung von Ludwig Holtorf. Mit dem Bild des Dichters. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1120 S. Geb. Nr. 4.—
- Urban, Dr. Erich: Strauß contra Wagner. Berlin, Schuster & Köfster. 94 S.
- Vollmann, Ludwig: Die Erziehung zum Sehen. Leipzig, H. Vohlander. 48 S. Nr. 0,75.
- Wagner, Dr. med. R.: Der Naturheilkundler. Ein medizinischer Streifzug durch das Lager der Naturmedizin. Berlin-Südbend, Vogel & Reichardt. 69 S.
- Wied, Gustav: Das schwache Geschlecht. Vier Satorspiele. Berlin, S. Fischer. 210 S.
- Wittenbauer, Ferdinand: Die Hübscherin und ihr Garielin. Dichtungen. Wien, Carl Konegen. 138 S. Nr. 1,80.
- Woblmuth, Alois: Gedichte. München, Albert Langen. 126 S. Nr. 2.—
- Woblmuth, Dr. Martin: Ästhetische Erklärung Schopenhauerscher Dramen. Bd. II. Göttingen, Dresden, B. Erdmann. 96 S. Geb. Nr. 1,50, geb. Nr. 2.—
- Zumsteeg, Johann Nikolaus: Kusenswilde Vieder. 1766—1802. Eingeleitet und herausgegeben von Ludwig Landshoff. Berlin, Dreikönigen-Verlag. 47 S.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.
 Fernruf-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nm. 4 $\frac{1}{2}$ bis 6 $\frac{1}{2}$ Uhr;
 Postzeitungsliste Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

NB. Für unverlangt eingesandte Rezensionsexemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. — Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Bücherfundungen: ausschließlich an den Herausgeber; Besprechungen, Anzeigen oder Gebeten: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagsabteilung zu beschaffen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: G. Piersons Verlag (H. Linde) in Dresden.



Band I. ❁ 1902. ❁ Heft 5.
 *

Wie ist der Not der Landwirte zu steuern?

Von Geh. Sanitätsrat Dr. Konrad Küster.

(Berlin.)

Daß eine große Not der Landwirte besteht, haben wir aus ihren Büchern schwarz auf Weiß nachweisen können. Daß ihnen geholfen werden muß, soll die Allgemeinheit, soll die Entwicklung unseres Staates nicht leiden, ist ebenso unzweifelhaft. Man spricht nun von großen und von kleinen Mitteln. Nicht mit Unrecht. Kleine Mittel sind solche, welche einer augenblicklichen, einer vorübergehenden Not abzuhelpen suchen. Große Mittel sind solche, welche die Ursachen einer dauernden Not zu beseitigen geeignet sind. Die Landwirte befinden sich nun nicht nur wegen Auswinterung des Weizens und des Viehfutters in einer vorübergehenden, sondern schon seit Jahren in einer dauernden Not. Und so wird nichts Anderes übrig bleiben, als die großen Mittel anzuwenden, d. h. die Ursachen der Not zu beseitigen. Wer den Anspruch auf einen tüchtigen Staatsmann erhebt, hat daher zunächst die Ursachen des Leidens, welches er heilen will, festzustellen.

Welches sind die Ursachen des dauernden Notstandes der Landwirtschaft? Es wird selbst von weniger Eingeweihten ganz richtig behauptet, die Not käme daher, daß die Landwirte den Grund und Boden zu teuer

durch Kauf oder durch Erbschaft erworben hätten. Diese Verteuerung des Grundes und Bodens ist hervor gegangen aus der gesetzlich erlaubten Spekulation mit demselben. Der Preis wird, weil sonst ja keine Vorteile erzielt werden können, künstlich in die Höhe getrieben und dies weit über den wahren Wert. Jede Verbesserung des Bodens, jede Kanalanlage, jeder Eisenbahnbau in der Nähe des Gutes wird kapitalisiert und zur Preiserhöhung beim Verkaufe des Gutes benutzt. Der neue Besitzer oder der Erbe, dem das Gut zu dem hohen Preise angerechnet wird, kann sich nur durch Aufnahme von Hypotheken retten und schließlich geht seine ganze Arbeit allein dahin, die Zinsen für die Hypothekenbesitzer und die Verwandten heraus zu arbeiten; er selbst befindet sich dauernd in Not und Sorgen; er ist der Sklave von Anderen und ist nur noch dem Namen nach Besitzer. Kann er die Zinsen nicht heraus arbeiten, so wird das Gut subhastiert und von der Hypotheken leihenden Bank in der Höhe dieser Hypothek verschluckt; der frühere Besitzer geht als Bettler von dem Gut und muß noch für die Gerichtskosten aufkommen. Werden die Güter verpachtet, so muß der Besitzer, um wenigstens etwas mehr als die Hypothekenzinsen heraus zu schlagen, eine hohe Pacht fordern, die der Pächter nur mit Mühe und Not und vieler Arbeit heraus wirtschaften kann. Für sich kann dieser nichts erübrigen, er ist also auch nur ein Arbeitsknecht für den Besitzer.

Es giebt aber auch noch eine andere Ursache der landwirtschaftlichen Not. Der Landwirt als Produzent ist, wie wir bereits wissen, ohne jeglichen Einfluß auf den Preis seiner Produkte. Dieser wird von den Spekulanten gemacht und das sicher nicht zu Gunsten der Produzenten. Selbst der Händler, so weit er nicht selber Spekulant, ist von den Börsenspekulationen abhängig. Ob die Ernte gut oder schlecht ist, das hat keinen Einfluß auf den Preis. So ist trotz der leztjährigen schlechten Ernte der Preis ein niedriger. Schlechte Ernte und niedriger Preis, welcher Landwirt kann dabei bestehen? Entscheidend sind allein die Börsenspekulationen. Das Getreide ist, wie auch der Kaffee und andere Nahrungs und Genußmittel, mehr und mehr ein Börsenspekulations-Objekt geworden. Es wird auf Hauffe oder Baiffé gefirt. Die natürlichen Angebote und Nachfragen sind dabei nebensächlich. Es wird mit künstlichen Mitteln nachgeholfen, um beim Ultimo durch Baiffé oder Hauffe ein gutes Differenzgeschäft zu machen. Meist haben die Baifféspekulanten in der lezten Zeit gesiegt. Beim Sieg der Hauffe schnellt der Preis natürlich krankhaft in die Höhe; die Landwirte bekommen vorübergehend gute Preise, was sofort eine Erhöhung des Preises des Gutes herbei führt, der auch dann noch bestehen bleibt, wenn die Preise wieder

ganz ungesund und unnatürlich stürzen. Die Preise schwanken oft wie Fieberkurven auf und ab. Auch die Konsumenten leiden darunter. Beim Sieg der Hauffe-Spekulanten wird das Mehl teuer, die Brote werden klein. Die Bäcker vergessen aber, wenn die Preise stürzen, das Brot wieder wachsen zu lassen. Sie backen Jahre lang angeblich noch vom teuren Mehl!

Will man nun der Landwirtschaft helfen, so muß man diesen krankhaften und ungesunden Spekulationen sowohl mit dem Grund und Boden, als auch mit dem Getreide Einhalt zu thun suchen. Freilich ist dies eine schwierige Sache. Wer die Börsenspekulationen, wer den Boden- und Getreidewucher anzufassen wagt, der wird von Zeitungen, und das besonders von denen liberaler Richtung, als Feind des Handels verschrien und hart angelassen, als wenn ehrlicher Handel und Spekulantenwucher das selbe wären! Die alten Germanen kannten keinen Bodenwucher; der Grund und Boden gehörte der Allgemeinheit. Die Römer dagegen ließen den Boden als Privatbesitz zu. Unsere Liebhaberei für das klassische Altertum hat auch die römische Gesetzgebung bei uns eingeführt, und so leiden wir nun an den unheilvollen Folgen des römischen Privatrechtes. Dieses hat ganz unhaltbare Zustände hervor gerufen, welche derart als Unkraut in die Höhe gewuchert ist, daß es nicht möglich sein wird, sie mit einem Machtspruch ohne Weiteres zu beseitigen. Die Hypothekenverschuldung der Güter ist bereits eine ungeheure und wächst von Jahr zu Jahr in vermehrter Weise.

Das gründlichste Heilmittel wäre ja dies, daß der Staat sämtliche Güter zum wirklichen Werte aufkaufte und dann an tüchtige Landwirte verpachtete. Dies wäre für die Allgemeinheit das Vorteilhafteste. Der Grund und Boden wäre nur in tüchtigen Händen; es würden aus ihm wahrscheinlich so viel Erträge erzielt werden können, daß der Staat aus sich selbst heraus genügend mit Getreide versehen werden dürfte und das Ausland nicht mehr brauchte. Aber es hätte dies Vorgehen große Härten und Schwierigkeiten und erforderte ungeheure Geldsummen. Der bekannte Bodenreformer Adolf Bohlmann hat in Heft IV der Sozialen Streitfragen (Herausgeber Adolf Damaschke, Verlag J. Harrwitz Nachfolger; Berlin SW, Friedrichstr. 16) eine Hypothekenreform vorgeschlagen, die mit viel milderem Mitteln das selbe gute Endziel erreicht. Durch diese wird mit der Zeit der Grund und Boden aus den Krallen der Spekulation gerissen, was die Hauptsache bleibt, und doch den Landwirten der Privatbesitz des Bodens, woran der Deutsche ja so sehr hängt, wenn auch mit Einschränkungen, gelassen. Diese Einschränkungen sind um so erträglicher, als der Landwirt jetzt meist ja nur eingebildeter Grundbesitzer ist, jedoch in

Wirklichkeit der Schaffner und Verwalter der Hypothekensbesitzer. Pöhlmann will eine allmähliche Ablösung des Privatcredits durch den Staat mit Amortisationszwang und obligatorischer Verschuldungsgrenze. Letztere ist unbedingt notwendig, weil sich sonst immer wieder die alten Zustände einstellen würden. Ein Gut darf entsprechend seinem Werte nur bis zu einer bestimmten Höhe mit Hypotheken belastet werden. Nimmt der Besitzer noch mehr Gelder auf, so sind dies Privatschulden, die etwa durch Erträge aus den Ernten u. s. w. gedeckt werden können, aber niemals auf dem Gute haften dürfen. Pöhlmann verlangt ferner zu Gunsten des Staates, d. h. der Allgemeinheit, noch die Festlegung einer weiteren ersten Grenze, die der Grundrente; das sind die ersten Hypotheken, welche durch den Grund und Boden als solchen gedeckt sind, ohne Arbeitsleistung, ohne Gebäude, ohne Verbesserungen u. s. w. Der Staat soll nun obligatorisch bei Kauf, Erb- und Substitutionsfällen sämtliche Hypotheken zu unverändertem Zinsfuße übernehmen. Zu diesem Zwecke hat er Staatsanleihen aufzunehmen. Aus dem Unterschiede der Zinshöhe — der Staat hat für die Anleihe $3\frac{1}{4}\%$ Zinsen zu zahlen, erhält aus der Hypothek aber $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}\%$ mehr — soll die Hypothek der zweiten Zone amortisiert werden, um den Besitzer zu entlasten. Die erste Zone wird dagegen zu Gunsten des Staates, der Allgemeinheit, amortisiert. Die Zinsen dieser Zone sollen nämlich auch noch nach der Amortisation weiter bestehen bleiben. Sie würden sich entwickeln zu einer für ewige Zeiten auf der Landwirtschaft ruhenden Abgabe an den Staat bez. an die Gemeinde, welche wie der Staat die Hypotheken in obiger Weise ablöst. Aus diesem Verfahren entstünden einerseits für Staat bez. Gemeinde dauernde Einnahmequellen, andererseits befände sich auch der Landwirt in einer gesicherten Lage. Er hätte für Benutzung des Grundes und Bodens, der ja eigentlich der Allgemeinheit gehört, und für die Vorteile, die ihm ohne seine Arbeit aus den Naturkräften des Bodens erwachsen, eine nicht zu hohe Abgabe an die Allgemeinheit abzugeben, hätte dafür aber seinen Besitz schuldenfrei und den Lohn für seine Arbeit wie für seine Verbesserungen für sich allein, ebenso auch die Vorteile, die dem Gute durch Kanal- und Eisenbahnbauten entstehen. Das Gut könnte niemals mehr verschuldet werden, es könnte auch nicht subhastiert werden, denn die Schulden wären Privatschulden und hafteten nicht an dem Gute.

Hier sehen wir einen durchführbaren Weg, um der Landwirtschaft dauernd zu helfen. Er wirkt zwar langsam, aber unter den wirtschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart wird es auch wohl nicht anders gehen.

Wir haben aber noch eine zweite Ursache kennen gelernt. Es müssen Mittel und Wege gefunden werden, daß der Landwirt entsprechend seiner Ernte Einfluß auf den Preis bekommt; denn er ist durch die zu niedrigen Preise, selbst wenn Obiges durchgeführt wird, dauernd einer Privatverschulbung ausgesetzt und erhält im günstigsten Falle für seine Arbeit keinen genügenden Lohn.

Wie gesagt, am Besten wäre es, wenn die Spekulationen durch einen Nachspruch beseitigt werden könnten. Diese sind aber international. Unser Kaiser wäre nicht in der Lage, die Spekulationen des Weltmarktes zu unterdrücken, dies könnte nur gemeinsam von allen Regierungen geschehen. In diese jedoch Einigkeit zu bringen, erscheint fast unmöglich. Gesezt aber, es gelänge, so würde sich ein ehrlicher, von künstlichen Mitteln freier Handel von selbst einstellen. Es würde der Preis entsprechend der Ernte durch Angebot und Nachfrage sich regeln; auch würde nicht mehr durch den Handel eingeführt werden, als gebraucht würde, weil mit überschüssigem Getreide der Handel sich nicht lohnen würde, während jetzt zu Spekulationszwecken nicht nur überschüssiges Getreide eingeführt, um die Preise zu drücken, sondern auch Getreide ausgeführt wird, da es durch den Preisdruck sehr billig zu haben.

Zu den kleineren Mitteln wiederum gehören außer den Darlehen bei vorübergehender Not die Zölle. Wäre ein normaler Handel vorhanden, so wären diese ganz unnötig; im Gegenteil, es müßte dem Handel erleichtert werden, das fehlende Getreide einzuführen. Bei mittleren gesunden Preisen im Inlande würde, da das Ausland billiger produziert, dieser Handel sich auch lohnen. Es würde aber die Gefahr vorliegen, daß dieses Vorteils wegen nun über Bedarf und über Gebühr Getreide eingeführt und dadurch wieder die Preise zu stark gedrückt würden. Wenn die Regierung die Einfuhr kontrollierte und die Menge des vorhandenen Getreides des Inlandes feststellen ließe, so würde man der nutzlosen Einföhrung dadurch steuern können, daß, so bald unser Bedarf gedeckt, bei weiterer Einföhr ein hoher Zoll erhoben würde. Der Zoll erscheint daher notwendig, so lange ungesunde Spekulationsmachenschaften vorhanden und über Gebühr Getreide eingeföhrt wird. In diesem Falle muß der Zoll sogar ein recht hoher sein, wenn er wirken soll. Durch die Spekulation schwanken die Preise fortwährend um 10—20% und noch höher. Was macht da eine Erhöhung um 5% aus?

Dies alles wird dem Landwirt aber nur vorübergehend und unter den gegenwärtigen Verhältnissen leider zu spät helfen, ganz abgesehen davon, daß die Spekulation durch ihre künstlichen Machenschaften und ihre Preis-

treibereien den kaufmännisch sehr wenig geschulten Landwirten den Vorteil bald zu entreißen verstehen wird. So lange die Regierung nicht in der vorhin vorgeschlagenen Weise eingreift und streng zwischen Bedarf und Überbedarf unterscheidet, gehört der Zoll nur zu den kleinen, zweifelhaften Mitteln, die auf die Dauer dem Landwirte nichts nützen werden, dem Konsumenten aber Nachteile bringen und dem ehrlichen Handel auf anderen Gebieten Schwierigkeiten verschaffen. Auch hier muß die Sache, wie wir sehen, noch sehr vertieft werden. Mit dem Kampf um Erhöhung oder Nichterhöhung der Zölle wird der Not der Landwirte und den sonstigen wirtschaftlichen Mißständen nicht gesteuert, mögen nun die Gegner oder die Freunde der Erhöhung siegreich aus dem Kampfe hervor gehen. Das sind lebiglich parlamentarische Spiegelfechtereien. Will man wirklich helfen, so muß die Regierung sich entschließen, die großen Mittel anzuwenden, um den Landwirten zunächst wenigstens einen schuldenfreien Grund und Boden zu schaffen. Auf diesem kann erst wieder eine gesunde Landwirtschaft sich entwickeln, vorausgesetzt, daß dann die Landwirte mehr als bisher lernen, auch Selbsthilfe anzuwenden. An dieser hat es leider bisher noch sehr gefehlt, es wäre sonst wenigstens nicht so schnell abwärts gegangen. Gegenwärtig reicht die Selbsthilfe allein nicht mehr aus, mag sie auch noch so verständig sein. Staatshilfe und Selbsthilfe müssen Hand in Hand gehen.

Die Frage der Selbsthilfe gehört aber auch zu den großen Mitteln und ist so wichtig, daß wir ihr noch ein selbständiges Kapitel widmen wollen.



Submarine Fahrzeuge und Werkstätten.

Vom k. k. Major a. D. Aug. Ritter Hoffmann von Vestenhof.

(München.)

Am 26. November 1887 erließ der U. S. Marine-Sekretär ein Preis-ausschreiben behufs Konstruktion eines submarinen Kriegsfahrzeuges. Dieses Dokument, welches mit seinen klaren Forderungen in der Geschichte des Schiffsbaues dieser Klasse alle Ergebnisse der Versuchsreihen eines

Jahrhunderts zusammenfaßt und allen späteren Arbeiten als Richtschnur gebient hat, soll hier als klassischer Akt*) im Auszuge erwähnt werden.

Das zu erbauende Boot sollte nicht nur als Unterwasserboot dienen, sondern auch als gewöhnliches Torpedoboot an der Oberfläche und eingetaucht, d. h. mit dem Bootskörper etwa 1 Meter unter Wasser und nur mit dem Kommando- oder Steuerturm oder einem Periskop hervorragend, verwendet werden können.

Die Geschwindigkeit wurde mit 15 Seemeilen ober Wasser, mit 8,5 Seemeilen unter Wasser festgesetzt.

Das Boot sollte mit voller Kraft ober Wasser 30 Stunden (also zusammen 450 Seemeilen) fahren können und überdies während dieser Zeit 2 Stunden Manöverleistung unter Wasser reserviert halten.

Das Boot müßte im Radius von 2 eigenen Längen wenden und in 30 Sekunden untertauchen können.

Untergetaucht, sollte es in Winkeln bis zu 10° zur Horizontalen gebracht werden und überdies die unter Wasser verbrauchte Energie in der doppelten Zeit wieder aufspeichern können.

Zudem sollte das Boot in jeder Tiefe bis zum Maximum von 150' engl. = 45,7 Meter mit eigener Kraft halten können.

Außer den Bedingungen der größtmöglichen Stabilität, mäßiger Innentemperatur, einer für 12 Stunden hinreichenden Luftmenge, der Möglichkeit, das Boot in Gefahr verlassen zu können u. c., wurde eine Maximalgröße von 200 Tons und die Fähigkeit, einen Torpedo von 100 Kilogramm Schießwolle oder Dynamit anbringen zu können, festgesetzt.

Bei diesen, für die damalige Zeit sehr hoch gespannten Forderungen hat das Sekretariat offenbar die Verwendung doppelter Maschinen im Auge gehabt: einerseits einen zur Überwasserfahrt und zum Laden von Akkumulatoren verwendbaren Dampf- oder anderen Motor, andererseits für die Unterwassermanöver einen Kraftvorrat, also Akkumulatoren welcher Art immer, elektrische Dauerbatterien, komprimierte Luft — überhitztes Wasser — Natronkesselanlagen u. s. w. In der Praxis haben sich die elektrischen Akkumulatoren (bei den französischen Sousmarins) und die Anlagen für überhitztes Wasser am besten bewährt (Nordenfeld-Boote).

Die Steuerung ober Wasser erfolgt wie bei gewöhnlichen Booten durch ein Vertikalsteuer vom Kommandoturm oder mit Hilfe eines besonderen optischen Apparates vom Boots-Innern aus. Dieser Apparat — Gyro oder

*) Mitteilungen über Seewesen XII, S. 89.

Periskop — besteht aus einem im Innern des Boots mündenden, zirka 2 Meter über Deck ragenden Rohre, welches am Überwässerende den optischen Projektionsapparat einer Kamera obskura, also Spiegel und Glaslinse oder ein sphärisches Prisma, trägt, mittels dessen ein verkleinertes Bild der Meeresoberfläche auf eine weiße Fläche vor dem Steuermann geworfen wird. Schon halbwegs bewegtes Wasser beeinträchtigt aber ganz erheblich die Aussicht.

Wenn auch im Mittelmeer (Enge von Messina) weiße Scheiben von 1 Meter Durchmesser in Tiefen bis zu 120 Meter bei Sonnenlicht noch deutlich gesehen werden konnten, so dürfen so günstige Wasserverhältnisse nicht als Norm angesehen werden. In offener See, d. h. wo nicht durch Flußströmungen oder, bei seichtem Grunde, durch Wellenbewegung Trübungen des Wassers vorkommen, sieht man unter Wasser bei Sonnenlicht höchstens 50 Meter weit, u. zw. nur starke Unterschiede von Hell und Dunkel in der Richtung von Unten nach Oben. Im horizontalen Sinne noch weniger, z. B. einen mit Arsenikfarbe hellgrün oder mit Minium hellrot gestrichenen und gut beleuchteten Schiffsboden auf höchstens 20 Meter bei 2—4 Meter Tiefe. Elektrische Lampen, die für andere Zwecke vorzügliche Dienste leisten (eine Dauerbrand-Bogenlampe von 2 Amp. durchleuchtete bei 3 Meter Tiefe in einem Radius von 40 Metern die Umgebung taghell), können für den Gefechtsfall nicht in Anwendung gebracht werden, weil sie die eigene Stellung dem an Schnelligkeit überlegenen Gegner anzeigen würden.

Das Untertauchen vollzieht sich durch Füllen der Wasserbehälter des Bootes allein zu langsam und muß daher auf besondere Art beschleunigt werden: entweder durch achter und vorne paarweise in der Mittellinie platzierte Horizontalruder während der Fahrt, oder durch Horizontalschrauben, die in vertikal im Bootskörper eingebauten Schächten wirkend, das Boot herab drücken. Die selben Schrauben dienen auch dazu, die unter Umständen sehr wertvolle Möglichkeit, in beliebiger Tiefe zu halten, zu erlangen. Durch Tieflegen des Metazentrums und durch Anbringen von sogenannten Schlingerkielen giebt man diesen Fahrzeugen für die Oberwasserfahrt eine möglichst große Stabilität. Ein Umstand, der in engler Beziehung zum richtigen Manövrieren und zum Wohlbefinden der ohnehin stark in Anspruch genommenen Mannschaft steht. Übrigens hört wenige Zentimeter unter dem tiefsten Wellenthal jede Oberflächen-Bewegung auf. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein Luftquantum von 0,8 Kubikmeter pro Stunde und Kopf vollkommen genügt — das lästig werdende Stagnieren der Luft kann durch Ventilatoren, das (übrigens sehr langsam fortschreitende) Verderben durch Überkohlung und Ptomaine, durch Alkali und Hypermangan,

selbst durch Seewassersprühung aufgehalten werden. Die Notwendigkeit solcher Vorkehrungen oder des Mitführens von Sauerstoff wird sich nur bei Fahrten von längerer Dauer in sehr schlechtem Wetter einstellen, wobei die Luftkommunikationen geschlossen werden müssen.

Nach der Größe ihres Aktionsradius, die auch ihre Konstruktion bedingt, werden die Unterwasserfahrzeuge in Küstenverteidiger und Hochseeboote geteilt. Erstere sind vermöge ihrer maschinellen Einrichtung von einer Zentralstation abhängig. Es sind das die kleineren Formen, deren einzige Kraftquelle Akkumulatoren sind, die nach einer gewissen Aktionszeit immer wieder frisch aufgeladen werden müssen. Indem man diese Boote je nach ihrer Größe entweder von geeigneten Beischiffen schleppen läßt oder wie die kleinsten Formen derselben (Typ Goubet) direkt an Bord nimmt — gelingt es, ihre Tätigkeitsphäre um ein Bedeutendes zu erweitern. Ein solches Beispiel bot im Vorjahre die Verwendung von Unterseebooten größeren Typs anlässlich der Manöver bei Korsika. Die Beischiffe, große starke Seeschlepper, führen an Bord die entsprechenden Maschinen einer kompletten Primärstation für Erzeugung der zur Aufladung der Akkumulatoren des Unterseeboots notwendigen Elektrizität, mit dem sie sich während der Fahrt durch ein Kabel verbinden. Immerhin werden solche Manöver von den herrschenden Wetterverhältnissen ziemlich stark beeinflusst. Während der Aktionsradius des eben beschriebenen Typs über 100 Seemeilen kaum hinaus reicht, erreicht derjenige der Hochseeunterwasserboote 600 Seemeilen und mehr.

Die Möglichkeit, sich ober Wasser durch Dampf oder sonstige Motore nach Art der gewöhnlichen Torpedoboote größerer Form bewegen und zugleich den für die submarine Aktion notwendigen Kraftvorrat selbst aufspeichern zu können, verleiht diesem Typ eine hohe Selbständigkeit. Je nach Verwendung eines Heizmaterials wird sich diese Entfernung noch vergrößern lassen. Jedenfalls wären dazu flüssige Brennstoffe, wie z. B. mineralische Schweröle, der großen Raumersparnis und der Möglichkeit einer Verringerung der Besatzung wegen, deren Kopfzahl mit der doppelten Maschinenanlage und der Bootsgröße außer Verhältnis zunimmt, in Betracht zu ziehen.

In Erkenntnis dieser Umstände ist man zur Konstruktion eines dritten Typs geschritten, dem der sogenannten Submersibles. Es sind dies keine eigentlichen Unterseeboote mehr, da bei ihnen auch im untergetauchten Zustande das Boots-Innere durch eigene Schloten mit der Außenluft immer in direkter Kommunikation steht. Dadurch fällt zwar die Notwendigkeit einer doppelten Maschinenanlage fort, während die taktisch

wichtige Haupteigenschaft, die Unsichtbarkeit, nur um Weniges verringert wird. Die Möglichkeit aber, wenn entdeckt, sich dem feindlichen Feuer ganz zu entziehen oder die gegnerischen Fahrzeuge zu unterfahren, geht dieser Art ab, so daß ein, wenn auch ziemlich unwahrscheinlicher Treffer in einem der sichtbaren Teile des Bootes dessen Verlust, zum Mindesten dessen Gefechtsunbrauchbarkeit bedeutet. Insofern ähnelt auch die Kampfweise dieser Boote der der gewöhnlichen Torpedoboote, denen sie, noch überdies in der Schnelligkeit nachstehend, kaum im Ernstfalle vorzuziehen sein werden, und in denen sie im Gegenteil wahrscheinlich ihren schlimmsten Gegner finden werden.

Der Kriegszweck der Unterseeboote besteht im Anbringen und Abfeuern starker Sprengladungen am lebendigen Brack feindlicher Schiffe. Diese Absicht wird auf verschiedene Weise zu erreichen versucht, hauptsächlich wohl durch Ablassen der bekannten Luppis-Witthehead Torpedo's. Die Lanzierrohre liegen bei den neuesten Formen der Unterseeboote gewöhnlich paarweise auf Deck oder sind im scharf konisch oder keilförmig verlaufenden Bug eingebaut. Die eigentümliche Launenhaftigkeit des Laufes der losgelassenen Torpedo's zwingt das Boot, möglichst nahe, also auf 60 bis 100 Meter an den Gegner heran zu fahren, so daß sich ein submariner Angriff ungefähr folgendermaßen vollziehen dürfte.

Es ist bekannt, daß die höchsten bisher erreichten Fahrgeschwindigkeiten von denen der Gegner, Schlacht- und sonstigen Panzerschiffen, um ein Bedeutendes übertroffen wird, ein Angriff somit auf einen solchen nur dann Erfolg haben dürfte, wenn ersterer durch die taktische Lage in einem beschränkten Manövergebiete festgelegt ist: Fälle also, wie sie bei blockierenden Geschwadern, in schmalen Fahrwassern oder knapp vor oder selbst während eines Kampfes vorkommen werden. Der Ausdruck „festgelegt“ ist dabei nicht wörtlich zu nehmen. Allein die Vermutung der Anwesenheit von submarinen Fahrzeugen beim Gegner zwingt als einziges Schutzmittel die eigenen Schiffe zur beständigen Bewegung, die sich jedoch im ersten Falle innerhalb gewisser Grenzen demgemäß nur wiederholen, in den letzten Fällen aber in einer ziemlich genau bestimmbar Richtung sich vollziehen werden. Ein solches bewegliches Ziel gilt es nun, auf seinem Wege zu kreuzen und abzufangen.

Das Unterseeboot fährt ober Wasser so nahe an den Gegner heran, als es annehmen kann, unentdeckt zu bleiben. Wie die Torpedoboote wird es dazu die Zeit zwischen Abend und Morgen, etwas bewegte See, Regen zc. wählen. In Sicht des Gegners wird es eventuell seine Maschinen, die Rauch oder Lärm entwickeln, abstellen und mit seinen

Akkumulatoren fahren, näher gekommen, untertauchen, so daß nur mehr Steuerturm oder Periskop ober Wasser bleiben. In dieser Verfassung wird das schwache Kielwasser auch mit Hilfe der Projektoren kaum wahrgenommen werden. Trifft jedoch eines dieser glänzenden Strahlenbündel einmal das Auge des Steuermanns und verweilt auch nur einen Moment darin, so ist das ein sicheres Zeichen, daß das Boot entdeckt ist. Es gilt dann, so flink als nur möglich unter Wasser zu tauchen, denn schon im nächsten Augenblick werden auf die eben verlassene Stelle die Geschosse der feindlichen Mitrailleusen niederhageln, ganz abgesehen davon, daß auf das Licht loszufahren, schon die durch den unerträglichen Glanz geblendeten Augen der Steuerleute unmöglich und zwecklos machen. Den weiteren Weg muß hier der Kompaß weisen. Der Kommandant, der in diesem höchst kritischen Moment die Situation voll erfaßt haben muß, wird nach kurzem Vorwärtsfahren wieder auftauchen müssen, um sich auf's Neue zu orientieren, denn er kann gewiß sein, daß das feindliche Schiff sofort eine Fahrveränderung vorgenommen haben wird. Hat er es mit einer Gruppe von Fahrzeugen zu thun, so kann es geschehen, daß er auf die Gefahr hin, nieder gefahren zu werden, zu einem glücklichen Schuß gelangt, vorausgesetzt, daß er nahe genug heran gekommen ist. Ein solcher Fall ist bei den vorerwähnten Manövern vorgekommen und war Gegenstand einer Kritik, deren Ton hinreicht, um zu zeigen, in wie ferner Beziehung die Verfasser zu dem Gegenstande sich befanden, statt der Gewandtheit und Kaltblütigkeit der dabei beteiligten Personen und der Vorzüglichkeit des Materiales mit höchster Wertschätzung zu gedenken!

Wenn nun schon in freier Fahrt das Unterseeboot ein höchst beachtenswerter Gegner ist, so wird er nur ein noch gefährlicherer in Situationen werden, in denen er gegen minder oder ganz unbewegliche Objekte ausgespielt wird, also z. B. gegen havarierte oder vor Anker liegende Fahrzeuge, Minensperren — Docks etc. Mit einer ganz geringfügigen Abänderung der Form und einer entsprechenden einfachen Ausrüstung*), wird ein solches Fahrzeug in eine Torpedolinie eine Breche legen und sonstige Barrikaden einer zu schützenden Hafens- oder Kanaleinfahrt brechen können, ohne daß es eine Möglichkeit gäbe, das zu verhindern.

In dieser Minierarbeit liegt naturgemäß der Übergang zur Aufgabe jener Fahrzeuge, die, andere als rein kriegerische Zwecke verfolgend, im Dienste des friedlichen Erwerbes und der wissenschaftlichen Forschung stehen und welche richtiger mit der Bezeichnung „submarine Werkstätten“ hier eine

*) Goubet hat für solche Zwecke seine Boote mit einer Scheere zum Durchschneiden von Torpedolabeln ausgerüstet — Genisch, „Unterwasserfahrzeuge“.

Erwähnung finden mögen. Die Mittel, die für solche Zwecke bisher in Anwendung gebracht wurden, bestanden meist in Apparaten, die für den jeweiligen Bedarf erbaut, kaum auf die Bezeichnung eines Fahrzeuges Anspruch machen durften.*) Nur wenige waren als wirkliche Fahrzeuge mit selbständiger Bewegung ausgebildet, so z. B. das Fahrzeug des Mr. Duff (Professor), des Australiers Mr. Garrick Paul, welches für die Perlmuschelfischerei bestimmt war u. Von ihrer Thätigkeit ist bisher nur wenig bekannt geworden; so ziemlich alle sind mit zu beschränkten Mitteln ausgeführt worden, so daß sie eine gewisse Versuchsperiode, die jedes neue Werk durchmachen muß, um groß und stark zu werden, nicht überstehen konnten.

Bisher war man, um unterseeische Arbeiten auszuführen, auf die Taucherglocke und den Skaphandertaucher beschränkt. In beiden Fällen steht der Arbeiter dabei unter dem Drucke der ober ihm befindlichen Wassersäule. Dieser Druck beträgt etwas über 1 Kilo auf dem Quadratcentimeter Körperoberfläche. Also lasten beispielsweise bei einer Tiefe von 10 Metern auf einer mäßig großen Hand etwa 250 Kilo. Diesen Druck muß die Herzpumpe überwinden, um das Blut in die Gefäße treiben zu können. Der Blutdruck beträgt bei einem kräftigen Manne 5 Kilogramm = 5 Atmosphären.

Nur langer Gewöhnung und hoher Willenskraft gelingt es, die Erscheinungen von Herzschwäche zu überwinden; daß die Arbeitsleistungen dabei auf ein Minimum herab gesetzt werden, ist selbstverständlich. Der gewöhnliche Taucher überschreitet Tiefen von 15 Meter selten. Eine 40 Meter-Leistung ist virtuos zu nennen — solche Leute haben Beltruf. Der an und für sich schon sehr hohe Lohn nimmt daher mit der Tiefe, in der die Arbeit vor sich gehen soll, unverhältnismäßig zu, so daß man nur bei den unumgänglichst notwendigen Arbeiten auf solche Dienste reflektieren darf. Eine Kontrolle ist dabei ganz unmöglich; selten ist der die Arbeiten leitende Ingenieur oder Offizier selbst Taucher — er muß sich eben bei seinen Plänen auf die Aussagen und Schilderungen eines meist technisch ungebildeten Mannes verlassen, dessen Wahrnehmungsvermögen meist durch psychische Depressionen, die mit den physischen Störungen Hand in Hand gehen, sehr getrübt ist.

Bei der Taucherglocke und dem Caisson tritt an Stelle des Wasserdruckes der entsprechend der Tiefe erhöhte Luftdruck — die vielen technischen Schwierigkeiten bei Verwendung der genannten Apparate werden dabei

*) Wie die „Balla nautica“ des Ingenieurs Bassameo und die „Talpa marina“ des Professors Toselli u.

durch die Möglichkeit einer gewissen Kontrolle und Führung durch höhere Organe, Verwendung mehrerer Leute an einer Stelle zc. etwas ausgeglichen; jedoch ist auch hier das Arbeitsvermögen je nach persönlicher Eignung des Arbeiters stark beeinflusst. In allen diesen Fällen besteht die unerlässlichste Voraussetzung in dem Vorhandensein der denkbar günstigsten Wasser-Verhältnisse; Strömungen und bewegte See haben bisher die Vornahme solcher Unternehmungen meist von vornherein ausgeschlossen. Die Arbeiten, von denen hier die Rede ist, bestehen in der Vornahme von Untersuchungen des Meeresgrundes, durch Bohrungen — Sondierungen, Durchführung von Unterwasserbauten — Sprengungen — Abräumarbeiten — Bergung von Schiffen oder von deren Ladungen, und zwar in Tiefen und Verhältnissen, in denen die vorerwähnten Mittel versagen oder aber Maschinenkräfte angewendet werden müssen.

Die dazu verwendeten Apparate*) bestehen in einem bootsähnlichen Körper, der, je nach der Tiefenlage des Objektes entsprechend kräftig gebaut, den betreffenden Druck mit genügender Sicherheit zu ertragen vermag. Eine zylindro ogivale Form hat sich bisher am besten bewährt; als Material empfiehlt sich Stahlblech und Bronze. Analog den Kriegs-Unterseebooten — denen sie im Allgemeinen ähneln — werden diese Apparate durch Schraube und Steuer bewegt und gelenkt. Ein Türmchen mit Luke dient zum Einsteigen und als Steuerraum. Starke Glaslinsen in wasserdichter Fassung vermitteln von hier und vom Bootsinnern aus die Aussicht. Kräftige Scheinwerfer beleuchten zudem unter Wasser den Grund und das Vorfeld, elektrische Glühlampen den Innenraum. Die Energie für die Fahrt und für die gesamte Maschinenanlage liefern elektrische Akkumulatoren — deren Kapazität für die gewünschte Fahrtdauer an der Oberfläche und für die Unterwasserthätigkeit ausreichend sein muß. Wasserbehälter, die durch Pumpen gefüllt und entleert werden, vermitteln, nebst dem möglichst tief gelegten Ballast, der für den Notfall von innen aus abgeworfen werden kann, das Sinken und Steigen des Bootes.

Ebenso wie die erwähnten Kriegsfahrzeuge werden auch die Werkstätten-Boote von einem Beischiff remorquiert und mit Elektrizität versehen. So ausgerüstet ist dann der Apparat im Stande, mit einer mäßigen Geschwindigkeit von 2—3 Seemeilen seinen Weg in einer bestimmten Höhe (etwa 10—15 Meter) über dem Grund zurück zu legen. Größere Schnelligkeiten empfehlen sich in diesem Falle, wo es sich um deutliches Sehen handelt, nicht. Abgesehen von der Gefahr, irgendwo aufzustoßen, bilden

*) Österr. Militärzeitung: „Die Unterwasserarbeit und ihre Zukunft“; 1898—99.

sich vor den Fenstern durch die Wasserbewegung Glimmererscheinungen, die die Durchsichtigkeit sehr beeinträchtigen. Am Arbeitsort verankert sich das Boot in gewöhnlicher Art, am besten im Bierlaut. Durch entsprechendes Lauflassen und Anholen der vom Innenraum aus zu bedienenden Anker- taue oder Ketten kann das Boot zur Oberfläche aufsteigen oder seinen Platz am Grunde beliebig verändern. Beim Arbeiten verleiht ihm entweder der Auftrieb oder das Aufstellen auf den Grund mit Hilfe eigener, gerüstartiger Beine von veränderlicher Länge die notwendige Stabilität.

Der Hauptunterschied zwischen diesen und den früher erwähnten Apparaten — der Taucherglocke und dem Skaphander — gipfelt in der Art der Arbeitsleistung. Während bei den ersteren der Arbeiter dem direkten Wasser- oder einem mindestens hohen Luftdruck ausgesetzt war, befindet er sich bei letzteren in einem abgeschlossenen Raum und unter dem Normaldruck von nur 1 Atmosphäre. Selbstverständlich wird die Arbeit selbst nicht unmittelbar mit den Händen, sondern mit dazu besonders geformten Werkzeugen ausgeführt, die ausserbords an langen Stahlrohren sitzen, welche letztere die Apparatwände durch Kugelgelenke passieren.*)

In der jüngsten Zeit sind auch Vorschläge zur Nutzbarmachung der submarinen Navigation für Verkehrszwecke gemacht worden, von denen zwei der interessantesten hier erwähnt werden sollen: der eine zum Wohl der seekranken Menschheit, eine Unterwasser Verbindung zwischen Frankreich und England betreffend, der zweite ein Unterwasserboot zur Vereisung der Polarländer behandelnd.

Das erste Projekt bietet nichts, was technisch nicht durchführbar wäre. Eine Anlage, wie sie bei der Kettenflußschiffahrt gebräuchlich ist, scheint für diesen Fall am besten geeignet. Der Kanal hat an den in Frage kommenden Stellen bei einer Breite von zirka 20 Seemeilen eine Maximaltiefe von 52 Meter. Eine Wellenhöhe von durchschnittlich 2,5 Meter angenommen, würde das Boot die größte Strecke in einer Tiefe über 3 Meter zurücklegen können (d. h. also in völlig unbewegtem Wasser). Kurze Kanalhäfen oder Wellenbrecher an beiden Ufern würden auch noch die seichte Uferzone, die etwa noch von der Wellenbewegung beeinflusst würde, unschädlich machen. Selbstredend würden auch hier Akkumulatoren das Aigens für die Kettentrommel sein.

Viel komplizierter scheint das zweite Projekt. Es ist nicht zu leugnen, daß die Idee, die breiten Eisbarrièren zu unterfahren, an und für sich ganz gut ist. Gerade jene Zone des schwimmenden Tiefwasserereises, des

*) Siehe D. R. P. No. 117 438 von 1899, und andere.

Paackeis, stellt einem Vordringen zu Schiff und zu Schlitten die meisten Schwierigkeiten entgegen — der Gefahren des Festfrierens und der Eispressungen ganz zu geschweigen. Dabei sollen behufs Aufstiegens an die Oberfläche — zur Lüftung des Bootes oder zur Ortsbestimmung — die häufigen Wuhnenbildungen benützt und, wo solche nicht vorhanden, Bohrungen und Sprengungen der Eisfelder vorgenommen werden. Wenn nun auch in solchen Fällen Rücksichten auf Bequemlichkeit und Sicherheit der Personen erst an zweiter Stelle in Frage kommen dürfen, so müßte doch das Fahrzeug, schon um möglichst lange Fahrdauer zu garantieren, eine bedeutende Größe haben und nach dem Doppelmaschinensystem gebaut sein, um auch jene Ausrüstung mitnehmen zu können, die für Überlandreisen in diesen Zonen gebräuchlich ist. Übrigens dürfte, sollte dieses oder ein ähnliches Projekt einmal Wirklichkeit werden, ein paralleles Vorgehen des Fahrzeuges als mobiles Magazin, mit einer Kolonne auf dem Eis als Wegweiser, am meisten Aussicht auf Erfolg haben.

Die größten Tauchtiefen werden dabei kaum 30 Meter übersteigen. Die bedeutenden Meeres-Tiefen in Verbindung mit der bisher nicht widerlegten Theorie eines offenen Meeres über dem Nordpol, welche die Bildung von Eisbergen (Gletschereis) und Grundeis sehr beschränken, machen die Möglichkeit einer submarinen Navigation in diesen Gewässern sehr plausibel.*) Anders wieder am Südpol. Hinter dem breiten Paackeisring beginnt eine Zone von Ufereis ein Gebirgsland zu umgeben, in das tiefer einzudringen, bisher nur an zwei Stellen gelang. Der vulkanische Charakter spricht für ein stark zerklüftetes Massiv mit fjordähnlichen Spaltungen, die aber, wahrscheinlich größtenteils mit Gletscher- und Grundeis angefüllt, eine Unterwasserfahrt kaum möglich erscheinen lassen.

*) Am 1. Februar empfing Kaiser Franz Josef zu Wien Dr. Anschütz aus München und nahm von ihm Mitteilungen über seinen Plan entgegen, mit einem Unterseeboot in die Polargegend vorzubringen. Auch von dem dortigen „Militärwissenschaftlichen Verein“ wurde Dr. Anschütz eingeladen, einen bezüglichen Vortrag zu halten. — Angesichts dieser Nachrichten möchten wir doch gerne betonen, daß das Manuskript dieses Aufsatzes sich bereits seit dem 8. Januar cr. in unseren Händen befand, und leider nur wegen Raummangels nicht früher unterkommen konnte.

D. Schriffl.





Der Hofnarr Gottes.

Eine Frank Wedekind-Studie von Sigfried Fechheimer.

(Berlin.)

Herrgott, deine Engelscharen
 Singen stets nur deinen Preis,
 Doch dir wäre mehr von Räten
 Einer, der zu tabeln weiß.
 Ach, und wer mag solches wagen? —
 Laß mich, Herr, die Kappe deines Hofnarr'n tragen!
 (3. P. Jacobsen, Gurre-Lieder.)

Hofnarren Gottes sind eine Rarität. Mitgänger hat Wedekind keine, Vorgänger wenige, und wenn wir etwa Rodrigo de Cota oder Rabelais nennen, geschieht es fast zaghaft, so wenig Übereinstimmung herrscht unter diesen selig-unseligen Geistern. Jedenfalls ward jenes transzendentale Ehrenamt noch keinem zu Teil, er hätte nicht — Kunst zu bieten gehabt. Davon sind wir nämlich fest überzeugt: die diesseitige, die begriffliche Sprache versteht Gott absolut nicht.

Wedekind bietet nun Kunst; und ihr Wesentliches ist, daß sie sich aus lauter Kontrasten zusammensetzt; selbst der Mantel darum, die Stimmung, die in der Form latent steckt, ist in sich wieder ein Gegensatz. Es ist Erbkunst, die zum Himmel schreit. Die Erdgebundenen werden den Schrei nicht hören. Im Thale klingt er nicht.

Alle die Sachverständigen haben ihn nicht gehört, die Wedekind einen Satiriker nannten. Satiriker ist ja wohl der, dem die Unsitte und die Unsittlichkeit seiner Mitmenschen, seiner Zeit, seines Landes Veranlassung wird, die Geißel zu schwingen, um so die Luft zu reinigen, die er atmen muß. Auch soll ihm diese Beschäftigung recht viel Vergnügen machen. Kurz, auf die Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen versteht er sich vortrefflich. Um typische Vertreter sind wir nicht verlegen: Hartleben, Dreyer, Otto Ernst. Der Toten eingeben! . . .

Frank Webekind ist nicht Gesellschafts-, sondern Lebenskritiker. Was ihm am Herzen liegt, auf der Seele lastet, das macht er nicht mit den Menschen, sondern mit Gott ab. Mit Gott und mit sich; die Beiden liegen für ihn nicht gar so weit auseinander. Er ist ohne seinen Willen in's Leben hinein geraten, jedenfalls mit einem Willen. Und diesen seinen Einzelwillen sieht er beständig in Konflikt geraten mit dem Allwillen des Lebens.

Er, Webekind, ist aber auch verdonnert, Fühlung nehmen zu müssen mit Allem, was lebt. Ob Kokette oder Kotte, ob reine Jungfrau oder Hure, ob Graf oder Stiefelpuzer, ob Künstler oder Danause: er sieht in Allen den Menschen, und ihm ist nichts fremd, was menschlich ist. Webekind ist nicht umsonst — Dichter. Er sieht alles, was lebt, grausam unterworfen dem Leben, das sich selbst nur allzu oft zu widersprechen scheint. Er sieht, wie alles sich festklammert an dem Leben, trotzdem es so unvollkommen und die Ursache alles Leidens ist. Und er geht hin und schlägt eine große, furchtbare Lache an. Und schlägt Wurzelbäume nicht vor Euch, Ihr Narren! — vor dem Herrgott, er, sein Hofnarr.

Ja, was soll er auch sonst thun? Etwas dem lieben Gott verraten, daß er in seine Tochter, in die berückende und auf's Berrücktmachen ausgehende Prinzessin hoffnungslos verliebt ist? Thut so etwas ein Hofnarr? Auch nur der eines irdischen Königsleins? Erhebt nicht gerade ihn die Selbstbeherrschung, als die vornehmste Eigenschaft des Menschen, wie sie Hamlet rühmt, über das Gros? Seine Harlekinsprünge sind ein Produkt der Weisheit, ja Weisheit selbst. Seine Prinzessin heißt Leben; darunter thut er's nicht. Wie jeder echte Liebhaber bezieht er alle ihre Äußerungen, die positiven wie die negativen, auf sich: mehr aus Selbstlosigkeit als aus Selbstsucht. Die vollständige Unmöglichkeit, die Widersprüche, die aus den Beziehungen zwischen Einzel- und Allwille resultieren, zu heben, ist die letzte Ursache der tragikomischen Ausschreitungen, die seine Kunst ausmachen.

Ganz klar dürfte dies werden durch folgendes anschauliche und anschauenswerte „Bild“, das Webekind „Tiefer Friede“ betitelt hat:

Die Tage verblaffen, die Stunden zergehen,
Die Waffen rasten und rosten;
Ich bin, von vorn und von hinten besehn,
Ein armer, verllorener Posten.

Es kreisen die Dohlen, es kriecht das Gewürm,
Die Menschen hassen und lieben;
Ich bin wie ein alter Regenschirm
In Gedanken stehen geblieben.

Staub deckt meine Falten, es wadelt der Knauf,
 Es wankt das Skelett unter'm Knaufe;
 Ich wollte, die Schicksalsband spannte mich auf
 Und hielte mich unter die Traufe.

Man könnte diese Verse geradezu das Vorbild tragikomischer Poesie nennen.

In „Frühlingserwachen“ (Eine Kindertragödie; Verlag Cäsar Schmidt, Zürich 1894) finden wir geniale Belege für unsere obige Ausführung: Konferenzzimmer im Gymnasium: an den Wänden hängen Porträts von Pestalozzi, Rousseau: die Lehrer betragen sich wie die Schweine. Es soll über die Relegation eines Schülers verhandelt werden: die Herren Professoren streiten sich wegen der Ventilation im Zimmer. Der Schüler soll sich verantworten; so bald er den Mund öffnet, donnert's ihm entgegen: „Sie haben sich ruhig zu verhalten!“ Ein einziger Lehrer tritt für ihn ein: der stottert. Die Namen der Herren Professoren: Affenschmalz, Knüppeldick, Hungergurt, Knochenbruch, Zungenschlag, Fliegentob, Sonnenstich.

Die einzelnen Momente dieser Szene sind durchaus wahr und ohne Übertreibung. Nur die Verdichtung, Zusammendrängung ausschließlich negativer, lächerlicher Seiten in einer Situation, die an sich tiefernst ist, — es handelt sich um die Zukunft eines jungen, viel versprechenden Menschen — bewirkt die furchtbare Karikatur, die grelle Dissonanz.

In der selben Tragödie erliegt ein junges Mädchen lediglich den Abortivmitteln der Mutter Schmidtin. Kann dem Hohn des Lebens knapper, wuchtiger, höhnischer begegnet werden?

Aus „Frühlingserwachen“ sei noch eine Szene erwähnt, weil in ihr der ganze Bedekind steckt. Ein etwa fünfzehnjähriger Gymnasiast, der geborene „Dichter“, ist im Examen durchgefallen. Er will seinen Eltern den Anblick eines solchen Sohnes ersparen und wird sich erschießen. Er würde vielleicht weniger rücksichtsvoll sein, wenn er wissen könnte, was nach seinem Tode passiert: sein Vater verleugnet ihn . . . Der Junge ist also in den Wald gegangen, um sich zu erschießen. Er hält sich seine eigne Grabrede, weint sich seine eignen Thränen nach, setzt sich sein Denkmal — an Phantasie, an wunderbarer Phantasie mangelt's ihm ja nicht —, da mit einem Male steht Ilse hinter ihm. Ilse! Ilse, das Modell für Alle; Ilse, das Freudenmädchen auf seinem Jammerwege! Moritz, dessen letzter geheimer Kummer und Stolz es war, als keuscher Jüngling „hinüberzugehen“, prallt in seiner Sterbestunde, in der Stunde der vollkommenen Entfugung, mit diesem Ausbund von Verwahrlosung und — Poesie zusammen. Die Idee, dieses Mädchen in diesem Augenblicke auftreten zu lassen, ist genial, ist tief, ist Idee in philosophischem Sinne, denn dieses

Mädchen ist des Knaben verwandteste Natur! Der Kontrast ist äußerlich; innen giebt es einen wundervollen Zusammenklang. Ilse, das Freudenmädchen, wirft dem Selbstmörder, dem „Dichter“ — er hat sie nie berührt! — Blumen in's Grab; die Eltern, die Lehrer und last not least die Verwandten Steine!!

Wobekinds Kunst ist nicht erschöpft mit der Konstatierung und ästhetischen Anerkennung seiner Paradoxen. Die vollständig ungesuchte, einfache, darum nichts weniger als primitive Art, wie er sein Drama aufbaut, wie er konstruiert, ohne die Konstruktion merken zu lassen, wie er das einzig zur Verfügung stehende Material, das Wort, künstlerisch bewältigt, ohne es jemals zu vergewaltigen, sei es durch falsches Pathos, Unklarheit oder Wortspielerei, das Alles kommt nicht minder in Betracht.

In „Frühlingserwachen“ sind die Szenen an einander gereiht, und nicht folgt eine aus der andern. Außerdem ist die einzelne Szene kein fest in sich Abgeschlossenes, sondern sie beginnt unvermittelt und schneidet plötzlich ab. Alle Details in der Form sind negiert. Die bildende Kunst liefert uns ein genaues Analogon für diese „Technik“: die Radierung. Und in der That — da bei Wobekind an und für sich jede Situation zum Bild wird — glauben wir einen Zyklus von Radierungen, d. h. nichts Anderes als Stimmungen, an uns vorüber ziehen zu sehen.

Was aber die Stimmung erzeugt, ist keineswegs etwa diese Technik als solche, sondern der poetische Gehalt, der gerade diese und keine andre Technik erfordert. Es handelt sich um eine Kindertragödie. Der Titel, den sie trägt, deutet hinreichend auf Alter und Disposition der Kinder. In wie weit Wobekind sein Problem vertieft, gehört nicht hierher. Genug, es sind Kinder, die weder bereits klar fühlen noch auszusprechen wissen, was sie beängstigt und beherrscht. Will der Dichter nicht klüger sein als seine kleinen Helden, muß er auf die Form verzichten, die nichts mehr zu ergänzen übrig läßt. Er darf uns keine aufgeblühten Rosen mit ihrem starken Geruch und der Kompliziertheit ihrer Formen schenken, wenn er uns Knospen versprochen hat, deren Duft doch nur ein Hauch ist, und deren Erscheinungen vorläufig noch in Konturen sich ausdrücken.

Wobekind hat andre Stoffe behandelt und er hat sie anders behandelt. Die „Münchener Szenen“ (Marquis von Keith; Verlag A. Langen, München 1901), seine letzte und reifste Dichtung, zeigen deutlich, wie unbeeirrt von aller Tradition und jedem Schema sein Schaffen sich vollzieht. Und zum Andern zeigen sie seine eminente Selbstbeherrschung, die keine willkürliche Form duldet, und keinen Witz blos um des Witzes willen. Alles macht da den Eindruck des Zufälligen; nirgends spüren wir die

Handhabung des Poliermessers oder des Agstiftes, und dennoch hat hier ein Künstler mit vollem Bewußtsein und großer Strenge gegen sich selbst Mittelmäßiges verbessert, Überflüssiges ausgemerzt, Notwendiges hinzu gefügt.

Die Szenen sind nach außen hin abgeschlossen und bedingen sich gegenseitig, d. h. keine ist losgelöst von den andern denkbar. Abgebrochene Sätze unterlaufen selten. Die Wortstellung und Satzverbindung ist geschickter — womit nicht über den Wert, sondern nur über den Charakter etwas ausgesagt wird; mehr intellektuelle als Situations-Gegensätze wirken auf uns ein. Die Sache ist eben die, daß es sich diesmal um erwachsene Menschen handelt, von denen jeder Einzelne sein eigen- und einzigartiges Verhältnis zum Leben mitbringt.

In „Frühlingserwachen“ variierten zwar die Stimmungen in den verschiedenen Szenen, aber sie wurden doch unbedingt zusammen gehalten durch die Grundstimmung, die dumpf und traurig resonierte. Es ist begreiflich, daß zu einer so diffus abgetönten Basis nicht alle aufgesetzten Farben harmonisieren können, daß es Dissonanzen geben muß; ob und wie nun einer diese als positive Faktoren zu verwerten weiß, daran können wir am ehesten erkennen, ob und was für ein Künstler er ist. Man lese mit Augen und Ohren die Wendelaenzen, man wird dann sehen und hören, wie mittels einer unendlich feinen Nuancierung der Worte gerade den Dissonanzen die Macht verliehen wird, Lyrik zu erzeugen, das will sagen: eine zur Musik gewordene Sprache.

Die „Münchener Szenen“ sind, wie schon erwähnt, aus einem andern Stoff (= Struktur) gebaut, weil in ihnen ein andrer Stoff (= Inhalt) organisiert werden will. Sie sind in ihrer äußeren Struktur vergleichbar einem gotischen Gewölbe, das infolge des Gegen- und Durcheinanderwirkens aller Teile sich selbst zu tragen vermag; und sie wirken ihrer Innenanlage nach ähnlich wie das Hochrelief, das aus seiner harten Steinfläche Gestalten plastisch heraus treibt, sie unter einander verbindet, unbekümmert um die Konflikte, die dadurch entstehen mögen, sie unter allen Umständen nicht zur vollen Freiheit gelangen läßt.

In Wedekinds Dichtung spielt das Leben, wie er es sieht und lebt, die Rolle der Steinfläche; er hat ihr nichts von ihrer verfänglichen Glätte, ihrer höhnischen Kälte, ihrer schneidenden Härte genommen. Dazu ist er viel zu sehr Charakter. Auch hat er die menschlichen Gestalten nicht wie ein Stümper aufgeklebt, sondern sie wirklich aus der ihm selbst rätselhaften Masse hervor gehen lassen; doch eben nur so weit, daß ihre Gebundenheit, Unfreiheit fühlbar blieb.

Und als er am siebenten oder so und so vielen Tage sein Werk beendigt hatte, da fand er durchaus nicht, daß es gut, wohl aber, daß es unverbesserlich war, und noch etwas: daß alle die Geschöpfe — Ebenbilder seiner selbst geworden. Wir unsererits haben dafür keine andere Erklärung, als daß der Erschaffer des Werks des Erlebens in tiefstem und weitestem Sinne fähig sein muß.

Auf eine Inhaltsangabe der Webekind'schen Dramen müssen wir verzichten, weil sie nicht mehr geben könnte als die Reproduktion eines modernen Gemäldes: Punkte und nichts als Punkte. Hingegen verlohnt es, auf Merkmale hinzuweisen, an denen Webekind leicht und mit Sicherheit zu erkennen ist. Äußere: Pistolen und Leichen fehlen nie. Mit Pistolen und Leichen laborieren gewiß auch andre Dramatiker, nur in grundverschiedener Weise, weil aus grundverschiedenem Motiv. Für Webekind sind sie Mittel zu einem Narrenspiel. Für ihn liegt ja nicht im Sterben, sondern im Leben die Tragik. Weil es aber im „Leben“ umgekehrt ist, macht er sich lustig über das Sterben. Da, wo „man“ die Trauermiene zur Schau zu tragen pflegt, zeigt er die höhnische Grimasse; aber da, wo „man“ sich zum fröhlichen Schmause an der Tafel des Lebens niederläßt, leichtsinnig bis zur Trivolität, ist er bitterernst bis zur Verzweiflung.

Kennzeichnend ist ferner die Fülle der Sentenzen, die, wiewohl in innerem Zusammenhange mit dem Ganzen stehend, doch auch losgelöst von ihrer vollen Bedeutung nichts einbüßen und jedenfalls ein Zeichen von Konzentrationskraft sind. Hier einige Proben:

Der Mensch wird abgerichtet oder er wird hingerichtet.

Der Eine nimmt es und dem Andern ist es beschieden.

Sünde ist eine pathetische Bezeichnung für schlechte Geschäfte.

Dem Tod sieht man mit klarem Bewußtsein in's Auge, aber niemand lebt, der sich nicht selbst vergessen kann.

Das glänzendste Geschäft in dieser Welt ist die Moral.

Es sind auch innere Charakteristiken vorhanden und sie sind bezeichnender Weise deutlich an der gegebenen Form abzulesen. Deshalb, weil im Webekind'schen Drama die Objektivierung schlechterdings zum Prinzip erhoben wird. Er geht darin so weit wie etwa heute nur noch Stefan George in seiner Lyrik, Hermann Bang in seiner erzählenden Prosa. Er geht jedenfalls ein beträchtliches Stück weiter als der große Wilmner Henrik Ibsen. Gesezt, er will den Egoismus des Menschen zum Ausdruck bringen, so bedarf er dazu gar keines besonderen Apparates, gar keiner Handlung; er macht das einfach so: zwei Personen unterhalten sich; die Eine spricht vielleicht von einem starken Erlebnis, das unbedingt die Teilnahme — des Lesers, man sollte also meinen, auch die der andern Person

erwecken muß; dem ist aber nicht so; die fällt sofort mit ihrem lieben Ich ein; für sie war jene Erzählung nur Anlaß, an sich selbst zu denken. So finden sich zahlreiche Dialoge, die beständig das Ich zum Ausgangs- und Endpunkte haben. Was die Leute von sich aussagen, von ihrem Wesen u. s. w., das ist natürlich keineswegs zutreffend für sie. Nur, daß sie das Bedürfnis haben, von sich zu reden, kommt in Betracht, und das allein stellt Webekind dar. So wird einer ethischen Kategorie durch die Formalisierung der Charakter des Selbstverständlichen zu teil. Jede Betonung (Pathos), jeder tendenziöse Beigeschmack fällt fort. Und dies ist deshalb wirklich künstlerisch, weil es dem Dichter ja gar nicht darauf ankommt, den menschlichen Egoismus zu photographieren, geschweige denn zu geißeln, sondern einzig auf das Fatum: der Mensch muß Egoist sein; sein Egoismus ist selbstverständlich. Und nur dem Herrgott rückt ihn der Hofnarr vor Augen: der mag sich seinen Teil dabei denken!

Sehr bedeutsam sind die Aktchlüsse; sie sind vom Dichter „gesehen“. Im Gegensatz zu den Franzosen (mit Ausnahme Muffets), die ein „Tableau stellen“, in Übereinstimmung mit Ibsen, bei dem die Gesichte ja überhaupt das Primäre sind. Webekinds Aktchlüsse verdanken ihre ungeheure Wirkung dem intuitiven Bild, weil in ihm alle Affekte, mit denen im Verlaufe der Szenen nur gespielt wurde, urplötzlich — darauf liegt der Ton — Gestalt annehmen, die Maske gleichsam abwerfen, um ihr wahres Antlitz zu zeigen, das, gelinde ausgedrückt, das Gegenteil von süß und glatt zu sein pflegt. Das Geniale, eminent künstlerische daran: wieder prägt sich in der sinnfälligen „Form“ eine Wesensseite des Seins aus — die Unberechenbarkeit und Grausamkeit der unethischen Natur.

*

So schafft Webekind; so muß er schaffen. Das Göttlich-Teuflische an seinen Werken ist ihre Notwendigkeit. Nicht alle Dramen, die er geschrieben hat, sind einwandsfrei. Diese aber hat er überwunden durch die Kindertragödie und die Münchner Szenen: zwei reine Kunstwerke. Er hat weder von anderen Dramatikern etwas abgeguckt — sein Stil ist keineswegs kulturbelehrt —, noch von der Kritik etwas gelernt: sie hat sich nicht um ihn bekümmert. Er ist ein Eigener: als solcher erzwingt er unsren tiefen Respekt. Er ist Künstler: als solcher steht er jenseits von Lob und Tadel. Er ist ein Mensch, der das Räderwerk unsrer fragenden Seele durch seine Kunst stocken macht: als solchen lieben wir ihn,
Wir lieben den Hofnarren Gottes!

Nachschrift der Schriftleitung:

„Und der Himmel, reich an Guld — hört auch dies an mit Geduld!“





Neue Verse

von Marie Stona.

(Schloß Strzebowitz, Österr.-Schlesien.)

Der 1. Dezember.

(Mein Geburtstag.)

O Tag, der du gelebt von Urbeginn
Und leben wirst bis an der Welten Ende!
Einst trug mich meine Mutter zu dir hin,
Da hobst du mich auf deine weißen Hände,
Und durch der Kindheit frühlingsreiche Zeit
Gabst du mir lächelnd blühendes Geleit.

Hold wie ein Glänzen flog es vor dir her,
Nie lockte mich dein lieber Ruf vergebens;
Mit jedem Jahr kostest du der Freuden mehr . . .
So führtest du mich zu den Höh'n des Lebens.
Und einmal kamst du — Keiner dachte dein —
Die Mutter lag im engen Totenschrein.

Seit jener Stunde küßt du sanfter mich;
Dein junges, rotes Lachen ist verblichen,
Und wehmütvoll in Demut grüß' ich dich,
Hast du dich tren an mich heran geschlichen.
Um den gebeugten Nacken fügst du sacht
Sternchen an Stern zu einer Kette Pracht.

Und immer stiller, ernster nahest du mir,
Als wolltest du ein großes Schweigen künden —
Doch leuchtender und froher winst' ich dir!
Einst kommst du, Tag, und wirst mich nicht mehr finden . . .
Der Zeiten Flucht rollt über mich dahin,
Und du bist fremd mir wie von Anbeginn.

Drei Zeichen.

Drei Zeichen an schmalem Wege stehn:
 Ein Kreuz, das weist zu himmlischen Höhen;
 Hinüber in's enge Vaterland
 Reckt der Meilenzeiger die flache Hand;
 Und über sie beide in lichtem Glanz
 Erhebt eine Linde der Krone Kranz.
 Sie zimmerte keines Menschen Fleiß,
 Sie schädigt nicht Wetter, nicht Winterreis,
 In die Erde schlug sie die Wurzeln ein
 Und küßt den blühenden Sonnenschein
 Und dehnt die wachsenden Glieder stolz . . .

Schon morscht das Kreuz aus totem Holz,
 Des Weisers Arm sich müde neigt,
 Die Linde nur höher und breiter zweigt.
 So schwingt sie über die träumende Flur
 Das Siegesbanner der Natur.

Erinnerungen . . .

Erinnerungen

Martern mich im Herzen,
 Lecken an meinen Schmerzen
 Mit giftigen Zungen.

Ich will sie töten, enden
 Mein Weh — doch sie entgleiten
 Mit schimmernden Breiten
 Meinen wütenden Händen.

Wie zuckende Glieder
 Schmiegsamer Schlangen
 Umschlingen und fangen
 Sie immer wieder

Die Seele und weiden
 Mit Blicken, mit fahlen,
 Sich an den Qualen
 Ewiger Leiden!

Ich küsse nicht.

Ich liebe nicht wie andere Frau'n
 Und küsse und herze dich nicht.
 Der Kuß ist nur ein halbes Glück,
 Das auf der Lippe zerbricht.

Die ganze Seele geb' ich hin
 Wie ein muskelndes Flammeumeer;
 Das schlägt die glühende Flut um dich,
 Darin versinkst du schwer . . .

Dein armes Leben saugt es ans
 Und tötet dich, weil es muß —
 Was gilt solcher Glut ein Kinderspiel,
 Was soll meinen Lippen — der Kuß?

Fühlst du . . .

Fühlst du, wie nach Vollendung strebt
Die aufgewühlte Leidenschaft,
Wie uns einander entgegen hebt
Des roten Bluts entfachte Kraft?

Was zögerst du, was weichst du zurück,
Fürchtest du den Spruch der Welt,
Sorgst du, daß dem entflammten Glück
Dein frommer Ruf zum Opfer fällt?

Leichter zwingst du den brausenden Strom
Mit deiner Hand zu jähem Halt,
Verjagst den Sturm im Waldesdom,
Eh' du gebietest der Liebe Gewalt.

Sie wächst und schwillt und rast so bang
Und bäumt sich mit geschwungner Macht,
Ein Feigling bleibst du lebenslang,
Wenn sie nicht Mut in dir entfacht.

Nie trägt dich empor aus Menschengewühl
Ehernes Wollen zu siegender That,
Du kauerst am Boden im Alltagsgefühl
Bei deiner weißen Tugenden Saat,

Und kriechst dahin wie taubes Gewürm
Und krümmst den Rücken und saugst den Staub —
Ich biete, dem Adler gleich, Wolken die Stirn
Und jage mit jauchzender Brust nach Raub!

Ein blaues Schlinglein . . .

<p>Ein blaues Schlinglein schlängelt sich Von meiner Schläfe nieder, Als ob es meiner Stirn entwich — Und schlüpft auf meine Lider.</p>	<p>In meiner Wange Rosenlust Hat es sich weich gebettet, Dann gleitet's still zu meiner Brust, In's helle Licht gerettet.</p>
---	---

Unsichtbar drängt's dem Herzen zu
In tiefverborgnen Gründen —
Und liebst du mich, wirst sicher du
Die kleine Schlange finden!





Frisches Menschenfleisch.

Eine zeitgemäße Anregung von Paul Scheerbart.

(Breege auf Rügen.)

Die europäische Menschheit hat im vergangenen Jahrhundert so viele Vorurteile überwunden, daß es wohl angezeigt erscheint, auch mit dem Vorurteil, das sich gegen den Genuß von frischem Menschenfleisch auflehnt, jetzt endlich 'mal endgiltig aufzuräumen.

Es widerstrebt uns natürlich, unsere guten Freunde und Bekannten in gebratenem oder gekochtem Zustande zu verspeisen. Obgleich nun auch diese Abneigung natürlich blos auf einem Vorurteil beruht, will ich doch an diesem nicht rütteln, da die Vernichtung dieses Vorurteils eine allzu große Unsicherheit im Verkehrsleben erzeugen dürfte.

Man soll nicht gleich zu weit gehen!

Andererseits werden aber in den jetzt wieder so modern gewordenen Kriegen der Menschen unter einander so viele ganz gesunde Leute tot geschossen und tot gehauen, daß man wohl endlich 'mal daran denken muß, dieses frische Menschenfleisch rationell zu verwerten.

Ich bin der Überzeugung, daß in Europa ein frisch geschlachteter Chinese — selbst im eingepökelten Zustande — mindestens mit 100 Mark pro Pfund bezahlt werden dürfte; es giebt bei uns genug Leute, die sich das leisten könnten und möchten.

Bedenkt man nun, daß China vierhundert Millionen Menschen besitzt, die sich sämtlich nach und nach töten lassen — und bedenkt man ferner, daß man jeden frisch geschlachteten Chinesen für mindestens 10 000 Mark (wo nicht noch teurer!) verkaufen kann, so erhält man $400 \times 10\,000$ Millionen Mark.

Das sind 4000 Milliarden!

Ein hübsches Süm'mchen!

Und diese Summe kann man in einem Jahrhundert noch ganz erheblich vergrößern, wenn man durch Zuchtchinesen die ganze Sache rationell betreibt.

Ist diese Art und Weise, aus China Geld zu ziehen, nicht die einfachste und verständigste?

Und welche Perspektiven werden dadurch eröffnet!

Mit den anderen wilden Völkern können die Europäer doch selbstverständlich ebenso verfahren.

Es ist zunächst nur nötig, daß die Europäer den Genuß von Menschenfleisch nicht fñrderhin für „unkultiviert“ halten.

Warum sollen denn die besten Fleischsorten, die wir auf Erden haben, durchaus und durchum unter der Erdrinde verfaulen? Warum?

Der Mensch gehört dem Menschen — nicht den Wñrmern!

Europa muß seine Kolonien ein bißchen rationeller werten; die Staatsmänner müssen ihre Aufgaben etwas ernster in's Auge fassen. Es handelt sich doch allein in China um mehr als 4000 Milliarden.

Haben wir uns jedoch an den Genuß des wilden Menschenfleisches erst gewöhnt, so wird sich mit der Zeit naturgemäß nicht umgehen lassen — auch den Genuß des europäischen Kulturmenschenfleisches in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen.

Das zarte Fleisch der weißen Rasse ist sicherlich nicht so ohne Weiteres zu verachten — selbst wenn's dem der farbigen Rassen in mancher Hinsicht nachstehen sollte.

Da nun die Europäer aus gut erwogenen Gründen Kriege unter einander nur sehr selten führen mögen, so werden wir wohl leider ausschließlich auf dasjenige Europäerfleisch angewiesen sein, das bei kommenden Revolutionen abfällt.

Jedenfalls steht sowohl die „sanitäre“ wie die „kulinariische“ Bedeutung des Menschenfleisches ganz außer Frage; darüber sind die Akten bereits geschlossen. Es erübrigt sich nur noch, die gesetzlichen Bestimmungen in dieser Frage einer Reform zu unterziehen.

Außerdem ist auch noch nötig, die öffentliche Meinung ganz energisch aufzuklären; diese Aufgabe wird aber (davon können wir überzeugt sein!), die Tagespresse in gewohnter Art glänzend lösen.

Wir leben in einer aufgeklärten Zeit und sind es unserem Kulturgewissen schuldig, mit allen veralteten lächerlichen Vorurteilen brevi manu aufzuräumen; daß wir im zwanzigsten Jahrhundert leben dürfen, legt uns auch „Verpflichtungen“ auf.

Wenn wir uns nicht genieren, unsere Soldaten zur Tötung von wilden Horden abzurichten — so brauchen wir uns nicht zu genieren, diese wilden Horden (ob sie nun schwarz, weiß, gelb oder braun sind, ist ja schließlich ganz egal!), auch zu verspeisen.

Nicht blos unsere Küche hat den Vorteil — auch unsere Kaffe! Denn Europa kann ganz allein für die frisch geschlachteten Chinesen einen Preis von 4000 Milliarden erzielen.

Ich glaube — das genügt!



Die Verdunklung der Konzerträume.

Von Paul Ehlers.

(Königsberg i. Pr.)

Nr. 44 der Leßmann'schen „Allgemeinen Musikzeitung“ (vom 1. November 1901) enthielt folgende Briefkasten-Notiz:

„L. N. in Frankfurt a. M. Der von Darmstadt aus angeregte, in Frankfurt nachgeahmte Versuch, durch Verdunkelung des Konzertraumes die Wirkung der Musik zu erhöhen, mag ja wohl in der selben psychischen Beanlagung der Anreger seine Ursache finden, wie die vor längerer Zeit an die Öffentlichkeit gebrachten Vorschläge, zu gleichem Zwecke bestimmte Wohlgerüche im Konzertsaal zu verbreiten oder den Saal in bestimmten, je nach dem Charakter der Musikstücke wechselnden Farben zu dekorieren. Seit ihrem Bestehen hat die Musik innerhalb und außerhalb des Konzertsalles ihre Macht auf die Gemüter der Menschen je nach der Empfänglichkeit der Zuhörer mehr oder minder stark ausgeübt, und Niemandem ist es eingefallen, zu Parfümduft, Farben und Verdunkelung seine Zuflucht zu nehmen, um sich von den Tönen erheben oder erschüttern, erheitern oder ernst stimmen zu lassen. Wer so äußerlicher Hilfsmittel bedarf, um sich durch die Musik oder für die Musik in Stimmung bringen zu lassen, dürfte an irgend einem Defekt seiner Empfänglichkeit für die Tonkunst überhaupt leiden, und man sollte sich hüten, derartige individuelle Bedürfnisse der Allgemeinheit aufzudrängen zu wollen.“

So, da steht's schwarz auf Weiß! Für die „Allg. Musik-Ztg.“ ist damit der Fall erledigt. Und doch hat die „Reform des Konzertsalles“ seit Jahren die besten Köpfe unter den Musikern beschäftigt, haben eine

Reihe von tüchtigen Künstlern auf die eine oder die andere Weise versucht, den immer empfundenen Mängeln abzuweichen. Auch für uns ist die Sache zu wichtig, um sie mit diesem Briefkasten-Urteil als aus der Welt geschafft zu erachten; im Gegenteil, gerade diese summarische Beurteilung reizt uns durch Form und Inhalt, ebenfalls der Frage von Neuem näher zu treten, ob eine Verdunklung der Konzerträume wünschenswert sei oder nicht. Wenn ich aufrichtig sein soll, so hat sie für mich allerdings schon ihre Antwort gefunden. Es handelt sich hier also weniger um eine Untersuchung, um ein genaues Abwägen des pro und contra, als um die Verteidigung eines Standpunktes; ich fühle mich also nicht in der Rolle des Richters, sondern in der eines Anwaltes. Und die Briefkasten-Notiz sei für das Plaidoyer als Ausgangspunkt genommen.

Dreierlei fällt an der Notiz vor Allem auf: 1. die Berufung auf die seit Alters bestehenden Zustände; 2. die Verquickung so verschiedener Dinge, wie Parfüm, Farben und Verdunklung es sind; 3. die Warnung davor, „individuelle Bedürfnisse der Allgemeinheit aufdrängen zu wollen“. Veranlaßt worden ist die Notiz durch die Ankündigung, daß das „Frankfurter Trio“ (James Kwast und Genossen) bei einem Konzerte während der Musikvorträge den Saal verdunkeln lassen wolle. Wilhelm Holzamer veröffentlichte auf diese Bekanntgebung hin in Nr. 296 (Abendblatt) der „Frankfurter Zeitung“ einen kleinen Artikel, worin er unter Darlegung seiner auf der Darmstädter Kunstausstellung mit dieser Neuerung gemachten Erfahrungen zur Diskussion aufforderte, ob und in welcher Weise seine Versuche zur ständigen allgemeinen Einrichtung zu machen wären. -Nr. 299 der „Frkf. Ztg.“ brachte hierzu drei verschiedene Äußerungen aus ihrem Leserkreise; ich erwähne dies, weil ich auf sie und auf Holzamers Ausführungen gelegentlich zurück greifen werde. Außerdem möchte ich noch ein passant erwähnen, daß die selbe „Frkf. Ztg.“ mir schon am 22. Septbr. 1899 gestattet hatte, im Anschluß an Wilhelm Maule's Aufsatz über „das lebende Lied“ meine Ansicht zu publizieren, die ich in die Forderung zusammen faßte: „Man entziehe die vortragenden Künstler durch eine Schallwand den Blicken der Hörer und verdunkle zugleich den Saal durch die Abdämpfung des Lichtes (in Milchglaskuppeln) bis auf einen sehr matten Schimmer!“

„Niemandem ist es eingefallen, zu Parfümduft, Farben und Verdunkelung seine Zuflucht zu nehmen, um sich von den Tönen erheben oder erschüttern, erheitern oder ernst stimmen zu lassen.“ Aufrichtig gestanden, dieses Urteil hat mich in der „Allg. Musikzeitung“ doppelt überrascht, da doch gerade dieses Blatt in anderen Dingen gegen veraltete Institutionen

und gegen die in den verkehrten Anschauungen von der „guten alten Zeit“ Befangenen mit verdienstvoller und erfolgreicher Rücksichtslosigkeit Jahre lang gekämpft hat. Klingt dies nicht ein ganz klein wenig, als wollte Einer seinem Sohne sagen: „Dein Großvater ist mit der Postkutsche gefahren, folglich ist es Unsinn, wenn du mit einer Geschwindigkeit von 200 Kilometer pro Stunde elektrisch über die Erde saufen willst!“ Daß es bisher niemand eingefallen ist, den Konzertsaal zu dem Zwecke einer intensiveren Wirkung der Musik zu verbunkeln, ist — wäre es auch wahr — doch für uns kein Grund, ebenfalls davon abzustehen. Da hätten die Besucher des Brüsseler „Théâtre de la Monnaie“ doch wohl Recht gehabt, als sie vor einigen Jahren gegen die Verbunklung des Zuschauerraumes während einer Wagner'schen Oper zu protestieren versuchten? Ich weiß wohl, daß man mir entgegen kann: Verbunklung des Theaters und Verbunklung des Konzertsaales sind Dinge, die zwei ganz verschiedene Zwecke verfolgen. Es kommt hier indessen nur darauf an, die Grundlosigkeit dieses Grundes darzuthun: etwas zu unterlassen, weil es schon immer anders gewesen sei.

Wir überspringen Punkt 2, der uns nachher mitten in die Materie hinein führen soll, um vorerst ganz kurz den dritten Einwand der Briefkasten-Notiz noch zu widerlegen, der in der Mahnung gipfelt, nicht „individuelle Bedürfnisse der Allgemeinheit aufdrängen zu wollen“. Ich traute meinen Augen nicht, als ich diesen Passus in einem Wagner, Liszt und Berlioz geweihten Blatte las. „Individuelle Bedürfnisse“ oder vielmehr Bedürfnisse, die sich aus dem Fortschritte der Zeit ergeben, von manchen empfunden werden, aber zuerst in wenigen Individuen, oft auch nur in einem Individuum zum klaren Ausdruck kommen — solche Bedürfnisse sind es von Anbeginn der Welt gewesen, die die großen Reformationen oder auch Revolutionen hervor gerufen haben. War die Individualität, die die Befriedigung ihrer Bedürfnisse durch zu setzen suchte, stark und selbstbewußt, so drängte sie ihre Bedürfnisse der Allgemeinheit eben auf. Und es kann und soll auch nicht anders sein. Der Mensch, als Gattung genommen, ist bekanntlich ein „Herdentier“; die Menge ist faul, indolent, selbst dann, wenn es sich um den eigenen Vorteil handelt. Das Individuum ist der Schöpfer des guten und des bösen Großen. Wir wollen aus der ziemlich beträchtlichen Menge von Neugestalteten nur einen Einzigen nennen, der auf mehr als einem Gebiete mit seinen individuellen Bedürfnissen, die er der Allgemeinheit zu ihrem Besten aufzubringen — Manche nannten es sogar: herrisch zu diktiert — suchte, einfach riesige Umwälzungen hervor gerufen hat: Richard Wagner. Wir

nennen ihn auch deshalb, weil wir uns seiner Gedanken bedienen werden, um den Vorzug unserer Absichten zu beweisen.

Nun aber zu Punkt 2! Wir sind prinzipiell gegen eine Vermischung der drei Ideen: den Hörer durch bestimmte Parfüms, durch wechselnde Farben, durch Verdunklung des Saales in seiner Rezeptivität musikalischer Gaben zu fördern. Die Vertreter der Parfümierung können sich bekanntlich auf Friedrich Schiller berufen, der in der sechsten Szene des ersten Aktes von „Kabale und Liebe“ beim Auftreten des Hofmarschalls von Kalb die gelungene Regieangabe macht: „Er fliegt mit großem Getreisch auf den Präsidenten zu und breitet einen Bisamgeruch über das ganze Parterre.“ Zweifellos trüge dieser Bisamgeruch trefflich zur Charakterisierung des Kalb bei — ließe er sich nur auch so rasch aus dem Parterre wieder entfernen, daß nicht die anderen Personen ebenfalls in den Geruch kämen. Hier liegt die praktische Unmöglichkeit zu Tage, die die Parfümtheorie begleitet; bei wechselndem Empfindungsgehalt der Musikstücke müßte sich das Parfüm gleichfalls ändern, und wir würden bald wähen, in einem Friseurladen, nicht aber im Konzertsaale zu sitzen, und unsere Sinne würden weniger durch die Musik affiziert werden, als vielmehr störende Gedankenassoziationen mit Rasieren und Frisieren herauf beschwören. Plausibler und leichter ausführbar wäre schon die Idee mit den wechselnden Farben, aber auch ihre Ausführung würde stets unvollkommen bleiben. Man braucht nur die Ouvertüre zum „Tannhäuser“ vor die Seele zu rufen, um sich der Schwierigkeiten, die sich dieser Idee entgegen stellen würden, bewußt zu werden: wie wäre der milde, geheimnisvolle Anfang zu beleuchten, wie das strahlende Fortissimo, wie dann das wollüstige Locken des Venusberges, wie der Kampf zwischen ihm und der Gnabe? Denn daß eine Farbe allein nicht ausreichte für ein solches Stück (und eben die meisten Orchesterstücke), das liegt auf der Hand. Eine ewig wechselnde Beleuchtung würde aber nicht die Stimmung konzentrieren, sondern beunruhigen und zerstören. Die Konzentrierung der Stimmung oder die Vereitung der Sinne zu einer möglichst ungestörten Aufnahme der Musik ist aber doch das Ziel, das wir zu erreichen suchen müssen. Parfüm und Farben im Wechsel ständen unserer Absicht genau entgegen, da sie die für die Musik entbehrlichen Sinne, anstatt sie auszuschalten, nur noch mehr anreizten. Übrigens nähern sich beide Ideen für unsere Empfindung auch dem Brett'l, und wir behandeln sie nur deswegen nicht mit billigem Spott, weil wir in ihnen immerhin die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen sympathisch anerkennen.

Eine andere Art, dem Konzertsaal das Unmusikalische zu nehmen, wurde im Mai 1901 von dem Münchner „Kostumbureau für Bühnen-

künstlerinnen“ angewendet. Ich habe damals über den „Intimen Vortragsabend“ in der „Gesellschaft“ berichten dürfen (II. Maiheft, S. 245) und möchte hier nur darauf verweisen. Die Umwandlung des Saales in einen behaglich festlichen Gesellschaftsraum, in dem während der Vorträge das Licht bei den mit lila Gaze umspinnenen Kronleuchtern abgedämpft wurde, hatte etwas ungemein reizvolles und, wie es der Name des Konzertes verriet, Intimes. Inbessen wäre diese Art immer nur für eine ganz bestimmte Musik geeignet: für die Lyrik. Paul Marsop bemerkt in seinen geistreichen, anregenden „Musikalischen Essays“ so feinfühlig und wahr von Schumanns Traumlyrik: „Das Pianistenvolk — mögen die Götter es verderben! — hat eben nach wie vor kein Gefühl dafür, daß es überhaupt unangebracht ist, die wundervollen und wunderlichen Rätseldichtungen des stillen Träumers in den Konzertsaal hinein zu zerren.“ Was er hier von Schumann sagt, paßt nun fast auf alle Lyrik, sei es für Klavier, sei es für Gesang, mag es auch für Schumann noch ganz besonders zutreffen. Mir ist es unbekannt, wie er sich zu dieser Art von Verdunklung des Konzertraumes stellen würde, aber ich meine, daß er bei einem derartigen „intimen Vortragsabende“ weniger das Gefühl hätte, als würde die Lyrik dort prostituiert, trotz seines hübsch geprägten Ausspruches: „Beim Chopin-Spielen ist jeder Dritte, beim Schumann-Spielen eigentlich schon jeder Zweite zu viel.“ Es kommt nämlich tatsächlich fast mehr auf den Raum an, worin die Musik gemacht wird, als auf die Anzahl Menschen, die ihr zuhören, wofern diese nicht just Danausen sind, die mit ihren Rücksichtslosig- und Unanständigleiten alle Stimmung zertrampeln.

Natürlicher als alles dies, dabei weniger kostspielig und für alle Formen der Reproduktion geeigneter, würde die Erfüllung unserer Forderung sein, den Saal während der Musik zu verdunkeln; nicht zwar so, daß wir in pechschwarzen-schwarzer Nacht säßen, sondern, daß ein zarter, dämmeriger Schimmer die Luft durchleuchtete. Hier könnte man vielleicht die Farben-Idee wieder aufgreifen, um die eine Farbe herauszufinden und dauernd anzuwenden, die am besten zur leisen Anregung der Nerven diene. Wilhelm Solzger betont übrigens nicht mit Unrecht, daß die Augen in der Dämmerung leicht ermüden; er will daher im verdunkelten Saal ein paar Lichtpunkte haben. Das sind natürlich Dinge, über die sich diskutieren läßt, hat man sich nur erst prinzipiell für die Verdunklung erklärt. Warum aber diese wünschenswert ist, brauchte man eigentlich gar nicht erst zu beweisen. Das Auge ist der Feind des Ohres. Wollen wir etwas genau hören, sei es auch nur, um irgend ein triviales Geräusch zu erkennen, so kneifen wir unwillkürlich die Augen zu: wir setzen unseren Gesichtssinn

außer Dienst, um nicht durch ihn vom intensiven Lauschen abgelenkt zu werden. Wer sich mit Andacht in ein Musikstück vertiefen will, sucht für sein Auge entweder einen Ruhepunkt, der sich nicht verändert und den er deshalb leichter vergißt, oder er schließt die Augen. *) Das sind rein praktische Beobachtungen. Holzamer sucht auch noch den psychologischen Grund heraus zu finden, er nennt „die Konzertmusik — die Kunst der Dämmerung“. Ein gefährlich Wort! Denn uns ist durchaus nicht „dekadent“ zu Mute; wir glauben nicht an jene Musik als die allein selig machende, die „müde Seelen“, schlanke, lilienweiße Hände und zerfließende Linien für allein existenzberechtigt erachtet. Nein, gerade auch die symphonische Epik mit ihren stolzen, festen, gesunden Bauten, wo statt welkender Rosenbüste aus Tantschens Empire-Porzellandoose die klarscharfe Luft eines Gebirgmorgens weht, ist es, die wir durch die Verdunklung des Saales in ihrer Wirkung zu erhöhen gedenken. In diesem durchaus kräftigen Sinne akzeptieren wir Holzamers Ausspruch bis zu einem gewissen Grade; die Musik ist der Ausdruck des dunklen Grenzgebietes von Seele und Geist, meinetwegen auch von Erde und Himmel, und sie wird gerade dann am lebendigsten in uns, wenn wir vom lauten Tage nicht belästigt werden. Was die Dichtkunst zum thöricht scheinenden Gestammel, die Malerei zu einem oftmals komischen Farben- und Formengewirre machen kann — der Symbolismus, er findet im Tone sein eigentliches Ausdrucksmittel. Auch der Mystizismus, überhaupt alles nur Empfundene; womit wir übrigens, um es gleich zu sagen, die Ausdrucksmöglichkeiten der Musik nicht für erschöpft ansehen. Und die meisten Menschen musizieren nie inniger und

*) Das könnte fast klingen, als erachteten wir das Musikdrama für ein Un Ding. Darum wollen wir, außer der Wagner'schen Forderung: beim Drama die Musik nicht als Zweck, sondern als Mittel zum Zweck zu betrachten, ein schönes, treffendes Wort aus Dr. Arthur Seidls „Wagneriana“ (Erster Band, S. 27) anführen: „Die Musik muß uns entgegenkommen täuschend, wie mit und aus der Erscheinung, wie der innere Empfindungsgehalt der handelnden Personen selbst, wie das innere Leben und Weben der szenischen Naturvorgänge dort oben — kurz, wie die Seele der Aktion.“ Verschieden, wie das Wesen der absoluten und der aus dem Drama geborenen Musik, verschieden, wie ihr Zweck, so verschieden ist auch die Art, wie wir sie aufzunehmen haben. Während wir beim Musikdrama die Musik nur als Teil der Personen und der Naturvorgänge, gleichsam als Unterstrom, empfinden sollen, ist es bei der absoluten Musik doch nur eben diese selbst, die wir allein für sich, als einzige Hauptsache in uns aufnehmen müssen. Beim Musikdrama sind Bild und Musik, wosfern diese nur wahr komponiert ist, kongruent; im hellen Konzertsale bieten sich tausend verschiedene Bilder, von denen keins mit der Musik übereinstimmt. Beim Musikdrama verschmelzen die Eindrücke des Gesichtes und des Gehöres erst zum richtigen Gesamteindrucke, die absolute Musik wendet sich nur durch das Ohr an unsere Seele.

feuriger, als im Halbdunkel zwischen Tag und Nacht. Das Halbdunkel für die Musizierenden herzustellen, ist nun freilich unmöglich im Konzertsaal; aber dem Hörer sollte man die Wohlthat gewähren. Gerade deshalb, weil nicht alle Menschen gleich disponiert sind, die Musik trotz aller Störungen in voller Kraft auf sich wirken zu lassen, müssen wir die beste Allgemeinbedingung schaffen. Wir dürfen nicht hochmütig auf die herab blicken, die sich, wie Holzamer ausführt, durch eine vor ihnen sitzende Dame von der Musik ablenken lassen oder es nicht über sich gewinnen können, die Augen zu schließen.

Im Anschluß an Holzamers Artikel brachte, wie ich erwähnt habe, die „Zrkf. Ztg.“ noch einige Äußerungen von Lesern. Die eine kam aus Mannheim und berichtete die interessante Thatsache, daß bei den Abonnement-Konzerten des dortigen Hoftheaters das Saallicht abgedämpft wird, das Podium dagegen hell bleibt, und daß sich diese Einrichtung ganz ausgezeichnet bewährt hat. Der Einsender ist dafür, daß man den konzertierenden Solisten in heller Beleuchtung sitzen lassen solle. Das Orchester spielt doch wohl im gewohnten versenkten Theater-Raum; denn sonst wäre ja nur eine halbe Besserung, vielleicht sogar eine Verschlechterung in dieser Maßregel. — Die zweite Äußerung, von einer Dame, wendet sich gegen jede Verdunklung: „aber recht hell wünsche ich es mir stets — das stimmt besser zu meiner Begeisterung“. — Die dritte Äußerung zitiert den bekannten Ausspruch Goethe's aus „Wilhelm Meisters Wanderjahren“, der allerdings in der merkwürdigsten Weise unsere Ansichten, wenigstens nach der, jetzt zu behandelnden, Seite des verdeckten Orchesters hin, vertritt; ich lasse ihn hier folgen:

„Er konnte nicht ohne Musik, besonders nicht ohne Gesang leben und hatte dabei die Eigenheit, daß er die Sänger nicht sehen wollte. Er pflegte zu sagen: Das Theater verwöhnt uns gar zu sehr; die Musik dient dort nur gleichsam dem Auge, sie begleitet die Bewegungen, nicht die Empfindungen. Bei Oratorien und Konzerten stört uns immer die Gestalt des Musikus; die wahre Musik ist allein für's Ohr; eine schöne Stimme ist das Allgemeinste, was sich denken läßt, und indem das eingeschränkte Individuum, das sie hervorbringt, sich vor's Auge stellt, zerstört es den reinen Effekt jener Allgemeinheit. Ich will jeden sehen, mit dem ich reden soll; denn es ist ein einzelner Mensch, dessen Gestalt und Charakter die Rede wert oder unwert macht; hingegen wer mir singt, soll unsichtbar sein; seine Gestalt soll mich nicht bestechen oder irre machen. . . . Ebenso wollte er auch bei Instrumentalmusiken die Orchester so viel als möglich verdeckt haben, weil man durch die mechanischen Bemühungen und durch die notdürftigen, immer seltsamen Gebärden der Instrumentenspieler so sehr zerstreut und verwirrt werde. Er pflegte daher eine Musik nicht anders als mit zugeschlossenen Augen anzuhören, um sein ganzes Dasein auf den einzigen, reinen Genuß des Ohrs zu konzentrieren.“

Die Unsichtbarmachung des Orchesters, der Ausführenden überhaupt, und die Verdunklung des Konzertraumes gehören zusammen; wenigstens scheint mir die Verdunklung zugleich auch die Unsichtbarmachung zu fordern, wogegen ich es mir schon eher vorstellen könnte, wenn das verdeckte Orchester bei hellem Saale spielte. Allerdings wäre nochmals zu betonen, daß ein intim hergerichteter Saal auch ohne Verdeckung der Musizierenden für die Lyrik die Wirkung schon stark erhöht und weniger stört, als wenn der bezahlte Solist auf dem kalten Podium erscheint.

H. Wagner kam (mit Gretrn) auf den Gedanken, das Orchester zu versenken, durch den Wunsch, das Bühnenbild dem Zuschauer zur absoluten Hauptsache zu machen und der Musik die beste Möglichkeit zu verschaffen, als „Seele der Aktion“ zu wirken; die Besucher Bayreuths kennen auch den großen Anteil des dunklen Schallraumes zu Seiten des Orchesterraumes an der vollendeten optischen und akustischen Täuschung, wie sie z. B. das Münchner Prinzregenten-Theater durch seinen goldstrahlenden, den wichtigen Schallraum schließenden Riesenrahmen vor der Bühne in beiden Hinsichten empfindlich geschwächt hat. Zugleich schaffte Wagner aber noch eine Neuerung, die merkwürdiger Weise meistens viel zu wenig beachtet wird: die deckende Schallwand. Diese war eine Frucht seiner Erfahrung. Er selbst hat sich kurz mit folgenden Worten darüber ausgesprochen*): „Hat man nun je erfahren, welchen verklärten, reinen, von jeder Beimischung des, zur Hervorbringung des Tones den Instrumentisten unerläßlichen, außermusikalischen Geräusches befreiten Klang ein Orchester bietet, welches man durch eine akustische Schallwand hindurch hört, und vergegenwärtigt man sich nun, in welche vorteilhafte Stellung der Sänger zum Zuhörer tritt, wenn er diesem gleichsam unmittelbar gegenüber steht, so hätten wir hieraus nur noch auf das leichte Verständnis auch seiner Aussprache zu schließen, um zu der vorteilhaftesten Ansicht über den Erfolg der von mir gemeinten akustisch-architektonischen Anordnung zu gelangen.“ Den hier in gesperrtem Drucke hervor gehobenen Effekt kann jedermann durch Beobachtung leicht als richtig feststellen; bemerkenswert ist es, daß nicht nur instrumentales Spiel, sondern häufig auch Gesang durch eine akustische Schallwand an rein klanglicher Schönheit gewinnt. Diese von mir oft bemerkte Thatsache wurde mir kürzlich am hiesigen Stadttheater durch eine — Thürschließerin bestätigt, die, als ich mir eine Szene aus dem „Propheten“ vom Wandelgang aus anhörte, plötzlich unaufgefordert zu mir sagte: „Hier klingt es

*) Volks-Ausg. der Ges. Schr. — Bd. VI, S. 275; Vorwort zur Herausgabe der Dichtung des Bühnenfestspiels „Der Ring des Nibelungen“.

oft viel schöner, als drinnen im Saal". Man wird eine Logenfrau vielleicht nicht als klassischen Zeugen gelten lassen, aber es bleibt ja jedem frei, sich selbst von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Anschauung zu überzeugen. Jedenfalls steht es für mich bereits fest, und ich stehe damit keineswegs allein, daß wir unser Konzert-Orchester ebenso gut verdecken müssen wie das Theater-Orchester.

Von dem verbesserten Klange abgesehen, wird es eigentlich auch durch das Auge gefordert. Hören wir wieder Wagner, und zwar an einer Stelle, die uns scheinbar widerlegt und die deshalb gerne von den Gegnern unserer Ansicht gegen uns zitiert wird*): „Den traumartigen Zustand, in welchen die bezeichneten Wirkungen durch das sympathische Gehör versetzen, und in welchem uns daher jene andere Welt aufgeht, aus welcher der Musiker zu uns spricht, erkennen wir sofort aus der einem Jeden zugänglichen Erfahrung, daß durch die Wirkung der Musik auf uns das Gesicht in der Weise depotenziiert wird, daß wir mit offenen Augen nicht mehr intensiv sehen. Wir erfahren dies in jedem Konzertsaal während der Anhörung eines uns wahrhaft ergreifenden Tonstückes, wo das Allerzertreueudite und an sich Häßlichste vor unseren Augen vorgeht, was uns jedenfalls, wenn wir so intensiv sähen, von der Musik gänzlich abziehen und sogar lächerlich gestimmt machen würde, nämlich, außer dem sehr trivial berührenden Anblicke der Zuhörerschaft, die mechanischen Bewegungen der Musiker, der ganz sonderbar sich bewegende Hilfsapparat einer orchestralen Produktion. Daß dieser Anblick, welcher den nicht von der Musik Ergriffenen einzig beschäftigt, den von ihr Gefesselten endlich gar nicht mehr stört, zeigt uns deutlich, daß wir ihn nicht mehr mit Bewußtsein gewahr werden, dagegen nun mit offenen Augen in den Zustand geraten, welcher mit dem des somnambulen Hellsehens eine wesentliche Ähnlichkeit hat.“ Alles, was wir gegen das sichtbare Orchester und die sichtbaren Zuhörer einzuwenden haben, spricht Wagner darin mit den deutlichsten Worten aus. Warum gehen wir nun immer erst durch den, nur durch langjährige Gewöhnung zu verkürzenden Prozeß, durch die Macht der Musik unser Gesicht depotenzieren zu lassen? warum versetzen wir uns nicht von vornherein in einen Zustand, der für die Entgegennahme der Musik am günstigsten ist? Um so mehr, als Wagner diese Depotenzierung des Gesichtes nur den von der Musik „Gefesselten“ zugesteht, die von den äußeren Umständen Abgelenkten mithin von dem vollen Genuß ausgeschlossen sieht?

Direkter noch, als diese erst auf Umwegen für unsere Idee zu verwertende Äußerung, sprechen einige Sätze für die Unsichtbarmachung der

*) V. A. der Ges. Schr. — Bd. IX, S. 75: „Beethoven“.

Musiker in einer jener, in den Jahren 1840 und 1841 zu Paris verfaßten, Novellen Wagners, worin er vorschauend manche seiner später ausgeführten Reformen im Worte niedergelegt hat. In der dritten Novelle mit dem Titel „Ein glücklicher Abend“ heißt es*): „Von jeher hatten wir die Unglücklichen bedauert, die sowohl in Gärten, als in Sälen genötigt waren, oder es wohl gar vorzogen, in der unmittelbaren Nähe des Orchesters zu verweilen; wir vermochten gar nicht zu begreifen, wie es ihnen Freude machen konnte, die Musik zu sehen, anstatt zu hören; denn anders konnten wir uns die Gespanntheit nicht denken, mit der sie unverwandt und starr den verschiedenartigen Bewegungen der Musiker zusahen, besonders aber mit begeisterter Teilnahme den Paukenschläger betrachteten, wenn er nach den mit umsichtiger Angilichkeit abgezählten Pausen sich endlich zu einer erschütternden Mitwirkung zuließ. Wir waren darin überein gekommen, daß es nichts Profaischeres und Herabstimmenderes gebe, als den Anblick der greulich aufgeblasenen Backen und verzerrten Physiognomien der Bläser, des unaesthetischen Bekrabbeln der Kontrabässe und Violoncelle, ja selbst des langweiligen Hinundherziehens der Violinbögen, wenn es sich darum handelt, der Ausführung einer schönen Instrumentalmusik zu lauschen. Aus diesem Grunde hatten wir uns so plaziert, daß wir die leiseste Nuance des Orchesters hören konnten, ohne daß uns der Anblick desselben hätte stören müssen.“ — Wohlverstanden! Wagner spricht hier von einem Konzerte, nicht etwa von einer Operaufführung.

Nun haben wir allerdings nicht nur Orchesterkonzerte, sondern ebensovohl Solistenkonzerte, wo also der „ganz sonderbar sich bewegende Hilfsapparat einer orchestralen Produktion“ nicht in Betracht kommt. Und da wäre denn wohl eine Schallwand nicht nötig? Wir meinen doch! Es giebt noch sehr viele Virtuosen, besonders Klavierpieler, deren Anblick, giebt man sich ihm einmal hin, sehr stark von der Musik abziehen kann, so grotesk wie er ist. Man darf auch nicht von ihnen verlangen, daß sie gleich den bekannten Schaudirigenten immer auf eine interessante Pose oder eine einschmeichelnde Bewegung, auf ein elegantes Exterieur bedacht sein sollten; je mehr sie an ihrer Produktion inneren Anteil nehmen und je mehr sie es darauf anlegen, alles aus einem Stücke heraus zu holen, desto mehr laufen sie Gefahr, „im Schweiß ihres Angesichts“ auf die verwunderlichsten Stellungen und Grimassen zu verfallen. Uns ist soeben das Wort „Schaudirigent“ in die Feder gekommen. Diese Spezies, der

*) V. A. der Ges. Schr. — Bd. I, S. 137.

man übrigens ernstlich gar nicht böse sein kann, ist nun noch ein weiteres Argument für uns. Wie manches Orchesterstück haben wir schon rühmend hören, weil ein wild herumgeworfenes Haupt, ein Schleifer der vornehmen weißen Hand das Auge des Hörers für den Dirigenten eingenommen hatten, wogegen wir, die wir mit geschlossenen Augen nur die Töne zu uns sprechen ließen, gar manches auszusetzen fanden! Es wäre ein Wunder, wenn ein an gute Lebensart gewöhnter Kapellmeister nicht den Wunsch haben sollte, auch auf dem Dirigentenpult eine angenehme Figur zu machen. Das führt jedoch selbstverständlich dazu, daß er sich nicht mehr ganz und gar der Musik hingiebt, sondern, vielleicht nur vorübergehend, an seine eigene Gestalt und deren beste Wirkung denkt. Ich glaube, der eine oder der andere gefeierte Kapellmeister würde viel von seiner gepriesenen „Genialität“ verlieren, wenn er sich bescheiden, wie Wolfrum in Heidelberg, hinter eine Wand verkröche; und ebenso glaube ich, daß mancher erst dann nach Gebühr erkannt und gewürdigt würde, an dem der naive „Hörer“ jetzt die eckigen, häßlichen Bewegungen verurteilt.

Nun läßt sich freilich nicht leugnen, daß es manchmal überaus interessant ist, besonders für den Eingeweihten, auch zu sehen, wie dieser oder jener eine bestimmte Stelle oder ein bestimmtes Stück dirigiert, aber ebenso wenig kann man leugnen, daß dieses Interesse mit der Musik als solcher nicht das Geringste zu thun hat, vielmehr ein ganz anderes, mehr psychologisches ist. Ganz plausibel klingt dagegen der Einwand, den einer unserer jüngeren, mit seinen Thaten allgemach in die erste Reihe rückenden Kapellmeister, Siegmund von Hausegger, der zudem — Gott sei Dank! — von der Pose des Schaudirigenten frei ist, für das sichtbare Orchester aufstellt. Bezeichnender Weise basiert dieser Einwand auf der Suggestionswirkung des Schauens: er meint, und sicher nicht ganz mit Unrecht, daß der Ausdruck des Dirigenten und der Spieler dem Hörer das Verständnis der Stücke wesentlich erleichtern könnte, daß besonders Synkopen und Generalpausen dem Hörer erst dann zum vollen Bewußtsein kämen. Dem müssen wir „Augenschließer“ aber doch widersprechen; die Generalpausen z. B. haben im Gegenteil etwas viel Geheimnisvolleres für uns, wenn wir nicht die erlösende Auftaktbewegung des Kapellmeisters sehen, sondern erst zur richtigen Taktzeit von dem Alp durch die Töne selbst befreit werden. Und was den Gebärden- und Gesichtsausdruck unserer braven Orchesterspieler in ihrer stark überwiegenden Mehrzahl angeht, so ist es doch wohl nur ein lebenswürdiger Zug von Hausegger, wenn er jenen Musikern eine solch große und, was wichtiger ist, wohlthätige Macht auf die Gemüter der Hörer zugestehen möchte. Nein, darin halten wir es

doch mit Wagner und bekennen, daß die Handwerkserei, die notgedrungen in jedem Orchester die Oberhand hat, uns bisher wenig in unsern Illusionen förderte. Wäre jeder der Musiker „von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte“ bei der Musik, so möchte es wohl so sein, daß uns auch der Anblick der begeisterten Schar ein Werk interpretieren hülfe. Und wie macht es denn der Dirigent? Er prüft den Ausdruck jeder Phrase durch das Gehör und hütet sich, von der Miene auf die Güte der geblasenen oder gestrichenen Melodie zu schließen. Ein viel besseres Medium zwischen Hörer und Werk ist wohl der Kapellmeister — falls er sich eben nur als „Medium“ betrachtet. In diesem Falle könnte die eigentümliche und bemerkenswerte Thatsache eintreten, daß die Gebärden- und Mimiksprache des Orchesterleiters das Stück viel richtiger veranschaulicht als die musikalische Ausführung selbst. Und daraus möchten wir nun gerade wieder einen Grund für die Verbedeckung herleiten, weil sich doch die Musik allein und durch sich selbst erklären soll, und also nur die Aufführung als vollendet gelten darf, bei der diese Selbsterklärung völlig gelingt. Ja! bei all unserm Eintreten für diese Umgestaltung des Konzertwesens leitet uns nicht zum Wenigsten die Hoffnung, daß der nur auf's Hören angewiesene Konzertbesucher richtiger und schärfer beurteilen und damit einesteils zur Hebung der Reproduktion beitragen, anderenteils für seine Person auch einen empfindlicheren Maßstab für die Echtheit der Tonwerke selbst gewinnen werde. Diese Kritikverschärfung im guten Sinne wäre nicht allein dem großen Publikum, sondern auch der Schar der berufenen und der ungerufenen Kritiker auf's Innigste zu wünschen.

Die Gefahr der Beeinflussung durch die äußere Erscheinung ist groß. Tritt solch eine „süße“ Sängerin mit holdselbigem Lächeln in hübschem, möglichst ausgeschnittenen Gewande oder ein elegant gekleideter Mann, der ein entzücktes Wispern erregt und hundert Operngucker auf sich lenkt, auf's Podium, so kann man zehn gegen eins wetten, daß die Anmut und Schönheit ihnen zum Erfolge verhelfen, wogegen ein linkischer, häßlicher Mensch sofort alle Gefühle gegen sich wachruft: seine Kunst kann ihn natürlich zum Könige machen, aber er wird immer verhältnismäßig schwerer um die Krone zu ringen haben. Es liegt da eine Ungerechtigkeit verborgen, die man doch nicht verdammen kann, da sie natürlich ist. Ihr könnte nur dadurch abgeholfen werden, daß man auch die Solisten dem Blick entzöge. Vielen Solisten gäbe eine bergende Wand auch mehr Sicherheit und Ruhe, sie könnten sich unbeachtet ganz ihrer Empfindung hingeben, und die Kunst — das ist doch die Hauptsache! — gewänne dabei. Die Interessen der Künstler und der Hörer greifen in einander über.

Die meiste Mühe macht hier immer die Frage: wie soll es mit den Sängern gehalten werden? Sollen sie auch verdeckt sein oder sollen ihnen, wie bisher, Plätze angewiesen werden, wo sie vollständig sichtbar bleiben? Ich wäre dafür, auch sie, jedenfalls bei bestimmten Gelegenheiten, hinter die Wand zu plazieren. Erstens ist in sehr vielen Fällen, wie schon vorhin gesagt wurde, der Gesangston ungleich besser, wenn er eine akustische Schallwand findet; zweitens wirkt bei Sängern die Suggestion des Exterieurs besonders stark; drittens stört es bei Passionen, Oratorien, Bruchstücken aus Opern zc. ganz entschieden, wenn man Christus, Petrus, Botan u. A. im Frack, bezw., sind es weibliche Partieen, in defolletierter Gesellschaftstoilette erblickt. Hört man nur die Musik und das klar gesprochene Wort, so ist der Phantasie ein viel größerer Spielraum gewährt, sich den Himmel zu bevölkern, wogegen sie so durch eine Glase nur zu stark an „Menschliches, Allzumenschliches“ erinnert werden kann und dadurch fest geschmiedet an der Erde bleibt.

Es leuchtet übrigens wohl ein, daß, wenn man die Verdunklung des Konzertraumes als Erstes einführt, die Verdeckung des Orchesters und der sonstigen Ausführenden die notwendige Folge sein muß; denn sonst würde die beabsichtigte Wirkung nicht nur nicht erreicht, sondern direkt in's Gegenteil verwandelt. Mehr als selbst jetzt würden sich die Blicke auf die Musiker richten; stärker noch, als jetzt, müßten die Bewegungen, ja die Menschen selbst das Hören hindern. Nun hat man es oft als besonders schwierig bezeichnet, wenn nicht gar als unmöglich, den Orchesterplatz für das Publikum dunkel zu halten. In unserm Zeitalter der Elektrizität bietet auch das keine Schwierigkeiten mehr, da ja das Licht nach oben absolut abgeschlossen und auch der Reflexer der Notenblätter durch einen sinnreich angebrachten Schirm, wo nicht ganz aufgehoben, so doch abgeschwächt werden kann. Dieser Reflexer würde übrigens, da wir nicht beabsichtigen, mit ägyptischer Finsternis das Licht der Musik zu ertauschen, in einem dämmerigen Saal nicht schlimmer stören als im Theater. Allerdings würde diese innere Neuverdung des Konzertwesens auch ihren äußeren Ausdruck in einem veränderten Bau der Konzerträume finden müssen. Wie im Theater durch das versenkte, überdeckte Orchester die Logen und die Ränge widersinnig wurden, so würde auch im Konzertsaal die meistens vorhandene Galerie verschwinden müssen, und es wäre dann vielleicht zu untersuchen, ob nicht auch dort die amphitheatralische Anordnung der Sitzplätze erwünscht wäre, um für jeden Besucher die Möglichkeit des ungetrübten Hörens zu erhöhen. Von anderen Verbesserungen ganz zu schweigen; eine hat ja der vorhin erwähnte Siegmund von Hausegger

schon eingeführt: die der ununterbrochenen Aufführung mehrjähriger Orchesterwerke ohne Händetoßschlag (vergl. auch I. Januar Heft der „Gesellschaft“, S. 48.)

Die ganze Frage der Verdunklung des Raumes und des Unsichtbarmachens der Ausführenden ist nicht erst heute aufgeworfen worden. Schon Hans von Bülow hatte sich gelegentlich dafür ausgesprochen, und einer unserer lebenden und daher natürlich noch wenig bekannten Tonsetzer, Friedrich Klöse, hat in die Partitur seiner symphonischen Dichtung „Das Leben ein Traum“ den ausdrücklichen Vermerk gesetzt: „Die Ausübenden bleiben insgesamt dem Auge des Hörers verborgen. Der Konzerttraum wird verdunkelt.“ Neuerdings hat sich auch Paul Marjap gelegentlich eines Berichtes in der Münchner „Allgemeinen Zeitung“ (vom 12. Dezember 1901) über den „Konzertsaal Perosi“ und Perosi's neues Oratorium „Mose“ zu dieser Sache geäußert; man lese seine eindringlichen Worte:

„Aber nicht nur ein denkender Architekt-Decorateur, sondern auch ein musikalisch empfindender Mann muß dem Salone Perosi seine jetzige Gestalt gegeben haben. Zu der halbrunden Apsis steigt die für den Chor bestimmte Estrade an; darüber gewahrt man die Pfeifen der Orgel, die gothischen Fensteröffnungen ausfüllend. Zwischen dieser geräumigen Nische und dem Parkett der Hörer ist nun das Orchester untergebracht, offen, aber wesentlich niedriger gelegt — das erste mir bekannte Beispiel für ein ‚vertieftes Orchester‘ im Konzertsaal. Das Ergebnis ist ein ausgezeichnetes. Auch bei kräftigster Entfaltung der instrumentalen Tongewalten beherrschen der Chor und die, unmittelbar vor ihm aufgestellten, also vom Zuhörer aus hinter den Instrumenten befindlichen Solisten ohne jedwede Anstrengung das Ganze. Es kommt zu wundervollen, nahezu idealen Klangmischungen, zu einem einträchtigen Zusammenwirken des vokalen und des instrumentalen Elements, wie es bisher auch in den akustisch besten deutschen Konzertsälen — im Münchener Odeon, im alten Leipziger Gewandhause, in der Berliner Singakademie — selbst bei sorgfältigster Vorbereitung nicht zu erreichen war. — Auch das ästhetische Moment ist beachtenswert und erfreulich, daß der Solist, welcher notgedrungen in moderner Gesellschaftskleidung den Gefühlen einer mythischen oder heroischen Persönlichkeit Ausdruck verleihen soll, nicht mehr den unmittelbar unter ihm sitzenden Hörern seine Leiden und Freuden in die Ohren zu singen braucht, sondern in schicklicher, immerhin die Illusion auf bescheidene Weise fördernder Entfernung eindrucksvoll deklamieren kann. Den Architekten, welcher künftig nicht im Auftrage von Anstaltsagenten, sondern von Kunstfreunden bei uns Konzertsäle zu erbauen haben werden, sei nachdrücklich empfohlen, den Salone Perosi zu besichtigen, ehe sie sich an ihre Arbeit begeben. Es ist nicht sachgemäß, daß die Italiener den Deutschen mit derartigen verständigen Neuerungen zuvor kommen. Aber es scheint nöthig der Alpen im Kunstwesen so zu gehen wie im Schulwesen. Man thut sich 'was Erkleckliches darauf zu Gute, in einer allmählich bereits verdämmenden Jugendzeit einen großen, fortschrittlichen Aufschwung erlebt zu haben, und bleibt an einer inzwischen auch bereits wieder ausgenutzten Schablone kleben. Habt Acht! Die Franzosen schlafen den dumpfen Schummer der Wiederkäufer, aber die Italiener

fangen jetzt an, früher aufzustehen." (Vergl. auch des selben Verfassers Artikel: „Der Kern der Wagner-Frage"; Weil. zur „N. Allg. Ztg.", 1902 Nr. 27.)

Als ich 1899 meinen kleinen Artikel an die „Frkf. Ztg." schickte, wußte ich nicht, daß ein Mann schon vor Jahren zum Teil praktisch durchgeführt hatte, was ich damals verlangte. Man hatte die Freundlichkeit, mich darauf hinzuweisen, und als ich von der Schriftleitung der „Gesellschaft" die lebenswürdige Aufforderung empfing, mich zu dieser Frage wieder zu äußern, richtete ich an den Heidelberger Universitäts-Musikdirektor Prof. Philipp Wolfrum, den Schöpfer des ebenso eigenartigen, wie ergreifenden „Weihnachts-Mysteriums", die Bitte, mir aus seinen Erfahrungen Mitteilungen zu machen. Er war eben der Künstler, der sich nicht gescheut hatte, mit der bedeutsamen Änderung des verdeckten Orchesters im Konzertsaale den segensreichen Anfang zu machen. In einem ausführlichen Briefe hatte er darauf hin die Güte, mir zu antworten: er verweist zu Anfang auf die Aufführung des „Weihnachts-Mysteriums" auf der Tonkünstlerversammlung (Juni 1901) in der Heidelberger St. Peters-Kirche (vergl. Bericht meiner Feder im I. Juli-Fest der „Gesellschaft"), und ich denke in seinem Sinne zu handeln, wenn ich die mir in so dankenswerter Weise auf's Bereitwilligste zur Verfügung gestellten Angaben hier zum Teil wörtlich wiederhole, da sie am besten ein Bild von der Sache geben.

„Was die Unsichtbarmachung des Orchesters und der Solisten, sowie des größten Teiles des Chores beim Weihnachts-Mysterium während des Tonkünstlerfestes betrifft, so ist dieselbe sehr einfach und wird stets — bei allen meinen Kirchenmusikaufführungen — angewendet . . .

„Der Musikapparat befindet sich bekanntlich auf der vom Backverein erst aus- (vor-) gebauten Orgelempore. Im mittleren Schiffsende ist vorne an der Chorbrüstung, in der Mitte, der Dirigent, rechts und links von ihm sind die (sitzenden) Violinisten plaziert. Durch eine die Brüstung wenig überragende Stoffwand (einfache Holzlatten) sind die Geiger verdeckt und das dahinter befindliche Orchester bei der hohen Lage der Empore eo ipso. Der Dirigent steht hinter einer höchst primitiven, auftragenden Wand, die durch die gotische steinerne Chorbrüstung, die hier ein aufstrebendes Kreuz empor sendet, gerechtfertigt wird. Diese Vorrichtung kann, wenn viele Geigen da sind, auch an der Brüstung in den Seitenschiffen angebracht werden. Für gewöhnlich lasse ich da aber den Chor bis an die Rampe treten, der im Mittelschiff wegen der dicken Mauern doch nicht gesehen werden kann . . .

„Die Hauptsache des ganzen Apparates, Soli wie Chor und Orchester, sind nach der Orgel zu, die ihren Spieltisch einige Meter nach dem Dirigenten zuwendet, untergebracht. Durch einen einzigen (niedrigen) Aufsatz sind Solisten, die Männerstimmen und ein Teil des Orchesters über die vorne beim Dirigenten musizierenden Teile empor gehoben . . .

„So musizieren wir denn da oben ‚ganz unter uns‘, von keinem Publikum und keiner Nebensache abgelenkt. Evangelist, Christus rechts und links vom Orgelspieltisch (Bogl in München hat sich da sogar selbst registriert), die übrigen Solisten völlig zwanglos an der Spitze der Choristinnen, etwas erhöht über das umgebende Orchester . . .“

Besonders interessant erscheint, außer der strikte durchgeführten Verdeckung des Dirigenten, des Orchesters und des Chores, der Umstand, daß auch die Solisten unsichtbar sind, so daß also alles im Tonwerke aufgeht und das Werk selbst und allein auf den Hörer wirkt. Das ist ein sehr bedeutungsvolles, zugleich ästhetisches und pädagogisches Moment.

Schon im Jahre 1892 hatte Wolfrum, sogar in der Lessmaun'schen „Allg. Musikzeitung“ (Jahrg. 1892; Nr. 11, S. 128, 139) — der selben also, die heute so heftig gegen die verschrobene Idee der Verdunklung wettert! — eine interessante Skizze veröffentlicht, wie er auch im Konzertsäle (dem „Saalbau“ in Heidelberg) die Idee des verdeckten Orchesters bei Gelegenheit einer Aufführung von Bruchstücken aus „Parisien“ in die That umgesetzt hatte. Zu diesem Zwecke drehte er damals das gewöhnliche Konzertpodium einfach herum und ließ noch eine Wand von ca. 1,30 Meter Höhe anbringen, die auf der dem Publikum zugewandten Seite mit Kübelgewächsen maskiert war. Das Orchester befand sich durch diese Umdrehung in umgekehrter Rangordnung: zu oberst saßen jetzt, wie es auch viel natürlicher ist, die Violinen und die Bratschen, zu unterst das schwere Blech. Über die Klangwirkung schrieb er damals: „Sie werden nach der Klangwirkung fragen! Die war, wie mir von allen musikalischen Freunden versichert wurde, und wie sie sich mir selbst darstellte, eine ganz überraschend schöne und einheitliche, wie sie früher nie in diesem, übrigens gut akustischen, Saale wahrgenommen worden war. Die Saiteninstrumente (nur neun erste, acht zweite, sechs Bratschen, vier Violoncelli, vier Kontrabässe) klangen und schimmerten wie nie zuvor, die Holzbläser kamen frei und schön heraus, ohne wie früher vom Blech gedrückt zu werden, das Blech hatte nichts von seinem Glanze, wohl aber einiges von seinem tyrannischen Charakter verloren. — Ich bemerkte nur noch, daß ich die Schutzwand rechts und links bis an die Längseite der Wand (also unter der Galerie hin) verlängerte, damit aller Tonschall nach oben geworfen wurde.“

Dieses „ich bemerke nur noch“ macht auf etwas aufmerksam, das nach unserer Meinung ganz besonders für die Einheitlichkeit und Schönheit der Klangwirkung gesorgt hat, und das für die Akustik eines Konzertsalles von Wichtigkeit erscheint.

So wirkt nun drunten in Heidelberg ein echter Künstler still im Dienste Cäcilien. Wo bleiben aber die „berühmten“ Dirigenten, wo die Großstädte, um diese That auch auszuführen? Das Beispiel Wolfrums zeigt uns klar, daß die Sache mit gutem Willen gemacht werden kann, und daß sie von Erfolg begleitet ist. Wo schon Einer den ersten Schritt gethan hat, darf es für Andere nicht schwer fallen, zu folgen. Aber freilich, die liebe Eitelkeit! Und — nicht zu vergessen — die Gewohnheit, unsere Amme!



Ein Reichsbau in München.

Von Hermann Konsbrück.

(München.)

Vor kurzem wurde an der Ludwigs-Straße in München der Neubau der Reichsbank „enthüllt“ und eröffnet. Betrachten wir die äußere Erscheinung dieses neuen „Monumentalbanes“ einmal vorurteilslos. Ganz im Allgemeinen ist ein Bau immer mehr als eine technische Konstruktion, die ihrer Zweckbestimmung dient. Prachtbauten sind der weit sichtbare Ausdruck der Macht, der Bedeutung ihrer Herrscher. Völker, Städte, Fürsten bedienten sich dieses Ausdrucksmittels zu allen erdenklichen Zeiten, und mit Recht. Bant nun das „Deutsche Reich“ in einer bevorzugten Prachtstraße einer Fürstenresidenz und Landeshauptstadt — Vog Wetter, das muß etwas Ganzes, Eindrucksvolles werden, gemäß der Bedeutung des Bauherrn! . . . so sollte man wenigstens meinen.

Zunächst fällt es auf, daß man in München, in der an „Bautopien“ so überreichen Stadt, bei solchem Werk wiederum zu einem althergebrachten, auf fremdem Boden gewachsenen Stile gegriffen hat. Hier ist zum so und so vielen Male ein italienischer Renaissancepalast wieder geboren worden. Eine Kopie verrät immer das Vorhandensein eines mehr oder weniger großen Mangels an eigenen, schöpferischen Gedanken; ist sie zum Wenigsten in sich einwandfrei, wird man sie hinnehmen und milder beurteilen. Einem aufmerksamen Beschauer wird aber, selbst wenn er keine architektonischen oder ästhetischen Studien gemacht hat, auffallen, daß bei dem Neubau der Reichsbank solche Milde nicht am Platze ist. Es ist in dieser Palazzo-Front ein störendes Moment, ein Widerspruch im Baugedanken, der um so disharmonischer wirkt, weil er — nicht gegen

irgend eine Regel, sondern gegen das einfache aesthetische Empfinden eines unbefangenen Beschauers verstößt. Worin liegt das? — Nun, es ist ungeheuer einfach!

Abgeschlossen ist das Ganze von einem reich geschmückten und gegliederten Hauptgesims. Es folgen zwei Stockwerke in geschlossener, massiger Behandlung, deren völlig gleich behandelte Fenster auch reich mit Zierformen bedacht sind. Also: alles „massig“, schwer, wuchtig, geschlossen — und so weit immer ohne inneres Gedrögen. Allein diese Masse steht auf dem gänzlich anders behandelten Erdgeschoh, und darin liegt die fatale Disharmonie, der innere Widerspruch. Denn dieses Erdgeschoh, in dem sich die Geschäftsräume befinden, ist zu Pfeilern zusammengefaßt, die durch Bögen mit einander verbunden sind.

Dadurch entstehen natürlich die großen Licht spendenden Fenster für die Bureau-Räume, dadurch ist aber auch der einheitliche Charakter, die harmonische Wirkung dieser Fassade völlig zerstört worden. Obengeschlossene Mauermassen, klar herrschend über die Fensteröffnungen; unten ein Pfeilerbau, in dem die Öffnungen dominieren! Die beiden oberen Stockwerke in ihrer Geschlossenheit mit dem das Ganze krönenden Hauptgesims verlangen gebieterisch einen Unterbau, der durch seine Wucht und Masse zeigt, daß er Träger der darüber stehenden Bauteile ist und sein kann. Daß diese Forderung hier nicht erfüllt wird, wird ohne Weiteres einleuchten. Diese Kompromiß-Architektur ist um so unerfreulicher, wenn man weiß, in welcher ungeheuer klarer Weise alle Originale in Italien und anderswo die notwendige, organische Durchbildung zeigen. Als Beispiel für die Unerfreulichkeit können manche „moderne“ Bauten gelten, bei denen man, um großer Schaulust willen, die oberen, geschlossen behandelten Stockwerke in gedankenloser Weise auf dünne Eisenstützen stellt. Es gilt nicht, die technische Ausführbarkeit solcher Probleme zu zeigen, wenn es sich um Bau-Kunst handelt. Verlangt die Bestimmung eines Hauses unten offene, große Fenster, dann ist es widersinnig, die oberen Stockwerke geschlossen und schwer zu behandeln. Hier die mögliche organische Lösung der Sache zu erörtern, ist nicht der Platz; es genügt, den vorhandenen Mangel an natürlichem Empfinden festgestellt zu haben.

Es will fast scheinen, als ob man den architektonischen Grundfehler doch herausgewittert hätte; denn der überreiche ornamentale Schmuck des fraglichen Erdgeschohes soll vielleicht darüber hinweg täuschen, etwas „gut machen“. Nun, gebessert ist damit natürlich nichts. Ornamente und Bildwerke sollen und müssen den Bauteilen immer untergeordnet sein. Sie können nur zieren, schmücken, nie jedoch als funktionelle Bauglieder mitwirken. Und das gilt denn auch hier. Selbst wenn dieser bildnerische Schmuck an sich feiner, bedeutungsvoller, weniger plump und überladen, mehr dem Ganzen untergeordnet wäre — den Mitten im architektonischen Ganzen wird er nie aufzuheben im Stande sein.

Von diesem Schmuck als solchen, von der verschiedenen Behandlung der beiden Fronten, von einigen Detail-Lösungen ließe sich noch allerlei Erbanliches sagen, hier sollte lediglich das Wesentliche betont sein. Zum Schluß daher nur noch den Ausdruck des Bedauernens, daß bei einem derartigen Werke, das schon durch Aechtheit des Materials auf Vorhandensein von „Mitteln“ schließen läßt, die aesthetische, künstlerische Seite so wenig Beachtung gefunden hat. Ein Neugieriger könnte fragen, ob solcher Kompromißbau in keiner Kommission oder Zensurbehörde beanstandet wurde. Als Fremder könnte er sogar glauben, es fehle in Deutschland an künstlerisch schaffenden Menschen, an aesthetisch gebildeten und empfindenden Leuten.

Ich meine das natürlich nicht — wiewohl ich über die „Kunst-Werke“ nordischer Geheimräte meine eigene Anschauung habe.





Dienstboten oder Volksstaat?*)

Von Helene Woufort.

(Hamburg.)

Gewiß hat Wilhelm Freder Recht, wenn er annimmt, daß Helene Lange lieber scharf kritisiert als nicht erust genommen sein will. Aber eine andere Frage ist die, daß Helene Lange übersehen haben sollte, wie die Annahme der Berliner Dienstmädchen aus der Kulturentwicklung und sozialen Umformung hervor gegangen ist. Die Frage Freders, „ob diese Annahme nicht identisch ist mit normalem Selbstbewußtsein, mit dem Recht auf ein möglichst angenehmes Lebensmilieu“, möchte ich ganz entschieden verneinen. Bezüglich des ersten Punktes fällt mir eine kürzlich erfolgte Äußerung der Eliza Schenkhäuser ein, einer bürgerlichen Frauenrechtlerin, welche mit Eifer und Sachkenntnis die Bemühungen um Organisation des Hausgesindes unterstützt. Sie schreibt im Zentralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine (Nr. 14): „Niivoerstandenen Neben ist es zu zuschreiben, wenn auf Berliner Mietskontoren die Mädchen gegenwärtig immer häufiger Antworten geben wie: ‚Zu Kindern gehe ich nicht.‘ ‚Zu Juden gehe ich nicht.‘ ‚Eine Wohnung von fünf Zimmern ist mir zu klein.‘ ‚Eine Wohnung von zehn Zimmern ist mir zu groß.‘ Die Dienstboten denken nun, daß es überhaupt nur darauf ankommt, sich bei jeder Gelegenheit recht anspruchsvoll zu gebärden.“

Gegen diese Richtung hat Helene Lange protestiert. Sie ist in der That ebenso verderblich für die Dienenden selbst wie für unser Familienleben. Nicht, daß die Arbeitsbedingungen vor Eingehen des Vertrages ermittelt werden, ist zu beanstanden. Aber daß die Dienst Suchenden glauben, alles ausschließen zu können, was ihnen unbequem ist. Man ist recht oft in Versuchung, ihnen zu antworten: Sie suchen im Grunde eine Anstellung als Prinzessin.

Lassen wir uns unseren Maßstab nicht verschieben! Wer sind diese Bewerberinnen, durch deren kritische Ansehe unter den ihnen unterworfenen Hausfrauen Freder „der Menschheit Würde wachsen und den Übergang vom Sklavenstaat zum nivellierenden Volksstaat der Zukunft sich vollziehen sieht“. Es sind fast ausnahmslos unerfahrene, ungebildete Mädchen, welche für die häuslichen Arbeiten eine unzureichende Ausbildung besitzen und erst durch die Anleitung der Hausfrau in mühseliger Aufsicht zu brauchbaren Hilfskräften und zu leidlich gefestigten Charakteren werden können. Gewiß ist die geringe Qualifikation, mit der sie den Kampf um's Dasein antreten, ihnen nicht vorzuwerfen. Aber sie ist zu veranschlagen und schließt von vornherein aus, daß Freder ihre Stellung zur Hausfrau in Parallele setzt mit derjenigen des Beamten oder Arbeiters zu Staat, Gemeinde, Fabrik oder Zeitung, welche ihn beschäftigen. Fragt etwa der

*) Vergl. I. und II. November-Fest dieser Zeitschrift vom vorigen Jahrgang. Gerne treffen wir die damals von Wilhelm Freder angeregte Frage hiermit wieder auf, die — wie wir hoffen, noch gar manche Beantwortungen finden soll an dieser Stelle. Die Schr.

Fabrikarbeiter nach den Einzelheiten des Betriebes und lehnt ab, falls diese ihm nicht gefallen?

Schlimm genug, daß der nivellierende Zug, welcher mit dem Sprengen thatsächlich veralteter Bande, mit der freien Aufwärtsbewegung aller Arbeitskräfte in das moderne Leben gebrungen ist, nirgends Halt machen will und kann! Die Entwicklung der Ideen läuft in unseren Tagen mit so verblüffender Geschwindigkeit, daß die Entwicklung der Persönlichkeit nicht Schritt halten kann. Aber soll das Rad immer nur gestoßen, nie gehemmt werden? Wohl ist es nötig geworden, auch für das Hausgesinde auf kürzere Arbeitszeit zu dringen, auf höheren Lohn (der verminderten Kaufkraft des Geldes entsprechend), auf bessere Stuben (im Kampf gegen großstädtische Plauherren der Mietskasernen), auf Kranken- und Unfallversicherung, auch auf Unterstellung unter die Reichsgewerkeordnung, zum Teil aus praktischer, zum Teil aus der ethischen Rücksicht auf den modernen Ehrbegriff. Aber wenn nun schon Trinkgelber als eine Entwürdigung hingestellt werden, da sie ebenso gut als Geschenke freundlich empfangen werden können, eine Bezahlung von Überstunden eintreten und der Ausdruck Dienstbote als schimpflich beseitigt werden soll, so stellen wir die Welt auf den Kopf. Die ganze Last, Verantwortung und Gefahr ruht nicht auf der wenig leistungsfähigen Dienenden, sondern auf der viel geplagten Hausfrau. Vielleicht wird es — wie Freder in Aussicht stellt — eines Tages keine Dienstmädchen mehr geben, und es werden dann kostspielige Maschinen tadellose Arbeit liefern. Heute aber ist es anders. Laßt uns alles thun, um die stark verfallene Stellung der Hausfrau zu ihrem Gesinde wieder zu heben, statt sie vollends zu zerstören. Dazu gehört, daß die Hausfrauen Billigkeit und Güte, eine tiefer gehende Fürsorge, ja moralische Verantwortung für ihr Gesinde wieder sählen lernen. Ganz besonders aber, daß sie selbst Haub an die Arbeit legen und so die Arbeit wieder zu Ehren bringen. Es werden dann auch allmählich mehr Mädchen des besseren Bürgerstandes im häuslichen Dienst Konkurrenten der ganz Ungebildeten und daher ganz Anmaßenden werden. Die Dienenden aber sind eben vor dem Hochmuthskreisel zu warnen und darauf hinzuweisen, daß die häusliche Arbeit ihrer Natur nach nicht wie die in der Fabrik geleistete genau abgegrenzt werden kann, dafür aber auch nie eine so intensive Anstrengung in so ungesunder und unerfreulicher Umgebung fordert.

„Nivellierender Volksstaat!“ Soll das ein Ideal sein, oder ein vielleicht unvermeidliches Unglück? Wird da alles gleich dumm und grobkörnig, oder alles gleich hochstrebend und entwicklungsfreudig sein? Wir haben bessere Ideale als dies blutleere Schattenbild. Nämlich den lebensvollen Organismus der Gesellschaft und der Familie, wo die immer besser werdenden Arbeitsbedingungen vor Allem zur Grundlage vorzüglicher Leistungen werden, wo erweiterten Rechten auch erhöhte Pflichten gegenüber stehen, und wo die Stufenfolge der mit einander lebenden und schaffenden Menschen, immer feiner nach ihrer Tüchtigkeit gegliedert, in einem Oben und einem Unten ausläuft, die nur mehr als heute bestimmt werden durch den Grad des intellektuellen und sittlichen Wertes, weniger durch Zufall und Glück. Durch Nivellieren kann nur das Größere und Bessere herunter, nicht das Schwächere hinauf gedrängt werden. Dabei haben nur die geringwertigen Elemente aller Stände zu gewinnen, nicht der wahre Fortschritt der Gesellschaft und der Kultur.

Zoll-Schmerzen. — Wenn die Naturgeschichte der Schutzzölle überall der neuerlichen Forderung eines größeren Einfuhr-Zolles auf amerikanische Schreibmaschinen ist, es würde immerhin so durchsichtig wäre, wie sie es im Falle

Anlaß sein, dem Ruße nach solchen Schutzzöllen mit großer Skepsis zu begegnen. Der ganze nachfolgende Herzenerguß „aus industriellen Kreisen“ steht und fällt einfach mit der Beantwortung der Grundfrage: Hat Deutschland ähnlich leistungsfähige Schreibmaschinen überhaupt aufzuweisen bezw. ein den amerikanischen gegenüber wirklich „konkurrenzfähiges“ Fabrikat auf diesem Gebiete bereits selber produziert. Der „M. Allg. Ztg.“ wurde nämlich vor einiger Zeit geschrieben: „In den Monaten Januar bis Oktober vor. Jahres sind nach Deutschland 780 Doppelzentner Schreib- und Rechenmaschinen im Werte von $2\frac{1}{4}$ Millionen Mark eingeführt worden, und zwar fast ausschließlich aus den Vereinigten Staaten, während im Vorjahr die Einfuhr nur auf 529 Doppelzentner sich belief. Der einheimischen Industrie, die, wie die wachsende Ausfuhr (307 Doppelzentner gegen 196 Doppelzentner im Vorjahre) beweist, sich in steigendem Maße mit der Herstellung dieser Art Maschinen befaßt, wird durch die Einfuhr amerikanischer Maschinen eine recht fühlbare Konkurrenz bereitet. Eine Ausfuhr deutscher Maschinen nach den Vereinigten Staaten ist ganz ausgeschlossen, da dort ein Wertzoll von 45 Prozent auf solche Maschinen besteht. Dagegen erhebt Deutschland zur Zeit von Schreib- und Rechenmaschinen nur einen Zoll von 24 Mark pro 100 Kilogramm, das sind durchschnittlich $\frac{7}{10}$ Prozent des Wertes. In dem neuen Tarifentwurf ist eine Erhöhung dieses Satzes auf 60 Mark pro 100 Kilogramm, also auf 1,7 Prozent des Wertes vorgesehen. Der amerikanische Zoll ist aber immer noch fünf und zwanzig Mal so hoch als der künftige deutsche Zollsatz. Es liegt auf der Hand, daß dieser deutsche Zoll auch nicht im Entferntesten ausreicht, um die amerikanische Konkurrenz auf dem deutschen Markte einzuschränken. Wenn man in Betracht zieht, mit welcher hohen Zöllen die Amerikaner unsere Einfuhr nach den Vereinigten Staaten

zu verhindern wissen, so erscheint es eigentlich unerfindlich, warum nicht auch wir gerade bei solchen Fabrikaten, die, wie z. B. Schreibmaschinen, uns fast ausschließlich von drüben zugeführt werden, unsere Zölle in entsprechender Höhe festsetzen.“ — Ja, warum?

Der Münchener Königsplatz. Im Januarheft von Helbing-Seydlig' ausgezeichneten „Monatsberichten über Kunstwissenschaft“ veröffentlicht Dr. H. Vukle eine geschichtliche Studie über diesen Platz, aus der hervorgeht, daß König Ludwig I. und sein Architekt Alenze die Absicht gehabt haben, auf dem Königsplatz außer Glyptothek, Ausstellungsgebäude und Propyläen auch noch andere Bauten zu errichten. Der Verfasser hat in der Mailinger-Sammlung und in nachgelassenen Aufzeichnungen Alenze's einen Bebauungsplan entdeckt, auf dem um diese drei Hauptgebäude sechs lang gestreckte, niedrig gedachte Gebäude rechteckig so gruppiert sind, daß der Platz ringsum völlig geschlossen erscheint. Wie Alenze im Einzelnen die Verbindungsgebäude ausführen wollte, ist bis jetzt noch nicht festzustellen gewesen. Diesen interessanten historischen Untersuchungen fügt der Verfasser eine Betrachtung an über eine etwaige Umbauung des Königsplatzes nach Art eines griechischen heiligen Bezirkes. Solche Plätze waren stets von niedrigen Hallen umgeben, so daß man sich innerhalb des Bezirkes von der Außenwelt abgeschlossen fühlte und die hehre Weihe, die über den Tempeln lag, durch nichts Profanes gestört wurde. Gegenüber den niedrigen Hallen erschienen dann die Tempel erst recht mächtig und erhaben. Wenn man nun rechts und links an unsere Propyläen solche Hallen anstoßen ließe und eben solche flügelartig an die Glyptothek ansetzte, so würde der Platz wundervoll eingerahmt werden, und die Monumentalbauten König Ludwigs I. würden sich doppelt wirkungsvoll herausheben, da ein niedriges Gebäude ein daneben stehendes größeres noch größer

erscheinen läßt. Ähnliche Pläne sind unseres Wissens schon früher häufig ventiliert worden. Die jetzt gegebene neue Anregung ist deshalb wichtig, weil sie zeigt, daß Ludwig I. selbst etwas Derartiges gewollt hat, aber nicht mehr ausführen konnte. Und sie kommt in einem günstigen Augenblicke, da ja soeben der Regent durch die Ernennung der Monumentalbaukommission erneut sein Interesse der künstlerischen Bauentwicklung Münchens zugewandt hat. — So ungefähr, vor kurzem, die Münchner Lokalpresse! Sollte es ihr damit wirklich Ernst gewesen sein? Wir fürchten, so lange wir noch „Augustinerfische“ haben, hat's damit gute Wege.

Bierbaums Trianonthheater

debütierte bekanntlich vor dem Berliner Publikum mit einem ausgesprochenen Fiasko. „Am schlimmsten erging es dem Hauptstück des Abends, dem Bierbaum'schen Singspiel: ‚Die Hirtin und der Schornsteinfeger‘, bei dem zum Schlusse das Publikum mitspielte. Es war, wie die Kritik hervorhebt, mehr als ein mißglückter Abend, es war ein in Scherben gegangenes Prinzip — das des lyrischen Theaters.“ ... In besonderer öffentlicher Aussprache suchte freilich Bierbaum später die gewichtigen Gründe dieses Zusammenbruches wie seines jähren Rücktrittes von der Leitung zu entwickeln. „Nicht der Mißerfolg der ersten Aufführung habe ihn hierzu veranlaßt, denn diese habe bei der Unfertigkeit der inneren Einrichtung, speziell der elektrischen Beleuchtung, keinen Erfolg haben können.“ Sondern „die Premiere sei vor sich gegangen, ohne daß auch nur eine einzige Rollenprobe hätte stattfinden können. Die erste Vorstellung fand gegen seinen Willen statt, so daß er von dem Mißerfolg gar nicht weiter überrascht war.“ Auch ist Bierbaum zu der Überzeugung gekommen, daß der Saal unter dem Stadtbahnbogen nicht der geeignete Ort für ein „Lyrisches Theater“ sei. — Nun, wir wollen Herrn Bierbaum die Sache haarscharf auch

unsererseits „erklären“. 1. Sieß er ganz allgemein, als er München zu dieser Kampagne verließ, hierselbst „der Herr Direktor in Rötten“; denn es soll ihm noch bei Übersiedelung nach Berlin durchaus an entsprechendem Stoff und Vorrat gefehlt haben. Das Leichtfinnig, Spielerische hat sich hier eben einmal gerächt! 2. „Lyrisches Theater“ oder „dramatisierte Lyrik“ ist und bleibt Nonsons, weil eine *contradictio in adjecto*. 3. Dr. Walter Gensel prophezeite an dieser Stelle schon im vorigen November nach den dortigen Auspizien ganz genau den „zu erwartenden Krach“ der Berliner Überbrettelei. Und so sehr sich nun auch der Leiter des „Trianonthaters“ gegen diese falsche Bezeichnung für sein Unternehmen wehrte — bei ihm gerade (tragisch genug, da es den eigentlichen geistigen Vater dieser dekorativen Kunstbewegung treffen sollte) wurde damit halt der grausame Anfang nun einmal gemacht. Endlich 4. Man muß, wenn man Otto Julius Bierbaum heißt und ist, so auch künstlerischer Verantwortungsgefühl besitzen, um bereits vor einer Aufführung, die ungenügend vorbereitet, gegen den Willen des „Direktors“ stattfinden soll, seine Entlassung zu geben, und muß auch nicht erst hernach zu der so nahe liegenden Überzeugung kommen, daß ein Saal unter der raselnden Berliner Stadtbahn kein Stammlokal für „Stimmungskünste“ ist.

Henri van de Velde in Weimar. Durch die Blätter gieng vor kurzem folgende Mittheilung: „Henri van de Velde ist vom Großherzog von Sachsen nicht, wie irrtümlich gemeldet worden ist, als Direktor der Kunstschule, sondern als künstlerischer Beirat für die Industrie und das Kunstgewerbe des Großherzogtums nach Weimar berufen worden. Die so geschaffene Stellung ist also etwas durchaus Neues und läßt van der Velde vollkommen unabhängig von der Kunstschule. Auch ist jede Konkurrenz gegen das bereits bestehende Weimarer Kunstgewerbe ausgeschlossen, da der Künstler keine eigenen Werkstätten be-

gründen wird. Seine Kraft wird im Gegenteil zur Förderung der einheimischen, bestehenden Unternehmungen, der zahlreichen Porzellanfabriken, Kunstschneidereien, Möbelfabrikationen, sowie der bereits weit bekannten Bürgeler Töpfereien in Anspruch genommen. Der junge Großherzog hat den Künstler in Audienz empfangen, zur Tafel gezogen und sein lebhaftes Interesse für den Gedanken betätigt, die Kunstindustrie Thüringens durch seinen Einfluß zu heben und in neue Bahnen zu lenken. — Je nun, im Jahre 1899 schon haben wir selbst der großherzoglich sächsischen Regierung, damit Weimar nicht zurück bleibe in deutschen Landen, einen ähnlichen konkreten Vorschlag „in diplomatischer Mission“ unterbreitet — aber damals mit dem ausgezeichneten *Ray Kruse-Viezenburg* als spiritus rector einer solchen neukünstlerischen Bewegung. Damals wurden wir vertrieben: es sei leider kein Geld dazu vorhanden. Jetzt, nach dem Thronwechsel, stehen die Mittel offenbar zur Verfügung; nun aber holt man sich, sehr kurzfristig, einen modernen, klangvollen Namen und wird somit etwas durchaus Andersartiges, nicht organisch Gewachsenes, wie ein fremdes Reis dem heimischen Stamme aufsprossen. Den Namen *Van de Velde* ein allen Ehren — aber wie paßt seine belgische Künstlerlaune nach Weimar und zu Weimars Kunstleben? Auch Bildhauer *Hermann Obrist*, in einem Münchner Vortrag über „Fürstengunst und Selbsthilfe“, warnt vor den ganz unvermeidlichen Enttäuschungen.

„Weltanschauung“ in den politischen Parteien. — *Ray Lorenz* ist es, der dieses interessante Thema unlängst im „Tag“ recht „aktuell“ aufgegriffen hat. Wir entnehmen daraus nachstehend den überaus beherzigenswerten Eingang: „Züngst gab es anläßlich des noch immer

nicht zur Ruhe gekommenen Falles Spahn' einen kurzen, aber bemerkenswerten Streit zwischen dem sozialdemokratischen Zentralorgan und der katholischen ‚Germania‘. Der ‚Vorwärts‘ hatte höhnend die Frage aufgeworfen, warum die Zentrumspartei nicht schon für Parität in Sachen der Weltanschauung eingetreten sei, als es sich im Falle des früheren Privatdozenten *Kronz* um die sozialdemokratische Weltanschauung gehandelt habe. Die ‚Germania‘ entgegnete, diese Anschauung hätte in den Lehren der Hädel und Nießsche genug Vertreter auf den Universitäten. Nun glaubte der ‚Vorwärts‘ gewonnenes Spiel zu haben, indem er dem gegnerischen Blatte spottend vorhielt, daß es in einem Hädel oder Nießsche Wortführer sozialdemokratischer Weltanschauung sähe. Hädel ist bekanntlich begeisterter Verehrer *Bismarcks* und seiner Politik; Nießsche, der Philosoph des ‚Übermenschen‘, ist grimmiger Verächter jeder Demokratie und Rassenherrschaft. Also hatte in der That der ‚Vorwärts‘ scheinbar gewonnenes Spiel. Zu Wahrheit aber hatte auch die ‚Germania‘ mindestens ebenso Recht. Die verschiedenen Weltanschauungen stehen sich nämlich so unendlich fern gegenüber, daß der Anhänger der Sozialdemokratie den des katholischen — und übrigens auch evangelischen — Christentums gar nicht mehr verstehen kann und umgekehrt. So kommt es denn, daß wegen jener Entfernung die Waffen der Gegner sich schon gar nicht mehr kreuzen können, sondern in die Luft schlagen. . . . Darum ist es wohl auch von politischem Interesse, die einzelnen sich gegenüber stehenden Parteigruppen einmal auf ihre Weltanschauung hin zu beleuchten.“ — C'est ça! Da sind wir gerne auch „mit von der Partie“.





Zur Tolstoi-Litteratur.

Von Georg Treppin.

(München.)

Am Verlage von Eugen Diederichs, Leipzig erscheint eine Gesamtausgabe von Tolstoi's Werken, herausgegeben von Raphael Löwenfeld, als deren erster Band „Reine Weichte“ vorliegt. Von anderen Abhandlungen Tolstoi's, in Einzelausgaben — ebenfalls bei Diederichs, sind eingelaufen: „Der Sinn des Lebens“ (auch noch bei Albert Langen, München), „Aufruf an die Menschheit“, „Das einzige Mittel“, „Über die sexuelle Frage“ und „Was ist Kunst?“ Hier ist nicht Raum genug, auf einzelnes einzugehen. Eine Fülle von neuen Eindrücken, Zusammenhängen und Beziehungen drängt sich auf, Perspektiven, die das ganze Leben umfassen. Man kann sich diesem gewaltigen Einbruche nicht entziehen, es sei denn, man triebe so sicher im kleinen Kreise, daß man alles, was an ihn rührt, ablehnen zu können glaubt.

Sehr Viele stehen heute so zu Tolstoi; sie fühlen dunkel, es gäbe ihnen eine Er-schütterung, der sie nicht gewachsen sind. Bei aller scheinbaren Sicherheit ihm gegenüber weichen sie ihm doch instinktiv aus. Wer aber noch im Staude ist, sein Leben frei von allen Rücksichten zu betrachten, es zu prüfen, aus der Ferne gewissermaßen, und auch gelegentlich neu einzurichten, der wird Tolstoi wie eine Reinigung auf sich wirken lassen, zu neuer Klärung. Und ich glaube, wir Alle bedürfen dessen. Wie unser Gewissen, die innere Stimme, die nie ruht, so sehr wir sie auch verschüttet haben, so erhebt dieser Prediger immer wieder seine Stimme zu uns. Von den einfachsten Dingen redet er, die uns längst klar zu sein scheinen. Ein alter Mensch, zu dem erst am Ende seines langen reichen Lebens, die letzten höchsten Erkenntnisse kamen. In aller Liebe und Güte, die für sich nichts mehr will, zeigt er uns den Weg zu jenem inneren Frieden, der höher ist denn alle Vernunft. Sollen wir nicht auf ihn hören? — Nie sind die alten, ewig neuen Wahrheiten mit tieferer Einfachheit, mit mehr Wucht und Wirkung ausgesprochen. Worte von erschütternder Macht, weil sie den heiligen Ernst der Überzeugung atmen, ohne Scheu und ohne Verbergen, Dokumente des Besten, das in uns lebt. Diese Worte sind Thaten, — sie werden nicht vergehen. Möchten sie auch den Boden finden, der sie braucht! Hier sind im besten Sinne „Bücher für's Volk“.

Da ist auch das Buch über die Kunst. Man hat geglaubt, es belächeln und ab-thun zu können als das greisenhafte Produkt eines alten Nörglers. Wenn wir uns damit beruhigen, dann liegt an unserer Kunst nichts. Wir zeigten dann nur, wie kläglich es mit uns bestellt ist, wie weit wir uns bereits verloren haben. Wohl dem, der auch diesen Stoß aushalten kann, weil er trotz aller Schwankungen in gutem Boden wurzelt. — Tolstoi erscheint auf diesem Gebiete am extremsten. Aber diese scheinbare Beschränktheit ist notwendig in seiner ganzen Natur und Persönlichkeit begründet. Es wäre blind und thöricht, aus diesen Ecken und Kanten ein billiges Urteil über das Ganze zu fällen. Die Wenigen, die auf anderen Wegen als Tolstoi uns wirklich neue, reichere Gebiete in Leben und Kunst erschließen können — und nur diese kämen gegen ihn in Betracht —

sie stehen doch auf dem selben, für alle Zeiten unveränderlichen, menschlichen Grunde wie er

Wir kommen zu den Büchern über Tolstoi. E. S. Schmitt: „Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur (auch bei Diederichs) hat in umfassender Weise versucht, uns Tolstoi näher zu bringen. Von Grund aus werden seine Persönlichkeit und seine Weltanschauung, aus der heraus erst seine Morallehre verständlich werden kann, hier klar gelegt. Wir sehen und begreifen, daß vor diesem Geist von allem Bestehenden nichts bleibt, bis er Halt machen kann vor der Lehre Christi. Er befreit sie von allem Biblischen und Zeitlichen und gelangt so auf ihren Kern, den wir verloren haben, der in seiner Einfachheit und Klarheit, wie für Tolstoi selbst, nun wieder für uns Alle zur Rettung werden soll. Bei Tolstoi selbst finden wir vieles noch unausgeführt, der Bau ist noch nicht fertig, und so versucht es das Buch von Schmitt schon jetzt mit Erfolg, die einzelnen Teile zum übersichtlichen Ganzen zusammen zu fügen. Leider läßt das Buch viel an Einfachheit und Knappheit zu wünschen übrig. Herr Schmitt hätte da von Tolstoi lernen können!

Einen sicheren selbständigen Eindruck macht auch das Buch einer Frau: Dr. Esther Luba Axelrod: „Tolstoi's Weltanschauung“ (Stuttgart, Ferdinand Enke). Man hofft anfangs sogar, eine Persönlichkeit vor sich zu haben, die sich selbstschöpferisch Tolstoi gegenüber stellen würde. Die Verfasserin sieht nicht wie Schmitt auf dem Boden Tolstoi's, sondern vertritt die Kulturentwidelung, wie wir sie heute sehen, als gesunde Basis für das Fortschreiten der Menschheit. Von diesem Standpunkt aus zeigt sie die Entwicklung von Tolstoi's Weltanschauung, um zuletzt an ihr Kritik zu üben und sie als Hemmung und Rückschritt zu verwerfen. — Diese Reaktion gegen Tolstoi liegt in der Luft und wird vielleicht einmal Positives gebären — in diesem Buche, so interessant der Versuch ist, ist sie nur Kritik, die oft gut und sicher fundiert ist, ebenso oft aber an der selben Oberflächlichkeit leidet, welche die Verfasserin Tolstoi vorwirft.

In der Sammlung „Dichter und Darsteller“ (E. A. Seemann, Leipzig) ist als VI. Band erschienen: „L. N. Tolstoi“ von Eugen Zabel. Eine Biographie recht und schlecht. Alle Arbeiten Tolstoi's werden beschrieben und mit einem Urteile versehen. Dazwischen wickelt sich Tolstoi's Leben ab, unter Beifügung von Anekdoten und Bildern. Alles recht nett und interessant, wenn auch nur für Liebhaber, denen diese Art genügt. Nun aber hat der Autor sein gegebenes Material erschöpft und kommt zu „Tolstoi's Weltanschauung und Persönlichkeit“. Wenn dabei auf ein Gesamturteil über Tolstoi verzichtet wird und diese Bescheidenheit sehr nötig scheint, so ist es um so unverantwortlicher, wenn, keineswegs bescheiden, aus diesem Gesamtbild kleine Stücke losgebroschen werden, die nun für Herrn Zabel's Meinung herhalten müssen. Es ist wert, hier ein Beispiel von den vielen anzuführen: Tolstoi's „geradezu thörichtes“ Urteil über die europäischen Völker wird zitiert und damit erledigt, daß Tolstoi „sich einbilde, auch über die Welt außerhalb der russischen Grenzpfähle ein Urteil zu haben“.

Einen angenehmen Eindruck macht das Büchlein von Raphael Löwenfeld: „Gespräche über und mit Tolstoi“ (bei Diederichs). Es erzählt uns bescheiden und anspruchslos von den beiden Fahrten, die der Verfasser zu Tolstoi machte, um Material zu größerer biographischer Arbeit zu sammeln. Wir erfahren alles, was Löwenfeld auf diesen Fahrten irgendwie von Wichtigkeit schien, wobei ihm allerdings auch viel durchaus Unwichtiges mit unterließ.

Bezeichnend für die Art, wie man manchmal mit Tolstoi umgeht, scheint mir aber noch eine Vorrede von Otto von Leizner zu Tolstoi's „Sklaverei unserer

Zeit" (Berlin, Otto Janke). Dem nicht mit Tolstoi vertrauten Leser scheint diese Borede sicher sehr verständig. Sie ist auch ehrlich und gut gemeint. Aber es ist hier wie bei Zabels Buch: man ist froh, Tolstoi irgendwo bekommen zu können und nicht wenig stolz auf seine eigene Meinung, die man nun, mit einem Bedauern für den armen Tolstoi, zur Welt bringen zu müssen glaubt. Wer selber Augen hat, zu sehen, der verlasse sich nicht auf die bequeme Brille, die diese Herren verschreiben.

Selbst Tolstoi's eigener Sohn kann nicht umhin, über seinen Vater zu Gericht zu sitzen — in einer Gegenschrift zur Kreuzersonate: „Chopin Prélude" (W. Fiedler, Leipzig), in der er dem Keuschheitsideal seines Vaters sein eigenes, die möglichst frühe reine Ehe, gegenüber stellt. Was soll man sagen? Man lese das Nachwort zur Kreuzersonate — und man weiß wieder, was groß und was klein ist.

Romanen.

Paul Scheerbart: *Liwana und Raidoh*. Ein Seelenroman. Leipzig, „Insel-Verlag".

Der Selbe: *Die Seeschlange*. Ein See-Roman. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Paul Scheerbart hatte immer Freunde, die begeistert ihn verkündigten. Sie schützelten sich vor Lachen, sie schwammen ganz offenkundig in Entzücken. Dies ist die beste Art, einen Künstler bei den Wenigen, die als ebenbürtige Genießer seiner Werke heran zu ziehen sind, gänzlich außer Betracht zu setzen. Und Scheerbart that sein Möglichstes, Feinsinnigen unangenehm zu werden. Vielleicht gehört das auch zu der gerühmten Possierlichkeit. Ich will es nur gleich offen gestehen: mir fehlen für diese Art Komik die Organe. Ich finde seine phantastischen Grotesken vor Allem unsäglich langweilig, was wohl bei bewußt und gesucht scherzhaften Dichtungen immerhin als ein Nachteil bezeichnet werden darf. Ich finde sie des Weiteren trotz ihrer Farben- und Worte-Orgien sehr geschmacklos, in jenem Berliner Überlegenheitsjargon mit der unbekümmerten Nachlässigkeit des Caféhausgenie's hingeworfen, einem Jargon, der gewiß der unausgeglichste im ganzen deutschen Schriftwesen ist. Ich finde sie endlich literarisch in jenem unangenehmen Sinne, der den Begriff Poesie bei uns bereits fast ganz diskreditiert hat.

Vor Jahren las ich „Na, Prost!" und blätterte in „Ich liebe Dich". Als Eindruck blieb mir: gewaltsame Verrenkung ohne jegliche Innigkeit. Später begann ich „Ralkor" in der „Insel" und ärgerte mich über den Verbrauch des wunderschönen Papierses. Nun habe ich mit Todesverachtung diese beiden neuen Bände „genossen", von denen „die Seeschlange" — nebenbei bemerkt — in der Ausstattung einen unerfreulichen Gegensatz zu der von Bogeler feinsinnig wie immer gezierten, tadellos gehetzten und gedruckten „Insel"-publikation bildet. Ich fand einen reichen Schatz oft geradezu grandioser Gedanken, eine dichterische Anschauung, die mit einer heute fast einzigartigen Phantasie begnadet, in spielender Treffsicherheit das Bedeutendste zu gestalten vermöchte; ich fand in der „Seeschlange" eine gewissermaßen amüsante Konzeption (während „Liwana und Raidoh" oft bedenklich in jenen höheren Blödsinn verflattert, den mit den Kliques-Genossen augurenhaft blinzelnd Genialität zu benennen, ich gar keine Lust verspüre), aber — mir blieb wieder der Eindruck: Gewalttame Verrenkungen ohne jegliche Innigkeit. Der Dichter Scheerbart gebe uns endlich ein Gedicht, wenn er dazu Kraft und — ehrlichen Arbeitsfleiß besitzt! [Ich bemerke noch, daß ich als 18jähriger Student sicherlich zu dieser Kritik mich geringschätzig-mitleidig verhalten hätte.]

Dr. Richard Schanfal.

Vermischtes.

Hans Heinz Ewers: Der gekreuzigte Tannhäuser. Berlin, Carl Meffer & Cie., G. m. b. H.

Ein Fabelbuch von Gjel und Ewers. Buchschmuck von H. Frenz, Horst Schulze und J. J. Brieslander. 2. Auflage. München, Albert Langen.

Mit mehr oder weniger nackten Glück-Damen im „Pariser Geschmack“ „geschmückt“, in einem Verlage, der im Anhange Boccaccio, Faublas, Casanova, Prevost und Sue (wahrscheinlich ist „pifante“ Herrenlektüre gemeint) anfündigt, durch das schlecht reproduzierte Porträt eines sehr jugendlichen Autors ausgezeichnet, mag dieses nicht eben sorgfältig komponierte Büchlein ein Publikum finden, das nicht kritisch gefinnt, sondern

leichtester Lektüre geneigt ist. Verse wechseln mit Prosa ab. Thema: „Ich Nordstern!“. Manches ist flott gemacht, nicht ohne die spezifisch norddeutsche, absolute Geschmacklosigkeit des meist so arg mißverstandenen und also schlecht kopierten weltmännischen Tones.

Das „Fabelbuch“ wird jetzt an mehreren Stellen angepriesen. Ich kann ihm keine Befriedigung abgewinnen. Es ist weder geistreich, noch launig, stellenweise ungeschlacht, oft in elendem Deutsch geverfelt, dafür aber — wenn auch überladen — immerhin von talentierten Zeichnern ausgestattet. Wie hoch steht Deßlerens „Wir“ über diesen ad usum des Modebrett's plump fabrizierten Säckelchen!

Dr. Richard Schaufal.



Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Am Anjange des Jahrhunderts: Heft V bis XII. Heft V. Paul Böhr: Die Kirche im 19. Jahrhundert. 63 S. — VI. Rich. Gadow: Die Weltliteratur im 19. Jahrh. 53 S. — VII. Dr. Eadistus Wimpelmeier: Nationalismus und Internationalismus im 19. Jahrh. 56 S. — VIII. Dr. Curt Grottel: Die Naturgeschichte im 19. Jahrh. 57 S. — IX. Dr. Alf. Grotzahn: Die hygienische Kultur im 19. Jahrh. 55 S. — X. Dr. Jgnaz Jaded: Die Medizin im 19. Jahrh. 60 S. — XI. Dr. Ernst Gostrow: Liebe und Liebesleben im 19. Jahrh. 53 S. — XII. Dr. Alf. Wiedle: Die Prostitution im 19. Jahrh. 51 S. — Berlin W, Verlag „Aufklärung“. Jedes Heft M. 0,30.

Anfrage, Conrad: Weidenwald. Umdichtung nach Dante Gabriel Rossetti von Stefan George. Für eine Singstimme und Klavier; op. 16. Berlin W, A. Tronec.

Barbey, d'Auroello: Finsternis. Aus dem Französl. überf. von Hedda und Arthur Roeller-Braud. Berlin, Julius Barb. 210 S. M. 3.—.

Baumberg, H.: Kleine Erzählungen und Skizzen. Wien, Carl Konegen. 221 S. M. 2,50.

Benz, Friedrich: Maxima. Ein romanhaftes Buch. München, Wilhelm Kromer. 121 S. Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes: Nr. 1542—1554. Die Folgen des Herrn von Wredow. Vaterländischer Roman von Willibald Meitz (B. Körnig). 296 S. Geb. M. 1.—, geb. M. 1,25. — Der Sohn der Widnis. Ein dramatisches Gedicht in 5 Akten von Friedr. Halm. 82 S. Geb. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Die Braut. Schauspiel in 5 Akten von Miltatull (Eduard Doumes Deeter). Deutsch von Karl Wilsche. 84 S. Geb. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Irbob. Torar. Drei Erzählungen von Prof. J. Sjeid Njosholm. Überf. von M. Goutven. 248 S. Geb. M. 1.—, geb. M. 1,25. — Seine Skavin.

Auffpiel in 3 Aufzügen. 71 S. Wozu haben sie die Augen. Auffpiel in 3 Aufzügen. Beide von Lope de Vega. Überf. von Eduard Tiefen-Stein. Geb. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Vera Borontoff. Nach einer wahren Begebenheit von Sonja Romanow. Überf. von Frieda Hoffmann. 62 S. Geb. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Katalog der Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. 31 S. Halle a. S., Otto Hendel. (Gratis.)

Brandt, M. von: 33 Jahre in Ostasien. III. Bd. Leipzig, Georg Wigand. 333 S. Geb. M. 0,50, geb. M. 8.—.

Cruno, Giordano: Von der Urfrage, dem Prinzip und dem Ginen. Bd. 21 der Philosophischen Bibliothek. Überf. von Adolf Laffon. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 161 S. M. 1,50.

Christaller, Erdmann Gotthard: Prostitution des Geistes. Satirischer Roman. Dittenhaufen (Württemberg), „Arnaliflancc“-Verlag. 375 S.

Der neue Staat, genauer: Die neue Kirche und der neue Staat, oder: Staat und Kirche, und was damit zusammen hängt auf der nächsthöheren Stufe der Stillfassung. Von der Zinne der Zeit. Braunshweig, Mich. Sattler. 167 S.

Die Arbeitseinrichtungen und Ausferrungen im Österreich während des Jahres 1900. Herausgeg. vom Arbeitsstatistischen Amte im Handelsminist. Wien, Alfred Hölder. 301 S.

Ephlein, Georg: Im Norwäbergen. Neue Gedichte und Skizzen. Buchdruck von Max Rübiger. Berlin, Horn & Raasch. 134 S. Geb. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Erinnerungsschrift zur Feier des 70. Geburtstages von Maximilian Schmitz. 32 S.

Fischer, C. H. Fd.: Kennt du das Land? Bd. XIX der Erzählungen aus Rom. II. Zeit. Leipzig, C. G. Naumann. 181 S. Geb. M. 2,50, geb. M. 3.—, Liebhaberbund M. 4.—.

Frank, Paul: Kleines Tontöpfer-Vestibül. 10. revidierte u. verm. Aufl. Leipzig, Carl Neuberger. 404 S. Geb. M. 1,60, geb. M. 2,—.

Glyss, Paul von: Der neue belg. Katholizismus und Lebensziele für die deutsche Jugend. Berlin, Ferd. Dümmler. 362 S. Geb. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Greve, Felix Paul: Wanderungen. Gedichte. München, J. Neuberger. 61 S.

Hammer, Monatsblätter für deutschen Sinn. Nr. 1. Leipzig, Debes. Jährl. M. 2,—.

Hermann, Robert: Petrarke-Gedichte. Leipzig, Hermann Dege. 132 S. M. 10,—.

Der Selbste: Kaiser Commodus' Ende. Ebenda. 61 S. M. 4,—.

Der Selbste: „Hä“: Blätter aus der Vergangenheit (Halbmonatsschrift). Ebenda. II. Jahrg. I. Heft — das Heft M. 1,—.

Jüdische Turn-Vereinigung. III. Jahrg. Nr. 1. (Januarheft). Herausg. vom Jüdischen Turnverein „Bar Kochba“. Berlin N 24, „Jüdische Turnzeitung“. Jährl. M. 3,—, Einzelnummer M. 0,30.

Keller, Heinrich: Antiquarischer Katalog Nr. 300. Wertvolle, mäßige Werte aus: Zoologie, Philosophie, Pädagogik, Jus, Medizin, Naturwissenschaften u. A. Ulm, Heinrich Keller. 38 S.

Krug, A.: Der Schwerpunkt des Unterrichts liegt nicht im Hause, sondern in der Schule. Aus Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. Bd. VI. Heft 9. Bielefeld, H. Heilmich (Hugo Anders). M. 0,40.

Kühne, Dr. med. W.: Venus, Amor und Bacchus in Schekspere's Dramen. Eine medizinisch-poetische Studie. Braunschweig, C. Appelhaus & Co. 73 S. M. 1,20.

Kunert, Dr. K.: In welcher Weise soll eine vernünftige Grundpflege ausgeübt werden? Ein Wegweiser zur Erhaltung der Zähne und Berührung von mancherlei Krankheiten. Leipzig, Alfred Langhammer. 40 S. M. 0,40.

Landmann, R. von: Wilhelm III. von England und Marg. Emanuel von Bayern im niederländischen Kriege 1692—97. Mit 10 Kartenstücken und 1 Übersichtskarte. München, J. Neuberger'sche Buchhandlung (Schöppling). 112 S. M. 2,—.

La nuova Parola. Rivista illustrata d'Attualità. Dedicata ai nuovi ideali nell'Arte nella Scienza, nella Vita. I. Jahrg. Nr. 1. Herausg. Dr. Arnaldo Cervato. Roma, Amministrazione „Nuova Parola“.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Leopold, Carl Freiherr von: Buntes Theater. Ernst von Wolzogen's offizielles Repertoire. I. Bd. 1.—3. Aufl. Berlin, Julius Barb. 119 S. M. 1,—.

Kademacher, G.: Erziehung zur Selbsttätigkeit durch anschauliches Erkennen, der Hauptgrundsatz Pestalozzi's. Heft 50 der Pädagogischen Abhandlungen. 17 S. M. 0,40. — Die gewerbliche und landwirtschaftliche Kinderarbeit in der Rheinprovinz. Ergebnisse der Statistik des Rheinischen Provinzial-Lehrerverbandes. Heft 52. 60 S. M. 0,75. Bielefeld, H. Heilmich (Hugo Anders).

Kimani, Baron von (Weißfuß): Monarchenschatz. Memoiren. Berlin, deutsche Ausgabe, besorgt von E. Jolowicz. Berlin, J. Jolowicz. 168 S.

Kitter, Alfred: Umkehr, Kultur drama in 3 Aufzügen. Sozialpolitisch-aktuell. Wien, Wilhelm Braumüller. 19 S. M. 2,—. (Nr. 240.)

Schaefer, W.: Die Ostgaulaufschicht Bielefeld, H. Heilmich (Hugo Anders). 112 S. M. 1,—.

Schiller, Dr. Hermann: Aufsätze über die Schutzeform 1900 und 1901. Heft 2: Die äußere Schutzeorganisation. Wiesbaden, Otto Renning. 56 S. M. 1,20.

Schnabel, Job. Gottfried: Die Insel Felsenburg (1731). Herausg. von Herm. Ulrich. Aus: Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh., herausg. von Aug. Sauer. Neue Folge Nr. 58—70. Berlin, W. Behrs Verlag (G. Wolf). 467 S. M. 7,80.

Schred, Ernst: Ferdinand Schmitz in seiner Bedeutung als Jugendchriftsteller und Volkspädagoge. Aus: Pädagogische Abhandlungen Bd. VII. Heft 1. Neue Folge. Bielefeld, H. Heilmich (Hugo Anders). 29 S. M. 0,60.

Stubenrauch, Hans: Bilder zu Felix Reuters Werken. 2. Heft. Mit erläuterndem Text von Paul Warde. Berlin W. Rich. G. Klein Nachf. (H. Krüger). 23 Illustrationen à 50 Pf.

U h d e, Wilhelm: Verlies. Dresden, Carl Reißner. 21 S.

Valentin, Bett: Die klassische Walpurgisnacht. Eine literarhistorisch-kritische Untersuchung. Mit einer Einleitung über des Verfassers Leben von J. Flehen. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 172 S. M. 3,40.

Werner, Louis: Die Milchbühnen. Eine Dorftragödie in 3 Akten. Prag, Gustav Neugebauer. 88 S.

Wilderhoffer, Prof. Dr. Herm. Freiherr von: Nachlass. Katalog der vorragenden Werke alter und neuer Meister. Gemälde, Skulpturen, Miniaturen und einige andere Kunstobjekte. Wien, Kunsthändler E. Hirschler & Co. M. 3,—.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

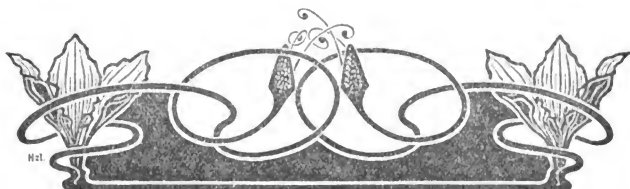
Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.

Ziegler, Leopold: Zur Metaphysik des Tragischen. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 104 S. M. 1,60.



Spinn!
Nicht klagen — tragen!
Nicht arbeiten — warten!
Für unsern Antlitz Zeit groß.
19. 2. 1902. C. W. K.



Band I. ❀ 1902. ❀ Heft 6.
*

Die Tragweite der Gobineau'schen Hypothese.

Von Lic. Dr. Eugen Kretzer.*)

Nachdem ich Gobineau's Problem und den in seinem *Rassenbuche* niedergelegten, im Mittelpunkte seines gesamten Geisteslebens stehenden und dieses beherrschenden Grundgedanken Gobineau's eingehend dargelegt habe, habe ich nunmehr die Frage nach der Tragweite und Bedeutung dieser seiner Hypothese zu erörtern.

Ist das interessant, was Gobineau sagt? Ist es wahr? Ist es neu?

Ist es überhaupt von Interesse für mich, was Gobineau will? „Ich bin durchaus nicht geneigt, so leicht neue Götter in mein Pantheon einzulassen“, schrieb mir einer unserer ersten Gelehrten, als ich ihn anregte, dem Grafen näher zu treten, — und so spricht wohl mancher mit ihm. Wer ist Gobineau? — Was gehen mich die Rassen an?

Was dich die Rassen angehen? Besieh dich im Spiegel — der wird dir sagen, was dich die Rassen angehen! Freilich sagt der Spiegel mitunter auch unangenehme Wahrheiten, und die hört man nicht gern, am liebsten hört man sie gar nicht. Sieh in den Spiegel, der sagt dir, daß die Rassenfrage und der Rassenbegriff das allerpersönlichste Interesse hat für dich und für mich, das allerpersönlichste Interesse in des Wortes

*) Gleichfalls aus dem im Frühjahr erscheinenden Buche des Verfassers: „Joseph Arthur Graf von Gobineau. Sein Leben und sein Werk.“ Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. („Männer der Zeit“, Band XI.) — Vergl. auch „Gesellschaft“, Heft Nr. 4 vom laufenden Jahrgange.

verwegenster Bedeutung. Was Lavater und Gall und so mancher Andere, was in unserer Zeit Lombroso gesucht hat, — hier ist es gefunden. Man kann also doch im Gesichte des Menschen lesen, im Leiblichen das Geistige erkennen. Sieh in den Spiegel und sieh in deines Nächsten Antlitz, den Spiegel des Innern! — Daher diese Neigung zu brutaler Unterdrückung des Andern, wenn er nicht im Staube vor dem Unterdrücker kriecht; daher diese alles überwältigende Sinnlichkeit, daher dieser unverbesserliche Leichtsin, dieser Wankelmuth, daher diese Freude am Lappischen, diese abergläubische Furcht vor Zerrbildern der Phantasie: — Erbteil des schwarzen Blutes, welches in den Aern solcher Menschen dominiert.

Daher andererseits wieder dieser Mangel an Idealismus, diese Philistrität, diese Geschmacklosigkeit, diese Verachtung der „überflüssigen Dinge“, wie sie Emile Souvestre so ergötzlich geschildert hat, dies Behagen am materiellen Glück, an Ruhe und Ordnung um jeden Preis, der Kultus der goldenen Mittelstraße und die Religion des Nützlichen, die Angst vor dem Neuen: — Chinesentum, gelbe Rasse sind die Ahnherrn solcher Niedrigkeit der Gesinnung.

Daher endlich dieses glühende Lechzen und Sehnen nach allem, was hoch, was edel, was groß ist, dieser Idealismus, der Selbständigkeit und Unabhängigkeit, der Überzeugung alles zu opfern, dieses Gefühl für Freiheit und Ehre als höchstes irdisches Gut: — Arier, reinste Blüte der weißen Rasse, leben in solchen fernsten Nachkommen auf's Neue auf.

Und alles dies heut zu Tage, in unserer Mischlingszeit, neben einander, mitunter selbst in einer und der selben „besten Familie“. Denn, wenn Gobineau von der Verwunderung über das ihn teils anziehende, teils abstoßende Milieu menschlicher Gesellschaft ausgieng, in der er sich fand, als er zum Nachdenken erwachte, indem er den Schlüssel des Verständnisses der Gegenwart bei der Vergangenheit suchte und fand, überläßt er es uns, diesen Schlüssel unsererseits dazu zu verwenden, daß wir uns mit ihm das Verständnis der so rätselhaften, vor Gobineau meines Wissens von niemand ausreichend erklärten, aber thatsächlich vorhandenen und immer wieder in Zeittläufen, welche den Tagen des Gleichheitsrausches folgten, empfundenen, beobachteten, ja mit Händen zu greifenden Ungleichheit um uns und in uns erschließen.

Die Ungleichheit um uns her, das Unausgeglichene in uns, sie finden ihre Erklärung und ihren zureichenden Grund in der Thatsache, daß auch wir Mischlinge sind: — die von Gobineau, wie das Alle bestätigen, welche in gelben und schwarzen Ländern gelebt haben, mit Meisterschaft gezeichneten Eigentümlichkeiten der farbigen Rassen finden wir bald

rein, bald in ihren verschiedenen Kombinationen in uns und in unserer Umgebung wieder.

Ist es denn also zweitens wahr, was Gobineau lehrt?

Was ist wahr? — Man hat Philosophie als Orientierung in der Welt erklärt. Erklärt Gobineau die uns umgebende Welt besser, liefert er neue Beiträge dazu, daß wir es besser verstehen, was uns Welt und Menschen fragen und sagen, daß wir uns besser in der Welt ringsum zu orientieren vermögen?

Jeder wahre Philosoph trägt etwas dazu bei. Ich verstehe die Welt rings um mich besser, seit ich Descartes' *Cogito ergo sum* begriffen habe, seit ich durch Kant Phänomene und Noumena begrifflich unterscheiden gelernt habe, seit ich bei Schopenhauer die ethischen Phänomene nach den Kategorien der Bejahung und der Verneinung des Willens zum Leben betrachten lernte, seit ich bei Nietzsche von Herrenmoral und Sklavenmoral las. Auch Gobineau's Rassengebäude trägt zu dieser Orientierung meines Erachtens in hohem Grade bei. Wer diesen Gedanken erfaßt und verstanden hat, dem läßt er die Welt in einem völlig neuen Lichte erscheinen; wenn je, so geht uns durch Gobineau „ein Licht auf“, fällt es uns wie Schuppen von den Augen, so bald wir die Tragweite seiner These zu erfassen beginnen. Eine neue Weltanschauung bahnt sich für uns an, wenn wir das Wort Welt etwas beschreibener verstehen, als dies gewöhnlich geschieht; zahllose Rätsel entwirren sich, auf mannigfache Fragen erhalten wir hier die Antwort, die wir längst, vielleicht — wie Gobineau selbst — Zeit Lebens, bisher vergeblich gesucht hatten.

Sehen wir einmal zu, wie sich die Welt unter dem Gesichtswinkel von Gobineau's Rassentheorie ausnimmt.

Wer Geologie auf Grund seiner Kenntnis der Erdoberfläche treiben, wer Botanik der Stämme, Blätter und Blüten lehren, die Wurzel dabei ignorieren wollte, der würde dem zu vergleichen sein, der sein Volkstum und die Staatsform, welche es sucht und findet, zu verstehen glaubt, ohne die Rassenmischung in Rechnung zu ziehen, aus der sein Volk entstanden ist. Kennen wir Deutschen z. B., um von noch früheren Elementen abzusehen, den slavisch-keltischen Untergrund des Landes, wo die deutsche Zunge klingt, schätzen wir den slavisch-keltischen Prozentsatz seiner Bevölkerung in der Vergangenheit und in der Gegenwart in seinem Verhältnis zur romanisch-semitischen Einwanderung den Thatfachen entsprechend in, wenn auch nur annähernd richtiger Proportion zum germanischen Faktor ein, so wundern wir uns nicht länger über die auf Stammes- und Rassenverschiedenheit nur allzu fest gegründete „deutsche Uneinigkeit“, die nur die

offen zu Tage tretende Blüte der erwähnten Mannigfaltigkeit von Rassenwurzeln ist: — gewesen ist. Denn, was in unserer großen Zeit, in der wir leben, in unserem Volke empor gekommen und sieghaft geworden ist und ihm seine Weltstellung zu erobern gebietet und gestattet, das ist der arisch-germanische, nicht der slavisch-kestische, nicht der romanisch-semitische Faktor unseres Volkstumes. Als Germanen, die einzig Zukunft hätten, schätzte Gobineau noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Angelsachsen auf beiden Seiten des atlantischen Ozeans, und sie allein. Die Deutschen erschienen ihm in den fünfziger Jahren — hatte er damals so Unrecht? — als ein schwächliches, entartendes und seinen schlechteren Elementen sich auslieferndes Mischlingsvolk. Die Ereignisse des Jahres 1870 hätten Gobineau sehr persönlich noch eines Andern belehren können. Er hat wohl eher die Bestätigung seiner Ansichten über die Degeneration der romanischen Welt auf diesem Blatte der Geschichte gelesen.

Aber wir sehen heute weiter, in einem Moment, da es über die Aufgabe deutscher Weltpolitik auch dem blödesten Auge unter uns klar zu werden und zu tagen beginnt. Die Worte Patriotismus und Kosmopolitismus bekommen heute, und zwar gerade im Sinne Gobineau's, einen andern und einen neuen Klang. Die Sorte von slavischem, an der Scholle haftendem Patriotismus, welche zu Gobineau's Zeiten noch ein Freiligrath in lächerlichster Weise mit seinem albernen Gedicht „Die Auswanderer“ verherrlichen konnte, diese Zeiten des elendesten Pfahl- und Spießbürgertums, des Erbteiles gelber Vorfahren, sind hoffentlich denn doch nun endgiltig antiquiert. Sie sind in Rauch aufgegangen und vernichtet unter den Donnern der Schlacht von Sedan, unter den Klängen der „Wacht am Rhein“, und seit sie erscholl, ist germanischer Art und damit der alt-arischen Tendenz zum Kosmopolitismus im guten Sinne des Wortes das Führertum im deutschen Land und Volke dauernd auf's Neue gewonnen und gesichert.

Wären Menschen und Dinge, wie sie sein sollten, und nicht, wie sie sind, so wäre durch Gobineau unter diesen Umständen der Weg zur „teutonischen Allianz“ zwischen dem neu germanisierten Deutschen Reich und den Angelsachsen in Britannien und Nordamerika gewiesen. So wird es wohl besser dabei bleiben: Getrennt marschieren, vereint schlagen. Slavische Konkurrenz hätten nach Gobineau Germanen im Kampfe um die Weltherrschaft nie zu fürchten. Qui vivra verra! Auch Gobineau unterscheidet männliche und weibliche Rassen und Nationen, wie Bismarck später nach ihm, mit dem Gobineau zur Zeit der Entstehung seines Werkes in persönlicher Beziehung stand. Zwar schreibt er den ursprünglichen

Slaven männliche Energie des Vollens zu; aber die heutigen Slaven sind nach ihm zur Receptivität degeneriert, ihre Rolle ist längst zu Ende, nur germanische Einflüsse und Elemente sollen, wie bereits erwähnt, nach Gobineau in Rußland die Träger aktiver Bewegung in historischer Zeit gewesen sein. Noch weit weniger haben nach Gobineau die germanischen Völker die Konkurrenz der lateinischen Rasse, der romanischen Welt zu fürchten. Was er zur Zeit des zweiten Kaiserreiches in diesem Sinne geschrieben hat, hat heute bereits die Bedeutung einer in Erfüllung gehenden Prophetie. Spanien, wo die Inquisition ihr Werk der Ausmerzung jener Elemente der Bevölkerung begann, welche durch den Idealismus der Überzeugungstreue ihre arisch-germanische Herkunft bewiesen, welches der neuen Welt die Elemente abgetreten hat, die wenigstens den Idealismus des Wagemutes um irdischerer Güter willen besaßen: — Spanien scheint bereits vor unseren Augen bei dem Zustand angelangt, der nach Gobineau's pessimistischer Anschauung das Ende der Kulturvölker ist. Italien lehnt sich in mehrfacher Beziehung an deutsche Vorbilder an und strebt unter deutschen Einflüssen noch einmal empor. In Frankreich dagegen, wo die Dragonaden und die Guillotine, wo die blutigen Kriege des jetzt verfloßenen Jahrhunderts die Auslese, Ausscheidung und Austilgung der Tüchtigsten und Besten gründlich besorgt haben, drängen sich die charakteristischen Eigentümlichkeiten des nunmehr dort überwiegenden, der schwarzen Rasse entstammenden Faktors der schwindenden Volksmasse mehr und mehr in den Vordergrund: — unverhohlene Freude am Lappischen, an der Karikatur, grausame „Jagd“ auf wehrlose Tiere, abergläubischer Kultus von Amuletten, Talismanen und anderen Fetischen in alljährlich wechselnder Modiform, thatsächliche Polygamie, rückhaltlose Unterwerfung unter die Tyrannei sexueller Sinnlichkeit, welche die Bezeichnung Seine-Babel treffend charakterisiert. Kein Wunder, daß der Versuch, im heutigen Frankreich eine Parallele zur „Deutschen Gobineau-Vereinigung“ zu gründen, vorläufig gescheitert ist. Und doch auch in Frankreich in neuester Zeit noch wieder eine neu aufstrebende Richtung und Neigung der Besten unter den führenden Geistern: Anschluß an die Gedankenwelt germanischer Vorkämpfer anderer Ideale und Ziele, an Richard Wagner und an Friedrich Nietzsche zunächst, zu suchen. Als im Jahre 1856 der Kronprinz von Preußen dem französischen Hofe seinen Besuch abgestattet hatte, schrieb bekanntlich die Kaiserin Eugenie an eine Freundin: „Es ist eine imponierende Rasse, die Deutschen. Louis sagt: Die Rasse der Zukunft. Bah, nous n'en sommes pas encore là.“ Ist es sehr unwahrscheinlich, daß Napoleon den Grundgedanken des kurz vorher veröffentlichten Werkes seines da-

malignen Gesandtschaftssekretärs in Persien gekannt hat? Ich glaube kaum. Gobineau's „Histoire des Perses“ ist auf Staatskosten gedruckt, seine „Renaissance“ von der Pariser Akademie mit dem Preise gekrönt worden. —

Unter völlig neuem Aspekt erscheint durch Gobineau, wovon ich hier ja auch ausgieng, die von der sozialen Frage beherrschte Lage der innerpolitischen Verhältnisse. Er giebt eine Antwort. Nießsche hat bekanntlich die sozialistische Tendenz des modernen Europa damit erklärt, daß die einst unterworfenen Rasse jetzt wieder in Farbe, Kürze des Schädels, in intellektuellen und moralischen Instinkten die Oberhand bekommen habe, während die Eroberer- und Herrenrasse, die der Arier, auch physiologisch im Unterliegen sei. Wollte man Sklaven, so war man ein Narr, meint er, wenn man sie zu Herren erzog, wie das in neuester Zeit geschehen ist, statt einen Typus Chinese zum Stande heraus zu bilden. — Daß solche Ungleichheit der Bevölkerung Thatsache ist, und daß sie auf Rassenunterschieden und Rassenmischungen beruht, ist wenigstens, was Deutschland betrifft, heute bereits in viel weiteren Kreisen bekannt als zur Zeit, da Gobineau diese Thatsache zum Ausgangspunkte seiner Betrachtungen machte. Nicht alle Deutschen sind Germanen. Die Thatsache bestreitet heut zu Tage niemand mehr. Aber ihre Tragweite und ihre Folgen zu erfassen, davon ist man noch weit entfernt. Und darüber, ob diese Mischung slavisch-keltischer und germanischer Faktoren — von dem romanisch-semitischen Element sehe ich hier ab — der Weg zur Degeneration oder zur Vereblung ist, pflegt man sogar verschiedener Meinung zu sein.

Es scheint zunächst, als ob man den einfachen Gang des Gobineau'schen Gedankens schwerlich widerlegen könnte: Edler als die Slaven und Kelten waren die Germanen. Ihre Mischung hat, wie die bekannte Statistik ergab, zum Sieg der dunkelhaarigen und dunkeläugigen Kurzschädel geführt. Also hat das minder Edle gesiegt! Degeneration, nicht Vereblung, hat statt gefunden.

Wir können es auch in der That nicht nur an äußeren Merkmalen erkennen, wie weit die Sklavenrassen heute wieder die Oberhand bei uns gewonnen haben, sondern viel sicherer noch am Siege slavischer Gesinnung. Gobineau's treffende Charakteristik der Eigenart der schwarzen und der gelben Rasse lieft sich an zahlreichen Stellen, als ob sie auf die Menschen, in deren Mitte wir heute leben, gemünzt sei. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! Jeder Preuße trägt seinen Genbarmen in der Brust, meinte Stirner. Die Deutschen gehen noch einmal an ihrem Bedientenstolz zu Grunde, pflegte Jakob Benedey zu sagen, wie mir seine Witve einst in kritischer Zeit erzählte. Die Masse des deutschen Volkes ist von Haus

aus Sklaventräfte: — daher auch die Furcht vor den Gesezen, einschließlich der Naturgeseze, die doch gleichfalls Menschenwerk sind. Gebüdt, mit dem Gut in der Hand, kommt man durch's ganze Land. Was das Behagen solcher Sklavenseelen noch erhöht, — denn Schadenfreude ist bekanntlich für niedrig Denkende die reinste Freude — ist dies, daß die Anderen so dumm sind, den Kunstgriff nicht zu merken, wie man's durch Kriechen und Streben so herrlich weit bringt.

Wozu aber bringt man's? Zu materiellem Wohlbefinden, welches man mit Darangabe all jenes Höheren erkaufte, was den Menschen erst zum Menschen erhebt. Und was die untersten Schichten erstreben, wo die gelbe Nuance vorherrscht, wird in den höchsten Regionen heut zu Tage — geschieht es bewußt oder geschieht es unbewußt? — vielfach begünstigt und gefördert: schwarze Nuance. Was begünstigt man heute von oben? Sklavensinn an Stelle des noch vor wenigen Jahrzehnten gefeierten Arier-Idealismus. Die Kenntnis des Griechentums, desjenigen arischen Volkstums, welches uns in seinen Denkmälern des geistigen Lebens zugänglich und vertraut geworden war, wird zurück gedrängt auf die engsten Kreise, vielleicht, um schließlich auch dort eliminiert zu werden. Zur Arbeit im Dienste des materiellen Wohlsfins wird einzig erzogen. Nur keine eigenen Ideen, keine Persönlichkeit, kein eigenes Wollen und Denken! Nicht, wie es sein sollte — nein, wie es ist, wie man's macht, das muß man wissen, um durch's Examen approbierter Chinese zu werden. Wer dann fügsam, persönlich ergeben, routiniert und wohlbeschlagen in seinem Spezialgebiete dient, ein Amt, aber keine Meinung hat, und in diesem Dienste sich aufreibt: der ist der Gesuchte. Die Frau wird aus ihrer Stellung als Herrin des Arierhauses hinaus gewiesen und zur Konkurrentin des Arbeiters erniedrigt, mit dem sie fortan im Doppelgespann die Lasten der täglichen Arbeit beim Kampf um's Dasein teilen mag. Das Arierhaus selbst — Max Müller erklärt geradezu *arya* = Hausbesitzer — das Haus, von einer Familie bewohnt, dessen Besitzer zwar ein höheres Glück kennt als das chinesische „Trautes Heim, Glück allein“, dem aber doch *my house* — *my castle* ist, weil es ihm den von Gobineau so sehr richtig hervor gehobenen *goût d'isolement* zu befriedigen ermöglicht: es ist immer noch das Ziel des Strebens bei Vielen, welche damit arische Herkunft beweisen. Aber es verschwindet in unseren modernen Städten vor der unaufhaltsam sich mehrenden Anhäufung der Massenquartiere, deren Stockwerke die Einen aus Not, die Andern aus Bequemlichkeit füllen. Was das Haus durch das Leben im Kreise der Familie einst bot, das kann die Schlafstelle, aus der beim Klang der Sklavenglocke alles zur Arbeit aus einander flieht,

nicht leisten: — so übernimmt der gefällige Staat heut zu Tage eine Leistung nach der andern, welche einst der Familie für Erwachsene und für Erwachsene oblag, er leistet — selbstverständlich Surrogate mit der Qualität des Surrogates auch auf diesem Gebiete.

Ist man nun auf dem rechten Wege, wenn man Sklavenarbeit von Allen forderi, Sklavensinn als Bedingung sine qua non — von Allen verlangt?

Gobineau's Nein! wird doch noch seinen Widerhall bei denjenigen finden, welche den germanischen Nationen die Welt Herrschaft vindizieren. Dann ist es nicht zwecklos und widersinnig gewesen, daß man das deutsche Volk zu Herren erzog, wie es thatsächlich geschah, als man alle Deutschen wehrhaft machte zum Waffenkampf wie zu geistigen Kämpfen: — es ist vielmehr geschehen — unbewußt vielleicht bei Manchen, die dazu halfen —, weil das deutsche Volk in seinem Keru ein Herrenvolk nicht nur einst gewesen, sondern auch in Zukunft wieder zu werden berufen ist. Es wird in alle Ewigkeit so bleiben: Staaten werden von der Vernunft geleitet und von der Nichtintelligenz bedient, wie Gobineau sehr richtig an irgend einer Stelle bemerkt. Und daß die irgendwie höheren Wesen die niederen als Beute ausnützen, Menschen und Tiere, Pflanzen und anorganische Natur, ist ein System, auf welchem alles Leben beruht, wie Nietzsche nicht minder treffend hinzu fügt. Mit dieser Einrichtung geht die Welt zu Grunde. Anderes Leben vernichten oder das eigene Leben vernichten ist die grausame Wahl, vor welche jedes lebende Wesen auf dieser Erde gestellt ist. Man lebt nur, so lange man vernichtet, anderes Leben oder das eigene. Zwischen Grausamkeit und Mitleid ist der am meisten befriedigende Kompromiß zu suchen. Nur das Christentum hat einen schmalen Weg zwischen beiden und die enge Pforte dazu eröffnet.

Was demgemäß angesichts der auf Klassenunterschiede und Klassenmischung begründeten Ungleichheit innerhalb unserer Volksgenossenschaft an der sozialen Frage überhaupt zu beantworten möglich ist, darauf hat Gobineau die Antwort gegeben. In gewissem Sinne freilich, davon giengen wir aus, ist ihre Beantwortung unmöglich. Wollen wir unsere Volksgenossen wirklich glücklicher machen, so müssen wir daran arbeiten, ihneu das Leben zu verherrlichen, nicht sie alle gleichermaßen zu erniedrigen und zu knechten.

Zwei Seelen wohnen in der Brust der Landsleute Fausts, die nahezu Alle den Fluch der Völkermischung dadurch bewähren. Die eine lockt hinab in den Schlamm, die andere empor — „zu den Gefilden hoher

Mhnen“, wie Goethe völlig im Geiste Gobineau's empfand. Frieden findet keiner von ihnen eher, als bis er dem vor ihm stehenden Wilde des, das er werden soll — dem Wilde des Ariers —, nachzustreben begonnen hat. So heißt das neue Moralprinzip, der Grundgedanke der Zukunftsmoral für die, welche Gobineau's Gedanken erfaßt haben: Du sollst den Arier in dir selbst und um dich her sieghaft machen und ihm die niederen Triebe der schwarzen und gelben Rasse, wo sie sich in dir und um dich her regen oder gar zur Herrschaft streben, zum Opfer bringen! Wollen wir Herren sein, so müssen wir Arier werden, oder besser: wollen wir Herren werden, so müssen wir Arier sein. Wir müssen zum Leben erwecken und sieghaft machen, was in uns und um uns von Keimen und vom Erbteil arischer Art vorhanden ist; wir müssen die Keime und das Erbteil schwarzer und gelber Faktoren in uns und um uns her ausmerzen, austilgen, ertöten. „Nun möchte ich noch gern ein gentleman werden und setze alles daran, dieses Ziel zu erreichen“, sagte mir einst ein dem niederen Mittelstand angehöriger Engländer, nachdem er ein bescheidenes Familienglück erkämpft hatte. Er meinte das im besten Sinne des Wortes. „Vornehm“ werden in anderem Sinne will freilich jeder Parvenu, mag ihm auch noch so völlig Sinn und Verstand dafür fehlen, jemals zu erkennen, worin Vornehmheit im Grund eigentlich besteht.

Zunächst empfindet sich der moderne Arier, nachdem er sich entdeckt hat, freilich isoliert, wie er sich denn auch stets von der gelb-schwarzen Sozietät abgestoßen fühlte, die ihn umgibt, als welche an ihre Herkunft von den Affen willig glaubt und ihr Paradies in irdischem Behagen sucht. Dennoch gehört auch er, wie ihn Gobineau belehrt, einer großen Gemeinschaft von Gleichgearteten an. Es ist die Gemeinschaft derjenigen, welche darin übereinstimmen: Wo Kampf ist, da ist Leben. Dieser ist ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein. Arier-Art entspricht der heroische Lebenslauf, wie ihn Beethoven in der „Troica“ geschildert hat — nicht das Glück der Masse, der Herde. Das Glück der Masse dagegen ist, was selbst einen Goethe — den „Götensproß“ nach Herders Etymologie — laut seinem eigenen Geständnis händigte, in wesenslosem Scheine jedoch hinter einem Schiller und seines Gleichen liegt: — das Gemeine. Und doch, wie arm bleiben diese Satten, deren Paradies auf dieser Erde liegt, von der sie klanglos zum Orkus hinab gehen, — die Gesilde der Seligen, wie sie Vöcklin und Weingartner in Farben und in Tönen gesehen, wie liegen sie ihnen fern!

Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer. Schopenhauer hat mit diesem Worte der Ethik in gewissem Sinne neue Wege gewiesen.

Die Moralpredigt nahm den sozialen status quo als unabänderliche Thatsache hin und suchte sich damit abzufinden: — trotzdem sei Moral so ober so möglich. Dagegen fragen wir heut zu Tage nicht nur nach neuen Zielen und Wegen in der Moral, wir fragen heut zu Tage auch: Welche sozialen Hindernisse stehen der Verwirklichung eines status, wie er sein sollte — eines moralischen Zustandes — im Wege? Wie weit lassen sie sich beseitigen? Wenn ein weltliches Moralprinzip überhaupt ausreicht, Moral zu begründen, so kommt das aus der Gobineau'schen These sich ergebende in erster Linie mit in Betracht: Mache den Arier, dessen höchstes Gut Freiheit und Ehre sind, sieghaft in dir und um dich her!

Daraus ergibt sich als eine der ersten und nächsten Pflichten die der alt-arischen Heiligung der Familie und der Ehe. Auf „Moses und die Propheten“ hört man nicht, man sinkt und sinkt tiefer und tiefer in den Schlamm der Nachbarländer hinab; blinde Leidenschaft und den Kultus des Sinnenrausches über alle Schranken hinaus haben die „schwarze Kunst“: Lyrik und die „Romane“ unserer Dichter fast ausnahmslos als einzig zu billigendes Motiv der Geschlechtsgemeinschaft zur nahezu unbestrittenen und allgemeinen Anerkennung gebracht. Man sollte aber hören auf Nietzsche und Gobineau. In der Geschlechtsgemeinschaft gründen wir die Zukunft des Volkes. Und gerade hier, dieser Kardinalpflicht, dieser Nächstenpflicht ersten Ranges, der Pflicht der nächsten und der kommenden Generation gegenüber, welche in erster Linie mit Rücksicht auf die Gebote der Vernunft, das heißt des Rassenprinzips, zu erfüllen wäre, haben Fromme und Gottlose gewetteifert, den Menschen gedanken- und vernunftloser als das Tier zu machen. Halte das Heiligtum der Ehe aufrecht: erhalte den Garten der Ehe als Heiligtum: sie allein garantiert dir die Zukunft! Selbstpflicht, Nächstenpflicht, Gottespflicht verschmelzen hier in Eins. Gobineau's Moral ist eine Moral der erfüllbaren Pflichten, eine Moral, welche thatsächlich gelebt und geübt werden kann. Grund und Ziel seines Strebens nennt Gobineau selbst einmal die Erforschung des Verhältnisses, worin das Individuum durch die Familie zur Rasse steht.

Wie die Geschichte, von Gobineau aus betrachtet, erscheint, hat er selbst konstruiert. Selbstverständlich mußte zunächst ein Verfahren gleich der mathematischen Analysis eingeschlagen werden: Wie sahen die geschichtlichen Ereignisse aus, wenn Gobineau Recht hatte? Wie nehmen sich die historischen Thatsachen unter diesem Gesichtswinkel aus? Verstehen wir sie so besser als bisher? Gewinnen wir ihnen neue Seiten ab? Wird die Geschichte so mehr, als nach herkömmlicher Schablone gesehen, Lehr-

meisterin der Gegenwart und Zukunft? Ist das der Fall, dann beweist Gobineau's Konstruktion ihre Richtigkeit selbst. Einen anderen „Beweis“ für die Richtigkeit seiner These, aus der Geschichte geführt, verlangt charakteristischer Weise ein Kritiker, der gegen Gobineau mit dem Argument operiert: Jeder Sekundaner weiß doch — —. Für solche inferiore Geister, die Zeit Lebens Sekundaner bleiben und darauf leben und sterben, was ihnen in Sekunda gelehrt wurde, haben freilich Denker wie Gobineau nicht geschrieben. Jeder Sekundaner weiß — —, was von der gerade herrschenden lanbläufigen Geschichtsphilosophie bis in die Sekunda durch zu sichern pflegt; nicht, was kühne führende Geister, die soeben erst am Horizonte der Mit- oder Nachwelt blitzartig aufleuchten, neu erfunden haben.

Für Solche dagegen, welchen weder das Konversationslexikon Quelle und Norm ihres Wissens und Denkens ist, noch die Infallibilität der wissenschaftlichen Tages- und Modegrößen, als der patentierten und approbierten Wahrheitsfabrikanten und Generalpächter der Wissenschaftlichkeit, über allen Zweifel erhaben, die sich vielmehr die Freiheit vorbehalten, selbst zu sehen und selbst zu urteilen, — für Solche wird vielleicht das Ergebnis eingehender Auseinandersetzung mit Gobineau's kühner und großer Geschichtskonstruktion auf Grund des Rassenprinzips dieses sein: Jetzt endlich erkenne und sehe ich die thatsächlichen geschichtlichen Zusammenhänge und die wahre Geschichte. Diese Geschichte war es, die ich vermisse und bisher vergebens suchte. So war Richard Wagner für Gobineau prädestiniert. Vielleicht hat man erst dann das volle Verständnis für Gobineau's That, wenn man vorher zu dem Ergebnis gekommen war, die Geschichte zu hassen, zu verabscheuen, zu verachten, welche — Mischmasch von Irrtum und Gewalt, Unsinn, du siegst! — immer wieder den Sieg des Unwürdigen über den einzig Verehrungswürdigen zeigt, was dann von jenen Anbetern des Erfolges, wie u. A. Johannes Scherr sie gelegentlich ergötlich an den Pranger gestellt hat, als vernünftig, weil wirklich, gepriesen wird. Gobineau giebt mir die wahre Geschichte: er zeigt mir, warum ich hasse, warum ich verachte; warum ich liebe, warum ich verehere; warum ich beklage, — was ich erföhne, was ich vermag. Ich gehe nicht auf Einzelheiten ein, es würde nur zu Wiederholungen führen, wenn ich hervor heben wollte, weshalb die Griechen uns so bewundernswürdig und vorbildlich erscheinen: weil sie der einzige uns genauer bekannte Zweig der Alt-Arier sind, vielleicht der einzige auch, dessen genauere Kenntnis wahrhaft lohnt, — warum die Höhe ihrer ältesten Kunst, die Homerische Dichtung, von keinem Späteren je wieder annähernd

erreicht wurde. Nur Eines greife ich noch heraus. Man könnte sich nämlich fragen: Ist wirklich die Größe der untergegangenen Kulturen reiner Rassen wertvoller gewesen als der Sieg des aus der Rassenmischung, welcher jene zum Opfer fielen, resultierenden Humanitätsprinzips? Aber dieses Humanitätsprinzip ist gerade selbst durchaus nicht Errungenschaft der Rassenmischung, sondern vielmehr Erbteil der Großmut arischer Nationen, und Gleiches ist diesen noch niemals von Angehörigen inferiorer Rassen, oder von Mischlingen mit Gleichem vergolten worden: daher die so oft beobachtete, nie erklärte „Intoleranz des Liberalismus“.

Ist Gobineau's Lehre wahr? so fragten wir uns; — ist Gobineau's Lehre neu?

Nein, neu ist sie sicherlich schon insofern nicht, als sie bereits ein halbes Jahrhundert alt ist. Daß er für die zweite Auflage nach dreißig Jahren nichts daran zu ändern fand, ist jedenfalls bedeutsam. Bedeutsam ist auch so manche noch bei Gobineau's Lebzeiten, so manche seit seinem Tode bis auf diesen Tag erfüllte oder sich erfüllende seiner Prophezeiungen. Sicher ist freilich Gobineau weder der Einzige noch der Erste gewesen, der die Rassenfrage aufgeworfen und den ersten Rang der weißen Rasse, insbesondere den Ariern, zugesprochen hat.

Aber neu und original ist meines Wissens, wenn auch vielleicht die großartige Konzeption seines die ganze Welt des Geschehenen und Geschehenden umspannenden Baues nicht ganz ohne Vorläufer war, so doch sicher der Grundgedanke seines Werkes, daß die Rassenmischung nicht nur die wahre Ursache des Verfalls der Zivilisationen, sondern der eigentliche physiologische Hauptprozeß der Weltgeschichte gewesen sei. Treffend sagt Schemann: Gobineau hat zuerst methodisch gelehrt und bewiesen, daß die Menschheit, daß Völker und Generationen nicht nur als Forschungsobjekt des Anthropologen und Ethnologen, sondern gerade auch als eines des Kulturhistorikers und Sozialethikers, vor Allem ein Leiblicher Organismus sind, und daß alle größten und kleinsten Leistungen des Menschengesistes, alle Vorzüge und Fehler der Nationen, daß jegliche Erhebung und jeglicher Sturz einer Zivilisation, kurz daß alles und jedes moralische und geistige Moment in der Weltgeschichte auf jenes Leibliche zurück zu führen und aus ihm zu erklären ist. Jenes Leibliche aber ist die Rasse. — Der Nationalitätengedanke durchzieht das moderne Völkerleben seit einem Jahrhundert schon, und heute mehr denn je. Der Nationalitätengedanke aber ist im Grunde der Rassengedanke. Was jede Nation, das heißt jede Rassenmischung, wert sei, das zu zeigen, wird die Gelegenheit nicht ausbleiben.

Übrigens hat Gobineau vor Darwin und Buckle die zeitliche Priorität unbestreitbar voraus und nimmt diese auch ausdrücklich für sich in Anspruch.

Aber ist nicht Gobineau's Lehre, weil fünfzig Jahre alt, heute veraltet? — Selbstverständlich! meint so mancher Vertreter der von Gobineau treffend gekennzeichneten römisch-romanischen Weltanschauung, jener Überhebung, welche wähut, an der Spitze der Kultur, am Gipfel und Ende aller Weisheit angelangt zu sein: — selbstverständlich um so mehr, als Gobineau, wenn er Recht hätte, ihm persönlich, sehr persönlich, eine höchst unbehagliche und unangenehme Selbsterkenntnis aufzuzwingen würde. Aber wann ist eine Lehre veraltet? Etwas müssen wir doch vom naturwissenschaftlichen Jahrhundert gelernt haben, naturwissenschaftlich geschultes Denken sollte man mitbringen in's zwanzigste Jahrhundert: Aufgabe der Wissenschaft ist es, Thatsachen zu sammeln und die beste Hypothese zur Erklärung dieser Thatsachen und ihrer Beziehung zu einander ausfindig zu machen. Ist Gobineau's Werk etwa eine Sammlung von ihm zuerst beobachteter Thatsachen? Eine so unsinnige Annahme scheint man zu legen, wenn man „Beweise“ für die Richtigkeit seiner Geschichtskonstruktion von ihm verlangt. Natürlich ist in jenen fünfzig Jahren, seit Gobineau schrieb, viel neues Detail bekannt und durchforscht worden. Aber mit Recht hat Schemann darauf verzichtet, mit seiner Übersetzung eine Neubearbeitung zu verbinden. „So gewiß man die Ergebnisse der neueren Forschung“, schreibt er, „gegen viele Einzelheiten der Gobineau'schen Beweisführung mit Recht wird in's Feld führen können, so gewiß erschien es mir andererseits, daß sie die Quintessenz des Ganzen, den eigentlichen Kern- und Grundgedanken des Werkes, nicht tangieren werden. Damit aber war es mir dann als Pietätsgebot gegeben, ein solches Werk, dessen Umarbeitungen ohnehin eine durchaus willkürliche, vergängliche, vielleicht nach einem Jahrzehnt schon wieder zu ändernde Gestalt tragen müßten, in seiner monumentalen Urgestalt zu belassen“.

Man irrt vor Allem gewaltig, wenn man ein ethnographisches und anthropologisches Sammelwerk bei Gobineau sucht. Nein, Gobineau's Werk ist die Aufstellung eines regulativen Prinzips, einer heuristischen Hypothese von unberechenbarer Tragweite. Diese Hypothese erklärt eine ganze Reihe bisher nicht erklärter oder für unerklärlich gehaltener Thatsachen; sie leistet, was keine konkurrierende Hypothese vorher und seitdem annähernd zu leisten vermochte. Nun ist eine Hypothese falsch oder veraltet, wenn entweder Thatsachen angeführt oder neu entdeckt werden, welche sie nicht zu erklären vermag, oder wenn eine bessere Erklärung

der beobachteten Thatsachen durch eine andere, neuere Hypothese stattgefunden hat. Hypothesen können veralten, neue Thatsachen können entdeckt, bessere Hypothesen können aufgestellt werden. Ist Gobineau's Lehre veraltet? heißt also: Sind seit Gobineau bessere Hypothesen zur Erklärung des heute vorliegenden Thatbestandes aufgestellt worden?

Ich muß mich selbstverständlich aus tausend und einem Grunde bescheiden, in diesen Blättern, welche nur dazu bestimmt sind, das Interesse für Gobineau anzuregen, diese Fragen unbeantwortet zu lassen. Diese Antworten muß die Fachwissenschaft geben; ihre Antworten muß ein philosophisch — im besten Sinne des Wortes — geschulter Geist überwachen, kontrollieren und abschätzen. Man korrigiere veraltetes Detail, man konstatiere die mit Gobineau übereinstimmenden Ergebnisse neuerer Forschung, man versuche es, ob und wie etwa Neuentdecktes sich in Gobineau's Konstruktion einordnen läßt. Man lese vor Allem Gobineau selbst. Nur verschone man uns mit solchen Einwänden, wie sie bisher fast ausschließlich gehört wurden, welche auf völlig ungenügender, lückenhafter und oberflächlicher Kenntnis der Details in Gobineau's allerdings erst seit neuester Zeit in deutscher Übersetzung erschienenem Werke beruhen. Und man verschone uns mit solchen Einwänden, worin von Gobineau selbst bereits vor fünfzig Jahren gekannt, erörtert und widerlegt, oder wenigstens energisch bekämpfte Momente — wie z. B. die Bedeutung des Naturmilieu's, erfreuliche Ergebnisse von Rassenkreuzungen u. s. w. u. s. w. — uns triumphierend als Instanzen erster Ordnung entgegen gehalten werden . . . von anderen, schlimmeren, Gobineau, dem Toten, gegenüber verübten Dingen zu schweigen!

Und man führe schließlich nicht immer wieder als fest stehende Thatsachen und „Ergebnisse der Wissenschaft“ an, was selbst nur Einfall des neuesten Modegelehrten war und durch das nächste Modebuch schon wieder umgestürzt sein wird oder werden kann. Man überlasse das den Sklaven-seelen, die auch hier ohne die Despotie eines Fetisches, mögen sie ihn immerhin „Wissenschaft“ nennen, nicht leben können, die — unselige Erben neugieriger schwarzer Vorfahren — stets bereit sind, das schlechte Neue, wofern es nur neu ist, dem bewährten Alten vorzuziehen, und die, wie die semitisierten Athener zu des Apostel Paulus Zeiten, auf nichts begieriger sind, als etwas Neues entweder zu sagen oder doch wenigstens zu hören.

*

Unsere Zeit ist doch auch eine suchende Zeit und eine empfängliche Zeit. Sie sucht eine einheitliche Weltanschauung, welche die Besten befriedigt, die Schwankenden festigt, die aufwärts Strebenden erhebt. Sie

sucht nach Großem, Hohem, Verehrungswürdigem, nach führenden Geistern um so mehr, als diejenigen, welche von Gottes und Rechts wegen, nämlich von Amts wegen, ihre Führer sein sollten, nur zu häufig nicht einmal auf der Höhe stehen, daß sie selbst das innere Leben derer, die sie führen sollten, mit erleben. Ich denke dabei ebensowohl an die offiziellen wissenschaftlichen Tagesgrößen, welche in ihrem Spezialitätenkultus befangen bleiben, aber Autorität auch außerhalb ihrer Zirkel und da beanspruchen, wo sie oft die schlimmsten Dilettanten sind, wie an die berufenen Pfleger des geistigen und religiösen Lebens in kleineren und kleinsten Kreisen, abseits von der Heeresstraße der öffentlichen Meinungen der Herdenmenschen.

Hier ist ein Denker, der ein solches Führer-Amte in Anspruch nimmt. Wem es wie Schuppen von den Augen fällt beim Lesen und Durchdenken des Gobineau'schen Werkes — wobei ich das Gefühl hatte, endlich die Antwort auf zahllose Fragen zu finden, die mich von jeher bewegt hatten, die Lösung der quälendsten Rätsel, die ich bisher vergebens gesucht —, der teilt die Empfindung, welche mich erfaßte, als Gobineau in meinen Gesichtskreis trat. Diese Empfindung hat mich dazu bestimmt, für ihn einzutreten und zu werben, zunächst im engeren und weiteren Kreise Solcher, die mir persönlich nahe stehen oder einst standen; dann in der Öffentlichkeit. Ob nur gerade mir durch Gobineau, was mir von diesen Fragen und Problemen vorher noch ferner lag, in den Zusammenhang meiner Interessen eingefügt wurde, oder ob es Andern ähnlich ergehen wird, das wird sich ja finden.

Was soll nicht alles Meine Sache sein, meinte Stirner: endlich soll einmal meine Sache meine Sache sein. Ist die Arier-Sache meine Sache? Fühle und empfinde ich mich in Übereinstimmung mit dem, was Gobineau vom arischen Germanen lehrt? Wie finden wir uns selbst? — fragt Nietzsche und giebt die Antwort: „Von unserem Wesen legt alles Zeugnis ab, unsere Freunds- und Feindschaften, unser Blick und Händedruck, unser Gedächtnis und das, was wir vergessen, unsere Bücher und die Züge unserer Feder. Man sehe auf das Leben zurück mit der Frage: Was hast du bis jetzt wahrhaft geliebt, was hat deine Seele hinan gezogen, was hat sie beherrscht und zugleich beglückt? Stelle dir die Reihe dieser verehrten Gegenstände vor dir auf: — deine wahren Erzieher und Bildner verraten dir, was der wahre Ursinn und Grundstoff deines Wesens ist.“

Wer zu ihm gehört, den läßt Gobineau nicht wieder los, so bald er überhaupt in seinen Gesichtskreis eingetreten ist. Das erfahren wir

immer wieder: zuerst an uns selbst, dann an Andern. Wer nicht zu ihm gehört, der bleibe fern! Gobineau ist ein Aristokrat, aber in dem Sinne, daß jeder zu ihm gehört, der sich ihm innerlich verwandt fühlt, der dies merkt und der zu ihm auch gehören will.



Ein neues Typhus-Heilserum.

Von Dr. Alphons Fuld.

(Nombach-Mainz.)

Durch die Tagespresse gieng vor Kurzem die Nachricht, daß es dem Professor Chantemesse in Paris gelungen sei, ein Heilserum gegen den Typhus nach Art des Behring'schen Diphtherie-Heilmittels herzustellen. Die Erfolge mit dem neuen Serum sollen sehr ermutigende sein, wenn auch die verschiedenen Meldungen einander noch recht widersprechen und bald von absoluter Sicherheit, bald wieder von einer Sterblichkeit von 7^o/_o berichten — einem Verhältnis, das sicher auch unter unserer heutigen Behandlungsweise in vielen Epidemien erreicht wird. So sehr es nun auch zu wünschen wäre, daß jene Nachricht Bestätigung finden möge, man wird sie vorerst mit großer Vorsicht aufnehmen müssen, denn die bisherigen Mißerfolge so vieler bedeutender Forscher können unsere Zuversicht nicht sehr hoch stimmen. Dem ferne Stehenden mag es ja sonderbar genug erscheinen, daß auch heute noch, nachdem es schon seit Jahr und Tag Behring gelungen ist, ein höchst wertvolles Heilmittel gegen die Diphtherie herzustellen, immer noch kein nach den gleichen Grundsätzen gewonnenes, zuverlässiges Heilmittel gegen andere verderbliche Volksseuchen, gegen Typhus, Cholera, Pest — ganz zu schweigen von der Tuberkulose existiert. Allein, wenn uns auch die vielfachen, mühsamen Forschungen der Bakteriologen in dieser Richtung noch nicht sehr gefördert haben, so haben sie uns doch wenigstens die wichtigste Grundlage weiteren Fortschrittes geliefert: die Erkenntnis, an welchen Schwierigkeiten die bisherigen Bemühungen scheitern mußten.

Es hat sich nämlich heraus gestellt, daß wir unter den durch organisierte Erreger hervorgerufenen Krankheiten zwei große Klassen unterscheiden

müssen; bei den einen — zu ihnen gehören Diphtherie und Wundstarrkrampf — bleiben die Erreger, nachdem sie sich einmal an einer minder widerstandsfähigen Stelle angeheftet haben, dort haften, ohne weiter in die Blut- und Säftemasse des Organismus einzudringen. Dagegen sondern sie gewisse Stoffwechselprodukte ab, giftige Substanzen, welche in das Blut übergehen und durch ihre Einwirkung auf die Gewebszellen die Krankheitserscheinungen hervor rufen. Wir haben es also bei der Diphtherie und dem Wundstarrkrampf mit echten Vergiftungen zu thun. Ganz anders die zweite Klasse von Infektionskrankheiten, als deren Repräsentanten wir den Typhus nehmen wollen; hier dringt der Krankheitserreger von der Stelle seines ersten Angriffs aus in die Blut- und Säftemasse selber ein, und die Krankheits Symptome, welche er hervor ruft, sind teils eine Folge der vielen Fremdkörper, welche in Gestalt zahlloser Bakterien in den Gefäßverzweigungen vieler Organe anzutreffen sind, teils sind sie durch die giftige Beschaffenheit jener Bakterien verursacht. Denn diese Organismen erzeugen allerdings nicht, wie der Diphtheriebazillus, in größerer Menge giftige Substanzen, welche sie an das Blut abgeben, wohl aber enthalten die Bakterienleiber ein heftiges Gift, das jedenfalls in der näheren Umgebung verderbliche Wirkungen ausübt.

Die moderne Behandlung dieser Krankheiten, welche zur Zeit in der Entdeckung Behrings ihren höchsten Triumph zu verzeichnen hat, geht nun von der alten Erfahrung aus, daß Personen, welche gewisse Krankheiten überstanden haben, auf Jahre hinaus oder für das ganze Leben vor neuer Erkrankung geschützt sind, und zwar besteht dieser Schutz auch dann, wenn die ursprüngliche Krankheit recht leichter Natur war. Auf diesen Erfahrungen beruht Jenners geniale That, durch Einimpfung der Kuhpocke vor den echten Blattern zu schützen; auf ihnen fußen auch die ersten Versuche Pasteurs, der durch Einimpfung von in ihrer Giftigkeit abgeschwächten Milzbrand- und Hühnercholera Bazillen Tiere vor diesen Krankheiten schützen konnte und dann weiterhin in einfacher Konsequenz seiner Untersuchungen dahin gelangte, ein Schutz- und Heilmittel gegen das Gift der Wutkrankheit herzustellen. Und Behrings Erfolge sind auch wieder nicht denkbar ohne die Vorarbeiten Pasteurs. Aber während Pasteur noch wähnte, durch die Verseuchung mit den Krankheitserregern erschöpfe sich der Organismus an geeigneten Nährstoffen, so daß er unfähig werde, neue Eindringlinge zu ernähren, gieng Behring jenen geheimnisvollen Lebensvorgängen tiefer auf den Grund, und es gelang ihm der Nachweis, daß im Blut erkrankter oder mit Diphtherie- oder Wundstarrkrampfgift behandelter Tiere gelöste Körper auftreten, welche als echte

Gegengifte die Wirkung jener Bakteriengifte aufheben. Nicht allein wenn man einem Tiere gleichzeitig Gift und Gegengift einspritzt, bleibt es von der Krankheit verschont, auch wenn man im Glase jene beiden ihrer chemischen Konstitution nach ganz unbekanntem Körper mischt, bleibt bei nachträglicher Einspritzung — richtige Mischungsverhältnisse voraus gesetzt — jede Wirkung aus, und zwar wird das Gift nicht etwa durch das Gegengift zerstört, sondern nur chemisch gebunden. Die Wirkung ist eine spezifische, d. h. das Diphtheriegegengift, das Diphtherieantitoxin, wirkt einzig und allein auf das Diphtheriegift, und es ist in praktischer Beziehung besonders wichtig, daß gesteigerte Giftmengen immer durch im gleichen Verhältnis gesteigerte Antitoxinmengen unwirksam gemacht werden. Damit war die Grundlage für die Verwertung der Behring'schen Entdeckung in der Heilkunst gegeben. Die Bildungsstätten der Antitoxine sind jedenfalls die Körperzellen des Organismus, von wo aus jene in das Blut abgestoßen werden, und es unterliegt dann keiner Schwierigkeit, diese Schutzkörper durch einen Aderlaß aus einem vorbehandelten Tiere zu gewinnen und in Form des von Blutkörperchen und Gerinnungstoffen befreiten Serums als Schutz- und Heilmittel zu verwenden.

Auch für die Krankheiten der zweiten Klasse gilt das Gesetz, daß ihr einmaliges Überstehen häufig vor späterer Erkrankung schützt. Man hat namentlich in Frankreich die weißen Blutkörperchen damit in Zusammenhang bringen wollen, nachdem man beobachtet hatte, daß diese die Bakterien in ihr Inneres aufnehmen und zerstören; es scheint aber diese Thätigkeit der weißen Blutkörperchen doch mehr nebensächlicher Natur zu sein und hauptsächlich die schon erkrankten Bakterien zu betreffen. Wieder ist einem deutschen Forscher, R. Pfeiffer, der Nachweis gelungen, daß im Blute von mit abgeschwächten Bakterien vorbehandelten Tieren Körper auftreten, welche die Krankheitserreger zerstören. Allerdings, wenn man solches Blut mit den betreffenden Bakterien im Glase zusammen bringt, dann gehen diese kaum in größerer Menge zu Grunde wie schon im normalen Blut, das ja bekanntlich bei dem Gesunden eine recht kräftige, Bakterien tötende Wirkung entfaltet; bringt man aber die Mischung in die Bauchhöhle eines Versuchstieres, dann gehen alle Bakterien in kurzer Zeit zu Grunde. Es treten also durch die Infektion im Blut Stoffe auf, welche die Bakterien zwar nicht selber vernichten, wohl aber der Bakterien tötenden Substanz den Angriff ermöglichen, vielleicht dadurch, daß sie das chemische Bindeglied zwischen ihr und den Bakterien darstellen. Diese Körper entstehen erst durch die Erkrankung oder die künstliche Infektion, wahrscheinlich in den Blut bildenden Organen, und werden von diesen an das Blut abgegeben;

man bezeichnet sie als Zwischenkörper oder Immunkörper, während die schon im normalen Organismus vorhandene, Bakterien auflösende Substanz, die wir als eine Art Ferment betrachten müssen, Endkörper oder Komplement genannt wird.

Man wäre nun wohl versucht anzunehmen, daß es recht leicht sein müsse, durch geeignete Vorbehandlung Sera herzustellen, welche allen Anforderungen als Schutz- und Heilmittel genügen. Leider ist aber die Herstellung eines Heilmittels bis jetzt noch nicht geglückt, einmal darum, weil das Bakterien tötende Komplement nur in verhältnismäßig geringen Mengen im Organismus vorhanden ist: man kann es z. B. erleben, daß ein Versuchstier mit solchem Reichtum an Immunkörpern, daß die geringste Serummenge zur Immunisierung eines zweiten Tieres genügt, dennoch der Krankheit erliegt, weil die Organismen aus Mangel an Bakterien tötender Substanz üppig weiter wuchern; weiterhin bleiben aber auch nach der Auflösung der Bakterien noch die in ihren Leibern enthaltenen giftigen Substanzen zurück, so daß sicher bei schwerer Erkrankung der Tod auch noch als Folge einer Vergiftung eintreten kann. Dagegen ist, wie die Erfahrungen bei der Pest und in neuerer Zeit beim Typhus beweisen, mit derartigen Sera ein ziemlich sicherer Schutz vor der Erkrankung zu erzielen, weil eben die Schutzstoffe des Organismus im Vereine mit den künstlich eingeführten Zwischenkörpern in der Regel genügen, um sich der Minderzahl von Bakterien, wie sie bei der Ansteckung in Frage kommen, zu erwehren.

Noch ist also das höchste Ziel der Wissenschaft, die Gewinnung eines zuverlässigen Heilserums für diese besondere Gruppe von Infektionskrankheiten, nicht erreicht. Robert Koch hat es bekanntlich versucht, durch Behandlung von Tieren mit steigenden Mengen des Tuberkelgiftes ein wirksames Antitoxin gegen die Giftwirkungen des Tuberkelbazillus zu gewinnen, seine Versuche sind aber in der Praxis nicht vollständig geglückt. Trotzdem haben wir keinen Grund verzagt zu sein; wir dürfen vielmehr hoffen, daß uns unsere heutige tiefere Einsicht in das Wesen jener Lebensvorgänge auch in praktischer Beziehung noch weiter fördern werde. Ob es freilich, wie man im Interesse der leidenden Menschheit wohl wünschen möchte, dem französischen Forscher jetzt schon vergönnt war, dieses nicht allein für die Bekämpfung des Typhus, sondern für die ganze Entwicklung der Heilkunst hoch bedeutsame Ziel zu erreichen, das wird erst die nächste Zukunft lehren können.



Sully Prud'homme.

Von Amélie Hey.

(Berlin.)



Der litterarische Preis der „Nobel-Stiftung“ wurde bekanntlich Sully Prud'homme zuerkannt. Das befremdet im ersten Augenblick. Wenn man unter den Größen der zeitgenössischen Litteratur aller Länder Europa's zu wählen hatte, warum wurde nicht einer jener führenden Geister gewählt, welche nicht nur Umwälzungen in der Litteratur, sondern im modernen Empfinden überhaupt hervor gebracht haben: ein Ibsen, Tolstoi, selbst ein Zola?! Sully Prud'homme steht abseits, nur ein kleiner Kreis von Kennern weiß seine vornehmen und verfeinerten Empfindungen zu würdigen, die er in vollendeter Form zu Gehör bringt. Es heißt jetzt, Sully Prud'homme sei ein „Verstandesdichter“. Damit ist ihm Unrecht gethan. Das ist wahr — die Phantasie, die Gefühle gehen ihm nie durch. Keine Tiefe ist ihm so tief, keine Höhe so hoch, daß er sie nicht in klarster, faßlichster Form prägen könnte, was in unserer Zeit des glühenden Kolorits und der verschwommenen Umrisse vielleicht auf Manchen erkältend wirkt. Auch wird, was Anderen Abhandlung geworden wäre, bei ihm Gedicht. Aber ein echtes Gedicht, kein Lehrgedicht. So schließt „La Parole“, das die Entwicklung der Sprache behandelt:

Einst aber — dann wird man nicht Krieg noch Aufruhr kennen —
Sieht man in freie Luft die Städte sich erweitern,
Und das verteilte Feld wird keine Mauer trennen, —
Friedlich und zahlreich lebt die Menschheit dann im heitern
Verein, wie reifes Korn, d'rin ew'ger Hymnus webt,
Aufschwillt, erstirbt und stets auf's Neue sich belebt.
Wenn das unsel'ge Erz, das heute Ernten hält
Dem Tod nur, mächt'ger wird in schönern Formen rollen,
Und wenn der Festung Stirn die Rebe mit den vollen
Und goldnen Trauben kränzt, die süßes Feuer schwellt:
Dann, oh Beredsamkeit, vergleicht man länger mehr
Dich nicht dem brandenden, ewig bewegten Meer,
Dann wird dein Sinnbild sein befruchtend reine Quelle,
Ein großer, klarer Strom, wie der Gironde Welle,
Die ihrer Kinder Herz mit Lieb' und Tugend tränket,
Den Lippen, die sie netzt, ihr süß Gemurmel schenket.

Und wie die Wasser sich vom Fels zum Thale drängen,
 Und Lehm- und Steingeröll der wilden Flut sich mengen,
 Die doch den Eichbaum schon und auch das Gras nicht knickt,
 Nur beider Wurzeln mit der selben Flut erquickt,
 So wirft in Städte, die im Thal gebreitet ragen,
 Du jenen Balsam, der dem Berg entquollen, tragen:
 „Selig die Einfalt, denn im Himmel wird sie thronen;
 Selig der Friedliche, den Gottes Kind man nennt;
 Selig, wer dürstend nach Gerechtigkeit entbrennt,
 Es wird sein Durst gestillt; Barmherzigkeit wird lohnen
 Dem Sel'gen, der sie übt, beim einstigen Gericht, —
 Selig die Trauernden, denn Trost soll ihnen werden;
 Selig die Reinen, denn die Reinen schau'n das Licht;
 Selig die Sanften, denn sie herrschen einst auf Erden.“

Pardon! — aber im Deutschen machen sich die Alexandriner doch etwas trocken. Fast beweise ich durch sie das Gegenteil des oben Behaupteten. Und doch bin ich durch Zitieren gerade dieser Verse dem, was ich sagen wollte, näher gerückt. Denn aus ihrem Inhalte geht hervor, daß der „Nobel-Friedens-Preis“ dem Dichter des „ewigen Friedens“ gebührt. Prud'homme ist Optimist. Er glaubt, daß die Wirrsale der Dinge einem besseren Ziel entgegen sich entwickeln. In einem Gedicht an Alfred de Musset (1866) spricht er seine Ansichten von Welt und Leben aus. Er huldigt Musset mit der vollen warmen Begeisterung, die jede Offenbarung des Genius erweckt. Aber er kann ihm seine Gleichgültigkeit dem Guten gegenüber nicht vergeben, seine thatenlose Verzweiflung in einer Welt, die noch voll vom Geklitze der Ketten sei. So weit entfernt das goldene Zeitalter sei, man müsse ihm entgegen streben und jene männliche Kraft bethätigen, die, um sich aufrecht zu erhalten, eine Welt zu verbessern trachte. Und indem er Musset die Größe der Helden des Altertums inmitten einer schlimmeren und grausameren Zeit vorhält, meint er, nicht der dürfe sich über das Leben beklagen und die Zukunft verspotten, der in einer Zeit geboren sei, welcher bereits das Licht wissenden Erkennens empor dämmere — in einer Zeit, in welcher man nicht zu früh komme, um zu wissen, und nicht zu spät, um zu singen. Der Kampf wider die dunklen Mächte des Bösen sei ein zu guter gewesen, als daß man sich ergeben könne, und auch noch auf die Trümmer einer untergegangenen Welt würde die Menschheit das Panier ihrer Hoffnungen aufpflanzen. Die wollüstig süßen Klänge des Sängers würden ihn nicht verführen; er wähle zu seinem Meister jenen Dichter, der das Ideal liebe wie der Soldat seine Fahne: um der großen Thaten willen, die unter ihrer Führung vollbracht wurden. — Diese Note klingt durch zahlreiche

Schöpfungen des Denkers und Dichters, wie „L'art“, „Abdication“ u. s. w. Sie klingen an Schiller und Shelley an, mit welsch' Legterem Prud'homme von sich sagen darf:

„Me who am as a nerve o'er which do creep
The else unfeeling oppressions of this earth.“

Und um dieser Seelenrichtung willen ward ihm der Preis. Nicht um seiner großartigen Naturdichtungen willen, die wie „Sursum corda“, „Chanson de l'air“ mit dem Schwunge der Psalmen wetteifern. Nicht um seiner Liebeslieder willen, von denen einige dem Zartesten und Innigsten der deutschen Lyrik (sonst eine terra incognita für die Franzosen) ebenbürtig zur Seite stehen.

Oh Nobel, da du die Mittel der Zerstörung mehrtest und verschärftest, wolltest du die Menschen mordende Tendenz deines Wirkens ausgleichen, indem du dem durch deine Erfindungen gesteigerten Krieg ein Werk des Friedens entgegensetztest? Wolltest du mit den erworbenen Reichtümern gut machen, was der Erfinder-Dämon in dir verbrach? Wie der Ingenieur in Zola's „Paris“ den neuen Sprengstoff, der eine mit Andächtigen überfüllte Kirche in die Luft fliegen lassen sollte, als Kraft für einen Motor verwendet und so den Unheilstoff dem Fortschritte dienstbar macht, so sprengt auch dein Dynamit Berge und bahnt neue Wege. Solch' friedlichen Ausgleich gegen jeden zerstörenden Mißbrauch wünsche ich dir. Aber wird deine „Stiftung“ das von dir ersehnte Gute stiften? Den an Preis und Ehren Reichen giebt sie neuen Preis. Dem Ringenden und Wagenden, dem im Kampf unterliegenden Genius, der vielleicht die Menschheit einen kleinen Schritt vorwärts führt — dem „ewigen Frieden“ entgegen — ihm kannst du nicht helfen!

*

Nachwort der Schriftleitung: Verfasserin obigen Aufsatzes hat vor Jahren, durch Paul Heyse dazu angeregt, eine Anzahl Gedichte von Prud'homme übersetzt und in verschiedenen Zeitschriften (zuletzt auch in der „Gesellschaft“ — vergl. 16. Jahrg. 1900, II. Juni-Heft) veröffentlicht. Nachstehend sendet sie uns noch einige weitere Proben, wobei wir zugleich auf S. 60 vom laufenden Jahrgange dieser Zeitschrift verweisen möchten.

Dichtungen von Sully Prud'homme.

Wision.

Als grauer Vorzeit sah ich einen Mann:
Ein einz'ger war es nur von den Millionen,
Die um den toten Leib des Pharaonen
Getürmt die Pyramide himmelan.

Er kauft — er wankt — er schleppt den Stein heran,
 Der schwerer als die Glutten jener Zonen
 Ihn drückt, — der Stirn Geäder schwillt vom Frohnen. —
 Gell schreit er auf und bricht zusammen dann.

Vom Schrei erzitterte die Luft, und weit
 Erbebt' der Aether. Auf stieg zu den Sternen
 Der Schrei und suchte nach Gerechtigkeit.

Er sucht, er steigt in ew'ge Weltenfernen, — —
 Und dreimal tausend Jahr deckt tiefer Friede
 Des Cheops Schlaf im Grund der Pyramide.

Das Ideal.

Der Mond scheint voll, es ruht im Duft
 Die Erde, und die Sterne glühen.
 Der Geist der Welt durchweht die Luft, —
 Aufwärts allmächtig will mich's ziehen
 Zum höchsten Stern, den nur mein Traum,
 Doch ach! mein Auge nie erblickt,
 Des Licht zu uns aus fernstem Raum
 Herstrebt und einst die Welt entzückt.
 Wenn dieser schönste Stern einst klar
 Hernieder strahlt in künst'gen Tagen,
 Sagt, Letzte aus der Menschen Schar,
 Ihm, wie mein Herz für ihn geschlagen!

Das Mal.

Der Mutter Wunsch, so hört man sagen,
 Mag nur ein Hirngespinnst er sein,
 Er drückt dem Kind, das sie getragen,
 Ein unauslöschlich Merkmal ein.

Ob wunderbar nun, ob erhaben
 Der Wunsch, vor der Geburt gehegt,
 Er kann sich in die Seele graben,
 Wie er in's Fleisch sich eingepägt.

Was war dein grausames Verlangen
 Einst, als mein Herz in dir erwacht, —
 Du, die mit Wohlthat mich umfängen,
 Du, die mir deinen Schmerz vermachst?!

Als unbekannt, und doch dir tener,
 Ich etwas schon in dir gelebt,
 Vielleicht, daß in des Abends Feuer
 Ein Wölkchen über dir geschwebt.

Und sprachst du nicht: „Oh, laßt mich ziehen!
 Die goldne Insel winkt mir zu.“
 Doch als du unerreichbar fliehen
 Sie ferne sahest, — weinteß du.

„Oh, hätt' ich Flügel!“ Dich erhebend
 Rieftst du's, und Ohnmacht faßte dich,
 Da — leise dir im Schooß erhebend —
 Regt' ich zum ersten Male mich.

Und darum — ohne Halt im Leben —
 Muß ich mit traumverlorenem Sinn
 In unheilbarer Sehnsucht streben
 Nach einem fernen Eden hin.

April.

Ich fürchte den April, der mich
Mit rührend sanftem Reiz bethört,
Von seinen Zaubern singe ich
Nur Euch, die er wie mich verführt.

Wenn im Dezember grau der Tag
Und kalt die Luft, der Nebel dicht,
Wird eng das Herz und matt sein Schlag,
Die eigne Leere fühlt es nicht.

Nichts Großes, wie der Blick auch späht,
Weckt ihm die alte Trauer neu,
Und rings am Horizont verrät
Ihm nichts, daß noch ein Himmel sei.

Doch, wenn auf's Neu' der Aether lacht,
Wie weit das Herz sich jubelnd dehnt
Und öffnet, weil's die blaue Pracht
Im schmerzsdunkeln Grund ersehnt!

Empor gelockt vom lichten Meer
In Höhen, die kein Wunsch ermüßt,
Fühlt es unendlichen Begehr
Nach Aufschwung, der unmöglich ist.

Wenn alles in die Lenzesluft
Aushaucht ein reines, heitres Glück,
Ruft ihm der ersten Rosen Duft
Nur einen ersten Gram zurück.

Verwirrt fühlt es auf's Neu' entfacht
Die alten Gluten — lang' verzehrt,
Die alten Wünsche neu erwacht,
Und die erwachten neu verwehrt.

Ich fürchte den April, der mich
Mit rührend sanftem Reiz bethört, —
Von seinen Zaubern singe ich
Nur Euch, die er wie mich verführt.

Bitte.

Oh, wüßtest du, wie herb die Qual,
Allein und heimatlos zu sein,
Den Weg nach meinem Haus — manchmal
Schlägst du ihn ein.

Und wüßtest du, wie trüben Groll
Der Seele tilgt ein reiner Blick,
Nach meinem Fenster schaute wohl
Dein Aug' zurück.

Und wüßtest du, wie heiß ersehnt
Ein Herz des andren Herzens Näh', —
An meine Thür' ich dich gelehnt
Als Schwester sah'.

Und wüßtest du, wie mir dein Bild
Die Seele füllt, wie ganz ich dein, —
Vielleicht sogar, du trätest mild
Zu mir herein.





Peter der Hirt.

Novellette von Walther Nissen.

(München.)

1.

Peter der Hirtenknabe saß im Gras am Wiesenrand unter dem blauen Himmel und schnitzte sich in ganz bestimmter Absicht eine Flöte.

Peter war einer jener Hirten, die voller Gefühl sind, ungeachtet ihres niederen Standes, viel Anmut besitzen und gerne träumen.

Gute Lektüre war ihm natürlich nicht leicht zugänglich. Er hatte auch keine Sehnsucht danach. Schließlich hätten auch die besten Bücher nicht vermocht, einen Eindruck auf ihn zu machen, da er ja nicht lesen konnte.

Dennoch war ihm das Wesen der Liebe nicht fremd.

Er hatte an den Abenden und des Sonntags Gelegenheit, den Verkehr der Burschen und Mädels im Dorf zu beobachten, und konnte dabei eigentümliche Bemerkungen machen.

Im Laufe der Zeit kam's, daß er im Stande war, schon Wochen lang voraus zu sehen, wie sich engere Beziehungen zwischen Zweien knüpfen würden.

Er hatte da seine Kennzeichen.

Der betreffende Bursche trug plötzlich neue blankgewichene Stiefeln und ein Halstuch, das nicht billig sein konnte.

Wenn er Abends mit seinen Genossen in der Schenke saß und die Mädels in der Nähe waren, so schlug er manchmal ohne besonderen Grund auf den Tisch, daß es dröhnte.

Dann erzählte er laut und indem er kraftvolle Bewegungen mit den Armen ausführte, irgend eine erstaunliche Geschichte, ein Erlebnis oder so etwas, woraus hervor gieng, daß er ein selten verteuflerter Kerl sei.

Am Schluß blickte er dann hinüber, und nun konnte ein feiner Kopf wie Peter leicht erkennen, welches von den Mädels die Auserwählte war. Der Betreffenden nämlich schienen alle diese Vorgänge vollkommen

entgangen zu sein. Während die Andern herüber lachten, wandte diese irgend einem gleichgiltigen Gegenstande ein mehr als gewöhnliches Interesse zu. Schließlich gewahrte Peter wohl auch an ihrem Hals ein rotes oder blaues Band von eigenartiger Schönheit, und war danach seiner Sache sicher.

Gut! Das war die Liebe. Der weitere Verlauf schien, was man so sehen konnte, immer ziemlich der selbe zu sein.

Man bemerkte die Beiden hin und wieder in der Dunkelheit und nicht gerade an Orten, an denen größere gefellige Zusammenkünfte zu gewärtigen waren.

Später konnte zweierlei eintreten. Entweder sie bekam zu ihrer und der Andern Unlust ein Kind. Dann gieng sie in die Stadt, und man sprach von ihr nur mit Mißbilligung. „Er“ spielte dann keine besondere Rolle mehr. Oder aber es fand eines Tages eine Festlichkeit statt, bei welcher begeisterte und wohlwollende Neben auf das junge Paar zu hören waren. Auch in diesem Falle kam ein Kind, über das jedoch alle Welt glücklich schien: daraus glaubte Peter ohne große Umschweife schließen zu können, daß es bei Alledem auf das Kind hinaus laufe.

Er nahm sich im Stillen vor, seinerseits diesem Kinde eine Hochzeit voraus gehen zu lassen, weil das eben allerhand Annehmlichkeiten mit sich brachte.

Schön dumm, wer's nicht that!

Wie man sieht, begriff er in der Theorie die Stellung der Liebe zur Gesellschaft vollständig. Die Regelung dieser Beziehungen schien ihm das Einzige zu sein, was berücksichtigt werden müsse, und so wartete er in großer Gemütsruhe, bis die Liebe, jenes mehr triviale als geheimnisvolle Ding, auch an ihn heran treten würde.

Man errät wohl, daß dies auch bald darauf geschah.

Es geschah, und zwar in einer Weise, die seine Theorie ziemlich in den Hintergrund drängte und ihn Handlungen begehen ließ, die sonst abseits von seinen Lebensgewohnheiten lagen.

2.

Lore hieß das Mädchen. Als eine Tochter des Ortschulzen war sie von einer mehr als mittelguten Herkunft.

Sie gieng jeden Morgen in's Nachbardorf, wo sie bei der Erziehung eines zweijährigen Grafenkinde behilflich sein sollte.

Und als Lore einmal seinen täglichen Gruß besonders freundlich erwiederte, blieb Peter mit umgewandtem Kopf so lange erstarrt stehen, bis ihr heller Rock hinter den Bäumen verschwunden war.

Dann gieng er folgendermaßen vor: Zuerst legte er sich auf den Bauch in's Gras und griff mit beiden Händen in die Blumen. Dann machte er mit dem Kopf heftige Bewegungen gegen den Erdboden, derart, als ob er sich die Aufgabe gestellt hätte, auf diese ungebräuchliche Art ein Loch zu graben. Darauf hob er den Kopf etwas in die Höhe und begann einen Gesang, der im strengen Sinne eigentlich nicht Gesang genannt werden konnte. Melodie und Text mußten als gleich ungeeignet bezeichnet werden. Die Melodie bestand aus drei in verschiedener Reihenfolge wiederkehrenden Tönen; der Text, in der Hauptsache aus Vokalen sich zusammensetzend, blieb — für einen Deutschen wenigstens — unverständlich.

Dazu verzerrte Peter beständig das Gesicht.

Endlich stand er auf, gieng in gemessenem Schritt auf einen vielleicht 30jährigen Ahornbaum zu, blickte ihn einen Augenblick ernst an und versuchte dann, ihn zu entwurzeln.

Feuertrot im Gesicht, stand er bald davon ab, knickte noch ein paar kleine Äste und setzte sich zum Schluß auf einen Baumstamm, der am Wege lag.

Ich, der ich nur ein wahrhaftiges Geschehnis zu berichten habe, empfinde es schmerzlich (und die Mehrzahl der Leser wohl mit mir), daß in dem Thun Peters eine ordentliche psychologische Begründung nicht zu erkennen war. Ich bitte jedoch, das niedere Bildungsniveau des Knaben als entschuldigend zu berücksichtigen.

Regungslos auf dem Baumstamme sitzend, wurde Peter von einer Anzahl tiefer und neuer Gedanken erfaßt (wieder unpsychologischer Weise — diesmal gerade wegen seines tiefen Bildungsgrades).

Er dachte nämlich erstens: „Sakra!“

Das ist wenig und viel.

„Sakra“ kann man unter Umständen auch nur so obenhin denken, z. B. wenn man seine Stiefel nicht anbekommt. Aber man kann es auch andererseits in allen Gliedern fühlen, und bedeutsame innere Vorgänge können sich dabei vollziehen. Man spürt dies dann bumpy, aber man ist vor der Hand nicht im Stande, etwas Anderes klar zu denken als eben: „Sakra!“

So auch Peter.

Dann, und zwar eine ganze Weile später, rangen sich in ihm andere Gedanken, und gleich mehrere auf einmal, zur Klarheit.

So dachte er: „Barfuß gehen ist bequem, aber keineswegs elegant.“

Ferner: „Ein reines Hemd ist unpraktisch, kostspielig, und es kratzt — aber es sieht vornehm aus.“

Und weiter: „Hosenträger von dunkelgrünem Band machen das Auftreten des Mannes selbstbewußt — ganz abgesehen davon, daß die Hosenträger nicht rutschen.“

Nach einer weiteren Pause aber gieng ihm auf einmal blickartig die Erkenntnis auf: „Das ist die Liebe!“

Es freut mich, daß man diesmal zu Peters Ehre das Vorhandensein einer vernünftigen Ideen-Assoziation wahrnehmen kann.

Bald darauf aber, nachdem Peters Gedanken sich nicht mehr so in Sprüngen bewegten, sondern in ruhigeren Bahnen dahin flossen, mußte er sich leider sagen, daß seine Position als Hirtenknabe nicht einträglich genug sei, um erfolgreich an der Verbesserung seiner Erscheinung arbeiten zu können.

Dieser Weg, seiner Liebe Ausdruck zu verleihen, mußte also, obgleich er einer der sichersten zu sein schien, aufgegeben werden — was war da zu machen?

Peters Niedergeschlagenheit wich einer hellen Freude, als er schließlich darauf verfiel, seine Flöte in's Treffen zu führen. Seine Flöte, die er bisher geblasen hatte, ohne einen bestimmten Lebenszweck damit zu verbinden.

So wurde Peter zum Dichter, indem ihn die ungünstigen äußeren Verhältnisse zwangen, seine Liebe in Tönen auszudrücken.

Tags darauf sah man ihn, wie Eingangs schon erwähnt, am Wiesenrande sitzen, und man weiß nunmehr, in welcher Absicht er sich eine Flöte schnitzte. Eine neue mußte er doch haben — das war schon das Mindeste.

3.

Von Lore ist nichts weiter zu sagen, als daß sie ein weibliches Wesen war. Nicht übermäßig hübsch und nicht graziös genug für einen differenzierten Geschmack.

Peter war darüber anderer Meinung.

Er glaubte, daß nicht so leicht eine Frau zu finden sein möchte, die gleich wohlgebildet wäre und die es überhaupt in irgend einer Beziehung mit Lore aufnehmen könnte. Er hielt sie für gänzlich von allen übrigen Mädchen verschieden und verstieg sich sogar zu der übertriebenen Auffassung, daß sie eine Art Prinzessin sei, die auf noch unaufgeklärte Weise einfach als Lore Hammerbacher auf dieser Welt herum liefe.

So hoch erhob er sie nachgerade, daß sie ihm, je mehr er über sie nachdachte, desto unerreichbarer erschien.

Seine Flöte konnte, als sie fertig war, für ein vorzügliches Instrument gelten.

Sie hatte da besonders einen Ton, der entstand, wenn man das zweite und vierte Loch zudrückte und ziemlich stark hinein blies. In diesem Ton lag ungeheuer viel. Man konnte nicht so genau sagen, was es war. Etwas Zärtliches, Klagendes . . .

Am Abend kam Lore langsam auf dem gewöhnlichen Wege daher. Sie hatte einen gelben Korb am Arm, trug einen Strohhut und ein blaues Kattunkleid. So kam sie daher und dachte an nichts Bestimmtes.

Peter, der seine Heerde bereits herein getrieben hatte, lag in einem ausgetrockneten Graben und blies schmelzend.

Lore kam näher; Peter versuchte einen Triller.

Mittendrin setzte er ab und sagte: „'n Abend“. Dann brachte er den Triller zu End'.

Lore ahnte etwas Ungewöhnliches; sie stellte den Korb hin und sagte: „Fein.“

Bald darauf setzte Peter nochmals ab und stieß heraus: „Meine neue Flöte“. Dann wurde er sofort wieder akustisch.

Dabei sah er dunkelrot im Gesicht aus, obwohl er der untergehenden Sonne doch den Rücken zuehrte.

In Lore wurde es jetzt zur Gewißheit, daß etwas Ungewöhnliches hier vorgieng. Weit davon entfernt, derartigem aus dem Wege zu gehen, fragte sie: „Kann man zuhören?“

Auf Peters frenetisches Nicken hin setzte sie sich ihm gegenüber auf den Grabenrand.

Und Peter that das Menschenmögliche.

Niemand hätte mit vier Tönen zahlreichere und wohlklingendere Variationen fertig gebracht.

Er legte in diese vier Töne alles hinein, was an sehnfüchtigem Begehren in ihm war. Dabei vergaß er sich selbst völlig, dachte an nichts mehr und hatte nur noch eine einzige Vorstellung: „Lore“.

Jeder Ton war für Lore und nur ganz allein für Lore. Für ihre Augen, für ihren Mund, für ihre langen braunen Haare — für sie allein und für alles, was an ihr war.

Nur sie hätte es hören dürfen — niemand Anderes auf der ganzen Welt.

Rings lag die weite Wiese, halb schon im Traum, in der beginnenden Dämmerung. Ganz still lag sie, und als die Klänge über sie hin glitten,

konnte man überall glänzende Tropfen aufquellen sehen. Drüben stand lautlos der Wald und horchte. Es schien, daß er gern hätte näher heran treten wollen, und nur zu scheu dazu war. Drin sang ein Fink seiner Geliebten ein Lied. — Über der Wiese und dem Wald schwebte der reine Abendhimmel und schwieg. — —

Und Peter blies. — — —

Nunmehr kann die Thatsache nicht länger verschwiegen werden, daß Lore ganz und gar unmusikalisches war.

Für sie stand nur fest — daß Peter sich mit vieler Mühe eine Flöte hergestellt, zweifellos hier im Hinblick auf sie, Lore Hammerbacher, im Graben gelegen hatte, und nun unausgesetzt wieder blies, auf die er augenscheinlich besonderen Wert legte.

Mehr bedurfte es nicht, um die günstigsten Schlüsse auf Peters Gefühle gegen sie selbst zu ziehen.

Die Frage, welche nun sofort sich aufdrängen mußte, war die, ob Peter eine derartige Persönlichkeit war, daß man seinen Gefühlen ähnliche entgegen setzen konnte.

Diese Frage war vom Standpunkte Lore's aus mehreren Gründen zu bejahen. Erstens 'mal: Wer sah es? — Niemand! Zweitens: War Peter nicht ein sehr hübscher Kerl? War er nicht ferner groß und kräftig? Sah er nicht überhaupt energisch aus?

Kurzum: Es sprach vieles dafür und eigentlich so gut wie nichts dagegen.

Nachdem Lore mit diesem Gedanken ganz fertig und so mit sich im Reinen war, erkannte sie, daß im Augenblick nichts weiter zu thun sei als abzuwarten, bis Peter mit seinen musikalischen Darbietungen zu Ende wäre.

Freilich schien er etwas lange zu blasen — allzu spät durfte sie auch nicht nach Hause kommen.

Sie lehnte sich ein bißchen zurück und sah ihn an.

Er sah sie wieder an und blies dabei weiter.

Sie versuchte sich vorzustellen, wie es sein werde, wenn er mit diesen gespitzten Lippen, statt zu blasen, ihren Mund küssen würde. Wie sie erst böse thun und dann wieder gut sein wollte. — —

Schön mußte es auch sein, ihm durch seine weichen blonden Haare zu fahren. — —

Peter blies andauernd. — —

Lore seufzte und blickte zu Boden — —

Und da plötzlich erinnerte sich Peter, daß er da sitze und blase — und was gestern gewesen sei — und was morgen sein würde — daß er, Peter, hier sitze und drüben die Lore mit gesenkten Augen — —

Und da fieng eine Hoffnung in ihm zu wachsen an, wurde riesenmäßig und trieb ihm alles Blut zum Kopfe.

Die Flöte sank herab. — —

Die Wiese bedeckte sich geräuschlos mit einem schämigen weißen Schleier, und der Wald flüsterte irgend etwas und trat dann diskret zurück in das Dunkel.

Der Fink sang nicht mehr.

Peter glaubte während seines ganzen späteren Lebens mit Bestimmtheit, daß er die Lore nur Kraft seiner wundervollen Musik erobert hätte.



Italiens gegenwärtige Musikrenaissance.

Von Anton Weis-Allenried.

(St. Veit i. Nied.-Österr.)

„Doch erfrischt neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt!
Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie von je er sie gezeugt.“

Goethe.

Nach dem Tode Giuseppe Verdi's konnte man häufig die Ansicht aussprechen hören, daß es nun Abend geworden sei in der musikalischen Welt, daß insbesondere über der musikalischen Kunst Italiens die Sonne im Niedergange sei. Diese Ansicht sprachen hauptsächlich jene Männer aus, die einerseits überzeugt waren von dem ephemeren Wert der musikalischen Dramatik des jungen Italien (eines Mascagni, Leoncavallo, u. A.) und die andererseits auf Grund zweihundertjähriger Traditionen gewohnt waren, den Begriff italienische Oper und italienische Musik zu identifizieren. Richtig ist, daß Abbé Perosi's Oratorien, für welche die hierikalische Sozietät der katholischen

Länder die größtmögliche Reklame machte, nicht geeignet waren, die oben erwähnte Ansicht hervorragender Musiker zu desavouieren; sowie auch, daß Sgambati's Kammermusik mit dem altbekannten Sophismus: „Ausnahmen bestätigen nur die Regel“ abgefertigt werden konnte. — Aber da erschien im letzten Winter Enrico Bossi mit seinem „Canticum cantorum“, einem Oratorium, das sofort seine Runde machte durch die besten Konzertsäle Europa's, und welches zweifelsohne in der heurigen Winterfaison seinen Triumphzug fortsetzen wird. Dieses Werk ist große, echte, im besten Sinne moderne Kunst, in Verbindung mit wahrer Inspiration und einer ebenso tiefen als eigenartigen Auffassung des Gegenstandes. Und der Komponist ist ein echter Italiener, der alle seine Musikstudien ausschließlich in seinem Vaterlande gemacht hat. Dieses Factum ist ganz danach angethan, daß wir unsere bisherigen Begriffe von italienischer Musik modifizieren, und daß wir zugeben müssen, daß das alte Kulturland südlich der Alpen musikalisch keineswegs an Marasmus leidet, daß vielmehr dort eine tüchtige musikalische Ausbildung jungen Talenten erteilt wird. Italiens musikalische Zukunftsperspektive ist also eine viel verheißende, und in Verdi's herrlichem „Falstaff“ ist keineswegs ein Abendstern, der sein Licht von einer nieder gehenden Sonne empfängt, zu erblicken, sondern ein Morgenstern, der den Anbruch eines neuen Tages verkündet.

In den Kritiken italienischer Musik, wie sie in den letzten Jahrzehnten zu Tage gefördert wurden, ist offenbar der Umstand außer Acht gelassen worden, daß Italien vor weniger als einem halben Jahrhundert noch ein geographischer Begriff war und daß erst dreißig Jahre verflossen sind, seitdem die Fahne des geeinigten Italien auf dem Kapitol zu Rom aufgepflanzt wurde. Es wurde vergessen, daß die Namen, die im 19. Jahrhundert den Inbegriff italienischer Musik bedeuteten — Rossini, Bellini, Donizetti und der junge Verdi — das politisch zerrissene, ohnmächtige, unter fremder Militärgewalt und einheimischer Priester- wie Tyrannenherrschaft seufzende Italien repräsentierten. Es wurde kaum in Betracht gezogen, daß der Wendepunkt in der politischen Entwicklung des Landes gleichzeitig einer Wendepunkt in der künstlerischen Entwicklung Verdi's bezeichne. In den fünfziger Jahren komponierte er Rigoletto, Traviata, den Troubadour, und in den sechziger Jahren setzte er die musikalische Welt in Erstaunen durch eine vollständig verwandelte und reformierte Künstlerphysiognomie, wie sie sich zeigt in Aida und in seinem Requiem. Als glühender Patriot erhob sich Verdi gleichzeitig mit seinem Vaterlande. Der Einfluß von Wagners Musik auf den italienischen Meister wurde jedenfalls überschätzt; obschon nicht zu übersehen ist, daß nach dem Jahre 1866 die eingewurzelte

Abneigung gegen alles Deutsche — war es deutsche Litteratur oder Musik — allmählich sich abschwächte. Nun hörte man alles an, verglich und sah ein, wie weit man zurück war. Und da begann denn die Arbeit der jüngeren Generationen, die ausdauernde, intensive, von patriotischem Enthusiasmus getragene Arbeit zur Herbeiführung einer musikalischen Renaissance des modernen Italien. Gänzlich tot waren wohl die Traditionen des alten, großen, klassischen Stiles keineswegs. Dies gilt insbesondere betreffs des alten Hauptstüdes der musikalischen und wissenschaftlichen Gelehrtheit: Bologna. Es war also durchaus kein Zufall, daß diese Stadt gleichsam zum Hauptthor wurde, durch das die moderne deutsche Musik ihren Einzug nach Italien hielt. In Bologna wurde nämlich R. Wagners „Lohengrin“ 1871 zum ersten Male aufgeführt. Der Erfolg war ein so gewaltiger, daß die Stadt den deutschen Meister zum Ehrenbürger ernannte. Hier war es auch, wo der geniale Dirigent Giuseppe Martucci gelegentlich des Jubelfestes der Universität (1888) Wagners „Tristan und Isolde“ zur Aufführung brachte, welche Oper unter dem Jubel der italienischen Jugend mehr als dreißigmal hinter einander aufgeführt wurde. Der selbe Martucci ist nun seit vielen Jahren Direktor des Konservatoriums zu Bologna, was wohl deutlich dafür spricht, daß diese Musikschule hinter ihrer Zeit jedenfalls nicht zurück bleiben wird.

Aber nicht nur das fein gebildete Bologna mit seinem Elitepublikum kann sich rühmen, ein Konservatorium ersten Ranges zu besitzen; das zu Mailand, sowie das „Liceo Marcello“ zu Venedig steht vielleicht auf einer noch höheren Stufe. In Mailand wirkt seit beiläufig einem Dezennium maëstro G. Galignani, ein energischer Organisator, ein unermüdlicher Administrator und geradezu allgegenwärtiger Direktor, desgleichen man wohl an keinem zweiten europäischen Konservatorium finden dürfte. Von 7 Uhr früh bis zum späten Abend ist er in seiner Anstalt. Er besitzt eine geradezu wunderbare Gabe, mit seinem Kunstenthusiasmus nicht nur Lehrer und Zöglinge anzustecken, sondern auch der Anstalt fern Stehende. Als er die Leitung der Anstalt übernahm, befand sie sich in augenscheinlichem Verfall und bedurfte nach innen wie nach außen einer gründlichen Renovierung. Das alte Kloster, worin sie untergebracht war, brauchte dringend eine Reparatur, sowie einen Anbau. Mit Hilfe reicher Musikfreunde gelang es ihm, die hierzu erforderlichen Geldmittel aufzubringen. Der wohl ziemlich reichlich bemessene Staatsbeitrag erlaubte doch nur die Kreierung einer bestimmten Anzahl von Klassen mit einer beschränkten Schülerzahl. Galignani wußte sich zu helfen. Er errichtete eine Menge neuer Klassen und engagierte als Lehrer für diese junge

Musiker, sog. „docenti volontari“, die gratis Unterricht erteilen. Erwähnenswert ist, daß an diesem Konservatorium der Orgelunterricht nicht nur als Spezialfach betrieben wird, sondern daß er außerdem für mehrere Kategorien von Zöglingen obligatorisch ist. In seinen Anforderungen an tüchtiges, gewissenhaftes Arbeiten ist Gallignani unerbittlich streng. So wie er in der That für das Gedeihen und Wohlbefinden seiner großen (Zöglinge-) Familie sorgt, so nimmt er auch sonst seine quasi Vaterrechte ganz ernst. Davon wissen Lehrer wie Zöglinge zu erzählen.

Hat die neue Musikrenaissance Italiens in Martucci einen ihrer bedeutendsten Bahnbrecher, in Gallignani einen ihrer besten Organisatoren, so ist der Direktor des Konservatoriums zu Venedig, Enrico Bossi, selbst schon ein Kind dieser Renaissance und gleichzeitig einer ihrer intelligentesten Bannerführer. Er ist Italiens modernster Meister, sofern man unter einem modernen Musiker einen Künstler versteht, dessen Beherrschung seiner Kunst und dessen Ansichten über diese nicht eingeschränkt oder begrenzt werden von nationaler oder sonstiger Voreingenommenheit. Seine universelle Meisterschaft hat aber trotzdem entschieden italienisches Gepräge. In bessere, verständigere und erfahrenere Hände konnte die Reorganisation des „Liceo Benedetto Marcello“ nicht gelegt werden. Er ist bestrebt, das Liceo zu einer Musteranstalt in jeder Beziehung zu machen, und es ist ihm bereits jetzt, nach fünfjähriger Thätigkeit an dieser alten Anstalt, geglückt, ihr durchaus den Stempel seiner Künstlerkraft aufzudrücken. Als Komponist und Organist ersten Ranges unterrichtet er selbst in den bezüglichen Fächern. Nebst seinem Amte als Direktor des Liceo besorgt er auch in später Abendstunde an einigen Tagen der Woche die Leitung einer Chorschule für Arbeiter, sowie die der städtischen Musikkapelle („la banda cittadina“). „La banda“, die wöchentlich an einigen Abenden abwechselnd auf der Piazza di San Marco und auf der Piazzetta spielt, besteht aus 60—70 Mann, und es verschmelzen bei ihr die Holz- und Blechinstrumente in so wunderbarer und harmonischer Weise in einander, daß man ein Streichorchester zu hören vermeint. Die prachtvollen Leistungen dieses Orchesters finden ihre Erklärung darin, daß es nicht etwa aus Musikanten, sondern aus Musikern zusammen gestellt ist. Nicht nur das Spiel, auch das Programm zeugt von künstlerischer Durchbildung. Wer einmal das leidenschaftliche Interesse beobachtet hat, mit welchem dicht gedrängte Scharen der Arbeiter- und Fischerbevölkerung Venedigs den Tönen dieses Musterorchesters lauschen, und wer an der Riva dei Schiavoni das prächtige Spiel des Arbeiterorchesters gehört hat, wird an der Verwirklichung der Zukunftsträume bzw. Zukunftspläne

des maëstro Bossi nicht zweifeln. Unsere Zeit ist demokratisch, und niemand glaubt mehr an die Wahrhaftigkeit einer Kultur, an welcher nicht auch die großen Massen Teil haben — aktiv wie passiv —, und welche diese infolgedessen mit Stolz als Blüte ihrer eigenen geistigen Erfindung betrachten. Erst wenn alle Bevölkerungsschichten der Lagunenstadt Verstandnis für gute Musik haben, kann die Elitetruppe rekrutiert werden, welche der Königin der Adria das Szepter zurück erobern wird, das sie durch zwei und ein viertel Jahrhundert auch im Reiche der Musik geführt. Welche großen historischen Erinnerungen ruft in dieser Beziehung San Marco's wunderbarer Dom wach, der bei Sonnenuntergang glänzt wie ein zur Wirklichkeit gewordenes Märchen; dieser Tempel, dessen Marmorwände von 1527 durch ein und ein viertel Jahrhundert widerhallten von den prachtvollen Tonschöpfungen Villaërts, Jarlino's, Merulo's, Andrea und Giovanni Gabrieli's, Monteverdi's und Anderer — und die noch im 18. Jahrhundert auffingen das allmählich ersterbende Echo der Schwanengesänge der großen venetianischen Kunst: die inspirierten Hymnen Lotti's, Caldara's und Benedetto Marcello's! Wahrlich, eine solche Vergangenheit kann die Hoffnung auf eine Zukunft wach rufen, insbesondere gegenwärtig, wo ein freies Vaterland, die erste und wesentlichste Bedingung für gesunde und mächtige Entwicklung der Kunst, wieder vorhanden ist. Und die Hoffnung, daß mindestens Oberitalien seinen Platz in der ersten Reihe der Musikländer wieder einnehmen wird, ist wohl begründet durch die ausgezeichneten Konservatorien, in denen das Blut der alten Musikrasse einen so bemerkenswerten Verjüngungs- und Regenerationsprozeß durchmacht und bereits wallt in neuem, jungem Leben. Auf der Beschaffenheit dieser Unterrichtsanstalten beruht ja unstreitig die musikalische Zukunft eines Landes; denn Talent und Genie bedürfen eines gut und gründlich bearbeiteten Bodens, um sich normal entwickeln zu können. Charakteristisch ist, daß einerseits in den erwähnten Konservatorien Bach mit gleichem Eifer und Ernst studiert wird, als anderseits bei den technischen Studien ein außerordentlich großes Gewicht von allem Anfang an auf Schönheit und Abel des Tones gelegt wird.

In Rom sind die musikalischen Reformbestrebungen wesentlich an die Person Giovanni Sgambati's geknüpft. Der kürzlich verstorbene Direktor des „Liceo di Santa Cecilia“, der alte Filippo Marchetti, verhielt sich gegen die Bestrebungen der neuen Zeit auf musikalischem Gebiete nicht feindlich, sympathisierte aber mit einer Zeitrichtung, deren Sonne nördlich der Alpen schon längst untergegangen ist und die auch in Italien tief am Horizonte steht. Ob der zu seinem provisorischen Nachfolger ernannte

Professor Falchi es anders halten und treiben wird?*) Jedenfalls ist es der in Liszt's Schule heran gebildete *maestro* Sgambati, der in seiner vierfachen Eigenschaft als Komponist, Dirigent, Klaviervirtuos und Lehrer, das Banner einer neuen Zeit in Rom erhoben hat. Er ist es, der das römische Publikum gelehrt hat, sich für Symphonie- und Kammermusik-Konzerte zu interessieren; er ist es auch, der früher als irgend ein Italiener den jungen Komponisten den Weg gewiesen hat zu einem andern modernen Ideal als dem der Oper. Als langjähriger Lehrer an dem erwähnten Konservatorium hat er überdies bereits mehrere Generationen musikalischer Jugend erzogen und insbesondere einen Stab tüchtiger jüngerer Klavierlehrer heran gebildet. Kräftige Unterstützung bei seinem Streben fand er durch die fein gebildete Königin-Mutter Margherita. Neben Vossî's „Canticum canticorum“ repräsentiert sein 1896 komponiertes und anlässlich des großen Trauerfestes für König Umberto (29. Juli) umgearbeitetes und erweitertes „Requiem“ den Höhepunkt der musikalischen Kunst des modernen Italien. Einen besondern Reiz erhält das letztere durch die an mehreren Stellen angewandten uralten Ritualmotive, die gleich Juwelen in ihrer reichen Einfassung von moderner kontrapunktistischer und instrumentaler Kunst funkeln.

Ihren wissenschaftlichen Ausdruck haben die ernstern Musikbestrebungen des jungen Italien zudem erhalten in der vortrefflich redigierten, von Fratelli Bocca in Turin herausgegebenen, vierteljährlich erscheinenden „Rivista musicale italiana“, deren eine Hauptrubrik „Memorie“ die musikhistorische Forschung repräsentiert, während die andere „Arte contemporanea“ die wichtigsten neuesten Erscheinungen auf musikalischem Gebiete behandelt. Der *spiritus rector* in der Redaktion dieses Blattes ist der Bibliothekar am Konservatorium in Bologna: Luigi Torchi, gleich hervorragend als Forscher wie als scharfer Kritiker. In Übereinstimmung mit Verdi will er dieses Ziel erreichen durch Zugrundelegung der klassischen Musikkritik Italiens. „Italien“, schreibt er in einer Studie über die ältere italienische Instrumentalmusik, „ist betreffs der Wiederaufnahme der klassischen Studien hinter anderen Nationen zurück geblieben. Soll es noch eine eigene Kunst

*) Mittlerweile ist über die Nachfolge F. Marchetti's in der Leitung des Römischen Konservatoriums bereits entschieden worden, um die heftigen Polemiken abzuschneiden, die diesbezüglich entbrannt waren. Im Verwaltungsrate der Akademie wünschte man die definitive Ernennung Falchi's, während der Unterrichtsminister von vielen Seiten bestürmt wurde, die Direktorstelle Mascagni zu verleihen. Da aber weder die Protektoren Mascagni's noch die Sgambati's Aussicht auf die Mehrheit im Verwaltungsrate hatten, einigten sie sich auf die Wahl des Komponisten Falchi; Mascagni's stolze Pläne sind mithin gescheitert.

Besitzen, so darf diese nicht das Resultat einer Assimilierung fremder Tendenzen und Geschmacksrichtungen sein — ein Irrtum, dem die neuen italienischen Komponisten infolge ihres Mangels an Nationalgefühl huldigen — sondern das Resultat echt italienischer künstlerischer Erziehung, die zu unverfälschten Manifestationen italienischen Geistes hin führt.“ Kann man von Seite der Künstler infolge ihrer Uneinigkeit eine korporative Mitwirkung zur Erzielung dieses Resultates nicht erwarten, dann ist es Sache des Staates, einzugreifen — „der Staat muß es verstehen, daß die Grundlage für eine Reorganisation der Musikstudien die endliche Einführung der italienischen Klassik in den Konservatorien, die ja doch Institute italienischer Kunst sind, bilden müsse. Thut der Staat dies auch nicht, so ist das ein Zeichen, daß die Staatslenker ein Problem hervorragenden nationalen Interesses übersehen.“ („Rivista musicale italiana“, M. I., anno VIII, fasc. primo.) . . .

So fragmentarisch obige Schilderung der gegenwärtigen Musikrenaissance ist, dürfte sie doch geeignet sein, die Aufmerksamkeit der Musiker und Musikfreunde auf bemerkenswerte neue Erscheinungen in dem klassischen Lande aller Künste zu lenken.



Münchener Rundschau.

(Ernst von Poffart als Wagnerianer. — Siegmund von Hausegger und die Volkskonzerte. — Maximilian Schmidt-Feier. — Frank Wedekind. — Premiere. — Aus dem Konzertleben. — Vorträge u. A.)

Ängstlich, nach dem jähen Hinscheiden des Berliner Intendantur-Direktors Pierson, raschelte es — in der „M. Post“ sogar unter der malitösen Spitzmarke „Die Flucht vor dem Defizit?“ — wie auf Kommando, und jedenfalls a tempo, höchst geheimnisvoll durch unseren Münchener Zeitungswald: „An Herrn von Poffart ist, wie bestimmt verlautet, von einflußreicher Seite (also nicht „von zuständiger Seite“?) die Anfrage gerichtet worden, ob er wohl geneigt wäre, zur Leitung der Kgl. Theater nach Berlin zu gehen.“ Poffart habe sich eine Entscheidung noch vorbehalten, doch wäre es „nicht unmöglich“, daß er annehme, sei er doch geborener Berliner u. s. w. — Beim Scherl'schen „Tag“ war man inzwischen grausam genug, auf ein eifriges Privattelegramm des Münchener Spezialkorrespondenten, mit dem „On dit“: „Poffart werde am bevorstehenden

Geburtstag des Prinzregenten wohl zum Geheimen Rat, mit dem Titel Erzellenz befördert werden, damit aber seine Berliner Kandidatur endgiltig aufgegeben und sein Verbleiben an der Spitze der Münchener Hofbühnen gesichert sein" — den ernüchternd kalten Wasserstrahl alsbald zu sehen: „Die Kandidatur Ernst von Possart für die Stellung des verstorbenen Geheimrats Pierson scheint den Münchenern mehr Kopfzerbrechen zu machen als den Berlinern. Daß man hier an leitender Stelle kaum jemals daran gedacht hat, den Münchenern ihren unerseßlichen Intendanten zu entführen, der die bayrische Hauptstadt ja noch vor kurzem mit einer ganz unmöglichen Gründung, dem Prinz Regenten-Theater, beglückt hat, will den dortigen Kreisen nicht recht in den Sinn, und man rüstet sich, ihn festzuhalten, noch ehe er überhaupt gerufen ward.“ Dieses rasche und etwas schroffe Dementi war nun freilich ebenso fatal als betrübend. Denn wir unsererits hätten Herrn von Possart wirklich nur aufrichtigst beglückwünschen können zu dem Entschlusse, jenem ehrenvollen Rufe nach der Reichshauptstadt Folge zu geben. Und wir sagen das — in voller, aufrichtigster Wertschätzung — hier, trotzdem er doch sorben wieder eine leuchtende Probe seiner persönlichen Notwendigkeit wie künstlerischen Unentbehrlichkeit für München ablegt durch die für vier Abende geplante Rezitation des „Nibelungen“-Zyklus von Richard Wagner. Es sind begreiflicher Weise wieder unsere unverwundlichen „Neuesten Nachrichten“, die sich von einem „geschätzten Freunde“, der Gelegenheit hatte, mit unserem Herrn Intendanten über die Motive zu sprechen, welche ihn zu jenem „kühnen Unternehmen“ eines rein deklamatorischen „Ring“-Vortrages bestimmt haben, über jene des Ausführlichen berichten lassen. Sollte dieser „geschätzte Freund“ nicht am Ende der eigene Opernreferent Herr Oskar Merz gewesen sein, den man — nicht in der Pause, sondern unter dem Spiel — am Abende des 25. Februar so diskret im intimsten Gespräche mit dem Intendanten den dunklen Foyer-Wandelgang unseres Hoftheaters auf und ab wandeln sah? Denn was sonst hätte er da wohl so eifrig zu erörtern gehabt, wenn nicht eben jene tieferen „Motive“? Und woher denn auf einmal diese dicke Freundschaft des Kritikers mit dem Ranne und Bühnenleiter, der ihm doch vor Jahren, gelegentlich des ersten Schels-Prozesses, in öffentlicher Gerichtsverhandlung den schlimmen Vorwurf der Abhängigkeit von der Bayreuther Festspielleitung, über die er zu berichten hatte, entgegen schleudern konnte? Ja, was hat ein Theater-Kritiker überhaupt auf dem Theater-Bureau — wie seit dem jüngsten Fall Zumpen von Soden doch erwiesen — offiziell zu suchen oder gar gewohnheitsmäßig zu verkehren? Bereitet er am Ende, wie Dr. R. Batka in Prag mit Direktor Angelo Neumann, hier „Bunte Bühnen“-Vorstellungen vor oder nimmt als einflußreicher Mann, wie jener, Gelegenheit: Neuheiten, Neu-Einstudierungen und dergl. für den Spielplan autoritativ durchzusetzen? Kurz, wer hielte nicht mit uns den April für einen arg wetterwendischen Monat?!

Unser Wagner-Blatt, die „M. N. Nachr.“ also brachten — ob nun auf Grund oder ohne Interview Oskar Merz, ist zuletzt gleichgiltig — bei besagter Gelegenheit breitspurig folgende Boranzeige: „Die Rezitation der Dichtung des „Ringes“ von R. Wagner durch Herrn von Possart wird von allen denjenigen, welche dem tief sinnigsten Werke R. Wagners die rechte Würdigung entgegen bringen, mit Freuden begrüßt werden. Es ist ganz zweifellos, daß die *conditio sine qua non* des Verständnisses und Genusses eines musikalischen Drama's die vollkommene Vertrautheit mit der Dichtung ist. Sie ist um so mehr Bedingung, je inhaltsvoller und gedankentragener (!) die letztere ist. Wie von gar nicht hoch genug anzuschlagender Wichtigkeit diese Vertrautheit mit der Dichtung einem Werke gegenüber von so tief sinniger Art ist, wie sie in dem „Ring“ sich darstellt mit seinen von den meisten Hörern ungeahnten Höhen und Tiefen der darin

dichterisch niedergelegten Weltanschauung, bedarf eines Beweises nicht. Die Wenige finden Zeit und Sammlung, sich in stillen Stunden dabeyn mit derjenigen Vertiefung der Lektüre des Textbuches der vier gewaltigen musikalischen Dramen der Tetralogie hinzugeben, ohne die ein eindringendes Verständnis derselben durchaus nicht zu gewinnen ist. Ganz unglücklich müssen die einem lebhaft empfundenen Bedürfnisse entsprungene Versuche erscheinen, während der szenischen Aufführung im dunkeln Raume sich Belehrung über die Dichtung aus dem mitgebrachten Buche zu erlesen und sich dadurch dem Eindrücke des lebend vorgeführten Kunstwerkes zu entziehen. Darum gerade ist ja eben der Zuschauer Raum verdunkelt, daß nichts oder doch so wenig als möglich von äußeren Eindrücken den Zuschauer vom Bühnenvorgange abzuleiten vermöge. Der Idealzustand freilich wäre, wenn das gesungene Wort sich als der absolut zuverlässige und nie versagende Vermittler des Sinnes der Dichtung erweise. Inwiefern dies der Fall ist, beweist die Erfahrung. Selbst abgesehen von rein akustischen Schwierigkeiten sind der Reiz des musikalischen Melos, die Kraft des Orchesterandrucks und ähnliche Faktoren wohl geeignet, die Aufmerksamkeit vom Worte, dem Gedankenvermittler, selbst bei allergrößter Deutlichkeit des Sängers abzuziehen. Aus diesen Betrachtungen dürfte sich von selbst ergeben, daß die Dichtung des in Rede stehenden monumentalen Werkes, in ihrer Wirkung ganz auf sich selbst gestellt, von höchst eigenartigem Reiz und Eindruck sein muß. Ein Hauptergebnis der Rezitation des Ringes durch Herrn von Poffart wird demnach sein, daß der monumentale Wert der Dichtung als solcher, losgelöst von Musik und allen ergänzenden Künsten der Aufführung, in einer Weise in Erscheinung treten wird, die von den meisten Hörern kaum geahnt wurde. . . . Natürlich ist das, was hier steht, das aufgelegte Blech für jeden, der die letzten 25 Jahre Wagner-Bewegung, nicht nur als trauriger Musikant, sondern mit innerer, geistiger Anteilnahme an dieser „Kultur-Frage“, welche die Dichtung von vorne herein ja schon mit einbegreift, gründlich an sich durchlebt hat; der nicht allein die Schriften H. Wagners selbst und seine „Bayreuther Blätter“, sondern auch die ganze, große, daran sich anknüpfende Bayreuther Litteratur nur einigermaßen kennt, geschweige denn an ihr persönlich mitgeschaffen hat. Und so gehen wir denn noch ein wenig weiter und sagen es heute dreist: Solches Unternehmen und ein solcher Galimathias darüber kann überhaupt nur wieder gedeihen in einer Stadt, welche die Wagner'schen „Nibelungen“ in öffentlichen Konzerten „Klavierpault“. Demnächst wird sich vielleicht noch Herr Hofkapellmeister Stavenhagen mit Maschinenmeister Lautenschläger zusammen thun, um uns den „Ring“ einmal ohne jede Musik und Dichtung, d. h. ganz ohne Sänger und Orchester, rein szenisch vorzuführen, da ja auch Wagners Bedeutung als „Bühnen-Genie“ noch immer grausam unterschätzt geblieben ist — wie schon in meinen „Wagneriana“ (Bd. I, S. 287—317) klar ausgewiesen steht. Motivierung gegen Motivierung — ein Unsinn ist des andern wert! Aber: „Unfinn, du siegst — und ich muß unterliegen!“ . . .

Also Intendant von Poffart „bleibt München erhalten“; dafür will uns Siegmund von Hausegger leider schon demnächst verlassen, und wird vielleicht ein „Bruder Straubinger“ alsbald bei uns anklopfen. „Kain, wo ist dein Bruder?“ — „Soll ich der Hüter meines Bruders sein?“ . . . Wenn das alles nur nicht seine schlimmen Rückwirkungen auf die so schön begonnenen Volks-Konzerte wieder ausübt und der guten Sache des bekannnten, dringlichen Besuches unserer hierzu berufenen Kreise an die Stadtväter nicht in letzter Stunde am Ende noch Eintrag thut! Freilich, dem „Münchener Kennverein“ ist ja nun die offizielle Unterstützung von mehreren tausend Mark, ungeachtet der mißlichen Lage städtischer Finanzen, mit Rücksicht auf die Forderung

des „Fremdenverkehrs“ und der „Viehzucht“ glatt bewilligt worden. Und wenn auch gar Manche mit pessimistischer Hypochondrie nun in die Zukunft blicken wollen, weil es jetzt sicherlich heißen werde: „danach haben wir erst recht kein Geld mehr für das Dr. Raim'sche Unternehmen übrig“, so läßt sich vielleicht sogar der umgekehrte Schluß des „Noblesse oblige!“, zu Gunsten der Volkskonzert-Freunde gerade, daraus ziehen. Sei dem, wie ihm wolle, München geht anscheinend auf allen Lebens- und Kunstgebieten schweren, inneren Krisen entgegen, die keineswegs zu unterschätzen! . . . Noch freilich hat's damit ja wohl gute Wege, so lange wir Einakter-Abende wie den zur Maximilian Schmidt-Feier, statt im „Gärtnerplatz-Theater“ in — unserem großen „Agl. Hof- und National-Theater“, erleben. Oder wäre solche gräuliche Stilverirrung am Ende gar schon als der Anfang hierzu aufzufassen? Denn wir sehen es bereits langsam heran- und dahin kommen, wie es ehemals auch beim schönen „Wormser Volksspielhaus“ geschah: daß nämlich infolge Mißwirtschaft und petuniärer Bedrängnis, zur finanziellen Sanierung, derartige „Mired-Piekes“, „Operetten“, Possen zc. zuletzt auch noch in die weißwollen Räume des festlichen „Prinzregenten-Theaters“ draußen ihren Einzug halten und so wenig, wie Molière u. A. schon heute, dort als „fehl am Ort!“ alsdann vom breiten Schaupöbel empfunden werden. Hoffentlich brauchen wir dies nicht mehr persönlich zu erleben; aber kommen wird einstens der Tag, zuversichtlich und unfehlbar, wenn in der bisherigen Weise mit unserem Münchener Bühnenbetriebe (wobei ich die Direktion Stolberg-Schmederer keineswegs ausnehme) fortgewirtschaftet wird. Zu einer „dramatischen Skizze“ wie den „Kärnerleuten“ von Karl Schönherr thäte es doch wahrlich weit besser gleich ein Kinematograph, am treffendsten und aktuellsten wömmöglich: mit direkten Aufnahmen der Kneißl zc.-Affären aus dem Dachauer Moose. Der hätte dann obenbrein noch den Vorteil, daß wir mit dem Dialektredbrechen der Herren Basil und Hermann Gura, sowie des Fr. Dandler an einer spezifischen Münchener Bühne wenigstens verschont blieben. Zudem kann's ja auch unmöglich in diesem Milieu „Der Bintschgauer“ und „Die Bintschgauerin“ auf dem Personen-Verzeichnisse noch heißen — das sollte doch die Regie eines Savits schon bemerkt haben! Selbst in dem Eingangs-Schauspiele von Helene Hirsch: „Ein Auserwählter“ hatte es mit der Lokalisierung des Niederbairischen noch sehr feinen Haken; immerhin erübrigte, Dank einer ausgezeichneteindrucksvollen Wahrnehmung der mütterlichen Hauptrolle durch Frau Conrad-Kamlo, noch einiger Respekt vor der durch die Zeitschrift „Bühne und Welt“ erfolgten Preiskrönung dieses Stückes. blieb somit als wirkliches Ergebnis des Abends eigentlich nur die Freude an Hofrat Maximilian Schmidts, des Siebenzigjährigen, rüstiger Geistesfrische, und nächst dem an seinem herzbeweglichen Lebensbilde vom „Wunder“ des Berchtesgadener Lands, — eine Freude, die bei uns immer noch ganz die selbe zu sein scheint, wie ehemals an dem „Salontiroler“ eines Franz Defregger. Die Herren Häußer, Widorey und Geis, sowie Frau Bosetti und Fr. Langloß ließen uns wenigstens stellenweise vergessen, daß wir auf rotem Samtsauteuil im Theater saßen. Alles Andere aber, auch die „anspruchslöse“ Musik von Poddertsky, war schlimm für unsere heimischen Verhältnisse. Trotzdem großer Lach, und noch größere Nahrung — ein „Stich“ in's Verlogene, Krokodilstränenhafte! . . .

„Wenn uns die Leute loben, so fühlen wir uns erhoben; und wenn die Leute pfeifen, so thut uns das ergreifen!“ — so singt (nach Jadock) das „lahme Singquartett“ unserer „Eis Scharfrichter“ so ziemlich allabendlich. Es wäre demnach sehr interessant, gelegentlich erfahren zu dürfen, welches von diesen beiden Gefühlen nun wohl einen Franz Wedekind besetzt und beherrscht haben mag unter der Uraufführung seines tragikomischen „Memoiren“-Werkes: „So ist das Leben!“ am „Münchener Schauspiel-

hause", bei welcher es ja reichlich von beiderlei Art, nämlich: Beifall und Zischen zugleich, abgehen sollte. Vielleicht sagte er mit dem Carl Stieler'schen Gensdarm (gelegentlich bayrischer Wahl-Prügeleien) in stolzer Überlegenheit des Meisters und Herren: „Wir stengan über die Parteien!“ — genau so, wie auch wir es gehalten haben an jenem Abende, da wir uns inmitten des nicht aufhören wollenden, tosenden Kampfes für und wieder ruhig von unseren Klapp-Sitze einstuweilen erhoben, und mit dem Rücken gegen den Bühnenvorhang, die Arme untergeschlagen, aufrecht stehend und gefaßt dem wütenden „Schauspiel im Schauspiel“ zusahen. Schon keine „Première“ oder „Nooität“ bald mehr in unserem „bierehrlichen“ München ohne solche unleidliche Ausartungen der betreffenden Alliquen! Was es auch sei: ob Siegfried Wagner oder Gustav Mahler, Gerhard Hauptmann oder Otto Ernst, Max Dreyer oder Frank Wedekind, Hermann Bischoff oder Guido Peters — stets die selbe Situation und gleiche, barbarische Signatur: hier das leidenschaftlich-provocatorische Übermaß von Freunden, dort die gereizte Reaktion geschmacksbarer Gegner. So wird's immer ein Schlachten, nicht eine Schlacht zu nennen — und alle gesunde Aesthetik ist beim Teufel! — Das ist sie nun allerdings bei einem Frank Wedekind auch schon gleich von allem Anfang an: der „Gottseidens“ zur Abwechslung einmal als Herrgott! Bekanntlich bildet Wedekind eines jener (noch unausgefüllten) „Vöcher“ unserer naturalistischen Dramatik, von denen Alfred der Kerr'ner unlängst so beredt gesprochen, als welcher Über-Kritiker oor dem Herrn aus seiner prioaten „Weltanschauung“ der Wurzelbaumstellung heraus das Haupt des Dichters kongenialiter bei seinem — Voder zu suchen pflegt. (Vergl. „Gesellschaft“; Nr. 3, S. 188.) So ist und bleibt Wedekind der Franke denn ein aesthetisches Problem und eine stilistische Potenz, bei absoluter dramatischer Impotenz und problematischer Psychologie, Technik wie Erscheinung. „Ultra posse nemo debetur“ ist sein Lebensmotto. Unser „Münchener Schauspielhaus“ als „große Kunst“ des historischen Kostüms — Landschaft: Umbrien; der Überbrett'l-Übermut als ernste Tragödie vom hohen Rothurn; „Tragikomödie“ als „Sentimentalität“, Weltgeschichte im Geschwindigkeit, das Königsthema wieder einmal als windige Artifikel auf den Brettern, welche das Leben — der wilden Vohème nur bedeuten; der blasierte Keiheit als dämonischer Flagellant und der perverse Lüstling als gestrenger Kistet, Arbeiterkaiser und Rigoletto in Einem, Kunststreiter und Jongleur, Agent und Seelenhändlerin, Verbrecher und Geschäfts-Betriebsleiter mit klassischen Brocken im Munde, aber dem Geldbeutel im Herzen, „drehbare Bühne“ wie „buntes Theater“: alles dieses war unserem, leider nur selten kurzweiligen Stüde zu entnehmen; oiel Geist sogar, mancherlei Wig und reichlicher Spott dazu — nur kein einziger Ton echter Empfindung. Deplaziert das Ganze auf jeden Fall; denn nach dem Aschermittwoch soll man halt nicht mehr „Karneval“, oder gar die „gefränkte Leberwurst“ spielen wollen darüber, daß das große Publikum den tieferen Ernst dieses „Spieles“ auf Leben und Tod nicht zu würdigen wisse, den Königs-Kern im Alltags-Bajazzo nicht mehr zu entdecken oermöge. Überaus köstlich und gelungen besonders dieses „Quod erat demonstrandum“ am Schluffe: „Ja, Euer Hofnarr, bin ein König von Gottes Gnaden — wir Hanswürsten, matres de plaisir, Zeremonien-Meister, Volksfänger und Volkstänzer, von Shakspeare und Goethe bis auf Wedekind herab, sind überhaupt die einzig wahren Könige des Geistes!“ Das Stück in Stücken handelt nämlich von jenen Königen des echtblütigen Geburtsadels einer hohen Geistes-Aristokratie, die von irgend einem proletarischen Usurpator ihres angestammten Herrscherstües rohschlächtig entthront worden sind, hierauf, oerkannt, Alltags-Frohndienste leisten müssen und, nachdem sie dabei einen majestätsbeleidigenden Fluß lebighich gegen ihre eigene Person und Würde laut ausgestoßen haben (denn sie bleiben ja die eigent-

lichen Träger der Majestät!), von den schwarzen oder roten Roben mißverständlich in den Kerker geworfen werden, dort in Isolierhaft eudlich den ihrer allein würdigen „einfamen Menschen“ ausleben können, alsdann im Mummenschanze einen Mumpitz vormimen und am Throne selbst den leidigen Hofnarren zu spielen haben, um heute, so gänzlich unerkannt, — risum teneatis, amici! — die Sozialsatiren des „Simplizissimus“, im Nebenamte gleichsam, zu schreiben. So werden sie schließlich, wie weiland Amts-Bruder Goethe, statt selber, kraft ihrer inneren Mission wie ihres leuchtenden, überragenden Geistes, die Zügel der Regierung in ihrer starken Hand zu halten, nach der Stunde ihres larmoyanten Absterbens aus Gnade und Barmherzigkeit der Herrscher nur eben in der „Fürstengruft“ mit beigelegt — ja, es ist schon viel, wenn nicht vielleicht die Schauspielerische Meute ein „Werst das Scheusal in die Wolfschlucht!“ beim Anblicke des gefallenen Kadavers heult. Dies zugleich die völlig neue Moral von der uralten Geschichte: „Es lebe das Leben!“ — „und Frank Webedind daneben“, zu der wir an dieser Stelle ja schon neulich, anläßlich der feinen Analyse vom „Hofnarren Gottes“, so ungefähr und einigermaßen Stellung zu nehmen versucht haben. Und doch wirkt dieses so genannte „Drama“ in 5 Akten und 11 Bildern eigentlich besser als der dramaturgisch so vornehm gearbeitete „König Harlekin“ von Rudolf Lothar seinerzeit, weil die satirische Verwerflichkeit des Problems hier eine ungleich gründlichere ist, weit konsequenter (stilistisch) bis auf's zu durchgeführt erscheint; und auch erschien, sogar bis zum Vortreten des Autors an die Rampe — im Hemdärmel, statt in Frack und weißer Weste! — nach dem Ende des III. Aktes oder 6. Aufzuges, der dämonischen „Elend-Kirchweih“ unter'm Galgen. Trotzdem muß das alte „Sutor, ne ultra crepidam!“ für diesmal klar und deutlich überlegt werden in: „Hentersknecht, wolle nicht den „heimlichen Kaiser“ spielen! Scharfrichter, bleib' bei deinem Lantenmorden!“ . . .

Die Münchener Frühjahrsausstellungen sind eröffnet; wir hoffen von ihnen das nächste Mal zusammenfassend sprechen zu können. Einstweilen freut man sich an der schmucken Belebung unserer Sitzsaal-Säulen, zu der selbst unser alter „Kunst-Berein“ ein „jugendliches“ Plakat neuerdings beigeleuert hat. — Was sodann unser reiches, überaus vielgestaltiges und in der Überschau schon kaum mehr zu bewältigendes, Musikleben anlangt, so dient es zunächst zur lokalen Charakteristik, daß sich bisher einzig der Referent der sozialistischen „Münchener Post“ (neuerdings: Dr. Erich Haenel) zu dem allein richtigen Systeme musikalischer Berichterstattung hat aufschwingen können: nämlich zum „Wochen-Rückblick“, welcher un schwer die Spreu vom Weizen alsbald zu scheiden vermag. Auch eine Zeitschrift wie die unserige, und sie erst recht, muß sich da gewisse Grenzen auferlegen. Und da unsere geeigneten Leser kürzlich über Max Reger und E. Wolf-Ferrari Ausführlicheres an dieser Stelle bereits vorgefunden haben, glauben wir darum hier auch nur mehr notifizieren zu sollen, wie sich bezüglich Beider jenes günstige Urteil neuerdings nicht nur bestätigen, sondern sogar teilweise erheblich noch vertiefen durfte. Reger wandelt allerdings zuweilen dicht an der Grenze des absichtlich Dutrierten, während man bei Wolf-Ferrari immer noch stellenweise an den feinen Unterschied zwischen „Einbildungs-kraft“ und „Erfindungs-gabe“ sich erinnern fühlen mag. Als ein durchaus beachtens-wertes, hoffnungsvolles Talent gieng aus den Vorträgen des (allezeit todesmutige Pionierdienste leistenden) Herrn Josef Lortz außerdem noch der jugendliche Ernst Bohe hervor, wenn sich auch bis jetzt, mit Ausnahme des „Nachtsturms an der Nordsee“, mehr können als individuelle, reife Physiognomie dabei ergeben wollte. Durchgehends schlägt er vorerst noch eine allzu „sentimentalische“ Note an — mit Ausnahme des A. Busseschen „Käyghens“ eitel Schwerkmut. Ihr Zungen aber sollt diesen „Geist der Schwere“ uns

wieder überwinden helfen, als welcher — nach Nietzsche — zuletzt doch der wahre Teufel ist auf dieser Erden. Also: mehr „Kunst der leichten Füße“, wenn ich bitten darf, meine Herren!

Auch unsere „Gesellschaft für moderne Tonkunst“ gab — mit Hilfe des bekannten „Vereinsgönners“ — erfreulicher Weise wieder einmal ein Lebenszeichen von sich; und zwar that sie das in Form eines Hermann Bischoff-Abends, der mit insgesamt 21 Liedern und Gesängen von den Damen Clementine Mayr-Schönfeld, Amalie Gimkiewicz, den Herren Oskar Roß und Josef Voriz so tapfer als opferfreudig, recht abwechslungsreich bestritten wurde. Frä. Pauline Hofmann, als einzige Klavier-Interpreten, stellte obendrein eine ganz erstklassige Leistung auf. Ein überaus glücklicher Zufall fügte es nun, daß man schon kurze Zeit hernach, auf Grund einer Vorführung des Orchester-Idylles „Pan“ von dem selben Komponisten, an einem Konzert-Abende des „Kaim-Orchesters“, in die angenehme Lage versetzt wurde, die gewonnene Kenntnis dieses lyrischen Talentes noch entsprechend zu erweitern, zu bereichern und zu vervollständigen. Über das seither uns aufgegebenen Fragezeichen „Hermann Bischoff“ wird an dieser Stelle noch einmal eingehender zu handeln sein. Einstweilen also nur so viel: daß der Fortschritt zu plastischer Kraft, in kompositorischer Begabung und orchestertraler Technik, von den Gesängen (mit und ohne Orchester) zu jenem sinfonischen „Pan“-Gebilde ein ganz unverkennbarer und dieses vollends mit dem Dehmel'schen „Gewitterregen“ von ehemals, der mir seinerzeit noch ganz ungenießbar blieb, wohl in keiner Weise mehr zu vergleichen ist. Schon am Vortage selbst, der im Übrigen ebenso wälderische als kennzeichnende Dichterneigungen befandete, war dieses Fortschreiten vom allzu Hyazinthen-Duftigen, Lind-Säuselnden, Leicht-Spielenden zu einem Kernigen und Charakteristischeren hin deutlich genug zu beobachten. Und lag anfänglich bei Bischoff vielleicht eine gewisse Gefahr dicht am Wege, mit seiner Vorliebe für weichlichen Klangzauber und wohligen Salonparfüm der Ed. Lassen — oder günstigen Falles noch der Edoard Grieg der „Moderne“ hereinzu kommen: heute will mir doch scheinen, als ob ein ausgeprägtes dekoratives Talent für Orchester-Musik, Pantomime und Antontime bei ihm sich zu entsalten begonnen hätte, das entschiedenste Aufmerksamkeit verdient. Auf das vielfach nur Episodische seiner Faktur wird er freilich nach wie vor ein lebendiges Augenmerk zu richten, das allzu Schablonöse, leicht Stüdenhafte in seinen oft nur eben lustig drauf los musizierenden, lediglich die allgemeine Stimmung gebenden, nicht aber stets auch die Psyche ausbeutenden, „Klavierbegleitungen“ künftig wohl mehr als bisher zu vermeiden haben. Vielleicht aber liegen eben deswegen seine eigensten Trümpfe auf dem Gebiete einer Modernisierung des Kunst-Tanzes im weitesten Sinne, weshalb es mir durchaus von Interesse schien, seine für die Darmstädter Künstlerkolonie seinerzeit zu einer Dauthenden'schen Dichtung geschriebene Pantomimen-Musik in guter Ausführung recht bald einmal hören zu dürfen. Dabei kann man ja immer noch persönlich der unangenehmsten Meinung sein: sowohl, daß die Schiller'schen Strophen aus den „Göttern Griechenlands“, weil irreführend, als sinfonisches Programm zu jenem Orchesterstücke am besten gleich ganz weg bleiben; als auch, daß ein „Idyll für großes Orchester“ gleichsam einen Widerspruch im Beiworte darstellt; und man kann rein subjektiv im Übrigen auch „Pan“ als solchen doch noch ganz anders als der Komponist empfinden, auf jeden Fall unter weniger Zusatz von Blechfüllungen und allerlei rasselnem Schlagzeug in der Instrumentation. — Von dem, Dank S. von Hauseggers selbstloser Initiative am gleichen Abende mit zwei Sinfonie-Sätzen uns neu vorgestellten Komponisten Guido Peters, als Menschen und als Tonkünstler im Allgemeinen wie als Pianisten im Besonderen, denken wir selbst viel zu hoch, als daß wir uns nach solcher etwas fragmentarischer Talentprobe

eines endgiltigen Urtheiles über diese Erscheinung einstweilen nicht gerne noch dispensieren möchten. Vorläufig hat es wenigstens interessiert, von seinem edlen, hohen wie tiefen Streben, gebiegenen Können und ernstgefinnten Willen bei dieser Gelegenheit erwünschte Kenntniss zu erhalten, wenn der Tonsetzer zur Zeit auch noch zwischen Wagner und Bruckner unentschieden hin und her zu schwanken scheint. Doch selbst ihm möchte ich das Rathwort von einer „Kunst der leichten Fäße!“ nicht eben schenken; auch er wird sich vor einem Einspinnen in veronnene, pessimistische Gräbelein — Schopenhauer in der Musik! — wohl zu hüten haben.

Man hört in neuerer Zeit so oft von der jungen „Münchener Komponisten-Schule“ reden. Allein, wo ist sie? Wer oder was konstituiert sie? Werden wir also diesen Begriff — wie soeben Prof. R. Weltrich (in seinem ausgezeichneten W. Herz-Nachrufe der „R. Neuzeit-Nachr.“) den der „Münchener Dichter-Schule“ von ehemals — an dieser Stelle bei Gelegenheit noch ernstlichst zu klären haben, so kann uns doch schon heute kaum mehr entgehen, daß die schärfsten geistigen Gegensätze, gerade unter den „Jungen“, hierorts bestehen. Ein solcher Gegensatz kam für mein Gefühl z. B. schlagend zum Ausdruck, als ein Anhänger der „antipodischen“ Musik-Richtung unter dem an einem der Hösl'schen Kammermusik-Abende zur Vorführung gelangten, ungemein frischen Klavierquintette (g-moll, op. 17) von Anton Beer, dem geborenen Diatoniker, seine Empfindungen so etwa auf die paradoxe Formel brachte: „Krauk an Gesundheit!“ Auch sonst noch machte sich bewußte Kammer-Vereinigung Jos. Hösl übrigens um das (seit 1885 nicht mehr hier gehörte) „Bruckner-Quintett“ auf's Redlichste verdient; immerhin würden wir raten, nicht mehr das ganze, etwas ermüdende Werk, sondern allein nur mehr den ganz einzigen Adagio-Satz daraus vorzunehmen, diesen aber dafür um so häufiger nunmehr auch zu spenden. Bruckner brachte weiterhin (Sinfonie Nr. 3, d-moll) Siegmund von Hausegger kräftiglich zu Gehör; Sibelius' stark nach Salonmusik riechenden und der Klangfärbung nach doch so ganz und gar nicht „schwarzen“ „Schwan von Tuonela“ etc., zusamt der munteren Smetana-Duvertüre zur „Verkauften Braut“ (die wir liebend gerne wieder einmal von der Bühne herab hören möchten), unsere „Musikalische Akademie“ unter Hermann Juppe's aufrüttelnder Leitung, als welcher uns am selben Abende obendrein noch durch eine überaus eindrucksvolle Vorführung der Liszt'schen „Dante-Sinfonie“ — ganz im Gegensatz, wie wir gerne bekennen, zu unserem früheren Urtheile — zu allerleibhaftigstem Danke verpflichtet hat. (Das grandiose Werk mit musterhafter Anordnung des Chores am Schlusse etc. und einem wahrhaft erschütternden „Inferno“, bei vielleicht nur noch etwas zu straffer Rhythmisierung, statt eines mehr schwebenden declamé, in der „Francesca“-Episode oder hinsichtlich der „Purgatorio“-Züge, worin denn noch zu viel Tonfigur, aber keine nagende Neue zu bemerken war.) Ebenso hatte Wein-gartner kollegialiter (tempora mutantur! — vergl. Berlin) Max Schillings zur persönlichen Direktion seines immer wieder jessenden „Oedipus“-Prologes zu Raim geladen und willkommener Weise dafür Sorge getragen, daß auch Münchens Musikfreunde das so ansprechende Saison-Orchesterwerk: „Es waren zwei Königsfinder“ von Fritz Solbach aus Raim, sowie zugleich diesen ebenso vortrefflichen wie bewährten und beliebten Musiker selbst als gewandten, umsichtigen Dirigenten zu ihrer Freude einmal kennen lernen konnten. Des Ferneren war kurz zuvor Veranlassung gegeben, das „gute Europäertum“ eines in Rußland deutsche, italienische und französische Musik propagierenden Spaniers, Namens Alonso Cor-de-Las, als eines eleganten und schneidigen Dirigenten, nach den gebotenen Leistungen an der Spitze unserer „Raim-Kapelle“ aufrechtigt zu bewundern. Durchaus unterschätzt, d. h. zu minderwertig nicht genommen von der zünftigen

Kritik im Allgemeinen, scheint mir der „Böhrle'sche Chor-Schulverein“; dessen letzter Konzertabend war ein Labfal an Reinheit des Stiles, Güte des Programmes, technischer Durchbildung und solider Musikübung, worum sich auch die beiden Solisten: Elisabeth Scheuer und Jul. Schweizer mit Erfolg angenommen hatten. Endlich möchte ich hier noch kurz mit anmerken, daß — wie mir ein aufmerksamer Hinweis ward — E. Franck's „Seligpreisungen“ hier vom „Lehrer-Gesang-Verein“ (unter Sturm) mit Damen des „Vorges-Chores“ bereits vor mehreren Jahren zur genuehrreichen Vorführung gelangten, ich mich also unlängst geirrt habe: was im Ubrigen ja den Wunsch nach einer angemessenen Wiederholung keineswegs auszuschließen brauchte . . .

Und was soll man nun vom übrigen „Münchner Geistesleben“ noch berichten? Die unzähligen, freien oder unfreien, nütigen, unnötigen, aufregenden, aufreuegenden oder langweiligen Vorträge, die hier in wenigen Wochen, verkhämt wie öffentlich, gehalten werden? — und von denen wir als wertvoll und bedeutsam lediglih diejenigen von Professor Dr. Furwängler (über die bayrischen Ausgrabungen in Aegina, im „Chemischen Hörsaal“), Dr. Hermann von der Pfordten (über „Hausmusik“, im „Musiklehrer- und Lehrerinnen-Verein“), Bildhauer Hermann Obrist (über „Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst“), Kunstmaler E. Berger (über verschiedene „Reproduktions-Techniken“) — beide letztere im „Akad. Verein für bildende Kunst“, Schriftsteller Schmid-Esto über „Hypnotismus“, Dr. Johannes Müller-Schliersee über seine bekannten religionsphilosophischen Thematata hier registrieren wollen, aber auch nur registrieren können. — Doch halt, „Münchner Geistesleben“! Es giebt da noch zwei Ereignisse mit zu berichten, welche während der letzten Zeit die Gemüter arg in Atem gehalten haben. Das eine so etwa unter der Spizmarke: „Vom Münchner Kindl-Keller“ und mit dem Motto: „Fortiter in re ac modo“! Daß es in München viel „faule Eier“ und „schlecht eingeschränkte Raffkrüge“ giebt, das ist eine alte Sache und brauchte schließlich ebenso wenig erst ad oculos besonders demonstriert zu werden wie, daß die „Toleranz“ beim Ultramontanismus einer Kadav-Hege oft schon auf ein Haar ähnlich sieht. Allein, daß diese „Toleranz“ dafür nun beim Liberalismus ihre eigentliohste Heimstätte habe — dergleichen dürfte doch auch eine sehr gewagte Behauptung sein; ganz ebenso wie es, nach dem tumultuarischen Vorgängen beim Auftreten des Erjesuiten Graf Hoensbroech als Festredner am genannten Orte, die wäre, daß „eine Tafel aufzuheben“ zur Gepflogenheit der feineren Kreise gehöre. Zum Mindesten begreifen wir nicht recht, warum dann dem Einen nicht recht sein soll, was dem Andern billig, und — die selbe liberale Presse Münchens seinerzeit, beim unqualifizierbaren R. Dehmel-Skandal in der weiland „Literarischen Gesellschaft“, nicht ganz die gleiche sittliche Entrüstung zur Schau trug. Jedenfalls hätten wir auf einen Graf Hoensbroech, den wir niemals ernst zu nehmen vermochten, lieber kein „Hoch!“ ausgebracht. Und hierin liegt zugleich die Kritik sowohl des skandalösen Verhaltens ungebildeter Exaltado's, als auch seiner deplaziert provokatorischen Einladung durch die vordringlichen Herren „Jungliberalen“. Da aber ist nun einmal „Hopsen und Malz“ verloren! — Das andere „Ereignis“ war eine unheimlich dunkle, klerikale Aktienschiebung, welche die „N. bayrische Ztg.“ auf einmal in den bestgehaßten alten „Bayrischen Kurier“ aufgehen ließ und dessen liebenswürdigem Chefredakteur Dr. Elafen ganz überraschender Weise einfach von heute auf morgen — „matt“ setzte. Und noch immer, ungeachtet all' solcher Erfahrungen (schon seit G. Freytag's „Journalisten“) organisieren sich unsre Schriftsteller nicht? Klerikal oder Liberal — das wäre in diesem Falle doch wahrlich „wurftegal“! Sdl.





Die Kunsterziehung in Österreich.

Von Josef Trübswasser.

(Zglau i. Mähren.)

Für diejenigen, die mit den österreichischen Verhältnissen einigermaßen vertraut sind, ist es längst kein Geheimnis mehr, daß Wien für die deutsche Provinz so ziemlich jede Bedeutung und Führerschaft eingebüßt hat. Auf politischem, wie auf litterarischem Gebiete nimmt es eine Sonderstellung ein, dort eine für die nationalen Aufgaben des deutschen Volkes in Österreich lächerlich verständnislose, hier eine überreizt und hysterisch delatente. Die deutsche Provinz ist in beiden Beziehungen gesund geblieben. Sie ist in politischer, wie in litterarischer Hinsicht von Wien unabhängig. Auch in der gegenwärtig stark einsetzenden Bewegung der „Erziehung zur Kunst“ verhielt sich Wien trotz seiner bedeutenden Hilfsmittel an Kunstschätzen und ausübenden Künstlern bisher teilnamlos. Die Hamburger Bestrebungen kennt man offenbar in Wien nicht; der Dresdener Kunsterziehungstag, jedenfalls ein Ereignis auf diesem Gebiete, zeitigte kaum eine Notiz in einer hauptstädtischen Tageszeitung, und von der Wanderung der Ausstellung des deutschen Buchgewerbevereines von Berlin nach Dresden und München weiß man ebenfalls in Wien noch nichts. Dort nicht; doch in der Provinz, der geschmähten, in Brünn. In dieser großen, industriebestimmten Hauptstadt Mährens lebt eine geistig geweckte und hoch stehende Bevölkerung, deren künstlerischer Sinn, unterstützt durch eine herrliche landschaftliche Lage, schon seit „grauen Jahren“ nach einer Beredlung und Vervollkommnung des Lebens besonderes Streben erweist. Hier nun veranstaltete im richtigen Augenblicke der Direktor des Mährischen Gewerbemuseums, Julius Leisching, in der Zeit vom 1. Dezember 1901 bis 8. Jänner d. J. eine „Ausstellung von Bildern und Büchern für Schule und Haus“, begleitete diese mit Vorträgen, die klar und einfach über die Bedeutung der Frage belehrten, und verstand es, durch die übersichtlich geordnete Anordnung der Ausstellung, wie durch die fesselnde Darstellung des Stoffes nicht nur die in Betracht kommende Brünnener Bevölkerung für die Sache zu gewinnen, sondern auch, und das ist sein bedeutendster Erfolg, den Unterrichtsbehörden lebhaftes Interesse an der Kunsterziehung einzuflöszen.

Der Vortrag Leischings*) gieng von der Bedeutung der Natur für die Kunst aus, beschäftigte sich mit dem Bestände der Deutschen, Österreich inbegriffen, an künstlerischen Jugendbüchern, aus denen er jede Art von Karikatur verbannt wissen will, bespricht weiterhin die Engländer Kate Greenaway, Walter Crane, Anning Bell, Randolph Caldecott, John Passall, W. Nicholson, die Franzosen Rivière, Boutet de Monnoel, Caran d'Ache, A. Hermant Job, sowie einige für die Bewegung in Betracht kommende Scandinavier

*) „Die Kunst im Leben des Kindes“. Von Julius Leisching. Brünn, Verlag des M. Gewerbemuseums.

und Holländer. Die Ausstellung enthielt alle wichtigeren Werke dieser Künstler auf dem Gebiete der Jugendbücherkunst, selbst zwei Grund legende japanische Bilderbücher waren vorhanden. An dem Maßstabe der Ausstellung des Buchgewerbevereines darf die Brünner Ausstellung wohl nicht gemessen werden; dafür waren der künstlerische Wandschmuck und die deutschen künstlerischen Bilderbücher zu wenig zahlreich vertreten, wiewohl das Charakteristische jeder Gruppe vorhanden war. Ja, die englische Abteilung, selbst die französische gab der Wanderausstellung in nichts nach, weder in der Zahl der Ausstellungsgegenstände, noch in deren Werte. Jedenfalls ist mit den in Brunn zur Verfügung stehenden Mitteln das möglichst Beste gethan worden. In einzelnen Urteilen Leischings wird man aber etwas rütteln müssen. Ich wenigstens kann den „Fitzebube“ in seiner letzten Auflage, noch weniger aber die „Blumenmärchen“, nicht „karikiert in der Zeichnung und unkünstlerisch in der Farbengebung“ finden. Das Letztere doch gewiß nicht. Beide sind einheitlich, haben Stil und sind von einem Künstler geschaffen. Übrigens, warum soll das Kind nicht hie und da Karikaturen zur Hand bekommen? Kalte, boshafte, peitschenhiebähnliche, im Stile eines Th. Th. Heine, sind natürlich auszuschließen. In der gemüthlichen Karikatur aber sehe ich nichts Schlimmes; sie enthält Überlegenheit, Humor und Scharfsinn. Leisching geleht doch auch dem englischen Kinde das Recht auf die Karikatur zu, nämlich bei der Besprechung John Cassalls: . . . „An Army Alphabet“ und „Naval Alphabet“ mögen immerhin den Geschmack englischer Kinder- augen gut erraten; besonders in den blutigen Karikaturen Ohm Paul Krügers und Zouberts.“ Einwandfrei ist Leischings Lob der „Arche Noah“, des Wandschmuck- unternehmens V. G. Teubner und R. Voigtländer, sowie seine trefflichen Bemerkungen über die kunstserziehliche Bedeutung des Spielzeugs, „mit dem sich merkwürdiger Weise der Dresdener Kunstserziehungstag gar nicht befahte. Und doch ist gerade Deutschland der Hauptstiz der Spielzeugindustrie, welche dort 50 000 Menschen Erwerb verschafft und ein jährliches Erträgnis von 50 Millionen abwirft“. Treffend ist ferner sein Urtheil über die österreichischen, von der Regierung seit Jahren unterstützten, verfehlten, ohne Wirkung gebliebenen „Bilderbogen für Schule und Haus“: „Der guten Absicht entsprach nur selten die künstlerische Kraft. . . Die Bilderbogen sind Anschauungsmittel für das Haus, Malebogen für die ersten Pinselversuche, sie sind aber nicht Kunst für die Schule. Es fehlt ihnen alle Fernwirkung und Klarheit und Kraft. Den meisten auch die gesunde Farbe.“ Sie leiden mit einem Worte an der österreichischen Halbheit.

Von der Halbheit hat sich Direktor Leisching glücklicher Weise fern gehalten. In dem Bestreben, dem Kunstserziehungsgedanken bei uns Eingang zu verschaffen, hat er im Anschlusse an seine Ausstellung dem Landeskschulrate von Nähren über die neuen Ziele Bericht erstattet und hier so verständnisvolles Entgegenkommen gefunden, daß nicht nur zwei Klassen der Brünner Übungsschule bereits mit künstlerischem Wandschmuck versehen sind, sondern auch eine ganze Anzahl künstlerischer Bilder zum Schulschmucke vom österreichischen Unterrichtsministerium, dem Vorschlage Leischings gemäß, für „zulässig“ erklärt worden sind. Ich weiß nicht, wie der Vorgang sich in den reichsdeutschen Ländern abspielen würde — bei uns muß alles, was für die Hand oder das Auge des Schulkinde bestimmt ist, die schulbehördliche Zulassung erhalten. Man mag darüber wie immer denken, das Unterrichtsministerium hat dem neuen Zweige in der Erziehung sein Augenmerk zugewendet, das ist jedenfalls von Wert. Die Zulassung erstreckt sich auf folgende Bilder: Pochwaldski, Franz Josef I.; Pot, Der Wolf und die sieben Geißlein; Hirschl, Römischer Hafen; Lefler, Dornröschen; Bamberger, Haus an der Brücke; W. Conz, Schloßpark; H. von Volkmann, Vogelbeerbaum; Kampmann, Ruine

im Walde, Im Zwielicht, Mondaufgang; P. Thoma, Taunuslandschaft, Flucht nach Ägypten; Rivière, Dämmerung, Mondaufgang; W. Georgi, Pflügender Bauer; F. Hoch, Morgen im Hochgebirge, Bach im Winter; Kallmorgen, Niederdeutsche Dorfstraße; F. d. E. Scher, Krähen im Schnee; Lutz, Schwäbisches Städtchen; R. Biese, Hünengrab. Diese Bilder gehören zum Besten, was wir zur Zeit an künstlerischem Wanderschmuck für Schulzwecke besitzen. Auch die von der Behörde vorgeschriebene Art ihrer Verwendung entspricht vollständig den von den Hamburgern unter Lichtwark entwickelten Grundsätzen. In der österreichischen Provinz ist, wie man sieht, auf dem Gebiete der Kunstverziehung ein Schritt gethan worden, der in Anbetracht der herrschenden Verhältnisse immerhin ein bedeutender genannt werden kann. Allerdings darf auf Lalbem Wege nicht stehen gelassen werden.

Ein deutscher Volks-Schiller-

preis! — Die Helden vom hl. Rommsen-Bunde, die mäuschenstille bleiben, wenn (im Fall Ranke) ein junger bayrischer Prinz mittels Zur-Rede-Stellung eines alten, sonst wahrlich harmlosen Universitätsdozenten die Freiheit des akademischen Lehramtes prinzipiell in Frage stellt, und die sich nicht vom Flecke rühren, wenn (im Falle Hönig) die militärische Knebelung wissenschaftlicher Forschung, einer streng historischen Kritik mittels der unerhörtesten Ehren-Chitanen versucht wird, — die selben Helden der Brüderschaft zur Verteidigung der Freiheit von Kunst und Wissenschaft haben, in ihrer „Goethe-Bund“-Ausgabe, neuerdings sich doch einmal zu einer ergreifenden That aufgerafft und endlich wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben. Es klingt ja zunächst sehr nach tapferem „Männerstolz vor Königsthronen“, wenn sie in ihrem denkwürdigen „Aufrufe“ da schreiben: „Deutschlands dramatische Dichtung hat in den letzten Jahrzehnten durch den politischen und kulturellen Aufschwung der Nation, durch die Loslösung von fremdländischer Geistes-herrschaft und ein energisches Sich-auf-sich-selbst-befinnen das Reich ihres Wirkens in bedeutender Weise erweitert und sich mit neuen künstlerischen Formen zugleich auch neue, tief in das Leben des Volkes eindringende Stoffgebiete erobert. Die geistliche Fortentwicklung des deutschen

Drama's erscheint heute nicht bloß als eine Forderung schöngeistiger Interessen, sondern weithin greifend als eine Frage des Volkswohls. Wenn auch das freie künstlerische Schaffen seinen besten Lohn in sich selbst findet, muß es uns doch im Hinblick auf andere Kunstgattungen und den edlen Brauch unserer Nachbarn beschämen, daß dem deutschen Dichter in seinem Vaterlande öffentliche Ehrungen versagt sind, die alle Stimmen des Beifalls und Dankes zum einhelligen Spruch zusammenfassen und ihm das Gelingen besiegeln. Der einzigen Auszeichnung, die er bis jetzt genießen kann, dem von Wilhelm I. hochherzig gestifteten Schillerpreise, sind bestimmte Schranken gezogen. Der König als Spender ist in gutem Recht, wenn er nur ein feines persönliches Kunstanschauung entsprechendes Werk gekrönt sehen will, oder wenn ihm der patriotische Stempel einer Dichtung des gleichen Lohnes würdig erscheint wie der aesthetische Wert. Um so stärker regt sich gerade jetzt das Bedürfnis, diesen Dichterpreis einen vom deutschen Volk gestifteten ergänzend an die Seite zu stellen. Schiller, der Hero des deutschen Drama's, der Volksdichter im edelsten Sinn, das stolze Vorbild für jene Selbstherrlichkeit des Schaffens, die allein von dem eigenen Künstlergewissen Recht und Gesetz empfängt, wird in wenigen Jahren das erste Jahrhundert seiner Unsterblichkeit vollendet haben. Der platten Mittelmäßigkeit

feind, war er durchbringen von dem stetigen freien Fortschritt aller lebendigen Kunst: „Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen, Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit.“ Wir glauben seinen nahen hundertsten Todestag nicht besser feiern und zugleich dem Gedanken, der unsern Bund in's Leben gerufen hat, nicht erpriesslicher dienen zu können, als indem wir alle Kunst liebenden deutschen Männer und Frauen aufrufen, einen Deutschen Volks-Schillerpreis zu gründen, der in regelmäßigen Zeitabschnitten von einer frei waltenden Jury dem Schöpfer des besten deutschen Drama's zuerkannt werden soll. Das Volk in allen Schichten soll der Stifter sein. Deshalb ist auch das kleinste Scherflein willkommen. Dieser Volkspreis sei ein Wahrzeichen dafür, daß seit den Tagen unserer Klassiker die selbstbewußte Unabhängigkeit des deutschen Geistes ungemindert fortlebt; er sei ein Ehrenmal am Wege der freien deutschen Kunst!... Zunächst wäre nun festzustellen, daß das Datum dieses Manifestes nicht etwa 1. April, sondern 1. März 1902 laute; auch bleibt danach wohl ohne Weiteres anzunehmen, daß sich besagte Geistesritterchaft künftig konsequenter Weise gleich „Goethe-Schiller-Bund“ benamens wird. Im Übrigen wird man ja aber sehen, ob dieses solenne Privatunternehmen der breitesten Öffentlichkeit und solche „volkstümliche“ Selbsthilfe mit ihren 1000 und aber 1000 Interessen es zu wesentlich klügeren Thaten bringen und erfreulichere Resultate mit den Jahren zeitigen wird als die bisherige Schillerpreis-Kommission älterer Ordnung mit ihren 100 und einigen Rückfichten. Denn — mit Verlaub: Wie denn soll und wird dieses Volks-Referendum, jene Generalabstimmung nämlich zur Wahl der absolut „frei waltenden Jury“ etc., seinerzeit vor sich gehen, da ja doch das Volk in allen seinen Schichten Stifter des Preises, und selbst das kleinste Scherflein willkommen sein soll? Drei nach (Wagners) Hans Sachs können wir

doch nicht gut verfahren, da es sich ja heute nicht mehr um geschlossene Städtewesen, sondern um das ganze, weite Deutsche Reich schon handelt! — Wirklich, der Herausgeber dieser Zeitschrift ist nicht umsonst dereinst Generalsekretär eines „Bereins für Massenverbreitung guter Schriften“ (zur Hebung der deutschen Volkslektüre) gewesen, um seither nicht all' solchen Ideologien die gründlichste Stephis entgegen zu setzen. Das sogenannte „Volk“ kann uns nämlich wohlgezwogen bleiben; es will in solchen Dingen immer nur das Schlechte, günstigen Falles: das bereits Geitempelte und Gewappelte, ihm selbst schon offiziell Vorgekaut.

Lesefrüchte mit Handgloffen — gemischte Gefühle in Stoff- seuffzern.

Alle Blätter waren kürzlich voll von dem großen, zu Ehren des Prinzen Heinrich veranstalteten, amerikanischen Presse-Bankett, von seinem fabelhaft glänzenden Verlaufe und den (durch die Spezial-Korrespondenten des bekannten Berliner Skandal-Anzeigers telegraphisch uns übermittelten) schönen Reden. Mit Recht sprach die sozialistische Presse bei diesem „unlogischen Zeug“ von einem „kapitalen deutsch-amerikanischen Unsinne, der sich eigentlich der Prinzenbeleidigung schuldig mache“, und wir selbst hatten bei so manchen Wendungen des hohen Gastes: von der „Großmacht“ und den „unterirdischen Minen“, dem „größten Interview“, dem „Charakter seiner Mission“ (Anspielung auf China!), und nun gar von den „kommandierenden Generalen“, den entschiedensten Eindruck, daß sich des Prinzen bekannte, liebenswürdige Bonhommie (ein Erbteil des Großvaters und Vaters) über die hohe Wichtigthuerei der Federhelden eigentlich unausgesetzt lustig mache. Zum Mindesten in der Anrede an die Herren vom Scherf'schen Dienste: „Sie trifft man immer zuerst!“ lag doch mehr innerer Spott als äußere Anerkennung für deren ersichtliche Fortschritte im „Amerikanismus“

der Berichterstattung . . . Im Übrigen aber sind wir der Ansicht, daß es kein Zufall ist, wenn Prinz Heinrich mit Morgan zusammen kam, und zur gleichen Zeit die Direktoren der „S. A. P. A. G.“ und des „R. A.“ auf Amerika's Boden weilten (vergl. „Gesellschaft“, Heft 1 vom lfd. Jahrg.); hinter den Kulissen kann also allerhand vorgegangen sein, was gerade durch den Lärm der offiziellen Veranstaltungen nach außen übertönt ward.

Gleichfalls sehr gerühmt war, wenigstens die Münchener Presse, von dem Handschreiben des Prinzregenten an den Minister von Feilitzsch, welches unter Anerkennung des glänzenden kunstgewerblichen Aufschwunges der letzten Jahre eine Münchener Kunstgewerbe-Ausstellung für 1904 gnädig in Aussicht nimmt. Der Regent stellt „gegebenen Falles Räume“ unseres alten Glaskastens, genannt Krystallpalast, „zur Verfügung“, wo Städte wie Darmstadt, Karlsruhe, Stuttgart, Dresden und selbst Weimar nicht nur das Kunstgewerbe in ganz anderer Weise pflegen, sondern auch das gesamte Ausstellungswesen von Grund aus reformieren, ja in München selber doch schon der Plan einer Wiederaufbauung der Kohleninsel lebhaft genug ventilirt wurde. Bedarf es noch eines weiteren Anzeichens für die Zurückgebliebenheit unserer Residenz im Ausstellungsweisen als solchen, für „Münchens Niedergang als Kunststadt“?

Aus einem Rechtsstreite Otto Ernsts, des bekannten Dramatikers, mit Otto Neumann-Hofer, dem nicht minder bekannten Direktor des „Lessing-Theaters“, erfährt die Zeitungen lesende Welt, wie spekulativ und kalkulatorisch unsere früher so verträumten deutschen Dichter im regen Verkehr mit den Theatern schon geworden sind. Nach stipuliertem Vertrage sicherte sich der Autor nämlich dahin, daß „Die größte Sünde“ bei einer gewissen Durchschnitts-Einnahme der letzten vier Aufführungen auf dem Repertoire verbleiben sollte. (Der industrielle Bühnenleiter, auch

nicht auf den Kopf gefallen, ließ es überhaupt bloß zu drei Vorstellungen kommen.) Daher denn gebeihen auch Phantasie und Intuition in der Kunst heute nur mehr so selten!

In reichshauptstädtischen Leib-Blättern konnte der andächtige deutsche Zeitungsleser unlängst folgende Notiz finden: „Alt-Heidelberg. Meyer-Jörsters Lustspiel, wird am 9. d. Mts. im Hamburger Schauspielhause an einem Tage zweimal aufgeführt werden und zwar Nachmittags und Abends.“ — Das also war des Pudels Kern, genannt „Deutsches Schauspielhaus“ zu Hamburg?

Warum wir an dieser Stelle so gar nicht vom „Gesundbeten“ sprechen? Je nun, weil wir uns, wenn es darauf ankommt, gelegentlich selber „gesund beten“ und im Übrigen, in Sachen der Gesundheit, es mit Friedrich Nietzsche halten wollen: „Trotz alledem! — Was liegt an mir?“ . . . Auch zum Falle Kneißl, in welchem ja nun das Beil des Henkers gesprochen, hätten wir zu bemerken, daß Friedrich Nietzsche einmal sagt: die Staatsgewalt wäre wohl die kulturell den höchsten Rang einnehmende, welche im Bewußtsein ihrer eigenen Stärke und Kraft — entgegen allen Abschredungs-, Verbesserungs- oder Vergeltungs-Theorien — sich die Bestrafung des Verbrechers überhaupt schenken könnte. „Ich liebe eure Richter nicht“, sagt dieser Friedrich Nietzsche, „aus ihren Augen blickt der rote Henker“. Und „Sind wir schuldlos an der Schuld des Gerichteten? Wir haben Einrichtungen, die den Mord züchten und dann rächen.“ Also sprach — Caliban.

Unter dem stolzen Titel „Pantheon-Ausgabe“ kündete unser Freund Alfred Kerr vor Kurzem: „Jeder Band kostet zehnmal so viel wie ein Reklamheftchen: zwei Mark. Diese Bände zu beurteilen, ist mehr Sache des Bücherfreunds als des Kritikers. Ich bin mehr Kritiker als Bücherfreund. Es bleiben immerhin zwei Gründe. Erstens, daß vorzügliche Fachmänner die

Einleitungen geschrieben, wie Otto Briower, Erich Schmidt, Gregor Sarrazin. Zweitens, daß ein Merkmal zunehmenden allgemeinen Wohlstands in dieser Ausgabe liegt. Ein Verleger, welcher den Preis für Sonderausgaben des Faust, des Kollhaas, des Sommernachtsstraums so hoch ansetzt, wie diese Dichtungen im schlimmsten Fall zu haben wären: ein solcher Verleger muß des wirtschaftlichen Aufschwungs in unserm Lande sicher sein.“ — Es bleibt indessen noch ein, von Herrn Kerr offenbar vergessener, dritter Grund. Ein solcher Verleger muß nämlich auch seiner Kritiker in unserm Lande sehr sicher sein — und Alfred Kerr ist bekanntlich einer der Hauptmitarbeiter an der im gleichen Verlage (von S. Fischer) zu Berlin erscheinenden „N. d. Rundschau“; somit liegt zugleich „ein Merkmal zunehmenden allgemeinen Wohlstandes“ auch der Kritik dabei ganz ersichtlich vor.

Gelegentlich eines Nachrufes auf den kürzlich verstorbenen Berliner Konzertdirektor Hermann Wolff schrieb Prof. Siegfried Ochs im „Tage“: „. . . Als am vorigen Montag die letzten Klänge der Croica den Philharmonie-Saal durchbrausten, gieng es mit ihm zu Ende. Ein seltsamer Zufall! . . .“ Das Lied kennen wir nachgerade. Beim Ableben Baruch Pollini's zu Hamburg hieß es auch, daß er in „bedeutfamster“ Weise unter den Klängen von Siegfrieds Trauermarsch aus der Wagner'schen „Götterdämmerung“ zu Grabe getragen worden sei. (Und genau so haben wir auch Herrn S. Ochs eingeschätzt.) Dennoch werden wir nicht aufhören, dagegen zu protestieren, daß sich dieser Industrie-Geist mit der Ideal-Kultur solcher heroischer Kunstwerke schlankweg identifiziere.

Schon im Jahre 1897 soll, wie jetzt durch Arnold Pauli bekannt wird, der preußische Justizminister die Staatsanwaltschaft angewiesen haben, nach Möglichkeit den fliegenden Gerichtsstand für die Presse einzuschränken. Eine dankenswerte

Verfügung! Leider nur haben die Redakteure bisher wenig davon gemerkt. Zur Erklärung dieser, trotz des Ministerialerlasses fortgesetzten Übung dient vielleicht der Umstand, daß auf Privatpersonen ministerielle Erlasse keinen Einfluß auszuüben pflegen und es daher nach wie vor jedem unbenommen ist, die Privatklage da anzustrengen, wo er seinen Wohnsitz hat, falls dort das inkriminierte Blatt nur auch Verbreitung gefunden hat. Gegenüber der Zudatur des Reichsgerichtes ist eben selbst ein fgl. preußischer Justizminister machtlos.

In einem gewissen, wenn man ihm glauben will, streng „liberal“ gesinnten Münchner Blatte macht man seit einiger Zeit heftig Front gegen den Straßen- und Ausruf-Handel mit Obst — offenbar genug wegen „gefährlicher Konkurrenz“. Es sind einfach die Höderladen-Zusthaber, die hier ihr Interesse verfechten. Man darf aber, unter Hinweis auf andere Großstädte, wohl sagen: Wo bliebe mit Abschaffung dieses Hausierens so manche Hausfrau des soliden Mittelstandes, bei den ganz unverschämten Zuschlags-Prozenten, welche sich unsere Geschäfte in den äußeren Stadtteilen ungestraft leisten?

Es wird die Leser der „Gesellschaft“ interessieren, zu vernehmen, daß unserem wert geschätzten Mitarbeiter Herrn Martin Boelitz (in Wesel a. Rh.), dem Verfasser der im I. November-Hefte des vorigen Jahres dieser Blätter mitgeteilten sozialen Gedichte aus der Sammlung „London“, die „Deutsche literarische Gesellschaft“ zu London für diese einen Ehrenpreis von 1000 Mk. zuerkannt hat.

Berichtigung. Fr. Helene Raff schreibt uns: „In meine W. Herz-Erinnerungen hat sich ein kleiner lapsus calami eingeschlichen — das Stuttgarter Schillerdenkmal ist nämlich nicht von Donndorf, sondern von Thormaldsen. Wollen Sie das in einem der folgenden Hefte wieder gut machen?“ — R. w.!





Allerlei Lyrik.

Von Michael Georg Conrad.

(München.)

Ich kann mich gut in die kritische Stimmung eines Mannes wie Maurice Reinhold von Stern hinein denken, der bei einer gewissen Sorte moderner lyrischer Produkte die Frage nicht unterdrücken kann, ob so etwas „nicht nach der Haselgerte kreischt“? Gewiß, es kreischt von lyrisch-artistischen Gaderstüblchen nach der Haselgerte — oder, wenn man die ausgewachsenen Jungen betrachtet, die dort ihre Kunst-Notdurft verrichten, sogar nach kräftigeren Hand-Verlängerungen, als sie die schlante Haselgerte darbietet. Nur möchte ich die Gegenfrage thun, ob es der Beruf des künstlerischen Kritikers, dem Stochmeister zu spielen? Daß es unserer Aufgabe, auch im kritischen Fach höhere Kultur heimisch zu machen, irgendwie förderlich sein könnte, auf die überwundene Prügelpädagogik zurück zu greifen und rüchständige Gepflogenheiten aus Schul- und Zucht-häusern nachzuahmen, das möchte ich entschieden verneinen. Ich persönlich wenigstens habe es niemals als Gewissenszwang empfunden, in der literarischen Kritik zu schul- und zucht-meistern. Andere, die sich in dieser Weise gegen meine eigenen Arbeiten benehmen wollten, machten nicht den geringsten Eindruck auf mich. Ich empfand ihre Methode als inferior, als kulturwidrig. Unfruchtbar bleibt sie unter allen Umständen. Belehrt und gebessert durch die Haselgerten-Kritik wird gewiß kein anständiger Mensch, am wenigsten einer, dem man feinere Bildungsmöglichkeiten zutraut.

Trotzdem, wie gesagt, kann ich mich gut in die Stimmung eines temperament-vollen und gewissenhaften Kritikers denken, der Handgreiflichkeiten und Armverlängerungen erwägt, um sich von der Spannung zu befreien, die ihm der Ärger und Verdruß über gewisse lyrische Erscheinungen bereiten. Was für Tröpfe, was für Poseure, was für Eitelkeitsfexe und hochmütige Schmierentomödianten treten uns mit dem Anspruch entgegen, als Lyriker und Vollkünstler genommen zu werden! Was für Prahlhänse thun sich vor uns mit der Entblößung ihres Innern, mit ihrer seelischen Nacktheit auf, als ob sie etwas zu zeigen hätten! Nichts haben sie zu zeigen, diese traurigen Habenichtse, als Phrasendunst und artistisches Gekunkel. Ihr Menschentum ist Null, ihr Erlebnis ist Null. Gleichgiltig für Kunst und Kultur ist all ihr Dichten und Trachten. Und dennoch wollen sie als beträchtliche Typen modernen Dichterkünstlertums hofiert sein, die Armseligen!

Also ich begreife sehr wohl, wie man dazu kommen mag, kritisch über die Schnur zu hauen, daß der Betroffene blaue Flecken als Denkwürdiger besetzen kann. Und dennoch lehrt mich das Beispiel Maurice von Sterns im zweiten Hefte der „Neuen Bahnen“ (Wien, 15. Januar 1902), wie schlimm un-künstlerisch solche Exzesse ausfallen können. Dort fällt nämlich Herr von Stern über den Dichter Friedrich Benz („Blut der Nächte“) her und sagt ihm summarisch „schülerhaft albernes Gewäsch“ auf, das nach Sterns Meinung „nach der Haselgerte kreischt“. Nun hatte ich gerade um jene Zeit Gelegenheit, Friedrich Benz persönlich kennen zu lernen und seine zahlreichen Bände und Bändchen lyrischer Dichtungen eingehender zu prüfen. Es war wirklich von bester Komik, wie dieser von Herrn von Stern so zornig abgefertigte „spitalkranke Jüngling“

sich mir als hoch strebender, ernster junger Künstler-Mensch enthüllte, in dessen Seele heiliger Zorn über die modernen Dichterlinge loderte und dessen Zunge in stärksten Ausdrücken der Verurteilung und Verhöhnung lyrischer Nichtsnutze sich überhügelte.

„Was sind das für Schwächlinge“, rief Friedrich Benz, „diese schon an der Mutterbrust mit Affenmilch gefäugten Zigarettenfresser, diese am Weiberockzipfel hängenden Gibbons, zu faul zum Arbeiten, zu faul zum Denken! Ich verkehre mit keinem dieser Litteraten, ich hasse diese studiosos nihili — ach, wie sind sie mir zuwider, diese falschen Lebendigen!“

Das Stern'sche Urteil über Benz kann nur so zu Stande gekommen sein, daß Stern, einmal in ärgerlicher Stimmung, sich an einigen auffallenden Neuerungen und ungewöhnlichen Ausdrucks-Versuchen gestoßen hat und nun summarisch sein Verdikt über den jungen Künstler fällt.

Herr M. von Stern entwickelt an einer andern Stelle, ich glaube im „Ryffhäuser“, dessen Reiter er gerade damals war, die Meinung, die Zeit der artistischen Versuche sei jetzt abgeschlossen, die neue Epoche stelle nicht Probleme des Ausdrucks, sondern die Frage nach dem Inhalte in den Vordergrund. Darüber läßt sich streiten. Aber ich mag nicht streiten. Ich lehne Sterns Meinung einfach ab. Ich warte ruhig die Entwicklung ab. Sie läßt sich weder kommandieren, noch im Voraus übersehen. Alle unsere Wünsche und Wünschbarkeiten spielen da keine entscheidende Rolle. Arno Holz und die Seinen werden sich von kritischen Wünschen und Meinungen so wenig beeinflussen lassen, wie sich Friedrich Benz irre machen läßt, in seiner Lyrik einen intimern Anschluß an die Ausdrucksmittel der Musik neuerer Art zu finden. Hier Grenzen ziehen und Ziele abstecken zu wollen, halte ich für ein eitles Unterfangen. Wir haben Beispiele. Die man dem Dichterkomponisten Wagner anfänglich als Albernheiten (in Wort und Ton, Rhythmik und Instrumentierung!), dem Malerpoeten Böcklin als Stümpereien angetreidet hat, wurden ein Menschenalter später als Schönheiten ersten Ranges ausgerufen und gefeiert. Nicht viel andere Erfahrungen haben wir in der artistischen Wertung der Lyrik Nietzsche's, Liliencrone's und Dehmel's gemacht.

Eine Unmenge neuer lyrischer Veröffentlichungen ist mir in den Wochen vor Weihnachten durch die Hand gegangen. Hätte ich Zeit und Lust, alles sorgfältig zu lesen und auf mich wirken zu lassen, dürfte ich ein gutes halbes Jahr nichts Anderes thun, als mich mit Lyrik zu beschäftigen. Ich müßte ein Narr sein, solcher Liebhaberei zu fröhnen. Aber schon beim behaglichen Blättern und Raschen in allerlei alten und neuen Verskünsten habe ich die Erfahrung gemacht, daß der Reiz der deutschen Entwicklung immer noch in ihrer ungemeinen Mannigfaltigkeit und in ihrem nicht zu bewältigenden Reichthum an Typen und typischer Räuzierung besteht. Ich kenne keine andere Litteratur, die auch nur annähernd so viele Charakterköpfe aufwies wie die deutsche. Gewiß, nicht viele Charakterköpfe sind hohen, selbstherrlichen Ranges. Das mittlere Gute überwiegt, wie in allen menschlichen Bethätigungen. Kommt man von den artistischen Versuchsstationen der jungen turbulenten Köpfe — ach, ich liebe sie immer auf's Neue, diese heillofen Unruhstifter! — so findet man an älteren handfesten Dichtern, die uns ihre sorgfältig gesichteten und gefeiltten Sammelbände vorlegen, wie Viktor Blüthgen, Ernst Ziel u. A., immer noch rechtshaffenen Genuß, wenn auch kaum etwas, das uns in Ekstase versetzt, uns zu dem Wunderlande unerhörter Illusionen, Visionen und Wonnen leitet. Ich weiß, daß man Blüthgen und Ziel lange den Rakel der Gartenlaubheftigkeit nachgeredet hat. Aber sie sind in ihrer Art doch tüchtige Lyrikschläger, die viel Gutes gestiftet und in ihren Kreisen das heilige Feuer der Schönheit angezündet haben. Vorläufig sind sie bloß von der artistischen, technischen Ent-

wicklung überholt; wie viel Eigenlebendiges und Gehaltvolles sie aus dieser Überflutung auf künftige, Kunst genießende Geschlechter zu bringen vermögen, können wir heute nicht wissen, so wenig wir das von den bejubeltesten Neuen und Älterneuesten wissen. Jede folgende Generation besorgt eine Neuwertung aller künstlerischen Güter. Wir können nicht Ewiglebens-Kronen verleihen. Die Fachurteile der Berufskritiker sind Eintags-Urteile.

Trotz der reißenden Strömung, die alles Neue und Neueste verurteilt, sehen wir sogar den Zauber Schiller'scher Lyrik in gewissen Erscheinungen noch wirksam, so z. B. in den Gedichten von Franz Gröbner. Mit schwäbischer Zähigkeit und Kraft hält er sich auf der alten Bahn, und oft blüht ein Funke klassischer Schönheit sowohl in seinen gefanglichen Stücken wie in seinen Reflexionsdichtungen auf. Ein eigenes Schwanken verrät sich in der Lyrik jener Sänger, die in einem festen bürgerlichen Berufe stehen, der, wie etwa das Richter- oder Verwaltungsamt, von dem Manne schärfste Helligkeit des Intellekts verlangt. Junge Rechtsgelehrte, wie Otto Klimmer in seinem Gedichtband „Aus Nacht und Tag“ oder Josef Schanderl in seinen „Wurzeln“, haben einen starken Zug zur Moderne in Empfindung und Ausdruck, aber doch nur einen Zug. Es ist ihnen nicht vergönnt, vollkommenlich und volldichterisch darin zu leben und zu weben. Ihre Arbeiten sind tüchtige Talentproben, aber sie bleiben meist in den Anfängen stecken. Sie vermögen nicht resolut Fuß zu fassen im Neulande moderner Kunst- und Geistesbethätigung. Eine Schwankende ist auch Hedwig von Alten in ihrem lyrischen Ersturs „Roma“. Sie kritisiert das Vergangene, belächelt das Bestehende, aber sie fast ihre eigene Welt, die sie im Innern trägt, nicht in Gestaltungen, die schon im Bau wie Zukunftsliebenskunst gerüstet den Mitlebenden imponieren müßte. Alle Kunst steht und fällt mit der sieghaften Persönlichkeit, die durch Himmel und Hölle schreitet, ihrem eignen Lande zu.

Eigenlämlich berühren mich die studentischen Musenalmanache. Neuerdings haben sich auch die Münchener Hochschüler einen solchen geleistet. An Beratern modernen Buchschmucks giebt er sich wie ein Verschwenker. Aber sein Uberschuß an neuer künstlerischer Kraft ist gering. Kaum daß zwei, drei Dichterköpfe in schärferer Prägung hervortreten. Und ein richtiger wilder Teufel fehlt ganz.

Baudelaire's Werke in deutscher Ausgabe von Max und Margarethe Bruns. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Vielen zu Dank wird wohl dieser verdeutschte Baudelaire noch nicht sein, denn wir dürfen ohne Überhebung annehmen, daß den Meisten die Kraft zu seiner unbefangenen Würdigung noch nicht reichen wird. Ganz gewiß zu Dank den alten Gardisten der Wagner-Kunst! Wir wissen, daß Charles Baudelaire, der litterarische Purist strengster Observanz, wie ihn Chamberlain in seinem Wagnerbuche nennt, einer der Ersten von den großen Dichtern Frankreichs war, der den jungen Wagner in Paris als übermächtigendes Genie erkannte und unermüdetlich auf die „wunderbare litterarische Schönheit“ (*l'admirable beauté*

littéraire) seiner Schöpfungen hinwies. Als das ganze litterarische und artistische Hottentotentum diesseits und jenseits des Rheins noch gegen Wagner den Ton in der Öffentlichkeit angab, schrieb Baudelaire bereits die begeistertsten Aufsätze über den genialen deutschen Wort- und Tonbildner. Zu bedauern bleibt, daß in dieser Bruns'schen Ausgabe uns nur die Prosaschriften und nicht auch Baudelaire's „*ſlours du mal*“ geboten werden sollen, jene Dichtungen, die seinen unvergänglichen Ruhm begründeten. Vielleicht entschließt sich Max Bruns noch, in einem Nachtragsbande sich an eine kongeniale Verdeutschung der „Blumen des Bösen“ zu wagen. Stephan George hat zwar erst eine Nachdichtung dieser grandiosen *l'art pour l'art*-Meisterleistung erscheinen

lassen, aber mit Auslassung der — Berücksichtigtesten, dafür aber charakteristischsten und künstlerisch wie psychologisch wertvollsten Nummern. Warum? — das mögen die alten Jüngerlein des Symbolismus wissen! Ich komme vielleicht auf das verdienstliche Unternehmen von Max und Margarethe Bruns zurück, wenn sämtliche Bände vorliegen. Im zweiten Bande, der zuerst erschienen, fällt mir die ungemeine Festigkeit auf, mit der Max Bruns gegen einzelne deutsche Kritiker Baudelaire's vom Leder zieht. Ein strenges, aber im Ausdruck maßvolleres Abweisen der kritischen Vorurtheile und Bosheiten wäre mir lieber gewesen als dieser aufgeregte Scheltelon. Bruns feiert ja selbst Baudelaire als Erzieher zur Schönheit! Man darf auch nicht vergessen, wie viel Übles über Baudelaire unter den Franzosen selbst heute noch im Schwange geht. Sollen wir darum gleich über unsere Landsleute wie über Muster der Erbärmlichkeit und Verruchtheit herfallen, wenn sie daneben hauen? Der Übersetzung von Bruns kann man nur hohes Lob zollen. Einzelne kleine Versehen und Nachlässigkeiten fallen nicht störend auf und ändern nicht den Sinn.

R. G. Conrad.

Von Emile Zola bis Gerhard Hauptmann. Erinnerungen zur Geschichte der Moderne von Michael Georg Conrad. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

„Hermann Allmers, dem achtzigjährigen Heimatdichter“ geweiht, mit dem Leitspruch Goethe's: „Sich mitzuteilen ist Natur; Mitgeteiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung“ edel-einfach geschmückt, sendet der Rüstigste der „Jungen“ (heut' uns schon ein Ehrenname wie der jener „Neufen“), Alt- und Deutschmeister Michael Georg, nach längerer Pause eine prächtige Sammlung aus. Das hinreichend Rednerische dieser hoch ragenden Führernatur, den weithin schattenden Fittichschwung einer zielefrohen Urkraft dürfen wir wieder einmal froh begrüßen. Das ist kein selbstgefälliges

Herumgerede, kein schweigendes Wortetürmen und Gedankenkreisen, das ist ein tüchtiger, kernhafter, unbeirrter, inniger, treuer, deutscher Mann, der etwas sagen will, Vielen sagen will und laut und stark wie unter freiem Himmel deutlich kündigt. Conrad hat immer eine eigene Meinung frank und fanfarenhell erschallen lassen — er, der mutige Begründer unserer „Gesellschaft“, hat sich's nie verdrießen lassen, den Sauerdüpfischen und Griesgrämlichen, den Zischlern und Gistmischern, den Schleichenden und Hämschen, den Zottigen und Zänkischen, den Neidlingen und Schädlingen an die Gurgel zu springen, oder ihnen seinen flatternden, flackernden Hohn um die Ohren zu schlagen; er hat gehört und geschaut, scharfsöhrig und weitfichtig, er hat Hort geboten und Dank verschenkt; Glück und Glanz neuer Sonneneiten hat ihm tief in das kindliche Herz geleuchtet, allem Hohen, Starkeu, Gebietenden hat er auf lodern den Altären hingehend geopfert; er ist mit breiter argloser Brust, ein schenkelstarker Reiter, die freie Stirn dem Sturme der ungeschirmten Hochebenen bietend, immer wieder auf Abenteuer ausgeritten, hat seine beste Kraft in guten Krieg geworfen. Heute giebt er uns eine Art Rückblick auf das letzte Vierteljahrhundert, das von dem Kampf um die neue Kunst erfüllt ist. Wir sehen ihn von Paris aus bemüht, seinem Deutschland Emile Zola zu offenbaren, wir beobachten ihn als streitbaren Gründer unserer neuen Reiches. Nießsche's Riesenschatten wogt über der empörten See der vielen Meinungen. Und steuerkundig bringt uns der wetterharte Fährmann Michael an die Küste von Neuland. Eine dithyrambische Predigt „Was dünkt Euch um Nießsche“ (aus der „Insel“ bekannt) bildet den Höhepunkt der künstlerisch herausgebildeten und liebevoll gefeilten Einzel-Aufsätze, die insgesamt von einer beherrschten und beherrschenden Persönlichkeit zeugen. Wenn auch Conrad die Errungenschaften speziell des deutschen Naturalismus uns kühleren Nach-

fahren etwas zu väterlich-überzeugt wertet (besonders die Gestalt Gerhard Hauptmanns gerät ihm zu groß), wenn er auch allzu gäfflich in die erhabene Halle Kunst bestaubte Waller von der Herstraße Litteratur winkt, — die Tendenz seiner Gedächtnis- und Verkündigungsschrift werden wir ihm grüßend danken. Das vom Verlage würdig ausgestattete Buch ist ein Labfal an bodenständiger reifer Meinung inmitten der schwankenden, schwachen, geistreicheluden, sich als Essays gebärdenden Fragmente jüngerer Zeitgenossen.

Dr. Richard Schaukal.

Medizin.

Ragnus Schwantje: Das Recht der Laien gegenüber den Ärzten. Berlin, Hugo Bermühler.

Der Titel dieser Schrift wird diejenigen sonderbar anmuten, deren Ohren von den Klagen der Ärzte über das schwindende Ansehen ihres Standes voll sind. Mögen diese Klagen in mancher Hinsicht noch so sehr am Platze sein — wer näher zusieht, wird Schwantje Recht geben müssen, wenn er zeigt, daß die Ärzte gegen die Laien eine viel abgeschlossener Stellung einnehmen als alle übrigen Gelehrten; daß keinem anderen Stande heute die gleiche Rechtsstellung eingeräumt und der gleiche blinde Autoritätsglaube (namentlich von der sonst so kritiklustigen Presse) entgegen gebracht wird wie dem ärztlichen; und daß in keiner anderen Wissenschaft die Laien, und zwar auch die gebildeten, so wenig aufgeklärt werden wie in der Heilkunde und der per-

sönlichen Hygiene. Solche Aufklärungen liegen eben — es ist dies allzu menschlich! — durchaus nicht im Interesse des Durchschnitts-Arztes, weil die Gesunden seiner nicht bedürfen und ihn nichts verdienen lassen. Noch unheilvoller als die ganz erklärlichen Unterlassungssünden des ärztlichen Standes sind die bei Ärzten vielfach vorgekommenen Ausartungen ihrer Thätigkeit und Überschreitungen ihrer Machtbefugnisse. Es ist ein für unsere „Kultur“ vernichtendes Zeugnis, welche Behauptungen Schwantje, durch litterarische Hinweise vollkommen gedeckt, aufstellen kann. U. A. sagt er da: „... Der wissenschaftliche Vivisektor von Tieren steht außerhalb jedes Gesetzes, und gegen den Experimentator an Menschen werden die schon bestehenden Gesetze nur selten angewandt. Obwohl die Bekämpfer der Vivisektion viele Hunderte von Verbrechen an kranken Menschen aus medizinischen Büchern und Fachzeitschriften mitgeteilt haben, sind mir nur drei Fälle von behördlicher Verfolgung medizinischer Experimentatoren bekannt.“ — Neben geeigneter Einschränkung der ärztlichen Machtbefugnisse schlägt Schwantje hauptsächlich die im Interesse der Ärzte selbst gelegene Verstaatlichung des gesamten Medizinallwesens vor, zufolge welcher die Ärzte ihr Amt vornehmlich als das von Gesundheitslehrern auffassen könnten, weil dadurch ihre Berufsthätigkeit erleichtert würde.

Der ebenso tapferen wie verdienstvollen Schrift Schwantje's ist die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Max Seiling.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München, Kaulbachstraße 87, II.

Fernruf-Nr. 3245; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nm. 4 $\frac{1}{2}$ bis 6 $\frac{1}{2}$ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

NB. Für unverlangt eingesandte Rezensionsexemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag.

Rezensionsexemplare können unter keinen Umständen wieder zurückerstattet werden. Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Bücherbestellungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Werbestellungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: E. Piersons Verlag (H. Linde) in Dresden.

für die nächste und absehbare Zeit in Aussicht stehende

neue Beiträge der „Gesellschaft“:

Politik und Sozialwissenschaft.

Wilhelm Cohnstädt: Unsere Arbeiter und die Getreidezölle. — R. G. Döschner: Sozialpolitische Zeitfragen und Dr. J. B. Sigl (Münchener Retrologe Nr. 5). — Geh. Sanitätsrat Dr. Konrad Küster: Volkswirtschaftliche Aufsätze zu den aktuellen Zeitfragen. — S. Masur: „Hands off!“

Kulturleben (Wissenschaft und Technik).

M. G. Conrad: Ludwig II., der Kunstkönig. — Paul Nikolaus Goffmann: Otto Liebmann (mit Bild). — Ingenieur Dr. Deinhard: „Halluzination oder übersinnlicher Eingriff?“ — Johannes Gillehoff: Volksschriften und Volksschriftsteller. — Dr. med. Carl Graeber: Zu Riechke's Krankheit; Über Franzesco Crispi. — Martin Greif: Zu Du Pre's Gedächtnis (mit Bild). — Dr. Josef Hofmiller: Friedrich Riechke's Testament und Vom Stande der Riechke-Forschung. — W. Michel: Der Streit der Nationalitäten. — Willy Pastor: Wie die Erde zum Schalentier geworden ist. Ein Beitrag zur Astrophysiologie. (Mit Bild des Verf.) — Kurt Piper: Kirche und Naturwissenschaft. — Dr. Karl Schneider: Vom Stande der Deszendenz-Theorie (Fleischmann). — Hofrat Professor Max Seiling und Philipp Frey: Über den Selbstmord. — H. von Seydlitz: Über die Grundlagen japanischer Kunst.

Dichtung (Literatur-Essays).

Dr. Ernst Consentius: Hinter den Kulissen der Schillerpreis-Kommission. — Paul Nikolaus Goffmann: Georg Volk (mit Bild). — Adolf Danneberger: Richard Schaufal (mit Bild). — Der Herausgeber: Über Heinrich von Stein (mit Bild). — Robert Jaffé: Das Ende des Naturalismus. — Eugen Kallschmidt: Leopold Webers Dichtungen (mit Bild). — Dr. Gustav Kuehl: Alfred Nombert. — R. Mollenhauer: Heinrich Hansjakob. — Arthur Konrad Müller: Naturalismus im Drama. — Lulu von Strauß und Torney: Annemarien Schulten. — Josef Theodor: Über die Kritik als Wissenschaft und Erfindung; Über die „Neue Gemeinschaft“. — Stefan Zweig: Neue Lyrik.

Aphorismen von Ed. F. Kastner, Walter Krug, Paul Kunad, Dr. Friß Mauthner (über Sprache), Hugo Oswald, Professor Dr. Aug. Pausy, Kantlippus u. A.

Belletristik (Novellen, Skizzen, Impressionen u. c.) von Sandor Barinkay, R. Braungart, Paul Ehlers, Otto Grund, Emil Kläger, Christian Morgenstern, Paul Riefensfeld, Willy Scharlau, Richard Schaufal, P. Schulze-Berghof, Heinrich Steiniger, Edward Stilgebauer, Friß Stoffel, G. Weber-Lutkow, Leopold Weber, Oskar Weisbart u. A.

Neue Lyrik von Richard Braungart, Martin Greif, Karl Hendell, Fr. W. von Dostören, Otto Doppermann, Josef Schanderl, Richard Scharf, Richard Schaukal, M. M. von Stern, Alb. Stoffel, C. Hans von Weber, S. Weber-Lutnow u. A.

„Münchener Lyrik“ und „Deutsche Lyrik“.

Wirdende Kunst.

Adolf Bayerdorfer: Über Courbet (aus dem Nachlasse). — Bildhauer Eduard Beyrer jun.: Über Bildhauer-Wettbewerbe. — Eduard Engels: Die Turiner und Düsseldorfser Ausstellungen. — D. Heilmeyer: Raphael Schuster-Woldan. — Albert Lamm: Das moderne Leben und die moderne Kunst. — August Riemann: Das Talent des Malers. — Professor Dr. A. Pautz: Karl Heider. — Dr. Alfred Felger: Böcklin-Betrachtungen. — A. Plehn: Neu-deutsche dekorative Malerei. — Dr. Karl Boll: Der Niedergang Münchens als Kunststadt. — Wilhelm Zaiß: Um das Heidelberger Schloß.

Musik.

Josef Aug. Behringer: Hugo Wolfs Lied. — Professor Martin Krause: Über Felix Weingartners „Dreites“. — Professor Dr. Henri Lichtenberger: Die französische Symphonie der Gegenwart. — A. Füringer: „Eine Nacht in Bayreuth“. — Max Schillings: Künstlerische Gartenmusik. — Dr. M. Steinger: Musikalische Straßpredigten. — Karl Straube: Siegmund von Haussegger (mit Bild). — Paul Bschörlich: Eugen d'Alberts „Improvisator“.

„Münchener Kunstschau“,
„Kritische Ecke“ und „Besprechungen“.

Außerdem

stehen unmittelbar noch bevor:

ein **Hyppolite Taine**-Heft (mit Beiträgen von Ernst Hardt, Dr. Josef Hofmiller, Leopold Katscher, Wilhelm Weigand — und einem Porträt Taine's nach Bonnat);

ein **Elfaß-Lothringer**-Heft (mit Beiträgen von Otto Flate, Th. Pohlen, A. Prévôt, A. Schidele, Ernst Stadler u. A.);

ein **Frauen-Doppelheft** (mit folgenden Beiträgen: „Als wenn's immer so gewesen wäre“ und „Emmy von Egidy“ — mit Bild — von Anna Bernau; Else Haffe: „Spaltungen und Wandlungen im Sozialismus“; Dr. Hans Landsberg u. A.: „Neueste Frauen-Litteratur“; Hedwig Lindhammer: „Armenpflege oder Sozialpolitik?“, Grete Meisel-Hefz: „Erziehung und Familienleben“; „Tante Severina“ von Keera; Dr. Kurt Piper: „Die Kunstpsche des Weibes“; „Neues von der List-Biographin“ (Lina Kamann); Belletristik und Lyrik von Anna Croissant-Rust, Annie Diederichsen, Fraterna, Else Lasler-Schüler, Ilse Mautner, Clara Müller, Selene Raff, Rosa Schapire, Hannah Schreiber u. A.).

Die
Gesellschaft.



Münchener
Halbmonatschrift für Kunst und Kultur.

Herausgegeben

von

Dr. Arthur Seidl.



XVIII. Jahrgang. — 1902.
Band II.



Dresden und Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft“
E. Piersons Verlag.

Druck von C. Neumann's Verlag (H. Lindt) in Dresden.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Bernau, Anna, Emmy von Egidy	301
Biel, Anna Maria, Zetängerjeliaber	369
Bonfort, Helene, Ein Deutscher Schwestern-Verein	377 ⁴
Consentius, Dr. Ernst, Hinter den Kulissen der „Schillerpreis“-Kommission	161
Croissant-Rust, Anna, Der Herr Buchhalter	317
Falke, Baronesse, Klingers „Beethoven“ in Wien	307
Flake, Otto, Ein elsässisches Drama	226
„ „ Fünfszig Aphorismen	231
Fraterna, A., Ein „Negativ“	334
Frauenkritik	360
(Mit Beiträgen von: Anna Maria Biel, Anna Behniß, Annie Diederichsen, Ilse Mautner, J. von Miller, Clara Müller, Senna Scheler, Hannah Schreiber, Thella Skorra, Lina Bernaison.)	
Gramazki, S. J., Indische Märchen und Fabeln (Ein Beitrag zur vergleichenden Sagentunde)	182
Greif, Martin, Acht Frühlingslieder	180
„ „ Zu Carl du Preß Gedächtnis	34
Grund, Otto, Die Grete	110
Gaenel, Dr. Erich, Münchner Frühjahrskunst	122
Häng-Lug, Jda, Pädagogische Klauderei	293
Hardt, Ernst, Zu Hippolyte Taine's Gedächtnis: 2. Taine's „Philosophie der Kunst“ (Deutsche Übertragung)	86
Hasse, Else, Spaltungen und Wandlungen im Sozialismus	269 ⁴
Hofmiller, Dr. Josef, Nietzsche's Testament	5 ⁴
„ „ Zu Hippolyte Taine's Gedächtnis: 3. Taine und die Gegenwart	95
Jerschke-Dihm, Maria, „Nur für ehrbare Frauen!“	372 ⁴
Katscher, Leopold, Zu Hippolyte Taine's Gedächtnis: 1. Ein berühmter Kultur- Anatom (Mit Original-Briefen)	73
Krug, Wilhelm Walter, Aphorismen	175
„ „ Frühlingsfeier	172
Küster, Geh. San.-Rat Dr. Konrad, Die Selbsthilfe der Landwirte	145
Lasker-Schüler, Else, Dichtungen	325
Lindner, Ella, Poesie und Prosa	323
Mann, Franziska, Zwischenklänge	338
Masur, S., „Hands off!“	1 ⁴
Meißel-Geh, Grete, Erziehung und Familienleben	281 ⁴
Michel, Wilhelm, Der Streit der Nationalitäten	217 ⁴
Neera (übersetzt von Podhorský), Tante Severina	326
Nestéren, Fr. W. von, Drei Gedichte	18

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Oswald, Hugo, Aphorismen	16
Pastor, Willy, Wie die Erde zum Schalentier geworden ist (Ein Beitrag zur Astrophysiologie)	150
- Piper, Dr. Kurt, Die weibliche Kunstseele	297
Plehn, A. L., Neudeutsche dekorative Malerei	189
Pohlen, Theodor, Die Streitbahigeige	241
Prévôt, René, Über das elssässische Drama (Ein Brief)	248
Schapiro, Anna, Singende Bilder	366
Seidl, Dr. Arthur, Neue Opern: 2. W. Meyer-Oberslebens „Haubenkrieg“	119
" " " Neues von der List-Biographin	312
Selleneit, Ella, Was der liebe Gott mit den alten Vollmonden macht	114
Stadler, Ernst, Zwei Dichtungen	236
Steiniger, Dr. Heinrich, Drei Skizzen	19
- Theodor, Josef, Über die Kritik als Wissenschaft und Erlösung	103
Weber, C. Hans von, Gedichte	111
Wendel, Hermann, René Schickel	221
Zajz, Wilhelm, Um das Heidelberger Schloß	36
Zschorlich, Paul, Neue Opern: 1. Eugen d'Alberts „Improvisator“	115
Münchener Rundschau und Münchener Tagebuch	43, 196
Kritische Gede:	
- Halluzination oder übersinnlicher Eingriff? (Ludwig Deinhard)	50
Münchens Niedergang als Kunststadt (Dr. Karl Boll)	126
Nochmals die „Verdunklung unserer Konzerträume“	251
- Sonntagsruhe und Volkswirtschaft (Dr. Arthur Cohen)	205
Wie Dichter sterben (Nachträgliches, aber immer noch „Aktuelles“, zum Fall Baumberg von Otto Werned)	381
Bunte Bühne: S. 55; Die Frau als fgl. Bibliothekar: S. 384; Ein Vor- kämpfer der Männersache: S. 386; Erklärung: S. 255; Herr Arthur Fitger: S. 55; Herrn von Postarts Sündenregister: S. 129; „Kultur“ des Fußes: S. 385; Lesefrüchte mit Handglossen — gemischte Gefühle in Stoßseufzern: S. 56, 131, 208, 254, 387; Unsere hohen Regierungen und die Frauenfrage: S. 384; Zum Straßburger Goethe-Denkmal: S. 253.	
Besprechungen:	
- Deutsche Kolonialkritik (R. F. Döschner)	209
Fritz Lienhardts „Gesammelte Gedichte“ (Ernst Stadler)	256
- Neue Litteratur zur Frauenfrage (Dr. Hans Landsberg)	390
- Niesische, und kein Ende! (Dr. Josef Hofmiller)	59
Korreferate: S. 67, 134, 213, 395; Vermischtes: S. 141, 261, 400.	
Büchertisch	71, 143, 216, 268, 402

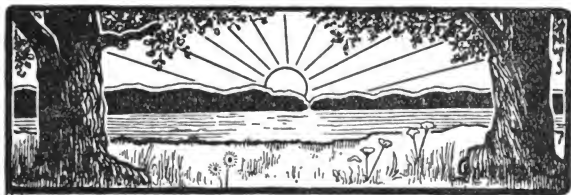
Bildnisse:

- Emmy von Egidy (Nr. 11/12).
Willy Pastor (Nr. 9).
Dr. Carl du Prel (Nr. 7).
René Schickel (Nr. 10).
Hippolyte Laine (Nr. 8).



Dr. Carl du Prel.

Nach einer Kiebbaber-Aufnahme.



Band II. * 1902. * Heft 7.
*

„Hands off!“

Von S. Masur.

(Breslau.)

Vorbemerkung der Schriftleitung: Die Rede, mit der Whitelaw Reid auf dem Pressbankett in New-York den deutschen Kaiser gefeiert hat, ist von der Presse fast gar nicht besprochen worden. Trotzdem wäre es thöricht, eine gewisse Bedeutung dieses Toastes verkennen zu wollen; die Stelle von den „drei Nationen, welche von Gott und Natur zu ewiger gegenseitiger Freundschaft bestimmt sind: die Vereinigten Staaten, Deutschland und England“ zerstört mit einem Mal die Legende von einem gespannten Verhältnisse zwischen England und Amerika; das angeblich an Stelle der früheren freundschaftlichen Beziehungen getreten sein sollte. Und da Herr Reid obendrein ausdrücklich betonte, daß er im Namen der gesamten amerikanischen Presse so rede, gewinnt seine Erklärung einen ganz besonderen Nachdruck. Alle Berichte der England feindlichen Blätter können diese Thatsache nicht beseitigen; es wäre also nur zu wünschen, daß auch in deutschen Kreisen die Notwendigkeit guter Beziehungen zu England sich mehr und mehr doch Bahn bräche. Mit wachsendem Unmute verfolgt ein großer Teil der Bürgerschaft — und wahrlich nicht der schlechteste — jene Englandheße, die für uns in keinem Falle von Vorteil sein kann. Der unglückselige Burenkrieg hat die Beziehungen beider Länder ohnedies dem Gefrierpunkt nahe gebracht; und so halten wir denn — zumal nach der jüngsten Aussprache des Staatssekretärs Frhrn. von Richthofen — ein offenes Wort auch jetzt wieder (vergl. „Gesellschaft“ 1900, I. Mai-Heft) für durchaus am Platze, indem wir nachstehender Einsendung gern an dieser Stelle Raum geben und gleichzeitig auf die (im Verlage von Dr. John Edelheim zu Berlin) soeben erschienene, lesenswerte Broschüre über „Recht und Unrecht im Boerenkriege“ von Friedrich Herz, sowie darauf verweisen, daß bisher leider einzig im Scherl'schen „Tage“ (vergl. den ersten Leitaufsatz des Prof. Dr. Max Schneidewin: „Die öffentliche

Meinung Deutschlands und der Burenkrieg“ in Nr. 121), sowie noch kürzlich in der „M. Allg. Ztg.“ dieser objektivere Standpunkt innerhalb der führenden deutschen Presse vertreten war.

*

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wer in dem unglückseligen Burenkriege im Rechte ist. Die deutsche Presse hat sich fast ausnahmslos gegen England erklärt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die große Mehrheit des deutschen Volkes hinter ihr steht. Wir achten diese Anschauung, ebenso wie diejenige der Minderheit, die in diesem Kriege keinen „Raubkrieg“ sieht, sondern nur den früher oder später doch unvermeidlichen Entscheidungskampf zwischen Engländern und Holländern um die Vorherrschaft in Süd-Afrika; aber wir protestieren dagegen, daß die unausgesetzte Heße gegen England zum Schaden unserer politischen wie kommerziellen Beziehungen fortgesetzt werde.

Jeder Mann in Deutschland hat das Recht, seine Ansicht frei und offen zum Ausdruck zu bringen, und Ihr geschätztes Organ hat stets mit in erster Reihe gestanden, wenn es galt, dieses Recht zu verteidigen; fordern müssen wir jedoch, daß hierbei dasjenige Maß und derjenige Takt beobachtet werden, den wir auch von Anderen mit Fug und Recht erwarten. Als kürzlich die Polen in Österreich und Rußland mit ihren Brüdern im Deutschen Reiche offen sympathisierten, da wurden diese Kundgebungen von uns mit gutem Grund als ungehörige Einmischung in unsere internen Angelegenheiten zurück gewiesen; und doch vergeht kein Tag, an dem nicht bei uns die beleidigendsten Vorwürfe gegen England öffentlich erhoben würden, ohne die gebührende Zurechtweisung zu finden. Man sympathisiert mit den Buren, weil diese Leute um ihre Freiheit kämpfen; aber man sollte nicht vergessen, daß Europa bisher allen Völkern zugejauchzt hat, die dieses heiligste Recht verteidigten. Die Griechen und die Polen, die Serben und die Bulgaren, sie alle wurden im Kampfe um ihre Freiheit von der öffentlichen Gunst getragen; und doch müssen wir gestehen, daß diese Länder — zum Teil wenigstens — für eine Freiheit in unserem Sinne keineswegs schon reif genug gewesen sind.

Wir wollen, wie erwähnt, in diesem Artikel nicht Stellung pro und contra nehmen; allein — warum wirft man nicht öfter die Frage auf, ob Präsident Krüger und seine Genossen wirklich nur durch frommes Viehhüten das viele Geld verdient haben, das sie jetzt im Haag mit vollen Händen ausgeben? Warum auch hat noch niemand einen praktischen Vorschlag gemacht, was man Besseres an Stelle der Konzentrationslager setzen könnte? Warum hat noch niemand die thörichte Behauptung widerlegt, daß dort

unten sechs Engländer gegen einen Buren kämpfen, wo doch in Wirklichkeit fünf Sechstel der Armee zur Besetzung des Landes dienen müssen und nur ein Sechstel, auf ungeheure Strecken verteilt, zum Feldkampf übrig bleibt?! Warum endlich wird jedes noch so unwahrscheinliche und unkontrollierbare Gerücht über englische Grausamkeiten geflissentlich weiter verbreitet? Und warum fällt es keinem Menschen ein, manche bedauerlichen Vorkommnisse einmal mit den unerhörten Schwierigkeiten dieses Krieges zu erklären?

Was man zu Gunsten der Buren sagen könnte, ist schon tausendfach gesagt; es ist herzlich wenig und vor Allem leider nicht geeignet, die Leute mit jenem Glorienscheine zu umgeben, durch den sie in Europa gemeinhin betrachtet werden. Wenn Rußland die unglaublichsten Grausamkeiten begeht, wenn es ohne eine Spur von Recht die Mandschurei annektiert, so erklären wir kühl, daß uns dies nichts angehe, daß es unsere Interessensphäre nicht tangiere; wenn aber England ein Kulturwerk ersten Ranges vollbringt, indem es mit den traurigen Zuständen in Transvaal endlich aufräumt, so empört sich die leider falsch unterrichtete „öffentliche Meinung“, und am liebsten möchte man England dabei gleich in den Arm fallen. Die Chinesen erklärten wenigstens frei und offen, sie wollten die Fremden nicht und verzichteten auch auf ihr Geld; in Transvaal jedoch gab es keine Steuer, die man den Ausländern nicht auferlegte, ohne ihnen auch nur das geringste Recht dafür einzuräumen. Seit Jahren stockte Handel und Wandel in Süd-Afrika, weil jeder Mann voraus sah, daß dieser unvermeidliche Krieg um die Vorherrschaft kommen mußte; wären die Buren klug gewesen, so hätten sie die berechtigten Forderungen Englands erfüllt und damit ihre unverdiente Selbständigkeit wenigstens eine Zeit lang bewahrt — statt dessen wüthet jetzt seit über zwei Jahren der mörderische Krieg, Tausende von Menschen, Millionen und aber Millionen nutzlos hinopfernd. England kann in diesem Kampfe nicht nachgeben, weil seine Ehre engagiert ist und obendrein vitale Interessen auf dem Spiele stehen, — die Buren kämpfen halsstarrig nur weiter, weil sie ohnehies in solchem Kampfe nichts mehr zu verlieren haben.

Doch dem sei, wie ihm wolle: Politik wird nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Kopfe gemacht — die zukünftigen Herren von Süd-Afrika werden zuversichtlich die Engländer sein, und es ist mehr als thöricht von uns, sich ostentativ mit England zu verfeinden. Zwei Länder, die von Natur derart auf einander angewiesen sind, die (wie schon Gobineau betont) der Rasse nach zuletzt doch zu einander gehören, und die auch in ihrer Politik nirgends kollidierende Interessen haben, sie sollten sich nicht zur Freude der übrigen fortwährend befehden; jede Schwächung des einen

Landes bedeutet indirekt eine Schwächung auch des anderen und eine Stärkung der gemeinsamen Gegner. Es kann nicht oft genug darauf hin gewiesen werden, daß gerade wir Deutschen in Transvaal stets zu Gunsten von Holländern und Franzosen zurück gesetzt wurden, und daß es von uns im höchsten Grade unklug ist, mit dieser zurück gebliebenen Gesellschaft zu sympathisieren. England ist es gewesen, das im siebenjährigen Kriege allein auf Preußens Seite stand; England ist es gewesen, das vor 100 Jahren die letzten Mittel zum Kampfe gegen Napoleon I. gab. An Englands unbeugsamer Widerstandskraft ist das erträumte Weltreich des großen Korsen gescheitert, in keiner entscheidenden Frage des vorigen Jahrhunderts ist England auf Seiten unserer Gegner gewesen, und doch wird hier mit Behagen jede Kleinigkeit breit getreten, wenn die wirtschaftliche Konkurrenz einmal Differenzen mit sich führt. England hat in diesem Kriege bewiesen, daß es eine Weltmacht ersten Ranges ist; kein Land der Erde wäre im Stande gewesen, eine Armee von dieser Größe über den Ocean zu schaffen und dort Jahre lang zu verpflegen und zu unterhalten; die englischen Offiziere haben bewiesen, daß sie an Tapferkeit und Todesverachtung nicht hinter den unserigen zurück stehen, und wenn das englische Heer da unten auch keinen Anspruch machen kann, mit dem unserigen auf eine Stufe gestellt zu werden, so soll man andererseits nicht vergessen, daß es für uns schade wäre, die eigenen Landesfinder, unser „Volk in Waffen“, in solchem traurigen Kampfe hinmorden zu lassen.

Deutschlands Sympathien mögen stehen, wo sie wollen, die Sympathien der Buren haben wir nie besessen, können auch keinen besonderen Wert auf sie legen. Nicht gleichgiltig indessen kann es uns sein, wenn uns die Sympathien Englands dauernd verloren gehen, das mit uns durch Abstammung und Kultur, durch Handel und Industrie so enge verknüpft ist. Die politische Klugheit sollte uns sagen, was bei einem wirtschaftlichen Kampfe mit England, ja selbst bei einer Lockerung unserer Handelsbeziehungen, auf dem Spiele steht! Europa war nicht mächtig genug, die englischen Schiffe zu boykottieren; wir wollen nicht diejenigen sein, die schließlich den Engländern allein gegenüber stehen, denn daß uns die Franzosen im entscheidenden Moment im Stiche lassen und auch auf die Anderen kein rechter Verlaß ist, das wissen wir Alle. Wer die Sache der Buren für „gerecht“ hält, der soll von seiner Überzeugung kein Zota aufgeben; nur soll er mit Rücksicht auf unsere Beziehungen zu England endlich seine Ausdrucksweise mäßigen; bei der gegenwärtigen wirtschaftlichen Konjunktur zumal können wir uns einen Konflikt mit England nicht leisten. Darum: „Hands off!“





Nietzsche's Testament.

Von Dr. Josef Hofmiller.

(Freisung.)

Auf den folgenden Blättern wird versucht, von Friedrich Nietzsche's nachgelassenem Hauptwerke „Der Wille zur Macht“ Einiges darstellend mitzuteilen. Es konnte nur ein erster Versuch sein, da es nicht möglich ist, den Reichtum des Werkes auszumessen. Darstellung, nicht zustimmendes oder verneinendes Urteil, schien die erste und zunächst einzig geziemende Aufgabe.

Wie die Vollenbung des Faust dem greisen Goethe als das „Hauptgeschäft“ erschien, dem alles andere Hervorbringen nach stehen mußte und nach dessen Abschlusse jeder Tag als reines Geschenk des Schicksals empfunden wurde, so ist der „Versuch einer Umwertung aller Werte“, dessen endgiltige Fassung im „Willen zur Macht“ vorliegt, Nietzsche's profaisches Hauptwerk, das er am längsten mit sich herum trug. Um das Jahr 1881 taucht die erste Absicht einer planmäßigen Zusammenfassung seiner philosophischen Ideen auf. Übermächtig aber steht die Gestalt Zarathustra's vor ihm. Mit einer bis dahin unerhörten Pracht und Wucht verkündet er seine Lehren, in Sätzen und Bildern, die aus edlem Marmor gemeißelt scheinen. „Jenseits von Gut und Böse“, der erste Kommentar zum Zarathustra, — denn als Kommentare zu diesem Werke sind die nun in erstaunlich kurzen Abständen veröffentlichten Bücher zu verstehen — trug den zu wenig beachteten Untertitel „Vorspiel einer Philosophie der Zukunft“. Vom März 1887 an bis zum Frühjahr 1888 arbeitet Nietzsche, abgesehen von der Fertigstellung der „Genealogie der Moral“ (zwischen 10. und 30. Juni 1887), beinahe ausschließlich am „Willen zur Macht“. Er versucht, das Material in eine Disposition zu bringen, legt Register an, numeriert die Abschnitte, versieht sie mit Stichworten oder epigrammatisch

präzisen Angaben des Inhalts, bemerkt die Ziffer des Bandes (I—IV), dem er die einzelnen zuweisen will. Inzwischen sind neue Schriften gereift: „Der Fall Wagner“ löst sich von dem Hauptwerke los, nachdem er ursprünglich als ein Abschnitt der „Kritik der Modernität“ geplant war; vom Mai auf Juni 1888 wird das dünne, aber inhaltschwere Heft in Turin und Eils-Maria entworfen, Nachschriften und Epilog werden im August angefügt. Der selbe Sommer zeitigt die „Dionysos-Dithyramben“. Als erste deutlichere Ankündigung der „Umwertung“, aus den Materialien dieses Buches heraus gewachsen, stellt die vor dem 3. September 1888 vollendete „Götzendämmerung“ Nietzsche's Philosophie in nuce dar. Während dessen hat er beschlossen, anstatt sein Hauptwerk in vier Bänden abzuschließen, den ganzen Stoff in vier Bücher zusammen zu pressen. Der vom 3.—30. September vollendete „Antichrist“ ist das erste dieser Bücher. Kurz darauf fällt die Selbstbiographie „Ecce Homo“ (vom 15. Oktober bis 4. November). Gegen Mitte Dezember wird „Nietzsche contra Wagner“ zusammen gestellt. Die ersten Tage des Januars 1889 bringen den Gehirnschlag.

Die Werke und ihre Entstehungszeit mußten hier kurz angegeben werden, da nur auf diese Weise gezeigt werden konnte, daß Nietzsche's Produktion vom 17. März 1887 an, an welchem Tage die erste Disposition der „Umwertung“ nieder geschrieben wurde, bis zu jenem Januartage eine geschlossene Einheit darstellt und von der „Umwertung“ ausgefüllt wird. Diese ist das letzte Ziel des staunenswürdig reichen Schaffens der zweiundzwanzig Monate, ihr gemeinsamer Hintergrund, ihr unausschöpfbarer Fond. Die während dieser Zeit heraus gegebenen Bücher sind entweder Ableger oder Erholungen vom Hauptwerke. Die Veröffentlichung dieses Hauptwerkes im Dezember 1901 bildet, wenn auch noch so wertvolle Schätze im Weimarer Archiv des Lebens harren, den Abschluß und das wichtigste Ereignis der posthumen Publikationen.

Die Feststellung des Wortlautes und die Anordnung der einzelnen Abschnitte war mit Schwierigkeiten verbunden, deren Größe der Vorbericht mehr andeutet als ausführt. Die Herren Peter Gast, Ernst und August Horneffer haben diese Schwierigkeiten bewundernswürdig bewältigt, und wenn hier ein einzelnes Problem ihrer Herausgeberthätigkeit berührt wird, so soll damit nur eine abweichende Meinung, nicht eine Kritik ausgesprochen werden. Die Herren Herausgeber haben sich an den Plan vom 17. März 1887 gehalten, dem gemäß die Bücher sich so verteilen: I. Der europäische Nihilismus. II. Kritik der höchsten Werte. III. Prinzip einer neuen

Vertiefung. IV. Zucht und Züchtung. Dieser Plan brachte die Schwierigkeit mit sich, zwischen dem ersten und zweiten Buche einerseits, und dem dritten und vierten andererseits die Grenze zu ziehen. Dem gegenüber hätte der letzte Plan, aus dem Herbst 1888, den Vorzug scharfer Abgrenzung gehabt: I. Der Antichrist. Versuch einer Kritik des Christentums. II. Der freie Geist. Kritik der Philosophie als einer nihilistischen Bewegung. III. Der Immoralist. Kritik der verhängnisvollsten Art von Unwissenheit, der Moral. IV. Dionysos. Philosophie der ewigen Wiederkunft. Das erste Buch hätte dann den Antichrist enthalten müssen, so, wie er im achten Bande gedruckt vorliegt, und dazu die Antichrist-Materialien des Nachlasses. Das zweite Buch wäre den Problemen der Metaphysik und der Erkenntnistheorie, das dritte denjenigen der Moral, das vierte der Aufstellung neuer Ideale gewidmet gewesen. Auch historisch war diese Anordnung glücklich, da sie in der Disposition schon die Entwicklung der modernen Philosophie skizzierte. Die Kritik hat beim Christentume angefangen; die ganze moderne Philosophie ist ihrem Wesen und ihrer Entwicklung nach anti-christlich. (Auch die Philosophie Arthur Schopenhauers macht davon keine Ausnahme, wenn auch ihm selbst sie als philosophia christianissima erscheinen mochte. Wagnerianischen Weltanschauungsbiletanten gegenüber sei hervor gehoben, daß die Lehre Schopenhauers anti-theistisch ist — man lese nur einmal die neuen Paralipomena! —, und daß es zum Mindesten ein Unfug ist, seine ehrwürdige und strenge Erscheinung mit der abenteuerlichen Verquickung schärfster Gegensätze in Zusammenhang zu bringen, die in den Schriften aus Wagners letzter Zeit und in den „Bayreuther Blättern“ zum Ausdruck gelangt.) Das Christentum als ein Problem anzusehen, es auf seinen Wahrheitsgehalt hin zu untersuchen, das war für jeden neueren Philosophen die nicht zu umgehende Voraussetzung seiner Philosophie. Das mußte von selbst zu einer Kritik des Theismus überleiten. Damit aber trat das Problem der Metaphysik überhaupt in den Vordergrund der Untersuchung. Hier war Kant bahnbrechend, dem gegenüber Schopenhauer in Einzelnem einen Rückschritt bedeutet. Vom Problem der Metaphysik ließ dasjenige der Erkenntnis sich nicht abtrennen. Der Substanzbegriff, das Subjekt, die Erkennbarkeit der Dinge, die Kausalität, die Möglichkeit des Urteilens, des Schließens, der Verknüpfung von Urteilen — all das mußte erst Problem, erschüttert, in Zweifel gezogen werden. Darum war, nach der Kritik des Christentums, diejenige der Metaphysik, der Erkenntnistheorie, schließlich auch der Logik nicht mehr zu umgehen. Das zweite Buch der Umwertung hätte diese Kritik gebracht, in neuer Beleuchtung, vertieft, vor Allem radikal — die

„Kritik der reinen Vernunft“ und der „Urteilstkraft“ von der Harmlosigkeit und Vorsicht des kleinstädtischen deutschen achtzehnten Jahrhunderts befreit und über die Jahrtausende hinweg dem kühnen erkenntnistheoretischen Pessimismus der Inder die Hand reichend. Die Namen Kants und Schopenhauers waren wiederholt zu nennen, als der deutschen Philosophen, die in erster Linie in Betracht kamen, so weit es sich um die Fragen erkenntnistheoretischer Methodik handelte. Wenn Nietzsche Kant fast durchweg scharf und unehrerbietig angreift, wenn er bei aller Sympathie für die Persönlichkeit Schopenhauers mit seinen Einwänden gegen Das, was er die metaphysische und psychologische Falschmünzerei dieses Philosophen nennt, nicht zurück hält, so ist sein fortwährendes Auseinandersetzungsbedürfnis ein Fingerzeig dafür, daß er in beiden Männern Gegner sah, die zu bekämpfen der Mühe wert war. — Die Schranke, vor der alle bisherige Philosophie, auch diejenige Kants und Schopenhauers, Halt gemacht hatte, war diejenige der Moral; und zwar waren die Genesis der moralischen Anschauungen und Ideale gleich ungenügend, und vor Allem mit dem selben Mangel an Mut zu den letzten Konsequenzen, untersucht worden, wie das Problem, welche neuen moralischen Werte aus der veränderten Stellung zum Christentum, zum Gottesbegriff und zu der der realen Welt gegenübergesetzten „wahren“ Welt abzuleiten waren. Die bisherigen Philosophen waren, mit wenigen Ausnahmen, eifrig bemüht gewesen, durch um so zäheres Festhalten an den moralischen Dogmen der selben Weltanschauung, deren religiöse und metaphysische Grundbegriffe sie untergruben, ihre eigene praktische Harmlosigkeit zu demonstrieren und sich durch still schweigende Anerkennung oder ausdrückliche Rechtfertigung der herrschenden Moral das Recht abweichender Meinung in anderen Dingen zu erkaufen. Moralistische Fragen waren kaum jemals mit der Kühnheit, der radikalen Skepsis und Konsequenz und mit der Fülle neuer Erkenntnisse betrachtet worden, wie das durch Nietzsche geschah. Hier war es auch, wo die ganze Zeitungen, Zeitschriften und Bücher produzierende und konsumierende Denks Faulheit, Feigheit und Oberflächlichkeit seine Bedeutung zuerst mitterte und sich beeilte, ihre heiligsten Güter zu wahren, nämlich eben jene Denks Faulheit, Feigheit und Oberflächlichkeit. Nicht ohne Grund war für das dritte Buch der „Umwertung“ die Kritik aller bisherigen Art von Moral in Aussicht genommen. Ebenso ergab sich von selbst die Aufstellung positiver Ideale für das vierte Buch. Es darf vielleicht auffallen, daß Nietzsche in seinem letzten Werke eine ähnliche Disposition der vier Bücher aufstellt, wie der von ihm in der ersten „Unzeitgemäßen Betrachtung“ angegriffene David Friedrich Strauß. Ein seltsamer Zufall

will es, daß er jene Fragen nicht umgehen kann, deren selbstgefällige und biedermaierhafte Beantwortung durch Strauß er mit Hohn überschüttet hatte: Haben wir noch Religion? Sind wir noch Christen? Wie begreifen wir die Welt? Wie ordnen wir unser Leben?

Wenn man nicht umhin kann, zu bedauern, daß jedenfalls aus triftigen Gründen der ersten Disposition vom März 1887 vor der soeben entwickelten letzten vom Herbst 1888 der Vorzug gegeben wurde, so muß man sogleich hinzu fügen, daß durch die umsichtige Thätigkeit der Herren Herausgeber dem Einzelnen ermöglicht ist, sich diese Disposition aus den Werken jener Jahre selbst auszufüllen und das System aufzubauen, das der Philosoph nur andeuten konnte. Kenner Nietzsche's wußten bisher schon, was sie von dem gerne kolportierten Vorwurfe der Systemlosigkeit zu halten hatten. Durch das vorliegende Werk wird auf's Neue bewiesen, daß Nietzsche mit den Jahren immer systematischer die großen Fragen des menschlichen Lebens betrachtete, in immer umfanglicheren Kreisen seine Interessen ausdehnend, bewußter stets und präziser mit seinen philosophischen Ahnen sich auseinandersetzend, vorsichtiger im Prüfen, strenger in der Selbstkritik und meisterlicher in der Anwendung seiner Methode. Eine geistige Entwicklung von außerordentlicher innerer Notwendigkeit ist hier jäh abgebrochen worden. Je näher die Werke dem Zeitpunkte der Katastrophe stehen, desto energischer und tiefer sind sie konzipiert, desto gründlicher und allseitiger durchgedacht, desto klarer und schärfer in der Form. Mit einem aus Schmerz, Stolz und Dankbarkeit gemischten Gefühle sieht man den Philosophen in dem Augenblicke unter der Bürde seiner Aufgabe erliegen, da er im Begriffe ist, sein abgerundetestes und eigentümlichstes Werk zu geben und die Gedankenreihen eines Jahrzehnts abzuschließen. Einen Abschluß hätte die „Umwertung“ bedeutet, vielleicht auch einen Wendepunkt. Denn in seltsamer Weise fließen zwei Strömungen in den Werken der letzten Zeit deutlich neben einander her: eine Verneinung, die rücksichtslos, heftig und aggressiv bis zum Unrechte ist, und ein neues Güteideal, das im Zarathustra zum ersten Male aufglänzt, hier noch von herben, scharfen und kriegerischen Umrissen, im „Jenseits von Gut und Böse“ differenzierter, und in der Folge stets strahlender und herzlicher, ohne von seiner Tapferkeit etwas einzubüßen. Der „Antichrist“ hatte dieses Ideal einer Güte ohne Schwäche noch sicherer und fester aufgestellt. Leise Untertöne von rührender Dankbarkeit und allumfassender Liebe klingen seltsam an, so oft diese Vision des unendlich gütigen, frohgemuten, wohlgerateten Menschen in den nachgelassenen Werken von

Nietzsche erschaut wird. Der spätere Buddhismus kennt und schildert, im Buche des Khuddaka Nikaya im zweiten Pitaka, die Lebensläufe von vierundzwanzig Buddha's, die vor Gautama da gewesen waren; nach Gautama aber soll ein neuer Buddha erscheinen, wenn Sakjamuni und seine Lehre längst vergessen sind, und sein Name wird sein Maitreya Buddha, der Buddha der unendlichen und triumphierenden Güte. Jener vollkommen gütige Mensch der Zukunft in den Schriften Nietzsches ist sein postulierter Maitreya Buddha. Die reine große Güte, die schenkende Tugend, der seine Überfülle selbig spendende Reichtum ist ein wesentlicher Zug im Bilde des Übermenschen. Hier reichen sich über die Jahrtausende hin zwei wundervolle Visionen die Hände: der Traum jener sehnsüchtig nach einem reinsten Güteideal ausspähenden buddhistischen Mönche, und die Vision eines deutschen Philosophen, der sich kaum bewußt war, daß sein zögernder Fuß schon die Schwelle des Nirwāna berührte.

Man darf nicht vergessen, daß alle Schroffheit und Unerbittlichkeit nur die eine, negative Seite der Ideen Nietzsches bedeutet; daß sie naturgemäß bei ihm schärfer hervor tritt, da er sich zu mancher Erkenntnis hart durch ringen mußte, die dem Heutigen vertraut und beinahe selbstverständlich geworden ist. Gewiß haben diejenigen Betrachter seiner Philosophie Recht, die in ihm vorzugsweise den Kämpfer sehen, und denen er als ein erstarrter Fechter erscheint, vom Geschehe in dem Augenblicke zur Statue versteinert, da er zu einem fürchterlichen und entscheidenden Siege ausholte. Aber auch derjenige hat sein Wesen erfasst, dem er ruhig und gütewoll vor Augen steht, mit erhobenen Armen ein blaues leuchtendes Meer grüßend zugleich und segnend, ein Glücklicher und Dankbarer, der seine schlimme und gefährliche Anabasis endlich hinter sich hat, und nun all der wolkenlosen feierlichen Unendlichkeit, die vor seinen entzückten Blicken sich hin dehnt, aus tiefster Seele ein „Thalatta! Thalatta!“ zujauchzt.

Die Gedanken des neuen Buches sind nicht gleichwertig hinsichtlich ihrer formalen Ausgereiftheit. Die Worte sind stellenweise auf's Geratewohl gewählt; oft nur ein paar Schlagworte angedeutet. Skizzen und Entwürfe stehen neben Abschnitten, die zu dem Vollendetsten gehören, was Nietzsche geschrieben hat. Man sieht, hier ist jemand plötzlich von seiner Arbeit weg gerufen worden und nicht mehr zu ihr zurück gekehrt. Die Melancholie des Torso's ruht über dem Ganzen, aber auch der Reiz des Entstehenden. Man hat die Glücksempfindung Dessen, der eines großen Werdens Zeuge sein darf. Man sieht, wie Nietzsche arbeitet. Wie er ein Problem von allen Seiten anpackt, und am liebsten von der un-

zugänglichsten; wie er lange Gedankenreihen neben einander entwickelt, manche Idee zweimal, dreimal und öfter ausspricht, immer um noch größere Schärfe und Klarheit bemüht; wie er sich selbst Einwände macht, sich ad absurdum zu führen versucht; wie er endlich immer genauer unterscheidet, z. B. zwischen den zwei Ausgangspunkten des Nausches (der übergroßen Fülle des Lebens und dem Zustande einer krankhaften Ernährung des Gehirns) oder zwischen einer doppelten Art von Schwäche (die Schwäche kann ein Anfangs-Phänomen sein: „noch wenig“, oder ein End-Phänomen: „nicht mehr“). Stärker als in den früheren Schriften wird die geschichtliche Entwicklung und damit die sogenannte „Berechtigung“ von Defacence und Nihilismus festgehalten; das Durch- und Nebeneinander von Symptomen des Verfalles oder des Aufsteigens im Leben der gegenwärtigen Menschheit wird öfter und eindringlicher betont. Nietzsche sieht die Dinge immer komplizierter. Er wirft manchmal Andeutungen hin, aus denen zu erraten ist, daß er hinter jeder scheinbar befriedigenden Antwort neue Fragezeichen und differenziertere Probleme entdeckt. Es geht ihm wie dem Vergleiger: was aus der Ferne eine kahle, glatte Wand schien, zeigt sich in der Nähe als ein System von Lagen und Schichten, mit zahllosen Vorsprüngen, Rissen, Klüften, mit Griffen und Tritten. Mit den Schwierigkeiten wachsen zugleich die Möglichkeiten, sie zu überwinden: „Wir leben im Zeitalter der Vergleichung, wir können nachrechnen, wie nie nachgerechnet worden ist. Wir genießen anders, wir leiden anders: die Vergleichung eines unerhörten Vielfachen ist unsere instinktivste Thätigkeit. Wir verstehen alles, wir leben alles, wir haben kein feindseliges Gefühl mehr in uns.“

Das erste Buch enthält Monologe eines modernen Faust. Das Heraufkommen des europäischen Nihilismus wird erzählt (das Wort „Nihilismus“ nicht in einem politisch-agitatorischen Sinne, sondern rein philosophisch genommen). Die allmähliche Verzweiflung, da kein von außen gegebenes Ziel sich halten ließ: wie das „Ziel der Welt“ zuerst in's Religiöse, dann in's Moralische, dann in's Rationalistische, dann in's Soziale, dann (durch Hartmann z. B.) in's Immanent-Historische, endlich in's Eudaimonistische verlegt wurde. „Wir haben einen ‚Sinn‘ in allem Geschehen gesucht, der nicht darin ist . . . Es giebt keine Wahrheit; es giebt keine absolute Beschaffenheit der Dinge, kein ‚Ding an sich‘. — Dies ist selbst nur Nihilismus, und zwar der extremste. Er legt den Wert der Dinge gerade da hinein, daß diesen Werten keine Realität entspricht und entsprach, sondern, daß sie immer nur ein Symptom von Kraft auf Seiten der Wert-Anseher sind, eine Simplifikation zum Zwecke

des Lebens. Der Glaube an die Vernunftkategorien ist die Ursache des Nihilismus, — wir haben den Wert der Welt an Kategorien gemessen, welche sich auf eine rein fingierte Welt beziehen.“

„Welche werden sich als die Stärksten erweisen? Die Mäßigsten, die keine extremen Glaubenssätze nötig haben, die einen guten Teil Zufall, Unsinn nicht nur zugestehen, sondern lieben, die vom Menschen mit einer bedeutenden Ermäßigung seines Wertes denken können, ohne dadurch klein und schwach zu werden: die Reichsten an Gesundheit, die den meisten Malheurs gewachsen sind und deshalb sich vor den Malheurs nicht so fürchten — Menschen, die ihrer Macht sicher sind und die erreichte Kraft des Menschen mit bewußtem Stolge repräsentieren.“

Begriffe wie Herrenmoral, Sklavemoral, Immoralist, Jenseits von Gut und Böse sind γυμναστικόν, nicht δογματικόν; aufzufassen. Nietzsche hatte solche Antithesen nötig, „die Leuchtkraft dieser Gegenbegriffe, um in jenen Abgrund von Leichtfertigkeit und Lüge hinab zu leuchten, der bisher Moral hieß. Man soll den solitären Typus nicht abschätzen nach dem herdenhaften, und den herdenhaften nicht nach dem solitären. Aus der Höhe betrachtet, sind beide notwendig; insgleichen ist ihr Antagonismus notwendig.“

Welches ist Nietzsche's letztes Streben? „Wirklich den Pessimismus überwinden —; ein Goethischer Blick voll Liebe und gutem Willen als Resultat. Eine Höhe und Vogelschau der Betrachtung gewinnen, wo man begreift, wie alles so, wie es gehen sollte, auch wirklich geht: wie jede Art ‚Unvollkommenheit‘ und das Leiden an ihr mit in die höchste Wünschbarkeit gehört . . . Eine Rechtfertigung des Lebens, selbst in seinem Furchtbarsten, Zweideutigsten und Lügenhaftesten. Auch dieser Pessimismus der Stärke endet mit einer Theodicee, d. h. mit einem absoluten Ja-sagen zu der Welt — aber um der Gründe willen, auf die hin man zu ihr ehemals Nein gesagt hat. — Die Ja-sagenden Affekte: der Stolz, die Freude, die Gesundheit, die Liebe der Geschlechter, die Feindschaft und der Krieg, die Ehrfurcht, die schönen Gebärden, Manieren, der starke Wille, die Zucht der hohen Geistigkeit, der Wille zur Macht, die Dankbarkeit gegen Erde und Leben — alles, was reich ist und abgeben will und das Leben beschenkt und vergoldet und verewigt und vergöttlicht.“

Es hieße, Mißverständnisse herbei führen und unehrlicher Vergutmütigung Thür und Thor öffnen, wenn man die unverminderte, ja noch schärfer gefasste Abweisung defakter Wertungen verschwiege, die auch in diesem Buche den eigentlichen Aktent bedeutet. In der unerbit-

lichen Verurteilung lebensfeindlicher Werte geht die „Umwertung“ zum Teil noch weiter als der „Antichrist“. Kleine und hämische Geister haben denn auch nicht verfehlt, in den Ausfällen Nietzsche's gegen das Christentum und gegen die altruistische Ethik die Bedeutung seiner Werke zu erblicken: sie haben sich die feindselige Terminologie seiner Ablehnung teils angeeignet, teils sie als bequemes Mittel benutzt, ihn zu denunzieren. Wenn hier die Ansicht kund gegeben wird, daß alles Negative bei Nietzsche erst in zweiter Linie, erläuternd nur, nicht beweisend, in Frage kommt, so darf der Philosoph selbst als Kronzeuge angerufen werden — er, dessen Art „ja sagend ist und mit Widerspruch und Kritik nur mittelbar, nur unfreiwillig zu thun hat“, der sich einst als liebsten Wunsch zum neuen Jahre diesen einen gestand: „Ich will nicht anklagen, ich will nicht einmal die Ankläger anklagen. Wegsehen sei meine einzige Verneinung!“ Nietzsche hat, tiefer und leidenschaftlicher als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, verschiedene Seelenzustände durchgemacht, um sie später zu bekämpfen: das Christentum, die Schopenhauerische Philosophie, die künstlerischen Wirkungen der Wagnerischen Musik. Die genannten drei Phänomene gehören für ihn zusammen. Eines nach dem Andern hat er, mit Anstrengung und sich selbst weithuend, aus seiner Seele gerissen, weil ein mächtigeres Grundgefühl es ihm gebot. Gegen die drei Phänomene findet er die bittersten Worte; sich von ihnen los gelöst zu haben, schien ihm sein philosophisches Schicksal; hier in irgend einer Weise Konzessionen zu machen, seine größte Gefahr. Nur wer so wie er geliebt hat, kann so hassen, und aus seinem Haß noch klingt der schmerzliche Schrei enttäuschter Liebe. Es ist, wie wenn Nietzsche in späteren Jahren gegen sich selbst auf der Lauer gestanden wäre, jede „aufkeimende sympathische Regung nach dieser Richtung hin sofort zu unterdrücken. Für ihn war diese ungestüme Ablehnung notwendig. Ist sie es auch für uns? Und wäre sie es für ihn geblieben? Es sei gestattet, auf die zweite Frage zuerst zu antworten. Wer den „Antichrist“ kennt, weiß, daß hier eine Darstellung des Christentums und eine Psychologie des Erlösers gegeben wird, die in mehrfacher Beziehung mit den Ausführungen Tolstoi's übereinstimmt. Wer die „Umwertung“ liest, wird finden, daß in dem Maße, als das Verständnis Nietzsche's für die historische Entwicklung des Christentums sich vertieft, seine Polemik an Gereiztheit verliert, und daß zum Mindesten der Gedanke nicht abzuweisen ist, daß Nietzsche auch das Christentum schließlich unter jene vereinigten Gegensätze mit inbegriffen hätte, mit denen sein „großer Mittag, die Erlösung alles Vergangenen“ voll gestopft erscheint (XII, 395). So darf vielleicht die ganze Umwertung als die letzte und größte Anstrengung an-

gesehen werden, von aller Negation und Kritik endgiltig sich zu befreien, die ganze Vergangenheit noch einmal, zum letzten Male, herauf zu beschwören, sie einmal noch zu prüfen, auf die einfachste Formel zu bringen, um sich für immer von ihr abwenden zu können. Auch die Umwertung ist eine *Vita Nuova*, eine große und gründliche Abrechnung, ein letzter zürnender Blick auf die Gestade der Vergangenheit, ehe das Schiff die hohe See erreicht und nach neuen, nie geschauten, aber inbrünstig geahnten Rüsten die herbe Salzflut durchpflügt.

Da über das Verhältnis der jüngeren Deutschen zu Nietzsche verkehrte Vorstellungen verbreitet sind, sei eine Bemerkung dazu gestattet. Die neue Generation, die um die Zeit des großen Krieges auf die Welt gekommen ist, ihre höheren Schulen hinter sich hat und anfängt, am öffentlichen Leben Teil zu nehmen, ist wesentlich desillusionierter als die vorhergehende, ohne deswegen pessimistisch zu sein. Sie verachtet das Parteigezänke in religiösen und politischen Dingen. Sie hat an den Kämpfen um das neue Reich nicht Teil genommen und keine Veranlassung, sich für politische Gegenstände pathetisch zu erwärmen. Sie hat die Kämpfe um Richard Wagner nicht erlebt und steht dem Manne, seiner Kunst und dem Musikdrama mit skeptischer Bewunderung gegenüber. Sie schickt sich an, so weit sie für den Naturalismus schwärmte, von dieser ästhetischen Kinderkrankheit zu genesen. Gemeinsam ist diesen Jüngeren eine Abneigung gegen große Worte, eine Geringschätzung jener Borniertheit, die sich unbedingt und unentwegt gebärdet, und eine gewisse Flucht vor der Öffentlichkeit. Sie haben gelernt, daß jeder das Entscheidende mit sich ganz allein auszumachen hat; daß ihnen niemand dabei zu helfen vermag; daß ihnen niemand zu befehlen hat, so weit die Probleme der Weltanschauung in Frage kommen. In diesem Sinne anerkennen sie keine Autorität. Sie haben ihre Sinne weit aufgethan für das Wirkliche, und ihr Herz hängt innig an Allem, was schön ist: die leisen Lockungen der Kunst, jeder Art von Kunst, sind beinahe die einzigen, denen sie folgen. Sie sind nicht apathisch, aber antipathetisch, abwartend und zurück haltend. Die Vorwürfe von Schwächlichkeit und Nervosität sind verächtliches Geschwätz. Die neue Generation ist körperlich und geistig energisch und vielseitig; sie stellt strenge Anforderungen an sich selbst und an die Andern. Für die Ideale Derer, die um das Jahr 1860 jung waren, hat sie wenig Liebe. Selten haben Väter und Söhne sich so wenig verstanden. Wenn die Söhne ein Ziel deutlich verfolgen, so ist es dieses: unabhängig und abseits zu leben und zu versuchen, was sie aus ihrem Leben machen können, so daß es ihr

eigentümliches und persönliches Leben bleibt, sowie von religiöser, nationaler und aesthetischer Rechthaberei sich möglichst frei zu halten. Der Philosoph, der diese Jüngerer am nachhaltigsten angeregt hat, ist Friedrich Nietzsche. Sie sehen schlechterdings nicht ein, an wen sonst sie hätten anknüpfen sollen, wenn sie auch seinen Vorgängern die Ehrfurcht nicht versagen. Sich mit Nietzsches Ansichten zu identifizieren, fällt ihnen nicht im Traume ein. Aber sie verehren in ihm den letzten bedeutenden Denker seit Schopenhauer. Im Einzelnen hält jeder für richtig, was ihm beliebt. In dem Romane „Niels Lyhne“ des dänischen Schriftstellers Jakobsen — er gehört zu den geliebtesten Büchern dieser Jüngerer — findet sich die Stelle, daß sich das ganze Problem auf eine einfache Formel bringen lasse: das Leben zu ertragen, wie es sei, und jegliches Leben nach den eigenen Gesetzen des Lebens sich bilden zu lassen. Auf Grund dieser Formel kann man sich verständigen. Sie ist, in einen Satz zusammen gepreßt, der Inhalt der „Umwertung aller Werte“.

Dem nachgelassenen Hauptwerke Nietzsches wird das selbe Schicksal zu Teil werden wie dem Manne selbst: es wird mehr gelesen als verstanden werden. Man wird ihm vorwerfen, daß es trotz Alledem nicht systematisch sei. Mit dem selben Rechte könnte man an einem Gemälde Böcklins tabeln, daß es trotz Alledem kein Schachbrett sei. Man wird an dem Buche aussetzen, daß ihm die Originalität fehle. Mit dem selben Rechte könnte man von einem Baume verlangen, daß er in der Luft wurzle. Man wird endlich geruhen, ex cathedra zu verkünden, daß es für die Wissenschaft nicht existiere. Der selbe Vorwurf ist Burckhardts Griechischer Kulturgeschichte nicht erspart geblieben. Die gelehrten Diurnisten werden es ignorieren. Sie werden gut daran thun.

Einzelne Freunde des Philosophen werden so verstockt sein, zu behaupten, daß das Paradoxon von 1901 die Gassenweisheit von 1951 sein wird.



Aphorismen.*)

Von Hugo Oswald.

(München.)



Der Beobachter sticht.

*

Alles ist an das Gesetz des Komparativs gebunden.

*

Gott — Seele katexochön.

*

Innenleben — Innenkunst.

*

Sonderseele — Sonderkunst.

*

Ein Handwerker ist der Künstler, der in's Abgegriffene greift.

*

Weniger Stimmungs- als Verstimmungskünstler giebt es.

*

So frei kann man sein, dass man beschränkt ist.

*

Mensch sein — Proportion sein.

*

Adel = Abstand.

*

Wir sind Gefangene: sitzen wir unser Leben doch Alle in uns selber ab.

*

Vorrechte — Vorplichten!

*

Auch ein Wischlappen kann energisch sein.

*

So mancher Mensch geht hinter das Leben.

*

Viele stolpern über sich selbst.

*

Erst wenn sie sich zum Tier erniedrigt haben, kommen sich gewisse Menschen erhört vor.

*

Die Sünde tanzt so lange, als sie noch nicht das Bein gebrochen hat.

*

*) Obige Gedankenblitze sind zum größten Teile einem überaus beachtlichen kleinen Büchlein entnommen: „Sprechendes Kreichten“ — „für denkende Menschen ein Büchlein Gedanken“, das soeben, reich an Inhalt bei knappster Form und mit feinst geschliffener Pointierung, im Verlage von Schuster & Koeffler zu Berlin erschienen ist. Die acht letzten Aphorismen werden hier zum ersten Male veröffentlicht.

Die Gefühle allein thun's nicht; auch Allüren gehören dazu.

*

Wenn man sich ganz ausgegeben hat, nimmt man sich wieder ein.

*

Die Rache der Hinterthüren: sie klappen auch, wenn man sie nicht gerade benutzt.

*

Leben sollen wir in Frömmigkeit, nicht darin ersticken.

*

Nur der kann sterben, der verschmerzen kann das Leben.

*

Ein gerechter Fluch steht seinen Mann.

*

Man kann auch wehthun, wenn man wohlthut.

*

Eine Flamme berusst nicht die andere.

*

Schon mancher Ueiltchenfresser ist Ueiltchenverkäufer geworden.

*

Nur Farbenblinde können von blauem Blute als einer Besonderheit sprechen.

*

Das Weib, in das wir Männer keine Poesie legen, hat keine Poesie.

*

Das Weib, es unterliegt nur, um zu besiegen.

*

Das verstehen die Weiber so virtuos, uns Männer in die Hölle zu versetzen.

*

Sich verlieben: auf einem Weibe einbrechen.

*

Soubrette: Stimme nicht, aber Fleisch.

*

Critt man in ein Weib hinein, so kommt man bald an Abgründe, die taumeln machen.

*

Nietzsche liegt heute in der Luft.

*

Böcklin: jenseits von Schön und Hässlich.

*

Auch mancher Flachkopf hat eine gewölbte Stirn.

*

Das Unmenschliche doch nicht das Urmenschliche!

*

Viele nagen nur nicht am Hungertuche, weil sie an der Sünde nagen.

*

Auch von einem Sonnenstrahl kann man einen Schlag in's Gesicht bekommen.

*

Wenn wir uns verworfen haben, wie uns da unsere lieben Mitmenschen suchen helfen!





Drei Gedichte

von Fr. W. v. Westéren.

(Wien.)

Weißt du . . . ?

Vor meinem Auge ziehen Schatten,
Ihr Flügelstreifen macht es blind. —
Weißt du, wie wir uns gerne hatten?
Weißt du, wie wir geschieden sind?
Das war ein flüstern und ein Rauschen
Von Dämmerlicht und Lebensmaï,
Ein heimlich schönes Küßetauschen,
Ein einz'ger trunkner Liebeschrei.
Und dann ein Schluchzen und ein Weinen,
Als ob ein Herz im Tode rang,
Ein Klagen in verlassnen Hainen,
Ein blut'ger Sonnenuntergang.
Die Nacht brach an — und schwarze Schatten
Umhüllten dich, du müdes Kind. —
Weißt du, wie wir uns gerne hatten?
Weißt du, wie wir geschieden sind?

Wenn sich dein Aug' . . .

Wenn sich dein Aug' zum Schlummer schließt,
Sollst du den Mohn in Händen halten,
Der aus des Schlafes Mantelfalten
Die süßen schweren Däfte gießt.

Dein Aug' ist blind, dein Blick wird weit.
Der Blütenduft wird sich gestalten
Zu Bildern aus vergessnen alten
Geschichten deiner Kinderzeit.

Voll Blüten, die der Sommer schneit,
Voll Gluten, die doch nie erkalten,
Trägt dich mit leisem Wunderwalten
Der Traum in seine Einsamkeit.

Doch all sein Glück verriunt, zerfließt,
 Wenn erste Morgenglocken schallten
 Und du durch schmale Fensterspalten
 Dem Tag in's große Auge siehst.

Ich harre dein.

Ich harre dein. Die Nacht ist weiß,
 Im Schilfe schaukelt wellenleis
 Das leichte Boot.
 Noch schläft die Erde träumeheiß
 Und nur die weiche Woge weiß
 Vom Morgenrot.

Ich harre dein. Aus schwankem Rohr
 Dringt mein Gebet zu dir empor:
 Wann stehen wir?
 Da schreitet stumm aus dunklem Thor
 Ein nebelgrauer Gast hervor
 Und tritt zu mir.

Er nickt. Aus faltigem Gewand
 Streckt er zum Gruß die schmale Hand
 Und steigt in's Boot.
 Die Kette klirrt, es kirscht der Sand,
 Keis pfeift mein Gast, fern ist das Land —
 Und wir sind tot.



Drei Skizzen

von Heinrich Steiniger.

(München.)

Sensationen der Liebe.

Ich habe einen Freund und eine Geliebte.
 Meine Geliebte liebe ich mehr, meinen Freund habe ich lieber.
 Darum mache ich ängstlich darüber, daß die Weiden sich nie kennen
 lernen, daß Keines überhaupt ahnt, daß das Andere auf der Welt ist.

Denn mein Freund ist ein sehr hübscher Mensch und Held zahlloser Liebesabenteuer, und meine Geliebte — nun, wer auf die Treue seiner Geliebten baut, muß sehr jung oder sehr eingebildet sein, und ich bin höchstens das Letztere.

Da ich aber nun, wie schon gesagt, Lissi und Robert Haider, jedes auf andere Weise, äußerst hoch schätzte, teilte ich meine freien Abende streng zwischen ihnen. Dienstag, Donnerstag und Samstag gehörte Lissi; Montag, Mittwoch und Freitag war Robert geweiht. Den Sonntag vergab ich nach Laune, je nachdem die Liebe oder die Freundschaft stärker in mir war.

So war mein Leben, bis Robert anfieng, sich zu ändern. Er wurde wortkarg, melancholisch, menschenscheu, und plötzlich verreiste er, ohne mir den Grund seiner düstern Stimmung mitgeteilt zu haben. Von da an widmete ich mich ausschließlich meiner Geliebten. Auf die Dauer wurde jedoch dieses Verhältnis etwas eintönig, und ich war herzlich froh, als nach einem halben Jahre Robert ebenso unerwartet, wie er verschwunden war, wieder zurück kehrte.

Aber er war ein ganz Anderer geworden. Der gefürchtete Don Juan hatte sich in einen grimmigen Weiberhasser verwandelt. Lange wagte ich nicht, nach der Ursache dieses Wechsels zu forschen; denn ich witterte ein tragisches Ereignis im Hintergrunde und wollte nicht mit roher Hand die bekannte kaum vernarbte Wunde aufreißen — eines Abends aber, als Robert seiner neu angenommenen Gewohnheit gemäß wieder furchtbar über die Frauen los zog, wurde es mir doch zu viel.

„Zum Teufel!“ fuhr ich auf, „was hast du denn nur mit deinem ewigen Geschimpfe auf die Weiber? Noch vor einem Jahre hast du gerade das Gegenteil behauptet.“

„Vor einem Jahre!“ Robert seufzte tief. „Vor einem Jahre glaubte ich noch an die Liebe.“

„So, und warum glaubst du jetzt nicht mehr daran?“

„Das will ich dir sagen“, antwortete Robert mit unnatürlicher Ruhe. „Die Liebe ist ein Schwindel, ein Betrug, eine Erfindung der Schriftsteller und Dichter. Wenigstens die Liebe, wie sie geschildert wird, dieser Traum von Leidenschaft, Verlangen, von Ungewißheit, Hoffnung und Poesie. Die Liebe ist etwas Positives, Reelles, Eraktes wie ein Kalbsbraten, ein Ziegelstein oder die Nebelau — für den, der ihre Gehege erforscht hat. Und ich habe sie erforscht.“

„Siehst du“, fuhr er nach kurzer Pause trübe fort, „mit der Liebe ist es wie mit dem Nordpol. Hunderte setzen alle ihre Kräfte auf's Spiel,

um ihn zu entdecken, und wenn sie ihn entdeckt und 50 mal photographiert haben, dann kümmert sich keine Ratze mehr um ihn. Denn dort ist es jedenfalls kalt, langweilig und ungemütlich. Aber das Unbekannte reizt uns, die Hoffnung auf neue Sensationen, die Ahnung märchenhafter Stimmungen, die Freude am Ungewissen, das Experimentieren. Daher die vielen Lieder und Gedichte auf bergeshohe Seligkeit, abgrundtiefe Verzweiflung, wahnsinnige Sehnsucht und ähnlichen Blödsinn. Die Dichter beweisen dadurch nur, daß sie keine blasse Idee von dem haben, worüber sie schreiben. Ich kenne die Liebe, und daher weiß ich, daß sie nichts Ungewisses hat, und daher auch nichts Hohes, Schönes oder Poetisches.“

„Wie bist du denn zu dieser Kenntnis gekommen?“ fragte ich höhnlisch.

„Ich schäme mich fast, es zu gestehen“, sagte Robert. „Nicht auf dem Wege strenger, exakter, wissenschaftlicher Forschung, sondern durch einen ganz gewöhnlichen Zufall. Erinnerst du dich noch an die Paula?“

„Die mit den kleinen Händen und dem entzückenden Munde?“

„Ja, damit fängt es an! Der Mund war so entzückend, daß ich — nun, du kannst's dir schon denken; damals hieng ich noch an solchen Kindereien. Ich küßte sie also zwei-, drei-, es können auch vier Mal gewesen sein. Und dann machte sie sich los, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und sie versicherte mir, sie möchte nur eine Frage an mich richten, die aber nie über ihre Lippen käme. Natürlich fragte sie mich gleich darauf, ob ich sie wirklich lieb habe, oder nur so aus Pläßer geküßt hätte. Nun, da war er.“

„Wer war da?“ fragte ich erstaunt.

„Der notwendige Zufall, der fallende Apfel Newtons, der Theekannendeckel Watts. Paula brachte mich dazu, die Gesetze der Liebe zu entdecken. Denn kaum hatte ich die Frage verstanden, so gieng es mir durch den Kopf: Habe ich das nicht schon einmal gehört? Und dann fiel's mir ein: Die Hilda, die Bertha, die Mimi, die Elsa und wie sie alle hießen, hatten bei der selben Gelegenheit genau das Nämlische gefragt. Ich gieng nach Hause, setzte mich an meinen Schreibtisch und dachte nach, kramte in alten Erinnerungen. Und als ich aufstand, hatte ich das erste Gesetz der Liebe gefunden: „Mädchen, die zum ersten Male geküßt werden, fragen nach dem Grunde“. Und ich gieng weiter. Es bleibt ja nicht nur beim Küßten — nun du weißt ja —, also selbst da, wenn nach dem Ausspruche der Dichter unsre ganze Natur in Aufruhr ist, wenn wir im Meer der höchsten, stärksten Gefühle schwimmen und regelmäßig, wie ich gelesen habe, die ganze Welt vergessen — auch da fand ich die tödtlichste

Nüchternheit, die gewöhnlichste Alltäglichkeit. Wie sich der Überschwang des Gefühles fast ohne Ausnahme äußert — du bist ja auch kein Heiliger und wirst es wohl selbst wissen. — Damit aber war die Frage über dilettantisches Experimentieren hinaus gerückt, die ernste Forschung mußte in ihre Rechte treten. Und ich begann zu studieren. Die Wissenschaft kennt keine Rücksichten, für sie existiert keine Moral. Es gab Abende, an denen ich fünf Mal hinter einander Liebe schwor, fünf verschiedene Mädchenmunde küßte, fünf Mal die selbe Frage über mich ergehen lassen mußte. Und dann kamen noch schlimmere Stunden. Mein Gott, man ist trotz alledem doch ein Mensch! Es gibt eben Sensationen, die stärker sind als wir. Anfangs hoffte ich noch; die Sehnsucht verzehrte mich, mich selbst widerlegt zu sehen. Während ich traditionell in den höchsten Genüssen der Liebe schwelgte, wartete ich, horchte, lauschte, und jedesmal erhob die Schlange im Paradiese ihr Haupt und zischte die bedeutenden Worte: „Nicht wahr, du denkst jetzt nicht schlechter von mir“. Ich kann dir schon jetzt mitteilen, daß nach meinen, in dieser Hinsicht ziemlich abgeschlossenen, statistischen Erhebungen diese Frage mit einer Wahrscheinlichkeit von 53 % an dich gerichtet wird. Dann folgt mit 32 % der Ausruf: „Jetzt verachtest du mich wohl!“

„Natürlich hatte ich mir schon am Beginne meiner Studien ein Tagebuch angelegt, in das ich alles eintrug, jedes Wort, jede Gebärde, jede scheinbar noch so unbedeutende Handlung. Ich liebte so zu sagen mit dem Bleistifte in der Hand. Und bald fand ich die noch fehlenden Zwischenglieder, jede Etappenstation auf dem Wege der Liebe. Ich irrte mich fast nie. Ich machte die Prüfung auf die Richtigkeit meiner Forschungen. Erst schrieb ich die Geschichte meiner Liebe; dann suchte ich mir ein Mädchen, um sie zu erleben — ach, beide Geschichten deckten sich stets mit tödtlicher Sicherheit. Ich studierte die Liebe der unmöglichsten Wesen, ich setzte mich über das Äußere, das Alter, über Stand und Religion hinweg — vergebens! Die 35jährige Ada fand keine anderen Ausdrucksmittel als die 17jährige Vetti.“ . . .

Robert schwieg und blickte düster zu Boden.

„Armer Freund!“ sagte ich, auf's Tiefste erschüttert.

Da lachte er gellend auf.

„Noch war ich nicht am Ende meiner Leiden!“ rief er. „Ich Thor hoffte ja noch immer, einmal etwas Neues, etwas Originelles zu hören, zu empfinden, zu entdecken. Vielleicht, dachte ich, hat diese unerhörte Gefühlsgleichheit ihren Grund in unseren deutschen Verhältnissen, in der Gleichförmigkeit unserer Lebensbedingungen. Also fort in Gegenden, wo

noch Natur an Stelle unserer uivellierenden Kultur zu finden ist. Oh, du kannst dir nicht vorstellen, mit welcher Inbrunst ich zum ersten Male die roten Lippen einer schwarzen Italienerin küßte. Aber prompt, wie eine Antwort auf mein unausgesprochenes Sehnen, tönten mir die Worte entgegen: „Mi voi bene davvero, o non la pensi sul serio?“ Wie *Ahasveros* floh ich von dannen. Nach Spanien, Griechenland, Rußland, Amerika führte mich mein irrender Fuß. Überall nahm ich mir nur die nötigste Zeit zu meinen Studien; — nachdem ich 15 verschiedene Länder durchquert, 15 Klassen geliebt hatte, mußte ich mir eingestehen, daß ich das einzig Neue, was ich gelernt hatte, eben so gut in Ollendorf's Grammatiken zu Hause hätte finden können. Da wurde ich ruhig — ein Mann der Wissenschaft hat keine Thränen, er forscht, er arbeitet und leidet schweigend. Still setzte ich mich in einen einsamen Gebirgswinkel und verarbeitete die Ergebnisse meiner Studien. Das Werk meines Lebens sollte ein Lexikon der Liebe werden. So weit bin ich noch nicht, aber ein kleiner, handlicher Leitfaden für den Taschengebrauch ist vollendet.“

Stolz zog er ein dünnes Buch aus der Tasche und überreichte es mir feierlich.

„Hier findest du alles“, fuhr Robert fort, „was dir die Liebe geben kann. Du setzt dich in einen bequemen Fauteuil, zündest dir eine Zigarre an, und kannst mit Leichtigkeit drei bis vier Verhältnisse an einem Abend erledigen. Das ist eine ungeheure Ersparnis an Zeit, Geld und Lebenskraft. Und erst die unendliche Langeweile, der du auf diese Weise entkommst.“

„Siehst du“, sagte Robert und legte mir teilnehmend die Hand auf die Schulter, „im Anfange wird's dir ja schwer werden. Die Gewohnheit ist zu stark in uns. Darum habe ich auch gezögert, Dich von meiner Entdeckung in Kenntnis zu setzen. Wenn du erst dies Buch gelesen hast, wirst du einsehen, daß dir das Weib und die Liebe nichts bieten kann, das du nicht schon tausend Mal gehört, gesehen, empfunden, gefühlt hast. Nichts als unendliche Wiederholung. Aber man muß den Dingen in's Auge sehen, wie sie wirklich sind — also brich mit deiner Geliebten, wenn du eine hast, und tröste dich mit dem Bewußtsein, ein Weiser unter so viel Narren zu sein“.

„Nur ein Philister“, entgegnete ich mit Würde, „glaubt blindlings, was man ihm sagt, daher laß mich erst auf eigene Faust studieren, und wenn ich zu dem gleichen Resultate gelaufe wie du, werde ich deinem Pfade folgen.“

Robert lächelte mitleidig.

„An den Gesetzen der Liebe läßt sich nicht rütteln“, sagte er. — Ich aber studierte. Zuerst natürlich bei Liffy.

Ich mußte allerdings in dem ‚Leitfaden der Liebe‘ ziemlich weit hinten beginnen, die ersten Kapitel hatten wir ja schon längst hinter uns. Und mit Erschrecken bemerkte ich, daß Robert Recht hatte. Zuerst amüsierte es mich, als alles „nach Vorschrift“ sich abwickelte; dann langweilte ich mich, schließlich ärgerte ich mich. Liffy gehörte auch nach Roberts statistischer Zusammenstellung zu jenen Geschöpfen, deren Liebestypus prozentual am stärksten vertreten ist. Obwohl unsere Beziehungen nachgerade eine bestimmte Gestalt angenommen hatten, konnte sie es doch nicht unterlassen, gewissen Situationen durch geradezu gewöhnliche Auffassung noch den letzten Reiz zu nehmen. Wenn man zwei Jahre lang — na, nicht gerade Schiller und Goethe mit einander gelesen hat und soll dann noch auf die Frage antworten: „Sag', liebst du mich auch wirklich?“ — so geht das doch zu weit. Früher wär's mir ja gleich gewesen, aber jetzt war ich durch Roberts Buch aufmerksam geworden; ich wartete förmlich auf die Gemeinplätze der Liebe und litt Qualen bei ihrer Wiederholung.

Da kam mir eine Idee.

Warum sollte Liffy, die doch die Grundlagen der Liebe in meisterhafter Weise beherrschte, sich weniger anständig bei Erlernung ihrer ästhetischen Formen zeigen. Ich versuchte, einige der blödesten Redensarten durch andere zu ersetzen, und es gelang. Schließlich machte ich geradezu einen Sport daraus, Situationen und die sie begleitenden Reden in das größte Mißverhältnis zu setzen. Wir liebten wie alle Menschen, aber was wir dazu sprachen, war originell, individuell, überraschend.

Schade, daß meine Phantasie bald nicht mehr genügte, neues Material herbei zu tragen. Der schaffende Genius meines Geistes erlahmte, und um ihn zu beleben, beschloß ich auf Studienfahrten auszugehen. Leider entsprachen die so gewonnenen Resultate nicht ganz meinen Anstrengungen. Was Robert vorher gesagt hatte, traf ein — statt einer in innerem Erlebnis erkämpften Anschauung der Liebe trat mir die platteste Trivialität entgegen.

Neuig kehrte ich zu Liffy zurück — doch die war fort.

„Abgereist“, sagte mir ihre Hausfrau und schlug mir die Thüre vor der Nase zu. Ich war vernichtet.

Niemand konnte mir ersetzen, was Liffy mir gewesen war. Jeder Künstler liebt sein Werk doppelt, und Liffy war mein Werk. Zu welcher Höhe des Nachempfindens hatte ich sie nicht erzo-gen! Sollte ich jetzt bei

einer Andern von Neuem beginnen, wieder alle Studien der Alltäglichkeit durchlaufen, bis im Genuße des Erworbenen die Ruhe winkte.

Müde, angeekelt von der Treulosigkeit der Menschen begab ich mich zu Robert. Er war nicht zu Hause. „Verreist!“ Wahrscheinlich, um seine Studien fort zu setzen. So war ich denn ganz vereinsamt.

Aus Verzweiflung lernte ich radeln. Als ich's konnte, beschloß ich nach Venedig zu radeln. Alle Leute, die radeln können, fahren nach Venedig.

Ohne Unfall erreichte ich Italien, kaum zwei Kilometer hinter der Grenze stürzte ich aber auf dem schlechten Pflaster. Glücklicherweise gerade vor der Thür eines Albergo's. Als ich mich erhob, ertönten zwei Schreie; den einen stieß ich aus, den andern Robert, der neben einem prächtigen Tandem auf der Veranda saß und Kaffee trank.

„Du hier!“ sagten wir gleichzeitig.

Nach dieser geistvollen Bemerkung setzte ich mich zu ihm und sah bald ihn, bald das Tandem erwartungsvoll an.

„Ich bin auf der Hochzeitsreise“, erklärte Robert.

„Du — auf der — Hochzeits — reise?“ stammelte ich fassungslos.

„Du wunderst dich wohl“, meinte Robert, „daß ich, der Entdecker der Liebesflüge, der nivellierenden Liebesgesetze, auch dem gewöhnlichen Lose der Menschen verfallen bin? Wenn du willst, will ich dir erzählen, wie das gekommen ist.“

Ich wollte.

„Balb, nachdem ich dir mein Buch gegeben hatte“, begann Robert, „lernte ich sie kennen. Anfangs beachtete ich sie natürlich nicht besonders, aber nach einiger Zeit wurde ich doch stutzig. Sie war nicht wie alle Andern. Es waren ja nur Nüancen, die sie vorteilhaft auszeichneten, aber immerhin war ich aufmerksam geworden. Und ich beschloß, zur ersten Probe zu schreiten. Du kannst dir nicht denken, welche Angst ich ausstand, während ich sie küßte. Eine Viertelstunde lang hörte ich nicht auf, nur, um ihr keine Zeit zu lassen, die verhängnisvollen Worte zu sprechen. Aber endlich mußte ich Luft schnappen und da — Mensch — Freund — du wirst nie empfinden, was ich fühlte, als sie sagte: ‚Der Maulwurf ist das gefräßigste Tier, er kann das Doppelte seines Gewichtes zu sich nehmen.‘“

„Was sagte sie?“ rief ich. Und Robert wiederholte.

Ich war starr. Was Robert mir mit Behagen soeben zum zweiten Male erzählte, war ja mein geistiges Eigentum, war einer der zwölf Sätze, die ich gerade für diese Gelegenheit Lissy mit nicht geringer Mühe ein-

geprägt hatte! Eine Flut von Kombinationen kreuzte mein Hirn. Hatte Lissy vielleicht eine Spezialschule für Damen zur Erlernung der zur Liebe nötigen Formen begründet?

„Fahre fort!“ sagte ich mit dumpfer Stimme.

„Nicht wahr, diese feinsinnige Originalität überrascht dich“, bemerkte Robert schwärmerisch. „Ein Mann hätte so etwas in diesem Momente nie sagen können. Nun, an jenem Abende war ich selig. Und so gieng es weiter, sie enttäuschte mich ununterbrochen. Was ich gefürchtet hatte, geschah niemals, stets that oder sagte sie etwas Geistreiches, Unerwartetes. Und doch zögerte ich, zur letzten — zur Hauptprobe zu schreiten. Wenn sie die nicht bestand, dann war alles Andere umsonst, dann war sie zwar eine Ausnahme, aber eine zufällige, keine innerlich vertiefte, keine prinzipielle, keine systematisch entwickelte. Meine Aufregung an jenem Abende werde ich nie vergessen; noch jetzt begreife ich nicht, daß ich überhaupt die Kraft zur Ausführung der Vorbereitungen fand. Und diese Furcht vor dem après. Nun — ich will dich nicht auf die Folter spannen. Ich wartete und wartete, und sie — sagte gar nichts. Ein originelles Wort in jener Stunde wäre groß gewesen, ihr Schweigen war sublim, war eine Er- innerung für's Leben.“

Das sagte er mir, dem er diese sublimen Erfindung offenbar verdankte. Wie oft hatte ich nicht Lissy ermahnt: „Wenn dir in besonders wichtigen Momenten nichts einfällt, dann sage auch nichts!“

Nun, das Rätsel mußte sich ja leicht lösen lassen.

„Wo ist denn dieses Wunderwesen?“ fragte ich.

„Sie schläft“, sagte Robert leise, wie ein verliebter Kater. Aber plötzlich sprang er auf und warf Kufshände nach allen Himmelsgegenden. „Da steht sie ja!“ rief er. „Da, am Fenster — meine schwarze Perle, mein blauer Diamant, mein weißer Kabe.“

Ich sah hinauf. Kein Zweifel, da stand Lissy.

Ich grüßte, sie nickte kühl, wie man einem Freunde des Mannes zunickt, und verschwand im Zimmer.

„Hast du sie denn wirklich geheiratet?“ fragte ich, nicht ohne Schadenfreude.

„Ich mußte“, meinte Robert ernst. „Das war ich der Wissenschaft schuldig. Denke, wenn sie in falsche Hände käme! in die eines Liebes- ignoranten, der von ihren aesthetischen Feinheiten nichts versteht, wie du zum Beispiel — — — aber was hast du denn?“

Was ich hatte? Einen innerlichen Lachkrampf, der sich zu einem äußeren zu entwickeln drohte. Ohne ein Wort sagen zu können, schwang

ich mich auf meine Maschine und fauste davon. An der nächsten Ecke aber konnte ich mich nicht mehr zurück halten und lachte — lachte, wie noch nie in meinem Leben. Allmählich aber verwandelte sich meine lustige Stimmung in eine düstere. Es war ja wahr: Robert, der ein Liebesoriginal zu besitzen wähnte, hatte nichts als einen Aufguß seiner eigenen Ideen bekommen — seine Blamage jedoch gab mir meine Geliebte noch immer nicht zurück.

Ich fühlte mich sehr unglücklich. Dann aber tröstete ich mich.

Ich habe keinen Freund mehr und keine Geliebte. Robert aber hat keinen Freund mehr und eine Frau.

Das ist schlimmer!

Im Café.*)

Ich saß einmal im Kaffeehause.

Neben mir saßen am nächsten Tisch vier Herren und eine Dame und unterhielten sich über einen Fall, der großes Aufsehen erregt hatte. Ein berühmter Mann hatte seine Frau nach langjähriger Ehe verlassen, um mit einem jungen, schönen Mädchen zusammen zu leben. „Ohne Gefühl ist die Liebe etwas Häßliches“, sagte einer der Herren. „Wenn er seine Frau nicht mehr liebte, konnte er auch nicht mehr mit ihr zusammen leben.“

„Der hat Recht“, dachte ich.

„Ehe und Liebe sind zweierlei“, sagte ein Anderer. „Die Ehe ist eine soziale Institution, sie kann sich unmöglich nach jedem Gefühlswechsel richten.“

„Der hat auch Recht“, dachte ich.

„Ultra posse nemo tenetur“, meinte der Dritte. „Man handelt nur so, wenn man muß, wenn das Gefühl eben stärker ist als der Wille.“

„Sehr richtig“, dachte ich.

„Wenn Sie statt Pflicht und Verantwortung die Leidenschaft setzen“, fiel der Vierte ein, „kann kein geordneter Staat existieren.“

So sagten die Vier noch vielerlei, was unzweifelhaft richtig und unanfechtbar war. Trotzdem stritten sie sich, da jeder seine Behauptung als die allein richtige gelten lassen wollte.

*) Dieses kurze Stück entnehmen wir, während die anderen beiden Original-Abdrude sind, der kürzlich im „Deutschen Verlagshaus Vita“ zu Berlin erschienenen Sammlung des Autors: „Wie wir lieben“, auf die wir nach solchen Proben mit ganz besonderem Behagen hinweisen. D. Schr.

Plötzlich hörte ich jemand sagen: „Mir thut nur die arme Frau leid!“
Wer das sagte, war die Dame.

Die vier Herren sahen sich stillschweigend an, und auf ihren Gesichtern erschien ein leises, nachsichtiges Lächeln.

„Auch ein Standpunkt“, sagten sie fast gleichzeitig, „aber über den läßt sich nicht streiten.“

Und dann setzten sie ihre „Diskussion“ fort.

Die kleine Wahrheit.

Es war einmal, vor vielen tausend Jahren, eine kleine Wahrheit. Sie war jung, hatte eine rosige Haut und große blaue Augen. In einem ungeheuren Palaste wohnte sie zusammen mit den anderen Wahrheiten. Es giebt deren männliche und weibliche, wie bei uns Menschen, und sie thaten zärtlich mit einander, ohne sich im Geringsten zu schämen, obwohl der Palast ganz aus Glas war und jedermann hinein schauen konnte. Aber es kommt noch besser. Alle Wahrheiten hatten eine einzige Mutter, die Ewigkeit, die sah diesem lästerlichen Treiben ruhig zu und sagte gar nichts. Sie war steinalt, denn jedes Jahr wurde sie um so viel Jahre älter als alle Wahrheiten zusammen. Das ist schnurrig, aber dafür war es auch die Ewigkeit. Und noch seltsamer ist, daß nicht alle Wahrheiten älter wurden. Manche verjüngten sich, wurden kleine Kinder, und waren doch vordem schon alte, erfahrene Leute gewesen. Kurz, es herrschte keine Ordnung in dem Palast und keine Sittlichkeit, denn die Wahrheiten heirateten unter einander, wie's ihnen gerade einfiel, d. h. sie heirateten sich nicht einmal, sie giengen eben mit einander — eine ganz zuchtlose Wirtschaft.

Nur selten kamen Menschen in jene Gegend, wo die Wahrheiten wohnten; und wenn einer erschien, war es stets ein Trauertag für die ganze Gesellschaft. Der gieng dann zur Ewigkeit hinein und schloß sich mit ihr ein. Was sie verhandelten, konnte durch die dicken Glaswände niemand hören; aber das Ende war immer, daß eine der Wahrheiten gerufen wurde und mit dem Menschen fort gehen mußte. Oft kehrten sie nach langen Jahren zurück, aber dann sahen sie ganz abgerissen und mager aus. Es dauerte geraume Zeit, bis sie wieder zu Kräften kamen, und da war es begreiflich, daß sie von ihren Erlebnissen unter den Menschen nicht gerne erzählten. Aber trotzdem wurden sie von den Wahrheiten, die zu Hause bleiben mußten, heftig beneidet.

Einmal, gerade an ihrem Geburtstage, wurde die kleine Wahrheit zu ihrer Mutter gerufen. Als sie schon von ferne einen Menschen bei der Ewigkeit gewahrte, zitterte sie vor Freude, denn nun, das wußte sie, war ihre Zeit gekommen. Und sie hatte sich nicht getäuscht.

„Kleine Wahrheit“, sagte die Ewigkeit, „du mußt fort. Sei nicht traurig und thue, was man von dir verlangt.“

Aber der kleinen Wahrheit fiel es gar nicht ein, traurig zu sein. Im Gegentheil, sie war so überglücklich, daß sie schon an ihrem Bestimmungs-orte war, bis sie sich bewußt wurde, was mit ihr vorgieng.

Der Mensch, der sie von ihrer Mutter begehrt hatte, war ein alter Mann, in langem wallendem Gewande. Der brachte sie in einen großen, tempelartigen Bau, wo viele gleich gekleidete Männer waren. Die stürmten auf ihn sogleich ein und fragten eifrig: „Hast du sie, hast du sie?“

Stolz zeigte der Alte die kleine Wahrheit, dann stellte er sie auf ein hohes Marmorpostament; die Anderen zündeten ein Feuer vor ihr an und warfen wohlriechendes Harz hinein, daß die kleine Wahrheit von bläulichen, duftenden Wolken umgeben war.

Von draußen aber drang Lärm, Singen und Jauchzen herein, und kaum öffneten die Greise die Thür, so strömte eine Menge Menschen in den Tempel, die warfen sich demütig vor der kleinen Wahrheit zu Boden und brachten ihr Weihgeschenke dar.

Das gieng Jahre so fort. Auf die Dauer war es zwar etwas langweilig, auf dem Postamente zu stehen und sich verehren zu lassen, aber man fühlte doch auch, daß man etwas vorstellte. Mit der Zeit jedoch kamen immer weniger Menschen; bald waren die Greise die einzigen, die die kleine Wahrheit zu Gesicht bekam, und endlich verschwanden auch diese. Kühl war's im dämmernden Tempelraum, über dem längst erloschenen Feuer, und recht einsam. Und einmal tönte wieder Lärm und Geschrei von außen; Menschen stürmten herein, aber statt kostbarer Opfergaben hatten sie Keulen und Schwerter in den Händen, statt frommer Gesänge tönten wilde Flüche von ihren Lippen.

Die kleine Wahrheit fürchtete sich zuerst ob des ungewohnten Anblickes; als sie aber an der Spitze des Haufens Männer in den ihr so wohl bekannten weißen Priestergewändern sah, beruhigte sie sich wieder. Die aber schienen es dem Böbel an Zerstörungswut noch zuvor thun zu wollen. Als die Ersten erkletterten sie das Postament, packten die schreckenerstarrte kleine Wahrheit und warfen sie unter wüstem Geschrei den unten Tobenden zu. „Da habt ihr sie, die Lügenbirne“, das war das Letzte, was die arme kleine Wahrheit hörte.

Als sie wieder zu sich kam, war es Nacht. Bleiches Mondlicht beleuchtete die noch rauchenden Tempeltrümmer. Tiefe Stille ringsum. Stöhnend erhob sich die kleine Wahrheit. Wie sah sie nur aus? In Fetzen hieng ihr das Gewand um den blutigen Leib, kaum vermochte sie sich fort zu schleppen. So schnell es die schmerzenden Glieder erlaubten, humpelte sie weiter, um weg zu kommen von dort, wo ihr so Schmähhches widerfahren. Der grauende Morgen fand sie schon weit ab von den Wohnungen der Menschen in dichtem Walde.

Da lebte sie lange Zeit, kümmerlich, ohne Obdach, ohne jede Gesellschaft. Manchmal sah sie wohl Menschen von ferne, aber die beuahmen sich stets so wunderbar; die einen ergriffen bei ihrem Anblicke die Flucht, als wäre sie ein böser Geist, andere hoben wie betend die Arme empor — doch niemand wagte, sich ihr zu nähern. Einmal aber erpähte sie einen hoch gewachsenen Mann, der allein durch's Dickicht schritt. Der eilte, kaum daß er sie erblickte, jubelnd auf sie zu, ergriff sie sonder Scheu und konnte vor freudiger Bewegung nur stammeln: „Hab' ich dich endlich — endlich!“ Bei Nacht führte er sie in sein Haus, gab ihr neue Gewänder und hegte und pflegte sie, daß sie bald wieder rund und rosig wurde, wie einst in ihrer Heimat.

Sonst sah sie niemanden bei ihrem neuen Verehrer; nur manchmal kam ein Fremd zu ihm, dann wurde sie in ein Nebenzimmer eingeschlossen und hörte nur, wie Beide mit einander disputierten. Eines Tages wurde das Streiten besonders laut — plötzlich wurde die Thüre aufgerissen, und die zwei Männer erschienen auf der Schwelle. „Glaubst du es nun?“ rief der Beschützer der kleinen Wahrheit.

Der Andere aber sah sie höhnißch an und lachte laut. Da riß jener ein Schwert von der Wand und stieß es ihm in die Brust, daß er sterbend zu Boden sank.

„Warum hast du ihn getödet?“ fragte die kleine Wahrheit.

„Weil er nicht an dich glaubte.“

„Glaubt er jetzt?“ fragte sie wieder unschuldsvoll. Da gieng ein Zittern durch den Körper des Mannes, stumm wandte er sich und verließ das Haus. Tage um Tage vergiengen, er kam nicht wieder zurück. Da machte sich auch die kleine Wahrheit auf den Weg, denn allein im Hause mit dem Erschlagenen war es ihr doch zu unheimlich. So begann denn wieder das Wandern. Aber diesmal wählte sie nicht den Wald zum Wohnsitz; hoch hinauf stieg sie in Vergeseinsameit und suchte sich eine Felsenhöhle, von deren Eingange sie weit hinaus sah über das Land. So saß sie viele, viele Jahre, ohne jemals einen Menschen zu erblicken. Aus ihrem Sinnen

weckte sie aber einmal hallender Männertritt, und als sie aufjah, gewahrte sie einen stolzen Jüngling; der kam gerade auf sie zu geschritten, und als er vor ihr stand, sagte er: „Ich wußte, daß ich dich hier finden würde.“ Und er nahm sie bei der Hand und zog am hellen Tage mit ihr herab in die volkreiche Stadt am Fuße des Gebirgs, durch Scharen der Bewohner, die ihm erstaunt nachsahen. Noch waren sie aber nicht weit gekommen, da drängten sich schwarzvermummte Männer durch das Volk, ergriffen die Weiden und schleppten sie in ein schauriges Gefängnis.

Die kleine Wahrheit wußte nicht, wie ihr geschah, so schnell war der Wechsel von sonniger Bergeshöhe zu dumpfer Kerkerluft gewesen. Sie merkte nicht, wie das enge Gelaß sich mit seltsamen Menschen in schwarzer Ruttentracht füllte, die ihren Gefährten banden und mit schrecklichen Instrumenten seinen Leib zerrissen; erst sein furchtbarer Schmerzensschrei weckte sie aus ihrer Betäubung.

„Warum quält man dich?“ fragte sie entsetzt.

„Weil ich an dich glaube“, stöhnte mit verzerrtem Antlitz der Unglückliche. Die Schergen aber rissen sie von ihm fort, dessen letzter Blick noch, der Qualen spottend, aufleuchtend auf ihr ruhte, und brachten sie in einen anderen Kerker.

Schon nach wenigen Tagen wurde auch ihr Urtheil gesprochen. Sie verstand nichts davon, sie sah nur eine eiserne Kiste mit riesigen Vorhängeschlössern und stählernen Bändern; in die sperrte man sie und schloß den Deckel.

Da war es nun sehr dunkel und langweilig. Nur selten wurde die Kiste geöffnet. Dann kamen regelmäßig zwei Männer in schönen Uniformen, die blickten hinein, und wenn sie die kleine Wahrheit sahen, dann schlugen sie entsetzt die Hände über dem Kopfe zusammen. Zwischen ihnen aber stand jemand, der war noch reicher gekleidet und trug eine goldene Krone auf dem Haupte. Der machte ein trauriges Gesicht und sprach: „Ich danke euch, ihr Getreuen, daß ihr sie so gut verborgen habt.“ Und wenn er das gesagt hatte, wurde die Kiste wieder auf's Sorgfältigste verschlossen.

Daß dieser Vorgang stets den Tod des alten und den Regierungsantritt des neuen Königs bezeichnete, wußte die kleine Wahrheit natürlich nicht.

So vergiengen wieder Jahrhunderte; da drang eines Tages lauter Lärm bis in die finstere Einsamkeit der Eisenkiste. Und dann fühlte die kleine Wahrheit, wie man versuchte, mit Gewalt die Schlösser zu brechen. Endlich sprang der Deckel auf, und sie sah einen Haufen wild blickender Menschen, Männer und Weiber, die sich laut schreiend um die Kiste drängten. „Habe ich das nicht schon einmal erlebt?“ — dachte die kleine Wahrheit, als man sie jetzt sorgsam heraus nahm, auf einen Thron setzte

und im Triumphe durch die Straßen trug, die von jubelnder Menschenmasse erfüllt waren. Über ihre Reihen hinweg sah die kleine Wahrheit, während sie vorüber getragen wurde, auf einen großen Platz, wo das Volk eben beschäftigt war, den Herren in ihren schönen Kleidern die Köpfe abzuschneiden. Dann brachte man sie in einen großen Saal, setzte sie auf ein hohes Postament, und Männer und Weiber tanzten in wüstem Reigen um dieses.

„Wie in alter Zeit“, meinte die kleine Wahrheit, „nur etwas ruhiger waren damals die Menschen.“ Aber auch die neuen Menschen beruhigten sich allmählich. Anfangs gab es Tag um Tag große Feste; da hielten sie lange Reden und schmückten das Postament mit Fahnen und Blumen. Dann jedoch wurde es stiller und stiller in dem großen Saal, und endlich stand er oft Wochen lang leer, ehe sich jemand hinein verirrete. Die Wände bekamen Risse, der Stuck fiel von der Decke; es war ein trauriger Aufenthalt.

Sie werden schon wieder kommen, dachte die kleine Wahrheit; aber sie kamen nicht, und so entschloß sie sich endlich, die Menschen selbst aufzusuchen. Anfangs hatte sie wohl Angst, sich auf die Straße zu wagen; zu ihrer größten Verwunderung bemerkte sie aber, daß niemand ihr auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Weder das Volk, noch die hohen Herren, die jetzt wieder in schönen Uniformen einher stolzierten, schienen sie zu beachten. Das ärgerte die kleine Wahrheit. Sie war gewohnt, verehrt oder mißhandelt zu werden; diese völlige Nichtachtung war ihr neu und empörte sie.

Lange zauderte sie, dann wandte sie sich an einen Herrn, der vornehm und höflicher als die Andern ausah, und sprach ihn an. Der hörte ihr eine Weile zu, dann sagte er: „Ich verstehe Sie nicht. Sie beklagen sich über das Benehmen der Leute gegen Sie. Mein Gott, wenn man einmal eine alte Binsenwahrheit ist, muß man eben resignieren.“

Nach diesen Worten grüßte er ziemlich höflich und gieng seines Weges.

Eine alte Binsenwahrheit! Die kleine Wahrheit hätte fast angefangen zu weinen. Aber sie sah ein, daß der Herr Recht hatte — sie fühlte sich alt. Sie hatte nicht mehr die Kraft, in den wilden Wald oder auf sonnige Bergeshöhe zu fliehen, sie empfand Angst vor der Einsamkeit. Und so zog sie denn in den Straßen umher, immer vergeblich bestrebt, die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zu lenken. Manche nickten ihr wohl freundlich zu, Andere sahen sie mit mißtrauischen, bösen Augen an, aber die Meisten giengen gleichgiltig an ihr vorüber.

Das waren schlimme Zeiten für die kleine Wahrheit. Müde und gelangweilt trieb sie sich in den Tempelhöfen und Vorhallen der Kirchen umher. Sie wußte wohl, daß sie im Innern Genossen aus dem gläsernen Palaste treffen würde; aber sie schämte sich, ihnen in solchem Aufzuge, so abgerissen, alt und jämmerlich gegenüber zu treten.

Als sie wieder einmal vor einer Kirche stand und mit hungrigen, erinnerungsmüden Augen durch die geöffnete Thüre hinein sah, wo duftender Weihrauch wie Nebel die goldenen Kerzen umwallte, bemerkte sie einen alten freundlichen Herrn, der sie wohl schon längere Zeit durch seine Brille beobachtet haben mochte. Jetzt kam er auf sie zu und sagte in teilnehmendem Tone: „Was machst denn du hier, arme kleine Wahrheit?!“ Wie sie sich endlich einmal wieder bei ihrem Namen nennen hörte, wurde der kleinen Wahrheit so wehmütig um's Herz, daß sie laut zu schluchzen anfieng und kein Wort hervor brachte.

Der alte Herr aber nahm sie bei der Hand und führte sie nach Hause. Dort setzte er sich ihr gegenüber und wartete geduldig, bis sie sich ausgeweint hatte. Endlich trocknete sie ihre Thränen und fragte leise: „Ist es wahr, daß ich eine alte Binsenwahrheit bin?“ Und nachdem sie so lange geschwiegen, mußte sie weiter reden, ohne erst eine Antwort abzuwarten, und erzählte dem alten Herrn ihre ganze Geschichte, von da an, als sie ihre gläserne Heimat verlassen hatte.

Als sie schwieg, hatte auch der alte Herr Thränen im Auge. Zärtlich streichelte er ihre Hand und sagte: „Kleine Wahrheit, du bist nicht umsonst zu uns gekommen, und wenn du jetzt auch wirklich eine alte Binsenwahrheit geworden bist, so gräme dich nicht, denn damit hast du dein Ziel erreicht. Und daß du nicht vergessen wirst, dafür laß nur mich sorgen, denn das hast du nicht verdient. Du warst den Menschen ein Gegenstand der Liebe und des Hasses, der Furcht und der Anbetung, Viele sind um deiner willen zu Grunde gegangen und haben ihr Leben dahin gegeben für dich. Und weil so Viele durch dich ihr Glück, ihr Ziel, ihre Bestimmung empfangen haben, so sollst du auch belohnt werden.“ Nach dieser langen Rede ergriff der alte Herr die kleine Wahrheit und — ja, an das, was weiter mit ihr vor gieng, vermochte sie sich nie mehr zu erinnern. Es war nicht gerade schmerzlich, aber angenehm war es auch nicht.

Als sie ihr volles Bewußtsein wieder erhalten hatte, da fand sie sich als zwei Spalten langer Artikel im Konversationslexikon und — da wußte sie, daß sie zu ihrer Mutter, der Ewigkeit, zurück gefehrt war.





Zu Carl du Prels Gedächtnis.*)

Von Martin Greif.

(München.)

In der Schrift: „Der Tod, das Jenseits, das Leben im Jenseits“ (II. unveränderte Auflage; Jena, Hermann Costenoble, 1901), spricht unser inzwischen dahingeshiedener Dr. Carl du Prel seine durch eingehende Untersuchungen systematisch begründete Lehre von der Unsterblichkeit der Seele des Menschen und seinem Fortleben im Jenseits in einbringlichen Worten aus. Es ist sein Testament, das er im Vorgefühl seines nahen Todes verfaßt und uns Allen zur Beherzigung hinterlassen hat. Aber er hat auch in der That Beweisgründe aufgestellt, die leichter zu verneinen, als zu widerlegen sind, da er sie auf dem Wege der Beobachtung und Erfahrung gewonnen, den jeder, der ihm nachzugehen wünscht, betreten kann und mit Gewinn betreten wird, wofern es ihm nur wirklich darum zu thun, sich innere Gewißheit in dieser wichtigsten Frage des Daseins zu verschaffen. Experimentelle Versuche liegen dieser Lehre ja mit zu Grund; die nur dann nichts bedeuten würden, wenn sie mißlungen oder wenn falsche Schlüsse aus ihnen gezogen worden wären. Der Gegenbeweis hätte also nach diesen beiden Richtungen hin ebenfalls zu erfolgen, denn nur wissenschaftlicher Hochmut wird Thatsachen ununtersucht verwerfen und darauf gefolgerte Schlüsse, ohne sie vorher eingehend zu prüfen, mißachten wollen.

Zur Ehre der Philosophie aber und des Sinnes, der in ihrem Namen liegt, möchten wir diese total unwissenschaftliche Haltung endlich einmal und für immer abgethan wissen. Ist man diesen Ernst doch auch einer Bewegung schuldig, die in allen Weltteilen die Gemüter nicht nur von Tausenden erfaßt hat, und die daher allein mit dem Stigma des Aberglaubens verächtlich brandmarken und dadurch dem öffentlichen Ge-

*) Geboren 3. April 1839.

spötte preis geben zu wollen, keinen edlen Sinn und einen nur sehr kurz-sichtigen Blick verrät. Auch das in den Deckmantel der Geringschätzung sich hüllende Stillschweigen wird nur bei sehr beschränkten Intelligenzen auf die Dauer die gewünschte imponierende Wirkung hervor bringen können, denn es erscheint dem aufmerksamen Beobachter weit mehr als vorbauender Zweifel, einem ernstern Kampfe gewachsen zu sein, und als ahnungsvolle Furcht, aus der eingeleiteten Kontroverse besiegt hervor zu gehen. Freilich könnten rein philosophische Denker, die sich dieser ihrer Pflicht erinnern, des Bestandes der Naturforscher, nachdem das Problem der Unsterblichkeit auf dem von du Prel und seinen Anhängern eingeschlagenen Wege zu einem naturwissenschaftlichen zugleich gestempelt worden ist, kaum entraten, und um so mehr ist es zu beklagen, daß die Naturkundigen nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft mehrenteils Materialisten sind, daher sie zur Lösung einer solchen Frage ihren Bestand im Voraus verweigern oder von unmöglichen Zugeständnissen abhängig machen dürften.

Es bliebe daher, so lange die Naturwissenschaften nicht nach vorläufiger Erledigung ihrer Details-Aufgaben wieder in der geistigen Beherrschung des ganzen Wissensstoffes ihr Ziel suchen, für den rein logischen Köpfe nur der Ausweg übrig, sich gleichfalls auch der Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Problemen zuzuwenden, wie es in hervorragendem Maße ein Leibniz und ein Kant vordem schon gethan haben und wie es auch Carl du Prel unternommen, der sich bekanntlich auf dem Gebiete der Astronomie einen anerkannten Namen errungen hat als Begründer der Auslesetheorie im Darwin'schen Sinne. Zweifellos würden solche durch das Studium der Naturwissenschaften mehr vorbereitete Denker sich mit kritischem Blick auch der Ergründung des Somnambulismus und der magischen Kräfte im Menschen erfolgreich zuwenden können, und sie würden folgerichtiger Weise nicht vor der endlichen Untersuchung des Spiritismus stehen bleiben wollen, was die herrschende Scheu vor diesem abgründigen Gebiet mystischer Natur außerdem auch bei einem an sich kühnen Forschergeiste leicht zu bewirken vermag. Ein solcher Adepte würde sich bald auch, schon der trostvollen Aussicht wegen, mit den nächtlichen Erscheinungen der Revenants aus dem Jenseits befreunden. Diese würden sich dann aber von ihm kritisch beobachten und so weit es zugänglich, auf ihre animistischen Bestandteile zurück führen lassen, was aber nimmermehr im Vornherein durch ein bloßes Machtwort der skeptischen Vernunft, sondern nur auf dem Grunde gegenteiliger Erfahrungsresultate geschehen könnte. Erst aber, wenn diese Beseitigung des blindes Vorurteils eingetreten sein wird, werden auch die Lehrmeinungen du Prels, dieses unerschrockenen

Vorkämpfers auf dem Gebiete der Mystik und der magischen Naturwissenschaften, welche zugleich auch künftig einen Zweig der Philosophie zu bilden, berufen sein dürften, überhaupt berichtigt oder gar widerlegt werden können, wenn sie nicht, wie du Preks überzeugte Anhänger wohl mit Recht annehmen, in ihrem Hauptkerne wenigstens, volle Bestätigung erfahren werden. Diese wird aber für die Philosophie nur die gewinnreichsten Folgen nach unserem Bedünken mit sich führen; denn während jetzt so Mancher sich fragt, zu was er sich mit philosophischen Studien überhaupt noch plagen soll, wenn ihm nicht einmal durch sie zur Gewißheit gebracht werden kann, daß wir nach dem Tode fortbauern, wird nach solcher Wiederbelebung des philosophischen Geistes jeder nachdenkende Mensch, dem nicht die Offenbarungen der Religion schon diese Wahrheit verbürgen und der daher auf die Errungenschaften der Philosophie angewiesen bleibt, ihren weiteren Aufschlüssen mit jener emsigen Begier lauschen, welche die Schüler Plato's, der sie vor Allem die Unsterblichkeit der Seele gelehrt, schon vor zweitausend Jahren erfüllte.



Um das Heidelberger Schloß.

Von Wilhelm Zaiß.

(Heidelberg.)

Wäre der Streit um Sein oder Nichtmehrsein des Heidelberger Schlosses nicht in die Presse getragen worden vordem die Entscheidung der amtlichen Konferenz bekannt gegeben war, es ist ungewiß, ob die Sache noch zu Dem geworden wäre was sie von Natur aus ist, zur öffentlichen Angelegenheit. Es ist denkbar, daß bei uns eine derartig prinzipielle Affäre alle Instanzen durchläuft ohne daß jemand darauf aufmerksam geworden wäre, worum eigentlich es sich handelt. Nachdem ein Mannheimer Rechtsanwalt und Aesthetiker, Dr. Alt — was ein nicht geringes Verdienst dieses Herrn bleiben wird, da er damit voraussichtlich das Schloß wird gerettet haben — dieser schwer bewegbaren Masse die deutsches Publikum heißt, den Anstoß gegeben hatte, ist lange Zeit genug vergangen, bis daß da und dort Bewegung zu Tage trat. Von vorneherein dann versuchte ein der Konferenz angehöriger Sachmann namentlich das nächst sitzende Publikum mit der beharrlichen Behauptung einzuschüchtern, es handle sich um eine lediglich „technische Frage“, und so ihre Entscheidung den Technikern zu reservieren. Die Nation hat die

Anmaßung damit beantwortet, daß sie die Frage zur Nationalsache gemacht hat. Die verschiedensten Kreise haben sich an der Durchsprechung beteiligt, und eine Reihe sehr angesehenen Personen ist mit ihrem Namen eingestanden. Davon ist, vollends vor der Veröffentlichung der amtlichen Denkschrift, fast niemand für den Wiederaufbau eingetreten. Jedenfalls schien das allgemeine Gefühl der ganzen Nation dagegen zu sein. Einige Äußerungen pro dokumentierten sich durch ihren Ursprung ohne Weiteres als für den Rekonstrukteur gebrochene Lanzen. Wie man überhaupt mit Fremden hat wahrnehmen müssen, daß jener Kreis von Technikern durchaus mehr für die Person als um die Sache kocht. Als dann gar das Geheimnis ausgeplaudert war, daß die Wirksamkeit der Restaurateure ein Drittel des alten Friedrichsbaues schon hat verschwinden lassen, daß also jetzt nach der Restauration des einen, best erhaltenen, Baues zwei Drittel vom echten Bau geblieben sind, und ein volles Drittel Imitation ist, da schien in der öffentlichen Meinung der Streit unwiderstlich entschieden, und wäre entschieden gewesen, wären nur die Gedächtnisse der Heutigen nicht so schlecht. Es hatte sich gezeigt, daß hier wie überall das Fachmann-sein das auf den Fachstandpunkt Beschränkt-sein mit sich brachte. Als dann die Denkschrift erschien, wurden Viele wackelig. Jenes Auf-eir-mal-Verschwinden eines Drittels war vergessen, blieb nur dieses unklare Gefühl das sich gegen das Erneuerungsprojekt auflehnte. Aber wenn man auch weiß, daß in Kunstangelegenheiten das Gefühl schließlich immer Recht zu haben pflegt, man ist heutzutage mißtrauisch gegen Gefühle; da die Schloßerneuerer einen Grund, wenn auch freilich einen Scheingrund, nämlich daß das Schloß nur durch den Wiederaufbau erhalten werden könne, immer wieder dagegen in's Feld stellten, verlor in Manchem das Gefühl die Zuversicht. Wenn man heutzutage mit seinem Gefühl nicht verlieren will, muß man geschlossene Begründungen dafür erbringen.

Nehmen wir an, jenes Gefühl das sich gegen die Schloßerneuerung erhoben hat, entstehe aus einem mehr oder minder unbewußten und unvollkommenen Erfassen des dem Schloß eigentümlichen Kunstwertes; so werden wir es dadurch begründet haben daß wir dargelegt haben werden, was die Restauration dem Bau als Kunstwerke anthut. Die Einsicht darein hat man auch wieder bei der Verhandlung im badischen Landtage vermisst. Wenn z. B. undisputiert vorausgesetzt wird, daß Kopie ein Original ersetze oder wieder herstelle, so steckt dahinter die völlige Unkenntnis der für den Kunstwert ausschlag gebenden Faktoren. Es ist unverständlich, daß so einfache, Grund legende Dinge von so Wenigen beurteilt werden. Verständige mögen also verzeihen, wenn man die Darlegung so plump und von weit her anfangen wird als offenbar von Witten ist.

Wenn ein reicher Mann auf Grund der ihm etwa von der badischen Regierung zur Verfügung gestellten genauen Aufnahmen, sich im Staate New-York oder sonstwo das Heidelberger Schloß in getreuer Nachbildung aufbauen ließe, so würde niemand behaupten, er besäße damit das Heidelberger Schloß; er besäße eben eine Kopie. Ebenso wenig ist das Drittel unechter Steine an dem jetzigen restaurierten Friedrichsbau dem Heidelberger Schloß angehdrig. Logisch kann man ein solches Verfahren nicht eine Erhaltung, man muß es eine Fälschung nennen. Heißt das erhalten wenn ich ein volles Drittel weg nehme? Man könnte ja verlangen, daß im Schloßhof eine Tafel aufgestellt würde die in zwei Farben die echten und die unechten Steine unterschiebe, wie das in anständigen Museen neben ergänzten Reliefs und dergleichen geschieht. Denn es ist unbillig, daß man einen Bau an dem ein so großer Bruchtheil unhistorisch ist, absolut für den historischen nehmen soll. Ein so schreiendes Exempel für verblendet subjektive Thätigkeit von Fachleuten zu statuieren, ist der vielleicht kostbarste Bau des Schloßhofes

hingecopfert worden. Das Selbe noch toller zu exemplifizieren, sollen nun die anderen Bauten herhalten. Man vergegenwärtige sich, daß es sich nicht um eine interne Angelegenheit Badens handelt, daß vielmehr die Regierung ihre Entscheidung vor der Nation, und die Nation vor der ganzen zivilisierten Welt und aller Zukunft wird zu verantworten haben; und wer einsieht, mit welcher ewigen Schande wir im Begriffe sind, ja begonnen haben, uns zu beladen, ist verpflichtet die Faust nicht nur in den Sack zu machen. Man steht vor einem ungeheuren Übergriff der Gegenwart gegenüber der Vergangenheit und der Zukunft. Wird zu irgend einer Zeit ein weiteres Drittel der alten Steine des Friedrichsbaues abgewittert sein und ersetzt werden, so wird jener Bau dann mit dem selben Rechte für komplette Imitation angesehen werden müssen, mit dem wir den jetzigen noch für den alten gelten lassen. Und keine redlichste Bemühung einer späteren Zeit wird wieder gut machen können was wir angerichtet haben. Will man uns weis machen, daß ein Drittel — man denke, daß ist ein ungeheurer Bruchteil — so rasch unter dem „Zahn der Zeit“ verschwunden wäre? Weckhäuser sagt in der Einleitung seines bau- und kunstgeschichtlichen Führers: neben den Folgen der Kriegs- und Brandkatastrophen und dem Ragen des Zahns der Zeit gehe eine dritte Thätigkeit neben her, die der Restauration. Allerdings. Das ist die Vernichtung im rapiden Tempo. Wie soll denn „dieses kostbare Besitztum auf spätere Generationen überantwortet“ werden können, wenn es drittelweis fort geschafft wird? Die Zukunft wird uns solche Methode gewißlich danken! Denn an das Bevorstehen des Zusammenfalls braucht niemand zu glauben. Man hat an Duzenden von Ruinen gesehen, wie sie, vielfach ohne Nachhilfe, auch in unserm Klima der Zeit trocken, und getrocknet haben vordem das Zeitalter der Altertümelei gekommen war, und die Bindkraft des alten Mörtels ist sprüdwörtlich geworden. Zum Übrigen sind aus der letzten genauen Untersuchung des Schloßes im Jahre 1891 thatsächlich den jetzigen entgegen gesetzte Folgerungen gezogen und auch jetzt wieder von einer so gewichtigen Autorität wie G. von Seidl aufrecht erhalten worden. Nun soll die angeblich bauwürdige Wand des Otto-Heinrichs-Baues einen neuen Doppelgiebelaufsatz von zwölf Fenstern — und mit vier, etwas mirakulösen, Spitzungen — erhalten. Der Bau ist also nicht bauwürdig, oder er bedürfte um diese weitere beträchtliche Last aufzunehmen, einer noch gründlicheren Erneuerung, d. h. an diesem Bau müßte vielleicht die Hälfte des Originals vernichtet werden.

Man muß doch nach den Zwecken handeln wenn man vernünftig handeln will. Nun ist klar, daß Architektur die nicht der puren Nützlichkeit dient, die Ansprüche der Kunst erhebt. Vor Allem darf also nichts geschehen das den Kunstwert beeinträchtigt oder zerstört. Lassen wir den „Kunstwert“ nicht als Phrase stehen. Worin besteht der Kunstwert? Der germanische Begriff von Kunst verlangt, daß man als ihre Ursache ansieht das Bedürfnis nach vollkommenerer und weiter tragender Mitteilung, Mitteilung der Seelenkräfte Einzelner an ihr Volk und die Menschheit. Der Maler schafft nicht etwa, um seinem Fachgenossen Gelegenheit zu geben freundschaftliche Sachkenntnis anzubringen, oder dem Kunsthistoriker zu Gefallen, oder dazu daß eine darauf folgende Generation sich seiner aus dem Innern geborenen Kunst zu Zeichenvorlagen bediene. Und die jungen Urheber der gerade in Karlsruhe, wie vielleicht nirgend sonst, wieder zum Leben erwachten Baukunst, braucht man auch nicht erst zu fragen, ob sie die Absicht bewege Musterkästen herzustellen. An dem Heidelberger Schloß aber verfährt man als handle es sich allererst darum, eine Vorlage in möglichst sauberem Zustande an die Nachkommen weiter zu geben. Das Wesentliche aber, also vor Allem Wichtige, an einem

Kunstwerke gleichgiltig welcher Gattung, ist das Bewegende, Erhebende das von ihm ausgeht; Restauration die dies nicht hinüber zu retten vermag ist Zerstörung, die sich von der natürlichen durch die Zeit nur durch das übertriebene Tempo unterscheidet.

Werfen wir vorerst, um einen objektiven Hintergrund für unsere Beurteilung zu bekommen, einen schnellen Blick auf die Geschichte der Restaurationen und ihrer späteren Wertschätzung. Vor Zeiten haben die Abschreiber älterer Texte, wo Lücken zu sein oder ein erklärendes Wort nützlich schienen, Interpolationen angebracht. Über diese Barbarei sehen Jahrhunderte mit selbstverständlicher Verachtung herab. Sodann — davon sind wir weniger lange entfernt — wurden Bilder übermalt, ausgebessert, verschönert, vielleicht auch imposanter gemacht; für die Schäfer'sche Rekonstruktion des Otto-Heinrichs-Baus ist in der That von einem Fachmann in's Feld geführt worden, sie werde von imposanter Wirkung sein. Und hat man am Friedrichsbau so gar etwas Anderes gemacht als jene Bildübermaler? Denn man hat nicht nur die Steine ausgewechselt die dem Bau hätten gefährlich werden können, auch die nur äußerlich vom Wetter angegriffenen, ja die „mechanisch beschädigten“ Steine sind entfernt worden — wie dies auch am Otto-Heinrichs-Bau wieder geschehen soll: man hat glatt gemacht. Für die Fertigkeit jene Bildübermalungen zu erkennen und wieder zu entfernen sind bekauntlich Leute berühmt geworden. Der Unfug selber war in der Malerei erst in dem Augenblicke völlig verschwunden, wo die alte Ansehung dieser Kunst für ein Handwerk ausgerottet war. Bei Bildwerkstoffen begnügt man sich jetzt, durch rohen Studaufbau die Stellung verständlich zu machen, und wie dankbar ist dafür der genießende Beschauer. So hat sich der Reize nach in allen Künsten die allgemeine Wertschätzung gegen Restaurationen gewandt. In der Architektur ist die Barbarei noch nicht vorüber, die vielen Rekonstruktionen unserer Tage machen wahrscheinlich, daß wir erst in ihrer Hochflut segen. Vielleicht ist die allgemeine Meinung noch, daß die Baukunst Handwerk sei; gewißlich aber haben die Architekten die dem Publikum in der Schloßfrage das Recht der Rede haben entziehen wollen, damit den Anspruch auf Künstlerchaft im höheren Sinne aufgegeben; nur in Sachen des Wissens und Könnens hat der Fachmann den angemakten Vorrang. — Die Wertschätzung früherer Restaurationen ergibt sich also, daraus daß man die Interpolationen aus den Schriftwerken ausgemerzt hat, daß man die Übermalungen von den Bildern abgelöst hat, daß man die Statuen der falschen Gliedmaßen entledigt. Eine künftige Zeit wird folglich wohl die neuen Steine am Friedrichsbau heraus nehmen und die alten, so weit irgend es ihr Zustand erlauben wird und — so weit sie noch vorhanden sein werden, wieder an Ort und Stelle bringen. Unter allen Umständen wird sie die als Ganzes falschen Giebel vom projektierten Otto-Heinrichs-Bau herunter holen.

Die Analogie ergibt sich historisch, das Gefühl von ungefähr jedermann zeigt, wie gesagt, nach der selben Richtung. Die Erkenntnis vermag die Gründe zu liefern. Hatte man's im Friedrichsbau, hat man es im Otto-Heinrichs-Bau etwa mit einem ruhig gewordenen Stadthore, einer Kuriosität der Geschichte, zu thun, oder mit einer Kirche die über den Köpfen der Gläubigen einfallen könnte? Die Bauten werden ihrer künstlerischen Eigenschaften wegen seit Jahrhunderten gewürdigt, und als Kunstwerke vor Allem waren sie zu respektieren. An dem Dasein an sich eines Kunstwerks aber, etwa wie an dem einer Schuldverschreibung, liegt nichts, darauf daß das Schloß auf dem Reste von so und so viel Steinen erhalten werde, könnte es nur insofern ankommen, daß es, falsch oder echt gleichviel, als Lockspeise für die Fremden wie ein falsches Grab Hamlets be-

stehen bleibe; oder insofern als es eingetragenes Inventarstück des Domänenamtes ist. Dieser Charakter toten Inventars ist dem Friedrichsbau durch die Restauration mehr als billig aufgedrückt worden. Sein Wert hätte daran gelegen daß er von ungestörter und ungetrübter künstlerischer Wirkung wäre; damit ist es vorbei.

Selbst einfache, unpräntöse, Leute sagen, sie möchten den Friedrichsbau nicht mehr ansehen seitdem er ausgebessert sei. Man weiß, es ist der alte nicht mehr, und dem der es nicht weiß, sagen es ohne Weiteres die blickblanten Haussteine und die funkel-nagelneuen Inschriften. Wo wären nur Spuren der Beschädigung? Und nun läuft man hin und her, man sieht nicht sogleich, wo die Imitation aufhört und das Original beginnt, möchte heraus bekommen, wo alter Bau ist und wo nicht, man wird kritisch, erboßt, und geht endlich alteriert hinweg. So ungefähr geschieht jedem Beschauer den es sich überhaupt verlohnt in Betracht zu ziehen. Jeder ehrliche Mensch gerät vor teilweise gefälschten Dingen an denen der gefälschte Teil nicht ersichtlich ist, „täuschend“ geflickten Statuen und dergleichen, in Unruhe. Wenn ich mich recht erinnere freilich, hat der selbe der Schloßerneuerung nahe stehende Herr der für den Rekonstruktionsentwurf seine imposante Wirkung hat sprechen lassen, prophezeit, daß in so und so viel Jahren die alten Steine von den neuen nicht mehr würden zu unterscheiden sein. Heißt das nicht: wünschen daß der Betrug vollkommen sei? Wenn es jetzt etwa mit viel Sorgfalt jemand noch möglich ist die gefälschten Stücke auszuscheiden, und sich am Reite zu freuen — denn was gehen Einen die falschen, nachgemachten, Teile an? —, so soll in Zukunft alle Liebesmühe nicht mehr aus dem trostlosen Zustande helfen. Denn man kommt nicht mehr dazu, diese großartig aus der Tiefe empor steigende Architektur zu genießen. Schließlich indessen täuscht sich der Herr. Die Geschichte lehrt, daß die später Geborenen erstaunlich empfindliche Augen für Fälschung und Betrug früherer haben. Man wird die betreffenden Abhandlungen an der Schloßkasse kaufen können.

Es ist immerhin auch sonderbar, daß bei diesen neumodischen Rekonstruktionen der Wert der historischen Echtheit, dieses Imponderabilium, für das in anderen Fällen und keineswegs bloß von Karitätännern, Unsummen bezahlt werden, nahezu außer Betracht gesetzt wird. Dürften wir aber für das Kunstwerk den Wert der historischen Echtheit selbst gleich Null setzen, so bliebe doch die Thatsache, daß dem Original stets, teilweise aus geheimnisvollen und sogar aus unvernünftigen Gründen, eine ganz andere Suggestivkraft inne wohnt als jeglicher Nachbildung. Dazu aber, daß die Suggestivkraft gebrochen ist, und dazu daß die teilweise Unechtheit die zum Genuße notwendige Ruhe nicht mehr entstehen läßt, kommt die dritte Schädigung der künstlerischen Wirkung durch die an die Stelle des Ursprünglichen tretende Kopie.

Denn eine mechanische Kopie, die diese dritte Schädigung ausgeschlossen hätte, hätte allzu ungeheuren Selbstaufwand erfordert. Der moderne Arbeiter also hatte die Menaisiancearbeit zu kopieren. Dieser uninteressierte Mensch, der sich gewöhnt hat seine Arbeit an der selenlosen Akkuratess der Maschinenarbeit zu messen, sollte wiederholen können was der seiner Thätigkeit ergebene Steinhauer einer früheren, lebensvolleren, Zeit gemacht hat? In einem Bauwerk aber hat man den Zusammenfluß des Planes des Künstlers und der Handwerksarbeit auf die der Plan berechnet war, zu sehen. Die Arbeit des Handwerkers wird hier zum Kunstwert bildenden Produktes. Die Nachbildungen am Friedrichsbau stehen genau in dem Verhältnisse zu den Originalen, wie eine moderne Kopie etwa nach Matthias Grünewald zu dessen Werk. Seit wann nun hat man von Kopien eine so gute Meinung? Eine Linie wird so leicht langweilig,

der Schwung eines Ornamentes ist so rasch verloren. Und jedermann der sich einmal in einer Kunst versucht hat, weiß, daß die richtige Behandlung und Nachbildung der großen Massen das Schwierige nicht, vielmehr fast durchaus lehr- und lernbar ist, daß sich nicht in ihnen Talent, und Begeisterung oder Gleichgiltigkeit äußern, daß der Reiz, die überzeugende Wirkung, eines Kunstwerks hingegen an unscheinbaren, ja unerkennbaren Unterschieden hängt. Der Friedrichsbau nun ist jedenfalls nicht nur darauf berechnet, von der andern Seite des Neckars aus bewundert zu werden. Wenn aber jemand vom Altane her nach dem Schloßhof einbiegt und rechts und links die wie aus Konditorsteig gezogene Ornamentierung besehen hat, so steht für ihn fest, was von dieser kopierenden Bildhauerei zu halten ist. Dabei sei angemerkt, daß diese Zierplatten nicht konstruktiv in den Bau verbunden, sondern aufgelegt sind, für die Bauqualität also keine Wichtigkeit haben, und trotzdem ausgewechselt worden sind.

Eine vierte Schädigung bedeutet die Entfernung der Kennzeichen des Zeitverhältnisses. Es ist natürlich, daß wir an Menschen mit denen wir nicht aufgewachsen sind, und an Menschenschaften das nicht unsere Tage haben entstehen sehen, schon in der äußeren Erscheinung ihr Zeitverhältnis zu uns mitgeteilt erhalten, oder doch auf unsere Bemühung hin vorfinden wollen. In den anderen Künsten erfüllt dieses Verlangen ohne Weiteres der Stil des Werkes. Bei den Architekten von heute aber — auch diese Tatsache ist Grund für die oben gemachte Behauptung, daß die Baukunst im Zustande der Barbarei sei — ist Gepflogenheit, im Stil nicht eine Form in die der Trieb einer Zeit drängt, in die sich ihre Lebensart notwendig kristallisiert, sondern eine beliebig anwendbare Schablone zu setzen. Der Stil eines Baues also, sagt uns zunächst nichts mehr aus über die Zeit die ihn und uns trennt. Eine Straße wie die jetzige Sendlingerstraße in München, kann das Maß der Verwirrung voll machen. Wir sind bei einem Bauwerke zunächst darauf angewiesen, uns durch die Wirkung des Zahns der Zeit und der Geschichte über unser Zeitverhältnis zu ihm unterrichten zu lassen. Wo sind nun die Kugelspuren, wo die vom Regen mehrerer Jahrhunderte veränderten Steine? Ein Fremder tritt davor und sagt: Das ist also ein moderner Bau, wo ist der Friedrichsbau? Wir wissen genau, daß so von Rechts wegen der Bau nicht aussehen kann, wir spüren das Unorganische des Eingriffs, wir finden das Zeitverhältnis zu uns zerstört, und damit das was uns mit ihm verbunden hätte. Es geschieht nichts Anderes, als wenn ein Mann den wir im ehrwürdigen verbläuten Schimmer des Greisenhaares zu finden erwarteten, mit dem Flaumbart um's Gesicht, Jugend unter Jugend träte. Das was uns den Menschen einer anderen Generation verständlich gemacht hätte, fehlt; er ist uns fremd.

Mit den Spuren der Zeit hat man auch die Ausgangspunkte für das Verständnis des einfachen Menschen und des Kindes zerstört. Was hat ein Kind nicht alles an dem in zwei Stüde geschossenen Johann Casimir begriffen. Geschichte, Krieg, Gewaltakt und Zerstörungsmaschinen des Menschen, über all Das war plötzlich ein helles Licht gefallen. An dem Baue der ihm Furcht erregt, hatte das Kind eine Einzelheit gefunden die es verstand. Und dieser Anlaß ließ das Kind frühe einen ersten starken Eindruck von einem gewaltigen Bauwerke mitnehmen; wobei der Leben spendende Punkt im Gausen stets der entzwei geschossene Johann Casimir blieb. Der frühere Bau hat Anknüpfungspunkte selbst für ein Kind gehabt. Was man vernünftiger Massen nicht gering achten darf, denn die Wirkung ist um so tiefer Grund legend, je früher der Eindruck erhalten ist. Und eine Nation die noch mit ihrer Zukunft rechnet, muß im Kind immer die Möglichkeit zum Größten, zur Erfüllung ihrer teuersten Hoffnungen erblicken. Und die An-

schauung des Kindes zu entwickeln, müssen die großen Werke der Menschheit die es können, für gerade gut genug erachtet werden.

*

Eine Restauration wie die am Friedrichsbau vorgenommene verhöhnt auf jede Art gegen den künstlerischen Zweck der Bauten. Ein Kunstwerk ist nichts Absoletes, es ist Kunst, ¹werk um eben so viel weniger als, ein Verhältnis dazu zu bekommen unmöglich gemacht ist. Von den andern Zwecken, die die Bauten ehedem neben dem künstlerischer Wirkung gehabt haben, hat der Verlauf der Geschichte nichts übrig gelassen. Was ist gegen diese gewichtigen Bedenken die Phrase von der „Erhaltung“! Wo ist denn erhalten worden? Man hat nur vernichtet. Einen modernen Bau gleichgiltig welchen Stils, mit beliebig weit gehender Benützung der alten Motive, an die selbe Stelle zu setzen, konnte einem modernen Baumeister doch nicht schwer fallen! Da sind dann noch eine Reihe anderer Bedenken, die Andere teilweise ausführlich dargelegt haben; die Ansehbarkeit der Einzelheiten des Schäfer'schen Rekonstruktionseutwurfs vom historischen Standpunkt aus; die Frage ob es ein Recht auf der Welt gäbe das einzigartige Zusammenwirken von Kunst, Natur und Geschichte zu zerstören; auch jene Dame die in einer Zeitung den zweiten Mèlac herbei gewünscht hat für den Fall daß die romantische Schönheit vom blauem Himmel durch ausgebrochene Fenster fortgeschafft würde, hat Vielen nach dem Herzen gesprochen. Vor Allem aber drängt sich noch der heikle Einwand auf, ob man eine so gewaltige, sagen wir für Architekturzwecke verfügbare, Summe der empor kommenden Architektengeneration, antiquarischen Anwendungen zu Liebe, zu entziehen berechtigt ist.

Das Schloß für alle Zeiten erhalten zu wollen, ist eitles Beginnen. Aber wäre denn nicht immer noch Zeit — und wäre es dazu nicht jedes Mal zu früh — an die Stelle des kostbaren Originals eine zweifelhafte Kopie zu setzen? Jeder Stein ist gemessen und aufgenommen, und eine spätere Kopie würde kaum unvollkommener ausfallen als jetzt. Vielleicht könnte noch vier, fünf Generationen die Kraft des Originals erhalten bleiben — leider bereits mit Ausnahme des unserer Klasse näher stehenden der zwei berühmten Bauten. Ist es nicht frevelhaft mutwillig gewesen, schon uns um Etwas zu bringen was erst eine spätere Zeit notwendiger Weise hätte entbehren müssen? Und zudem, wissen wir wirklich so genau, daß nicht schon die nächste Generation das Mittel der Konservierung findet das sie nötig gehabt hätte? Wie erbärmlich dünkelthaft nähme sich dann unser voreiliges für Jahrhunderte Vorhersorgenwollen aus! Verlohnt es sich, dazu daß vielleicht einigen auf ihre Facheinsicht beschränkten Baumeistern die Genugthuung bereitet werde, in einem berühmten Bau ein fertig gemachtes Stück ihres Handwerks vor sich zu sehen, Tausenden etwas Kostbares zu nehmen, und Schande auf die Mitlebenden zu laden, die der anmaßenden Streberei einiger Weniger nicht haben begegnen können — weil gegen die Mächtiger schwer kämpfen ist! Eine Regierung handle nicht gegen den Instinkt der Nation. Warum findet sich nicht der reiche Mann — oder die Regierung — die den Auftrag erteilt, an anderen Orten Wiederholungen der einzelnen Bauten aufzuführen? Auf welcher redlichen Weise könnte so „imposanten“ Rekonstruktionseutwürfen zur Wirklichkeit verholfen werden; und man hätte sich außerdem das Verdienst erworben, Kopien besorgt zu haben die noch mit dem Originalen konnten verglichen werden.

Aus der Denkschrift erfährt man, daß nicht nur die „Erhaltung“ des Otto-Heinrichs-Baues geplant ist, sondern daß auch Innenräume, vorerit die des Erdgeschosses „in alter Schönheit“ wieder hergestellt werden sollen. Wozu nur? Zuerst war vorgemwandt worden, daß diese Innenräume die städtische Altertümersammlung aufnehmen

sollten. Die Stadt hat aber darauf erklärt, ihre Sammlung ebenso gut anderswo unterbringen zu können. Nun höre ich mit wirklichem Erstaunen, von einer Seite wo wenigstens der Verdacht auf böswillige Unterschlebung nicht auskommen kann: „es sei nicht ausgegeschlossen, daß später einmal das großherzogliche Hoflager statt nach Schloß Baden gelegentlich auf Schloß Heidelberg verlegt werde“ — so daß am Ende hinter dem projektierten Wiederaufbau des Schlosses Absichten steckten die überhaupt nicht genannt worden sind?

Dem sei nun wie ihm wolle, von den Standpunkten aus die einseitigen maßgebend sind, können Eingriffe die etwas Anderes bezwecken als die Erhaltung der Ruinen, nicht verantwortet werden. Und unter Erhaltung ist zu verstehen, daß man vor Allem da läßt. Hat diese demokratische Zeit alles Gefühl für Abstand, allen Anstand verloren? Was einem teuer ist, sollte einem doch unantastbar sein. Aber diese Zeit nimmt Toden den Kopf weg weil sie sie verehrt. Ist der Art nicht auch was am Heidelberger Schloß vorgeht? Oder soll man annehmen, daß uns der Ruhm Ludwigs XIV. nicht schlafen läßt? Der Feind hätte unsern Fürstensitz nur zur Ruine gemacht; wir, das eigene Volk selber, unternähmen es ihn von der Stelle zu tilgen, ja haben den ersten Schritt darin schon gethan!

Die Entscheidung ist hinaus geschoben worden; es wird aber gesagt, man denke nicht daran das Projekt fallen zu lassen. Sollte es so kommen, möchte dann, wenn wirklich alle höheren Stellen sich entgegen ließen das erlösende Wort zu sprechen das der Nation genug thäte, möchte denn dann die Sache in letzter Stunde daran scheitern daß der badische Landtag mit den aufzuwendenden Millionen Rechtlicheres anzufangen müßte.



Münchener Rundschau.

In freier Tagebuch-Form — vom „Münchener Kindl“, gen. enfant terrible.

Leben Andere ein Stück in Stücken, so giebt uns Anatol — oder heißt er: Arthur? — Schnitzler gern ein Drama in Schnitzeln. Seit er auf „Freiwild“ gejagt hat, ist er der Schnitzeljagd-Dramatiker kat' exochen der „Liebeleien“, und seit einem gewissen „grünen Kaladu“ obendrein zum „Epigrammatiker“ der modernen Bühnenliteratur geworden, über welche wir schon kein Danteskes Höllengericht mehr ergehen zu lassen brauchen, sondern mild-barmherzig einfach „Beatricens Schleier“ des liebenden Vergessens decken wollen. „Lebendige Stunden“ nennt er sein neuestes „buntes Theater“-Variété — lebendige Stunden, die uns, ungeachtet aller geistreichen Feuilleton-Flauderei darinnen, beinahe zu recht toten und langweiligen Stunden geworden sein würden, wäre nicht der Schlußwitz „Litteratur“ zu guter Letzt noch gewesen, der wenigstens den ersten Drehfrankheits-Schrecken einer rabiaten „Frau mit dem Dolche“ wieder einigermaßen ausglich.

und zumal die hohlen „letzten Masken“ endlich hinweggenommen, die uns den Dichter so gern verbergen wollten als das, was er in Wahrheit nun doch einmal ist und bleibt: nämlich als ein Wiener Café-Haus-Litterat und Pitteraturgigerl, das auch als Arzt (seines Zeichens) von der ganzen, großen Welt nichts Anderes als nur immer wieder das Künstler- und Federhelden-Milieu zu sehen und zu kennen scheint. Das relativ Tiefste und Beste daran war wohl noch die Szene im Wiener Allgemeinen Krankenhaus mit ihren unheimlichen Schlag- schatten. Im Übrigen deucht mir nicht: die Stellung des Künstlers zum Leben, dessen Beobachtung und Bewertung seitens des Artisten, bis zur herzlosen Aufzehrung, das einzig Gemeinsame all dieser vier Einakter zu sein; vielmehr bildet ein tertium comparationis nebenher auch noch das Thema: „Rivalen!“ — Herr von Possart aber erinnern wir nach Vorsführung dieser niedlichen kleinen Schauspiele mit ihrem windigen Inhalte von höchst lockeren Sitten nachdrücklichst wieder einmal an die „jugendlichen Prinzessinnen des Kgl. Hauses, deren gelegentlichen Theaterbesuchen ein Münchener Intendant der Kgl. Hof- theater unbedingt Rechnung zu tragen habe“ . . .

Herr von Possart, er hat inzwischen sein Abiturienten-Examen als waschechter „Wagnerianer“ glänzend vor aller Welt abgelegt, will sagen: die vier Abende seines rhetorischen „Nibelungen-Opus“ nun auch glücklich „absolviert“. Wir hatten Gelegenheit, dieser sensationellen „Vorlesung mit verteilten Rollen“ beizuwohnen, bei der es gelegentlich (z. B. bei Alberichs Flucht) sogar bis zur italienischen Oper, d. h. zum Losbrechen des Applauses bei offenem — Munde kam, und hatten zudem das aparte Vergnügen, einem kritischen Nachbar in sein Zensierbüchlein über die Achsel zu gucken. Was wir da „notiert“ fanden, entsprach so ungefähr auch unseren eigenen Eindrücken und persönlichen Empfindungen von der Sache: Oratorische Leistung und Kunststück der physischen Ausdauer — Note 1*; plastisches Auseinanderhalten, individualisierende Charakteristik der redenden Gestalten und handelnden Personen — 1 2; Kongruenz des deklamatorischen Ethos und Pathos mit dem musikalischen Melos — 3; endlich innere Wahrheit der Diction und Echtheit des Vorgetragenen, des Kunstwerkes wie des Künstlerischen — 4 3. Alles in Allem zum Mindesten ein vollkommen überflüssiges Unternehmen — genau wie beim Münchener „Prinzregenten-Theater“: reichlich um 25 Jahre zu spät! Hätte Ernst von Possart damals, vor jener Zeit, das Organ und die Erkenntnis für die Dichtung als solche besessen, wir hätten es ihm als eindrucksvoll-wirksamen Vorstoß in die Welt der „Litteraten“ vielleicht aufrichtig gedankt. Heute, da wir vor den verheerenden Wirkungen des Fischer'schen Klavier-Wagner hier in München bereits stehen (denn auch heuer blieb dieser Abend der Kritik wieder nicht geschenkt!) — da wir sein Publikum im „Künstlerhaussaal“ gesehen und dessen kritiklose, rein physiologische Hingabe an den Nervenreiz „Wagner“ wie an solche Brutalisierung der Partitur zum rohesten Elementar-Effekte beobachtet haben: heute begreifen wir höchstens, wie ein Niesische — zur Abfassung seines „Fall Wagner“ gelangen konnte. Der thörichte „Wagnerianer“ als Russtifer und defadenter Leitmotiv-Dufeler war hier im Grunde gemeint, nicht aber der „Meister“ selbst, so viel auch gegen diese Auffassung sonst sprechen mag.

Überhaupt, es war eine Woche zum Erbarmen und Herzerweichen — oder, sagen wir männlicher: zum „Falsch-werden“ für den ehrlichen Kritiker; denn auch in der „Musikalischen Akademie“ sollte er anlässlich der dortigen Vorsführung von R. Strauß' „Also sprach Zarathustra“ einen der ärgerlichsten, skandalösesten Eindrücke seines kritischen-Erinnerns noch erleben, der ihn flugs alles wieder häßlich abbitten ließ, was er noch

kürzlich Gutes an dieser Stelle über den Dirigenten Hermann Zumppe gesagt hatte. Einer, der mit ihm zusammen seinerzeit wiederholt Zeuge war ausgezeichneter Auführungen des selben Werkes durch die Dresdner Kgl. Hofkapelle unter Schuch — Dr. Erich Haenel — schrieb in der „M. Post“ wörtlich über diese Münchner Wiedergabe: „Wer am Freitag im Odeon H. Strauß' „Also sprach Zarathustra“ gehört hat, dem mag die Rivalität der beiden Orchester (Kaim-Kapelle und Hoforchester) danach fast gegenstandslos erscheinen. Wenigstens bot diese Wiedergabe in ihrer technischen Unvollkommenheit, ihrer lärmenden Schwunglosigkeit, ihrem absoluten Mangel an jenem spirituellen Feuer, das die Partitur atmet, ein drastisches Beispiel für den Stil, in dem die Musik eines Modernen — nicht gespielt werden darf. Weingartner hat mit der Aufführung der Tschaikowsky'schen Symphonie gezeigt, daß es doch der Geist ist, der sich den Körper schafft, und H. Zumppe muß diesmal vor dem jüngeren Kollegen ohne Gnade die Segel streichen.“ Ich für mein Teil behaupte sogar: Unsere Hofkapelle hat das grandiose Werk bis heute noch nicht einmal voll erfaßt, geschweige denn schon bewältigt; auch die Darbietung des vorigen Jahres unter des Komponisten persönlicher Leitung stand, eben deswegen, nicht auf voller Höhe und blieb noch durchaus minderwertig. Kein Wunder auch, da ja viele der Herren (jumat der hinteren Fulle) derweilen immer weit Wichtigeres zu thun, z. B. recht überlegen zu lächeln, wo nicht gar bei gewissen Stellen demonstratio zu lachen haben — eine ganz erkleckliche Anzahl aus dem ganzen Körper käme zusammen, hätten wir diese Vertreter eines „unheiligen Lachens“ und „Mortua“-Freunde uns Alle merken und aufrechnen wollen! Und „wischen“ ist halt noch nicht spielen, — bei den „Freuden- und Leidenschaft“ muß es großzügig, mit dem ganzen Herrschervillen zur Macht, stützend einherstürmen, im „Grablied“ der Jugendhoffnungen wie wund winseln und wehklagen, beim Morgenwedrus die Trompete richtig zur Stelle sein und nicht auf der Spitze, das ganze Motiv zerreißen, jählings abbrechen, und beim „Walzer“ wiederum das Ganze auch wirklich sphärenhaft zu „tanzen“ wissen — frei und lustig, voll Schwung wie auf „leichten Füßen“, daß der ganze Leib „Vogel“ werde. Die (schon seit Jahren nachgerade bekannte) Mißstimmung vollends unserer Kgl. Odeons-Orgel war hier nicht nur gründlich verstimmend, sondern ein gelinder Skandal zu nennen. Mit ihren unausgesehten dicken Schwebungen in die wohl lautende Instrumental-Pracht der vielfach geteilten Streicherpulte hinein, schmiedte die Episode von den „Hinterweltlern“ wie Pfeffer in einer Wein- oder Vanille-Sauce!

*

Von Herrn Zumppe's Vordringlichkeit im Münchener Musikleben erhielt man übrigens auch wieder einen sprechenden Beweis an dem Kammermusik-Abende der Herren Clofner und Genossen, die es sich nicht versagen konnten, durch Aufnahme zweier Manuskript-Sätze aus einem (vielleicht sogar unvollendeten) Zumppe'schen Streichquartett in ihr Programm bei dem Herrn Chef gute Stimmung zu machen. Mögen sie auch die Verantwortung dafür in erster Linie zu tragen und Herrn Zumppe ganz entsprechend zu diesem Zwecke bedrängt haben, es ist und bleibt doch Sache einer strengen Selbstkritik, sich solche Herausgabe von Unfertigem nicht abringen zu lassen, dafern man dergleichen nicht etwa — voreilig — schon selber gewünscht haben sollte... Gerabezu unheimlich nebenbei, dieses Crescendo von Kammermusiken in den letzten Wochen: von den heimischen Vereinigungen des „Kaim-Trio's“, der „Bläser“, Jos. Hösl, Miroslav Weber, Jos. Clofner, Elfriede Schund und Gen., Wolf-Ferrari-Miliani, B. Stavenhagen-Frieda Scotta, über die frischen „Böhmen“ und das klassische „Joachim“-Quartett hinweg bis zu den feinen „Brüßelern“ (unter Franz Schörg)

hin, welche alle die Spuren von mindestens zwei bis vier eigenen Abenden im hiesigen Konzertleben zurück ließen! Mit Verlaub, ist das nicht doch schon ein wenig zu viel — ist das überhaupt noch gesund, und wie viel kommt dabei wohl von positivem Werte wirklich heraus? Tritt gar noch als unliebsame Erscheinung hinzu, daß neuerdings die Sonntags-Konzerte hier in einer Weise überhand nehmen, daß einem ernstlichen Kritiker — der doch auch ein „Mensch“ ist sozusagen und seine Feierstunde haben will — Hören und Sehen auf ein Mal vergehen können. Hier scheint schon rein gar nichts mehr als eben ein radikaler „Generalschritt“ noch zu helfen. Und im Übrigen mögen nur auch unsere löblichen Herren Konzert-Arrangeure auf eine bessere Übereinstimmung von Ankündigung und eudgiltig ausgeführtem Programme sehen bzw. zu einer solchen die verehrl. Künstlerschar gest. kritiker anhalten; besonders das „Schörg-Quartett“, mit Frau Langenhau-Pirzel als pianistischem Gäste, leistete sich ein Erkelliches an Abänderungen — noch am Abende selbst hing unten, beim Eingang zum Konzerte, das Plakat mit dem Klavier-Quartett von Felix vom Rath und dem erst später übergeklebten Sinding-Quintette, das schon am ersten Abende gespielt werden sollte! Nun, wir trösten uns mit einem: Kommt Zeit — kommt auch der Rath; finden daneben aber unmaßgeblich, daß die genannte ausgezeichnete Pianistin im Kammer-Tische nicht eben so heimisch ist, da sie denn einerseits mit ihrer zügellosen Kraftentfaltung („deu ohne Mann pflegt jedes Weib aus seinem Wirkungskreis zu schreiten“) das ganze Streichquartett als solches einfach über den Haufen wirft, andererseits, als grundsätzliche Auswendig-Spielerin selbst in solchem Rahmen, sich auf ihr Gedächtnis leider keineswegs so absolut als wünschenswert verlassen kann. „Die Wallüre walle frei!“

*

Die Abende des Herrn Dr. L. Wällner, des Fräulein Marcella Pregi und des Geigers Ondricek sind mit Dank als genuehreich hier zu vermerken, im Übrigen aber bedeuten die hiermit genannten Namen ja längst bekannte Größen und erprobte Posten. Edwin Elgar hingegen — ein Komponisten-Name, der seit der Aufführung des Chorwerkes vom „Traum des Gerontius“ auf einem Musikkfeste jenseits des Kanales der englischen Musik einen neuen Glanz verleihen zu wollen schien und darum neuerdings weit umgieng im deutschen Lande — dieser Name ward hier mit einer solchen Einhelligkeit und derart unsanft abgelehnt gelegentlich der Erst-Vorführung eines Orchesterstückes „Londoner Leben“ (im letzten Kaim-Konzerte unter Weingartner), daß alle Hoffnungen auf ebenbürtige Beteiligung Britanniens fortan im europäischen „Konzert“ für lange wieder als vernichtet gelten — könnten, wenn sich nicht ein gewisses Etwas von jener bei uns derzeit nun einmal laudläufigen Mißgunst gegenüber England auch in dieses allzu harte Urteil mit eingeschlichen hätte. — Siegmund von Hausegger hat sodann am 18. März mit einem par excellence-Programm (von Liszt, M. Rittler, zwei Orchestergefängen von E. Boche und dem eigenen „Barbarossa“) sein unwiderlich Abschieds-Konzert gefeiert — wohlverdienter Weise unter einem wahren Sturme von Anerkennung. Wir haben ihn hier in München als Dirigenten und Tonsetzer werden, oder doch betraueren sehen. Mit einem „Siehe, der Lenz lacht in den (Konzert-) Saal!“ durften wir ihn seinerzeit begrüßen; und dieser jugendfrische Kunst-Frühling ist es nun auch, der uns verlassen will, indem jener sich zu gesammeltem Schaffen nach seiner Vaterstadt Graz zurückzieht, unsere herzlichsten Wünsche auf seinen ferneren Lebensweg mit sich fortnehmend. Trotzdem hoffen wir Alle zuversichtlich, daß er uns und München kein Fremder werden möge! — Unsere ehrwürdige „Musikalische Akademie“ hat vergangenen Palmsonntag wieder einmal ihren gewohnten Rosenkranz in Form der Seb. Bach'schen

„Matthäus-Passion“ abgeteilt, und der „Vorges.-Verein“ führt — Haydn's „Schöpfung“ auf. „Dazu Räuber und Mordbrenner!“ Dazu also reißt Herr Siegfried Dohs unangenehm von Berlin nach München! Wer das dem Begründer dieses Chor-Vereines, unserem verehrten würdigen Heinrich Vorges gesagt hätte? — Außerdem nennt das Programm der nächsten Tage vor Ostern noch: einen d'Albert-Klavierabend, die „Neunte Sinfonie“ unter Weingartner bei Kaim, sowie ein Zusammenspiel des bekannten, ganz ausgezeichneten Violoncellisten Heinrich Kiefer mit Frau Anna Langenhau-Pirzel, wobei außer der Jugendsonate von Nisch. Strauß auch ein neueres Manuskript-opus dieses Geurtes von Ludwig Thuille zu Gehör kommen soll. Ich denke, Umzug (der mir ja für diese Tage leider bevorsteht) gilt auch für den Musikreferenten noch als Entschuldigung.

Wer den „Janus“ noch nicht als altes „Puppenspiel“ gesehen, darf — seit Goethe und Wagner — ohne Weiteres für ungebildet ausgegeben werden. Und wer das „Münchener Marionetten-Theater“ von „Papa Schmid“ noch nicht kennt (wie Verfasser dieses bereits seit seiner seligen, frühlichen Jugendzeit, als es schon in der Gegend der Blumenstraße, wenigleich damals noch nicht in eigene „Kunst-Stadel“, „hauste“), der hat eigentlich München überhaupt noch nicht gründlich kennen gelernt. Es ist darum auch sehr hübsch von der verehrlichen „Draht-Direktion“, in unserer Zeit des Drahtes und des Drahtens (mit oder ohne Draht), solchen etwaigen „Lücken unserer Wissenschaft“ auch entsprechend aufzuhelfen durch eine solenne ernste „Inszenierung“ eben jener alten Puppen-Komödie vom „Dr. Janitus“ auf ihrer erstaunlich leistungsfähigen „Draht-Bühne“ — nebenbei bemerkt: dem durchaus sehenswerten, rühmlichen Seitenstück zu Lautenschlägers berühmter „Dreh-Bühne“. Und was vollends der dort heimische „Kasperl Varietè“ ist, so ist das — nicht zu unterschätzen! — ein spezifisch Münchenerisches Volks-Produkt, voll Humor und unverwundlich guter Laune; ein ebenso fideles als urgemüthlicher, dabei durchaus „bierehrlicher“ Kasper, den man wirklich gesehen und gehört haben muß, wenn man mitreden und mit der „kleinen Welt“ auch weiter fortschreiten will. „Gott erhalte Hans, den Kasper — unsern guten Kasper Hans“ . . . und zwar noch recht, recht lange, zu unser Aller herzlichster Freude; und Er bewahre unser kerngesund „Marionetten“-Schauspiel zudem gnädig vor allen „dekadenten“ Anwandlungen Mactertind'scher Todes-Schauner!

Von den Vorträgen der letzten Wochen verdienen zwei: der von P. Komada (aus Brüssel) über alte Holländer-Kunst — im Künstlerhaus, und der unseres hochgeschätzten Mitarbeiters Prof. Dr. August Pauly über „Wahres und Falsches in Darwins Lehre“ — im Chemischen Hörsaale (vergl. auch Beilage der „Allg. Ztg.“ Nr. 67), hier besonders heraus gehoben zu werden. Der eine, weil es von ihm — unter eindringlicher Warnung — ausdrücklich hieß: „die Kunststadt München habe ein gutes Recht, von derartigen Leistungen verschont zu bleiben“; der andere, weil hier ein wahrhaft Verusener — wenn auch wahrscheinlich unter überlegen lächelndem Proteste so manches „Aufgellärten“ unter den „Veruß“-Genossen — gar wertvolle „neo-vitalistische“ und „teleologische“ Wahrheiten gegen den bereits mehr und mehr schon überwundenen Popanz „Descendenz-Lehre“ in's Treffen führte bezw. als neueste biologische Forschungsergebnisse vom hentlichen Stande der Frage Dinge verkündete, welche wahrscheinlich schon morgen die Spatzen auf allen Dächern pfeifen werden. (Vergl. auch Prof. Kassowij' belehrende Ausführungen in der Harden'schen „Zukunft“ vom laufenden Jahrgange; wir selbst gedenken schon demnächst, durch einen Artikel über den Erlanger Zoologen Prof. Dr. Fleischmann aus sachkundiger Feder, in diesen Blättern zu dem Probleme näher Stellung zu nehmen.)

*

Was endlich unser gutes München als niedergehende „Kunststadt“ anlangt, so haben wir kürzlich leider wieder einmal eine herbe aber, wie uns doch scheinen will, gar nicht so unberechtigte Anklage Hans Rosenhagens feststellen müssen, offenkundig ausgesprochen gelegentlich eines Feuilletons über Stuttgarts, unserer Nachbar-Metidenz, frisches Kunstleben wie folgt in dem bekannten Scherl'schen „Tage“: „Es ist kein Zweifel, daß die von dem Württembergischen Könige Wilhelm II. geschaffenen neuen Einrichtungen noch weiterer Ausdehnung fähig wären. Die Stuttgarter können von den Fehlern, die anderswo gemacht werden, immer noch weiter profitieren, sich etwa aus Berlin oder München noch einige dort fast gestellte moderne Kaser holen oder den Münchenern, die jetzt bereits überlegen, ob sie die außerhalb ihrer Stadt wirkenden Münchener Kunstgewerber nicht von der für 1904 geplanten Kunstgewerbeausstellung ausschließen sollen, den Entschluß erleichtern, indem sie die Vereinigten Werkstätten einfach ganz nach Stuttgart ziehen. Nicht allein, daß die Verächter des Fortschritts in den bildenden Künsten dadurch in gerechter Weise gestraft würden — die Hauptstadt des Schwabenlandes könnte sich durch ein zielbewußtes Vorgehen in dieser Richtung einen bestimmenden Einfluß auf die Weiterentwicklung der deutschen Kunst und auf die Gestaltung der deutschen Kunstverhältnisse sichern.“ . . . Da erquidt es denn wirklich, auch einmal ein paar vernünftige Stimmen aus der Lokalspresse selber diesem erneuten Warnungsrufe an die Seite setzen zu können und nicht unsererseits immer allein nur die Kassandra-Rolle übernehmen zu müssen. „Man“ hat nämlich vor Kurzem glorreicher Weise wieder einmal beschloffen, aus der „Matthias Pschorr-Stiftung Haderbräu“, begründet zur künstlerischen Verschönerung der Residenz, weitere Prof. Ruemann'sche Löwen zu stiften und — nach berühmten Mustern — glücklich auch unsere bayrische Feldherrnhalle zur Daniel-Löwengrube umzuwandeln. Nicht unzuweidentig kräftig schreiben diesmal auch die „M. Neuesten Nachr.“ (unter der Chiffre Dr. Neujner's) gegen solches Verfahren u. A.: „Wenn nicht gerade wieder für einen Angehörigen dieses Kreises [der bekannten Clique! — Schr. d. „Gef.“] ein Auftrag „fällig“ ist, läßt man wohl gar Gelder, die zur Verfügung stehen, unbenutzt liegen! Unglaublich, aber wahr: die 10000 Mk., die seit 1. Januar 1901 die Stadt jährlich zur künstlerischen Verschönerung bereit hält, sind im Jahre 1901 nicht zur Verwendung gekommen. Und die ungleich beträchtlichere Summe, die aus der Pschorr-Stiftung flüssig wird, verwendet man gleich das erste Mal, um die Feldherrnhalle, in der schon ein Miller'scher Löwe liegt, mit den Wiederholungen zweier Ruemann'scher Löwen zu bevölkern.“ . . . Erst recht ein Blatt wie die „Münchener Post“ nimmt sich in diesen Dingen kein Feigenblatt mehr vor, indem sie einfach los wettert: „In weiten Kreisen der Münchener Bevölkerung und insbesondere bei den Künstlern dürfte eine derartige Verwendung der Mittel aus der Matthias Pschorr-Stiftung Haderbräu (schöner Titel übrigens!) im höchsten Grade befremden. Für's Erste ist München so reich an gemeißelten und gegossenen Löwen, daß die ‚Bedürfnisfrage‘ ganz entschieden verneint werden muß, und das Geld, das für die Herstellung von noch mehr und noch größeren Königen der Viecher verausgabt wird, dient auch wohl kaum zur besonderen Verschönerung der Stadt. Dann aber ist der Kunst mit dieser Löwenindustrie auch nicht gedient, und es ist kein Wunder, wenn darüber geklagt wird, daß München als Kunststadt zurückgeht. Nur Prinz-Regenten-Büsten und Statuen und bayerische Löwen, das wirkt um so weniger für die Kunst, als mit den Aufträgen für diese beiden Münchener Spezialitäten stets die gleichen Herren betraut werden; man kann hier sogar schon von dem Handwerk in der Kunst

reden.“ So etwas thut wirklich wohl, wenn man bisher fast immer nur den einsamen, bei den „M. N. Nachr.“ seinerzeit sogar geknebelten und geftrauchelten „Rufser im Streit“ abgegeben hat. Man geht dann wohl einmal hin zur Landschaftsgasse und schaut dort als „Sans Gue in die Luft“ „nur mehr hinauf in die Höh“, sich an dem munteren, dreißt symbolistischen „Eselkopf“ von ganzem Herzen baß erlabend, mit dessen humorvoller, so offensichtlich Anbringung oben der souveräne Künstler-Vaumeister des neuen Rathhauses seinen scharfen Wit nachträglich-unwiderrüchlich an seinen geistvollen Auftraggebern dereinst ausgelassen hatte. „Troschken-Rutscher, Mail-coacher und Fremdenführer Münchens, wahr! eure heiligsten Güter und allerbesten Trümpfe!“ — zeigt ihnen dieses „moderne“ Wahrzeichen der Bierstadt, wenn sie im Sommer kommen, nach den Ggypt-, Pinak- und anderen Apotheken fragen, nach Glas-, Bank- und Bierpalästen, „Sezession-“ und anderen „Konzeffionen“ rennen, nach Hofbräuhaus und Prinzregenten-Theater verlangen. Auch unseren guten alten „Augustinerlod“ nicht zu vergessen — der seinen Namen schon deshalb mit Ehren führt, weil seine Sache neuerdings wieder in's Stocken geraten ist! Das Sigl'sche „Waterland“. das sie stets so gerne im Vorbeigehen lassen, ist ja ohnedies nicht mehr — das Sigl'sche „Waterland“; beinahe hätten wir gesagt: „am Leben“.

*

„Bankpaläste“! Zum Schlusse noch eine kleine, aber überaus kennzeichnende Episode eigensten, persönlichen Erlebnisses. Eine Berliner Verlagsfirma hatte Verfasser dieses ein fälliges Buchhonorar durch einen Chel auf die „Deutsche Bank“ in Berlin übermittelt. Nun hat eben diese „Deutsche Bank“ hier in München, wie die „Reichsbank“ etc., sehr bekanntlich ihren stattlichen Pracht-, Ziffal- und Konkurrenzbau auf dem Maximiliansplage errichtet. Also einfach hingehen und die betreffende Summe auf Grundsolchen einwandfreien Papiere in Baar dort sofort erheben, das — sollte man doch meinen — müßte Eines sein. Aber der Mensch denkt und der Bankdirektor lenkt; gedacht — nicht gethan! Ich komme (NB.: nicht am Ersten oder Letzten eines Monats, noch an einem Samstag) Nachmittags zu bester Geschäftszeit, nämlich 10 Minuten nach 5 Uhr, am Gebäude an: — die Deutsche Bank geruht nur zwischen 3 und 5 Uhr des Nachmittags Geschäfte anzuerkennen und hat ihre Thore bereits hermetisch verschlossen. Ich kehre also anderen Tages pünktlich vor 12 Uhr (denn auch das, nicht etwa das übliche 1 Uhr, ist bei der „D. B.“ Schlußzeit) wieder ein und besteh' lustig „auf meinem Scheine“. Was erfolgt? Umständlich doppelte Quittung hierüber mit dem Bescheide: „Geld in drei Tagen nach wendender Postanfrage in Berlin.“ Und das im Zeitalter ausgedehnten Fernsprechverkehrs, in unseren Tagen der Bank-Tochterpaläste! Ein älterer Herr neben mir, dem es genau ebenso ergieng, brach in eine bittere Satire aus über diese merkwürdigen Erleichterungen im Geschäfts- und Zahlungsverkehr. Sdl.



*d.



Halluzination oder überfinnlicher Eingriff?

Von Ingenieur Ludw. Deinhard.

(München.)

Vor wenigen Wochen wurde mir ein ungewöhnlich interessanter Besuch angemeldet: ein deutscher Kaufmann aus Indien, der Chef einer der größten Exporthäuser Kalkutta's, von dessen merkwürdigen Lebens-Schicksalen und trefflichen Charaktereigenschaften ich von befreundeter Seite schon Mancherlei gehört hatte. Eine Hünengestalt trat ein, und ich befand mich einem Mann in den besten Jahren gegenüber, der mir durch die ungeschminkte Offenheit seines Wesens den vertrauenswürdigsten Eindruck machte und das günstige Urteil durchaus bestätigte, das mir bisher über ihn zu Ehren gedungen war. Ich erfuhr nun über Herrn X. langjährigen Aufenthalt in Indien, über seine Reisen dort und über seine Erlebnisse mit merkwürdigen Exemplaren der dortigen Rasse. Bei einem späteren Besuch hörte ich dann von einem Jagdausfluge nach den, ebenfalls unter englischer Oberherrschaft stehenden, Gegenden östlich von Kalkutta, Britisch-Birma, welchen Herr X. um die Pflanzzeit 1901 ausgeführt und über welchen er kurz nach dem hier unten geschilderten Ereignis seinen in Deutschland lebenden Eltern ausführlich Nachstehendes*) berichtet hat:

* * *

Barkat, 10. Juni 1901.

Chittagong Hill-tracts.

Am 25. Mai kam Einer meiner Nuderer Namens Shib Churum aus Moriskata (Moris bedeutet Pfeffer; Kata heißt schneiden) und teilte mir mit, daß nach einem Dorf ein großer Tiger gekommen sei; er wäre so groß wie eine Kuh, und hätte sechs Ziegen in der letzten Nacht geholt. Ich machte mich natürlich sofort auf den Weg. Der Ort liegt etwa drei englische Meilen von Demagiri direkt am Karnaphuli-Flusse. Bald fand ich auch die Spuren und auch einige winzige Überreste der verspeisten Ziegen und Schweine; gleichzeitig sah ich aber an der verschiedenen Größe der Fußslapfen, daß es sich um mehrere Tiger handelte. Etwa 30 Meter von der Stelle, wo, wie es scheint, der oder die Tiger ihr Mahl einzunehmen pflegen, steht eine winzig kleine, schon fast ganz zerfallene Bambushütte. Da hinein legte ich mich auf Anstand, nachdem ich einen Ziegenbock in der Nähe angebunden hatte. Ich wartete während der Nacht vergeblich; mit Sonnenaufgang gieng ich nach Moriskata zurück. Dort erfuhr ich, daß der Tiger auf der südlichen Seite des Dorfes wieder einen Besuch gemacht hatte, sah mir noch die Situation und die wenigen Überbleibsel an und fuhr dann nach Demagiri zurück, da ich einen guten Schlaf nötig hatte. Gegen 8 Uhr morgens kam ich dort an, stärkte mich mit Bananen, Ananas, Thee und frischen Eiern und schlief dann bis 2 Uhr Nachmittags.

*) An dem hier folgenden Originalberichte sind nur wenige Rüzungen und stilistische Änderungen vorgenommen worden. D. Verf.

Um 3 Uhr fuhr ich wieder mit meinem Boote nach Moriskata, wo der Tiger inzwischen eine große Hirschkuh getödet hatte. Beide Hinterkeulen und sämtliche Eingeweide hatte er schon verzehrt. Ich gieng nun nach meinem alten Plaze. Ein Diener trug einige Decken, damit man nicht so hart auf den Bambusstäben sitze, und eine Flasche starken Kaffee's mit Kognat; ein Anderer führte die Ziege. Es war etwa 4 $\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags, als wir an der kleinen Bambushütte ankamen. Der eine Mann breitete meinen Instruktionen entsprechend die Decken in der Hütte aus, der andere schnitt auf meinen Befehl das hohe Gras weg, damit ich einen guten Schuß abgeben konnte. Die Ziege hielt ich inzwischen an einem Stricke fest, der um meine linke Hand leicht gewunden war; meine Büchse stand auf der Erde, der Lauf lehnte an meiner linken Schulter. Da mit einem Male gab es einen Krach, ein heftiges Zucken in meiner Hand: ein riesiger Tiger war mit einem Saß aus dem Dickicht gesprungen, hatte etwa einen Schritt von mir die Ziege geschlagen und war im selben Moment auch schon im gegenüber liegenden Dickicht verschwunden. Zum Glück löste sich der Strick in meiner Hand; aber mein Gewehr fiel zur Erde. Ehe ich dieses wieder aufheben konnte, war der König der indischen Wälder schon längst nicht mehr sichtbar. Das war ein Bravourstück allerersten Ranges, das mir nachträglich riesig imponiert hat. Aber der Moment selbst war doch ganz fürchtbar. Ich bin gewiß an Gefahren gewöhnt und habe völlig kaltes Blut bekommen; aber in diesem Moment war es zu Eis erstarrt — freilich auch nur diesen einen Moment.

Es hatte nun keinen Zweck mehr, mich ohne die Ziege in die Hütte auf Anstand zu legen. Wir giengen infolge dessen nach Moriskata zurück, wo ich mit schwerem Herzen den Beutel zog und für die verschwundene Ziege 4 Rupien zahlte. (1 Rupie ist ungefähr M. 1,30). Das war mein Pfingstsonntag! Den zweiten Pfingstfeiertag gieng ich wieder nach Moriskata. Dort waren während der Nacht eine Kuh, verschiedene Ziegen und ein Schwein getödet worden. Ferner war die Hirschkuh von dem Plaze, wo wir sie früher gefunden, weg nach einem Schilfdickicht geschleppt worden, in dem auch die zerfleischte Kuh aus dem Dorfe lag. In der Nähe stand ein hoher Baum, so etwas Ähnliches wie eine Baumfarn, der etwa 16—17 Meter in die Höhe reichte, ehe die Äste anfiengen. Dort oben ließ ich einen aus Bambusstäben gebauten Sitz, Machan genannt, anbringen und stieg auf einer Bambusleiter hinauf. Von hier aus konnte ich die ganze Gegend weit überblicken. Ich hatte meine Elefanten-Büchse mit mir, außerdem meinen deutschen Drilling, eine ganz vorzügliche Waffe; an meiner Seite hing mein Hirschfänger und meine 8-schüssige Browning-Pistole, ferner hatte ich auf dem Sitze eine Blechkiste mit Patronen. So saß ich denn dort oben in völliger Sicherheit etwa bis 3 $\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags. Von allen Seiten hörte ich Geknurre und Pfauen. Es müssen mindestens drei Tiger gewesen sein, sie müssen mich wohl beobachtet haben, vielleicht sogar schon das Aufbauen des Machan; aber genug: kein Vieh kam aus dem Dickicht heraus, und ich konnte keinen Schuß abgeben. Dies war für mich jedoch nur eine Frage der Zeit; denn daß den Viehtier im Angesicht des Kiuder- und Hirschbratens das Wasser im Maul zusammen gelaufen sein muß, war mir klar, und daß sie heraus brechen würden, wußte ich genau. Das, was nun kommt, nicht zu glauben, nehme ich niemand übel, ich stehe aber für die absoluteste Wahrheit. Ich saß also da oben auf dem Machan, dachte an Euch, an mein Geschäft, an meine Pläne u. s. w., strengte aber dabei Augen und Ohren auf's Äußerste an, um jedes Bewege eines Grases, jedes Knacken eines Zweiges wahrzunehmen, da ja jeden Augenblick ein Tiger heraus springen konnte. In der Ferne war ein Gewittersturm im Anzug; aber ich dachte, es hätte wohl noch Zeit, ehe das zu mir käme. Da, mit einem Male höre ich eine Stimme klar und deutlich und stark

befehlend: „Geh' sofort vom Nachan herunter, in ein paar Sekunden bricht der Baum!“

Ich erschrak; impulsiv aber gehorchte ich sogleich. Es war nicht ganz leicht, vom Nachan aus die Leiter zu erreichen. Da ich jedoch meine Stiefel ausgezogen hatte, so hatte ich sie bald erreicht und stieg nun mit meinem Drilling auf der Schulter so schnell wie nur möglich hinunter. Ich mochte etwa 6 Meter herunter gestiegen sein, da brach der Baum etwa einen halben Meter über mir schon ab, und die ganze Baumkrone und alles, was darauf war, der gesamte Nachan mit Elefanten-Büchse, Patronenkiste u. s. w. fiel unter fürchterlichem Krachen dicht neben mir zur Erde. Zum Glück verseng sich die Leiter an dem zerbrochenen Stamm, und ich konnte die restlichen 10 Meter noch gesund herunter kommen. Da stand ich denn in den Strümpfen, öffnete natürlich sofort die Sicherung meiner Büchse — und dann brach der Sturm los mit wolkenbruchartigem Regen; nicht weit von mir aber, das wußte ich sicher, lauerten Tiger: es war eine Situation, einfach graufig schön!

Langsam und vorsichtig gieng ich nun durch die Dschungeln nach meinem Boote zu, das etwa 1000 Meter von dem Nachan entfernt lag; fand es aber weg gerissen und treibend in der Mitte des reißenden Stroms. Das Boot war mir vom Gouvernement für etwa 300 Rupien geliehen worden. Also schnell hinein in's Wasser, hinüber geschwommen, in's Boot geklettert und wieder zurück gerudert! Nun band ich das Boot wieder fest und wartete, bis der Sturm sich gelegt hatte. Dann ruderte ich nach Morisfata zurück. Hier warteten meine Bootskleute, mit denen ich alsbald wieder zum Nachan zurück ruderte. Leider ist der Schaft meiner Elefanten-Büchse bei dem Sturze zerbrochen, und das machte ein weiteres Vordringen in's Ihega-Gebirge unmöglich. Ich erwähne noch einmal ausdrücklich, daß der Baum vor dem Ausbruche des Sturmes brach; eine genauere Untersuchung der Bruchstelle ergab, daß Larven von Bohrtäfern fingerdicke Löcher durch den Stamm gefressen hatten. — Was soll man nun zu solcher Geschichte sagen? Glauben kann das doch niemand, und dennoch habe ich jedes Wort einfach und ohne Übertreibung hier nieder geschrieben, wie ich es eben gehört habe. Die Sache ist mir vollständig unästhetisch und ich bitte Dich, lieber Vater, diesen Brief originaliter an meinen Freund Dr. Hübbe-Schleiden zu senden; ich werde ihm selbst schreiben, so bald ich Zeit finde . . .

* * *

So weit der mir vorliegende Bericht. Nach dem Eindruce, den ich in Tage langem Verkehr mit dem Berichterstatter von diesem erhalten, zweifle ich nicht einen Moment, daß dieses Jagdabenteuer sich thatsächlich ohne „Jägerlatein“ genau so zugetragen hat, wie es hier erzählt wird. Niemand, der den Erzähler kennt, bezweifelt die Wahrscheinlichkeit dieser Geschichte. Wie aber läßt sie sich erklären? Sie muß doch irgendwie erklärbar sein! Der Psychologe, dem ich die Geschichte erzähle, giebt mir natürlich die Erklärung: Gehörs-Halluzination. Wenn ich dann aber weiter frage: Warum trat denn aber diese Gehörs-Halluzination gerade in dem kritischen Moment auf, wo die Gefahr auf's Höchste gestiegen war? — dann wird der Psychologe vermutlich von einem lebhaftesten Ahnungs-Vermögen des Unterbewußtseins reden, wenn er es nicht vorzieht, die Antwort ganz schuldig zu bleiben. Bleiben wir aber nur einmal beim Ahnungs-Vermögen stehen. Die Thatsache, daß zahlreiche Menschen ein unbestimmtes Vorgefühl kommender, in ihr Leben tief eingreifender Ereignisse gehabt haben, wird wohl kaum zu bezweifeln sein. Gewöhnlich ist es allerdings der Traumzustand, in dem solches ahnende Vorkhauen kommender Ereignisse aus den Tiefen des Unterbewußtseins empor taucht, um

dann mehr oder weniger deutlich das Wachbewußtsein zu beeindrucken. Wir sind also gewohnt, mit dem Begriff Ahnung das Eigenschaftswort undeutlich oder unbestimmt zu verbinden. Dies trifft nun aber auf den vorliegenden Fall durchaus nicht zu. Die Vorempfindung tritt hier im vollen Wachbewußtsein mit einer Deutlichkeit und Bestimmtheit auf, die jede Unsicherheit ausschließt. Der Betreffende versichert ja, die angeführten Worte klar und deutlich vernommen und außerdem einen befehlenden Ton heraus gehört zu haben — also jedenfalls eine ganz ungewöhnliche Halluzination, wenn wir bei diesem, in der heutigen Psychologie gern gebrauchten Wort stehen bleiben wollen. Eine Halluzination, die im Momente der höchsten Lebensgefahr auftritt und an Deutlichkeit absolut nichts zu wünschen übrig läßt, die sich in die Form einer warnenden Stimme kleidet und Worte vernehmen läßt, über deren Sinn kein Zweifel bestehen kann, ist jedenfalls eine solche von höchst ungewöhnlicher Art, welche unser Erklärungsbedürfnis in ganz besonderm Maße heraus fordert — wie dies ja auch bei dem der Fall war, der sie selbst erlebt hat und der sich deshalb an einen Freund wendet, zu dem er das Vertrauen hat, daß er ihm den Schlüssel zur Erklärung vielleicht liefern könne.

Ich möchte nun nicht unterlassen, die mir ebenfalls bekannt gegebene Erklärung dieses Vorfalles durch Dr. Hübbe-Schleiden selbst hier mitzuteilen. Da sie aber keine streng-wissenschaftliche, sondern vielmehr eine auf okkulten Thatsachen beruhende Erklärung darstellt, so fürchte ich allerdings, daß sie bei den meisten Lesern ein starkes Kopfschütteln erregen wird. Trotzdem bin ich der Meinung, daß diese Erklärung den Nagel wirklich auf den Kopf trifft. Sie lautet folgendermaßen:

„Die Erklärung der Stimme, die Freund X. gehört hat, ist doch nicht so schwierig, wenigstens nicht für uns, die wir wissen, daß wir alle gleichzeitig in andern Daseinszuständen leben, nicht bloß in der außerfinnlichen Welt unseres tageswachen Bewußtseins. Unser Traumleben ist ja schon eine andere Bewußtseins-Stufe, und deren hat jeder Mensch mehrere und höhere, je nach seiner Entwicklungs-Stufe. Während unseres Tagesbewußtseins machen sich diese inneren Vorgänge und Erfahrungen gewöhnlich nur durch Gefühle, unbestimmte Ahnungen und durch das in jedem Menschen mehr oder weniger thätige Gewissen geltend. Diese Zustände und Erlebnisse betreffen aber alle uns angehenden Verhältnisse, nicht bloß die unseres moralischen Verhaltens.“

„Nach dem Tode leben alle Menschen nur in diesen inneren Bewußtseins-Zuständen weiter, da dann unser äußeres Bewußtsein mit dem Absterben unseres Gehirnes wegfällt. Jeder Mensch, besonders die tüchtigen und guten Menschen, sind stets von mehreren ‚unsichtbaren Helfern‘ umgeben, die es sich zur Befriedigung gereichen lassen, lebende Menschen zu schützen, damit sie womöglich unrichtige Handlungen nicht begehen. Solche ‚Helfer‘ sind zum größten Teil verstorbene Menschen. Es giebt auch lebende Menschen — und es gab solche wohl zu allen Zeiten — von besonders hoher Entwicklungs-Stufe, die auch schon als ‚unsichtbare Helfer‘ übersinnlich fungieren können. Jeder solche Helfer hilft je nach seiner eigenen Erfahrung und der sehr verschiedenen Tragweite seines Wissens und Könnens. Eine ganz eigene Schwierigkeit bei diesen Vorgängen ist aber die meistens sehr unvollkommene Empfänglichkeit der Menschen, denen geholfen werden soll, für die Eindrücke, die dazu dienen. Durch diese übersinnliche Unfähigkeit des heute lebenden Menschengeschlechts und dadurch, daß die Meisten, ja fast Alle sich des Vorhandenseins der übersinnlichen Welt, in der wir Alle eigentlich leben, gar nicht bewußt sind, dadurch wird die Thätigkeit jener übersinnlichen Helfer sehr erschwert. Erleichtert wird sie aber in der Regel durch die Umstände einer besonders drohenden Gefahr. Nicht nur erheben sich dann die ‚unsichtbaren Helfer‘ zu ganz besonderen Willensanstrengungen,

sondern das eigene überfönnliche, unbewußte Erkennen der in Gefahr befindlichen Person ist in jedem solchen Augenblicke besonders aktiviert. Alles, was dann zu geschehen hat, ist, daß es den Helfern gelingt, der betreffenden Person das, was sie selbst überfönnlich weiß, äußerfönnlich zum Bewußtsein zu bringen. Dies thun sie dadurch, daß sie die Thatfache, auf die es ankommt, in den kürzesten, präzisesten Satz formulieren und diesen, gleichsam wie ein Telegramm — besser ausgedrückt wie einen Telephonanruf, mit aller Willenskraft dem Gehirn-Bewußtsein des Betreffenden beeindrucken. Dabei werden die geeigneten Sinnes-Nerven gereizt; im vorliegenden Falle waren es die Zentren der Gehörs-Nerven, bei Visionen sind es die der Gesicht-Nerven. Bei Freund X. wurde dieser Vorgang übrigens dadurch sehr erleichtert, daß er selbst ja sehr stark überfönnlich veranlagt ist, wie viele seiner Erlebnisse in verschiedenen Lebenszeiten beweisen. . . .

Die große Mehrzahl der Leser wird wohl kaum geneigt sein, diese Erklärung ernst zu nehmen. Für sie sind das alles leere Worte, abergläubische Phantasiegebilde. Vielleicht aber doch nicht für alle Leser. Diesen Wenigen, die beim Lesen obiger Sätze (die aus der Feder eines als Kolonialpolitiker und als Herausgeber der „Sphinx“ in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannt gewordenen Gelehrten stammen) intuitiv fühlen, daß dahinter ein ernsthaftes Studium und Nachdenken steckt*), daß diese Sätze doch mehr enthalten dürften als bloße abergläubische Phantasereien, denen möchte ich zum Schluß empfehlen, sich zunächst einmal über Goethe's Stellung zu derartigen Dingen genauer zu informieren. Gelegenheit dazu bietet eine vortreffliche kleine Schrift von Hofrat, Prof. a. D. Max Seiling, betitelt: „Goethe und der Okkultismus“**) — ein Thema, das übrigens auch in der „Sphinx“ (VII. Jahrgang, Augustheft 1892) bereits behandelt worden ist, und zwar von Dr. Raphael von Kober, jetzt Professor der Philosophie an der Universität Tokio. Außerdem möchte ich noch darauf hin weisen, daß man heut zu Tage infolge der Jahre langen Bestrebungen von internationalen Forscher-Verbänden wie der englisch-amerikanischen „Society for psychical Research“ und der namentlich mit Indien in Berührung stehenden „Theosophical Society“ in die Probleme der so genannten „okkulten“ Seite der Natur doch noch etwas tiefer eingedrungen ist, als dies zu Goethe's Zeiten der Fall war. — Dies ist eine Thatfache, die es wohl auch begreiflich erscheinen läßt, wenn in dieser sonst nur den „egoterischen“ Fragen gewidmeten Zeitschrift zur Abwechslung einmal ein rein „esoterisches“ Problem aufgeworfen wurde. Mein Standpunkt zu derartigen Rätselnfragen ist freilich nicht der des resignierten „Ignorabimus“ Du Bois-Reymonds und wohl auch

*) Der Herr Einsender verweist hier auf die (von ihm selbst ins Deutsche überfetzt) Schrift: „Unsere unsichtbaren Helfer“ von G. W. Seaton; 2. Aufl. esoterischer Schriften, Bd. X — Leipzig, B. Freytag. Wir möchten aber doch unmaßgeblich dafür halten, daß hier weit eher Schopenhauers „Versuch über das Selbstersehen“ — in den „Parerga und Paralipomena“ (Brodhäus-Ausgabe der Werke, Bd. V) mit anzusehen sei. Der Jäger, durch das lange Wachen und scharfsichtige Spähen wohl ermüdet, sozusagen etwas stumpfen Sinnes geworden, war eben ganz allmählich in jenen, den Psychologen gar wohl bekannten, Zustand ausstauenden „Unterbewußtseins“ (d. h. jenseits der Bewußtseinschwelle, mit ihren Anschauungsformen „Raum“ und „Zeit“) geraten, in welchem Traumwachen er ein unmittelbar darauf eintretendes Ereignis, gleichsam wie ohne Gehirnzwischenwand, als bestimmte Gegenwart bereits vor- aus schaute und als Erlebnis anlempierte. So kann auch der schwache, irdische Mensch an der „himmlischen Vorsehung“ und „göttlicher Allwissenheit“ (wie durch die mystische Sammlung nach innen, im Gebet, an der „schöpferischen Allmacht“) gelegentlich ganz natürlich wohl einmal selber Teil haben. Warum also immer „Erfenbarungen“ erst suchen, wo es doch recht „exakt“ hergehen kann? — Im Übrigen geht unsere Meinung in diesen Dingen grundsätzlich dahin: Nicht, ob Geister sind, existieren und wirken, sondern ob Geist, d. h. ob er oder die Materie das Beherrschende in der Welt ist — darauf steht und die wissenschaftliche Frage, die wir im Anschlusse an R. Brells Gedankwort auf Carl du Prel gern auch an dieser Stelle einmal mit aufgeworfen haben wollten. L. Sch.

**) Leipzig, Oswald Ruge; M. 1,20.

der meisten Leser, wohl aber der des hoffnungsvollen Schopenhauer, als er den bekannten Satz nieder schrieb: „Dann aber wird eine Zeit kommen, wo Philosophie . . . und Naturwissenschaft gegenseitig ein so helles Licht auf einander werfen, daß Wahrheiten zu Tag kommen werden, welche zu erreichen man außerdem nicht hoffen durfte.“*)

Herr Arthur Sitzer in der freien Hansestadt Bremen hat sich bemüht gefunden, in der für ihn angebrochenen Zeit der „mageren Jahre“ seine Person wieder einmal in's rechte Licht zu setzen und den von Oben neuerdings wehenden günstigen Wind in seine schlaffen Segel einzufangen. Er that das, indem er des Kaisers jüngste Anwesenheit an der Waterkant¹⁾ dazu benützte, durch eine gänzlich unrepublikanische Versansprache in der „Weser-Ztg.“ die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Er preist darin des Monarchen bekannte Kunstrede als ein Wort zur rechten Zeit und doziert in schwungvollem Nebeschwall versifizierter Aesthetik — seine alte, doktrinaire Weisheit von der Schönheit und Wahrheit der Kunst. Schon der Worpssweder Maler Karl Binnen hat ihm alsbald den störenden Widerspruch seiner eigenen Seele zwischen diesem Byzantinismus und früheren Manifesten „In tyrannos!“ mit unansehbaren, wörtlichen Zitaten öffentlich vorrücken dürfen. Und wir halten ihm nun entgegen, was ein „Alter“ gesagt hat und was wir vor Kurzem in einem Besprechungs-Artikel Albert Geigers (Beilage zur „Münchener Allg. Ztg.“) auch als „ein Wort just zur rechten Zeit“ uns sehr zu Paß vorgefunden haben: „Wir hegen das feste Vertrauen, daß die Kultur die Menschheit erlösen kann, so weit das eben in dieser Welt der Unvollkommenheit möglich ist . . . Es ist kein Winkel so düster, in den nicht ihre strahlende Leuchte hinein zünden könnte. Dann wird auch diese Problem- und Tendenzliteratur . . . die aus nahe liegenden Gründen seit einem halben Jahrhundert die erste Stelle einnimmt und . . . eine so außerordentliche Wertung erfährt, obgleich

sie eigentlich zum größten Teile rein negativ ist — dann wird auch sie nur eine zweite Rolle spielen. Die große, die wahre Kunst wird dann . . . die edelste Kulturblüte sein. Wenn erst die Gegensätze des Lebens gefallen sind, die Kultur dieses letzte Gemmis weg geräumt hat, dann wird es sich auch erfüllen, wie Gottfried Keller, den ganzen Prozeß des Naturalismus vorher sehend, gesungen hat:

Dann aber folgt der Säner Schar,
Die einen neuen Himmel baut,
Darinnen man im Lichtaltar
Den alten Gott der Liebe schaut!
Vorán, vorán, ihr Bittern
In segnenden Gewittern
Wir leben teilend, segnend nach
Mit hell geklimmten Zithern!“

„**Bunte Bühne**“ nennt sich eine ganz neue künstlerische Veranstaltung, deren praktische Ausführung allerjüngstens versucht worden ist. Schon früher haben wir gemeldet, daß der „Kunstwart“ auf diesem Felde höchst geheimnisvoll Neues plane bzw. etwas Derartiges in nahe Aussicht gestellt habe. Und einer seiner Genossen, Dr. Richard Batka, ist es denn auch, welcher mit Direktor Angelo Neumann zusammen auf der Bühne des Deutschen Landestheaters zu Prag diese aesthetischen Ideen jüngst in Thaten umgesetzt hat, während er gleichzeitig mit beglücklichen Publikationen, genannt: „Bunte Bühne — Fröhliche Tonkunst“ (in zwangloser Folge erscheinend im „Kunstwart“-Verlage), ein entsprechendes Repertoire hierzu auf Grund sorgfältiger Auswahl heraus zu geben sucht. Nicht variéomäßige Überbrettelproduktionen im französischen Kabarettstil sollen es sein, was hierbei geboten wird. Durch den Rahmen der Bühne und sinnfällige Dekorationen sollen poetische und musikalische

*) Schopenhauer-Ausgabe von Eduard Grisebach (Philipp Reclam Jun., Leipzig); „Farrerga u. P.“, Bd. I, S. 304.

Gebilde wirklich künstlerischer Kleinkunst zu einheitlich-heitern Stimmungsbilde verbunden werden. Hier soll die Stätte sein, auf der den „Ouverturen, Divertimenten, Rastationen und Suiten“ unserer Klaviers ein neuer Boden für ihre wieder erstehende Popularität geboten werden kann. Hier soll alles, was poetisch und musikalisch deutsch ist, von den Quodlibets des 16. Jahrhunderts und den Charaktertänzen, deren historische Entwicklung lebendig dargestellt werden könnte, bis zum reinen Virtuositentum und der Aufführung von kleinen Singspielen, frei von allem historisch-pädagogischen Zwange aufgeführt werden. Hier soll mit einem Wort, als Ergänzung zu Oper und Konzert, die heitere Kunst zur Geltung kommen und von hier aus wieder ihre Popularität zurück erobern. Mit einer ersten Vorführung ward zugleich der Beweis angetreten, daß es sich nicht um eine der landläufigen Brettvorstellungen mit dem obligaten, um einige Stufen höher stehenden Variétésprogramm handle, sondern daß wirklich künstlerisch vornehme und erstrebene Genüsse bei aller Buntheit zu einem einheitlichen Stimmungsausdruck zusammen gefaßt werden können. — Wer nun den bekannten Theater-Unternehmer, vertraulich eingehängt in den Arm der „Kritik“, also wieder sein Jahrhundert in die Schranken fordern sieht, der kann hierzu — bei aller Wertschätzung der guten und edlen Absichten des „Kunstwarts“ zur Aesthetisierung des Genre's — doch nur lebhaft den Kopf schütteln. Wohin sind die schönen Zeiten, da dieser selbe Richard Batka, als Mitarbeiter der Dresdner „Deutschen Wacht“, noch fulminante Artikel über „Beutezüge im Interesse der Kunst“ gegen eben jenen Angelo Neumann schrieb? . . . Aber auch sonst, zu den geistigen Voraussetzungen, kann er dann nicht umhin, seine erheblichen Bedenken zu äußern. Denn Ausgrabungen sind eben nicht — „lebende Lieder“, bezw. altmeisterliche Restaurationen nicht „lebendige“, moderne Kunst, die zum Leben und zum

Zeitgeist wirklich zu sprechen vermöchte. Und eines wird bei diesen, im besten Sinne „reaktionären“, im Innersten konservativ-historisierenden Bestrebungen unter allen Umständen völlig übersehen: daß es sich doch um die „gayascienza“, also um den tief greifenden Unterschied der Weltanschauung zwischen germanischer und romanischer Kultur überhaupt handelt. In diesem Sinne haben wir es schon früher einmal ausdrücklich betont, daß uns ein Zurückgehen auf den alten, wenn auch noch so föstlichen, Hans Sachs nicht wesentlich weiter bringen kann. Der romanische Tanz wäre so etwa das „Symbol“ für den gesuchten neuen Stil, der unsere Füße leichter, unsere Pulse beweglicher und unsere Herzen freudiger machen soll. In unserem „präben“ Deutschland wäre man nun — glücklich! — so weit, die verfeinerte Note, statt sie nur immer verboten zu genießen und sie nebenher (mit dem Engländer) „shocking“ zu finden, offen und frei, ohne „moralischen Gewissensbiß“, zu wollen. Diesen Naturtrieb aber verstehen anscheinend die Leute vom „Kunstwart“ so ganz und gar nicht, oder aber wollen ihn, wie lutherische Pastoren, die trotzdem ihre zwölf Kinder in die Welt setzen, nicht verstehen, indem sie diese frische Bewegung auf die solide deutsche Heiterkeit zurück schrauben möchten, als welche man doch sonst in Oper und Konzert gar nicht zu entbehren hat, und indem sie sie mit dem Stelzfuße eines steifen Wohlstandes wieder besonders austrüben. Sie würden wahrscheinlich auch jetzt immer noch die bekannten „guten Schriften“ „Massen-verbreiten“, obwohl das liebe „Volk“ in seiner unteren Schicht deutlich gezeigt hat, daß es den Schund-, Schand- und Schauer-Roman nun einmal unweigerlich haben will.

Lesefrüchte mit Handglossen — gemischte Gefühle in Stoß- feuerzern.

„Wie der Herr, so der Knecht“ — lautet bekanntlich ein altes Sprüchwort. Der

„Minister“ Freiherr von Rheinbaben hat als getreuer Diener seines Herrn bei Eröffnung des Düssel-dorfer Kunstpalastes den Künstlern an's Herz gelegt: die Düssel-dorfer Kunst möge sich genau in der Linie dessen bewegen, was Seine Majestät der Kaiser von der Kunst denkt und wünscht. „Seine Majestät habe dies vor einiger Zeit in einer Rede ausgesprochen, die bezaubernd gewesen sei für Alle, die sie angehört hätten. Wenn Düssel-dorf eine solche ideale Kunst pflege, dann zeige es sich zugleich als treuer Diener seines Kaisers.“ Fürwahr, das nennt man: „hübsch nach der Weise tanzen“, und so kommt der Begriff „minister“ doch wieder zu seinen vollen Ehren. — Verfolgt man übrigens, mit welcher Tiefe, inneren Sammlung und gründlichen Eingabe der junge Kronprinz auf seiner Reise durch Süd-deutschland in wenigen Tagen und Stunden „Kunst studiert“, so begreift man obendrein sehr gut, psychologisch, wie kaiserliche Kunstreden wohl entfallen können.

Wir lesen in mehreren Blättern: „Der von den Buren zum Gefangenen gemachte britische General Lord Methuen hat sich während seiner Dienstzeit als Militärattaché der englischen Botschaft in Berlin (im Februar 1881) die Rettungsmedaille am Bande verdient. Der damalige Oberstleutnant Methuen nahm, wie die Nationalzeitung schreibt, hervorragenden Anteil an der Rettung eines Arbeiters Pieper in Charlottenburg vom Tode des Ertrinkens, wobei er sich einer erheblichen eigenen Lebensgefahr aussetzte.“ Endlich einmal ein vernünftiges und würdiges Wort über einen englischen General in unserer deutschen Presse!

Angewöhnlich hätte Prinzregent Luitpold an den Staatssekretär (in Vertretung) der Marine Folgendes depechiert: „Die Wirksamkeit der kaiserlichen Marine zu Meinem heutigem Geburtsfeste dargebrachten freundlichen Glückwünsche haben Mich aufrichtig erfreut, und sage Ich hiefür von Herzen

Dank. Gerne gebe Ich hiebei die Versicherung, daß Mein Interesse für das fernere Gedeihen der Marine derselben stets erhalten bleiben wird.“ Schreiben unsere deutschen Fürsten wirklich ein so fragwürdiges Deutsch, oder sind für ihren Stil doch wohl die Kabinetsekretariate verantwortlich?

Mit einer geradegu verlegenden Heiterkeit wurden die bekannten nächtlichen Ausschreitungen der jugendlichen Herren Ulanen-Offiziere in der Neujahrnacht zu Bamberg vor der Öffentlichkeit behandelt. Zuerst schon leistete sich der bayrische Militärbevollmächtigte Generalmajor Ritter von Endres im Reichstage höchst deplazierte faule Wize — wie z. B.: „Die Herren haben die polizeilichen Vorschriften über die Benützung der Trottoirs im Verhältnis zur Benützung des Fahrdammes vollständig übersehen (Heiterkeit), sie haben die Zwecke der Kolläden an den Geschäften gänzlich verkannt (Große Heiterkeit), indem sie mit den Säbeln an diesen Kolläden hin und her fuhren. . . . Ich gehe so weit, daß ich sage, niemand unter Ihnen ist hier, der nicht 'mal selbst solch einen jugendlichen Ull mit gemacht hat. (Große Heiterkeit.) Ich gehe noch weiter und behaupte: es sieht niemand unter Ihnen hier, der sich nicht sogar jetzt noch freut, daß er einen solchen Ull mit gemacht hat. (Eruente Heiterkeit).“ Dann las man, daß aus dem Schlaf aufgestörte Bamberger Einwohner selbst jene Sache schon um deswillen milder aufgefaßt hätten, weil ja doch die Regimentsmusik (tief in der Nacht!) so sehr schön gespielt habe. Und nun findet sich folgendes muntere Geschichtchen in den Blättern: „Ein ukkiger Herr scheint der Leutnant im 1. Ulanen-Regiment Fürst Karl von Brede zu sein, der wegen des bekannten nächtlichen Standals vom Oberkriegsgericht zu 24 Stunden Zimmerarrest verurteilt wurde. Am Freitag, den 14. März, hatte der durchlauchtige Herr diese Strafe in seiner Wohnung abzusitzen. Aus diesem

Anlaß ließ der Fürst, wie aus Bamberg mitgeteilt wird, an seinem Hause an der Amalienstraße eine große schwarze Flagge hissen. Viele Leute umstanden das Haus, aber niemand wußte den Grund dieser außergewöhnlichen Trauerkundgebung zu erfahren.“ Fast scheint es danach, unser gutes Deutschland ist bereits auf dem besten Wege zur „gaya scienza“!

Wie weit es mit der persönlichen Freiheit des Bürgers in einem geordneten Staatswesen her ist, das hat die italienische Regierung kürzlich, anläßlich des Turiner Generalkongresses der Eisenbahnbeamten, zur Evidenz bewiesen. Man „verfügt“ eines schönen Tages einfach, daß das ganze System der Zivilverwaltung unter das Kriegsministerium ressortiere, d. h. unter militärischen Befehl gestellt sei, und alle freien Regungen zum Selbstbestimmungsrechte wie zu einer menschenwürdigeren Gestaltung des Lebens sind eo ipso aufgehoben. — Aber auch, wie es mit der Gewissensfreiheit in unseren modernen Staatsverbänden bestellt ist, konnte man mit Schrecken deutlich ersehen aus der Beratung des Weimariſchen Landtages über eine Petition der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur“, Abteilung Jena. Anlaß dazu gab ein Reskript des früheren Kultusministers von Pawel, in dem 1899 verfügt wurde, daß Kinder dissidentischer Eltern, die nicht am Religionsunterricht der höheren Lehranstalt, die sie besuchen, teilnehmen wollen, aus der Schule zu entlassen seien. Die Petition betrachtete dieses Reskript als im schärfsten Widerspruch stehend zu den Forderungen der Gewissensfreiheit und verlangte mit Recht Beseitigung dieser Verfügung, wie gesetzliche Regelung der Angelegenheit. Mit großer Mehrheit gieng indes der Landtag über sothane Petition schlußartig zur Tagesordnung über!

Die Künstler-Manifeste kommen immer mehr in die Mode. Bungenert, Goldmark o tutto quanti machten damit feierlich den Anfang; neuerdings wurde die so stoff-arme deutsche Presse auch noch mit einem Originalschreiben von Gabriele d'Annunzio an die Berliner „Leistungsgesellschaft“, anläßlich der Aufführung seiner „Toten Stadt“, beglückt. Darauf großes, solennes Fiasko des Werkes in Berlin — sogar die „modern“ eingeschworene Kritik kleinlaut und verlegen, wo nicht gleich ergreifend deutlich. Wer übernimmt nun eigentlich die Verantwortung für den d'Annunzio-Schwindel in Deutschland? — so ungefähr frug kürzlich der „Kunstwart“.

Gar nicht flug vermag man zu werden über das leidige Hin und Her unserer deutschen Presse bezüglich der Frage: „Sollen die Leipziger Studenten nun, zur persönlichen Aufführung der Schiller'schen „Mäurer“ vor den Herren Franzosen, als Kulturträger und Kulturvermittler nach Paris gehen oder aber hübsch bequem hinter dem Ofen bei Müttern zu Hause bleiben?“ — eine reine Kunstfrage, die unser patentierter Chauvinismus ohne die geringste Anregung dazu von jenseits der Vogesen glücklich wieder zu einer „hochpolitischen“ zu stempeln gewußt hat. So recht verständlich wird das ganze Kreuz- und Quer-Getriebe schließlich nur, wenn man annimmt, daß die Eingeweihten wissen, welsch schauerlich minderwertige Leistung vielleicht dem westlichen Kulturvolke der Weltstadt bei dieser Spritztour als „deutsche dramatische Kunst“ serviert werden sollte; oder aber, daß die privilegierten Berufsschauspieler hier gegen solche „Dilettanten“-Konkurrenz, wie schon so oft, bei ihren guten Freunden von der „liberalen“ Presse ein wenig intriguiert haben.





Besprechungen.

Nietzsche, und kein Ende!*)

Von Dr. Jos. Hofmiller.

(Freising.)

Im Nachfolgenden werden die neueren Schriften über Nietzsche, deren der Unterzeichnete habhaft werden konnte, besprochen. Die Zeit ist immer noch nicht vorbei, da jeder Spezialist in irgend einem Fache Nietzsche en passant einen Nib versetzt, der allerdings meistens daneben trifft. Wer Karl Hillebrands ausgezeichnete Würdigung Schopenhauers kennt, die in zwei Essays des zweiten Bandes der „Zeiten, Völker und Menschen“ zu lesen ist, kann nur bedauern, daß dieser feine, wahrhaft gebildete und vornehme Geist nicht mehr unter uns weilt, um mit der selben Sachlichkeit, mit der er Nietzsche's erste Werke (im selben Bande) bei ihrem Erscheinen besprach, auch dem reifen Philosophen zur Seite zu stehen. Jedes Wort seiner damaligen Ausführungen über Schopenhauer gälte heute von Nietzsche. Aber die Herrn Deutschen weigern sich, einen Mann für bedeutend zu halten, über den sie als Gymnastiken keine Aufsätze haben anfertigen müssen.

Stod ist Privatdozent der Philosophie zu Greifswald. Sein Buch ist einem Pastor gewidmet. Er erklärt in der Vorrede, daß, seit er Nietzsche kennt, sich sein Urteil über ihn fortwährend nach der günstigen Seite hin verändert habe. Um so bedauerlicher ist es, daß er den Ausdruck „Nichtfachmann“ gebraucht und Nietzsche als philosophischen Dilettanten und „Naiven“ auffaßt. Was versteht er eigentlich unter einem „Fachmann“

*) Biedenkamp, Dr. Georg: Nietzsche und Raumann als Volltiker. Göttingen 1901. Wunder.
 Ernst, Dr. Paul: Friedrich Nietzsche. Berlin 1900. Gose & Zepflaff.
 Fischer, Msgr. Dr. Engelbert Lorenz: Friedrich Nietzsche. Regensburg 1901. Manz.
 Gramow, Dr. Otto: Friedrich Nietzsche's Herrenmoral. Leipzig o. J. Kilmhardt.
 Grimm, Eduard: Das Problem Friedrich Nietzsches. Berlin 1899. Schmecksle.
 Horneffer, Dr. Ernst: Zu Nietzsches Gedächtnis. Göttingen 1901. Wunder.
 Der Selbe: Vorträge über Nietzsche. Ebenda 1901.
 Kalthoff, Dr. A.: Friedrich Nietzsche und die Kulturprobleme unserer Zeit. Berlin 1901. Schmecksle.
 Kronenberg, Dr. Moriz: Friedrich Nietzsche und seine Herrenmoral. München 1901. Bed.
 Landsberg, Dr. Hans: Friedrich Nietzsche und die deutsche Literatur. Leipzig 1902. Hermann
 Seemann.
 Lichtenderger, Henri: L'Individualisme de Nietzsche. Paris 1901. Alcan.
 Raumann, Gustav: Zarathustra-Kommentar. Vierter (letzter) Teil. Leipzig 1901. Haessel.
 Reiner, Dr. Julius: Friedrich Nietzsche für gebildete Lalen geschilbert. Leipzig 1901. Hermann
 Seemann.
 Schacht, Wilhelm: Nietzsche. Eine psychologisch-philosophische Untersuchung. Bern 1901. Schindl
 & Franke.
 Schmidl, Eugen: Friedrich Nietzsche an der Grenzschelbe zweier Weltalter. Leipzig 1902.
 Eug. Diederichs.
 Stod, Dr. Otto: Friedrich Nietzsche, der Philosoph und der Prophet. Braunschweig 1901.
 Westermann.
 Tenes, Dr. Georg A.: Nietzsche's Stellung zu den Grundfragen der Ethik genetisch dargestellt.
 Bern 1899. Sturzenegger.
 Unger, Franz: Friedrich Nietzsche's Träumen und Sterben. München 1900. Mtl.
 Zettler, Julius: Nietzsche's Weltteil. Leipzig 1901. Herm. Seemann.

in philosophischen Dingen? Man sollte glauben, den Herrn Akademikern klingen die bösen Wahrheiten Schopenhauers über die Philosophieprofessoren noch in den Ohren; deutlich genug waren sie immerhin. Vielleicht ist es angezeigt, den Herren das geschickte Wort Voltaire's wieder einmal vorzubalten: Les gens de lettres qui ont rendu le plus de services au nombre des êtres pensants répandus dans le monde, sont les lettrés isolés, qui n'ont ni argumenté sur les bancs des universités, ni dit des choses à moitié dans les académies, et ceux-là ont presque tous été persécutés. Muß man wirklich daran erinnern, daß die Akademiker für das werdende Große niemals Verständnis gezeigt haben? Daß, wo immer sie sich einer bedeutenden Leistung gegenüber sahen, sie sich mit unfehlbarer Sicherheit, im Gefühle ihrer sicheren Unfehlbarkeit, gründlich blamiert haben? Was speziell Niezsche betrifft, waren es nicht von Anfang an die akademischen Kreise, die am ratlosesten vor der neuen Erscheinung standen? Man erinnere sich der unqualifizierbaren Angriffe des verstorbenen Billroth, des eitlen Buches von Professor Stein in Bern, der unverständigen Ausfälle des Professors Berger (des glorreichen Protektors Oskar Blumenthals), der einseitigen Auffassung des Professors Höfler, der geschmacklosen Ausfälle des Professors Schröder! Wie schlimm hat sogar Niezsche's Jugendfreund Professor Deussen ihn mißverstanden! Man sei doch ehrlich und mache sich nichts vor: die akademische Philosophiererei ist dem wirklichen Gange philosophischen Denkens allezeit schmähslich nachgehinkt; die moderne Weltanschauung hat sich ihr zum Troste und gegen sie entwickelt! Es ist geistiger Unfug, wenn Akademiker, deren Stärke und Schwäche die wissenschaftliche Detailforschung ist, über die ewigen Fragen der Menschheit mitreden wollen, mit dem Anspruche, ehrfürchtiger angehört zu werden, weil sie — Fachleute seien! Unsere Universitäten sind unvergleichliche wissenschaftliche Schulen zur Vorbildung für ganz bestimmte Berufe. Aber die Zeit ist für immer vorbei, wo ihre Hörsäle und Seminarien für die Wandlungen der Weltanschauung etwas zu bedeuten hatten. — Um auf die Schrift Stocck zurück zu kommen, so enthält sie manch richtigen Gedanken, doch dem Ganzen fehlt der Mut. Der Leser wird das Gefühl nicht los, daß innerlich der Verfasser viel weiter mit Niezsche geht, als er zu dokumentieren für opportun hält. Vielleicht ist Stocck einmal dazu berufen, ein geschicktes Buch über Niezsche zu schreiben. Wenn er es aber thun wird, so wird er es nicht thun, weil, sondern trotzdem er „Fachmann“, d. h. Hilfsarbeiter im philosophischen Betriebsbureau, ist.

Auch Kronenberg, der Chefredakteur der „Ethischen Kultur“, darf im Hinblick auf seine bisherigen Veröffentlichungen zu den sogenannten Fachleuten gezählt werden. Er hat über Niezsche in der Gesellschaft für ethische Kultur mehrmals gesprochen, und die popularisierenden und um jeden Preis veröhnlichen Tendenzen dieser Vereinigung wohlmeinender Dilettanten sind auch in seinem Vortrage zu erkennen. Kronenberg überschätzt den Systematiker Stirner, als ob nicht auch ein System sowohl die selbstgüttriebene Horizontabschließung eines beschränkten Intellekts, wie andererseits den Schematisierungstrieb eines philosophischen Verwaltungsbeamten bedeuten könnte. Die Frage, ob ein Philosoph ein „System“ habe, ist so lange müßig, als nicht genau bestimmt wird, in welchem Sinne das Wort zu nehmen ist, und ob es ferner wertvoller sei, Gedanken in Herbarien zwischen Löschpapier zu legen, als sie wild wachsen zu lassen, oder in Beeten zu pflegen oder in Sträuße zu binden, oder als Kränze über die Pforten eines Heiligtumes zu hängen: „System“ bedeutet für jeden Denker etwas Anderes! Es kann ein Mechanismus sein und ein Organismus; für eine tiefere und strengere Auffassung hat mancher „systematische“ Autor in Wahrheit kein System, weil seiner Gedankenwelt die

innere Notwendigkeit fehlt; ein Anderer, der es verschmäht, mit dem konstruktiven Gerippe seiner Darstellung zu streifen, hat ein System, weil er ein System ist: ein mit Notwendigkeit produzierender Denker. — Auch im weiteren Verlaufe des Buches kämpft Kronenberg gegen Windmühlen. Er konstruiert sich die Vermutung, Nietzsche wolle die Sittlichkeit aufheben, um dann pathetisch deklamieren zu können. Er interpretiert den Begriff des Egoismus bei Nietzsche in's Bornierte, um salbungsvoll auseinander zu setzen, daß es einen absoluten Egoismus gar nicht gebe. Wer eine Zeit lang die Bestrebungen der Gesellschaft für ethische Kultur aus dem Auge verloren hat und daher geneigt ist, wohlwollender wieder an sie heran zu treten, braucht nur eine beliebige Veröffentlichung aus ihren Kreisen zu lesen, um zu erkennen, daß dieses waschleberne und farblose Konventionellen thatächlich unheilbar ist: eine gemischte und ungleichmäßig gebildete Gesellschaft, die nur durch Eines zusammen gehalten wird: ihre zu reinlichem und scharfem Denken unfähige Versöhnungstosselei.

Die Studie des Philosophen Dr. Georg Tienes gehört, so wenig umfangreich sie ist, zu dem Solidesten, was bisher über Nietzsche geschrieben wurde, und Professor Stein, der Herausgeber der „Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte“, darf sich gratulieren, daß einer seiner Schüler mit einer tüchtigen genetischen Darstellung die Blamage wieder gut macht, die er selbst durch sein oberflächliches Gerede über die vermeintlichen Gefahren der Philosophie Nietzsches sich zugefügt hatte. Tienes entwickelt die Anschauungen Nietzsches über die Entstehung der Moral von den tastenden Anfängen bis zur „Genealogie“, deren geschlossenes System und organisches Ganze er ausdrücklich betont. Er zeigt, daß Nietzsche in seiner Erstlingschrift schon die Grundlegenden Gedanken seiner Moralanthologie klar und deutlich ausspricht, allerdings ohne sich ihrer Tragweite schon bemüht zu sein. „Die Kritik wird von Buch zu Buch klarer und schärfer, positiv die Herausarbeitung gleichfalls immer präziser“, bis am Ende, im „Antichristen“, die vornehmen Werte fest gesetzt werden: Rechtschaffenheit, Höhe der Seele, Zucht des Geistes, freimütige und gütige Menschlichkeit, Gemein Sinn, Dankbarkeit für Herkunft und Vorfahren, Förderung irgend eines Gemeinwohls, Frohsinn, Hochherzigkeit, Güte (ohne Schwäche!), Offenherzigkeit, Thatsachensinn. Dieses Bild stimmt freilich schlecht zu der verleumderischen Karikatur, die von Nietzsches Moralanthologie gewöhnlich haufiert wird. Die Schrift von Tienes beruht eben auf wirklichem Studium Nietzsches, nicht auf falscher Auffassung aus dem Zusammenhang gerissener Schlagworte.

Gramzow, Gymnasiallehrer und Dozent der Philosophie, der mit der Präntension austritt, die Darstellungen Steiners, Hornessers und Lichtenbergers überflüssig zu machen, übersieht, daß der aristokratischen Wertung „Gut und Schlecht“ die Ressentiment-Wertung „Gut und Böse“ gegenüber steht. Durch seine Gleichsetzung von „Böse und Schlecht“ zeigt er, daß er den Grundgedanken überhaupt nicht erfaßt hat, und verbirbt sich von vorne herein die Perspektive. Der Wille zur Macht ist durchaus nicht, wie Gramzow meint, eine willkürliche Abwandlung des Begriffs „Wille zum Leben“. Nietzsche zieht sich durchaus nicht „mimosenhaft“ von den Anarchisten zurück; die Gründe seines Stets sind stark und tief. Nietzsche ist durchaus nicht „von dem Vorurteil besetzt, die Quellen der Debauche verstopfen zu wollen“. Diese umgekehrte Danaidenarbeit lag ihm fern. Die Beschäftigung Nietzsches mit dem Probleme des Verfalles war die des Diagnostikers. Es handelte sich für ihn in erster Linie darum, die Physiologie der Erschöpfung, die Psychologie, Ethik und Aesthetik des Erschöpften unter all den Masken zu erraten; denn mit Vorliebe bedient der Erschöpfte sich der Maske der höchsten, überschäumenden, feielloosen Kraft. Sodann zeigte Nietzsche, daß den Wertungen der Debauche

weder eine absolute, noch eine relative Wichtigkeit zusomme, daß sie nur als Existenzäußerungen zu verstehen seien, und zwar als Äußerungen einer ganz bestimmten Spezies von am Leben leidenden Menschen. Das Alles tritt bei Gramzow nicht deutlich genug hervor. Wichtig dagegen ist, daß die Lehre „von der schenkenden Tugend“ den Gipfel der Herrenmoral bedeutet, die Güte im großen Stil, ohne Sentimentalität. Wichtig ist, daß Nietzsche nur dem wohl Geratenen gestattet, nach inneren Gesetzen sich ungehemmt zu entwickeln. Nur ihm gilt das Wort: „Werde, der du bist!“ Der schlecht Geratene, in dem die Triebe gleich bissigen Hunden sich bekämpfen, hat dieses Recht schöner und ruhiger Entwicklung nicht. Er lerne gehorchen! Wichtig ist, daß, wo Nietzsche von „blonden Vestiten“, Renaissancemenschen u. s. w. spricht, er nur die Sublimierungen jener Grundtriebskräfte als erstrebenswert bezeichnet. Gramzow hat erfaßt, daß mit der Lehre von der schenkenden Tugend Nietzsches Egoismus in Altruismus und Universalismus umschlägt. Wer sich von den gros mots, die in den letzten Schriften Nietzsches nicht zu leugnen sind, abschrecken läßt, hat ihn nie verstanden. Der polemische Charakter dieser Schriften kommt auch in ihrer ganzen Terminologie zum Ausdruck, und nur Sadenjünglingen ist es gestattet, sich an dieser böse klingenden Terminologie zu berauschen; der Neuner Nietzsche's weiß, daß der Philosoph im Begriffe stand, in Bahnen einzukenten, von wo aus er das ganze Dekadenzproblem tief unter sich gesehen hätte.

Der Aufsatz des Professors Lichtenberger von der Universität Nancy zählt, obgleich nur sechzehn Seiten stark, zu dem Gehaltvollsten. Er stellt nicht nur eine Erläuterung, sondern eine positive Weiterbildung von Gedanken Nietzsches dar. Es muß immer wieder betont werden, daß Nietzsche ethische Forderungen nur für sich und die Seinen aufstellt. Individualist ist er nur in diesem Sinne. Der weitaus größte Teil der Menschheit jedoch braucht kollektivistische, altruistische Ideale. Und zwar wählt der Einzelne sich seine Moral, seine Lebensanschauung nicht willkürlich, sondern er hat sie instinktiv, je nach der höheren oder niedrigeren Stufe von Energie, von Vitalität, die er selbst darstellt (wobei das Geistige nicht zu übersehen ist). Die so häufig gehörte Befürchtung, Nietzsche verderbe die kritiklose Jugend, ist lächerlich und thöricht. Man stimmt seinen Ansichten nur zu, wenn man sie bereits hat. Man wird „Nietzscheaner“ (um dieses abscheuliche Wort ausnahmsweise einmal zu gebrauchen), weil man es ist. Jede Bereicherung der Weltanschauung ist nur eine blühartig ausleuchtende und tief beglückende Anagnorisis. Nur Verwandtes empfindet man als verwandt. Nur Ähnliches assimiliert man sich. Es steht niemanden frei, zur Herrenmoral oder zur Sklavenmoral sich zu bekennen. Man verkündet und lebt, was man ist. Man ist wohlgeraten oder man ist Missetiment. Wo Nietzsche den Ausdruck „Sklavenmoral“ gebraucht, meint er stets nur die Ressentiment-Moral des revoltierenden Sklaven, wie sie in einigen Religionen und Philosophien sich dokumentiert. Daneben giebt es die große Menge der „guten Sklaven“ (wobei das Wort „Sklave“ nur der Kürze halber, wie eine mathematische Formel, verwendet wird, durchaus nicht beleidigend), die sich in ihrer Existenz glücklich fühlen, bei denen Vitalität und Weltanschauung sich entsprechen. Ihr Glück heißt „Gehorchen! Dienen! Sich Aufopfern!“ Sie empfinden das nicht als verächtlich. Es ist auch durchaus nicht verächtlich. Verächtlich dagegen wäre es, wenn sie mit der Annahme aufträten, die Werte des höheren Menschen zu bestimmen. Dieser höhere Mensch hinweggeräumt darf nicht altruistisch sein, er wird mit Notwendigkeit in allem Fühlen, Werten, Handeln sich bejahen. Bei ihm ist Egoismus eine Lebensäußerung, bei jenen wäre er eine gemeine und pöbelhafte Arroganz. „Ne nous laissons donc pas abuser: en dépit des apparences, il n'y a pas de morale plus ascétique, en un certain

sens, que celle de Nietzsche: aucune n'exige plus d'abnégation, un plus rude et plus constant effort de volonté." Kennern Nietzsche's sagen wir hiermit nichts Neues. Aber um über ihn zu sprechen, ist es immerhin wünschenswert, daß man von „Zerfalls von Gut und Böse“ mehr gelesen habe als den Titel und von der „Genealogie der Moral“ mehr verstehe als das Affirmenizitat: „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt“; daß man vor Allem dort das neunte Hauptstück „Was ist vornehm?“ gründlich durchgedacht und seine Konsequenzen erwogen habe.

Wenn der Religionsphilosoph Eugen Heinrich Schmidt, dem man wertvolle Schriften über Tolstoi verdankt, über Nietzsche sich äußert, darf man im Vorhinein sicher sein, selbständigen und eigentümlichen Gedanken zu begegnen. Es ist interessant, zu verfolgen, wie nahe Tolstoi und Nietzsche sich in Bezug auf die Auffassung Christi und des Christentums stehen. Das Rätsel löst sich nur zum Teil, wenn man bedenkt, daß Nietzsche zur Zeit, da er den Antichrist schrieb, hauptsächlich Tolstoi und Dostojewski las und erzipierte. An ein äußerliches Abhängigkeitsverhältnis darf nicht gedacht werden, sondern eher an eine innerlich verwandte Auffassung des religiösen Problems. Bei dieser Gelegenheit sei auch erwähnt, daß Nietzsche's Darstellung derjenigen Harnack oft merkwürdig nahe kommt, nur daß Letzterer vorsichtig auf theologischen Hilfszweigen um die letzten Probleme herum schleicht. Ebenso deckt sich Nietzsche's Urteil über den Buddhismus und das Gelehrtenbuch des Ranu mit demjenigen bedeutender Orientalisten, z. B. Oldenbergs.

Zu den interessiertesten und interessantesten Kritikern Nietzsche's gehören die Theologen, voran die protestantischen. Sie sehen in ihm ihren unerbittlichsten Gegner und fühlten in ihm eine leidenschaftlich religiöse Natur, einen Bekämpfer der Religion aus Religion, einen Antichristen, der sich mit Zärtlichkeit und Feinheit in die Psychologie des Stifters des Christentums vertieft hat, einen Amoralisten, der seinerseits eine strenge und hohe Auffassung von Rechten und Pflichten des Individuums verkündet. Der katholische Theologe, der sich im Besitze unfehlbarer Wahrheit weiß, legt an Nietzsche's Philosophie die bewährten Maßstäbe scholastischer Apologetik an, wie an jede andere Philosophie. Der evangelische Theologe, unsicherer und zugleich moderner, hat ein bedeutenderes Maß geistiger Beweglichkeit nötig, um Nietzsche zu folgen; er geht, zustimmend oder wenigstens einsehend, weiter als der römische Priester; seine logischen Prozeduren sind interessanter, weil ungleich schwieriger; hinter all seiner scheinbaren Objektivität das Dogma zu erraten, ist lehrreicher. So sei auf zwei Schriften hier kurz noch einmal hin gewiesen, die schon länger erschienen sind: auf das schwerfällige, aber tüchtig gearbeitete Buch des Hamburger Hauptpastors Grimm, und auf die beziehungsreichen, verstehenden und weltmännisch konzilianten Vorträge des Bremer Pastors Kalthoff — letzteres wohl das Durchdachte und Freieste, was von theologischer Seite über Nietzsche gesagt worden ist.

Das Buch des Würzburger Stadtpfarrers, des Prälaten Konsignore Fischer, ist bemerkenswert, weil es den Standpunkt eines orthodoxen katholischen Theologen gegenüber Nietzsche vertritt. Zu seinem polemisierenden Teile ist es eine Sammlung apologetischer Gemeinplätze, die mit beßtigender Selbstgefalligkeit und Salbung vorgetragen werden. Anerkennenswert ist die Sachkenntnis des Autors; er kennt den behandelten Schriftsteller, zitiert überall aus dem Vollen und ist durch sein Studium der Werke zu einer Auffassung gelangt, die bei unbedingter Gegnerschaft Wunder nimmt. Man urteile: „Nietzsche ist der Gipfelpunkt der neueren und neuesten antichristlichen Strömung (S. III) . . . Er ist der größte, der schärfste und zugleich der geistvollste antichristliche Philosoph, den es

je gegeben hat (S. V) . . . Jedenfalls ist er eine hoch interessante, eine ungewöhnliche Persönlichkeit unserer Zeit, die man nicht ignorieren soll, interessant sowohl vom kulturgeschichtlichen, als philosophischen, als religiösen Standpunkt aus. Denn in dieser dreifachen Hinsicht hat er in seinen Schriften gewirkt, und zwar mit einer Verehrsamkeit, einem Feuerereifer, einer Unerkrockenheit, einer Kühnheit wie kein Zweiter. Hat er doch seine ganze gewaltige Persönlichkeit in seine Schriften versenkt (S. 4) . . . Bereits in dem jungen Gymnasiasten Nietzsche lassen sich fast alle philosophischen Elemente, die er später zu seiner Welt- und Lebensanschauung entwickelte, wenigstens dem Keime nach aufweisen (S. 40) . . . Von 'Feminismus' kann bei Nietzsche wohl keine Rede sein (S. 61). Dieser Theologe sieht die Notwendigkeit der inneren Entwicklung Nietzsches ein, ebenso gut wie seine maskuline Geistesart. Anständig ist auch seine Darstellung der Katastrophe: „Er hatte sich selbst geistig gleichsam aufgerieben. Im Kampfe mit seinem körperlichen Leiden hatte er all seine intellektuelle Energie übermäßig angestrengt, infolge dessen fiel er lahmt und plötzlich versagte.“ (S. 86.) „Es geht durchaus nicht an, Nietzsche und seine Schriften einfach damit abzuthun, daß man sie ohne Weiteres für verrückt erklärt, wie man es häufig beliebt; das ist wohl sehr leicht und ungemein wohlfeil, aber damit ist die Sache noch keineswegs erledigt.“ (S. 7.) Das klingt anders als das Wutgemauschel des Zionisten Nordau, anders auch als der durch keine Sachkenntnis getriebene Urteilspruch eines Schacht! Prälat Fischer erkennt die Einseitlichkeit von Nietzsches Lebenswerk: „Die Steigerung der Kultur bildete das Leitmotiv und das eigentliche Endziel aller seiner Gedanken, die Zentralsonne seiner ganzen Philosophie.“ (S. 92.) Sogar die Gegensätze von Herren- und Skavenmoral entwickelt Monsignore Fischer korrekt; er ist nicht so unwissend, den Titel „Jenseits von Gut und Böse“ absolut zu nehmen; er ist nicht so gehässig, Nietzsche zum vollständigen „Immoralisten“ zu fälschen; er ist endlich nicht so einseitig, ihm die Absicht zu unterschieben, die Herrenmoral für die Vielzweienbindend zu machen; ausdrücklich zitiert er: „Ich bin ein Gesetz nur für die Reinen, ich bin kein Gesetz für Alle.“ Gewiß ist die eigentliche Polemik dieses Dogmatikers irrelevant; aber vorbildlich ist er in drei Dingen: Er kennt den ganzen Nietzsche. Er schiebt ihm nichts unter, d. h. er kann ihn lesen. Er ist ehrlich. Das hebt sein beschränktes Werk aus der Masse der Nietzsche-Litteratur immerhin heraus.

Biedenkamp, der über „Nietzsche und Pfarrer Raumann als Politiker“ schreibt, hat ein Lieblingssubstantiv: „Debatte“; und ein Lieblingsadjektiv: „wüst“. Mit vollmundiger Tribüneneloquenz wirft er Nietzsche vor, daß er sich nicht am politischen Kampfe beteiligt, nicht „die tabakgeschwängerten Diskutier- und Versammlungsräume politisierender Deutscher“ aufgesucht habe. Im Ganzen ein Versuch, gleich Rehring, Nietzsche als Philosophen der Bourgeoisie hinzustellen. Hätte der Verfasser sich darauf beschränkt, zu zeigen, wo positiv an Nietzsches politische Gedanken angeknüpft werden kann, wo die Höhe des Blicks ihm die Schärfe der Einzelauffassung trübte, was an seinen politischen Grundgedanken prinzipiell richtig oder falsch, annehmbar, durchführbar, erstrebenswert, in Zukunft vielleicht möglich ist, — dann hätten wir eine brauchbare, unter Umständen sogar wertvolle Schrift bekommen. So aber hat der Autor nicht einmal diejenigen Sätze Nietzsches verstanden, welche er anführt. Er schiebt Nietzsche die Naivetät unter, den Atheismus der Masse gewollt zu haben. Er weiß nicht einmal, daß Nietzsche die letzten Jahre seiner Thätigkeit hindurch in wirklich dürftigen Verhältnissen gelebt hat. Was soll man vollends zu Sätzen sagen, wie dem folgenden: „Was den Zarathustra von einem Agrarier unterscheidet, ist die Genügsamkeit.“ Es ist dem Verfasser unbedingt zuzugeben, daß der Politiker Nietzsche einseitig, dem modernen Industrie- und Wirtschafts-

leben entrückt war. Aber mit postrender Debattierklubberedsamkeit und mit billigen Seitenhieben, die auf das „Pfui!“ oder „Sehr gut!“ Bier trinkender und qualmender Arbeiter spekulieren, kommt man diesen Problemen nicht um einen Schritt näher. Herr Dr. Georg Wiedenkamp hat ein Buch geschrieben, das „Dummdumheiten“ betitelt ist. Warum trieb ihn sein Ehrgeiz, in einem zweiten Werke dem Titel den Inhalt folgen zu lassen? Hätte er sich doch, ehe er an die Abfassung seiner Schrift gieng, gesagt, daß beide Typen nützlich, ja nötig sind: praktische Politiker, die agitierend mitten in den Dingen stehen, wie Raumann — und philosophische Politiker, die kritisch über den Dingen stehen, wie Nietzsche; daß es geringe Reize verrät, den Einen gegen den Andern auszuspielen; daß es eine Thorheit ist, von dem einen Typus gerade das zu verlangen, was das Beste und Eigentümlichste des anderen ausmacht; daß man, wenn man an praktischer deutscher Sozialarbeit mitwirken will, nicht sagen soll „Nietzsche contra Raumann“, sondern „Nietzsche und Raumann“.

Der vorhin erwähnte Sozialpolitiker und Handelswissenschaftler Wilhelm Schacht kennt und berücksichtigt von den Werken Nietzsches, wie er selbst eingesteh, nur „Jenseits von Gut und Böse“, und erhebt wunderlicher Weise Anspruch, ernst genommen zu werden. So sei es hier in Ruhe, aber mit Entschiedenheit gesagt: Recht zum Mitreden über Nietzsche hat nur, wer alle seine Schriften, auch die nachgelassenen, gründlich kennt. Jeder Andere schweige! Es ist traurig, daß es nötig ist, etwas so Natürliches zu betonen. Aber dilettantenhaft arrogante Schulmeistereien, wie die dieses Herrn Schacht, zwingen dazu. Dieser Herr, für den Kant und Herbart unsere bedeutendsten Philosophen sind, macht sich die Arbeit, seine Privat-Terminologie auf das Buch Nietzsches anzuwenden, und ist erstaunt, auf Widersprüche zu stoßen. Man liest mit heiterem Behagen: „Erst, wenn wir zu Ende gelesen, verstehen wir, was Nietzsche meint.“ Ach nein, lieber Herr Schacht: Sie verstehen am Ende genau so viel, wie am Anfang! — Man liest mit fröhlichem Erstaunen, wie Herr Schacht den Verfasser der „Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen“ hinsichtlich der Eleaten zu belehren sich anmaßt. Daß Schopenhauer von Nietzsche „schändlich behandelt worden sei“, war gleichfalls Herrn Schacht vorbehalten, zu entdecken. Über seine Ausführungen zu Nietzsche selbst einzugehen, ist der Raum zu wertvoll. Man müßte nicht, wo anfangen, wo aufhören. Er hat Nietzsche nicht verstanden, voilà tout. Er meint mit den selben Worten etwas Anderes als Nietzsche. Wenn Herr Schacht die geforderte Vorbedingung zum Mitreden über Nietzsche erfüllt haben wird, sei ihm gestattet, an der Diskussion Teil zu nehmen. Dann wird man sich allensfalls mit ihm verständigen können.

Die „gebildeten Laien“, denen Julius Reiner seine Broschüre widmet, werden gut thun, von seiner Einladung nicht Gebrauch zu machen, denn die Schrift ist ein Gewebe von Mißverständnissen, Irrtümern und direkten Unrichtigkeiten, sogar in der Biographie. Reiner weiß nicht einmal, wann die Begeisterung Nietzsches für Wagner anfing und aufhört; er kennt den Nachlaß und die Briefe entweder gar nicht oder sehr oberflächlich; er faßelt von Nietzsches Veringschätzung der Geschichte; er meint, Nietzsches Erstlingschrift sei Wagner auf den Leib zugeschnitten gewesen. Daß Nietzsche jemals in Schopenhauers „Vanne“ gewesen wäre, ist Unsinn. Daß seine Verehrung für Wagner plötzlich umgeschlagen sei, glauben heut zu Tage höchstens noch Wagnerianer. Rée erst soll Nietzsche auf moralistische Probleme aufmerksam gemacht haben; dabei fällt die Abhandlung „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn“ in's Jahr 1873. In den wundervollen Wortspielen des Zarathustra sieht Reiner „Effekte“. Genug! Herr Dr. Reiner versuche zuerst, Nietzsche selbst lesen zu lernen, bevor er sich anmaßt, gebildete

Laien zu belehren. Was stellt er sich überhaupt unter gebildeten Laien vor? Seiner Schrift nach zu urteilen, leichtgläubige Kindsköpfe.

Gustav Raumanns vierbändiger Zarathustra-Kommentar ist als Konkordanz brauchbar, wenn auch hierzu nur ein Anfang. Die Belehrungen Raumanns sind von hausbackener Harmlosigkeit. Seine Kritik ist unreif. Er hat den reichen Bildungsstoff, den er mit Hast in sich aufnahm, mangelhaft verdaut. Anerkennung verdient sein Fleiß. Ein Nietzsche-Wörterbuch in der Art der Calwer Bibelkonkordanz wäre wünschenswert, aber eine für den Einzelnen unmögliche Leistung; ein alphabetisches Personen- und Sachregister mit knappen Andeutungen dagegen wäre ein verdienstliches und mögliches Unternehmen. Gustav Raumann ist der geeignete Mann dazu. Das Werk wäre so zu halten, daß es für die Besitzer aller Auflagen benutzbar wäre. Wer über Nietzsche schreibt, thut wohl, nicht nach Seiten, sondern nach den Nummern der Hauptstücke, der Aphorismen u. s. w. zu zitieren. Da Raumann den gegenwärtigen Herausgebern des Nachlasses nicht freundlich gegenüber steht, wird er vielleicht mit besonderem Eifer im Registerbände ihnen Konkurrenz machen.

Paul Ernsts Broschüre, die als erstes Heft der Sammlung „Moderne Essay's zur Kunst und Litteratur“ (herausgegeben von Dr. Hans Landsberg), erschienen ist, beginnt mit Behauptungen, wie den folgenden: Nietzsche habe oft unter dem direkten Einfluß einer frischen Lektüre geschrieben (der schwer Augenleidende, der sich seine Gedanken buchstäblich „ergangen“ hat!); er habe oft gelogen (der bis zur Selbstpeinigung Wahrhaftige!); er sei schwer zu lesen (für Antithesenfeuilletonisten gewiß). Aber sie bringt auch eheliche Feststellungen: daß Nietzsche unvergleichlich war im Vertiefen des eignen Wesens, in der Steigerung seiner selbst, im Arbeiten an sich selbst — hierin Goethe verwandt; daß seine Gegenüberstellung von Herren- und Sklavenmoral zum Mindesten als heuristisches Prinzip wertvoll ist; daß ein großer Wert seiner Lehre darin besteht, „daß sie den Einzelnen Schwung und Freude geben kann“ in dieser Zeit schlimmer Stagnation. Und endlich: „Er hat den Namen des Philosophen wieder zu Ehren gebracht. Ein Philosoph war ein Gelehrter, wie andere Gelehrte sind; er erst hat uns wieder gezeigt, daß er etwas Anderes ist: ein Mann, der über Ziel und Zweck des Lebens nachdenkt und auf Grund dieses Nachdenkens Gesetze giebt.“

Franz Unger greift aus der Fülle der Probleme zwei heraus: die Traumtheorie, nach welcher wir in dem intellektuell minderwertigen Zustande des Träumens uns auf jener Stufe des subjektiven Kausalitätsbedürfnisses befinden, die für den Menschen früherer Jahrhunderte auch die in wachem Zustande äußerste Möglichkeit der logischen Verknüpfung von Geschehnissen bedeutete; sodann das Zarathustra-Problem vom freien Tode. Beide Probleme faßt Unger oberflächlich, indem er sich begnügt, scheinbare Widersprüche aufzuzeigen; er übersieht den gelegentlichen Charakter vieler Aphorismen der mittleren Zeit; er verkennet, daß Nietzsche vorsichtig Hypothesen vorträgt, daß man nach jedem einzelnen Aphorismus das Montaignewort „Que sais-je?“ sich denken darf, daß auch der freie Tod nicht als Gebot für Gewatter Schneider und Handschuhmacher gegeben worden ist, sondern das segnende Scheiden eines stetigreich Vollenbeten bedeutet.

Die Schrift von Dr. Hans Landsberg über „Friedrich Nietzsche und die deutsche Litteratur“ enthält mehr, als ihr Titel verspricht. Sie enthält vor Allen selbständige und kluge Gedanken. Die einsame Stellung Nietzsches wird erklärt und begründet, die Stimmung, mit der er von Älteren und Jüngsten aufgenommen wurde, kurz skizziert. Auf seine Vorläufer wird ohne Pedanterie und Reminiszenzen-schnäffelei hingewiesen, wobei sein Unterscheidendes und Besonderes richtig erkannt wird. Wie er in der Lyrik

von Einfluß war, wie auch im Drama schon Spuren seines Geistes zu erraten sind, wird gezeigt; daß es gerade die abseits und ohne Rücksicht auf den Tag produzierenden Naturen sind, die schaffend seinem Geiste huldigen, bleibt nicht unerwähnt. Als Hauptfeinde jeder höheren Kultur nennt Landsberg die unvornehmen Mächte: die nationale Selbstüberschätzung, den nivellierenden Militarismus, den Charakter verderbenden Bürokratismus, den flachen und verflachenden Betrieb des Unterrichtes, die gedankenlose Abgötterei, die mit der Naturwissenschaft getrieben wird, die einseitige wirtschaftliche Optik des Sozialismus, den einem vornehmen Geistesleben grundsätzlich abgewandten Industrialismus.

Auch das Buch Zeitlers über Nietzsche's Aesthetik enthält mehr, als der Titel verspricht, und wenn auch die Ausführungen des Verfassers als übertrieben und vielfach schief bezeichnet werden müssen, sei das Buch doch urteilsfähigen Kennern, die gerne von gebildeten Menschen geistreichen Widerspruch vernehmen, empfohlen. Zeitler bedauert die vielfache Vernachlässigung der Schriften aus Nietzsche's mittlerer Zeit: des „Menschlich-Allzumenschlichen“, der „Morgenröte“, der „fröhlichen Wissenschaft“; aber es ist verfehlt, diese Zeit als diejenige aufzufassen, in der er das Meiste zu sagen gehabt, in der er es auf die vollendete Weise gesagt hätte. Zeitler sieht in Nietzsche vorzugsweise den großen Künstler, den aesthetisch fein und zart begabten Intellekt; aber es ist bedenklich, über der Betonung des Künstlers Nietzsche so, wie Zeitler es thut, des Moralisten, des Kritikers der Erkenntnis, der Metaphysik, des Kulturhistorikers, des Psychologen, des leidenschaftlich religiösen Atheisten zu vergessen. Dieser grundsätzliche Einwand kann dem geleiteten Buche erspart bleiben. Inzwischen hat Zeitler durch sein Werk über Nietzsche den Beweis erbracht, daß seine schriftstellerische Thätigkeit einen reichen und gemeinsamen Untergrund hat, und, wenn auch auf verschiedenen Wegen und von verschiedenen Punkten aus, einem Ziele zustrebt. Auf diese wertvolle Arbeit über Nietzsche wird demnächst jurist zu kommen sein.

Die Vorträge Ernst Horneffers endlich (des letzten Herausgebers im Weimarer Nietzsche-Archiv), die in zweiter Auflage vorliegen, können nach wie vor als geeignete Einführung in des Denkers Gedankenwelt gelten, wenn auch der Verfasser, wie er selbst gesteht, sie nun kaum mehr in dieser Form halten würde. Je mehr man in den auf den ersten Blick verwirrenden Reichtum dieser Gedankenwelt eindringt, desto mehr wird man der Unmöglichkeit inne, ihr darstellend Ausdruck zu verleihen, desto mehr wird man alle Kommentare überflüssig finden. Die Werke sollen reden. Wer nicht ohne kommentierende Krücken den Werken sich nahen kann, bleibe fern! Die Werke erläutern sich selbst. Es handelt sich nicht um ein oberflächliches Diskutieren von Meinungen. Auch um Kritik oder Zustimmung handelt es sich nicht. Ob Friedrich Nietzsche dem Einzelnen ein Erzieher werden kann und ein Erlebnis, das ist das Entscheidende. In diesem Sinne ruft Horneffer in seiner schönen, besonnenen Gedächtnisrede, die er am 27. August 1900 am Sarge Nietzsche's hielt: „Nie gab es einen lebendigeren Toten!“ und: „Es giebt keine Rettung. Nietzsche wächst!“

Korregerate.

Vorbemerkung der Schriftleitung:
Nach einem vollen Jahre der Redaktionsführung halten wir die Zeit für gegeben, mit einer grundsätzlichen Rennerung an dieser Stelle hervor zu treten, die wir uns schon gleich zu Anfang als Ziel für

diese Rubrik vorgeeignet hatten. Bleibt es doch verwunderlich genug, daß man dieser Einrichtung in unserer gesamten Presse so ganz und gar nirgends begegnet, obwohl das Bedürfnis längst klar zu Tage liegt und ihre Einführung den allseitigsten Interessen: von Autor und Berleger, Redaktion, Kritiker wie Leser, gerade vollauf gerecht werden —

um nicht zu sagen: dienen dürfte. Die Form der „Selbstanzeige“ hat die Herren *Ides* „Zukunft“ neuerdings prinzipiell durchgeführt, nachdem der „Kunstwart“ schon früher einen schätzbaren Versuch mit der „Selbstbesprechung“ gemacht hatte, die er aber in letzter Zeit auf die Publikationen der eigenen Mitarbeiter allein nur mehr eingeschränkt wissen will. Auch die gehärglichsten „Metakritiken“ unbeteiligter Dritter haben wir im Zeitungswesen bereits vielfach erlebt, und für persönliche „Antikritik“ hat sogar mehrere Jahre hindurch ein besonderes Organ dieses Namens bestanden — von den bekannten „Wasserketten“ der Herren *Verleger* nicht zu reden!

Zur näheren Begriffsbestimmung des „Korreferates“ nun, das wir hiermit — so viel uns bekannt: zum ersten Mal unter den deutschen Zeitchriften — bieten, zu ihr scheint uns zu gehören: einmal, daß die betreffenden Rezensionen wirklich koordiniert seien, d. h. daß sie — bei gleichzeitiger Ausgabe des zu beurteilenden Buches in zwei besonderen Exemplaren Seitens der Schriftleitung an ihre Herren Referenten (damit Keiner sich durch den Andern kritisiert oder gar als *weiter* bzw. Neben-Referent zurückgesetzt zu fühlen brauche) — zwanglos, unabhängig, ohne Kenntnis und unbeeinflusst von einander niedergeschrieben werden; und sodann, daß sie nach Fertigstellung beide zusammen an der selben Stelle dem literarisch gebildeten Leser vor Augen kommen, der sich aus ihnen beiden alldann das rechte Mittel ziehen und, je nach inhaltlichem Standpunkt oder subjektiver Neigung, in selbst denkender Weise ein eigen Urteil daraus gewinnen möge. Höchstens drängt sich die Schriftleitung vor, eventuelle entbehrliche Wiederholungen, so weit sie nicht grundsätzliche Befestigungen zugleich enthalten, an dem stilistisch praktikableren der beiden Manuskripte, aus Raumgründen etwa, noch zu kürzen. Aber es leuchtet ohne Weiteres ein, daß solche Doppel-Rezensionen und „Diskussions“-Referate durchaus nicht immer sich zu widersprechen, zu durchkreuzen oder gegenseitig zu ergänzen brauchen, vielmehr sehr wohl vollständig — im Positiven wie auch im Negativen — einander befruchtigen können. Nur Eines seilich können und werden sie niemals vorstellen: sie dürfen nämlich nicht persönliche Polemik der Herren Referenten unter einander oder etwa die Antikritik des Autors gegen seinen Referenten sein, sollen sie anders ihren Zweck erfüllen!

Indem wir uns zu diesem wohlüberdachten Verjuche also die freundliche Zustimmung unserer geneigten Leser zuversichtlich erhoffen und die thätige Unterstützung unserer geschätzten Mitarbeiter auf dem in Rede stehenden Gebiete auch an dieser Stelle ausdrücklich noch erbitten, ersuchen wir die verehr. Herren *Verleger* und Autoren, welche von dieser Einrichtung Gebrauch zu machen wünschen, hiermit zugleich höflich, uns die gemeinten Werke

in zwei Rezensionsexemplaren gefl. immer übermitteln zu wollen. Keineswegs möchten wir die Schwierigkeiten eines solchen Verfahrens dabei irgendwieweit verkannt haben, und schon jetzt glauben wir besonders hervor heben zu sollen, daß die Behandlung mittels des „Korreferates“ natürlich in erster Linie die wertvolleren, eine „Diskussion“ vor andern verdienenden Erscheinungen unseres „Büchertisches“ treffen wird — wie wir auch streng auf thunliche, knappste Kürze bei diesen Ausarbeitungen werden dringen, sehen und halten müssen. Wir sind trotzdem durchaus guten Mutes, schon allein damit einem wirklich vorhandenen Bedürfnisse entgegen zu kommen und eine empfindliche Lücke in unserer Literatur ausfüllen zu helfen. Berechtigtheit — Vertiefung — „Kunstle!“

Klaus Rittland: Ein Moderner. Roman. Berlin W, F. Fontane & Co.

Die beiden Geschlechter in ihrem Verhältnis zur Liebe, und zugleich zwei entgegen gesetzte Gesellschaftsphären, die des Schaffens und die des Genießens, sind in diesem Roman einander zur Seite gestellt. Der Mann der oberen Schicht, verfeinert bis zur äußersten „Reizsamkeit“, wie Lamprucht die feilsche Gesamthaltung des modernen Menschen mit einer neuen Prägung bezeichnet, beherrscht den Vordergrund. Alles an ihm ist zu Herrenleben geworden; in dem übergarten Gehäuse wohnt, oder besser: schläft, eine gleichgültige Seele, die nur mehr Effekte, keine einfachen ungeborenen Triebe kennt. Ohne die starken Übertreibungen zu teilen, erinnert er leise an den naturwidrigen Urtypus des delabenten Rannes, den Helden von Quysmanns „A rebours“. Aber im Gegensatz zu diesem gewinnt er für Momente unsere Sympathie, ja, weckt eine schwache Hoffnung, daß die ganz starke, ganz natürliche, so lautere wie warmblütige Frau, deren gesunde Liebesfähigkeit der begabte, feine Mann in ihm entfesselt, ihn seiner Erschlaffung und seiner hohlen Gesellschaftswelt werde entreißen können. Meisterhaft sind sie geschildert, diese prunkenden, innerlich kümmerlichen Finanz- und Adelskreise mit ihrem eleganten Schlimm und ihrer Unfähigkeit zu Wahrheit und Sittlichkeit. Daneben urwüchsig, ohne

Anmut der Erscheinung, die biederben Münchener „Künstler“, schlüch, arbeitsfreudig, innerlich und äußerlich unabhängig — in beiden Gruppen seine, mit spitzem Stift gezeichnete Charakterköpfe. Hier und da spielen goldene Lichter des Humors. Es weht ein kühler Hauch in dem auch stillstisch durch Knappheit und Klarheit wohlgefälligen Buche; man sehnt sich wohl, auch einen wärmeren tiefern Ton anklängen zu hören. Was aber die Verfasserin giebt, ist richtig gesehen und plastisch hin gestellt.

Helene Bonfort.

Bourget hat in „Cosmopolis“ den Typ des Westhetikers gezeichnet, der alles um sich her nur wie ein Schauspiel betrachtet, der aber jämmerlich versagt, wenn er selbst eine Rolle darin übernehmen soll. Klaus Mittlands „Roberner“ ist ein ähnlicher Nichtsals-Westhetiker. Mit scharfem Blick durchschaut er die ganze Kläglichkeit seiner niederhaltenden Umgebung und sehnt sich aus ihr hinaus, kann aber den moralischen Mut nicht finden, auf ihren glänzenden Schein zu verzichten und, vereint mit der ihm entgegen tretenden Münchner Malerin Erdmuths Lenz, ein neues Leben zu beginnen. Der Naturlaut der Leidenschaft thut ihm weh, er kann Liebe nur als Präparat vertragen. Mag er's haben, sagt der Verfasser und behandelt ihn mit erquickender Ironie. Hans Pförtner.

Die tote Stadt. Tragödie von Gabriele d'Annunzio. Berlin, S. Fischer.

Fast wie Nostrand im Rausche des Erfolgs zum Virtuosen geworden, vermag es d'Annunzio heute noch wie kein Anderer, alle Schauer der großen Dichtung in uns zu wirken. Diese tote Stadt — die Tragödie vom Recht des Lebendigen möchte man sie nennen — ist wieder ein bedeutender Beweis seines eminenten Könnens. Er hat eine Art, den Zynismus, diesen in Worten schwelgenden Zynismus der französischen Romantik, dramatisch zu werben, der man

bewundernd, ergriffen, atemlos dient. Und die — hier in einer nicht unwürdigen Übersetzung vermittelte — hinreichende Pracht der Diktion vermöchte es, einem Heer von Zynikern für ein Jahr auszuweichen. Daß er manchmal wie Maeterlinck, dem er jetzt sehr nahe kommt, bedenklich jener Grenze zusüßrt, hinter der dem Unheimlich-Traurigen der Zerrspiegel der Karikatur bereit lehnt, mag um so nachhaltiger von seiner Gewalt künden: denn er darf es ungestraft. Wie eine Saite, die am Zerreißen ist, mutet seine zum höchsten Ausdruck gesteigerte Dichtung an. Er weiß das Unsagbare, das Düstig-Dunkle, das Letzte an's Licht der Worte zu heben, und wie es dann bebend in die Tiefen des Unterbewußtseins zurück taumelt, das macht eine (technisch ganz meisterhaft bewirkte) völlig unsagbare Schönheit seiner vor Atemhaft unheimlichen Poesie aus. Und — seinen äußerlichen Nachahmern, die bei uns in's Unkraut schleichen, abweisend gesagt — keines seiner kühnsten Bilder (er schwelgt in Farben) ist unecht: die süßliche, heiße Pracht seiner an den griechischen Tragikern edel geschnittenen Metaphern ist innerlichst erlebt.

Dr. Richard Schanalek.

Der Münchner „Akademisch-dramatische Verein“ hat das Drama als solenne 25. Jubiläums-Vorstellung seiner nunmehr zehn jährigen Wirksamkeit überaus verdienstlicher Weise im „Schauspielhaus“ unter Direktor G. Stollbergs stimmungsreicher Regieführung kürzlich aufgeführt, und es mag gestattet sein, das Urteil hierüber zur Abwechselung einmal an dieser Stelle abzugeben. Die ersten Akte schienen, Dank ihrem klassischen Kultur-Boden, die große Edel-Kunst monumentaler Linienführung, reich an aristokratischen Zügen und aesthetischer Feinkunst in modern psychologischer Seelenprägung bringen zu wollen — allein, von da an fiel das Ganze höchst bedenklich ab, und was übrig blieb, war teils ein

Musikdrama ohne Musik, teils auch nur wieder ein stilisiertes Lesedrama, wenn schon voll sensibler Lyriken: Aesthetik als Überempfindsamkeit, und nerodöse Fingerspitzen-Lyrik als Stil! Wir sahen die Ansätze zur großen Linie und fanden eine hohe, blühend dichterische Begabung — aber eine Begabung, die in ihrer Peripherie unheilbar bereits erkrankt scheint. Man vermag dem angeschlagenen Grund-Motive, dem Probleme des Jngstes, zumal auf jenem düsteren Hintergrunde des hinab gesunkenen Attributgeschlechtes von Mylene, auf der durstigen Ebene von Argos, gewiß ganz gut zu folgen — vergleichen kann auch in unseren Tagen einmal wohl vorkommen und ist dann sicherlich ein würdiger Gegenstand poetischer Befassung, wie er es zu Byrons Zeiten schon gewesen ist. Jedoch die Art, wie jenes vom Autor im Runde seiner mehr Sprechenden als handelnden Personen entwickelt, wie von ihm darin mit Fingern gewühlt und mit Schauermonnen geschwelgt, im hautgott förmlich gewatet wird: sie berührt direkt widerlich. „Alles — alles in mir ist befeckt!“ . . . dieser Stoßseufzer seines gequälten „Leonardo“ scheint sich wie unmittelbar auch der Brust des Dichters hier zu entringen, und die moralische Pervertität des Schluß-Ausrufes: „Wer hätte das für sie gethan!“ ist als solche kaum mehr zu überbieten. Kein gesund veranlagter Gärtner idealen „Kinder-Laubes“ mit geraden Sinnen dürfte sich mit dieser delabenten Pathologie Materie'scher Herkunft auf die Dauer befreunden können. Und doch führen diese franken, biologisch untergrabenen „Modernen“ gerade, beinahe stereotyp, das große Wort vom „Leben“ stets in ihrem Munde (vergl. auch: Sudermanns „Es lebe das Leben!“, Wecklinds „So ist das Leben!“, Schnitzlers „Lebendige Stunden!“, Dreyers „Thal des Lebens“, Maurice Donnay's „Dans la vie!“ u. s. w. in inf.), — genau so, wie sie früher, seit Ibsen und Hauptmann, immer mit der „Sonne“ in ihren Stücken led spazieren gegangen waren.

Annunzio d'Annunzio la debàcio! Aber auch unserer akademischen „Jugend“ kündige ich es an, falls sie fortfährt, statt einen ganz natürlich wilden Sturm und Drang zu pflegen, den Lockungen bleicher, schlapper „Symbolisten“ und überfeiner „Aestheten“ zu folgen. Arthur Seidl.

Dr. Hans Landsberg: Friedrich Nietzsche und die deutsche Litteratur. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Der jugendliche Autor hätte vielleicht gut gethan, seine Schrift auf dem Titelblatt als einen Versuch zu bezeichnen. Denn eine erschöpfende Behandlung des Thema's geht offenbar über seine Kraft. Kluger Weise hat er sich auf folgende Unterabteilungen beschränkt: Einleitungsweise, Nietzsche und die deutsche Kultur (28 Seiten), dann die Rezeption (eine Art Verdauungsschilberung) Nietzsche's bei älteren und jüngeren Schriftstellern, namentlich bei der Jugend von heute (S. 29—51), Nietzsche's Vorläufer (S. 52—85 mit mancherlei Nuances, die noch scharfer kritischer Durcharbeitung bedürfen), die neue Lyrik (S. 86—120, mit für den ersten Versuch genügender Vollständigkeit) und die Kunst der Zukunft (S. 121—139). Es war klug, daß Dr. Landsberg das Ganze aus der Perspektive seiner Generation zu sehen und zu bewältigen versucht hat. Das Kapitel „Rezeption Nietzsche's“ mühte von einem Altersgenossen Nietzsche's, einem richtigen ruhigen Miterleber seines Werkes, Buch für Buch, in den feineren, mit allen nötigen Belegen ausgestatteten, Zusammenhängen der damaligen Zeit (1871—1888) geschrieben werden. Einem vierundzwanzigjährigen Schriftsteller von heute müssen da noch eine Menge wichtiger Feinheiten und Geisteserlebnisse verborgen bleiben. So lange Nietzsche's Briefwechsel nicht vollständig veröffentlicht ist, fehlt auch noch das ausreichende Material all den Autoren, die nicht mit dem Nietzsche-Archiv in intimster persönlicher Fühlung stehen. Das Lands-

berg'sche Wert mußte also notwendiger Weise unvollständig bleiben. Aber als christlicher Versuch, aus seiner Generation und seinem Milieu heraus dem großen Thema einigermaßen gerecht zu werden, verdient die Bemühung des Verfassers auf richtiges Lob. In den Zitaten ist mancher entstellende Druckfehler zu berichtigen.

Spätere Auflagen, die wir dem Werkchen gerne wünschen, können auch sonst noch manches auffällige Bersehen gut machen.
R. G. Conrad.

*

Vergl. hierzu auch Dr. Josef Hofmiller — oben, S. 454 ffg.



Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Astronomisches Lexikon. Auf Grundlage der neuesten Forschungen, besonders der Ergebnisse der Spektralanalyse und Himmels-Photographie. I. Teil. Bearbeitet von August Krifa. Wien, F. Hartleben. 20 Lieferungen à 60 h = 50 Pf. Das ganze Werk geb. 12 Kr. = 10 M., geb. 15 Kr. = 12,50 M.

Der Kantor. Zeitschrift für Literatur und Kunst. Monatschrift. Nr. 1. Herausg. Josef Spitzl jun. Wien IV, Rebdolln u. Administration. Einzelnummer 80 h = 70 Pf. Komplette Nr. 8.—
Satta, Richard: Sante Bühne. Frohliche Zerstreuung. I. u. II. Folge. Herausgeg. vom „Auntwort“. München, Gg. D. W. Gaiwey. Jedes Heft R. 1.—

Saum, Peter: Gott und die Träume. Dichtungen. Berlin, Axel Juncker. 111 S. Geh. R. 2.—, geb. R. 2.—.

Söllsche, Wilhelm: Der Zauber des Königs Krpus. Eine letztere Geschichte. 2. Aufl. Dresden, Carl Reikner. 281 S.

Sormann, Edwin: Shalespeare's Debut 1598. Leipzig, Edwin Sormann. 32 S. R. 0,60.

Sredow, Fritz: Offener Brief an die Medlenburgische Landeskirche. Leipzig, Eugen Diederichs. 46 S.

Suchholz, Hermann: Lebensfreude. Gedichte. Berlin, Max Schilberger. 61 S.

Talmer, Richard: Handel und Wandel. Jahresberichte über den Wirtschaft- und Kreditmarkt 1901. Berlin, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim). 350 S. Geb. R. 10.—, in Halbfranz R. 12.—.

Das Vergnügen an gerecht. Altes und Neues aus Leben und Reichthum. Vom Verfasser der Schrift: „Die Aufgaben des Vereidigers“. Berlin, Hugo Bermühler. 29 S. R. 0,50.

Die Krone und die Reichshauptstadt. Allgemein-politische Betrachtungen und Erörterung der Konflikte zwischen der Krone und der Stadt Berlin. Von einem Berliner. 1.—3. Tausend. Berlin, ebenda. 40 S. R. 1.—.

Domanig, Karl: Der Idealist. Schauspiel in 5 Aufzügen. München, Muen. Verlags-Gesellschaft m. b. H. 100 S. Geh. R. 2,25, geb. R. 3.—.

Duimack, Theodor: Mittel und Wege. Moderne Stenbilder. Neun Novellen. Berlin W, Johannes Wade. 304 S.

Eichbaum = Lange, Wilhelm: Greist nur hinein! 42 S. — Und wo Ihr's padt! 53 S. Hamburg, Carl P. S. Lange. Jedes Werk R. 1,20.

Ein Abend im Cabaret um hungriigen Pegasus. Berlin W, Carl Neffer & Co. (G. m. b. H.) 22 S. R. 1.—.

Frieden, Emil: Protestantische Kirchen in Deutschland. Aus: Flugschriften des Neuen Frankfurt-Verlags, VII. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurt-Verlag. (G. m. b. H.) 76 S.

Freitag, Gustav: Bernische Auffsätze aus den Jahren 1848—1894. Herausgeg. von Ernst Elster. I. Bd. Leipzig, S. Hirzel. 490 S. R. 6.—.

Hagen, Ernst: Scherz und Minnenwessen eines Spielmannes. Berlin, Hermann Walther. 79 S. R. 1,50.

Hattori, Prof. Dr. U., Totto: Konfucius. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurt-Verlag. (G. m. b. H.) 17 S. R. 0,30.

Hertz, Friedrich: Recht und Unrecht im Boerennkrieg. Eine historisch-politische Studie. Berlin, Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim). 150 S. Geb. R. 1.—, geb. R. 2.—.

Hermann, Robert: Tod. Drama in 2 Akten. Leipzig, Hermann Dege. 94 S. R. 2.—.

Kern, Dr. R.: Hans Böhm der Pfeiler von Altklosterhausen. Ein historisches Spiel für die Volksbühne, nach urkundlichen Berichten verfaßt. 2. durchgesehene Aufl. Karlsruhe, J. Lang. 46 S. R. 0,50.

Lange, Konrad: Das Leben der künstlerischen Erziehung. Ravensburg, Otto Raiser. 35 S. R. 1.—.

Leadbetter, C. W.: Unsere unsichtbaren Helfer. Aus dem Engl. überf. von Ludwig Deindard. Bd. X der „Bibliothek österrischer Schriften“. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 84 S.

Lenz, D. Dr. Max: Römischer Glaube und freie Wissenschaft. Berlin SW, Hermann Walther. 32 S. R. 0,50.

Mitteilungen für die Rosartgemeinde in Berlin. Herausgeg. von Rudolf Genev. Berlin, G. S. Ritter & Sohn. 112 S.

Musik-Theater. Katalog XXVIII. München, Süddeutsches Antiquariat. 22 S.

Nathanius, Annemarie von: Freie Worte. Lieber und Eligen. Mit Buchdruck von Marcus Fehmer. Berlin, Rich. Gelsien Nachf. (H. Krüger). 176 S. R. 2.—.

Ramann, Elma: Eist-Pädagogium. Kloster-Kompositionen Franz Liszt's nebst noch unedirten Veränderungen, Zufügen und Rabenzen nach des Meisters Lehren, pädagogisch glossiert und herausgegeben unter Mitwirkung von Aug. Strauß, Berth. Reikermann, Aug. Schürich, Helm. Porges, Joa. Voldmann, August Rennebaum u. A. Serie I—V; Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Rosenhagen, Hans: Würdigungen. Berlin, Hermann Kabel. 80 S. R. 3.—.

Sachs, Woldegar: Lieder und Gesänge. Nach Dichtungen von F. Grillparzer, Herder und Cl. von

Zellmann-Steuber. Op. 10 bezw. 11. Berlin W, Georg Plohm. M. 1,20 bezw. M. 1,—.

Der Seibe: Vier Pieder. Nach Dichtungen von Woldegar Sack, Arthur Schopenhauer, G. v. Zellmann-Steuber und Hermione v. Prentsch. Op. 13 Nr. 1—4. Berlin W, Albert Stahl. M. 1,50 bezw. M. 1,—.

Schnitzler, Arthur: Lebendige Stunden. Vier Etmater. 4. Aufl. Berlin, S. Fischer. 150 S.

Schuchowitz, Dr. S.: Richard Dehmel. Vortrag, gehalten im „Johann literar. Abend“ zu Köln am 30. Januar 1902. Köln, Verlag der Rheinischen Musik- und Theater-Zeitung. 24 S.

Stelnig, Dr. Kurt: Der Verantwortlichkeitsgedanke im 19. Jahrhundert. (Mit besonderer Rücksicht auf das Strafrecht.) Vortrage „Johann der Psychologischen Gesellschaft zu Breslau über die Entwicklung der Psychologie. VI. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für pädagogische Psychologie und Pädagogie. III. Jahrg. Berlin, Hermann Walther. 32 S. M. 1,—.

Stodhausen, Prof. Julius: Das Sängerkapitel oder die Sprachelemente als Entwicklungsmittel. Leipzig, Hartolf Bensf. 29 S.

Studenrau G., Hans: Bilder zu Fritz Reuters Berlin. Mit erläuterndem Text von Paul Wernke. Teil 3 u. 4. Berlin W, Rich. Cassin Nachf. (H. Kräger). Jede Lieferung M. 0,50.

Stallig, Julius: Die Bergpredigt. Übersetzt. Vergleichung mit verwandten Stellen der übrigen

Evangelien und Kritik derselben vom modernen Standpunkt. Bearbeitet von einem Nicht-Theologen. Aus: Festschriften des Neuen Frankfurter Verlags, VIII. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. (G. m. b. H.) 69 S.

Vom Katholizismus zum Prottestantismus 6. Briefe eines Katholiken an einen katholischen Geistlichen. Berlin, Hermann Walther. (G. m. b. H.) 61 S. M. 1,—.

Walburgis. Am Quell der Zeiten. Gedichte von Eugen Barnid, Carl Matthies und Johannes Meru. Berlin, Verlag „Orion“. 80 S.

Wirth, Albrecht: Die Entwicklung Afriens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. (Mit einer Karte.) Frankfurt a. M., Rorig Diefenweg. 76 S. Geb. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Wuertzenberger, Ernst: Arnold Böcklin. Einiges über seine Art zu schaffen, seine Technik und seine Person. Mit Bildnis. Berlin, Treutlins-Verlag. 15 S.

Zettlin, Leon: Fürst Bismarcks sozialpolitische Anschauungen (aus: Fürst Bismarcks sozial-, wirtschafts- und steuerpolitische Anschauungen. Darstellung und Kritik.) Inaugural-Dissertation. Leipzig, Rich. Böpke. 93 S.

Zois, Michael-Angelo Freiherr von: Der Tollmenich. Ein Krimisatirer-Roman. Dresden, Carl Reißner. 311 S.

Der heutigen Nummer der „Gesellschaft“ liegt ein Prospekt aus dem Verlage J. Neumann, Neudamm (Prov. Brandenburg) bei.

An unsere Leser richten wir wiederholt die höfliche Bitte, in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern und für Lesezirkel immer wieder „Die Gesellschaft“ zu verlangen oder zu empfehlen.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München-Solln II, Sohnestraße 135, I. Fernruf-Nr. 10124; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nm. 4 $\frac{1}{2}$ bis 6 $\frac{1}{2}$ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

NB. Für unverlangt eingefandte Rezensionen-Exemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingefandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. Brief- und Manuskript-, Zeitschriften- wie Bücherbestellungen: ausschließlich an den Herausgeber; Besichtigungen, Anzeigen oder Bestellungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlags-handlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: E. Piersons Verlag (H. Linde) in Dresden.



Hippolyte Taine

(gemalt von Bonnat, 1889).

Nach einer Photographie des Hauses Braun, Clement & Cie. in Paris.



Band II. ❁ 1902. ❁ Heft 8.
* * *

Zu Hippolyte Taine's Gedächtnis.

(Geboren 21. April 1828.)

1. Ein berühmter Kultur-Anatom.

Mit Original-Briefen.

Von Leopold Katscher.

(Budapest.)

(Nachdruck verboten.)

H. A. Taine gilt in seinem Vaterland als der berühmteste Geschichts- und Kunstphilosoph der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Man braucht keineswegs mit allen seinen Anschauungen und Leistungen einverstanden zu sein, um zuzugeben, daß dieser glänzende Ruf begründet war. Ich möchte in einem Punkte sogar weiter gehen und ihn den hervorragendsten Schriftstellern aller Literaturen zuzählen, wobei ich das Wort „Schriftsteller“ im engeren Sinne gedacht wissen möchte. In vielen Sätteln gerecht, hat er stets und überall die Kunst des Schreibens — den Stil, die Diktion, den Aufbau u. s. w. — zur höchsten Vollendung gebracht. Trotzdem war sein Name bis in die Mitte der siebziger Jahre in deutschen Landen nur wenig bekannt; später aber lenkten deutsche Ausgaben der meisten seiner Hauptwerke die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf ihn.

Zu Bouziers in den Ardennen als Sohn eines gelehrten und wohlhabenden Rechtsanwalts geboren, verlor er den Vater dreizehn Jahre

Später, nicht ohne von ihm gründlichen Unterricht im Lateinischen empfangen zu haben, während ein Oheim, der lange in Amerika gelebt hatte, ihm das Englische beibrachte, das ihm auf seiner litterarischen Laufbahn außerordentlich nützen sollte. Die Mutter, eine vortreffliche Frau von großem pädagogischen Verständnis, übersiedelte mit ihm nach Paris, gab ihn Anfangs als Pensionär in eine Privatschule, brachte ihn aber bald in dem ausgezeichneten Condorcet-Lyceum (damals noch „Collège de Bourbon“ genannt) unter. Dort war er unter allen Mitschülern der Erste an Fleiß, geistiger Reife und Erfolgen. Infolge einiger Preise, die er für philosophische und rhetorische Abhandlungen erhielt, wurde er zum Studium an der École normale zugelassen, einer damals wegen der Vorzüge der daselbst geübten Geistesgymnastik berühmten Ausbildungsanstalt für künftige Staatschulprofessoren. Hier wurden die Debatten mit der größten Ungezwungenheit geführt und alles dem Prüffstein der Logik unterworfen. Die Lehrer — darunter Jules Simon und Bacherot — begünstigten den unbeschränktesten Ausdruck jeder persönlichen Ansicht. Zu der Geistes-Elite, die aus der fruchtbaren, stürmischen, durch und durch — auch körperlich — gesunden Erziehungs- und Unterrichtsmethode der Normalschule hervorging, gehörten Taine's Mitschüler Francisque Sarcen, Prévost-Paradol, Edmond About und F. J. Weiß, welche alle dieses höhere Studium ebenfalls nur als Etappe zu einer litterarischen Thätigkeit betrachteten; aber Keiner hat der Anstalt nachträglich solche Ehre gemacht wie Taine, und Keiner genoß während der drei Studienjahre seitens der Lehrer wie der Zöglinge so große Anerkennung für seine Sicherheit des Urteils und die Tragweite der Intelligenz. Da er eine erstaunliche, sehr seltene Auffassungsgabe besaß und daher stets den Anderen voraus war, blieb ihm Zeit übrig, allerlei Nebenstudien zu treiben, und zwar verlegte er sich mit Vorliebe auf Theologie, Patristik und Philosophie.

Sein geistiges Unabhängigkeitsgefühl wurde so groß, daß er unter dem Kaiserthum, das fast unmittelbar nach Beendigung seiner Studien durch den bekannten Dezember-Staatsstreich begründet worden war, als „nicht genehm“ galt und wegen seiner für „irrig“ und „schädlich“ gehaltenen Gesinnungen sogar nicht wenig zu leiden hatte. Es bedurfte der Fürsprache sehr einflußreicher, bei der Regierung über jeden Verdacht des Freiinns erhabener Persönlichkeiten, um ihm eine kleine, schlecht bezahlte Staatslehrerstelle zu verschaffen, die er nur darum annahm, weil er mittellos war und leben mußte. Man versetzte ihn — wahrscheinlich damit er nicht in die Lage komme, allzu viele örtliche Beziehungen anzuknüpfen und dadurch „verderblich“ zu wirken — jede vier Monate in

eine andere Stadt und Gegend (getreu der „schlau“ bonapartistischen Methode, Staatsbeamte, um sie leichter mürbe zu erhalten oder zu machen, von Ort zu Ort zu hegen) — ein Zustand, der ihm schon im zweiten Jahre so unerträglich wurde, daß er seine Entlassung nahm. Darauf hatte es die Regierung aber nur abgesehen gehabt, deren Abneigung gegen ihn teils durch Verleumdungen, teils durch die Thatsache gesteigert worden war, daß er in Poitiers die Aufforderung des Kaplans, zu Ehren des dortigen Bischofs eine Ode oder eine Dithyrambe zu dichten, ablehnend beantwortet hatte, wofür er vom Unterrichtsministerium eine scharfe Rüge erhielt.

Nach seinem Austritt aus dem Staatslehrerverband begab er sich nach Paris, wo er sofort eine einträgliche Stelle an einer großen Privatschule bekam. Doch hörten die Behörden auch jetzt nicht auf, ihm das Leben sauer zu machen, so daß er den Posten aufgeben und Privatlektionen erteilen mußte, um sein Brot zu verdienen. Nebenher „hörte“ er an der Sorbonne, der École de médecine und am Naturgeschichtlichen Museum, trieb eifrig Mathematik, Philosophie, Naturwissenschaften und erlernte eine größere Anzahl fremder Sprachen, darunter Deutsch, Italienisch, Spanisch. Glücklicher Weise knüpfte er lohnende Beziehungen zur Presse an, begann für die ersten Blätter — namentlich „Journal des Débats“, „Revue des deux-mondes“, „Revue de l'instruction publique“ — zu schreiben und kam so nach kurzer Zeit in die Lage, das Schulmeistern aufgeben zu können.

Nun dauerte es nicht lange, bis er als Autor Aufsehen erregte — insbesondere durch seine scharfe Logik, seine originelle Beweisführung, seine neuartige kritische Theorie. Mit fünfundzwanzig Jahren sprang diese moderne Pallas in die Litteratur, fertig gerüstet mit einem eigenen Untersuchungssystem, einer eigenen Philosophie und einem eigenen Meister- und Musterstil. Die Freiheit und Neuheit seiner Lehren, wie seine frische, kräftige, lebhafte Schreibweise, in welcher Schwere mit Leichtigkeit, Tiefe mit Feinheit, Gediegenheit mit Anmut Hand in Hand gehen, eroberten ihm das liberale Publikum im Sturm, während er von den kirchlichen und offiziellen Kreisen immer mehr verfeindet wurde. Alles, was er nachher in seinen zahlreichen Schriften näher ausführte, weist in nuce schon sein erstes Buch auf: „Lafontaine und seine Fabeln“, das er 1853 anläßlich der Erlangung der Doktorwürde heraus gab. Seine eigentliche, lateinisch geschriebene Doktorarbeit gewöhnlicher Art führte den Titel „De personis Platonicis“. Im nächsten Jahre ließ er seinen von der Akademie mit dem Preise gekrönten „Essay über Titus Livius“ mit

einer Vorrede erscheinen, von der mehrere der „Unsterblichen“ so unangenehm berührt — ja überrascht waren, daß sie die dem Werke selbst bei der Preiszuerkennung gespendete Anerkennung gerne widerrufen hätten, wenn dies nur möglich gewesen wäre. Die Leservelt war mit Taine's Darlegungen über Livius im Allgemeinen ebenso wenig einverstanden wie mit denen über Lafontaine, aber sie bewunderte die unleugbaren Vorzüge beider Bücher.

Der Verfasser selbst mußte leider bald darauf, wegen eines hartnäckigen Reiskopfleibens, einige Pyrenäenbäder aussuchen, und bis zur Heilung verstrichen volle zwei Jahre, die er teils mit einem gründlichen Studium der englischen Litteratur, teils mit der Stoffansammlung für sein, in zahllosen Auflagen erschienenenes, vortreffliches Buch „Eine Pyrenäenreise“ (Deutsch: Stuttgart 1879) ausfüllte. Dieses Buch bewies, daß er nicht nur der geistvolle Geschichtsforscher und Litteraturhistoriker war, als den man ihn bis dahin kannte, sondern auch ein Reiseschilderer ersten Ranges, ein phantasiereicher, poetisch begabter Beobachter von Land und Leuten, ein tiefer Kenner der Natur, ein liebenswürdiger, heiterer Erzähler. Er sieht nicht so sehr auf's Äußere der Dinge wie auf deren Ursache; mit dem Äußeren beschäftigt er sich blos, um daraus Argumente zu schöpfen für die Dialektik, die er an alles Gesehenen anlegt. In erster Reihe faßt er überall die geistige und künstlerische Seite, das Wie und Warum in's Auge. Er vergleicht die Gegenwart mit der Vergangenheit und ist ein großer Freund landschaftlicher Schönheiten. Statt trocken zu dozieren, kleidet er seine Meinungen und die gegenteiligen in Gesprächsform; selbstverständlich deckt sich diejenige Person, welche Recht behält, mit dem Verfasser. Er liefert feine Bilder der Volksitten und des Touristenlebens. Über Botanik, Geologie &c. sagt er gerade so viel, daß sowohl der Fachmann als auch der Laie sich befriedigt findet. Noch wertvoller aber erscheint sein späteres, ebenfalls sehr populär gewordenes Reise-
werk „In Italien“. Freilich kann es in keinem der beiden an Fehlern und Irrtümern mangeln, da ihm alles zur Erläuterung seiner Theorien dienen muß; doch thut dies ihrer hohen Bedeutung weiter keinen Eintrag.

Nachdem Taine 1856 in dem witzigen Buche „Die französischen Philosophen des 19. Jahrhunderts“, welches viel Aufsehen und — Schadenfreude erregte, eine kräftige, geschickte Abschachtung der eklektischen Schule in positivwissenschaftlichem Sinne vorgenommen und namentlich den „Vorherrschenden der amtlichen Weltweisheit“, den berühmten Victor Cousin, grausam hingerichtet hatte (er nannte ihn u. A. einen Quacksalber und Marktschreier), ließ er

1858 einen Band ausgezeichneter „Kritischer und geschichtlicher Versuche“ — über Guizot, Plato, Saint-Simon, Dickens, Macaulay u. A. m. — erscheinen, welchem sieben Jahre später „Nouveaux essais de critique et d'histoire“ folgten, in denen u. A. Racine, Balzac und Labruyère analysiert waren. In den sechziger Jahren bereiste er wiederholt England, und das Hauptergebnis seiner längeren Aufenthalte daselbst bildeten die aufgabenreichen „Notes sur l'Angleterre“ (auszugsweise deutsch unter dem Titel „Streifzüge in England“; Leipzig 1890), die trotz mancher Wahrheiten, die er John Bull darin sagt, auch bei diesem ungemein beliebt geworden sind und auch hohes Lob verdienen, obwohl der Autor von seiner Induktionsmethode und seiner Vorliebe für Paradoxe sehr oft zu einseitigen Unrichtigkeiten, unbedachten Verallgemeinerungen und übereilten Schlussfolgerungen verleitet wird.

Noch geistvoller, wenngleich mit den selben Fehlern behaftet, ist die zuerst 1863 publizierte, in Frankreich, England und Nordamerika außerordentlich verbreitete, fünfbandige „Geschichte der englischen Litteratur“ (Deutsch: Leipzig 1877—1879), eine geniale, schwungvolle, überraschend eigenartige Analyse der Kulturpsychologie Englands, illustriert durch Litteraturgemälde. Seine zahlreichen Irrtümer, die auch von den Bewunderern dieses mit Recht viel gepriesenen Meisterwerks nicht geleugnet werden können, verhindern nicht, daß der Leser den scharfsinnigen Denker überall erkenne. Nie vorher waren litterargeschichtliche Stoffe in so wirkungsvoller, genußreicher, trotz aller Belehrung von jeder Trockenheit himmelweit entfernter Weise behandelt worden. Selbst die erheblichsten Einwendungen gegen die „Geschichte der englischen Litteratur“ können deren Bedeutung und Wichtigkeit nicht schmälern, denn das Streben des Verfassers nach Wahrheit ist so groß, daß seine Urteile selbst dann Beachtung verdienen, wenn sie falsch und schief ausfallen.

1863 wurde Taine Examinator der deutschen Sprache und der französischen Litteratur an der bekannten Militärschule von Saint-Cyr, ein Jahr darauf überdies Lehrer der Aesthetik und Kunstgeschichte an der Pariser École des beaux-arts. In diesem Wirkungskreise zeigte er sich als ganz hervorragender Kunstkenner und Kunstforscher. Aus der zweiten Hälfte jenes Dezenniums stammen die auf seiner Lehrthätigkeit und auf ausgebreiteten Reisen beruhenden, ebenso gelehrten wie anregenden und interessanten Bücher „Philosophie der Kunst“, „Das Ideale in der Kunst“, „Philosophie der Kunst in Italien“, „Philosophie der Kunst in den Niederlanden“, „Philosophie der Kunst in Griechenland“. Auch in diesen Werken, wie allerwärts, denkt er selber, betet nicht Anderen nach

und sagt stets, was er für richtig hält, nicht aber, was die „Welt“ gerne hören möchte. Nebenher ließ er die höchst amüsante Satire „Jean Gerstenkorn, oder: Notizen über Paris“ erscheinen, die sich noch jetzt großer Beliebtheit erfreut. 1868 vermählte er sich, und seither verbrachte er alljährlich den Sommer auf seinem favoyischen Landgut in Menthon-Saint-Bernard, die übrige Zeit in der Hauptstadt lebend, wo er sich längst von jeder Lehrthätigkeit zurück gezogen hatte, um ausschließlich nur mehr seinen Forschungen zu leben. Nach Veröffentlichung des rein-philosophischen zweibändigen Werkes „L'intelligence“ (deutsch unter dem Titel „Der Verstand“; Bonn 1880) im Jahre 1870 machte er kurz vor Ausbruch des Krieges noch eine längere Reise durch Deutschland. Am 5. März 1893 starb er als Diabetiker.

Sein umfangreichstes und bedeutendstes Werk ist „Die Entstehung des modernen Frankreich“. Der erste Band erschien Ende 1875 und der letzte (sechste) 1893 als Fragment. Ursprünglich war das Ganze nur auf drei Bände berechnet, aber das ungeheure Material wuchs dem Autor immer höher über den Kopf. Das kann nicht Wunder nehmen, denn wohl nie vorher hat ein Historiker so erstaunlich umfassende Quellenstudien gemacht, wie sie für die „Origines de la France contemporaine“ vorgenommen worden sind. Taine's Belesenheit in der einschlägigen Litteratur und in archivalischen Schriftstücken steht wahrscheinlich beispieldlos da. Daher der Umfang des Werkes und die Langsamkeit seines Fortschreitens. Unser genialer Forscher hat so viel Archivstaub dabei schlucken müssen, daß seine Gesundheit dadurch untergraben worden sein dürfte; er hätte sonst vermutlich viel länger gelebt, während er so schon seit etwa zehn Jahren sich recht leidend fühlte.

Auch das in Rede stehende monumentale Werk (Deutsch: Leipzig, 1877—1894) hat natürlich seine Licht- und Schattenseiten. Beide sind von der Kritik aller Kulturländer tausendfach erörtert worden, zum Teil in sehr leidenschaftlicher und höchst einseitiger Weise. Mit Recht hat man gar manches herb getabelt; doch ändert dieser Umstand nichts an der einen Thatsache, daß diese Unternehmung zu den großartigsten Leistungen der Geschichtschreibung aller Zeiten gehört. Zwar vergißt Taine zu oft, daß Revolutionen nicht mit Rosenwasser gemacht werden und daß der Fortschritt der Menschheit so oder so unerbittlich und naturnotwendig über das Alte hinweg schreitet; wohl bewirkt er mit seiner imposanten Anhäufung von thatsächlichen Belegen und Beweisen sehr oft, daß man vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht; zwar hat er in der Abtheilung „Das revolutionäre Frankreich“ aristokratische und konservative Neigungen,

die den Leser des demokratischer gesinnten ersten Bandes („Das vorrevolutionäre Frankreich“) überraschen; zwar behandelt er in der dritten Abteilung („Das nachrevolutionäre Frankreich“) die Kirche mit erstaunlichem Wohlwollen. Da er selber aber in der Politik keiner Partei angehörte und in Religionsdingen ja bekanntlich ein verrufener Freigeist war, kann man ihm die alte Objektivität nicht absprechen und muß seiner Versicherung, daß er nur schreibe, was ihn seine nüchternen, unbefangenen Forschungen lehren, vollauf Glauben schenken. Er gelangt hier zu den selben Ergebnissen wie v. Sybel, Schmidt, Burke und andere Revolutionshistoriker; ja, er verfällt sogar, wie in allen seinen Werken, in einseitige Übertreibung und zerfasert die Ideale seiner Landsleute mit so großer Strenge, daß er an der Revolution überhaupt kein gutes Haar mehr läßt. Darin geht er allzu weit; jedoch die Vorzüge des Werkes entschädigen hinreichend für das, was darin unbefriedigend bleibt. Die Glanzpunkte sind jedenfalls: die Schilderung der Verhältnisse und Zustände des *ancien régime* im ersten, die ausgezeichneten Darlegungen der Aufgaben des modernen Staates im vierten und fünften Bande, endlich die großartigen Porträts der Hauptpersönlichkeiten der Republik: Napoleon, Robespierre, Danton, Marat, Saint-Just u. s. w.

Leider sollte man nicht in die Lage kommen, sich ein endgiltiges Urteil über „Die Entstehung des modernen Frankreich“ zu bilden, denn der sechste Band ist Torso geblieben. So weit dieser noch vorliegt, behandelt er die durch das Napoleonische Regierungssystem geschaffenen Verhältnisse der Kirche, der Schule und der Familie im heutigen Frankreich; geplant war aber noch, „die moderne Sphäre, das Milieu unserer Zeit zu schildern und die Daseinschwierigkeiten bezw. Erleichterungen zu beschreiben, welche diese Sphäre der gegenwärtigen französischen Gesellschaft darbietet“.

Die Begriffe „Sphäre“ und „Milieu“ bringen mich darauf, daß ich hier noch gar nichts Näheres über Taine's, bereits flüchtig gestreifte, kritische Theorien und seine Untersuchungsmethode gesagt habe. Es würde mich in diesem Rahmen zu weit führen, auf Einzelheiten einzugehen, und ich beschränke mich daher auf große Züge. In der ersten Reihe steht bei Taine überall das Milieu, die Sphäre. Daß jeder Mensch mit gewissen, seinem Geschlecht eigenen Tendenzen geboren werde, welche seine Gedanken und Handlungen leiten, sowie daß alle Thaten und Ideen des Betreffenden — die guten und die schlechten — auf diese angeborenen Tendenzen zurück zu führen seien, wie ein Fluß auf seine Quellen — diese Anschauung hat Taine eigentlich von jeher verfochten. Demgemäß hält er es auch für

möglich, in das uns anderen Sterblichen keineswegs unfehlbar dünkende Wesen der Kritik Sicherheit zu bringen, mit anderen Worten: die Kritik, wie etwa die Naturwissenschaften, mit unumstößlichen Formeln und bestimmten Kriterien auszustatten. Die Kritik soll nicht mehr sein, wofür sie allgemein gilt: unzuverlässig und individuell schwankend, sondern wissenschaftlich berechenbar. Das innere Wesen des Menschen sei, wie die äußere Welt, Gesetzen unterworfen; ein vorwiegendes Prinzip, eine „*faculté mattresse*“, leite sein Denken und Thun mit unwiderstehlicher Gewalt. Sehr mit Unrecht und mit vielen falschen Ergebnissen gesteht Taine den „*umgebenden Umständen*“ — Zeit, Ort, Lebensverhältnissen zc. — die die Haupteigenschaft zeitigen und deren große Wichtigkeit für die Beurteilung von Menschen und Völkern kein Einsichtiger verkennen wird, für die Kritik eine geradezu unanfechtbare Gewißheit zu. In Wirklichkeit kann — namentlich wenn es sich um längst verfllossene Zeiten handelt, wie z. B. bei Lafontaine oder Livius — eine solche induktive Methode unbedingt nur mutmaßender Natur sein. Die logischen Festungen, die Taine hier aufbaut und für uneinnehmbar hält, sind häufig genug gar leicht zu erstürmen. Die Kritik wird wohl immer, sie mag noch so unparteiisch vorgehen, etwas Umstößbares und Persönliches bleiben. Aus Taine's Verfahren ergeben sich nur zahlreiche Paradoxe und Verallgemeinerungen, deren Richtigkeit trotz allen in ihnen stehenden Ernstes und Wahrheitsdurstes lediglich vom Zufall abhängt, statt sich, wie er meint, unfehlbar einzustellen.

Taine verglich sich gerne dem Anatomen, der mit dem Seziermesser arbeitet; da er jedoch allzu häufig ganz falsche Schnitte machte, braucht man sich für seine anatomische Theorie nicht zu erwärmen. Viel höher steht er zweifellos als Stilkünstler, als Meister der Darstellungskunst. Treffend bemerkt Emile Zola: „Den echten Taine müssen wir in seiner Schreibweise, in seinen Gemälden und Schilderungen suchen. Die Vorzüge, die er hier entfaltet, sind sein Eigentum, das er nicht seinen Studien verdankt. Der Dichter Taine, der Mensch aus Fleisch und Blut, ist dem kalten Mechaniker Taine vorzuziehen . . . In seinem klaren, einschneidenden, lebhaften, farbenreichen, geistvollen, üppigen Stil offenbart sich die Sorglosigkeit und Brachtliebe eines vornehmen Herrn.“ Er besitzt allen Glanz und Schwung der Phantasie — trotz jener „*Methode*“, die eigentlich auf die Unterdrückung der Phantasie abzielt.

In seinen zwölf oder dreizehn letzten Lebensjahren lebte Taine als einer der vierzig „*Unsterblichen*“. Wie doch die Zeiten sich ändern! 1863 lehnte es die Akademie ab, ihm, obwohl er vom Ausschuß einstimmig

dafür empfohlen war, für die „Geschichte der englischen Litteratur“ den Spezialpreis von 4000 Fr. zuzuerkennen; aber seither hat sie ihre Pforte nicht nur Taine, sondern sogar Littré und dem jüngeren Dumas noch geöffnet. Nach der Würde eines membre de l'Institut hatte unser Anatom gestrebt; sonst jedoch war er die Bescheidenheit und Zurückgezogenheit in Person. Um so mehr mag es nun verstatet sein, zur lebendigen Abrundung des gegebenen Bildes, einiges „Persönliche“ auszüglich aus Briefen von ihm selbst an dieser Stelle noch mitzuteilen.

*

Paris, 25. März 1876.

Durch Ihren Antrag, mein neues Werk zu verdeutschen, fühle ich mich sehr geehrt . . . Ich lese deutsch, und es würde mich freuen, Ihre Artikel in den „Gr . . .“ oder anderswo zu lesen, wenn Sie die Freundlichkeit haben wollten, mir sie zu senden . . . Ich glaube, daß bisher erst eines meiner Werke in's Deutsche übertragen ist: der kleine Band über die „Philosophie der Kunst“. Dagegen sind fast alle meine Schriften in's Englische übersetzt worden. Ich glaube, daß ich beim deutschen Publikum nicht besser eingeführt werden könnte als durch einen so bekannten Schriftsteller . . .

Menthon-Saint-Bernard (Savoien), 20. August 1876.

. . . Wie Sie sehen, wohne ich jetzt in weiter Entfernung von Paris, wohin ich erst am 1. Dezember zurück kehre. Es ehrt mich sehr, daß Sie sich die Mühe nehmen wollen, „L'ancien régime“ in's Deutsche zu übertragen. Aber Ihre Mitteilungen lassen mich vermuten, daß der Erfolg in Deutschland kein großer sein würde. Wer sich für derartige Bücher interessiert, liest sie im Original. Die Verhältnisse des deutschen Buchhandels sind mir vollkommen fremd, und ich bitte Sie, Ihre sehr begründeten Bemerkungen an meine Verleger zu richten, denn diesen steht das Recht der Entscheidung in allem Geschäftlichen zu . . . Vom Originale sind übrigens (nach acht Monaten) bereits 7000 Stück verkauft . . . Ich habe heute die mir von Ihnen gesandte Nummer von „Unsere Zeit“ empfangen und danke Ihnen für die Freundlichkeit, mit der Sie von meinen Büchern sprechen. Gestatten Sie mir einige kleine Berichtigungen. Meine Vornamen sind Hippolyte Adolphe, nicht Henri. Ich selbst zeichne nur „H. Taine“ und daher mag es rühren, daß Zeitungen und Zeitschriften, die alle Vornamen auszusprechen pflegen, mich eigenmächtig Henri nennen. Was Ihre Bemerkungen über die Anwendungen des Wortes „governor“ auf den englischen Familienvater betrifft, so mag es ja sein, daß der Ursprung dieser Anwendung im Cockney-Dialekt zu suchen ist; aber aus Thackeray's „Vanity Fair“ und „Snobs“ geht hervor, daß junge Leute der gebildeten Klassen — Offiziere, Oxford Studentens etc. — das Wort auf ihren Vater anwenden, während bei uns in Frankreich kein Sohn daran denken würde, seinen Vater „gouverneur“ oder „patron“ zu nennen . . . Mein Bändchen „Philosophie der Kunst“ ist 1867 bei Germer Baillière in Paris in der deutschen Übersetzung eines Leipziger Herrn erschienen . . .

Paris, 30. Dezember 1877.

. . . Die zweite Abtheilung der „Entstehung des modernen Frankreich“ — „Die Revolution“ — wird statt Eines Bandes zwei Bände haben. Erst zwei Fünftel sind nieder geschrieben und die Vollendung des Ganzen wird das volle Jahr 1878 in Anspruch nehmen. Ich bedaure diese Verzögerung, aber die Masse von Urkunden ist so groß, daß ich einfach nicht früher fertig sein kann. Doch rechne ich darauf, daß die dritte Abtheilung — „Le régime moderne“ — nur einen Band umfassen wird. [Sie hat 2, die 2. aber sogar 3 Bände erreicht.] Der Prospekt Ihres Verlegers ist für mich sehr schmeichelhaft, und ich werde mich glücklich schätzen, Ihre Übersetzung der „Geschichte der englischen Litteratur“ zu empfangen . . .

Paris, 11. Februar 1878.

. . . Der erste Band der „Revolution“ ist unter der Presse, die Abfassung des kaum begonnenen zweiten wird mindestens ein Jahr dauern . . . Es thut mir leid, daß Sie die „Geschichte der englischen Litteratur“ nicht weiter übersetzen; die Arbeit war in guten Händen, und so will ich nur hoffen, daß Ihr Nachfolger ein tüchtiger sein werde . . . Da Sie mich nach meiner Meinung fragen, bin ich so frei, Ihnen zwei Wünsche vorzutragen. Erstens sollten Sie alle Fußnoten und Quellennotizen ohne Weglassung übersetzen, denn für den wirklichen „Arbeiter“ sind die Anmerkungen oft wichtiger als der Text. Mein zweiter Wunsch wäre, daß Sie meine Einteilung der Abschnitte beibehalten; im Allgemeinen endet jeder Absatz mit einem litterarischen Effekt, der durch Teilung des ersteren verdorben werden könnte . . . Ich kenne die Verbreitung der „Deutschen Monatshefte“ und habe davon viele Nummern gelesen; ein biographisch-kritischer Artikel von Ihnen in dieser Revue könnte mir nur nützlich und angenehm sein. Ich glaube, daß die Mac'ische Biographie ziemlich richtig ist, und ich habe ihre keine Einzelheiten hinzuzufügen. Sainte-Beuve hat dem selben Gegenstand [Taine] in seinen Nouveaux Lundis ebenfalls einen biographisch-kritischen Artikel gewidmet. Mein Leben hat nichts Besonderes oder Interessantes geboten. Ich war am Collège, dann an der Normalsschule, habe dort etwas Tüchtiges gelernt, nachher biologische Kurse durchgemacht, für einige Zeitungen und Zeitschriften geschrieben [meist für „Revue d'instruction publique“], war Aufnahme-Prüfer in St.-Cyr, bin Professor an der Schule der schönen Künste, verheiratet, habe zwei Kinder und verleve den größten Teil des Jahres im Familienkreis auf dem Lande. Das alles ist vollkommen gewöhnlich und durchaus bedeutungslos. In keinem Fall interessiert es das Publikum. Meines Erachtens ist's am Besten, die eigene Person im Hintergrund zu halten. Es genügt, den Lesern Gedanken zu bieten; unsere Gefühle und unser Privatleben gehören nur uns und unseren vertrauten Freunden. Aus diesen Gründen lasse ich mich weder malen noch photographieren; und ich habe auch nie erlaubt, daß mein Bild in den Zeitschriften oder Schaufenstern erscheine. Seit zwölf Jahren besitze ich selber keines mehr; ich bedaure dies, denn ich würde sonst Ihnen persönlich eines im Austausch gegen das Ihrige angeboten haben. Doch wäre das nur unter der Bedingung geschehen, daß Sie es in Ihrer Schublade verwahren und nicht in den „D. M.“ veröffentlichten. Es war stets mein Grundsatz, dem Publikum nur meine Bücher

vorzulegen und selber inkognito zu bleiben . . . Sollten sich unter den deutschen Besprechungen der „Entstehung des modernen Frankreich“ und der „Gesch. der engl. Litter.“ etwelche befinden, die gut geschrieben sind und Ihrer Ansicht nach für mich lehrreich sein könnten, so werde ich sie mit Vergnügen lesen und nicht verfehlen, sie Ihnen zurück zu schicken . . .

Paris, 14. Februar 1878.

Ich danke Ihnen für die Aufschlüsse, die Sie mir geben, und bitte Sie nur, die Fußnoten nicht mehr in den Text aufzunehmen. Die von mir besorgte Methode hat das Mißliche, daß ich zu viele Thatsachen mitteile. Wenn Sie nun die Anmerkungen dem Text einverleiben, so werden die Thatsachen noch vermehrt, wodurch der Geist des Lesers überladen und ermüdet wird, um so mehr als die in den Anmerkungen mitgetheilten Thatsachen meist nebensächlich sind. Es ist besser, sie am Fuße der Seiten zu belassen. Die von mir gezeichnete kurze Vorrede, die in der englischen Ausgabe der „Gesch. der englischen Litter.“ abgedruckt ist, sollten Sie nicht wiedergeben, denn diese war für ein anderes Werk geschrieben und paßt nicht recht für das in Rede stehende . . . Daß, wie Sie schreiben, die englische Übersetzung der „Entstehung“ Fehler enthält, ist ja möglich; aber sie ist nicht für die Engländer bestimmt. In England verstehen alle Gebildeten Französisch, wie in Frankreich jeder Gebildete Englisch weiß; daher werden jene Engländer, an deren Meinung mir liegt, mein Buch im Originale lesen. Die Deutsche Übersetzung ist für die Amerikaner bestimmt, die in der Regel nicht Französisch verstehen und gegenwärtig weniger das Englische als einen Dialekt des Englischen sprechen. Von diesem Gesichtspunkte gilt jene Übertragung für gut, und mehr kann ich nicht verlangen. Mit Ausnahme der Übertragung der „Notes sur Angleterre“ durch meinen Freund Rae bin ich in meinen Beziehungen zu englischen Übersetzern und Verlegern so unglücklich gewesen, daß ich nichts mehr mit ihnen zu thun haben will . . . Es würde mich wirklich sehr freuen, die betr. Artikel in der „Deutschen Rundschau“ und den „Neuen M. . . .“ zu lesen; derjenige Karl Hillebrands soll, wie ich gehört habe, sehr bemerkenswert sein, und ich werde aus seiner Lektüre sicherlich viel Nutzen ziehen. Mit großem Vergnügen nehme ich Ihr Anerbieten, mir diese Arbeiten zu senden, an . . . Hr. Emile Zola, den ich kenne, ist ein sehr geräuschvoller Autor, aber von mittelmäßigem Scharfblick, sehr großer Übereilung und recht dogmatischem Geist; ich habe mir nicht einmal die Mühe genommen, seinen Aufsatz [von Taine selber handelnd und den Autor hoch schätzend, in Z.'s Buche „Mes haines“ erschienen, dabei vortrefflich geschrieben] zu lesen. Über die von mir veröffentlichten Bücher sind [dies bezieht sich auf eine Anfrage meinerseits] in Frankreich und England viele Artikel erschienen, aber ich habe keins dieser kritischen Urteile aufbewahrt. Wie ich Ihnen schon sagte, fehlt es meinem Lebenslauf an jedem Interesse. Was mich in meinem Leben am meisten beschäftigt hat, ist die Ausbildung meines Geistes und die Entwicklung einiger allgemeiner Ideen. Diese Ideen finden sich dargelegt in der Einleitung zur „Histoire de la littér. angl.“, in der Vorrede zur dritten Auflage der „Essais de critique et d'histoire“, in „La philosophie de l'art“, in der Studie über Carlyle („L'idéal dans l'art“) und in „L'intelligence“. Um alles in Einem Wort zu sagen: ich habe

zwei Ideen aufgegeben, die mir ziemlich merkwürdig schienen und, wenigstens in Frankreich, seit Montesquieu und Condillac unbeachtet auf der Erde lagen. Hr. Ribot von der „Revue philosophique de la France et de l'étranger“ hat in vortrefflicher Weise die von mir befolgte Methode und die von mir erreichten Gesamtergebnisse dargelegt . . . Wenn ich jede Publizität zu vermeiden suche, so irren Sie mit ihrer Meinung, daß dies aus Bescheidenheit geschehe; mein Grund ist einfach der, daß es mir angenehmer dünkt, sich unter der Menge in der von aller Welt getragenen Kleidung zu bewegen, ohne, wie die lebenden Anzeigen auf dem Strande [die Londoner Sandwich-Männer] mit Plattaafeln auf der Brust und dem Rücken einher zu schreiten.

Menthon-Saint-Bernard, 23. Juni 1878.

. . . Ich bleibe bis zum Jahreschlusse hier auf dem Lande und werde daher nicht das Vergnügen haben, Sie während des Augusts in Paris zu sehen. Die Abfassung des neuen Bandes der „Entstehung“ wird voraussichtlich zwei Jahre erfordern. Meine Gesundheit ist mittelmäßig und der Stoff sehr umfangreich . . . Sie fragen nach verschiedenen Aufschlüssen über Georges Sand. Die Hauptquelle für ihr Leben sind die zehn Bände, die sie unter dem Titel „Geschichte meines Lebens“ veröffentlicht hat. Seit vierzig Jahren sind zahllose Aufsätze über sie erschienen; die wichtigsten finden Sie bei den Kritikern, die ihre Essays in Buchform gesammelt haben, z. B. de Pontmartin, Emile Montégü oder Ste.-Beuve. Graf Dhenin d'Haussonville hat kürzlich in der „Revue des deux-mondes“ eine sehr umfassende biographisch-kritische Studie über sie veröffentlicht. Mein eigener Artikel, nach welchem Sie so freundlich fragen, ist am 2. Juli 1876 im „Journal des débats“ erschienen. Ich besitze mehrere Briefe von ihr, alle privater Natur. Ihr Briefwechsel ist von außerordentlichem Umfang, vollkommener Natürlichkeit, großer Beredsamkeit und wird eines Tages einen der schönsten und merkwürdigsten Beiträge zur Sitten- und Litteraturgeschichte abgeben; doch wird die Veröffentlichung wahrscheinlich erst in fünfzig Jahren erfolgen können . . .

Menthon-Saint-Bernard, 30. Juli 1878.

. . . Es ist nicht meine Sache, mich über den mich betreffenden Essay des Herrn Hillebrand zu äußern; man kann nicht in eigener Sache Richter sein . . . Die paar Briefe, die ich von Georges Sand habe, sind rein persönlichen Art; ich glaube nicht, sie ohne Indiskretion mitteilen zu können. Meines Erachtens kann man jetzt noch keine wirkliche Biographie Georges Sands schreiben. Man müßte die Veröffentlichung ihres Briefwechsels abwarten, und ihr widersteht sich die Familie. Erst diese Veröffentlichung würde das Material zu einer Lebensbeschreibung liefern, wie es diejenige Macaulay's von Trevelyan ist . . . Der Freund, welcher mich mit Georges Sand bekannt gemacht hat, war Ste.-Beuve, der ja aber tot ist; und zu den Personen, die Georges Sand näher gekannt, habe ich keine Beziehungen. Eine dieser Personen ist Herr Rollinat, der zuweilen für den „Temps“ schreibt, den ich jedoch nie gesehen habe . . . Ich habe die Artikel des „Light“ und der „Saturday Review“ über mich erhalten. Das genügt mir, und ich gestehe Ihnen, daß ich nicht wünsche, alle mich betreffenden Aufsätze zu lesen. Ich habe wenig Zeit zu meiner Verfügung und benutze diese, um mich in meine Arbeit zu

vertiefen. Aus dem selben Grunde muß ich auch Ihren ehrenvollen Antrag, dem „Light“ Beiträge zu liefern, ablehnen; ich bitte Sie, dem Herausgeber meine Entschuldigung und meinen Dank zu vermelden . . . Da es mir einige Mühe macht, das Deutsche handschriftlich zu lesen, wäre ich Ihnen verbunden, wollten Sie mir künftig wieder englisch schreiben . . . Und weil Sie mir schon die Ehre erweisen, mich bezüglich des Sammelns von Material für ein Lebensbild der Georges Sand zu Rate zu ziehen, muß ich Ihnen sagen, daß ein Rundschreiben, wie das von Ihnen [in den Blättern] erlassene, in Frankreich keinen Erfolg haben dürfte. Unsere litterarischen Gewohnheiten sind ziemlich zurückhaltender Natur. Die Personen, welche in der Lage wären, Ihnen ernsthafte Aufschlüsse zu erteilen, würden dies nicht thun, und so würden Sie nur Geschwäg erhalten. In Paris werden derartige Nachforschungen nicht so öffentlich gemacht. Selbst ein von der Familie ermächtigter Herausgeber würde zerstreute Briefe schwer bekommen, und auch dann nur für eine vollständige Sammlung . . .

Paris, 27. Januar 1880.

. . . Der zweite Band der „Revolution“ ist weit entfernt, fertig zu sein. Ich war während des ganzen verfloffenen Jahres leidend und werde zur Vollendung noch des ganzen laufenden bedürfen . . . Bücher wie meine „Origines“ interessieren wohl nur die Historiker; ich strebe nicht nach sehr großer Verbreitung — es genügt mir, von den Fachleuten gelesen zu werden. Es bleibt mir daher nichts übrig, als Ihnen für Ihren uneigennütigen Vorschlag zu danken . . .

Paris, 29. November 1883.

. . . Ich bin Ihnen sehr verbunden für die Zusendung Ihrer „Charakterbilder aus dem 19. Jahrhundert“ und fühle mich sehr geehrt durch den Platz, den Sie mir in so guter Gesellschaft (Georges Sand, George Eliot, A. de Musset, Daudé u. s. w.), anweisen. Der Grund, warum Sie mich über Verdienst loben [freilich fehlte es auch nicht an reichlichem Tadel], liegt wahrscheinlich darin, daß die Übersetzer ihren Autoren stets günstig gesinnt sind. Da ein Kritiker Ihres Schlages auf Genauigkeit der Thatfachen hält, wollen Sie mir erlauben, Ihnen einige Berichtigungen zu unterbreiten. 1. Meine „Notes sur l'Angleterre“ sind nicht 1861 zuerst erschienen, sondern 1871. 2. In der École normale wurde ich von meinen Gefährten niemals „Monsieur Taine“ genannt. Derlei wäre uns ungeheuerlich erschienen. Wir Alle duzten einander; der herrschende Geist war der einer vollkommenen Gleichheit und Kameraderie. 3. Mein Schwiegervater Denuelle war nicht Kaufmann, sondern — lesen Sie in Papereau's „Dictionnaire des contemporains“ den ihn betreffenden Artikel nach — ein hervorragender Spezialist auf dem Gebiete der Dekorationsmalerei. Er hat mehr als hundert Kirchen, Paläste, Schlösser und Privathotels restauriert oder dekoriert und die höchsten Preise, Medaillen und sonstigen Auszeichnungen erhalten, namentlich auf der letzten Wiener Ausstellung. Dreißig Jahre lang war er eins der nützlichsten Mitglieder der „Kommission für historische Denkmäler“. Eine Sammlung von hiezig seiner Modelle ist in der Bücherei der „Schönen Künste“ dauernd ausgestellt. Seine theoretische wie praktische Tüchtigkeit in diesem Kunstzweige war allgemein an-

erkannt; in Frankreich, wo er Schule machte, hatte er um 1840 das Studium der dekorativen Kunst wieder belebt . . .

Paris, 18. März 1890.

Es ist mir jetzt noch unmöglich, auch nur annähernd zu beurteilen, wann das Werk [„Entstehung“] fertig werden wird. Doch glaube ich ungefähr, daß dieser Fall gegen das Ende des Jahres 1891 eintreten dürfte, falls ich nämlich gesund bin und am Leben bleibe . . .

*

Leider war er nicht gesund, ist nicht am Leben geblieben und hat das Werk nicht vollendet. In einer Zuschrift vom Mai 1891 stellte er das Erscheinen des Schlusses für „nicht vor Ende 1892“ in Aussicht. Meine letzte Anfrage — vom Herbst 1892 — ließ er bereits unbeantwortet, während er mir sonst ausnahmslos postwendend geantwortet hatte; er war eben schon damals sehr krank. Die mitgeteilten Briefauszüge vervollständigen das Bild des hervorragenden Toten in vielen persönlichen und litterarischen Einzelheiten und zeigen namentlich seine ängstliche Zurückgezogenheitsliebe und sein rückhaltloses Streben nach Wahrheit im hellsten Lichte. Die übrigen Zuschriften, die ich von ihm besitze, enthalten nur Dinge, die entweder die Öffentlichkeit nicht interessieren, oder deren Veröffentlichung sich durch Rücksichten der Diskretion verbietet. —

Ein gut Teil von Taine's Geistesrichtung wurzelte in germanischem Boden. Kein Geringerer als Karl Hillebrand nannte ihn einen nahen Geistesverwandten Herders. „In Frankreich“, schreibt zudem Paul Janet, „gilt er im Allgemeinen als ein Interpret deutscher Ideen, besonders als Anhänger Hegels und Spinoza's.“ Als Anhänger Hegels hat er selbst sich auch wiederholt bezeichnet, und in zwei Punkten zeigt er durchweg eine gewisse Ähnlichkeit mit diesem: Übereilung im Schlußziehen und Unerschrockenheit im Aufstellen, sowie Geist im Aufrechterhalten der außergewöhnlichsten Behauptungen ist beiden Größen gemeinsam.

2. Taine's „Philosophie der Kunst“.

Deutsche Übertragung von Ernst Hardt.*)

(Athen.)

Aus der Vorrede des Übersetzers:

Die Kunstphilosophie von Hippolyte Taine bedeutet den tiefsten Vorstoß und die größte Eroberung, welche bisher die Wissenschaft im Gebiete der Kunst hat machen dürfen.

*) Als Testprobe zu dem soeben bei Eugen Diederichs in Leipzig erscheinenden Werke.

Sein großer, vornehmer Geist, der durch seine schöne Logik und reife Männlichkeit selber aesthetisch berührend wirkt wie ein Kunstwerk, hat es vermocht, diesen wissenschaftlichen Feldzug in einer gedanklichen Klarheit und sprachlichen Schlichtheit zu führen, die einem jeden Gebildeten zugänglich sind. Einer der wunderbarsten Werte dieser Allgemeinverständlichkeit liegt aber darin, daß er nicht gleichzeitig die strenge und herbe Gebärde, welche jeder Wissenschaft eigen ist, gemildert und ihr jenes freundlich-einladende Lächeln in's Gesicht gelogen hat, das die Ewige-Halbbildung verlockt, näher zu treten und trübend aus einer Quelle zu schöpfen, für die ihre Becher nicht rein genug sind . . .

Seine Lehre vom Wesen des Kunstwerks, welche der ersten Teil dieser Philosophie ausmacht, ist eine geniale That, zu der die vielen vorangegangenen Jahrhunderte voller aesthetischer Betrachtungen und Untersuchungen nicht einmal den Weg eingeschlagen hatten. Sie ist wie ein Marmorblock in die Gefilde der Kunst gefallen — ein Marmorblock, den das Rollen der Zeiten nicht wird verrücken können . . .

Der zweite Teil, seine Lehre von der Erzeugung des Kunstwerkes, welche dem Geist den Weg zum Verständnisse aller Werke weisen will, wird ewige Geltung haben, so weit es sich um historisches Erfassen handelt.

Die goldenen Thore aber, hinter denen ein jedes Kunstwerk sein Eigentlichstes und Allerinnerstes verbirgt, hat auch dieser Geist nicht zu sprengen vermocht, denn jene Thore öffnen sich nur der Seele, wenn sie einsam kommt und in sich selber einen Keim jener Schönheit mitbringt, zu der sie nun vordringen will.

In das Allerheiligste der Kunst vermag Wissenschaft in alle Ewigkeit nicht zu führen; solches von ihr erwarten, heißt thöricht sein und das Wesen jener beiden Gewalten verkennen, um deretwillen uns dieses Leben auf zwiefache Weise köstlich dünkt.

* * *

Vom Wesen des Kunstwerkes.

Findet man, daß sich die Kunstwerke thatsächlich damit begnügen, nur die Beziehungen der Teile wiederzugeben? Durchaus nicht, denn die größten Schulen sind es gerade, welche die wirklichen Beziehungen am meisten verändern.

Überdenken Sie zum Beispiel die italienische Schule in ihrem größten Künstler Michel Angelo, und erinnern Sie sich, um Ihrer Vorstellung einen festen Halt zu geben, seines schönsten Wertes, seiner vier Marmorgestalten in Florenz auf dem Grabe der Medici. Diejenigen unter Ihnen, welche das Werk selbst nicht gesehen haben, kennen wenigstens eine Abbildung davon. Gewißlich sind in den Männern und gar in den liegenden Frauen, welche schlafen oder erwachen, die Beziehungen der Teile nicht diejenigen wirklicher Gestalten. Man würde selbst in Italien Ähnliches nicht auffinden können. Sie werden dort hübsche, junge, gut gekleidete Männer sehen, Bauern, welche glühende Augen haben und wilde Mienen,

Akademiemodelle mit festen Muskeln und stolzen Bewegungen; aber weder in einem Dorf, noch bei einem Feste, noch in den Werkstätten, weder in Italien, noch anderswo, weder heute, noch im XVI. Jahrhundert hat jemals ein irdischer Mann oder ein irdisches Weib den empörten Helden geglichen, den gewaltigen und qualbeladenen Jungfrauen, welche der große Mann über der Totengruft aufgebaut hat. In seinem eigenen Geiste und in seinem eigenen Herzen hat Michel Angelo diese Gestalten gefunden. Um sie zu erträumen, bedurfte es der Seele eines Einsamen, eines Nachdenkers, eines großen Gerechten, seiner großmütigen und gewaltigen Seele, die verirrt unter verweichlichten und verderbten Seelen, zwischen Verwätereien und Bebrückungen, Angesichts des unabwendbaren Triumphes der Tyrannei und der Ungerechtigkeit, unter den Trümmern der Freiheit und des Vaterlandes sich einsam härmte und den Großen, der selber mit dem Tode bedroht wohl wußte, daß er nur aus Gnade noch lebe, und vielleicht für eine kurze Frist, der aber nicht gemacht war, sich zu beugen und sich zu ergeben, ganz hinein trieb in diese Kunst, durch welche in der Totenstille der Knechtschaft einzig sein großes Herz und seine große Schwermut noch sprachen. Er schrieb auf den Säulenfuß seiner schlafenden Gestalt: „Wohl thut mir der Schlaf und wohler noch, aus Stein zu sein, so lange das Unglück dauert und die Schande. Nicht zu sehen, nicht zu fühlen, das ist mein Glück: so wecke mich auch nicht — oh, sprich leise!“ Das ist die Empfindung, welche ihm solche Formen geoffenbart hat, und um sie auszudrücken, hat er die gewöhnlichen Verhältnisse geändert, den Rumpf und die Glieder gedehnt, den Körper auf den Hüften gedreht, die Augenhöhlen vertieft, die Stirne mit Falten gefurcht gleich dem Augenbrauenrunzeln eines Löwen, auf den Schultern einen Berg von Muskeln getürmt und auf dem Rücken die Sehnen und die in einander geklammerten Wirbel angespannt wie eine allzu straffe Eisenkette, deren Glieder springen werden.

Betrachten Sie ebenso die flämische Schule, in dieser Schule den großen Blämen Rubens und in dem Werke Rubens' eines der allerstärksten Bilder, die Kirmeß. Sie werden dort nicht mehr Nachahmung der gewöhnlichen Verhältnisse finden als bei Michel Angelo. Gehen Sie nach Flandern, beschauen Sie sich die Typen selbst in den Augenblicken des Übermutes und der Ausgelassenheit, während der Feste des Gayant in Antwerpen oder anderswo. Sie werden brave Leute sehen, die gut essen, besser trinken, mit vieler Seelenheiterkeit ihre Pfeife rauchen, die träge sind und verständig und in groben unregelmäßigen Zügen erloschene Mienen haben, ziemlich ähnlich den Gestalten eines Teniers — was aber die

prachtvollen Ungeheuer der Kirmes anbelangt, so werden Sie nichts Ähnliches antreffen, und sicherlich hat Rubens sie auch anderswo hergenommen. Nach den furchtbaren Religionskriegen hatte dieses fette, nun schon so lange verwüstete Flandern endlich den Frieden und die bürgerliche Sicherheit wieder erhalten. Der Boden ist dorten so gut und die Menschen sind dorten so verständig, daß sich Behaglichkeit und Wohlsein sofort wieder einstellten. Jeder genoß diesen neuen Reichtum und Überfluß, und der Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart trieb die rohen, körperlichen, so ausgehungerten Begierden bis zum Sinnenrausch, wie Pferde und Stiere nach einer langen Fasten in grüne Wiesen und gefüllte Scheuern. Rubens fühlte sie in sich selber, und die Poesie des derben, sinnlichen Lebens, des schamlos jubelnden Fleisches, der tierischen und in's Ungeheure aufblühenden Lust drang in die zügellosen Sinnlichkeiten, in die wollüstige Röte, in die Weiße und in die Frische der großen Nacktheiten, welche er verschwenderisch aufbaute. Um dieses Gefühl auszudrücken, hat er in seiner Kirmes die Körper vergrößert, die Gefäße aufgeschwellt, die Lenden gedreht, die Wangen geglüht, die Haare zerwühlt, in den Augen jene wilde Flamme von zügelloser Lüsterheit angebrannt, das Getöse der Schlemmerei entseffelt, zerbrechende Krüge, stürzende Tische, Gebrüll, Rüsse, Umarmungen und all den erschütterndsten Triumph der menschlichen Viehheit, den jemals der Pinsel eines Malers dargestellt hat.

Diese zwei Beispiele beweisen Ihnen, daß der Künstler, indem er die Beziehungen der Teile verändert, sie verändert in gleichem Sinne und mit Absicht, um einen bestimmten, wesentlichen Charakter des Gegenstandes fühlbar zu machen und — in der Folge — die hauptsächlichste Vorstellung, welche er sich von ihm gemacht hat. Merken wir uns dieses Wort, meine Herren! Dieser Charakter ist das, was die Philosophen das Wesen der Dinge nennen, und auf Grund dessen sagen sie, das es das Ziel der Kunst sei, das Wesen der Dinge zu offenbaren. Dieses Wort: Wesen, welches technisch ist, wollen wir bei Seite lassen und einfach sagen, daß die Kunst das Ziel hat, den Hauptcharakter, einige hervorragende und bedeutende Eigenschaften, einen wichtigen Gesichtspunkt und eine hauptsächlichste Wesensart des Gegenstandes zu offenbaren.

Hier berühren wir die wahre Begriffsbestimmung der Kunst und wir haben nun vollständige Klarheit nötig: wir dürfen nicht nachlassen und müssen mit Genauigkeit bezeichnen, was das ist: ein wesentlicher Charakter? Ich antworte sogleich, daß es sei: eine Eigenschaft, von der alle anderen oder doch wenigstens viele der anderen sich herleiten

auf Grund fester Verbindungen. Verzeihen Sie mir wiederum diese abstrakte Erklärung, sie wird durch Beispiele verständlich werden.

Der wesentliche Charakter eines Löwen, derjenige, welcher ihn in den Einordnungen der Naturgeschichte auf seinen Platz stellt, ist der, ein großes Raubthier zu sein. Sie werden sogleich sehen, daß fast alle Züge, sei es des Körperlichen, sei es des Geistigen, von diesem Charakter sich herleiten wie von einer Quelle. Zuerst das Körperliche, die meißelförmigen Zähne, ein Gebiß zum Zerreißen und Zermahlen eingerichtet; er bedarf keiner wohl, da er sich doch als Raubthier vom Fleische und lebender Beute nährt. Um diese beiden furchtbaren Zangen zu bewegen, hat er außerordentliche Muskeln nötig, und um diese Muskeln zu beherbergen, entsprechende Schläfengruben. Fügen Sie zu den Füßen noch andere Zangen, schreckliche, einziehbar Krallen, den leichten Gang auf den Spitzen der Zehen, eine furchtbare Schwungkraft der Schenkel, welche ihn wie eine Feder dahinschnellt, und Augen, welche in der Nacht klar sehen, weil die Nacht die beste Zeit zur Jagd ist. Ein Naturwissenschaftler, welcher mir sein Gerippe zeigte, sagte zu mir: „Er ist ein Gebiß, auf vier Füße gestellt.“ Mehr noch, alle geistigen Eigentümlichkeiten stehen im Einklang: zunächst die Blutgier, das Bedürfnis nach frischem Fleisch, der Abscheu vor jeder anderen Nahrung, dann die Gewalt und fiebrige Anspannung, kraft der er eine ungeheure Menge von Kräften in dem kurzen Augenblicke des Angriffes oder der Verteidigung zusammenreißt; in der Rückwirkung die schläfrigen Gewohnheiten, die schwere, düstre Trägheit in den müßigen Augenblicken, das lange Gähnen nach dem Ungeßüm der Jagd. Alle diese Züge leiten sich aus seinem Charakter des Raubtieres her, und darum nannten wir ihn den wesentlichen Charakter.

Betrachten wir jetzt einen zweiten schwierigeren Fall: eine ganze Gegend mit ihren unzähligen Einzelheiten an Bodenbildung, Aussehen, Bebauung, mit ihren Pflanzen, ihren Tieren, ihren Einwohnern und Städten — die Niederlande zum Beispiel. Ihr wesentlicher Charakter ist der, durch Anschwemmungen gebildet zu sein, durch die großen Erdanhäufungen, welche die Flüsse mit sich führen und an ihren Mündungen niederlagern. Aus diesem einen Wort steigt eine Anzahl von Eigentümlichkeiten auf, welche alle zusammen die Wesensart dieser Gegend ganz und gar ausmachen und nicht nur ihr körperliches Äußere und das, was sie an sich selbst ist, sondern auch den Geist und die seelischen und körperlichen Eigenschaften ihrer Einwohner und deren Werke. Zunächst in der leblosen Natur die feuchten, fruchtbaren Ebenen. Das ist notwendig infolge der Zahl und Größe der Flüsse, infolge der weiten Anhäufung von Pflanzen-

erde. Diese Ebenen sind immer grün, weil die großen, stillen und trägen Flüsse, die unzähligen, in dem flachen, weichen Boden leicht gegrabenen Kanäle eine immer währende feuchte Frische erhalten. Sie erraten jetzt einzig kraft eines Vernunftschlusses das Aussehen des Landes; diesen fahlen, regnerischen, unaufhörlich von Güssen gestreiften Himmel, der selbst an den schönen Tagen mit einem zarten Schleier von leichten Dämpfen überzogen ist, welche aus dem nassen Boden aufsteigen und ein durchsichtiges Gewölbe, ein luftiges Gewebe aus winzigen schneeigen Flocken über dem grünenden, bis in's Unabsehbare offenen und bis zum Himmelsrande gerundeten, großen, blühenden Beete bilden. In der beseeelten Natur ruft diese Menge und dieser Reichtum an Weiden die großen stillen Herden herbei, die im Grase liegen oder mit vollen Mäulern fressen und die die unabsehbare grüne Fläche mit gelblichen, mit weißen und mit schwarzen Flecken besäen. Daher diese Fülle von Milch und Fleisch, die zusammen mit dem Getreide und den von der fruchtbaren Erde hervorgebrachten Gemüsen dem Einwohner die überreichliche und billige Nahrung liefern. Man könnte sagen, daß in diesem Lande das Wasser das Gras, das Gras das Vieh, das Vieh den Käse, die Butter und das Fleisch, und alle zusammen mit dem Viere den Einwohner hervorbringen. Aus diesem fetten Leben, aus dieser mit feuchter Luft getränkten, körperlichen Umgebung sehen Sie in der That die vlämische Gemütsart erwachsen, das träge, langsame Wesen, die geregelten Gewohnheiten, die Ruhigkeit des Geistes und der Nerven, die Fähigkeit, das Leben einfach und vernünftig zu nehmen, die unausgesetzte Zufriedenheit und den Sinn für jegliches Behagen, daraus wieder entstehend die Herrschaft der Sauberkeit und die Vollendung des bequemen Wohllebens. — Die Folgen reichen so weit, daß sie sich bis auf das Aussehen der Städte erstrecken. In dem angeschwemmten Lande fehlen die Bausteine, man findet als Ersatz nur Thon, Backsteine oder Ziegel; da die Niederschläge andauernd und häufig sind, sind die Dächer sehr schräge; da die Feuchtigkeit unausgesetzt ist, überfirnißt man die Außenseiten der Häuser. Eine vlämische Stadt ist also ein Neß von rötlichen oder braunen, immer sauberen, oft glänzenden Gebäuden mit spizen Dächern; hier und dort erhebt sich eine alte Kirche, erbaut aus Geröllern oder kleinen, verfallten Steinen; die sorgfältig gepflegten Straßen laufen zwischen zwei Bürgersteigreihen von unvergleichlicher Keulichkeit dahin. In Holland sind sie aus Backsteinen, mit verstreuten bunten Kacheln geschmückt; um fünf Uhr des Morgens sieht man die Mägde sie auf den Knien mit Scheuertüchern abwaschen. Werfen Sie einen Blick durch die glänzenden Fensterscheiben, treten Sie in eins

der mit grünen Bäumen geschmückten Vereinshäuser, deren Fußböden mit unaufhörlich erneuertem, weißem Sande bestreut werden; besuchen Sie diese mit lichten, zarten Farben bemalten Schenken, in denen die aufgereihten Sonnen ihre braunen Rundungen ausbreiten und der gelbliche Schaum seltsam geformte Gläser überströmt. In allen Einzelheiten dieses alltäglichen Lebens, in all diesen Anzeichen von inniger Zufriedenheit und dauernder Wohlfahrt werden Sie die Wirkungen des Grundcharakters erkennen, welcher sich dem Klima und dem Boden, den Gewächsen und den Tieren, dem Menschen und seinem Werke, der Gesellschaft und dem Einzelnen aufgedrückt hat.

Von diesen unzähligen Wirkungen schließen Sie auf seine Bedeutung! Er ist es, welchen die Kunst zu Tage fördern will als ihr Ziel, und wenn sie sich diese Aufgabe stellt, so geschieht es, weil die Natur dazu nicht ausreicht. Denn in der Natur ist der Charakter nur vorherrschend, in der Kunst handelt es sich darum, ihn zum Alleinherrscher zu machen. Dieser Charakter gestaltet die wirklichen Dinge, aber er gestaltet sie nicht vollständig. Er wird in seinem Wirken gehemmt durch die Dazwischenkunft anderer Ursachen. Er hat sich nicht mit einem ausreichend starken und ausreichend sichtbaren Abdruck ganz in die Dinge vertiefen können, welche seine Zeichen tragen. — Der Mensch fühlte diese Lücke, und um sie auszufüllen, erfand er die Kunst.

Lassen sie uns zu der Kirmeß von Rubens zurückkehren. Vielleicht waren für diese blühenden Weiber, diese prachtvoll Trunkenen, für all diese Brüste und all diese entfesselten, gemästeten, feisten Tiergesichter wenigstens Ähnlichkeiten in den Schlemmereien der Zeit zu finden. Die überfütterte, wuchernde Natur drängte wohl dazu, ebenso grobe und ungeheuerliche Körper und Sitten hervorzubringen, aber sie konnte es nur halb erreichen. Andere Wirkungen kamen dazwischen, um den Aufschwung der Lust und Macht des Fleisches zu zügeln. Zunächst die Armut: In den besten Zeiten und in den besten Ländern haben immer viele Menschen nicht genug zu essen, und Fasten oder wenigstens halbe Enthaltbarkeit, schlechte Luft und Kränklichkeit, alles, was die Dürftigkeit mit sich bringt, behindert die Entfaltung und Blüte der angeborenen Tierheit: der Mensch, welcher gelitten hat, ist weniger kräftig und bedächtiger. Die Religion, das Gesetz, die Polizei, die durch regelmäßige Arbeit aufgedrückten Gewohnheiten wirken im gleichen Sinne, und die Erziehung hilft dabei. Auf hundert Veranlagungen, welche unter günstigen Bedingungen Rubens hätten Vorbilder liefern können, kamen vielleicht nur fünf oder sechs, welche ihm wirklich dienen konnten. Bedenken Sie jetzt, daß diese fünf oder sechs in

den Festen, die er sah, in dem Gemenge von mehr oder weniger mittel-mäßigen, mehr oder weniger gewöhnlichen Gestalten verloren giengen; bedenken Sie auch, daß sie in dem Augenblicke, da er sie sah, nicht die Haltung, die Miene, die Gebärde, die Lebendigkeit, die Tracht und die charakteristischen Entblößungen aufwiesen, um als Ausdruck des Überschwanges stürmischer Lust gelten zu können. Für alle diese Unzulänglichkeiten rief die Natur die Kunst zu Hilfe, sie hatte den Charakter nicht vollständig auszeichnen können, der Künstler mußte das Fehlende ergänzen.

So ist es in allen hervorragenden Kunstwerken. Als Raphael seine Galathea malte, schrieb er, daß er „einer gewissen Vorstellung, die er habe“, nachfolge, da die schönen Frauen so selten seien. Das bedeutet, daß Raphael, da er die Natur in einer bestimmten Weise, in ihrer Heiterkeit, in ihrer Güte, in ihrer stolzen und lieblichen Anmut auffaßte, durchaus kein lebendes Vorbild finden konnte, welches sie genügend ausdrückte. Die Bäuerin, welche vor ihm Modell stand, hatte durch Arbeit verdorbene Hände, durch die Schuhe verdorbene Füße, durch die Scham scheue oder durch das Handwerk erniedrigte Augen. Selbst seine Fornarina*) hatte zu abfallende Schultern, den Unterarm zu mager, einen starren und beschränkten Ausdruck; wenn er sie in der Farnesina gemalt hat, so that er das, indem er sie vollständig umwandelte, indem er in der gemalten Gestalt denjenigen Charakter ganz entfaltetete, welchen die wirkliche nur in Stücken und Andeutungen besaß.

Es ist also das Eigentliche eines Kunstwerkes den wesentlichen Charakter, oder doch wenigstens einen wichtigen Charakter des Gegenstandes, so allein herrschend und sichtbar, als es nur möglich ist, darzustellen, und darum merzt der Künstler die Züge, welche ihn verschleiern, aus, sucht diejenigen, welche ihn hervor treten lassen, auf, verbessert diejenigen, in welchen er entstellt ist, und erschafft diejenigen neu, in denen er vernichtet war. Betrachten Sie jetzt nicht mehr die Werke, sondern die Künstler, ich meine ihre Art zu fühlen, zu erfinden und zu schaffen: Sie werden sie dieser Begriffsbestimmung des Kunstwerkes entsprechend finden. Eine einzige Gabe ist ihnen ganz unentbehrlich — kein Studium, kein Fleiß kann sie ersetzen; wenn sie ihnen fehlt, sind sie nichts mehr als Abschreiber und Handwerker. Sie müssen in Gegenwart der Dinge eine ursprünglich-eigentümliche Erregung empfangen; ein Charakter des Gegenstandes hat sie erschüttert, und die Wirkung dieses Anpralles ist ein

*) Siehe die beiden Bildnisse der Fornarina im Palast Sciarra und im Palast Borgese!

starker und besonderer Eindruck. In anderen Worten, wenn ein Mensch mit künstlerischer Begabung geboren ist, sind seine Wahrnehmungen, wenigstens eine bestimmte Gattung seiner Wahrnehmungen, schnell und scharf. Er erfasst und scheidet von Natur mit einem regen und sicheren Gefühl die feinen Unterschiede und Beziehungen, bald den wehklagenden oder heldenhaften Sinn einer Reihe von Klängen, bald den Stolz oder die Ermattung einer Haltung, bald den Volllaut oder die Dürftigkeit zweier sich ergänzender oder neben einander liegender Töne; durch diese Fähigkeit dringt er in das Innere der Dinge und erscheint scharfsichtiger als die anderen Menschen, und diese so lebendige und so persönliche Erregung bleibt nicht wirkungslos, die gesamte denkende Nervenmaschine gerät in Wallung durch den Rückschlag. Unfreiwillig giebt der Mensch seine innere Erregtheit kund, sein Körper macht eine bezeichnende Bewegung, seine Haltung wird ausdrucksvoll, er hat das Bedürfnis, äußerlich den Gegenstand so, wie er ihn aufgefaßt hat, zu gestalten. Die Stimme sucht nachahmende Biegungen, die Sprache trifft auf farbige Worte, ungeahnte Wendungen, auf einen bilderreichen, erdichteten, gesteigerten Stil. Es ist ersichtlich, daß das thätige Gehirn unter dem gewaltsamen ursprünglichen Anstoß den Gegenstand durchdacht und verändert hat, bald um ihn zu winden und wunderbar einseitig zu verdrehen. Sowohl in der gewagten Skizze wie in dem gewaltsamen Zerrbilde ertappen Sie bei den künstlerischen Veranlagungen diesen Einfluß des unfreiwilligen Eindruckes.

Trachten Sie nun danach, in die Vertraulichkeiten der großen Künstler und der großen Schriftsteller Ihres Jahrhunderts zu bringen, studieren Sie die Entwürfe, die Pläne, die Tagebücher, den Briefwechsel der alten Meister: überall werden Sie das gleiche angeborene Verfahren finden. Belege man es mit schönen Namen, nenne man es Erleuchtung, Genie, man thut gut daran und man hat Recht; aber wenn man es mit Genauigkeit bestimmen will, muß man in ihm immer die lebhafteste, plötzliche Erregung erkennen, welche um sich den Reihenzug der zugehörigen Gedanken versammelt, sie umarbeitet, formt und wandelt, und sich ihrer bedient, um sich zu offenbaren.

Hier sind wir nun also bei der Begriffsbestimmung des Kunstwerkes angelangt. Wenden Sie, meine Herren, Ihre Blicke für einen Augenblick rückwärts und betrachten Sie den Weg, den wir zurückgelegt haben. Wir sind schrittweise zu einer immer und immer höheren Auffassung der Kunst und folglich zu einer immer und immer genaueren gekommen. Wir haben zuerst geglaubt, ihr Ziel sei die Nachahmung der sichtbaren Erscheinung. Dann haben wir, indem wir die stoffliche Nachahmung von

der geistigen trennten, gefunden, daß das, was sie in der sichtbaren Erscheinung nachahmen will, die Beziehungen der Teile seien. Endlich, als wir bemerkten, daß diese Beziehungen verwandelt werden können und dürfen, um die Kunst zu ihrer Vollendung zu führen, haben wir festgestellt, daß, wenn man die Beziehungen der Teile studiert, man es thut, um in ihnen einen wesentlichen Charakter herrschend zu machen. Keine dieser Begriffsbestimmungen zerstört die vorhergehende, sondern jede von ihnen verbessert und vergenauert sie, und wir können, indem wir sie alle vereinigen und die niederen den höheren unterordnen, unsere ganze Arbeit in Kürze folgendermaßen zusammenfassen: Das Kunstwerk hat das Ziel, „irgend einen wesentlichen oder hervor springenden Charakter, folglich irgend eine wichtige Vorstellung, klarer und vollständiger, als es die wirklichen Dinge thun, zu offenbaren. Es gelangt dazu, indem es eine Gesamtheit von verbundenen Teilen verwendet, deren Beziehungen es systematisch ändert. In den drei nachahmenden Künsten, Bildhauerei, Malerei und Dichtkunst, entsprechen diese Gesamtheiten wirklichen Gegenständen“.

3. Taine und die Gegenwart.

Von Dr. Josef Hofmiller.

(Freitag.)

Herr Julius Zeitler, dessen Buch über Nietzsche's Aesthetik hier vor Kurzem besprochen wurde, hat über „Die Kunstphilosophie von Hippolyte Adolphe Taine“ eine anregende Schrift veröffentlicht.*) In vierunddreißig Kapiteln behandelt er Taine als Philosophen und Psychologen, als Kunsttheoretiker und Kulturhistoriker. Er untersucht Taine's Milieutheorie, seine Psychologie des künstlerischen Schaffens, seine Stellung zu den Hellenen, den Niederländern, den Künstlern der Renaissance. Er spricht von seinen Schülern und seinen Gegnern. Das letzte Kapitel ist überschrieben: Taine und die Gegenwart. Dieser Titel schien auch für die nachfolgenden Betrachtungen passend, in denen versucht wird, von dem Manne, seiner Weltanschauung, seiner Bedeutung und seinem Bekanntwerden in Deutschland, ohne Anspruch auf Vollständigkeit oder planmäßige Darstellung, Einiges mitzuteilen. Erschöpfende Analyse und systematische Behandlung verbieten sich von selbst bei einem Schriftsteller, dessen Werke eine kleine Bibliothek bilden, der zu

*) Leipzig 1901. Hermann Seemann Nachfolger. VIII, 206.

geschmackvoll war, um sich in ein — und sei es auch von ihm selbst konstruiertes — System bringen zu lassen, und der Geist genug besaß, um sich auch gelegentlich zu widersprechen. Nur dürftige und kleinliche Wortdenker widersprechen sich nie; nur arme und mittelmäßige Kritiker sind auf das Herausstüfeln von Widersprüchen verfehen. Der reiche, mühelos hervor bringende, aus der Fülle schaffende Sachdenker hat den Mut zu seiner Entwicklung und zu seinen Widersprüchen.

Die Bibliographie, die Herr Zeitler am Ende seines Buches giebt, ist für die Deutschen beschämend. Wenn ihm auch einige Aufsätze entgangen sind, z. B. der Nekrolog Heigels in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“, die Besprechung Karl Hillebrands vom ersten Bande der *Origines de la France Contemporaine* im vierten Bande der „Zeiten, Völker und Menschen“, die Charakteristik in Wilhelm Weigands „Elend der Kritik“ (selbst das Buch des Franzosen Giraud nennt er nicht), und wenn er auch nicht wissen konnte, daß Frau Thora Weigand die Übersetzung eines Taine-Essays über Napoleon kurz vor ihrem Tode vollendet hat, — so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß die Deutschen sich bedauerlich wenig mit Taine befaßt haben. Siegfried hat die Studie über den „Verstand“, Ratscher die „Geschichte der Englischen Litteratur“ und das große Werk über die Entstehung des zeitgenössischen Frankreich übertragen. Der Verleger Diederichs hat versprochen, demnächst die „Philosophie der Kunst“ in neuer deutscher Übersetzung herauszubringen. Die Essays sind in einer, allerdings stellenweise stümperhaften, Übersetzung erschienen.*) Bleiben noch die deutschen Schulausgaben von einzelnen seiner Werke in französischer Sprache: *Napoléon Bonaparte* (bei Gärtner, Stolte, Belhagen), *Voyage aux Pyrénées* (bei Gärtner), *L'ancien régime* (bei Stolte, Kenger, Lindauer, Freytag). Es wäre kurzfristig, gerade diese Schulausgaben gering zu schätzen: sie lockern den Boden, vermitteln dem Heranwachsenden die erste, oft entscheidende Bekanntschaft und einen ersten Eindruck. Lediglich Sache des begabten Lehrers ist es, den Autor so zu behandeln, daß der Eindruck bleibt und die Begierde, Taine zu lesen, wächst.

Zwei Bücher sind es, die je einen Markstein in der Entdeckung Taine's durch die Deutschen bilden: Im Jahre 1891 erschienen Wilhelm Weigands Essays, die in sechs Porträts die Summe einer Kulturentwicklung zogen (Voltaire; Rousseau; Sainte-Beuve; Taine; Amiel; Daudelaire). Die Essays sind leider seit Jahren vollständig vergriffen. Die Studie

*) Studien zur Kritik und Geschichte. Autorisierte Übersetzung von Paul Kühn und Anathon Kall. Mit einem Vorwort von Georg Brandes. Paris, Leipzig, München. Albert Langen. XXVI, 1551.

über Taine ist jedoch, wesentlich verändert und bereichert, in Weigands „Glenb der Kritik“ abgedruckt worden. 1898 erschien die genannte Übersetzung der „Studien zur Kritik und Geschichte“, mit einem geistvollen Vorworte von Georg Brandes. Man kann in diesen Essays den ganzen Taine kennen lernen; die Vielseitigkeit seiner Interessen, die Menge der von ihm beherrschten Gebiete, die geniale Schärfe seiner Psychologie, den blendenden Reichtum seines Stiles. Möge das Taine gewidmete Heft dieser Zeitschrift den dritten Markstein bilden!

Die Schwierigkeit gegenüber diesem außerordentlichen Manne beginnt bezeichnender Weise damit, daß es nicht einmal ganz oberflächlich sich in eine Formel bringen läßt, was er war. Er begann als Litterarhistoriker über Lafontaine und Livius und als Geschichtsschreiber der englischen Litteratur. Er hat mit der spiritualistischen Kathederphilosophie seiner Zeit ein Duell ausgefochten in einem kleinen Buche, in dem jeder Satz ein wuchtiger Hieb oder ein tödtlicher Stich ist. Er hat glänzende Reiseschilderungen, geistprühende Pariser Feuilletons, ein grundlegendes Werk über die Probleme der Erkenntnistheorie, tief sinnige und eigenartige Vorlesungen über die Kunst, die Künstler, die Heimatländer der großen Kunst gegeben. Er hat, auf Tocqueville fußend, eine unvergleichlich genaue und auf mühsamsten Quellenstudien beruhende Darstellung des Ancien régime gegeben, durch die er sich die Monarchisten zu Lobfeinden machte. Als sein dreibändiges Werk über die Revolution erschien, scholl es wie ein Schrei der Wut und der Empörung in den Reihen der französischen Republikaner. Als endlich sein zweibändiges Werk über Napoleon herauskam, war die Entrüstung Seitens der Bonapartisten allgemein, und seine langjährige Freundin, die Prinzessin Mathilde, kündigte ihm in aller Form die Freundschaft. Er war so anständig, daß er es mit allen Parteien verdarb. Als er starb, war das Echo in Frankreich fast so schwach wie in Deutschland, und noch heute ist man in der beschämenden Lage, für den Mann, den Friedrich Nietzsche den größten lebenden Historiker nannte*), erst werben zu müssen.

„Essais de critique, travaux d'histoire, livres de fantaisie, tout a servi une passion dominante: la philosophie. M. Taine n'a jamais été, ne sera jamais qu'un philosophe“ — schrieb Paul Bourget 1883. Als Philosoph, der nicht müde wurde, an immer neuen Gegenständen seine Theorie zu entwickeln, wird Taine den Kommenden

*) Vergl. auch „Briefe“ — Bd. I, S. 446 u. 453; sowie „Nietzsche's Briefwechsel mit S. Taine“, herausgeg. von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche — „Deutsche Revue“, Jahrg. 1901. Anm. der Schriftl.

ein Berater und Erzieher sein. Ob seine systematischen Kriterien vom Milieu, von der faculté mattresse u. s. w. richtig sind, ist sehr gleichgiltig. Nur Unmündige brauchen einen Doktorinär, um seine Dogmen nachzuplappern, und nur Rindsköpfen kann es einfallen, einen Philosophen zu „widerlegen“. Die Weltanschauung eines tiefen und reichen Geistes ist zu Besserem da, als angenommen oder widerlegt zu werden. Sie wirkt, beglückt, befruchtet. Sie ist etwas wundervoll Lebendiges, eine geheimnisvolle, unbeschränkte Macht, ein Gegenstand des Erkennens, des Genießens; sie schenkt aus ihrer Fülle, und ihre Fluten fließen zusammen mit den Weltanschauungen aller großen Denker dem unendlichen Meere zu, dem niemals ausfüllbaren und sich selbst gleichen Ozean, aus dem in nie aufhörendem Kreislaufe die Wogen aufwärts verschweben und sich in Dunst lösen, um in neuen Quellen wieder zu rauschen und in neuen Strömen sich sehnd zum alten mütterlichen Meere zu drängen. Taine's Weltanschauung zu erleben, ist der einzige und große Gewinn. Man kann zu vielen Grundanschauungen Schopenhauers Nein sagen, in den wesentlichsten Punkten Nietzsche widersprechen, und dennoch beiden Philosophen sich tief verpflichtet fühlen. Auch bei Taine ist die Weltanschauung das Entscheidende, das Unzerstörbare und Unwiderlegbare. Man mag sich zu ihr stellen, wie man will: sie steht da, sie lebt. Der Mann selber ist tot, und die Totengräber und Leichenfrauen mögen seine abgelegten Kleider betasten. Der Fond, aus dem sein ganzes Denken, Fühlen, Darstellen hervor gieng, ist geblieben und hat eine neue und unabhängige Existenz angenommen. Er ist die Realität, von der hier die Sprache sein soll.

Auch Taine ist nicht „voraussetzungslos“, um ein in der letzten Zeit viel mißbrauchtes Wort zu nehmen. Gleich Nietzsche sieht er im Leben zuletzt nur ein Problem des Erkennens: „Sympathisch genießen wir die Allmacht der Natur und lächeln, wenn wir diesen Chemiker durch eine kleine Änderung der Teile die Bedingungen hervor rufen sehen und die Substanzen, Schicksale und Revolutionen, Größe und Verfall. Ein erhabenes Schauspiel ist dieses grenzenlose Laboratorium, in dem so viele Gefäße die Verschiedenheit des wogenden Lebens und die Einheit der unsterblichen Gesetze offenbaren. Auf einen Winkel des Raums und der Zeit beschränkt, vergänglich, morgen vielleicht durch eine Explosion oder den Zufall einer Mischung vernichtet, können wir indessen mehrere von diesen Gesetzen entdecken und die Gesamtheit dieses Lebens begreifen. Das macht das Leben der Mühe wert; das Schicksal und die Natur haben uns gut behandelt.“ Dieser Optimismus der Naturerkenntnis ist zugleich heiter und resigniert; auch Taine hatte, wie die Besten der neueren Denker, viele

Anschauungen in sich vereinigt; etwas von einem Epikureer war in ihm und etwas von einem Stoiker; der Verfasser der „Vie et opinions“ war als Zyniker durch das moderne Paris gegangen und hatte es mit der lasziven Eleganz des Skeptikers darzustellen versucht. Der Kritiker war den verschiedensten Naturen und Kulturen mit verstehender Liebe genäht. Er stand der wunderbaren Gelassenheit Mark Aurels mit Sympathie gegenüber; die müde Weisheit der buddhistischen Philosophie lockte ihn; an der Geschichte der Mormonen demonstrierte er mit leiser Ironie, wie Religionen entstehen. Sowie er aber auf schlechte und unklare Versöhnungsibiotismen stieß, wie in dem Zuckersystem Viktor Cousins oder der abenteuerlichen Religionsphilosophie Jean Reynauds, erwachte sein gereizter Spott; hier machte er keine Konzeßion, hier war er schonungslos. Er ertrug keine Halbheiten und duldete keine Unreinlichkeiten im Denken. Der Skeptizismus war bei ihm nicht blasierte Attitüde, er gehörte zu seinen methodischen Voraussetzungen: „Um große Gedanken zu entdecken, muß man Verdacht gegen sich selbst hegen, hundertmal auf seinen Gegenstand wieder zurück kommen, jeden Augenblick seine Hypothesen auf ihre Wahrheit hin prüfen, man muß verstehen, viele Dinge zu ignorieren, die Wahrscheinlichkeiten von den Gewißheiten zu trennen, jede Möglichkeit abzuwägen, nur auf dem großen Wege methodisch vorwärts zu gehen, der schon durch die Analyse und Erfahrung erprobt worden ist.“ Dieser kühle und vorsichtige Denker war jedoch, wie so viele seiner Wesensverwandten, auch ein Dichter; an irgend einem Punkte tritt bei jedem Philosophen die Seligkeit des Gestaltens und Schauens an die Stelle des Forschens. Der heimliche Dichter ist das Beste bei manchem Philosophen, gleichwie der heimliche Philosoph das Beste bei manchem Dichter ist; bei Beiden jedoch auch das Gefährlichste. Auch Taine spricht zur rechten Zeit in hymnischen Gleichnisreden, und wie ein Satz aus Goethe oder aus Emerson unterbricht eine feierliche Betrachtung die strenge Folge der Deduktionen: „Nicht mehr abstrakte Formeln sehen wir, sondern lebendige Kräfte, die mit den Dingen verwachsen sind, überall vorhanden und überall wirksam, die wahren Gottheiten der menschlichen Welt, die ihre Hände anderen Gottheiten hinab reichen, die den Stoff beherrschen, wie sie selbst den Geist beherrschen, um Alle zusammen den unsichtbaren Chor zu bilden, von dem die alten Dichter singen, der durch die Dinge fließt, und durch den das ewige Universum atmet.“ Für den Logiker Taine ist es bezeichnend, daß im unmittelbaren Zusammenhange mit solchen Hymnen und Symbolen Triumphlieder auf die Erkenntnis stehen wie folgende Stelle, die gerade so gut Volbach oder Condorcet hätte schreiben können: „Wir haben Gruppen von

Thatsachen erkannt und definiert, die mit einander verbunden sind, so daß, wenn die erste vorhanden ist, die zweite niemals unterbleiben kann, woraus folgt, daß, wenn wir auf die erste direkt einwirken, wir die zweite indirekt beeinflussen können.“ Es giebt, wie man sieht, wenige Temperaturen und Zonen des Geistes, in denen dieser eigentümliche Mann nicht zu leben versucht hätte; die „öden Eisbärzonen“ der Erkenntnis, von denen Nietzsche spricht, waren ihm nicht fremd, und in jeder Art von Süden fühlte er sich zu Hause, als ein geborner Tourist und Jäger, als Erforscher aller Länder des menschlichen Nachdenkens und des künstlerischen Gestaltens, ein Prüfer, Wäger und Richter alter und neuer Kultur, und zugleich ein merkwürdig vielseitiger Kulturan schmecker. „Wir können machen, was wir wollen,“ — schreibt er gelegentlich — „wir werden immer Verwandte von Voltaire und Molière sein.“ Er hätte gerade so gut irgend welche andere berühmte Namen setzen können; er hatte viele Geister der Vergangenheit in sich aufgenommen, und hatte allezeit jene höchste Kunst des Denkers besessen, Fremdes so sich zu assimilieren, daß es Eigenes und Persönliches wurde. Er hatte, wie der Jüngling des germanischen Märchens, die Kraft aller Männer in sich aufgenommen, mit denen er gekämpft, und aller Stammeskönige, in deren Methalle er eine Nacht lang verweilt hatte. Ein Anderer wäre von all dieser schweren Bürde alter Kulturkleinodien erdrückt worden.

Dennoch lebte auch in ihm, der so außerordentlich zu vereinen und zu organisieren wußte, das Verlangen nach der großen, jugendlichen Einheit. Wenn er mit den Lebensäußerungen der einfachen reinen Kultur zusammen traf, wie mit den Griechen, mit Goethe, dann wurde er beredter noch als sonst, und durch die faszinierende Gewalt seiner Rede klang ein leises Heimweh nach den versunkenen Gärten der Vergangenheit und eine leise Sehnsucht nach den zarten Morgenröten der Zukunft: „Entfernt diese Bücher! Schließt dieses Klavier! Erzählt dem Kinde nur Märchen! In der Sonne laßt es herum laufen und im Garten; es soll die Pflanzen anschauen und die Tiere und die schönen Wolken. Vernichtet nicht durch Zwang die ursprüngliche Schönheit seines Körpers und seiner Seele! Dieses neue Blut, das in diesen jungen Adern kreist und diese frische Haut straff spannt, dieses rosige Fleisch, in dem die Muttermilch noch zu leben scheint, diese fragenden großen Augen, dieser neugierige und bewegliche Verstand, diese geschmeidige unaufhörliche Lebendigkeit, all diese Freude am Leben und Lernen, diese Hingabe seiner selbst an sich selbst, — das ist der ursprüngliche Mensch, der nahe an seiner Quelle steht, der noch mit den untergeordneten Wesen verwandt ist, einfach und glücklich, wie

das Wasser, das fließt und um die Felsen plätschert und in süßestem Murmeln rauscht und unter den lieblosenden Strahlen der Sonne sich hindehnt . . . Man erinnert sich des tiefen Ernstes und des unbestimmten Blickes der Pferde edler Rasse, die auf der Wiese weiden, einen Augenblick Halt machen und den Kopf nach dem vorüber gehenden Wanderer erheben. Ein dumpfes Leben fließt auch in all diesen steinernen Bildern des Altertums still dahin; sie grübeln nicht; sie träumen, ruhige Bilder ziehen an ihnen vorüber, wie eine Folge von Wolken an dem glänzenden Blau des Himmels. Nackt, aufrecht, den Kopf ein wenig auf die Brust geneigt, zeigen sie eine ernste und ruhige Miene, unbeweglich, und lassen ihr Leben dahin strömen. Die Haltung ist von wunderbarem Adel. Man ist ebenso glücklich, diese Körper leben zu fühlen, als diese Geister denken zu sehen. Die menschliche Natur ist noch im Gleichgewicht; sie genießt ihre Sinneseindrücke wie ihre Gefühle. Der nackte Körper ist keusch, wie alle wahren Antiken. Was die Nacktheit schamlos macht, ist der Gegensatz des körperlichen und seelischen Lebens. Wenn das körperliche Leben erniedrigt und verachtet wird, wagt man nicht mehr, seine Handlungen und Organe zu zeigen. Man verbirgt sie; der Mensch will ganz Geist scheinen. Hier errödet er über nichts und findet alles schön, was natürlich ist . . . Alles ist natürlich und alles ist heilig. Das Göttliche ist auf der Erde, und Betrachtung ist Gebet. Das religiöse Gefühl ist keine trübe Ekstase, sondern ein helläugiges Schauen: man vermag jeglichen Dinges Großes und Gutes zu sehen; durch den Lärm der Ereignisse und durch die sinnlichen Formen der Erscheinungen erfährt man die schöpferischen Mächte und die unsichtbaren Gesetze; man versteht die inneren Gottheiten, die in den Dingen leben und deren Gewänder die Dinge sind. Ein solches Gefühl stellt nicht die Götter der Natur gegenüber, es läßt sie in ihr, auf's Innigste mit ihr vereinigt, wie die Seele mit dem Körper . . . Die Dinge sind göttlich. Man muß die Götter begreifen, um die Dinge auszubrüden. Wenn wir unsern Geist von den künstlichen Worten reinigen, die ihn bedrücken, so finden wir unwillkürlich die antiken Begriffe wieder. Wir fühlen in uns die Träume der Beden und Hesiods hin und her wogen, wir murmeln einen jener Verse aus Aeschylos, in denen man hinter der menschlichen Legende die Erhabenheit der natürlichen Dinge und den großen Chor der Wälder, Flüsse und Meere erkennt . . . Goethe's Iphigenie ist eine Heilige, wie die keuschesten Jungfrauen des Mittelalters. Aber sie hat durchaus nicht die krampfhafteste Angst, die mystische Sehnsucht, die entnervende Ekstase des Klosters erlitten. Ihre Seele ist gesund und niemals unter der Befessenheit des Traumes ohnmächtig geworden. Sie ist nicht

exaltiert oder gebrochen; sie hat weder in ihrem Verstand noch in ihren Instinkten etwas zu beseitigen oder zu vergewaltigen. Keine Lehre, keine Zucht, keine innere Krisis, kein äußerer Zwang hat das Gleichgewicht ihres Lebens erschüttert. Sie ist keine Tochter der Gnade, sondern der Natur. Sie ist aufgewachsen wie eine schöne Pflanze in einem guten Boden; gerade und hoch und aus eigener Macht strebt sie dem Lichte zu. Eine Qual von 15 Jahrhunderten hat den menschlichen Gedanken verwirrt: der moderne Mensch hat aufgehört, die Tugend als eine Frucht des freien Instinktes zu betrachten und die Zartheiten der Seele mit der Gesundheit des Körpers zu verknüpfen.“

Es ist hier ein Versuch gemacht worden, einzelne Aussprüche Taine's aneinander zu reihen, um eine Vorstellung von seiner Philosophie zu geben. Man darf vielleicht sagen, daß diese Philosophie nicht allzu französisch ist. Französisch höchstens im Sinne Montaigne's und des robusten Humoristen und Humanisten Rabelais, wie jener wunderlichen Ordensregel seines Thelemitenklosters: *Fais ce que voudras!* Näher steht Taine in vielen Dingen dem deutschen Geiste. Er verstand und schätzte die Deutschen, er gestand ihnen „die weise Kultur der Intelligenz“ zu und vermißte an ihnen nur die feine und köstliche Blüte künstlerischen Geschmacks. Er nannte Deutschland „das erstaunliche Arbeitszimmer Europa's, in dem alle menschlichen Gedanken untersucht und wieder umgeschmiedet werden.“ Allem Anscheine nach kann Taine den Deutschen sehr Vieles und Gutes sagen; allem Anscheine nach wollen auch die jetzigen Deutschen lieber auf ihn hören, als die ältere Generation in Deutschland und Frankreich. Wir finden in Taine die Bestätigung von sehr Vielem, was als Wunsch und Hoffnung heimlich in uns lebt. Wir stellen ihn zu unseren verehrten Erziehern. Er sagt uns, daß wir wohl Kulturen, aber noch keine Kultur haben. Er zeigt uns, wie wir zu einer Kultur kommen können; durch ein rücksichtsloses Brechen mit allem Vergangenen, das für uns tot ist, und durch ein frohes, lautes Ja-Sagen zu Erde und Leben. Gleich dem Philosophen unserer Tage hat auch Taine seine unzeitgemäße Betrachtung vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben geschrieben. Gleich Nietzsche steht auch er Jenseits von Gut und Böse. Er hat Seiten geschrieben, die man ohne jede Veränderung in die „Götterdämmerung“ hinein setzen könnte. Was er zuletzt will, ist auch eine Umwertung aller Werte. Alle die großen Geister unserer Tage sind von einem Schmerze erfüllt und von einer Notwendigkeit. Alle rufen sie uns eine Mahnung zu: So zu leben, wie Taine es am Schluß seiner Essays ausspricht: „Unsern Ehrgeiz zu verschließen; den äußern Erfolg als etwas Zufälliges

zu betrachten; die Weite des Blicks und den Kreis des Denkens auszubehnen; jeden Tag mit ganzer Kraft vorwärts zu bringen; sich bis an's Ende die große Wißbegier zu bewahren; damit zufrieden zu sein, daß man die Welt hat betrachten und durchdenken können, und überzeugt zu sein, daß sich das der Mühe des Lebens lohnt."



Über die Kritik als Wissenschaft und Erlösung.*)

Von Josef Theodor.

(Breslau.)

„Nichts weiß die ganze Welt. Nichts versteht sie.
(Ibsen, „Wenn wir Toten erwachen“.)

I.

Wer aus den wundervollen Märchen und den stolzen Träumen einer goldenen Kindheit in die dunkle und unbegreifliche Wirklichkeit des Lebens unversehens gerät, erstaunt im ersten Augenblick über die menschlichen Gebärden, die ihm kaum eine Ahnung von dem Inhalte dieses Lebens geben können. Gebärden, von denen erst der Greis versteht, daß die Menschen sie als ein unverändertes Ceremoniell aus den Zeiten der Väter agieren, während das Leben heute, wenn es seine Thätigkeit schlicht ausdrücken möchte, mit ihrem Inhalte nichts mehr gemein hat. Die Menschheit hat in ihrem gedankenlosen und selbstverständlichen Gebrauche vergessen, was ihr Inhalt und ihre Tendenz besagen. Diese Gebärden, groß und feierlich wie die Symbole der Bibel, in ihrer erhabenen Schlichtheit dazu bestimmt, die adeligsten Herzen zu bewegen, passen nicht in ein Zeitalter, das bürgerlich geworden ist.

Die Dichter des neunzehnten Jahrhunderts haben es erkannt und der Kunst bürgerliche Ausdrucksmittel gegeben. Eine neuere Generation hat gar die Kunst weiter herunter geschraubt, indem sie vollends demokratisch wurde, um sich unpathetisch geben zu können. Nicht alle Dichter waren königlich genug, um ihre Helben in einem Königskostüm ihre Menschlichkeit offenbaren zu lassen. Viele endlich, die nicht die Besten waren, wollten

*) Gehaltreiche Gegenstimmen zu diesem interessanten Thema sollen uns willkommen sein!
D. Schriftl.

sich von einem entarteten Heroenkultus befreien, während doch das bange Herz jedes tiefen Menschen nach einem glänzenden und in fabelhafter Sieghaftigkeit strahlenden Helben lechzt. Und nun betrachte man, indem man von allen Formeln absieht, die Urformen der höchsten geistigen Thätigkeiten:

Der Mensch hat gewagt, an den Formeln seiner Kirche zu zweifeln, seine Eltern Lügen zu strafen. Er begann, auf eigene Faust zu spekulieren. Das ist die Philosophie, der Gottsuchergebanke. Man möchte bedenken, daß diese Philosophie aus dem lebendigsten Leben kam und daß ihre vornehmste Tendenz ist, in das Leben wieder hinab zu tauchen und da als ein Neues und Lebendiges zu wirken. Heut ist freilich, wenn man sie streng umfassen will, notwendig geworden, sie auf den Hochschulen zu suchen. Wer naiv zu ihr hintreten möchte, findet voll Verwirrung, Erstaunen und Verzweiflung, daß man aus ihr eine Wissenschaft gemacht hat, eine lächerliche und hochmütige Formelsache, in der all ihr frischestes Blut vertrocknet ist. Wo fände sie nun noch den Weg in das Leben zurück, um ihren Zweck zu erfüllen? Denn der Hochmut ihrer Siegelbewahrer leugnet mit aller Entrüstung diese Zweckmäßigkeit.

Stärker fühlt man das in den Dingen der Kunst, die sich so weit vom Leben hat entfernen können, aus welchem sie leuchtend und geheiligt empor gestiegen war, daß ihre Hervorbringer selbst den Zweck verleugnen. Gerade heut ist das Verhalten von Kunstschöpfung und Kunstwirkung so auffallend geworden, daß es beunruhigt, und es ist kaum mehr als billige Weisheit, auf dieses Geschwür den Finger zu legen, indem man prophezeit: Jede neue Gesellschaftsordnung wird hier gewaltigen Wandel schaffen. Ja, es ist nicht eben vom Zufalle, daß in jedem besten Künstler heut unfruchtbare und heiße Erlösersehnsucht wohnt. In einer hellen Stunde dämmert ihm die entsetzliche Frage: Wem zum Frommen schaffe ich, und welchem Zwecke diene ich?

Und nun vollends ein drittes: die Kritik. Möglich ist sie nur in Zeiten, deren Kultur bisharmonisch ist. Eine Menschheit, deren Kultur so ausgeglichen ist, daß zwischen allem Volk ein inniges Verständnis vorhanden ist in allem Geistigen, braucht sie nicht. Kritik aber, wenn man sie ganz vornehm betrachtet, ist schon eine Wirkung der Kunst. Indem das Kunstwerk eine Kritik heraus fordert, erfüllt es eben zum ersten Mal einen Zweck. Es nötigt einen fremden Menschen, zu seinem menschlichen Inhalte Stellung zu nehmen; es sich einzuordnen; oder gleichgiltig zu ihm zu sein; oder es zu bekämpfen. Kritik geht von allen Menschen aus, denen sich das Werk der Kunst als ein Lebensinhalt aufdrängen will. Jeder Mensch hat ein gewisses Recht zur Kritik; nur daß dieses Recht zu

einer Blamage ohne Gleichen wird, wenn heute zum Beispiel das Parlet eines Theaters, das aus Kommiss, höheren Töchtern, Beamten und Reportern gebildet wird, es sich nehmen will. In diesem Punkt allein zeigt sich Euch der ganze klaffende Widerspruch zwischen der Kultur Eures Volkes und Eurer Geister! Was ist aber das für eine Wirkung der Kunst, daß die Ebenbürtigen des Kunstschöpfers sich solcher Kritik schämen müssen! Die Kritik hat so demokratische Prinzipien angenommen: sie hat das Werk der Kunst den Kunstfremden erklären wollen, seinen Inhalt in einfachere, allgemeinere und unpersönlichere Formeln bringen müssen. Diese Kritik ist eine Verwässerung der Kunst. Der Kunstschöpfer aber, in dem fast immer das Königsproblem oder das Jesusproblem steckt, beginnt mit Resignation zu erkennen, daß seine Kunst nicht ein volles Leben werden will. Er kann mit ihr weder als ein König noch als ein Jesus wirken. Er kann die ganze Menschheit, über der er thront, nicht bändigen oder regieren, er kann sie auch nicht erlösen. In diesem Augenblick, in diesem seinem gehemmten Königs- und Erlösertum, bedarf er schon selbst einer Erlösung, die ihm eine Vermählung mit dem unbewegt gebliebenen Leben schenken soll. Hier hat die Kritik ihre dritte, anmaßendste Aufgabe gefunden. Der Kritiker, der das Werk der Kunst im Sinne des Schöpfers auf sich hat wirken lassen können, indem er so das Erlösertum des Künstlers befreite, erlöst ihn in jenem Augenblick, in welchem er diese Wirkung bekennt und ausspricht. Er erlöst ihn? Das meinen die Kritiker, die sich so am vollkommensten als höchste Herren der Geistigkeit fühlen. Auf diese Weise, das glauben sie, sind sie nicht die Könige des Lebens, sondern gar die Könige der Könige. Der krönende Gipfel alles Schaffenden!

Es wird hohe Zeit, mit dieser maßlosen Anmaßung und den verderblichen Wirkungen dieser Kritik aufzuräumen. Künstlern und Kunstgenießern fällt diese Aufgabe zugleich zu; dem Künstler, indem er diese ganze Geschichte als Schwindel betrachtet und sich nicht von ihr beirren läßt; dem Kunstgenießer, indem er aus seiner Kultur und Erziehung sich selbst zum eigenen Kritiker macht. Indem er den Mut zu sich selbst in sich erzieht.

Die Kritik ist Wissenschaft geworden; damit verkannte sie ihren Zweck auf das Gründlichste. Sie ist Erlösung geworden; damit knechtet sie den Künstler. Sie ist Erklärung geworden, damit knechtet sie den Kunstgenießer, indem sie in ihm die Unpersönlichkeit züchtet.

II.

Man muß sich heute hüten, den Unzufriedenen zu glauben. Viele Leute schreiben über die Kritik herum und schelten sie. Von ihnen gehen

zwei Gefahren aus: das Philisterium und die Dekadence. Diese Leute haben kein Recht zum Dreinreden, da sie noch schlimmer sind als die Kritik selbst. Das Philisterium . . . Der Philister findet leicht, daß der Kritiker das Werk bewundert, das er erklärt. Jenes Werk, das dem ehrfamen Zeitungsleser ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist, wird gepriesen und aus ihm wird von der Kritik heraus gelesen, was ihm im Traume zu denken nicht einfiel. Er findet: nicht, daß die Kritik gescheider, daß im Kritiker mehr Kultur und offener Blick ist, sondern daß ihm die Kritik nicht sein eigenes Gefühl übersetzt. Nun kommt der redselige Philister und schreit: Diese Kritik ist beileibe nicht der Ausdruck der Wirkung auf uns; wir wollen aber, daß die Kritik nichts sei als der Spiegel unserer selbst. Wie uns sein Werk gefallen hat, und was wir von ihm halten, das allein soll der Künstler morgen früh in der Zeitung lesen — sonst abonnieren wir nicht weiter. Und nun kommen die Philister der Kritik selbst, die guten Europäer mit den altruisischen Herzen, denen vor ihrer jammervollen Gottähnlichkeit bange geworden ist. Sie lamentieren, daß ihnen die Erlösung der Menschen nicht gelingen will. Sie fühlen eine Distanz zwischen ihrem Urteil und dem Gefühle des „Publikums“, die sie ausgleichen möchten.*) Indem sie sich an dieses Publikum, an diese Blinden, Verständnislosen, Kulturbarbaren klammern, meinen sie, das Leben zu halten. Ihre Kritik hat sich wirklich zur Kritik der Masse erniedrigt und damit hat sie den Künstler verraten. Dieser Kritiker ist wie Petrus, der von dem Gottessohne sagte: „Ich kenne des Menschen nicht“ . . .

Aber auch die Dekadence möchte hier eingreifen. Tolstoi ist das klassische Muster dekadenter Kunstbetrachtung. Auch er geht auf die Gesetzmäßigkeit der Kunst zurück; er betont in seiner Weise ausschließlich den christlichen Zweck, damit leugnet er die Höhenkunst. Er folgert sehr naiv: Die Kunst ist etwas geworden, das der größte Teil der Menschen nicht versteht. Welchen Nutzen besäßen die „Troika“ oder der „Faust“ für diese Millionen, deren Sorge sich um des Leibes Notdurft bewegt? Nützt sie nun nichts, und wird sie gar nicht einmal begriffen, dann ist sie verdammenswert. Tolstoi's Kunstfeindschaft ist eine Barbarei und Dekadence zugleich.

Auf diese Art kommen wir der Kritik nicht bei; die Philister und Dekadenten haben nicht einmal ihre tiefste Wesenheit begriffen, wie sollten

*) Ich nenne nur das bei Diederichs erschienene Heftchen „Kunstkritik und Verantwortung“ von Fritz Wolff, das neben unglaublichem Hochmut, einem miserablen Stil und bejammerswerter Konfusion so ziemlich das Ideal eines bourgeoisen Kunstreporters darstellt.

sie da Wandel schaffen können? Daß die Kunstwerke nicht von der Masse des Volkes begriffen werden, ist eine Thatsache. Es ist dekadent, darum zu sagen: Wohl, dann schaffen wir eine Kunst, die aus dem Volke kommt und vom Volke begriffen werden kann! Es ist außerdem ein schwerer Irrtum, denn dieses Volk kann überhaupt keine Kunst, auch die zurückgeschraubte, volkstümliche Kunst nicht, begreifen. Man soll bedenken, daß diese Masse in ihrer armen Geistigkeit ganz kunstfremd ist — mitunter sogar kunstfeindlich. Sie hat höchstens Unterhaltungs- und Amüsementbedürfnisse, auch pornographische Neigungen, wenn man ehrliche Massenpsychologie treibt. Die sogenannte Ergriffenheit einer Masse selbst vor dem einfachen Kunstwerk ist der höchste Schwindel der Reporter, die blindeste Sentimentalität der braven Volksfreunde. Alle hohe Kunst hat vornehmlich aristokratische Prinzipien; doch da sie auch die Tendenz der Herrschaft und der Erlösung hat, so wird sie notwendig zum Martyrium werden. Jeder Künstler findet sich da an's Kreuz geschlagen, wo seine Erlösersehnsucht am stärksten war. Er ist immer ein einsamer Mann. Jeder tiefe Künstler ist eine lebend gewordene Tragödie der ewigen Einsamkeit. Den bittersten Denkfettel hat die Kritik wohl vom alten Ibsen erhalten, der sie ein ganzes Leben hindurch mit teuflischer Bosheit genarrt hat, weil er sie verachtete. Aber auch er konnte diese Ewigkeit in der Vereinsamung nicht länger ertragen. Sein Epilog kocht förmlich vom Verlangen, aus dem Tiefsten heraus sich mitzuteilen, Mensch unter Menschen zu sein.

Für den Künstler ist die Kritik ohne Bedeutung; sie erlöst ihn nicht. Er kann von ihr nichts lernen. Wenn er seine Formeln nicht aus seinem Leben hat, sie sich erst vom Kritiker, also aus dritter Hand (die natürliche Folge hier: Leben, dann Kunst, dann Kritik!) holen soll, dann ist er kein ganzer Kerl mehr. Für den Kunstgenießer ist sie zudem schädlich, denn sie verwässert, indem sie erklärt. Bleibt die Kritik als Selbstzweck.

III.

Die Kritik als Wissenschaft ist ein Totes. Man denke, wenn ein Mann von der überragenden ästhetischen Bedeutung Herman Grimms sich etwa zu der Behauptung versteigt: „In diesem und diesem Falle kommt es mir nicht mehr auf den Menschen Goethe an, sondern nur auf die Methode.“ Teufel, da scheint ein modernes Geschlecht die Historie doch anders zu sehen! Methode ist das Gleichgiltige, das Verhasste sogar. Worauf es ankommt, das ist der Mensch, der Mensch! Der einzelne Mensch, den wir so ewig machen. Eine Wissenschaft, der die Methode

Trumpf ist, kann uns nichts geben, die Geschichte sich selbst nicht in allen Zeiten lebendig machen.

Die Kritik als Selbstzweck aber ist der Gipfel der Anmaßung. Und nun kommt man auf die eigentliche Wesenheit der Kritik zu sprechen. Die Ursachen der Kritik sind bekannt; wenn es ihr nun einfiel, ein wenig auf eigene Faust Kunst zu produzieren? Mein Gott, sie ist so geschickt, viel geschickter als der Künstler, dessen Psychologie sie so oft mit Selbstgefälligkeit revidiert. Vielleicht ließe sie sich einmal herab, selbst einmal Künstler zu spielen? Nein, das thut sie nicht; denn ihre ganze Wesenheit ist Unfruchtbarkeit. Nicht, daß man vom Kritiker verlange: er soll's besser machen, bevor er schimpft. Das ist eine ganz lächerliche Forderung. Aber Kritik bedeutet eben Kunstunfruchtbarkeit. Es kann ja auch ein Künstler Kritik machen; dann ist er in diesem Augenblick unfruchtbar, wenn er nicht gleich ein Kritiker Goethischen Stiles ist. Der Kritiker ist so etwas wie die Allerveltstante, die sitzen gebliebene alte Jungfer, die sich um anderer Frauen Kinder plagt, während ihr die Natur doch beinahe alles gegeben hat, selbst Kinder zu kriegen. Nur der Mann hat gefehlt, nur diese Kleinigkeit! Aber doch — die alte Jungfer giebt sich gewissermaßen als Selbstzweck. Sie genügt sich in ihrer Rolle als „Ding an sich“ und entwickelt sich zur Prahlerei.

Die Kritik ist der Mephisto der Geistigkeit. Der Geist, der nur verneint, auch da wo er eitel Bewunderung ist. Der Künstler hat geschaffen, und der Kritiker reiht das Geschaffene aus einander. Da er anmaßend ist, verlegt er den Künstler mit seinem Dünkel noch dazu. Er kommt mit einer neuen Forderung: Aus meiner Kritik sollt Ihr beiseite nicht das Kunstwerk, sondern mich, meine werthe Persönlichkeit, erkennen. Das Kunstwerk ist das Demonstrationsobjekt für meine „kritische Kunst“. Es verliert seinen Wert, wenn Ihr daneben mich betrachtet. Ich also bin mehr als ein bloßer Künstler.

Diese Weisheiten sind heute billig geworden. Servaes und Leo Berg haben das ausgesprochen. Servaes ist ja ein Eklektiker, der kaum Einfluß bekommen wird, zumal er in Wien und in der Zeitung gelandet ist. Schlimmer steht es mit Berg, der doch ein Charakter ist.

Er ist gegenwärtig vielleicht der stärkste kritische Kopf, den wir haben. Trotz den Harts, die sich oft furchtbar verrennen. Trotz Brandes, der doch nur der verkappte Urphilister ist. Seine Bücher „Der Übermensch in der modernen Litteratur“*), „Henrik Ibsen“**), „Neue Essays“***)

*) München, Albert Langen.

**) Köln, Albert Ahn.

***) Oldenburg.

Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei.

sind in ihrer Art vorzüglich, voll Geist, Tiefe, Temperament, allerdings oft sprunghaft und in Aphorismen zerlegt. Berg ist überhaupt das Prototyp des Mephistofelischen, mit einer furchtbaren Zerlegungskraft und zugleich ohnmächtigen Unfruchtbarkeit. Seine Kritik besteht häufig aus Bekenntnissen. Bergs Auffassung der Kritik gipfelt in dem Sage: „Sie ist eine selbständige Schöpfung, die ihren Wert in sich hat.“

Der Kritiker ist bereits Künstler gewesen, so sagt er weiter, und hätte also das Kunstwerk überwunden haben müssen. Das klingt gut. Nur, daß die Ursache der Kritik inzwischen das Nebensächliche geworden ist. So steht die Kritik schon vor der Kunst. Darauf ist zu erwidern: Gar nichts kann die Kritik, gar nichts ist sie, nichts versteht sie. Nichts Positives kann man von ihr sagen, als daß sie die wandelnde Negation, die Antischöpfung (also Vernichtung) ist; die Unfruchtbarkeit, die wenigstens im Zerstören fruchtbar sein will. Das alles ist sie. Die Kritik kennt das Leben erst aus den Formeln, in die es der Künstler hat bannen müssen. Dem Leben gegenüber ist sie ratlos. Berg behauptet einmal, daß ja auch ein Buch ein Erlebnis werden könne. Damit antwortete er auf den Vorwurf eines vielleicht nicht dummen Urteilers, daß er — Berg — das Leben eigentlich wenig kenne. Berg giebt sich in der That stark persönlich, man kann ihm seine ganzen persönlichen Leiden und Tragödien ablesen, und er wird nicht immer so viel Diskretion gefunden haben, daß ihm das nicht gelegentlich aufgemußt würde. Jener Vorwurf war denn auch ein wenig taktlos. Aber Berg, der doch sonst ein scharfer Psycholog ist, hätte nicht mit diesem Einwand antworten sollen. Der hintt vorne und hinten. Zunächst einmal: Das Erlebnis, das ein Buch gewährt, ist zweiter Hand. Wer das Erleben nennt, ist ein Effektiker. Das ist ja die Tragödie Gerhardt Hauptmanns. Mit diesem Sage aber räumt er die Superiorität der Kunst ein. Er sollte dann seine Kritik mit weniger Anmaßung geben.

Ein Dichter, der die Königsprobleme in sich trägt, wirkt zumeist nicht als ein König, leider! Nur als ein dichtendes Genie. Der Kritiker gar, der nicht einmal davon dichten kann, ist die vollkommene Hilflosigkeit in Person. Als Absept des Dichters ist er weit entfernt, je seine Bedeutung zu besitzen.

Eine winzige Aufgabe hat die Kritik für den Künstler, da sie ihn doch nicht erlösen, ihn auch nicht unverwässert weiter geben kann. Das ist, seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Das ist dem Künstler denn ein kärglicher Ersatz für die Wirkung, die er ja doch nie erzielen kann. Umgekehrt wiederum: seine Eitelkeit zu verletzen, dazu besitzt sie nicht eine Spur von Recht.

Ich hoffe, daß alle guten Musikanten so werden denken lernen.



Die Grete.

Von Otto Grund.

(Lüdenscheid.)

Kennt ihr die Grete mit den Strahlengaugen, die Eispanzer zerschmelzen können und Herzen in Flammen setzen? Mit der goldenen Haar-krone, die so gern zusammen stürzt und dann wie Sonnenwogen ihre Schultern umwallt? Wenn sie lächelt, ist Freude ringsum und leise tönen die Glocken, und wenn sie traurig ist, wird alles stumm. Selten aber verstummen die Glocken, oft klingen sie laut und hell wie im Frühlingssturm. Ihr habt es doch schon gehört, das jauchzende Lied des Werdens und der drängenden Jugendlust? So lacht die Grete! Und so stürmt sie auch! Nicht umsonst ist sie im April geboren. Über die Wiese dahin mit glühenden Wangen, der Windsbraut gleich; auf der Straße mit den fröhlichen Kindern — überall die Erste; Hindernisse kennt sie wie die Kinder nicht.

Ob sie auch eine gebildete Dame ist? Gott sei Dank: nein! „Erziehung“ und „Bildung“ haben noch nichts an ihr verborgen; sie ist noch Mensch, hat noch ein Herz, das ehrlich lieben kann und ehrlich hassen. Das Gute liebt sie, vor dem Schlechten spuckt sie aus. Nicht wahr, das ist nicht „gebildet?“ Aber was wollt ihr — sie thut's nun einmal. Heuchler und Schönredner fühlen sich auch nicht wohl in ihrer Nähe, weil sie gar zu gern so eine Heuchlermaske herunter reißt vom Gesicht. Und wer eine Maske trägt, dem wird's ohne sie unbehaglich. Die Grete aber freut sich dann wie ein Kind, klatscht in die Hände und — spuckt aus. Und das ist für einen Maskenträger ohne Maske noch unbehaglicher.

Aber für die Guten, die Ehrlichen mit offenem Visier hat sie immer ein freundliches Lächeln, einen Händedruck, auch wenn's Kohlschippel oder Pferdeknechte sind. Da spricht ihr reines Herz, und das fragt nicht: Was bist Du? — sondern: Wie bist Du? Fremdes Leid kann ihr gar leicht die klaren Augen trüben, sie möchte Alle glücklich sehn. Hätte sie Millionen, sie hätte sie nicht lange; aber sie hat nur ihr Herz, und schon damit beglückt sie.

Blumen und Vögel sind ihre Lieblinge. Wer eine Blume zertritt, den blißen ihre Augen zornig an, und wehe dem, der einen Vogel mutwillig tötet!

. . . . Geht, um solch eine Grete hin ich zu beneiden? Denn, daß ihr's nur wißt: sie ist meine Grete. Geht hin, sucht euch auch eine!





Gedichte

von C. Hans von Weber.

(München.)

Herbst.

Zwischen öden Stoppelfeldern Tanzt der Straße grauer Staub, Und des Herbstes totes Laub Kauscht von fernen Buchenwäldern.	Stunden kommen — zögern — gehen, Und die Wolken wogen grau. Winde zerren sie so rauh; Ohne Freude ist ihr Wehen.
--	---

In dem fernen Horizont
Sinkt der Straße trüber Lauf
In die große Ewigkeit,
Die dort schwarz und finster thront:
Alles Leben faugt sie auf.
Alle Menschenfröhlichkeit —

Der Satyr.

In dem feuchten kalten Moore Zittert bang die schönste Nymphe, Zittert, weil sie nackt ist; Bebend ahnt sie neue Freuden, Neue warme Herzensströme — Doch das Moor ist kalt und öde —	Ihre großen schwarzen Augen Suchen schon im nahen Walde, Der so groß und finster droht, Suchen jenen rauhen Satyr, Der sie in die Flucht getrieben Einst, am schwülen Sommertage.
— Und sie legt die Hand, die weiße, Um die knospend jungen Brüste, Denn sie friert und ängstet sich. Von den kleinen Elfenfüßen Kriecht's herauf wie Schlangenkälte, Denn das Moor ist naß und eisig. —	Kalt und finster aus dem Walde Schleicht die schwarze Nacht herüber, Und die weiße Nymphe zittert. Und aus ihren armen Augen Fällt die schwere, heiße Thräne Auf das eisig kalte Moor — —

Feste.

Ihr feiert trunkne Feste im Thal,
Wollt ihr im Taumel vergessen
Das „heute“; — unterdessen
Ersteht euch im „Morgen“ schon neue Qual.

Ihr kriecht und ringt und denkt nicht dran,
 Daß nur das Schwere unten liegt,
 Und das Lichte auf zum Himmel fliegt,
 Daß im Thal die Freude nicht leben kann.

Und könnt ihr's ahnend auch verstehen,
 Welch' unerhörte Wonne
 Die Freiheit birgt, — der Sonne
 Wagt doch ihr nicht in's Aug' zu sehn!

Ich feire in meiner Einsamkeit
 Mit den Sternen Bacchanale;
 Und blick' ich nach eurem Thale,
 Dann lach' ich euch aus: „Wie klein ihr seid!“ —

Holdrioh!

Holdrioh! Ein Leichenzug!
 Fahrt den Toten zum Friedhof hin,
 Scharrt ihn in die Erde!
 Schwarz verummumt die Pferde! —
 Bannt und meidet frohen Sinn,
 Trogt dem Schicksal, brummt ihm Fluch!

Schollen kollern, Stück für Stück,
 Klatschen auf des Sarges Wand,
 Der das Liebste euch umflammert,
 Fest gefügt. Ob ihr auch jammert,
 Langsam füllt sich das Grab bis zum Rand,
 Niemals giebt es die Beute zurück!

Einmal kommt ihr Alle dran!
 Zuverlässig ist der Tod.
 Holdrioh! Nicht Einen
 Schont er. — Über weinen
 Sollt ihr nicht, so lang er nur droht! —
 Holdrioh! Packt's Mäd'el an!

Trinkt und liebt und singt, seid froh!
 Lacht des Feindes, der euch plackt,
 Laßt Andre um Tote trauern!
 Ihr werdet's nicht bedauern,
 Wenn später euch der Kerl dann packt
 Fest im Nacken — — Holdrioh!

Jahrestag.

Den Rock bis zum Kragen zugeknöpft,
 In den Taschen die Hände geballt,
 Das flackernde Hirn zum Sterben erschöpft,
 Von wehen Gedanken zerkrallt . . .
 Der Herbststurm brüllt mir um den Kopf
 Und immer weiter, — ich armer Tropf,
 Schreit' ich, — ohne Ziel.
 Wie das Blatt, das vom Baume fiel
 Und, eh' es stirbt, noch tanzt im Winde.
 Mir ist so weh, wie einem Kinde,
 Das Einer verließ. — Vor einem Jahr
 Ist Einer gestorben. — Heut' ist's ein Jahr. —
 — Herrgott, wie rauschte das bunte Leben
 Bald drüber hin. Hab' feste gegeben,

Wollt' einen Lebensfürsten mich wäñnen . . .
 Und weine wieder die selben Thränen,
 Die selben wie vor einem Jahr,
 Als Einer mir gestorben war.
 Einer, dem ich so weh gethan,
 Einer, der mir so weh gethan,
 Wie's Menschen nur können, die sich lieben.
 — Wie wollt' ich dich lieben, wärst du geblieben!
 Ein Jahr ist's her, — in diesem Jahr
 Hab' ich gelernt, wie lieb er mir war.

Gzárdas.

Der Primas hält warm
 Im sehnigen Arm
 Sein schwarzes Mädel, die wildeste Katz'.
 Auf jauchzt sie so hell,
 Entreißt sich ihm schnell;
 Los prasselt der Taumel, die haschende Katz'.

Trunken und wild
 Über Steppengefeld'
 Wirbelt des Gzárdas lachende Jagd
 Hals über Kopf. —
 „Nimm's Mädel beim Schopf!
 Küsse sie, eh' sie an Andre gedacht!“

Er fängt sie im Nu;
 „Jetzt hab' ich dich, du!“
 Da flüstert in's Ohr ihm ihr Stimmchen so fein:
 „Ach, treib' nicht nur Scherz —
 Komm, komm an mein Herz!“
 — Huffa! Es lohnt, ein Zigeuner zu sein!

Adlerflug.

Ich hasse die Korrekten, Wohlerzognen,
 Die steifen Menschen mit den guten Sitten,
 Die Braven, Ehrbarn (die Verlognen!),
 Die, wo sie alles fordern können, — bitten.
 Ich hasse all' die mutlos reinen Frauen,
 Die aus Moral dem Lebensglück entsagen,
 Die niemals prüfen, immer trauen
 Dem, was die Alten schlau zu lehren wagen.
 Doch will der Jörn mir fast die Brust zersprengen,
 Muß ich an jene Jugendtöter denken,
 Die junge Adler in den Käfig zwängen
 Und ihre frischen Schwingen roh verrenken.

O, könnte ich euch tilgen von der Erde,
 Die ihr der Hemmschuh aller Größe seid,
 Daß endlich rein der blaue Himmel werde!!

Dann steigen Adler auf zur Göttlichkeit.
 Die Flügel heben stark in mächt'gen Schlägen
 Auf Bergesgipfel junge Menschenseelen.
 Dort werden sie die neuen Formen prägen
 Und jeder soll die seine sich erwählen. —



Was der liebe Gott mit den alten Vollmonden macht.

Von Ella Sellenheit.

(Rittergut Dobers, Ob.-Laufsb.)

Im Himmel giebt's einen wunderschönen, grossen Garten, der gehört ganz allein der Mutter Gottes. Der liebe Gott hat ihr ihn einmal zum Namenstage geschenkt, — aber er gefällt ihr nicht. Da giebt's nichts als Lilien und Rosen, und Myrten und Eypressen.

Am Tage geht sie niemals hin. Da sind die Lilien so stolz, und die Rosen so prunkvoll, und auf den Bäumen sitzen blendend weisse Cauben. Dann bekommt sie solche Sehnsucht nach der Erde. Sie möchte auf einer Wiese liegen, in lauter Veilchen und Himmelschlüsselchen, und den Schwalben zusehen, wie sie pfeilschnell durch die Luft schiessen. —

Am Abend aber ist es herrlich in dem schönen, grossen Garten. Da liegt ein weicher Schimmer über den Lilien; und die Rosen duften irdisch-berauschend; und aus den Myrtenbüschen schluchzen und klagen die Nachtigallen vom tiefen, thränenvollen Leid der Menschen. —

Eins aber ist das Schönste, und das sind die Wege. Die hat der liebe Gott aus feinem, schimmerndem Mondenstaube gemacht, — von den alten Vollmonden. Sie leuchten in zauberischem Glanze, und die Mutter Gottes zieht ihre kleinen, goldenen Sandalen aus, denn es ist ein entzückendes Gefühl, auf Mondenstaub zu gehen. Dann blickt sie zurück nach der schimmernden Spur ihrer Schleppe und sieht zwei kleine Engeljungs, die sie noch gar nicht kennt. Die kleinen Engeljungs sind sehr erschrocken, denn eigentlich sollten sie schon zu Bette sein. Die Mutter Gottes aber thut, als hätte sie nichts bemerkt, und geht zu den Springbrunnen. Und die kleinen Engel spielen im Sande. Sie lassen ihn durch die Finger gleiten und freuen sich, wie er glänzt und flimmert. Sie schöpfen davon in die Hand, und es werden schöne, glänzende Kugeln

draus. Die fliegen hoch in die Luft, und beim Herabfallen zersprühen sie in Millionen und Abermillionen kleiner Silberstäubchen. Und die kleinen Engeljungs jauchzen und klatschen dann in die Hände. Und sie werfen sich sogar mit den Kugeln aus Mondenstaub, als wären's Schneebälle. Es thut auch kein bischen weh, wenn der Silbersand in die Augen kommt. — —

Aber als sie nun doch müde waren vom Spielen, setzten sie sich unter einen Rosenstrauch. Da kam die Mutter Gottes und sagte: „Kommt schlafen, kleine Engeljungs! Wenn ihr hübsch artig seid, will ich den lieben Gott um den nächsten Vollmond bitten. Dann macht euch der heilige Petrus einen grossen Sandhaufen draus.“

— „Zu Ostern schon?“ — fragten die kleinen Engeljungs und strahlten vor Freude.

— „Zu Ostern schon“, nickte die Mutter Gottes und lächelte gütig.



Neue Opern.

1. Eugen d'Alberts „Improvisator“.

Von Paul Ffchorlich.

(Berlin.)

Ein „Improvisator“ oder einen „Troubadour“ schreiben, heißt eigentlich mit der Thüre in's Haus fallen. Diese Leute singen oder sangen ja schon im gewöhnlichen Leben von Berufs wegen. Wie werden sie erst in der Oper los legen! Wenn d'Albert seinen Helben einen „Improvisator“, und nicht einen „Troubadour“ nannte, so gieng er dabei wohl mit Bewußtsein einer Zusammenstellung mit Verdi aus dem Wege. Er drückte sich am Vergleiche vorbei. Lassen wir also diesmal auch das Vergleichen!

Erst vor wenigen Wochen hat die Oper in Berlin ihre erste Aufführung erlebt. Ein an Beifall und Ehren reicher Abend war's. Die Hervorrufe für den Komponisten wollten nicht enden. Für den Komponisten? Mir scheint, man rief den Pianisten. Denn am andern Morgen schon kam der Rückschlag: die gesamte Berliner Kritik lobte den „Improvisator“ zur Stadt hinaus. Manche hieben auch klopig drein. Es soll ja Kritiker geben, denen nicht wohl ist, wenn sie nicht die Segen fliegen sehen. Aber die

meisten lehnten verbindlich ab: Am Flügel, Herr d'Albert, sehen wir uns wieder — aber auf der Bühne? . . . Bedauere . . .

Es ist nun nicht das erste Mal, daß in Berlin d'Albert Fiasko gemacht und außerhalb Berlins Glück gehabt hat. Seine beiden Einakter, „Die Abreise“ und „Rain“, haben sich doch recht zahlreiche Freunde und Verehrer erworben. Aber eine den Abend füllende Oper, die den gestrengen Herren in Berlin nicht zu Sinn wollte, ist gerichtet. Die verehrlichen Intendanten in Deutschland getrauen sich alsdann nicht recht, das Werk anzunehmen. Fällt ein Einakter durch, na, das ist noch zu verschmerzen. Fällt aber eine dreiaktige Oper durch, dann kriegt der Kassierer das Delirium — und was dann?

Seien wir gerecht! Auch dann, wenn wir für den d'Albert des „Rubin“, der „Othomonda“, des „Gernot“, des „Rain“ und der „Abreise“ uns nicht zu erhitzen vermochten — so viel dürfen wir, ja müssen wir zu geben: wertlos sind diese Opern alle nicht. Mag der Wurf als Ganzes mißlungen sein, im Einzelnen findet sich reichlich genug, was zu schönen Hoffnungen berechtigte. Ich würde das Nachfolgende mutwillig in Mißkredit bringen, wenn ich sagen wollte, diese Hoffnungen hätten sich im „Improvifator“ nun alle auf einmal glänzend erfüllt. Ich denke nicht daran, dieser Oper eine Epoche machende Bedeutung anzudichten. Nur so viel, das aber auch mit vollster Bestimmtheit, sage ich: Der „Improvifator“ ist ein sehr beachtenswertes und, rein musikalisch betrachtet, ein hoch erfreuliches Werk.

Den Text betrachtet man am besten gar nicht. Gustav Kastrop hat ihn geliefert. Auf Sekunda schrieb ich 'mal etwas Ähnliches. Wenn ich's heute mit kritischen Augen betrachte, verbreitet sich eine sanfte Röte um meine Wangen. Soll ich reportermäßig den Inhalt angeben? Es möge genügen, wenn ich andeute: Zwei Bettler spielen mitten im Karnevalstreiben zu Padua eine eigentümliche Rolle. Der Podestà von Padua zeigt sich als ein gewaltthätiger Herrscher, seine Tochter weiß sich natürlich nicht zu lassen vor Milde und Güte. Im zweiten Akt entpuppen sich die vermeintlichen Bettler als Abgesandte des Rates der Zehn in Venedig. Sie sollen den Podestà ermorden. Aber Cassio Belloni, der göttliche Sänger, entpuppt sich ebenfalls. Es ist der Graf Arco von Genua. Im Kerker hat er die geheimen Pläne der Pseudo-Bettler erlauscht; er warnt den Podestà, rennt hinter die Kulisse, sammelt — eins, zwei, drei — Truppen, macht fürchterlichen Rabau mit Kanonen und Flinten und hat bei Alledem noch Zeit, sich in ein glänzendes Wappenkleid zu werfen. Er, der die Sache der Freiheit vertrat und als Sänger, als Improvifator die Gunst der

Menge auf seiner Seite hatte, erscheint als Sieger; er begnadigt den Podestà, nimmt ihm seine Herrschaft ab und — heiratet die liebe-liche Silvia, seine Tochter. Genua, nicht Venedig, herrscht nun in Padua. Wir haben es also mit zwei Improvisatoren in einer Person zu thun: der Eine improvisiert Lieder, der Andere Regenten. Aus dem fürstlichen Sänger wird ein singender Fürst.

Diese an und für sich schon komödienhafte Handlung wird in Nichts gebessert durch die Sprache, in welcher sie geschrieben ist. Auch hier alles Komödie, allenfalls Pathos. In unseren Tagen kann ein so schwaches Textbuch eine Oper zu Fall bringen. Es ist aber nicht unbedingt nötig. Die Musik kann über alles triumphieren. Und mir scheint: obwohl d'Alberts Musik nicht Epoche machend ist, in diesem Falle wird sie es.

Die Musik*) bewegt sich vorzugsweise in leichten, gefälligen, ja humoristischen Noten. Wo es erforderlich ist, nimmt sie indessen auch jene schweren Akzente an, die aus dem „Kain“ gut bekannt sind. Man darf da nicht gleich von Stillosigkeit reden. Wenn man den Stil nur am Temperament erkennen wollte, das wäre sehr einfach. Originalität findet sich bei d'Albert immer von Neuem. Man braucht nur „Kain“ S. 33 oben und „Improvisator“ S. 276 oben neben einander zu halten. Diese Art, wie in einem gewaltigen Auftakt alles, was die Personen auf der Szene bewegt, im Orchester zusammen zu fassen, ist nur d'Albert eigen. Man wird ihm auch schwerlich vorwerfen können, daß er keine Melodien zu bilden im Stande sei. In der zweiten Szene des zweiten Aktes (S. 118 fig.) finden wir eine richtige Arie (mit Einleitung, Hauptsatz, Nebensatz und Schlußsatz), die eine Melodie von acht Taktten aufweist, welche an Ebenmäßigkeit, Sanglichkeit und Natürlichkeit gar nichts zu wünschen übrig läßt. Man muß sich freilich die Mühe machen, solche Stellen vom großen Ganzen abzuheben, was durch den Druck heut zu Tage ja nicht mehr geschieht. Was ich an d'Albert besonders hoch schätze, das ist die Beherrschung und Beachtung der Form. Es giebt heute nur ganz wenige Opern-Komponisten, die so prächtige Vorspiele bauen. Entweder man phantasiert mit Leitmotiven in's Blaue oder man stoppelt potpourri-artig Melodien zusammen. d'Albert ordnet seine Gedanken in wohlthuender Klarheit zu einem effektvollen Gesamtbilde. Das Vorspiel zum ersten Akte des „Improvisator“ ist voller Karnevalsstimmung. Es ist entzückend, wie hier die pathetische Melodie des Tenors (Hörner und Celli) von den Sopranstimmen umschattert wird. Der erste Akt enthält verhältnismäßig

*) Klavier-Auszug mit Text (20 M.) bei Bote & Bock in Berlin.

wenig musikalisch Bedeutendes. Alles ist sehr nett und nie unfein, aber es paßt nicht recht. Nur den großen Karnevalschor kann man ausnehmen. Er ist voller Witz und Laune. Der erste Gesang des Sängers Cassio Belloni (S. 92) verdankt seine Hauptwirkung der farbenreichen Instrumentation. Dagegen enthält der zweite Akt eine große Zahl von Schönheiten. Zunächst das oben erwähnte Lied des Cassio (S. 118). Von köstlicher Naivität ist die Ankunft der beiden Bettler im Kerker (S. 121). Diese Stelle beweist wieder einmal klar, daß man auch zu einem schlechten Text eine gute Musik schreiben kann. Die ganze Szene zwischen den sich vor den Ratten fürchtenden Bettlern ist musikalisch witzig. Geradezu prächtig aber ist das Brief-Duett (S. 140). Würde man eine derartige Stelle bei Lorzing finden, dann wäre des Lobens heute noch keine Ende. S. 144 geht's im Stile Smetana's: das Orchester dominiert, ein einaktiges Motiv wird unaufhörlich wiederholt und variiert. Entzückender Konversationsstil. Man vergleiche die „Abreise"! Auch das kurze Terzett (S. 149) „Lang wird's nicht währen, denke ich“ ist beachtenswert. Das Lied des Capitano (S. 156) überrascht durch eine höchst einfache Melodiebildung und zauberische Modulationen. Kurz darauf (S. 160—161) kann man Gelegenheit nehmen, den Dramatiker d'Albert zu würdigen. Auch die Erzählung des Cassio (S. 171) hört sich gut an. Allerdings mit einem Stich in's Triviale. Die raffinierte Begleitung verdeckt das schlecht. S. 185 flg. haben wir eine blühende Melodik. Man beachte die Steigerung im dritten Takte der Phrase, erst auf G, dann auf A. Schwach ist das Duett zwischen Cassio und Silvia (S. 196). Die Ballettmusik im dritten Akt ist wertvoll. Besser kann man das alte Menuett schwerlich kopieren, als es auf S. 223 geschieht. Sogar die schweren, stocksteifen Bassgänge (Voccherini!) sind hier zu finden. Ganz anders das sylphenhafte Hin- und Her der $\frac{9}{8}$ -Takte (so rasch als möglich!) im zweiten Teile des Ballets (S. 226). Hoher Beachtung würdig ist im dritten Akt besonders der Chor. Dieses oft wiederkehrende, rhythmisch ungemein reizvolle Motiv (S. 241 oben zum ersten Mal) im $\frac{3}{4}$ -Takt charakterisiert die fröhliche Stimmung des Volkes bestens. Zwischen den trübsten Stellen bricht es plötzlich mit siegreicher Heiterkeit hervor. Melodisch sehr schön ist S. 254. Der große Gesang Cassio's (S. 259) ist ebenfalls nicht übel. Vielleicht hätte sich daraus aber noch mehr machen lassen. Ganz hervorragend schön hingegen ist der Nachsatz zu diesem Gesange (S. 266), den dann der ganze Chor aufnimmt. Wie viel echte Wärme steckt in diesen Takten! Wie wunderbar fließt das alles! S. 269 (Mitte) und S. 281 (Mitte) sind rhythmisch bemerkenswert. Gegen Schluß finden sich einige Liden. Der

Einzugsmarsch des siegreichen Cassio ist flott und frisch erfunden. Auf der Bühne wirkt ein Bläserchor (Trompeter, Tenorhörner und Posaunen nebst zwei Rührtrommeln), das in harmonisch interessanter Weise in's Orchester eingreift. Natürlich ist auch äußerlich von d'Albert alles gethan, um den Schluß effektiv zu gestalten. Das einfache und doch grandiose Freiheitsmotiv erklingt immer von Neuem und ist mit schöner Arbeit in viele Stellen der Partitur verwoben. Motivischen Charakter trägt endlich das die Wettler charakterisierende Motiv (S. 24), das an Ungezwungenheit wahrlich nichts zu wünschen übrig läßt. Wer Angesichts dieser Takte von „gesucht“ und „gezwungen“ redet, dem ist nicht zu helfen! Dann ist eben der ganze Mozart „gesucht“.

Der freundliche Leser möge die angeführten Stellen selbst vergleichen. Ich bin überzeugt, daß er sich gleich mir über die Berliner Kritiken wundern und — ärgern wird. Muß denn ein Werk immer gleich hervorragend sein, um Anerkennung zu finden? Es ist geradezu fahrlässig und unverantwortlich, das Gute da zu übersehen oder totzuschweigen, wo es sich findet. In diesem Punkte hat die Berliner Kritik sich wieder einmal an einem Werke versündigt, das zu beurteilen ihr entweder der Verstand oder — der Ernst fehlte. Ich neige zur letzteren Ansicht.

Die Meisten glauben, wenn sie dem Pianisten d'Albert voll und ganz Rechnung getragen, dann sei alles gut. Ich aber sage: wenn ein Mann sechs Opern schreibt, so dokumentiert er schon mit dieser Thatfache, daß es ihm heiliger Ernst ist mit seinem kompositorischen Schaffen. Darum schreibe ich nicht Nachts um 12 Uhr im Café nach der Premiere meine Kritik, sondern stecke erst die Nase in den Klavier-Auszug. So du eine Nase hast und einen Klavier-Auszug, lieber Leser, thu' ein Gleiches!

2. M. Meyer-Olberslebens „Haubenkrieg“.

Von Arthur Seidl.

(München.)

Eine Opern-Neuheit genau am letzten Abende vor der großen Osterpause herauszubringen, ist eigentlich etwas perfid und hieße offiziell eine vernichtende Vor-Kritik an dem Werke selber üben — wenn dergleichen nachgerade nicht schon „Stil“ bei uns, will sagen: an unserem kgl. Hoftheater, geworden wäre. Die ganze Unökonomie, die unsere gesamte Theaterverwaltung auszeichnet, prägt sich in solcher geradezu sinnlosen Erst-Ansetzung aus, die obendrein ihren ausführenden Kräften die eigentliche Arbeitslust und Schaffensfreude ja gründlich benehmen muß. Erübrigt somit

für uns höchstens noch die aufrichtige Verwunderung darüber, daß es bei dem ursprünglich angenommenen Termin auch wirklich verblieben ist: ein wahres Ereignis in den Annalen unserer Hofoper, wie sich eines solchen die bekannten „ältesten Leute“ der Stadt kaum mehr entsinnen wollen.

Dem Komponisten einer neuen „komischen Oper“ — heiße sie nun „musikalische Komödie“ oder nenne sich „heiteres Bühnenspiel“ — bin ich immer geneigt, einige Points vorzugeben. Allein schon das Faktum einer solchen und der Mut des Betreffenden interessieren mich lebhafter und stimmen mich auch gegenüber unserer Intendanz unwillkürlich um einige Grade milder. Denn zweifellos bildet die „komische Oper“ nun einmal das Problem unserer Tage, und sicherlich kommt es darin einmal wieder ganz anders, als so mancher gute „Wagnerianer“ in seinem „Wahnfriede“, mit den abgesteckten Richtpunkten, unverrückbar fest stehenden Kardinalsätzen und aesthetischen Conditiones sine qua non, vermeint. Ich für mein Teil bestreite auch von vornherein ganz entschieden, daß man sich in dieser neuen Oper etwa nicht „amüsieren“ könne. Das sind, meine ich, doch nur wieder die „Mannsen“ in den Herrn Kritikern, die das ernstlich zu leugnen versuchen, weil sie das „Cherchez la femme!“ eben niemals recht Wort haben wollen und mit der überlegenen Miene der Selangweilten dann gerne kein Wesens daraus machen, wie als wäre das weibliche Element nicht der eigentliche Drahtleiter der Weltgeschehnisse, und der Unterrock nicht dasjenige entscheidende Element, welches hinter den Kulissen der stolzen Männerhistorie die eigentliche Politik zuletzt ausmachte. Ich habe mich also, die erste Hälfte unseres Drama's etwa, offen gestanden ganz gut dabei unterhalten, mich persönlich wiederholt belustigt an der frischen Reife, mit der hier der Autor utriusque partis, des Textes und der Musik, dieses neue, echte Lustspiel-Motiv der revolutionierenden „Kleiderordnung“ mit guter Satire heraus gestellt hat, und mich ehrlich gefreut an der munteren Lebendigkeit des Libretto's wie seiner textlich ganz gut-pointiert fortschreitenden, stellenweise sogar erwartungsvoll spannenden Handlung. Etwas vom weinfröhlichen Humor des hellen Würzburger Frankenlandes scheint ohnedies hindurch zu klingen, das als Lokalkolorit und Heimatton gar nicht einmal die schlechteste Beigabe vorstellen würde, je weniger es seinerzeit schon Siegfried — dem jungen „Wagner“ — gelang, gerade jenen Humor mit seinen beiden Werken zu bannen.

Fiele das Ganze also nicht in der zweiten Hälfte wieder so kläglich ab, es ließe sich wohl darüber reden. Denn auch die Musik ist im Grunde gar nicht so übel, wie Manche glauben machen wollen, wenn schon air, spielerisch, deklamatorisch leider recht undeutlich geraten und zuletzt des

höheren Schwunges doch wieder entbehrend. Auch mit bösen Reimen wie z. B. „Taffet — verschaffet“ u. a. m. wollten wir es nicht allzu genau nehmen, sind wir doch von Siegfried Wagner her auf eben diesem Gebiete nicht gerade hervorragend verwöhnt worden. Und bleibt auch der „Gymnus auf die Mode“ im Frauen-Chor (Stil: „Damengesang-Verein“) so ziemlich das Gegenteil von Beethovens: „was die Mode streng (bezw. frech) geteilt“, erleben wir im letzten Aufzuge so etwa „kaiserliche Aesthetik“, d. i. fürstlich-höfliche Reden über „Kunst, Schönheit, Harmonie und Aesthetik“, zur Abwechslung einmal unter Noten gesetzt, und haben wir es auch stark mit so genannter „Magedein“-Poesie und Musik (Thema: „Im deutschen Mädchenherz erblühet — Der Minne Blume ohne Gleichen!“) hierbei zu thun: das alles würde uns immer noch nicht allzu sehr anzusechten vermögen, zumal wir den Einwand: „Neßler“, „Abt“, „Oprette“ bei solchen Gelegenheiten von der deutschen Kritik nun schon zu oft vernommen haben, um nicht so etwas wie ein Naturgesetz just für die „komische Oper“ dahinter bereits zu wittern.

Allein, immer von Neuem wieder entsteht doch die gewichtige Frage: Handelt es sich um die Feinkomik einer aparten Zügelkunst mit vorwiegend aristokratischen Zügen und von vornehmeren Mäuren, oder gilt es nur wieder die „Konkesszenenz“ (wie Nietzsche wahrscheinlich sagen würde) zum Oberfläch- und Gemeinhin-Volkstümlichen? Und hier ist es, wo auch ein Meyer-Dibersleben, der Würzburger Musik-Pädagog, unsere etwaigen Erwartungen schmählich im Stiche gelassen hat, wo seine Musik selber mitten in's Herz getroffen erscheint und sich das Ganze als nicht lebensfähige Geburt erweist. Da nützt denn keine wohlherzogene Formenbegabung, kein melodisch leichtes Talent und kein stotteres Instrumentationsgeschick, weder Sprachgewandtheit, noch Eklektik der musikalischen Diktion, noch auch Anlage zu gesunder Drahtik in der guten alten Charakterisierungs-Manier (vgl. das Motiv des Bürgermeisters „Ganzhorn“) — da heißt es auf das ernste „Wer da?“ stramm Farbe bekennen und die Karten hübsch aufdecken, was Geistes Kind man sich nennt und welcher „Richtung“ man, im Grunde seines Herzens zugethan, letzter Instanz folgt. Das ist der neue Begriff einer „Deszendenz“-Lehre — frei nach Darwins „Auslese“ einer Zuchtwahl im Kampfe um's Dasein (lies: Musikdramatiker-Sein oder Nichtsein!) — für unsere moderne Musikkritik und eine neuere Aesthetik der Tonkunst; und hier muß das Verdikt leider nun auch lauten: „Gewogen, erwogen und viel zu leicht befunden!“ Die gelegentliche Beobachtung, daß es in der 3. Szene des II. Aktes, bei der Unterredung zwischen dem „chargierten“ Kilian und seinen Kumpanen, dank der ge-

stopften Kinder-Trompete, stellenweise beinahe wie ein automatisch schnarrender Wirtshaus- und Straßenfänger-Phonograph schon klingen will, erscheint danach förmlich typisch für den „Geist“ des ganzen Gebildes.

Erübrigt somit nur noch ein Kopfschütteln und Achselzucken unsererits darüber, daß die anwesenden Würzburger Studenten wirklich sollten alle unthätig, mit gezogenen Schlägern zusehen und nicht ritterlich vielmehr eingegriffen haben, da die fürstbischöfliche Wache beim Kiliansfest einschritt und den Mädchen ihre schönen Hauben so roh vom Kopfe herunter riß; sowie ein „aktueller“ Hinweis auf den Gegensatz der hochwohlweisen, oberpolitzeilichen „Kleider-Ordnung“ zu unserem Zeitalter der „Aussperrung im Schneider-Gewerbe“. Und: der tenoristisch begabte Hofmaler „Lorenzo del Monte“ könnte und müßte hier wohl — G. B. Tiepolo heißen, wenn die Mär' eben nicht um 1704 schon in Würzburg spielte bezw. als Fürstbischof nicht Joh. Phil. von Greifenklau, sondern der bekannte Graf Schönborn im Personenverzeichnisse der Oper figurierte. Der Rest bedeutet — Harmlosigkeit, vulgo Selbstgenügsamkeit in allen hohen und niederen Graden.



Münchener Frühjahrskunst.

Von Erich Haenel.

(München.)

Wortto: Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser ruhig bleiben?
Klammersnd legt sich anzuhängen?
Ist es besser, sich zu treiben?

Über die grau-grünen Wiesen im Englischen Garten streicht der Tauwind. Eine Besteigung des Monopteroshügels, sonst das bequeme Ziel der Lufthungrigen, wird jetzt zu einer ermüdenden Sumpfwanderung. Der jähle Schlamm, die schredliche Synthese von Wasser und Kaltbodenpartikeln, hängt sich dem Wanderer an den Fuß mit klammernden Organen und weist ihn auf die ebene Straße, wo ihm, abgesehen von einem Zusammenstoße mit einem der jetzt auch an der Nar fauchenden Töff-Töffs, sonst keine Gefahr droht. Und bald grüßt, wie eine ironische Prophetie für unsere Thaten im Geiche der Mitte, durch die entlaubten Büchen das Glockendach des „Chinesischen Turmes“.

Wem es beschieden ist, Münchens Kunstthaten unter dem Zeichen des Frühlings-aquinoxtiums kritisch zu erforschen, der darf sich auf keine Höhenwanderung gefaßt machen. Noch ist die Erstarrung, die bis zum Karneval die bildende Kunst in ihrem Kontakt mit der Öffentlichkeit gefangen hielt, nicht ganz gewichen. Und das, was sich jetzt unter den Strahlen der wiederkehrenden Sonne hervor wagt, trägt zu deutlich die Züge des Werden, Sich-Entwickelnden, als daß wir daraus tiefere Schlüsse auf die Lebensfähigkeit der kommenden „Saison“ ziehen dürften. Aber der Erdgeruch der lenzlichen Natur hat doch seine wunderbaren Reize, selbst wenn der Gipfelwind und der freie Ausblick über die klare Weite Manchem erst das wahre Antlitz der wirkenden Natur enthüllt. So ein warmer Hauch von keimendem Leben durchweht das Vierteltausend Bilder, die in

der Frühjahrsausstellung der „Sezession“ vereinigt sind. Es sind keine großen Meisterwerke darunter, keine Arbeiten, die den Stempel der inneren Notwendigkeit, des seelisch Durcherlebten an der Stirne tragen. Aber fast alle diese Gemälde beweisen, daß ihre Schöpfer in einem wirklich intimen persönlichen Verhältnis zu der organischen Wirklichkeit stehen, mehr noch, daß ihnen der sichtbare Ausdruck dieses Verhältnisses ein Endziel bedeutet, das zu erreichen nur bei vollkommener Herrschaft über die technische Formensprache möglich ist. Das Gegenständliche tritt also wieder einmal gänzlich in den Hintergrund. Die „Kunst, zu malen“, als deren Tempel sich der Säulenbau am Königsplatz entthüllt, zeigt sich aber ihrer hehren Tochter, der „Kunst der Malerei“, nicht unwert. Der oft geäußerte Eindruck, es seien doch meist nur „Skizzen“ hier ausgestellt, darf uns nicht irre machen. Nicht umsonst malten die jungen Künstler den Frühling auf ihr Panier. Für das innerlich und äußerlich Ganzfertige ist ja der Glaspalast da. Ich meine, gerade das macht diese Werke uns interessant und lebensfroh, daß ihnen die absolute Reife so vielfach fehlt. Sie sind jung, wie ihre Schöpfer — möge man ihre Vorzüge wie ihre Mängel daraus begreifen.

Selbst ihr Führer und einflügeliger Bahnbrecher ist trotz seiner 51 Jahre jung geblieben. Friß von Uhde's Porträtszene „Im Garten“ atmet noch all die sonnige Frische, die aus manchen seiner biblischen Naturstücke bricht: die Charakteristik des jungen Mädchens wie des erregt in's Bild schauenden Hundes ist ganz meisterhaft; einzelne Partien wie das fleckige Fell darf man als klassische Beispiele eines echt naturalistischen Kolorismus bezeichnen. Ein paar Interieurstudien des Karlsruher's Friedrich Fehr stehen in der Nähe seiner Kunst auffallend nahe, Richard Winterhitz dagegen kommt mit der anspruchsvoll lebensgroßen Figur eines schwärzlichen Violoncellospielers über eine leere Nachahmung im Velasquezstil nicht hinaus. Breit und kräftig ist Nikls Selbstporträt; Anetsberger malt den Bildhauer Dittler † ruhig und ernsthaft in ziemlich braunem Gesamttön, G. Würtenberger ein altes Ehepaar schlicht, mit einem Stich in's Philiströse, F. Götz einen jungen Mann mit viel Eleganz und Zonficherheit etwa so, wie Sargent seine mondänen Modelle auffaßt. Habermann giebt vor Allem in einem wundervollen Halbakt wieder eine Probe seines stupenden Könnens, an der man doch reinere Freude haben kann als an dem Hauptgewinne vom letzten Glaspalast. Befremdlich zwar auf den ersten Blick, aber eigentümlich fesselnd bei näherem Studium, enthalten die vierzehn Skizzen von Leo Putz ein ganzes Kompendium von Beleuchtungsphasen, deren der Künstler in einer seltsam breiig-zersplitterten, fettigen Technik Herr zu werden sich bemüht. Meist mit schlagendem Erfolg: man beachte die Szene „Im Kahn“, wie das grüne Wasser im Halbschatten an Transparenz gewinnt, wie die Form des weißen Armes mit ganz wenigen breiten tonigen Flächen heraus gearbeitet ist! Freilich ist der Schritt zur Manier nicht weit, aber die sprühende Lebensfrische dieser Naturausschnitte hat in ihrer Art unter den Bildern der Ausstellung keinen Rivalen. Hans von Hayel mit einem kraftvoll gesehenen Bauernhof im Tauwetter, Laudenberger mit einer Gruppe badender Jungen, die in ihrer farbigen Energie sich wunderbar von dem dekorativ zusammen gehaltenen Hintergrund abhebt, Schramm-Zittau ausnahmsweise mit einer Anzahl etwas schwärzlicher Bauernstudien haben sich Alle in dem Reich des „Malen-Könnens“ schon eine feste Position erobert. Paul Crodel's Arbeiten möchte man weniger formlos, weniger „wattig“ im Kolorit wünschen, während H. Kaiser, ausgenommen in den Studien kleineren Formates, eine Art farbiges Kraftmeiertum kultiviert, die seinen sonst so eindrucksvollen Bildern viel von ihrer saftigen Frische raubt. Auch H. Piehsch war in seinen, nur den reinen Natureindruck wiedergebenden Arbeiten glücklicher als jetzt, wo

er mit zwei Hochgebirgsschilberungen wie einem bewußten Stimmungsmotiv „Die stille Blume“ mehr stillisierenden Wirkungen nachgeht. Ähnliches gilt von Benno Becker: seine „Letzte Sonne“ entbehrt selbst für das Auge, das auf eine phantastische Transskription der Wirklichkeit vorbereitet ist, jeder Überzeugungskraft. Das milchige Grün seiner Landschaften verliert immer mehr den ihm einst innewohnenden Reiz. Wahrhaft erfrischend erscheinen daneben Gemälde wie Buttersacks „Waldbütte“, Frobenius' „Einsame Eiche“ — nicht die ziemlich gequälte „Heimat“ —, W. L. Lehmanns „Sommerabend“ oder auch Meyer-Basels ungemein feines Pastellchen „Im Rheintal“. Für Gourmands empfehlen wir „Die Kaffee“ und zwei Blumenstücke von Marie Läßkes: koloristische Lederbissen, wie sie ein Paterjon oder Stuart Park nicht delikater hinsetzt. Emil Dittlers, des Frühverstorbenen, plastisches Talent äußert sich am feinsten in dekorativen Aufgaben, wie z. B. in dem Weissenburger Brunnen. Einzelne historische Motive sind auch sonst unerkennbar, aber die temperamentvolle Reizigkeit des Modernen bleibt doch das charakteristische Element in diesem reichen Schaffen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Arbeiten der Sezessionisten trotz einzelner Ungleichwertigkeiten, durch ein festes Band künstlerischer Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit auch ästhetisch zusammen gehalten werden. Was die Luitpoldgruppe bei ihrem jetzigen Auftreten in den Räumen der „Galerie Heinemann“ bietet, kann diesem lockeren Beieinander von künstlerischen Kräften der verschiedensten Schattierung immer noch keine führende Stellung im Münchner Kunstleben sichern. So können auch in dieser Übersicht einige Namen genügen. Bei W. Geffken spielt stets die Komposition eine besondere Rolle: die Art, wie in dem „Ersten Schritt“ oder der „Bretonischen Bäuerin“ die Landschaft linear gegliedert ist, bringt im Vereine mit dem feindsönigen Realismus der Luststimmung ein durchaus harmonisches Kunstwerk zu Wege. Raoul Franks „Ostenboot“ in der breiten Dünung des Kanals giebt wie Verkuhns Dänenstudien die salzige Seeluft mit einer Intensität wieder, die in ihrer gesunden Unmittelbarkeit von der Naturfunktionalität des Klassikers Achenbach durch die tiefe Kluft einer entwicklungsgeschichtlichen Epoche getrennt ist. Franz Hoch hat sich bei seinen Silberpappeln leider im Maßstab vollständig vergriffen, Fritz Baer, Hugo Bürgel und Rabending treffen wir auf bekannten Pfaden, ebenso G. Urban, den künstlerischen Propheten des Sabinergebirges. Karl Hartmann, der so schnell zu Ruhm gelangte, bleibt leider viel in Außerlichkeiten hängen; sein künstlerischer Stil muß die erstaunliche Variabilität mit einer bedenklichen Einbuße an persönlicher Wärme bezahlen. Ganz auf der früheren Höhe steht Rafael Schuster-Woldan; der Zug aristokratischer Sinnlichkeit, den sein Schaffen trägt, verleiht auch dem „Mädchen mit dem Rosenhut“ seine romantischen Reize. Unter den Porträtisten gewinnt Walter Ihor immer mehr Beachtung. Seine „Veronika“ erinnert in der Art der Individualisierung stark an Leibl; mehr noch Osw. Kresses „Junge Bäuerin“. Alfr. Meyers Herrenporträt hat unleugbare Qualitäten, irgendwie zu fesseln vermag es nicht.

Auch unsere „dritte Sezession“, die junge Künstlervereinigung „Phalanx“, ist während des Winters nicht müßig gewesen. Wer sich vom Wittelsbacher Platz in die stillen Räume ihrer Ausstellung fand, der brauchte die Stunde zum Mindesten mit Hinsicht auf eine neue Bekanntschaft nicht für verloren zu halten. Wassily Kandinsky ist ein Maler-Poet, der das Land der Verheißung mit glühender Seele sucht. Seine Landschaften sind von einer fast verblüffenden Leuchtkraft, farbenprächtig wie ein byzantinisches Mosaik, dank der Lackfarbentechnik, die er mit Vorliebe anwendet. Daß sie nicht durchaus von unverfälschter Empfindung durchsetzt sind, sei dabei nicht verschwiegen. Leon Rojen

steht als Könner weit unter jenem: sein „Dorsparadies“ giebt die durch den Titel gekennzeichnete Stimmung nur mit einem starken Zusatz menschlicher Unvollkommenheit. Eine Anzahl kunstgewerblicher Arbeiten, darunter mehrere von Darmstädter Künstlern, rundeten die kleine Ausstellung recht anmutig ab.

Selbst der altehrwürdige „Kunstverein“ scheint in letzter Zeit etwas Frühlingsluft in den morschen Gliedern verspürt zu haben. Zwar hat ihm die Therapie der Verlosung von Anteilsscheinen konstitutionell wenig angeschlagen, aber in seinen Gaben ist die brave Mittelmäßigkeit doch mehrmals erfolgreich bei Seite gedrängt worden. In stattlicher Repräsentation ihres Schaffens traten u. A. auf Mr. Zimmermann, ein ungemein vielseitiges Talent, dem nur noch etwas innere Klarheit zu fehlen scheint; Max Kuschel, bei dem allerdings das Können dem ziemlich präventösen Wollen nicht annähernd die Wage hält; J. Huber-Feldkirch mit einer Reihe großzügiger Monumental-entwürfe; E. Liszke mit romantisch-heroischen Landschaften und Porträts; die Blumenmalerin D. Wisinger-Florian. Der Nachlaß des Berliner Carl Ludwig konnte in seiner schlichten Feinheit manchen unserer Impressionisten bedenklich machen. Wenn nur daneben das künstlerische Spießbürgertum nicht immer wieder obenauf käme!

Der frische Strom frühlichen Fortschritts, dessen Lauf wir in den Ausstellungen verfolgten, flaut in dem Moment ab, wo er in das fest umgrenzte Bett offiziöser Kunstpolitik eintritt. Wenn man sogar am Färbergraben schon die Lösung auszugeben wagt: Sexagenarios do ponto! — dann kann selbst der unentwegteste Patriot sicher sein, daß etwas faul ist im Staate Dänemark. Und allerdings stellt der Entscheid der Kommission in Sachen der Wasserburger Nathauskonkurrenz alles in Schatten, was bis jetzt an hochkonservativen Großthaten „von oben“ geleistet worden ist. Von den sechs Entwürfen, unter denen sich der in jeder Beziehung geeignete, künstlerisch hoch bedeutende eines L. Herterich befindet, erhält den Preis die trodene und geistlose Kompilation, die R. von Mann „unter ausschließlicher Benützung alter Originalformen“ des 16. Jahrhunderts zusammen gepaußt hat. Die Herren von Lenbach, Seitz und Seidl, denen sich diesmal zu unserem Erstaunen H. von Habermann angeschlossen, konnten ihre rückständigen Tendenzen nicht klarer dokumentieren als mit diesem Entscheid, der nicht nur bei der Münchner Künstlerchaft ein außerordentliches Verzeihen, um es diplomatisch auszudrücken, hervor gerufen hat. Was helfen uns alle tönenden Worte bei jeder festlichen Gelegenheit, was hilft uns selbst eine so lange schon sehnsüchtig erwartete und darum doppelt willkommenere That wie die Erweiterung der kgl. Kupferstichsammlung im Erdgeschoße der Alten Pinakothek, aus der sich eine ausgezeichnete Wechselausstellung der besten modernen Griffele Kunst entwickeln könnte, wenn das Verständnis für die Aufgaben des Staates in der lebendigen Gegenwart von den hier einflußreichen Größen so gewaltsam zurück gehalten wird? Daß die Stadt München für ihr jährliches Kunstbudget von 10 000 M. keine andere Verwendung weiß als den Ankauf zweier Kolossal-löwen aus der Nucmann'schen Manufaktur, um sie auf den Treppensaulen der Feldherrnhalle mit aufzustellen, ist ebenso wenig geeignet, das Vertrauen der Bevölkerung in die fortschrittlichen geistigen Interessen einer hohen Obrigkeit zu stärken. Wenn Münchens Niedergang als Kunststadt heute die Gemüter erregt, so sollte doch . . .

Ich glaube wirklich, dort gucken schon ein paar Princkeln aus dem jungen Gras! Und die Spitzen des bräunlichen Astes da drüben leuchten so verdächtig hell, daß ich wirklich einmal näher zusehen muß, ob das die eine warme Nacht alles hat thun können. Aber immer noch droht durch die knospenden Zweige, eine tote Kruppe in all dem blühenden Leben, das Holzgespenst des „Chinesischen Turmes“.





Münchens Niedergang als Kunststadt.

Von Dr. Karl Voll.

(München.)

Der vielgewandte Münchener Schriftsteller Eduard Engels hat eine Rundfrage über die bekannte, von Hans Rosenhagen vor einem Jahr in die Luft geworfene These vom Niedergange Münchens als Kunststadt veranstaltet. Das Ergebnis ist mangels vielseitiger Beteiligung nicht recht stolz ausgefallen; aber es haben doch so viele Künstler und Kunstschriststeller aus Nord und Süd, sowie aus den verschiedenen Kunst-richtungen geantwortet, daß die Allgemeinheit wieder auf das feste, aber in jeder Hinsicht unglückliche Wort Rosenhagens zurück gekommen ist und sich aufs Neue mit der zwecklosen Frage beschäftigt hat. Es ist dabei zwar sehr häufig die Ansicht ausgesprochen worden, daß man endlich einmal die Sache schlafen lassen möchte; trotzdem scheint es mir angezeigt zu sein, einige Bemerkungen noch nachträglich zu geben.

Es darf zunächst wohl als ganz charakteristisch gelten, daß keine der Antworten näher auf Rosenhagens Artikel selbst eingeht. Die Mehrzahl giebt ihm Unrecht, einige stimmen ihm bei, und eine kleine Anzahl verschließt sich hinter den Thüren der Gleichgiltigkeit gegen alle kunstpolitischen Erörterungen. Mehr noch als der Umstand, daß die meisten, auch der aus Norddeutschland eingelaufenen Äußerungen sich gegen die Behauptung vom künstlerischen Niedergange Münchens wenden, dünkt es mir nun beachtenswert, daß Keiner — Freund, Gegner oder Rivale — sich bemüht fühlt, sich mit den von Rosenhagen beigebrachten Gründen auseinander zu setzen. Nur die Überschrift seines Artikels giebt ihnen zur Besprechung Anlaß. Das ist doch wohl ein sehr schlimmes Zeichen für die innere Kraft von Rosenhagens Ausführungen. Wenn also der Berliner Kunstschriststeller sich begnügt hätte, in einem Aphorismus den künstlerischen Niedergang Münchens zu konstatieren, so wäre die Wirkung ganz die gleiche geblieben, und er hätte sich die Mühe der näheren Begründung sparen können; es wäre ihm damit auch erspart geblieben, in einem späteren Aufsatze selbst seine Äußerungen als übertrieben bezeichnen zu müssen, und noch weniger hätte er es nötig gehabt, zur Verteidigung seiner — wie man aus Engels Rundfrage erfieht — verlorenen Sache zu persönlichen Angriffen und Verdächtigungen derer, die ihm replizierten, zu greifen.

Unter den 33 Antworten ist vielleicht die von Franz Stud gegebene die beste. Stud fragt: „Was ist denn Besonderes vorgefallen?“ Die Frage trifft den Kern, der, so weit Rosenhagens Artikel in Betracht kommt, ganz hohl ist. Einige Künstler sind fort berufen worden, ohne daß man sie zu halten versucht hätte. Das ist alles. Gegenüber dem nunmehr entstandenen Gezeter, das einigermäßen an die Legende von der Rettung des Kapitols gemahnt, ist es vielleicht nützlich, an ein historisches Ereignis zu erinnern. Als seinerzeit der sehr verärgerte Peter Cornelius von München nach Berlin zog, wurde auch der Niedergang Münchens gewahrhaft, und über die offiziellen Kreise

konnte man manches bittere Wort hören. König Ludwig I. aber entgegnete stolz und kühl: Cornelius ist nicht die Münchener Kunst. Die Zukunft hat ihm Recht gegeben. Einweilen wird man, wie das auch Viele ausgesprochen haben, in München recht zufrieden damit sein dürfen, daß es der Ort ist, von wo sich die anderen Kunststädte mit tüchtigen Künstlern versorgen. Schlimm wäre das System des fortwährenden Aderlasses nur von dem Moment ab, wo konstatiert werden müßte, daß kein brauchbarer Nachschub in und nach München mehr stattfindet. Die einzige Gelegenheit, sich hierüber zu orientieren, bieten die Ausstellungen, und da sei denn darauf hin gewiesen, daß gerade diese Frage von der gegenwärtigen Frühjahrsausstellung der Sezession, wo doch die „Jungen“ zu Worte kommen sollen, günstig beantwortet wird. Für die Gegenwart können wir beruhigt sein; was aber die Zukunft bringen wird, das können wir schlechterdings nicht beeinflussen und darum auch nicht vorher sagen. Warnungen und Unterrufe haben da gar keinen Wert und Sinn; denn es handelt sich ja nicht um fest stehende, mehr oder greifbare Größen. Nehmen wir auch hier wieder ein konkretes Beispiel aus der Geschichte. Die Madrider Kunst lag am Anfange des 17. Jahrhunderts sehr im Argen, und außer ganz speziell unterrichteten Gelehrten und Altertumsfreunden wird kaum jemand auch nur einen Namen der damaligen Künstler kennen. Wäites Gezant der Hofkünstler erfüllt die Annalen. Da kommt aus Süds Spanien ein junger unbekannter Mann an den Hof, und sofort wird Madrid in die Reihe der ersten Kunststädte der Welt gehoben; der junge Unbekannte hieß Velasquez. Solchen ganz subjektiven Erscheinungen gegenüber, wie die künstlerische Thätigkeit ist, ziemt es sich, das Bestehende zu genießen und zu erhalten; im Übrigen aber schweigend zu hoffen, daß die seit Jahrtausenden bewiesene Unererschöpflichkeit des menschlichen Geistes in künstlerischer Hinsicht auch noch fürderhin andauere. Wo dann die neue Blüte erstehen wird, das ist Sache des Windes, der das Saamenkorn auf günstigen Boden führt.

Das ist es eben: die Reiften sagen, — wie ich glaube mit Recht, — daß der künstlerische Boden Münchens gut sei. Wenn wir die Geschichte auch hier vertrauensvoll um Rat fragen dürfen, dann erhalten wir ja hierüber auch wohl gute Auskunft. Seit den Tagen des Barocks ist München ununterbrochen unter den deutschen Kunststädten in erster Linie gestanden, und besonders im Notofe hat München, wenn nicht überhaupt das Feinste, Beste und Geschmacksvollste geleistet, was zu jener gesegneten Zeit in Deutschland geschaffen worden ist, — doch gewiß sich von keiner anderen deutschen Stadt übertreffen lassen. Die Bauten stehen noch zum großen Teile, die prachtvollen Gemäcker und Kirchen sind noch vielfach in der alten Ausstattung erhalten: sie legen ein bereites Zeugnis ab. Manche der Künstler allerdings waren Fremde, aber nicht Alle; und wenn der Beste unter ihnen, Cuvilliés, von fremdem Land zu uns gekommen ist, so sind seine ausgezeichneten Vorläufer und Rivalen: Effner, Adam, Ganzrainer und Zimmermann Einheimische gewesen.

Dieses günstige Verhältnis besteht noch heute. Fremder Import und heimische Begabung haben den Münchener Boden fruchtbar erhalten, haben München zu der Stadt Deutschlands gemacht, wo für Künstler die meiste Anregung zu holen ist. Wie lange das noch währen wird? Wer weiß das? Aber auch: Wer darf es wagen, darüber etwas Bestimmtes sagen?

Was nun diese Verhältnisse anlangt, die den Künstlern den Aufenthalt in München so anregend gestalten, so kann nicht geleugnet werden, daß neben dem Licht auch große Schatten sind. Das Münchener Kunstleben ist so ungemütlich wie möglich. Erstens machen sich die Künstler das Leben selbst sauer; denn die Intriguenwirtschaft ist auch

hier absehulich. Zweitens aber ist München in wirtschaftlicher Beziehung sehr teuer. Wer nicht ein großes Vermögen oder ein stattliches Einkommen hat, muß in sehr ärgerlichen Entbehrungen leben, in Entbehrungen, die um so ärgerlicher sind, als die Lebensfreude der Künstler — mit Recht! — sehr groß ist. Das ist allerdings sehr schlimm. Hier hat wohl Dr. M. G. Conrad die richtige Ansicht ausgesprochen: „Aber deswegen keine Sentimentalitäten: Trotzdem! heißt die Losung für alle Schöpferischen und aufwärts Schreitenden. Das ist die elementare Größe Münchens als erster deutscher Kunststadt, die uns in tragisch-heroischer Spannung erhält: wir erleben stündlich, daß das Höchste auch im Friedenreiche der Kunst nur blutigem Kampf und heiligem Opfertod erblißt.“

Die Künstler, die nicht oder nicht viel verkaufen, werden begreiflicher Weise hieran wenig Freude haben. Sie verlangen von der Bevölkerung und von den maßgebenden Kreisen materielle Förderung. Sie beantworten den Hinweis darauf, daß es schlechterdings nicht geht, die Unzähligen genügend zu unterstützen, mit dem Hinweis auf Berlin. Dort wird gekauft, und dort werden großartige Aufträge gegeben. Dagegen ist kaum etwas Anderes zu sagen, als es Schulze-Naumburg thut: „Wer sich in München nicht wohl fühlt, soll doch dahin gehen, wo er sich wohl fühlt. Man soll es aber nicht der Stadt, sondern ihm selbst zuschreiben, wenn er nichts wird.“ Wenn erst in Berlin ein so unverhältnismäßig hoher Prozentsatz von Künstlern sein wird wie in München, dann wird selbst der Reichtum der Millionenstadt nicht genügend sein, die Misere und Unzufriedenheit aus der Künstlerwelt zu bannen.

Die unablässige Forderung, daß der Staat die Kunst unterstützen solle, hat etwas Kindisches an sich, so lange die Künstler den staatlichen Organen immer drein reden. W. Trübner, der sonst so manche ausgezeichnete Bemerkung über Kunst und Kunstpflege geschrieben hat, scheint mir in dieser Frage weniger zutreffend geurteilt zu haben. Er schreibt: „So lange in sämtlichen Kulturländern unserer Zeit die Oberleitung über alle wichtigen Angelegenheiten der bildenden Kunst, im Gegensatz zu denen auf anderen Gebieten, von Laien ausgeübt wird, so lange ist es eine Unmöglichkeit, daß in irgend einem Staate sich eine Kunstpoche entwickle, die mit denen früherer Zeiten in Konkurrenz zu treten vermöchte, selbst wenn die für Kunstzwecke aufgewendeten Summen in's Unermeßliche stiegen.“ Abgesehen von der sehr beherzigenswerten Ansicht, daß mit den reichlicheren Geldmitteln an sich noch keine Förderung der Kunst gegeben ist — siehe Berliner Siegesallee — scheint mir das Gegenteil von Trübners Ansicht richtig zu sein. Der Ursprung der Zustände im Münchener Kunstleben liegt darin, daß bei allen praktischen Bethätigungen der öffentlichen und bei sehr vielen der privaten Kunstpflege die Künstler selbst das entscheidende Wort entweder sprechen oder diktieren. Sie sind aber nie neutral und können es auch nicht sein. Ob ihr Wille gut ist, kommt darum bei all denen Fragen, wo es sich um objektive Erledigung handelt, gar nicht in Betracht. Sie sagen freilich, daß die ruhige, objektive Behandlung in künstlerischen Dingen das Schlimmste sei. Ihnen kommt es auf den „großen Zug“ an. Das ist ja aber nur Streit mit Worten. Unparteiische Neutralität ist immer das sicherste Fundament.

Wenn ich zum Schluß meine Ansicht aussprechen darf, so geht sie dahin: daß erstens München eine schöne Zukunft vor sich hat, weil alle Anzeichen dafür vorhanden sind, daß die Willkürherrschaft der Künstler und der von ihnen ausgeübte Terrorismus gebrochen wird, und zwar durch die aus den Reihen der Künstler selbst hervor gehende Opposition; daß aber zweitens im Interesse der gesamten deutschen Kunst es nur freudig zu begrüßen ist, wenn die einzelnen Kunstzentren erstarken und sich Konkurrenz machen.

Nur wäre es schon im Interesse der Ersprießlichkeit dieser Konkurrenz wünschenswert, daß etwaige öffentliche Äußerungen sachlicher wären und mehr den Thatsachen entsprächen als Rosenhagens Alarmartikel.

Herrn von Poffarts Sündenregister. — Nur aus der allerletzten Zeit haben wir, nach den verschiedenen Preßstimmen, ganz von ungefähr folgende „Blütenlese“ zusammen stellen können. So z. B. veranlaßte das Hinscheiden Emil Drachs einen Herrn Ernst Kreowski, in der „Täglichen Rundschau“ an eine Geschichte zu erinnern, die in mehr als einer Beziehung uns interessant erscheint. „Anfangs der neunziger Jahre war Emil Drach, der in der Nacht vom 5. auf 6. Februar in der Irrenanstalt zu Illenau von seinen Leiden erlöste Schauspieler, als Helden-darsteller an das Münchener Hof- und Nationaltheater berufen worden, und zwar zunächst auf fünf Jahre. Als im Frühjahr 1893 der langjährige General-Intendant Baron K. von Perfall von der Bühnenleitung zurück getreten war, begann eine ‚Restauration‘ an Haupt und Gliedern. Bald zeigte es sich, daß Emil Drach in Ernst Poffart, dem nunmehrigen Intendanten, einen mehr und mehr ‚auffälligen‘ Chef erhalten hatte. Daß persönliche Gründe dabei mit spielten, läßt sich so ohne Weiteres nicht annehmen. Drach ließ es an Sattel-festigkeit in seinen Rollen fehlen — er hatte zeitweise mit Gedächtnisschwächen zu kämpfen. Das trat je länger, je empfindlicher bei den Vorstellungen zu Tage. Ich entsinne mich, erzählt Kreowski, noch eines Abends sehr genau, an dem Kleists ‚Hermaunsschlacht‘ mit Drach als Arminius gegeben wurde und dieser dermaßen ‚schwamm‘, daß das Publikum unwillig zu werden drohte. Bei späteren Gelegenheiten spitzte sich das Unannehmliche noch mehr zu. Aber wer hätte an die ersten Symptome der nach einigen Jahren thatsächlich ausbrechenden Geisteskrankheit denken mögen! Eher war man, was sich auch entschuldigen

ließ, geneigt, Drach Unfleiß und Unachtsamkeit nachzureden. Kurz, es mußten sich dem verantwortlichen Theaterleiter doch für die allernächste Zukunft bedenkliche Komplikationen gezeigt haben, und so überraschte es denn in Theaterkreisen nicht weiter, als es im nächsten Frühjahr hieß, Drach sei von seiner Thätigkeit am Hoftheater entbunden. Nur das Wie fand sehr abfällige Beurteilung. Eines Tages nach einer Vorstellung, bei der Drach wieder unglücklich gewesen war, forderte nämlich Intendant Poffart sämtliche Solo-Mitglieder des Schauspiels auf, ein Schriftstück zu unterzeichnen. Dieses sprach sich für die totale Unfähigkeit Drachs als Darsteller aus und befürwortete des Künstlers sofortige Entlassung, da er durch seine ungenügenden Leistungen ‚kontraktbrüchig‘ geworden sei! Es ist natürlich, daß die Unterschriften dem Chef nicht vorenthalten wurden, obwohl auch nicht Einer war, der dem liebenswürdigen Kollegen übel gewollt hätte. Ein hervorragendes Bühnenmitglied, dessen Name nicht verraten werden soll, hatte jedoch vorerst den Mut, die verlangte Unterschrift mit der Motivierung zu verweigern, daß kein Künstler gezwungen werden könne, seinem hoch begabten und sonst bewährten Kollegen das künstlerische Todesurteil mit zu unterschreiben. Das war gewiß edel gedacht. Allein die vom Hausjuristen angebotene Disziplinargewalt war auch in diesem Falle mächtiger als der Körpergeist des widerstrebenden Schauspielers. So fand denn das merkwürdige Schriftstück die Genehmigung des Prinzregenten Luitpold — und Drach war trotz eines noch drei Jahre laufenden Kontraktes entlassen.“ Die Art, wie Drach nach dieser Darstellung „kontraktbrüchig“ gemacht wurde, ist somit bezeichnend für die Nachstellung, die sich

ein Theatergewaltiger anmaßen darf und zugestanden erhalten kann. — Mit der Spitzmarke „Unter uns Komödianten“ schrieb bald darauf die „M. Post“: „Die ‚Münch. N. N.‘ bringen in ihrer Nr. 55 folgende köstliche Notiz: Joseph Lewinsky, der Charakterspieler des Wiener Hofburgtheaters, der selbst Tennysons ‚Enoch Arden‘ vielfach vorgetragen hat, schreibt seinem Kollegen Ernst von Poffart unter Anderem Folgendes: ‚Ich habe in meinem Leben nur drei Stimmen von so wunderbarer metallreicher Klangschönheit gehört; die des Anschütz, des älteren Dettmer in Dresden und die Ihrige; und Sie haben sich den Zauber Ihres Organs unverletzt erhalten, es klingt wie in jungen Jahren. Wie sind Sie um diesen seltenen Schatz zu bewahren!‘ Der hier erwähnte Brief des Herrn Lewinsky hat eine kleine Vorgeschichte. Wenige Tage vorher teilte nämlich das andere ‚hiesige Blatt‘ mit, Herrn von Poffart sei es ‚gelingen‘, die Wiener Hofburg-Schauspielerin, Frau Lewinsky-Bredschien für ein Gastspiel auf Engagement zu gewinnen. (Ist später bekanntlich erfolgt! D. Schr. der „Wes.“). So wird also das Loblied, das der Gatte der Dame seinem industriellen Kollegen widmet, gewissermaßen menschlich begreiflich. Im Übrigen ist Frau Lewinsky leider gar nicht Mitglied des weltberühmten Wiener Kunstinstituts, sondern sie gehört dem Stuttgarter Hoftheater an. Herr von Poffart will also gütig den Etat des letzteren erleichtern. Das würde gewiß nicht zu verurteilen sein, wenn die Dame eine besondere Kraft wäre. Aber, obgleich sie die Frau des berühmten Lewinsky ist, hat sie sich i. Z. in Wien nicht halten können. Sie spielte zudem schon vor 20 Jahren in Leipzig als nicht mehr ganz junge Dame, und zwar die gleichen Rollen, für die sie unser genialer Intendant jetzt ‚entdeckt‘ hat. Herr von Poffart ist eben ein ganz besonders findiger Theaterleiter, der ‚neue‘ Kräfte mit wahren Adlerblick auf-

zuspüren weiß!“ — Um die selbe Zeit, als es bereits stark auf das erkleckliche „Defizit“ unseres Kgl. Hof- und Nationaltheaters los gieng, schrieb die selbe „M. Post“ gelegentlich: „In omnibus caritas! Die Kgl. Hofverwaltung hat den Referenten der Zivilliste, Hofrat Hoegelauer (den bewährten Ratgeber der Krone in den ohne seine Mithilfe beigelegten Zwistigkeiten mit der Stadt! D. Red.), in die Hoftheater-Intendanz abgeordnet mit dem Auftrage, die sämtlichen Kontrakte auf ihre juristische Gültigkeit zu prüfen und auch sonst über die finanziellen Zustände der Kgl. Bühne Bericht zu erstatten. Wir empfehlen dem Abg. Dr. Casselmann, dem Herrn Hofrat die Verträge mit Bayreuth nebst den Randbemerkungen zu überreichen. Zugleicher Zeit hat sich Herr von Poffart entschlossen, noch einmal ‚Enoch Arden‘ vorzutragen und zwar zu Gunsten des katholischen Charitasverbandes, da er selbst momentan der Devise dieses Vereins sehr zugänglich ist, die da lautet: In omnibus caritas. Was aber sagen die Brüder von der Johannisloge zu dem neu belehrten ‚Römling‘?“ Auch der Herr Theater-Referent der sonst durch von Poffart'sche „Memoiren“ doch so sehr ausgezeichneten „M. Allg. Ztg.“ ließ sich in eben jener Zeit in ziemlich scharfer Tonart über dieses heikle Thema, wie folgt, einmal vernehmen: „Herr von Poffart studiert gegenwärtig Wagners ‚Ring des Nibelungen‘, um ihn, wie angefündigt, nächstens vorzulesen . . . Lieber wäre uns, und vielleicht auch manchem Andern, er strengte weniger sein Gedächtnis als seine Energie an und führe wie ein Rascheengel in den Sumpf unseres Hoftheaters, der wieder, trotz Zumppe, bedenklich zu stagnieren anfängt. Es ist gegenwärtig wieder einmal (wie oft hab' ich's schon erlebt!) viel vom Defizit die Rede. Defizit ist Ehrensache für jedes Hoftheater, indem es eben nicht wie das nächstbeste Stadttheater einseitig Geschäftstheater sein soll. Auch geht Höhe und

Begleichung des Defizits eben nur den an, der es zu zahlen hat. Anders aber stünde die Sache, wenn es künstlerische Gründe sind, die das Defizit eines Hof- und Nationaltheaters unnatürlich vermehren helfen. Diese Gründe und Mittel und Vorschläge zur Hebung derselben würden die Öffentlichkeit sehr wohl angehen. Herr von Possart ist von je so auffallend vom Glücke begünstigt gewesen, daß wir immer noch hoffen, er erinnert sich im letzten Augenblicke seines Hoftheaters und betrachtet dieses einmal nicht mehr so einseitig, wie es jetzt den Anschein hat, als eine Art Vorbereitungs- bühne für das Prinz-Regenten-Theater.“ — Und sogar die neue „Münchener Rundschau“, die sonst doch Raten und Thaten unserer verehrungswürdigen Stadtväter durch ausgedehnte finanzielle Kommentare zu begleiten liebte, schwang sich ganz plötzlich einmal zu einem Kunst- Zeile auf, um dem viel Genannten folgende gewichtige Worte (vulgo „Denkzettel“) zu verlesen: „Das Repertoire unseres Münchener Hoftheaters bietet so wenig, daß ein Provinztheaterdirektor, der seinem Publikum nicht mehr bieten wollte, von der Kritik, und nicht allein der Berufskritik, zerrissen würde. In der Oper giebt einzig Hofkapellmeister Stavenhagen einige kleine Lebenszeichen mit übrigen schon Dagewesenem. Und doch sind unsere vier Kapellmeister Männer, die unter pflichtbewußter Oberleitung sehr Bedeutendes leisten könnten. Allen Klagen der Abonnenten setzt indessen Herr von Possart nur den widerwärtigen persönlichen Kultus entgegen, den gewisse Leute mit ihm treiben; so hat er jüngst die Welt beglückt durch Veröffentlichung eines Briefes Lewinsky's, worin der ‚Zauber‘ des Possart'schen Organes verhimmelt wird, als ob wir's nicht Alle schon mit unheimlichen Empfindungen gewahrt hätten, wie unser Intendant alles Menschenmögliche zu sein bestrebt ist: Schauspieler, Regisseur, Pro-

fessor, Rezitator, Schriftsteller, bildender Künstler (er entwirft jetzt auch Dekorationen) &c. &c., nur nicht das Eine, was er heute von Amte wegen zu sein hat, Intendant eines alt berühmten Hoftheaters, das an der Spitze der deutschen Bühnen, nicht in der Reihe der Provinztheater zu gehen hat. Selbst in dem geduldbigen München erheben sich nachgerade unabhängige Stimmen. Herr von Possart darf sich nicht wundern, wenn unter solchen Umständen der ‚Kapellmeisterstreit‘ sich zur ‚Intendantenfrage‘ zuspitzt. Er mag sich aus der Theatergeschichte bei Zeiten noch erinnern, daß ein Größerer, Heinrich Laube, in Leipzig plötzlich den Boden unter den Füßen verlor, als er geglaubt hatte, gestützt auf einige durch Dick und Dünn mit ihm gehende ‚Rezensenten‘, gerechte Beschwerden ignorieren zu dürfen.“ — So also lagen die Dinge, als plötzlich — wie ein ‚rettender Engel‘ — das Gerücht von dem Berliner Ruße sehr systematisch auftauchte, daß seit- her nicht mehr wieder ganz verstummen wollte. Qu. e. d.

Lesefrüchte mit Handglossen — gemischte Gefühle in Stoff- seufzern.

Eine Versammlung der „Society of Designers“ in London hat die folgende kräftige Resolution angenommen: „Eine Versammlung von Musterzeichnern, Damen wie Herren, die an dieser Kunst Interesse nehmen, protestiert gegen das Muster der neuen englischen Postmarken, weil dieses nicht geeignet ist, die Fortschritte der modernen Kunst und Technik zum Ausdruck zu bringen.“ Die Feuilleton-Redaktion der „N. Allg. Ztg.“, die das abdruckt, bemerkt noch selbständig hierzu: „Das Vorgehen der englischen Künstlergesellschaft verdient besondere Anerkennung. Die Briefmarken sind hinsichtlich ihres künstlerischen Charakters auch in anderen Ländern längst auf ein Niveau gesunken, das zu dem Stande der heutigen Kultur

auch nicht die geringsten Beziehungen hat.“ — Also ein neuer, höchst wertvoller Bundesgenosse zur Unterstützung auch unserer Bestrebungen auf diesem Gebiete, mit denen wir, im künstlerischen Süden Deutschlands, nicht nachlassen noch erlahmen werden.

Aus dem großen Drama Fischer-Revisionsprozeß zu Weimar haben wir uns nachstehenden Dialog-Ausschnitt als Dokument aufgehoben: „Zeuge Saltmann bestätigt, daß der Angeklagte sich schon auf der Schule mit Philosophie, namentlich Nietzsche beschäftigt habe. — Präf.: Hat er Ihnen auch seine Philosophie dargelegt? — Zeuge: Ja, aber ich verstehe davon wenig, ich weiß nur, daß er das Leben verfluchte und sich als krassen Pessimisten bezeichnete.“ Nun, das genügt uns vollkommen. Nietzsche, der zu seinem „Fatum“ beherzt „Ja!“ sagte, welcher lehrte, das Leben, gerade wie es ist, mit einem heroischen „Trotz alledem!“ zu segnen, zu verkümmern und zu rechtfertigen, — er soll „am Leben gelitten“, dieses verflucht und verleumdet haben!!

Ein junger Frankfurter Zoologe, der in Freiburg seine Studien vollendet und vor Kurzem auch den Dokortitel erworben, hat der Universität 15 000 M. gestiftet, deren Zinserträge als Reisestipendien für Deutsche zu verwenden sind, die der Freiburger Hochschule angehört haben oder noch angehören. Junge Zoologen, Geologen und Botaniker sollen aus der Stiftung mit Reisestipendien bedacht werden.“ — Es wäre doch interessant, zu erfahren, ob die Absicht dieser wohlthätigen „Stiftung“ schon vor Ablegung des examens rigorosum zur Erlangung der Doktor-Würde bemerklich oder ruckbar geworden war.

„Unter großer (aber, unseres Bedünkens, durchaus unberechtigter) Heiterkeit erörterte der österreichische Kultusminister im Reichsrate die Notwendigkeit der Errichtung einer Lehrkanzel für Anstandswesen, die weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden sollte.“

Man hielt sich unlängst über die „Inkonsequenz“ und den „Widerspruch“ sehr heftig auf, daß im „Tag“ vor der Berliner Aufführung von d'Alberts „Improvvisator“ ein begeisterter Einführungs-Artikel der Frau Prof. Kwaß, am „Tage“ darauf eine schroff ablehnende Kritik des Werkes von Prof. Krebs gestanden hatte. O, ihr Kurzsichtigen! Erstens einmal ist das Scherl'sche Blatt doch ein unabhängiges, „Diskussions-Organ“; und dann wäre hier einmal wohl der Respekt gerade vor dem Herrn Kritiker und Referenten am Platze gewesen, der sich offenbar keinen Deut darum scherte, was die Chef-Redaktion an Präokkupation bereits sich geleistet hatte, und völlig „voraussetzungslos“ seines hohen Amtes alsbald waltete. Es hat wirklich schon bald den Anschein, als ob man einzig und allein nur mehr bei August Scherl seine Meinung offen und ehrlich, unbestechlich-unbehindert, aussprechen könne!

„Für den diesjährigen Gesindeball hat Julius Stinde wiederum eine Fortsetzung seines stets mit so großem Beifall aufgenommenen großen Kolportageromanes „Emma, das geheimnisvolle Hausmädchen“ geschrieben.“ Also ward in einer Vornotiz, Stimmung weckend, aller Welt verkündet. Man nenne das Kind dann aber doch lieber gleich bei seinem richtigen Namen: „Gesinde-Ball“! — Des Ferneren konnte man eine Annonce von Haafenstein & Vogler zeitweilig vorfinden, des Tenors: „Erste Sopranistin, stattliche Erscheinung, von solidem Charakter, mit kräftiger, reiner, hoher Sopranstimme zu einem hochfeinen National-Ensemble per sofort unter günstigen Bedingungen gesucht. Musikalische Vorbildung erforderlich.“ Einsender scheint wirklich des naiven Glaubens zu leben, daß für Sopranistinnen „musikalische Vorbildung“ nicht immer und unbedingt erforderlich sei!

Zu der „Münchener Ztg.“ wiederum rühmte sich das Seidenhaus von Henri Gerlach, an der Theatinerstraße, daß seine

anlässlich des Geburtsfestes Seiner Kgl. Hoh. des Prinz-Regenten Luitpold arrangierte Dekoration allgemeines Aufsehen erregt und Beifall gefunden, ja unstreitig zu den „schönsten“ gerechnet habe. Wo aber ist in München der „Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs“, wie in Dresden, welcher ernste Preise für die künstlerisch schönste, aesthetisch wertvollste Schaufensterschmückung, und zwar durch eine Jury von Berufsleuten, alljährlich aussteilen läßt?!

In einem Wochenzettel der „Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Bayern“ stand zu lesen: „Von den bisher in den bayerischen Tondenkmälern veröffentlichten Kompositionen haben insbesondere die Werke von Dall' Abaco nicht nur geschichtliches Interesse erregt, sondern auch ihren Weg einerseits in die musikalische Öffentlichkeit, andererseits in jene Kreise gefunden, denen die Pflege edler Hausmusik ein Bedürfnis ist. Es haben in den verschiedensten Städten Auführungen von Dall' Abacos Kompositionen stattgefunden. In Leipzig hielt Privatdozent Dr. A. Prüfer einen Vortrag über den alten bayerischen Konzertmeister, worauf vier seiner Werke zur Vorführung gelangten; in Zürich errangen sich zwei Violinsonaten und ein Trio in der Kammermusik-Matinée der schweizerischen Musikgesellschaft durchschlagenden Erfolg; desgleichen in Bologna das Concerto da chiesa in a-moll. In München hat sich bekanntlich Konzertmeister Sollański der Geigenfonaten erfolgreich angenommen.“ Und nebenher sprach der Herr Vorsitzende Prof. Dr. Adolf Sandberger dem Herausgeber dieser Zeitschrift persönlich seine Verwunderung darüber aus, wie so dieser wohl dazu komme: „eine zweifellos wichtige Münchner Sache (die der Raim'schen Volks-Sinfoniekonzerte) gegen diese — für die Ignoranten allerdings weniger wichtige — gesamt-bayrische Angelegenheit auszuspielen.“ Nun, das

Erstgemelte ist ganz gewiß ein erfreulicher Anfang, aber noch lange nicht allzu viel, geschweige denn schon genug! Und das Letztere ist eben ein völlig irre führender Trugschluss, gegen den wir hier anzukämpfen haben. In dem einzigen München hätten Tausende und Abertausende alljährlich ungemein viel unmittelbaren Genuß und Erhebung an solchen vollstämmlichen Ideal-Konzerten, während für die, an sich zweifellos wertvollen und unser Kunstleben gewiß bereichernden, Ausgrabungen im gesamten Bayern kaum einige hundert Köpfe vorerst noch zusammen kommen dürften. Erst recht nun, nach der bedingten Bewilligung von nur 6000 M. (d. i. der Hälfte nur des Geforderten) als Subvention für jene Volkskonzerte durch unsere Stadtvertretung, wäre aller Anlaß wohl gegeben, unseren Landtag zur Bewilligung der noch fehlenden anderen Hälfte zu bewegen. Willt es doch auch, unsere bayrische Regierung einmal aufzurütteln, mehr und mehr erst an solche Pflichten zu gewöhnen und sie selbst einsehen zu lehren, wie ungläublich wenig sie — im Vergleich wenigstens zu anderen Staaten, Sachsen z. B. — für bildende Kunst und Musik zur Zeit noch thut.

Vortreffliche Bezeichnungen schlagen die „Egerer Nachrichten“ für die neuerdings ja getrennten politischen Gruppen der „Wolfianer“ und der „Schönerianer“ nach deren „Organen“ vor: die „Ostdeutschen“ und die „Unverfälschten“. Es klingt hübsch „unentwegt“ und wenigstens gut „östlich“!

Die „Arbeitslosigkeit im deutschen Reichstage“: — ein sehr gutes und wahrlich höchst zeitgemäßes, von einem Korrespondenten der „M. Allg. Ztg.“ recht glücklich geprägtes Wort!

„Kuli“, „Kaki“, „Kotau“, „Amoklaufen“ — wer sände nicht mit uns: wir sind bereits sehr asiatisch geworden!



Bespprechungen.

Korreferate.

NB.: Verleger und Autoren, welche von dieser Einrichtung Gebrauch zu machen wünschen, ersuchen wir hiermit höflichst, uns die gemeinten Werke in zwei Rezensionsexemplaren gest. immer übermitteln zu wollen — sei es, daß die Herren Verleger selbst das größere Opfer für diesen besonderen Fall gerne daranlegen, oder aber die Teile je eines dieser Exemplare uns freundschaftlich zu geben lassen. Eine Verpflichtung zu „korrekturierenden“ Besprechung in unserem Rahmen kann natürlich damit allein noch nicht ausgesprochen oder übernommen sein; hingegen machen wir uns — für den Fall der Ablehnung einer solchen — gerne verbindlich, das unbefugte der betreffenden Rezensionsexemplare seinem Absender auf Wunsch wieder zur Verfügung zu stellen. D. Schriftl.

Franz Mach: „Das Religions- und Weltproblem“. Dogmenkritische und naturwissenschaftlich-philosophische Untersuchungen für die denkende Menschheit. 2 Bände. Dresden, C. Piesons Verlag.

Wenn sonst in der Zeit stiller Bürger-tugend und Moralphilisterei es sich begab, daß ein römischer Priester seiner Kirche den Rücken kehrte, die Rutte auszog und das Tonsurstigama des Leibes und der Seele von der gesunden Natur überwuchern ließ, da schmunzelten die gewissen kundigen Thebaner vieldeutig: „Aha! da hat ein kleiner Luther sein Könnlein gefunden.“ Ein Vernünftiger wird natürlich auch darin einen zureichenden Grund finden, der Zölibatskirche und dem Kleriker-Kontubinate für immer abzufagen. Nun aber hat sich die Geschichte gewendet. Seit 1870 und der Erklärung des Stifftsprobstes und Professors von Döllinger, „das Dogma der Unschlbarkeit als Christ, Theolog, Geschichtskundiger und Bürger nicht annehmen und sein Alter nicht mit einer Lüge beflecken zu können“, seit dem Austritte dieses Mannes und vieler anderer katholischer Theologen,

wie Friedrich, Reusch, Langen, Knobt, Reinkens, Michelis, Schulte aus der römischen Kirche, seit der noch in Erinnerung stehenden Angelegenheit Schell, endlich seit Fr. K. Kraus, dessen letztes Werk noch nach seinem Tode auf den Indez gesetzt werden soll, geht es nicht mehr mit der Unterstellung, ein römischer Priester werde nur dann Apostat, wenn das Zölibat ihn zu sehr drücke. Auch bei dem Wiener Theologen Ehrhardt, bei dem Innsbrucker Professor Wahrmond und dem zum Altkatholizismus übergetretenen Professor und ehemaligen römischen Geistlichen Franz Mach gilt sie nicht. Wenn man ein Werk schreibt wie dieses „Religions- und Weltproblem“, das so voll höchster Sittlichkeit, wissenschaftlichen Ernstes und universeller Bildung ist, ein Werk, zu dessen Abfassung ein Menschenalter unermüdlicher Forschung und Hingebung gerade genügt haben dürste, dann ist man für die Kleinlichkeiten der Welt einfach nicht zu haben und das, was man thut, thut man aus innerem Seelendrange, aus Überzeugung, aus Wahrheitsliebe, um so mehr, wenn man wie Mach an der Schwelle des Greisenalters steht. Deshalb glauben wir ihm auch, wenn er es als den Zweck seines Werkes nennt: „Ich möchte meine Mitmenschen, vor Allem mein geliebtes deutsches Volk, in religiöser Beziehung auf einem höheren, freieren Standpunkte sehen, zu reineren, geistigen, religiösen Anschauungen und insbesondere zu einer reineren, vergeistigten Auffassung des Christentums im Sinne und nach dem Willen seines Stifters empor gehoben wissen.“

In diesem Streben geht nun Mach mit Kraft und Gründlichkeit zu Werke. Die tote Starrheit des Katholizismus, der römischen

mische Despotismus, der sich erst in letzter Zeit aus Anlaß des 600jährigen Jubiläums der Bulle Bonifat' VIII. „Unam sanctam“ wieder einmal entpuppte, die Unfähigkeit der katholischen Kirche, der Kultur und dem modernen Geiste Rechnung zu tragen, die böswillige, fanatische Unduldsamkeit gegenüber Andersgläubigen, der Heiligen- und Wunderschwindel, die Unbildung ihrer Priester, die es glücklich dahin gebracht haben, daß die gebildeten — Katholiken kann man sie nicht mehr nennen — Namenskatholiken der katholischen, ja jeder Religion innerlich fremd und kalt und glaubenslos gegenüber stehen, die es in nicht zu ferner Zeit dahin bringen werden, daß sich diese Religion als „Paganenreligion in die entlegenen Alpenhöler zurück ziehen muß, um dort, vergessen von der Welt, an Altersschwäche sanft zu entschlummern“, all das ist Mach ein Greuel.

Im ersten Bande behandelt er vorerst die Schicksale seines Lebens. Ich habe hier das Empfinden, als wenn das nicht recht paßte. Um seinen geistigen Werdegang zu kennzeichnen, reicht diese Lebensskizze nicht aus, und zur Erklärung seiner wissenschaftlichen Forschungen ist sie nicht nötig. Dabei ist Mach in Bezug auf seine Person von einer rührenden Unbeholfenheit. Ja, wenn er in einem selbständigen Werke die persönlichen Erlebnisse, die Verhältnisse in der römischen Geistlichkeit auf Grund seiner weiteren Erfahrungen und von einem hohen, überlegenen Standpunkte aus schildern wollte, könnte man ihm dankbar sein. An die Lebensskizze schließt das eigentliche Werk, ein *document humain* im besten Sinne. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. An die Untersuchungen über das Wesen der Wahrheit, des Glaubens und des Wissens schließt das prachtvolle, edel geschriebene, erschöpfende Kapitel „Paßt sich das Dasein einer persönlichen, vor- und überweltlichen Gottheit beweisen?“ mit dem ontologischen Gottesbeweis Anselms von Canterbury, dem kosmologischen und physiko-

teleologischen Gottesbeweis, dem historischen, dem Beweise aus der Wahrheit, der Existenz des Sittengesetzes, die alle im Gegensatz zu der römischen Lehre in den Satz ausklingen: „Ein streng wissenschaftlicher Beweis für das Dasein Gottes kann nicht geliefert werden — Gott ist kein Gegenstand des Wissens, sondern des Glaubens“. In den weiteren Abschnitten „Welches Ergebnis bezüglich der Gottesidee weist die Geschichte des philosophischen Denkens auf“, „Welcher wissenschaftliche Wert kommt dem von den positiven Religionen aufgestellten Gottesbegriffe zu?“ legt Mach ein stupendes Wissen an den Tag. Pythagoras, Plato, Aristoteles, Seneca, Plinius, Horaz, die Hindu-Philosophen, Basilides, Tatian, Irenäus, Origenes, Petrus Abälard, um nur einige Namen zu nennen, werden ebenso glücklich von ihrer charakteristischen Seite beleuchtet, wie Giordano Bruno, der große „Keyer“, Hobbes, Spinoza, Newton, Leibniz, Voltaire, Rousseau, Hume, Kant, Jacobi, Herder, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Herbart, Günther, Fechner, Trendelenburg, Hartmann u. A. Auch hier kommt Mach zu dem oben angeführten Endergebnisse, und da auch weder der einseitig materialistische, noch der einseitig idealistische Monismus die letzten Rätsel der Welt zu lösen vermag, bleibt für ihn nur der „naturalistische Monismus“ übrig, der weder die „Materie“ noch den „Geist“ leugnet und die Existenz eines „einzigen, absoluten, ewigen Weltwesens als Komplex materiell geistiger Kräfte“ annimmt. Dann erst gelangt das Werk zum Wesen der Religion, zur Beweisbarkeit einer göttlichen Offenbarung und zu der Realität des Wunders. Die Möglichkeit und das Vorhandensein der Offenbarung wie der Wunder werden an der Hand von Thatsachen abgewiesen, und es bleibt hoch interessant, einen „Wissenden“ über die Heiligen-Legenden der katholischen Kirche und deren krampfhafteste Wundersucht kühl und objektiv, stellenweise wohl in edler Entrüstung, nirgends jedoch bos-

haft oder hämisch nörgelnd aburteilen zu hören.

Im zweiten Bande beginnt Mach mit dem Charakter Jesu, der sich „nicht entfernt die wahre und wesenhafte Göttlichkeit beilegen wollte“, den neutestamentlichen Büchern, geht sodann auf Jesu Glaubens- und Sittenlehre über, behandelt hier Jülibat und Ordensgelübde, die Wunder Jesu, die Ausbreitung der katholischen Kirche, ihre Päpste, ihr Dogmenwesen und im Gegensaße hierzu die Möglichkeit und Berechtigung freier, wissenschaftlich-kritischer Forschung des Protestantismus. Hierin sieht Mach dessen Hauptverdienst und kulturgeschichtliche Bedeutung. Das Wesen des Jesuitismus mit seinen Grundsätzen über „Tyrannenmord“, „Probabilismus“, „Mental-Reservation“ u. werden nicht vergessen. Die Ehrenbeichte, wie die Sakramente, finden ihre Würdigung, und über die Erschaffung und das Alter des Menschen, die Einheit des Menschengeschlechtes gelangt das Buch zur theologischen Lehre vom Urzustande, vom Sündenfalle, von der Erbsünde, der Erlösung, der Substantialität und Unsterblichkeit der Seele, zur Willensfreiheit und endlich zum Rückblick und zur Anschau. War es im Altertume die Philosophie, welche den religiösen Volksglauben zersetzte, so sind es in der heutigen Zeit die historische Kritik und die Naturwissenschaft, durch welche die Menschheit in religiöser Beziehung in Gährung versetzt wird. Daher die Versuche, bloß die praktische Seite der Religion zur Geltung zu bringen, eine rein menschliche, ethische Kultur zu erstreben und das „heilig Menschliche“ in der Menschheit zu pflegen. Daher ferner die entgegen gesetzten Strömungen Herbert Spencers und Nietzsche's. Hoch über Alledem steht und wird dereinst stehen „die reine Lehre Jesu, geläutert durch die Errungenschaften wissenschaftlicher Forschung, los gelöst von späteren Deutungen, Zuthaten und Dogmen“ und dadurch befähigt, „das religiöse Bedürfnis jedes Menschen zu befriedigen. Nur die

Rückkehr zum evangelischen Lehrbegriffe, wie Jesus ihn wirklich wollte und vermittelte, vermag aus dem Labyrinth theologischer Schulen und Systeme zur religiösen Einheit zu führen.“ Ob uns diese jemals zu Teil werden wird? Bei so vielen „christlichen Kirchen“! Wie sagte doch Walthers von der Vogelweide? „Christentum und Christenheit — wer diese schnitt zu einem Kleid!“

Ach ja! Das Ziel ist schön, mit dem uns Mach winkt, aber auch weit, vielleicht unerreichbar weit. Daß es so nicht weiter geht in der dünnen Öde „moderner“ Weltanschauungen einerseits, in der starren, zur Glaubensunsfähigkeit führenden Nüchternheit des Katholizismus, vielleicht auch anderer christlicher Kirchen, andererseits, das steht fest. Mach hat in seinem Werke einen Weg gezeigt. Allen, die religiös noch nicht völlig abgetödtet sind, ist dieser Weg auf's Wärmste zu empfehlen. Vielleicht finden sie die Ruhe und den Frieden.

Josef Trübswasser.

*

Dieser unheimlichen Frucht der Gelehrsamkeit erkläre ich offen, nicht auf den Leib gerückt zu sein. Ich habe das in seiner naiven Annäherung fast komisch wirkende Vorwort, einen Teil der mit großer Selbstbefriedigung breit und recht uninteressant ausgesponnenen Selbstbiographie, zumeist unwillkürlich lächelnd, gelesen und in den beiden Bänden, mit „Abschnitt“-Überschriften wie: „Läßt sich der messianische und göttliche Charakter Jesu und die Göttlichkeit seines Werkes erweisen?“, oder „Läßt sich die einseitig materialistische und idealistische Weltanschauung als wahr erweisen?“, mit gelindem Schaudern geblättert. Ich bin nicht mehr Gymnasiast genug, um an dergleichen Sachen Geschmack zu finden. Und, als meine kritische Mediokrität aufgeboten, ich kann da nicht mit! Wägen sich die protestantischen Pastoren mit Feuereifer auf den antikatholischen Apokryphen stützen, Abhandlungen auf der breiten Basis dieses

von Zitaten strotzenden „Lebenswerkes“ aufbauen — für die Leser ihrer Kreis- und Fachzeitschriften (es giebt auch Markensammler): ich gehöre nicht zu der „denkenden Menschheit“ in des übrigen ehrlichen und gewiß verehrungswürdigen Verfassers Apostrophensinne. Ich liebe La Rochefoucauld, Schopenhauer und Lichtenberg; Professor Franz Nach aber „behandelt“ das „Religions- und Weltproblem“ in seiner Gänze und systematisch, historisch-kritisch wie „logisch-metaphysisch“: da würde ich meinen schlechten Magen „zur Gänze“ hinrichten. Und das ist schließlich nicht der Zweck solcher Folianten. Geht hin und schöpft aus fett und noch fetter gedruckten Konklusionen und anregenden Fußnoten „Aufklärung“ und „Gewisheiten“! Ich will mich mit „Goethe's Gesprüchen“ schlafen legen.

Dr. Richard Schaulal.

Julius Zeitler: Die Kunstphilosophie von Hippolyte Taine. Leipzig, G. Seemann Nachf.

Der Verfasser ist uns zuerst als Darsteller und Kritiker der Aesthetik Niebische's bekannt geworden. Diesmal will er sich in der Behandlung der Kunstphilosophie Taine's, mit Hinnweglassung der Litteratur, Psychologie und Geschichte, an dem großen französischen Schriftsteller ausarbeiten, indem er allgemeine Gegenwartsprobleme, die in das Taine'sche Werk hinein klingen, gleich mit abwandelt. Wer Taine nicht selbst ganz genau aus seinen Originalschriften kennt — mir waren sie bereits 1877 in Neapel und 1882 in Paris Gegenstand eifrigsten Studiums — wird sich durch Zeitlers Darstellung zwar heftig angesprochen, aber doch wohl kaum voll befriedigt finden. Taine's Erscheinung in ihrer außerordentlichen Plastizität sozusagen bekommt bei Zeitler etwas Flüssiges und Schillerndes, wodurch nicht wenig von dem imposanten und reichen Lebensbild verloren geht. Es wird zwar weiblich in Theorien geframt und alles beigebracht, was dafür

und dawider gesagt worden ist und noch gesagt werden könnte, aber der Schriftsteller selber in seinem prachtvollen Eigenwuchs wird kaum in Betrachtung gezogen. So gewinnt der Leser zweifellos eine gute Orientierung über alle möglichen Ansichten Taine's, seiner Vorgänger, seiner Freunde und Gegner in allem, was mit der Soziologie der Kunst enger oder loser zusammen hängt; doch den Taine an sich, dieses entzückende Phänomen im französischen Geistesleben der letzten Jahrhunderthälfte, wird er sich kaum menschlich näher gebracht fühlen. Das Zeitler'sche Buch muß man eben nehmen, wie es gedacht und gemacht ist. Es ist ein sehr dankenswerter Beitrag zur Kenntnis Taine's und seiner geistigen Atmosphäre, nur darf man nicht vergessen, daß man nach dem Studium dieses grundgescheiten Buches eben erst einen von den vielen möglichen Wegen kennen gelernt hat, dem überaus reichen Geisteschatz Taine's beizukommen — aber im Zentrum seines Wesens ist man damit noch nicht. Ich füge noch ein persönliches Geständnis an: Zeitler schreibt einen glänzenden Stil, aber eine kunsttheoretische Schrift von Taine selbst hat mir im Original nicht so viel Mühe verursacht als diese deutsche Schrift über Taine. Unsere schriftstellernden Gelehrten haben noch immer eine ganz verwünschte Meisterschaft, uns mit allen nur erdenklichen Ausdruckschwierigkeiten der deutschen Sprache auf dem Laufenden zu erhalten, selbst wenn sie sich Niebische's aphoristische Anapthie zum Vorbild nehmen.

M. G. Conrad.

*

Vergl. hierzu auch Dr. Josef Hofmiller's Beitrag: „Taine und die Gegenwart“ vorne, gleich zu Eingang.

Lothar von Runowski: Durch Kunst zum Leben. Band II. Geseß, Freiheit und Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens. Band I. Ein Volk von Genie's. Leipzig, Eugen Diederichs.

Wenn ein Autor die Behandlung eines Stoffes von vornherein auf eine ganze Reihe von Bänden zuschneidet und den 6. Band dieses seines Werkes zuerst herausgibt, so nimmt man an, daß er nicht nur viel, sondern daß er auch weiß, wie er es zu sagen hat. Der Titel von Kunowski's Werk ist nicht nur ein zeitgemäßes Schlagwort, sondern wirklich ein Problem, das heute viele unserer allerbesten Köpfe beschäftigt. Künstlerische Erziehung, soziale Kunst, Volkskunst, weiter: Kampf gegen den Materialismus, moderne Renaissance, künstlerische Kultur — diese Worte geben ein Programm, das hier keiner näheren Ausmalung bedarf. Kunowski formuliert seine Idee: Alle Bücher mit dem Titel „Durch Kunst zum Leben“ bilden ein Ganzes, den ersten Aufbau einer Weltanschauung des bildenden Künstlers; sie zeigen mit dem Ideal den Weg, es zu erreichen, . . . zusammen sollen sie eine Übersicht aller Probleme der bildenden Kunst geben, für den Künstler, für den Laien, für den Kritiker. In „einer Zeit, die nur in Stilarten der Vergangenheit schafft oder in knechtischer Abhängigkeit von der Natur,“ wird „energischer Bruch mit rein historischer Darstellung, mit Gegenwärtiges beschreibender Romanprosa, mit philosophischer Abstraktion durch gleichzeitige Anwendung dieser Arten der Denkweise (?) der besondere Charakter einer Kunstlehre sein, welche die Rechte des Genies gegen jede sachmännische Verküppelung verteidigt . . . Setzt das Genie an Stelle des Fachmanns in allen Gebieten . . ., so wird jede Handlung Kunst . . . Ein ganzes Volk von genialen Menschen! Das ist die Forderung dieses Buches!“ Mit dem Satz: „Hebt die Genie's, und ihr habt die Massen gehoben,“ scheint der Verfasser dann ganz in Nietzsche's Fahrwasser zu geraten; ja, in seinem Zukunftsreiche „wird man aufhören, sich den Kopf über den Zustand der leiblich Arbeitenden zu zerbrechen, denn die sorgen für sich von selbst auf's Beste“. Die Deutschen sind ihm

zwar ein „häßliches, dem Auge der andern Völker anstößiges Volk, klumpig, klobig, kloßig, knollig, rhinocerontenhaft in Gebärde und Tracht“, dazu „ein Volk der Unsichtbarkeit, weil wir verlernt haben, den Leib als Ausdrucksmittel des Lebens zu behandeln“; aber doch „ist die Seele Europa's bei uns, wir sind nicht Europa, aber sein Herz und Nervensystem“. Deutschland soll das Kulturreich der Zukunft werden; die Klassengegensätze werden verschwinden, denn z. B. „Deutsche und Tschechen bekämpfen sich, weil kein Künstler bisher die Vorzüge beider neben einander in einem Bilde entwickelt hat, daher auch im Leben keiner dem Andern sich erkennbar macht als ergänzendes Wesen“. Aber dieser Kampf um die Kultur soll ein friedlicher sein: „es ist besser, sich totschießen zu lassen, als mit scheußlicher Köhre anderen Menschen Fleitugeln durch den Leib zu jagen“. „Wer einen Trupp Soldaten sieht, soll mit dem ersten Blick aus der kunstvollen Gestaltung aller Gerätschaften und der Kleidung, an Helm und Schwert, die Summe der Kraft erkennen, die in diesem Trupp geborgen ist.“ Dann die politische Perspektive: „diejenigen Nationen, welche sich nach Anschluß an einen zentralen Willen sehnen, in einer machtvollen Gruppe vereinigt; der skandinavische Norden, Holland, die Schweiz, das Völkergemisch Österreichs und die romanischen Staaten, nebst denen des Mittelmeeres — hier ließe sich ein politisches Kunstwerk von unvergleichlichem Reichtum ahnen!“ Kunowski, der uns „den tieferen Sinn der Tolstoi'schen Schriften“ als den „Zorn des Barbaren gegen eine Kultur, die er nicht verstehen kann“, entkühlt, löst auch die Frauenfrage für seinen Zukunfts-kulturstaat mit der selben spielenden Leichtigkeit, wie er das oben schon mit der sozialen gethan hat. „Es ist eine Feigheit und ein Mangel an Selbstvertrauen, wenn das Weib in Ängsten um ihre Existenz die Wege des Mannes beschreiten will. Ein Weib, das von früher Jugend dahin gebildet wurde,

das Ziel menschlicher Bestrebungen im Schaffen einer Heimstätte für künftige Generationen zu suchen, löst keine Gefahr, kein Unterkommen zu finden.“ Also! „Ihre Sphäre ist und bleibt der Herd, ihr Genie verwandelt eine Wirtschaft, in der man Speise und Trank verteilt, in einen Ort des Austausches geistiger Güter.“ Vermutlich so eine Art höherer Caféhausbesitzerin; welche Aussichten für die deutsche Frau! Und welcher Art ist nun die Kunst, durch die wir nach Runowski zum Leben bringen? Auch dafür giebt er unzweideutig Antwort. „Eine Kunst erreicht ihre Höhe mit der Fähigkeit, die vornehmsten Ideale der Menschheit durch allegorische Gestalten auszudrücken.“ „Eine Kunst, die nicht den Ausprägungen der Geister aller Menschen und ihnen selbst Form verleiht, wie die Kunst der Natur allen Geschöpfen der Erde vom Stein bis zum Stern, vom Löwen bis zur Muschel, ist grober, strafbarer, öffentlicher Unfug.“ Und der Weg dahin? „Der Schüler soll einen älteren Meister vor allen anderen studieren, bis er dahin gelangt, die Natur vollkommen mit dem Auge desselben zu sehn.“ Denn „der moderne Künstler verwechselt Typus und Ideal und scheut den eritieren, weil er wähnt, er müsse eine Gestalt verschönern, idealisieren, um sie zu einer allgemein menschlichen zu machen.“ Die künstlerische Umgebung der neuen Kulturmenschen: „Schränk, Tisch, Stuhl, Gefäß und Leuchter sollen die Bewegung des Menschen schwungvoll aufnehmen, wie das Geäst der Bäume, den Sprung des Hirsches u. s. w.“ . . .

Wir können leider nicht mehr Stil- und Geistesproben bringen. Heimat, Geselligkeit, Idee, Typus, Begriff, Wagner, Luther, Bismarck, Goethe, Beethoven, Universalismus und Spezialismus, Anatomie, Altzeichnen, Genius, Pfahlbürger, Übermensch, Gottmensch — nichts bleibt in diesem Schwall halb verdauter, mit ungeheurem, philosophisch sich gebenden Untieffinn vorgebrachter Kulturphrasen verschont. Das

ist „der neue Wortführer der künstlerischen Kultur Deutschlands“, wie ihn Herr Diederichs so schön nennt. Eine treffende Formel für unsere Kritik giebt Runowski selbst. In der „Masse der mittelmäßigen Gelehrten, die mit dem Wort eine sehr mangelhafte Anschauung verbinden, und der großen Zahl der Künstler unserer Zeit, die zu bequem sind, um logisch zu denken“ steht er selbst an allererster Stelle. Die Völker Europa's würden sich wundern, wüßten sie, wer „ihren ungeheuren Aufschrei nach Sichtbarkeit und Kunst nieder geschrieben hat“. Und nun noch mindestens vier weitere solche Bände? Die, wie ich ausdrücklich bemerke, zahlreichen Bewunderer Runowski's können sich gratulieren. Aber die wahren Freunde der deutschen Kultur verhalten ihr Haupt — wenn auch nicht schweigend.

Erich Haedel.

*

Nietsche hat bekanntlich bei H. Wagner von „Theatrokratie“ gesprochen, und jeder-mann kennt ja das Fremdwort „Aristokratie“. In Anknüpfung daran möchte ich bei L. v. Runowski's Schriften (vornehmlich Bd. I) von einer Hypertrophie des Kunst-Enthusiasmus sprechen und die lähne Wortbildung „Aristokratie“ zur näheren Bezeichnung einmal wagen. Jedenfalls bedeuten sie ein Übermaß, und dergleichen ist, schon im Hinblick auf das alte *μετρίον*, allemal ungesund und vom Übel. Das Gute darin scheint mir zudem nicht neu, das Neue durchaus nicht immer gut. Auch der „Kunstwart“ glaubte sein anfänglich bekundetes warmes Interesse für den Autor — doch wohl aus inneren, Anschauungsgründen — mit der Zeit wieder einigermaßen zurück schrauben zu müssen. Und wenn gar ein Mann wie P. Schulze-Raumburg gelegentlich einer Besprechung dieser Werke begeistert ausruft: „In zehn Jahren wollen wir uns über Lothar v. Runowski wieder sprechen!“ — oder so ähnlich, so muß ich offen bekennen, daß ich

solche rüchhaltlose Zustimmung grade von dieser Seite nicht recht begreife.

Arthur Seidl.

Georg Brandes: Gesammelte Schriften. Deutsche Original-Ausgabe. München, Albert Langen. (Erscheint in 60 Lieferungen zu 1 M.; vorliegend: Lieferung 1—3.)

Die gesammelten Schriften werden in einer Reihe von selbständigen Bänden die große dänische Brandes-Ausgabe in guter Verdeutschung bringen. Die Original-Veröffentlichung ist in Dänemark soeben fertig geworden. Albert Langen läßt ihr die autorisierte Übersetzung auf dem Fuße folgen, um den Viraten, die schon so viel in Brandes-Bländerung geleistet haben, einigermaßen das Handwerk zu verkleiden. Das ist lobenswert. Das deutsche Publikum erhält so zum ersten Mal eine korrekte Ausgabe, die des berühmten Schriftstellers würdig ist und seinen geistigen wie wirtschaftlichen Interessen gerecht wird. Es ist eine nationale Aufmerksamkeit, daß der erste Band, von dem jetzt drei Lieferungen vorliegen, uns die „deutschen Persönlichkeiten“ vorsetzt, eine Reihe sorgfältiger Charakter schilderungen von Männern, die in der Entwicklung unserer Politik, Litteratur und Staatsverwaltung eine Rolle gespielt haben, teilweise noch spielen. Wir werden die Fortsetzung aufmerkjam verfolgen.

M. G. Conrad.

*

Georg Brandes' Bedeutung für die aesthetische Erziehung unserer Generation kann heute bei Allen, was man seiner gesprächigen und im besten Sinne feuilletonistischen Art und Manier vorzuwerfen findet, nicht mehr in Frage gestellt werden. Diese, wie man schon jetzt rühmen darf, gut redigierte Gesamtausgabe war ein gern zu begrüßender Gedanke. Es wird uns Vieles geboten werden, das wir noch nicht oder nicht unverstümmelt kennen. Und man mag von diesem vielseitigen, eifrigen

und reichen Manne kaum eine Seite ohne Interesse lesen. Das große Unternehmen, von Th. Th. Heine mit einem geschmackvollen Festumschlage beschenkt und klar und angenehm auf gutem Papiere gedruckt, setzt mit dem Bande „deutsche Persönlichkeiten“ ein. Ein sehr persönliches Vorwort fesselt sogleich. Der treffliche Essay „Moltke“ (1878) ist ein verheißendes Anfangskapitel.

Dr. Richard Schaukal.

Wilhelm Uhde: Perikles. Dresden, Carl Neisner.

Sehr fein macht dieser Wilhelm Uhde seine Sache. Er führt den Verecktern antiker Kunstantschauungen einen echten — Perikles vor. Wer sich getroffen fühlt, kann sich zum Worte melden; wem's juckt, kann sich fragen. Ich sehe einen — wer noch? — M. G. Conrad.

*

Nur wenige Seiten sind es, die das kleine Schriftchen enthält, aber es steht viel darin! Uhde giebt uns ein ungemein anschauliches Bild von den glänzenden persönlichen und staatsmännischen Eigenschaften des Perikles und er zeigt uns, daß nur die trotz der großen Rechtsfälle bei diesem bedeutenden Manne auf allen Lebensgebieten sich bekundende, vornehme Zurückhaltung rein privater Wünsche und Meinungen und nicht das geräuschvolle Hervorkehren der eignen Persönlichkeit eine solche Kulturblüte zu zeitigen vermochte, wie sie uns im perikleischen Zeitalter begegnet. — Das zu wissen, dürfte auch in unseren Tagen nicht so ganz überflüssig sein!

Dr. Leon Zeitlin.

„Lichter“, Poesien von Max Beyer: Hamburg, Leipzig, H. Seemann Nachf.

Dieses Buch ist anders, wie Dichtbücher sonst. Keine Epigonenlyrik, keine modern sein sollende Fabeln. Beyer ist eine aparte Erscheinung. Was er nicht alles sieht! Und wie er's sieht! Daß ich es sage: hier ringt einer: empor! Von keinem Großen

hat dieser empfangen, wie es doch bei uns Jungen häufig der Fall ist. Ich bin geneigt, Bücher, in denen Verheißungen glimmen, zu empfehlen — und sollten in einem Bande nur zwei, drei wahrhaft Gerechte sein. Hier sind Verheißungen. Sogar mehr als zwanzig! Verschiedene dieser Stimmungen und Bilder laß ich schon in „Jugend“, „Gesellschaft“, „Deutsches Dichterheim“. — Sie sind mir nur zu sehr durch einander gewirbelt, ordnen sich nicht zum Ganzen, Abgeschlossenem. Manches vermochte meine Psyche nicht aufzunehmen. Doch, wo Bild und Rhythmus sich ganz in einander schmiegen, rührt uns eine tiefe, tiefe Innigkeit. (Ewiger Frühling, Vaterunser, Niels Nielsen, das lustige Tränmchen, Stille Liebe, Der verlassene Brunnen . . .)

„Ein Brunnen steht verlassen,
kommt niemand dort hinaus.
Meine Seele fliehet und fliehet
und niemand trinkt daraus . . .“

Karl Röttger.

*

Unschuldige Spielereien mit Vers und Reim. Manchmal ein lieber Gedanke, manchmal so etwas wie der leise Hauch einer Stimmung. Litteratur weder in gutem, noch — was heute schon viel heißt — in bösem Sinne.

Dr. Richard Schaukal.

Vermischtes.

Von der neuen Goethe-Ausgabe des „Bibliographischen Instituts“, deren ersten Band ich vor einiger Zeit hier besprach, ist nunmehr der achte, von Dr. Viktor Schweizer, und der zwölfte, von Dr. Karl Heinemann bearbeitet, erschienen. Der achte Band enthält die Leiden des jungen Werthers, die Briefe aus der Schweiz, und die Wahlverwandtschaften; jedem der Werke ist eine Einleitung des Herausgebers vorangestellt. Erlebtes und Erdichtetes im „Werther“ wird sorgfältig abgewogen, so weit eine Scheidung möglich ist; fein und

richtig bemerkt Schweizer, daß wir's im „Werther“ von Anfang an mit poetischen Erlebnissen Goethe's in Weklar zu thun haben, daß Erlebnis und Phantasiegestaltung in außerordentlicher Weise gegenseitig sich durchdringen und steigern. Die oft vernachlässigten Beziehungen zu der Familie Laroché-Vrentano werden in ihrer Wichtigkeit für die Gestaltung des Werkes dargestellt, die Anklänge an Rousseau, Young, Ossian, Sterne mit kritischer Vorsicht angegeben. Die Anmerkungen sind hoch willkommen; keine ist überflüssig. Ebenso vorzüglich ist die Einleitung zu den Wahlverwandtschaften. Den Schluß bilden 14 Seiten bibliographischen, philologisch-tertgeschichtlichen und sachlich-berichtigenden und erläuternden Anhangs, in den alles verwiesen worden ist, was nicht zum unmittelbaren Verständnis der Dichtungen nötig war. — Ein Meisterwerk ist die Heinemann'sche Ausgabe von „Dichtung und Wahrheit“. Die Entstehung der Autobiographie wird in einer anziehenden Einleitung geschildert. Die sehr zahlreichen und gewissenhaften Anmerkungen machen die bisher beste Ausgabe, diejenige Voepers, überflüssig. 26 Seiten Anmerkungen und Zusätze folgen. Der Band kostet, auf gutes Papier deutlich und scharf gedruckt und gefällig gebunden, 2 Mark. Ich weiß keine bessere Ausgabe Goethe's. Der kritische Apparat genügt selbst dem litterarhistorischen Sachmann, der die Weimarer Sophienausgabe nicht besitzt, vollkommen. Die Bände sind besser ausgestattet als die mir bekannten sonstigen Ausgaben, der Preis staunenswert niedrig. Wenn die Ausgabe in der bisherigen muftergiltigen Weise fortgeführt wird, wird sie eine geradezu einzige Leistung darstellen.

Dr. J. Hofmiller.

Richard Adermann: Lord Byron. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Der Absicht, auf nicht einmal 200 Seiten alles zusammen zu tragen, was wir über

Byrons Leben und Werke wissen, wird dieses sorgfältige Buch gewiß gerecht. Es verzichtet darauf, dem Leser aesthetische Urtheile aufzundigen, oder Sensationspsychologie zu begeben. Es gehört zu jener Art von Biographien, die ihren Ehrgeiz darein setzen, nur Thatsächliches zu bringen, dieses jedoch so vollständig als möglich. Freilich setzt es Leser voraus, die aesthetischer Bevormundung entraten können. Angenehm berührt auch der gelassene ruhige Ton gegenüber zahlreichen Byronbiographien, die vor Enthusiasmus schwitzen. Das Buch wird jedem, der es benützt, gute Dienste thun. Hätten wir nur über andere Dichter auch solche Biographien! Eine Sammlung, wie die Grands Ecrivains Français wäre auch für Deutschland bringend zu wünschen. Unsere „Geisteshelden“ sind zu ungleich im Umfang, zu teuer und auch nicht so gut ausgestattet. Dr. J. Hofmiller.

Benno Rüttenauer: Aphorismen aus Stendhal über Schönheit, Kunst und Kultur. Sträßburg, Feiß & Mündel.

Die sehr anregende und geschmackvoll ausgewählte Sammlung bringt eine Fülle von Geist in folgenden zehn Büchern: Der Autor über sich selber; über Kunst im Allgemeinen; über Architektur; über Skulptur; über Malerei; über Musik; über Theater; über Frauenschönheit, Liebe, Ehe; über Religion; Moralisches, Psychologisches, Politisches. Eine gute Einleitung Rüttenauers regt an, auch da, wo sie zum Widerspruch herausfordert. Die Aphorismen zu lesen, ist ein ungestörter, sich steigender Genuß: man hört einen Weltmann plaudern, der sehr fein und klug ist, sich und Andern nichts vormacht, der auch im Geistigen gute

Formen hat, dessen Enthusiasmus niemals belästigt, sondern vornehm in's rechte Licht rückt. — Gleichzeitig sei auf das erste Oktoberheft der „Znsel“ hingewiesen, in dem Wilhelm Weigand über Stendhal ein Essay niedergelegt hat, worin sehr viele Dinge stehen, die noch niemand anläßlich Stendhals bisher entdeckte, und das sich der Betrachtungsweise Emersons in den Representativen Men durch die reine Höhe des Standpunktes und die verstehende Vornehmheit des Urtheils zur Seite stellt.

Dr. J. Hofmiller.

Ein Anonymus hat gegen die Litteraturspekulationen des Fräulein Margarete Michaelson alias Ernst Georgy protestieren zu müssen geglaubt und unter dem Titel „Die Berliner Range“ (Berlin, Fuhingers Buchhandlung) ein Pamphlet gegen das geschmacklose Unternehmen gerichtet. Doch ist das Schriftchen mehr grob als witzig, und wenn der Verfasser fast immer zu schwarz sieht und malt, so ist besonders zu bedauern, daß er schon auf der zweiten Seite seines Textes nach dem Staatsanwalt schreit. Man kann die weiblichen Handarbeiten der Margarete Michaelson thöricht, schal und verächtlich finden; aber ein Schriftsteller, der einen Kollegen denunziert, hat die litterarischen Ehrenrechte verwirkt. -fm-

Druckfehler - Berichtigung:

Heft Nr. 7, S. 69, Sp. 1, Z. 3 u. 2 v. u. sowie ebenda Sp. 2, Z. 5 v. o. ist in dem Referate des Hrn. Dr. H. Schaulal über d'Annunzio statt „Synismus“ und „Synikern“ selbstverständlich „Lyrismus“ und „Lyrikeru“ zu lesen.



Büchertisch.

(Besprechung vorbehalten.)

Badr, Hermann: Premieren. Winter 1900 bis Sommer 1901. Münden, Albert Rangem. 287 S. Klant, Matbias: Am Hochzeitmorgen. Ein Familienreignis in 3 Akten. Dresden, C. Pielsons Verlag (H. Vindel). 94 S. M. 1,50.

Bücher, Dr. Karl: Arbeit und Abstrismus. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 455 S.

Czemmerer, von: Magenta. Der Feldzug von 1859 bis zur ersten Entscheidung. Mit drei Kartenbeilagen in Steinbrud und einer Zeitfolge. Berlin, Siegfried Mittler & Sohn. 216 S.

Chomet, Anno No: Eine kleine Hütte. Lebensanschaung. Übersetzt von Dr. Paul Quikam. Berlin, C. H. Schönsche & Sohn. 41 S. M. 1,—.

Denkmäler deutscher Tonkunst. Zweite Folge: Denkmäler der Tonkunst in Bayern. Veröffentlicht durch die Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Bayern. 2. Jahrg. Bd. II. Ausgewählte Werke von J. A. Reil. 1. Teil. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 183 S.

Edward, Dr. Albert: Der Raiböllschismus und das 19. Jahrhundert im Lichte der kritischen Entwürfuna der Neuyit. Stuttgart, Jos. Roth. 416 S. M. 4,80.

Festschrift für den G. Frau Clara Blühgen: Das böie Buch. Skizzen aus dem Leben. 1. bis 10. Tausend. Nr. 13 von Eitelns Moderner Bibliothek. Berlin W, Rich. Göttsch Kauf. (H. Krüger.) 96 S. M. 0,50.

Fischer, Ernst: Elissetheorie. Heidelberg, Carl Winter (Universitätsbuchhandlung). 19 S.

Fried, Alfred H.: Der Theaterdusel. Eine Streitschrift gegen die Überhöhung des Theaters. Bamberg, Handelsbruderei. 117 S.

Führmann, Richard: Herunter die Maske! Eine Anklageschrift gegen unsere „unmoralische Moral“ und unier perijores Begegnungen. Ebenba. 96 S. M. 1,—.

Gegen den Zoltarif! Neben der Abgeordneten G. Gotthein, R. Schröder, Dr. Pachnide, Koefide-Deffau. Berlin, Max Hoffschläger. 68 S.

Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Bd. 103 und 104. Zwei Bänder. Australisch-deutscher Roman von Ottomar Höfer. 3. Aufl. 204 S. M. 1,—. — Ein Seelenleiden. Novelle von Hellmuth Mille. 101 S. M. 0,50. Berlin, Albert Goldschmidt.

Gorll, R.: Sechshundzwanzig und Eine, und andere Erzählungen. Übersetzt von E. M. Wiegandt. Nr. 12 aus Eitelns Moderner Bibliothek. 1. bis 10. Tausend. Berlin W, Rich. Göttsch Kauf. (H. Krüger.) 96 S. M. 0,50.

Gosse, Edmund: Walt Whitman. 15. Heft der Modernen Essays zur Kunst und Literatur. Herausg. Dr. Hans Vansberg. Berlin W, Gole & Teplaff. 27 S. M. 0,50.

Gumpowicz, Ludwig: Die soziologische Staatsidee. 2. verm. Aufl. Innsbrud, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 224 S. M. 4,80.

Heymann, Robert: Herrentrecht. Drama in 1 Aufzuge. Bühnenmanuskript. Leipzig, Hermann Dege. 14 S.

Holzer, Rudolf: Frühling. Schauspiel in 4 Aufzügen. Kitz, Herreitsche Verlagsanstalt. 219 S.

Jacques, Robert: Im Banne. Gedichte. Dresden, C. Pielsons Verlag (H. Vindel). 90 S. M. 1,50.

Jines, Walter F.: Ernst Rilkepp. Blätter aus dem Leben und Dichten eines Verstorbenen. München, Ernst Reinhardt. 191 S. M. 3,—.

Jensen, Wilhelm: Im achtzehnten Jahrhundert. Zwei Novellen. Leipzig, B. Göttsch Kauf. 206 S. Geb. M. 3,—, geb. 4,—.

Kataloge Nr. 133, 137 u. 139 von allerhand raren und merkwürdigen Büchern und Kupfersteinen sowie aus allen Wissenschaften. Düsseldorf, Franz Teubner (Antiquariat).

Kerfchen feiner, Dr. Georg: Beobachtungen und Vergleiche über Einrichtungen für gemerbliche Erziehung außerhalb Bayerns. München, Carl Gerber. 245 S. M. 4,—.

Krauwel, Otto: Theodor Gouno. Sein Leben und seine Werke. Berlin W, Verlagsgeellschaft „Harmonte“. (H. m. b. H.) 158 S.

Lehaucourt, Pierre: Histoire de la guerre de 1870—1871. Tomo II. Les deux adversaires. Premières opérations. Avec deux croquis. Paris, Berger-Levrault & Cie. 450 S.

Weltge, Otto von: Der verlassene Gott. Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 358 S. Geb. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Locher, Friedrich: Republikanische Wandbilder und Porträts. Herausgeg. und verlegt von seiner Tochter Emma Locher. Jülich, Th. Schröder. 380 S. Geb. M. 2,—, geb. M. 4,—.

Looff, Eduard: Burg Eberstein. Eine Sage vom Niederlande. Dresden, C. Pielsons Verlag (H. Vindel). 156 S. M. 2,50.

Loß, Prof. W.: Sonderinteressen gegenüber der Wissenschaft einit und legt. Vortrag, gehalten in der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft zu Berlin am 6. Januar 1902. 1-7. Heft 124. Jahrg. Heft 3)

der Volkswirtschaftlichen Gesellschaften, Vorträge und Abhandlungen, herausgeg. von der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin. Berlin, Kombar Elmon. 1 S. M. 1,—.

Marrlot, Emil: Menschlichkeit. Roman. Berlin, G. Grote. 326 S.

Mariop, Paul: Der Kern der Wagner-Frage. Museumslust oder Wäbne der Lebenden? Leipzig, C. F. Steinacker. 37 S.

Masson, Friedrich: Die verlohene Iosephine, Gernablins Napoleon I. (1809—1814). Mitrotogen von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 278 S. Geb. M. 6,—, geb. M. 7,50.

Mrikel-Hef, Grete: Janny Roth. Eine Jung-Frauentgeschichte. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 134 S.

Moeller-Brud, Arthur: Das Variété. Mit 24 Holzbildern und 104 Textillustrationen. Berlin, Julius Bard. 236 S. Geb. M. 7,—, geb. M. 8,—.

Moréno, Malár: Weltuntergang. Pögmolion. München, H. Adermann Kauf. (Carl Schäfer). 154 S.

Müller, Gustav Adolf: Gedichte. Cassel, Carl Bietor. 59 S.

Müller, Johannes: Der Beruf und die Stellung der Frau. Ein Buch für Männer und Frauen. Verbetratte und Ledige, Kit und Jung. Leipzig, Verlag der Grünen Blätter. 160 S. M. 2,—.

Otto, Hermann: Schalkspare als Charakterdichter zur Anregung edlen Volkssinnes. Dresden, D. W. Böhmer. 74 S. M. 1,50.

Oswald, Hugo: Sprechendes Leuchten. Für denkende Menschen ein Wädeln Gedanken. 1. und 2. Tausend. Berlin, Schuler & Voellr. 96 S.

Pauer, Dr. Karl: Der Kampf um Wohlhabr. Graz, Selbstverlag des Verfassers. 154 S. Nr. 3,00 = M. 3,—.

Politisch-antropologische Resue. Monatschrift für das soziale und geistige Leben der

Völler. I. Jahrg. Nr. 1. Herausg.: Ludwig Voltmann und Hans R. C. Gudmann. Eisenach, Epü-ringische Verlagsanstalt. Ganzjährlich M. 12,—, Einzelnummer M. 1,—.

Kangau, A.: Feuer. Erzählung. Berlin W, Albert Godelsmitz. 218 S. Geb. M. 3,—, geb. M. 3,50.

Heger, Max: Zwei Quartette für zwei Violinen, Viola und Violoncello. Op. 54 Nr. 2 (3007 a) Adur. München, Josef Kistl. 35 S. M. 6,—.

Hedmle, Johannes: Die Seele des Menschen. 36 Bändchen „Aus Natur und Geisteswelt“. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständl. Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig, B. G. Teubner. 156 S. M. 1,25.

Reinhardt-Stötner, Karl von: Vom Bawerwalde. Vier kulturgeschichtliche Erzählungen. 2. u. 3. Folge. 2. verb. Aufl. Berlin, Hugo Bermühler. 311 bzw. 373 S.

Kent, Anton: Über den Hirnen. Unter den Sternen. Gedichte. Einz. Österreichische Verlagsanstalt. 203 S.

Schanke, Dr. Richard: Pierrot und Colombine, oder das Lied von der Ebe. Ein Reigen Verse. Mit Buchdruck von Heinz Docter-Werpsmede. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 63 S.

Schlittenbach, G. Freiin von: Ich will es fahnen! Roman. Dresden, C. Pierjons Verlag (H. Linde). 251 S. M. 2,50.

Schmig, Oscar R. H.: Hochsch. Erzählungen. Frankfurt a. M., Suwesteutscher Verlag. 101 S. Tomafetb, Heinz: Die Sittenden. Ein Drama. Wien, Carl Konegen. 114 S.

Turauan, Jos.: Eine Adopttochter Napoleons I. Stephanie, Großherzogin von Baden. Nach Aussagen von Zeitgenossen und bisher unerschlossenen Dokumenten. Übertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 192 S. Geb. M. 3,60, geb. M. 4,60.

Vendramin, Lorenz: High-Life. Größte Komödie in 4 Akten. München, Albert Langen. 119 S.

Viedig, C.: Die Nacht am Rhein. Roman. Berlin W, F. Fontane & Co. 475 S. M. 6,—.

Woh, Richard: Römliches Fieber. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 496 S. Geb. M. 6,—, geb. M. 7,—.

Wabl, Bruno: Auf! Kunstgewerbe-Entwürfe. Heft V u. VI. München, Vereinigte Kunstanstalten N.-G. Ein Heft M. 2,—.

Wallenich, Clementine von: Die Krankenpflege von Männern durch Frauen. Die Stellung der Oberin im modernen Krankenhaus. (Die weibliche Berufspflege.) München, J. F. Lehmann. 48 S. M. 1,—.

Wollny, Dr. F.: Naturwissenschaft und Cefaktismus. Berlin, Hermann Walther. (G. m. b. H.) 22 S.

An unsere Leser richten wir wiederholt die höfliche Bitte, in Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, an Bahnhöfen, in Lesezimmern und für Lesezirkel immer wieder „Die Gesellschaft“ zu verlangen oder zu empfehlen.

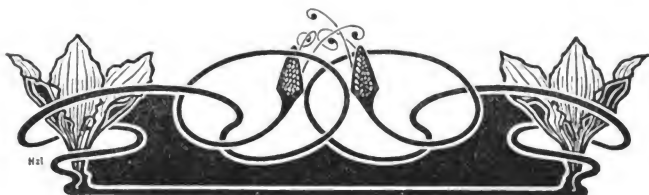
Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München-Solln II, Sohnstraße 135, I. Fernruf-Nr. 10124; Sprechzeit der Schriftl.: Samstag Nm. 4 $\frac{1}{2}$ bis 6 $\frac{1}{2}$ Uhr; Postzeitungsliste Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

NB. Für unersucht eingelangte Rezensionsexemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unersucht eingelangte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. Brief- und Manuskripte, Zeitchriften wie Bücherendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Gebildungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich durch die Verlagsabteilung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: C. Pierjons Verlag (H. Linde) in Dresden.



Willy Pastor.



Band II. * 1902. * Heft 9.
—*—

Die Selbsthilfe der Landwirte.

Vom Geheimen Sanitätsrat Dr. Konrad Küster.

(Berlin.)

Wenn ich von einer Selbsthilfe der Landwirte zu sprechen mich anschicke, so will ich damit nicht gesagt haben, daß die Landwirte allein aus eigener Kraft aus ihren Notständen sich empor rafften könnten. Wir wissen, daß die Hypothekenverschuldung der Güter eine so ungeheure ist und sich von Jahr zu Jahr in so schnell steigender Weise unaufhaltsam vermehrt, daß die Selbsthilfe hiergegen vollständig machtlos ist und ein vollständiger Ruin der Landwirtschaft in absehbarer Zeit eintreten muß, falls der Staat nicht helfend eingreift. Freilich darf man hierbei nicht an die kapitalkräftigen Großgrundbesitzer denken. Diese bethätigen sich industriell, besitzen Kohlenbergwerke und treiben vielfach großartige Bodenspekulationen. Große Grundstücke im Bereiche des sich stetig ausdehnenden Berlins sind in Händen von fürstlichen und gräflichen Großgrundbesitzern und werden mit hohem Aufschlag von der Hauptstadt erstanden werden müssen. Diese Thatsache ist meist unbekannt, weil von den hohen Herrn Agenten oder Strohmannen als Vordermänner vorgeschoben sind. Diese Großgrundbesitzer haben mit der eigentlichen Landwirtschaft nichts zu thun, da ihre Güter wohl ausnahmslos verpachtet sind. Wenn daher die Selbsthilfe zu einer vollständigen Gesundung der Landwirtschaft auch nicht ausreichend ist, so ist sie doch dringend notwendig, einerseits um den sonst schnellen Ruin noch so lange aufzuhalten, bis die stets langsam arbeitende Staatshilfe eingegriffen hat; andererseits um künftiges persön-

liches Schuldenmachen zu vermeiden, das auf den Betrieb stets hemmend einwirkt.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Landwirt außer durch die allgemein wirkenden Börsen- und Bankmachenschaften des Großkapitals auch durch eigene Schuld in große Verlegenheiten geraten ist. Hierzu gehört vor allen Dingen die Abneigung des Landwirts, selbst für den Absatz seiner Produkte Sorge zu tragen und sich direkt mit den Konsumenten in Verbindung zu setzen. Es war und ist ihm bequemer, alles dem Zwischenhändler zu überlassen. Auch hielt er sich wohl für zu vornehm, um direkt Handel zu treiben. Der Händler kommt auf's Gut, zahlt bar; der Landwirt ist frei von Scherereien. So lange die Güter noch reichlich Ertrag hatten, machte sich dies Verfahren nicht unangenehm bemerkbar, obgleich bei einem einigermaßen kaufmännischen Blicke dessen Mangelhaftigkeit sofort hätte erkannt werden müssen. Jetzt, da die Ertragsfähigkeit stark gesunken, ist es jedem klar geworden, daß alle noch möglichen Überschüsse der Güter in die Taschen der Zwischenhändler fließen und für den Produzirenden nichts mehr übrig bleibt. Der Berliner Milchkrieg hat ein grelles Licht auf diese Verhältnisse geworfen. Der bekannte Berliner Milzhändler, Kommerzienrat Volle, ist binnen einer nicht zu langen Reihe von Jahren, zum Teil freilich durch seine geschickte Organisation des Betriebes, ein mehrfacher Millionär, fast alle sonstigen Milzhändler sind wohlhabend geworden, während der Produzent, der Landwirt, der kaum die Produktionskosten erhielt, keine Seide gesponnen hat. Trotzdem ist das Berliner Publikum gegen die Landwirte — wie es freilich, irre geleitet von den Zeitungen, fälschlich glaubte: gegen die Übergriffe der Agrarier — aufgetreten und hat zu seinem eigenen Schaden zu den Zwischenhändlern gehalten; es liegt aber doch auf der Hand, daß der Konsument bei direkter Lieferung von den Gütern nicht nur bessere, sondern auch billigere Milch erhalten kann, falls verständige Organisationen getroffen werden. Der Zwischenhändler will doch auch verdienen und wird die Milch um diesen Verdienst verteuern; außerdem ist die Milch durch das Ausklitern den verschiedensten Schädlichkeiten durch Verunreinigung, sowie der Verschlechterung durch Abrahmen und durch Verwässerung ausgesetzt. Zunächst forderten die Landwirte nur eine geringe Erhöhung des Preises um zwei Pfennige, welche die Händler gerechter Weise wohl von ihrem Gewinne ohne Preiserhöhung der Milch für den Konsumenten hätten bewilligen können. Erst, als ihnen diese bescheidene Forderung durch die Schuld des zu den Zwischenhändlern haltenden Publikums abgeschlagen worden war, griffen sie zur Selbsthilfe. Hierbei hat es sich aber gerächt, daß die Landwirte vorher nicht organisiert

und in derartigen Dingen nicht geübt waren. Sie müssen jetzt erst unter schweren Opfern lernen. Vor allen Dingen ist es notwendig, nicht ohne Auswahl Milch nach den größeren Städten einzuführen. Nur von Gütern, die große, gesunde und saubere Ställe, eine gute Rasse von Kühen und Heufütterung haben, darf die Milch genommen werden. Auch ist es geraten, die Milch, wie es bei der v. Wittgenstein'schen Sanitätsmolkerei auf Pfingstberg in der Uckermark geschieht, zu filtrieren und zu pasteurisieren, was die Ärzte jetzt dringend wünschen. Ausgeschlossen muß jede Milch von Kühen sein, die mit Schlempe u. s. w. gefüttert werden. Wenn der Betrieb geschickt organisiert wird, sind die Landwirte in der Lage, eine tadellose, gehaltvolle und trotzdem noch billige Milch dem Publikum zu liefern, während gegenwärtig die bessere Milch in Berlin mit 50 oder gar mit 60 Pfg. der Liter bezahlt werden muß!

Es ist schon viel erreicht, daß den Landwirten endlich die Einsicht zur Selbsthilfe gekommen ist. Diese Selbsthilfe muß aber immer mehr durch Organisationen befestigt werden, die es nicht zulassen, daß jeder für sich allein wurfelt, sondern es bewirken, daß sie zusammen als geschlossene Macht auftreten. Diese Organisation muß ferner darauf bestehen, daß auch die Konsumenten sich organisieren und zwar so, daß sich überall Konsumvereine bilden, wie solche ja schon vielfach bestehen. Die Bewohner eines Bezirks thun sich zusammen und erhalten von einer bestimmten Stelle die landwirtschaftlichen Produkte für die Mitglieder des Vereins geliefert. Der Milch würden sich Eier, Hühner, Gänse, Enten, ferner Gemüse und Obst angliedern lassen. Hierbei würde außerordentlich an Unkosten gespart werden, was sowohl den Produzenten wie den Konsumenten zu Gute kommen könnte, während bei der jetzt üblichen Art des Zwischenhandels nur der Händler den Vorteil hat, Produzenten und Konsumenten aber gleichmäßig leiden.

Das Publikum, das zwar stets verlangt, der Landwirt solle sich selbst helfen, der Staat dürfe nicht eingreifen, ist seinerseits so wenig an diese Selbsthilfe gewöhnt, daß es über diese, wenn sie Wirklichkeit wird, sogar noch entrüstet ist: der Händler wolle auch leben und dürfe in seinem Erwerbe doch nicht gestört werden! Es haben sowohl Parlamentarier wie Zeitungen sich darüber beschwert, daß die Armee-Intendantur das Getreide zuweilen direkt von den Gütern beziehe. Leider sind die Landwirte auch hier noch nicht so weit organisiert und geschult, daß die Intendantur alles Getreide direkt kaufen kann, sondern meist noch indirekt vom Händler kaufen muß. Es ist jedoch das Normale und Natürlichste, daß der Gutsbesitzer direkt zu dem herrschenden Preise liefert und nicht etwa bis zehn Prozent unter dem Preise an den Händler, der dann für die geringe

Mühe der Vermittlung an die Intendantur diese zehn Prozent einsteckt und so dem Landwirt den einzigen Vorteil entzieht, den dieser vom Getreidebau etwa noch haben könnte. Leider freilich wird sich dies nicht so leicht ändern lassen, selbst wenn die Landwirte es auch endlich wollten. Sie sind meist im Vorschuß bei den Händlern, haben oft das Getreide schon auf dem Halm verkauft, oder haben vorher bares Geld entliehen. Die Landwirte befinden sich selber in Not, können ihre Schulden nicht abbezahlen und müssen so notgedrungen zu den Händlern halten. Also eine Zwischmühle ohne Ende.

Einen weiteren großen Fehler begeht der Landwirt damit, daß er nicht national genug denkt und empfindet. Er teilt dies allerdings mit dem Publikum im Allgemeinen. Es ist noch gar nicht so lange her, daß niemand etwas dabei fand, wenn unsere Kriegsschiffe im Auslande gebaut wurden. Auch heute noch liebt der Deutsche, auf amerikanischen Nädern zu radeln, englische oder französische Kleider zu tragen. Die Vorliebe des Deutschen für das Ausland ist noch immer vorhanden. So kauft auch der Landwirt ohne Bedenken teure und schlechte ausländische, mittels Kellame angebotene, Futtermittel, während der Grundsatz bei ihm herrschen sollte, alles, was er braucht, möglichst selbst auf seinem Grund und Boden zu erzeugen. Der bekannte Berliner Stehbierhallen-Nichinger hat für seine unzähligen Hallen eigene Bäckereien, eigene Wurst- und Käse-Fabriken u. s. w. eingerichtet, um alles, was er braucht, sich selbst zu schaffen und den damit verbundenen Vorteil selber einzustecken. Ähnlich müßte es nun der Landwirt machen. Das alles würde in Verbindung mit der Ausdehnung des nationalen Gedankens gute Erfolge zeitigen. So fängt man auf einigen Gütern an, Kohl zu bauen, um die großen Sauerkohl-Fabriken statt mit ausländischem, mit einheimischem Kohl zu versorgen und sich so vom Auslande unabhängig zu machen. Ebenso sollte man sich auch vom Petroleum und somit vom Auslande dadurch befreien, daß man anstatt Petroleum-Spiritus brennt. Es würde sich dann der Kartoffelbau außerordentlich lohnen und es kämen die Landwirte so mit einem Schlage aus ihrer großen Not. Allein das Publikum ist gleichgiltig und empfindet, wie gesagt, nicht national genug. Sehr zu verurteilen ist es also, daß die Landwirte selbst so wenig mit gutem Beispiele voran gehen und selbst noch statt Spiritus vielfach Petroleum brennen, trotzdem die Spirituslampen, wie die letzte Ausstellung in Berlin bewiesen hat, vorzüglich sind, viel Vorzüge vor den Petroleumlampen haben und das Brennen mit Spiritus durchaus nicht etwa teurer kommt. Ein kräftiger Zoll auf Petroleum würde hier dem nationalen Empfinden nachhelfen. Aber es wird auch so das Brennen mit Spiritus

sich einbürgern, wenn die Landwirte nur selbst ohne Ausnahme damit vorgehen wollen.

Wir haben vorhin gesehen, daß bei dem besten Willen der Landwirt sich selbst nicht helfen kann, weil er durch seine Schulden an den Händler gebunden erscheint. Sehr wichtig ist es daher, daß ihm, und besonders gerade dem kleinen Landwirt, Gelder zu einem geringen Zinsfuße zur Verfügung gestellt werden, damit er aus der Umklammerung der Händler und Banken befreit werde. Außerordentlich segensreich wirken deshalb die Reiffeisenkassen, die über ganz Deutschland verbreitet sind. Und mit Freude ist es zu begrüßen, daß dem Begründer dieser so segensreichen Darlehnskassen in seinem Geburtsorte Neuwied ein Denkmal gesetzt werden soll.

Wir können den Aufsatz nicht schließen, ohne auf die Bestrebungen des Prof. Dr. Ruhland einzugehen. Dieser Mann hat sich aus einfachen bäuerlichen Verhältnissen zu einem der bedeutendsten Nationalökonomien der Gegenwart empor gerungen, wird aber mit Absicht, besonders von liberalen Zeitungen, tot geschwiegen, und nur dann erwähnt, wenn man ihm etwas am Zeuge stecken will, oder wenn ein Ausspruch von ihm — wie der, daß die Zölle nur vorübergehend wirken würden — ihnen in den Kram paßt. Daß Ruhland die Frage sehr vertieft hat und viel wirksamere Mittel, dem Landwirt zu helfen, vorschlägt, darüber schweigt man. Prof. Ruhland hat mit klarem Blicke die Ursachen des Notstandes der Landwirte erkannt und sucht besonders auch gegen die schädigenden Mächenschaften der Börsen und Banken eine Selbsthilfe der Landwirte zu organisieren. Er beabsichtigt, große Kassen zu bilden, die noch umfangreicher als die Reiffeisen'schen Kassen dem Landwirte mit Geldmitteln beispringen sollen. Es ist hierbei nur freilich auch die Hilfe des Publikums notwendig und wir haben gesehen, daß dieses stets blind und thöricht zu seinem Nachteile handelt. So wird es nach wie vor sein Geld zu den Banken tragen, die es dazu benutzen, dem Publikum, also dem Geldbringer selbst, das Fell über die Ohren zu ziehen — anstatt zu den landwirtschaftlichen Kassen, die es zu einer Gesundung der Landwirtschaft benötigen, welche auch der Allgemeinheit, somit auch dem Geldbringer, wieder zu Gute kommen würde. Außerdem ist Dr. Ruhland noch bemüht, genau die vorhandenen Mengen des Getreides im In- und Auslande festzustellen, um so den künstlichen Mächenschaften der Börsenspekulanten entgegen zu arbeiten und zu erreichen, daß von den Aufwärtsbewegungen nicht blos der Spekulant, sondern in erster Reihe auch die Landwirte durch schnelles Verkaufen Vorteil haben, während jetzt diese immer nachhinken und dem Spekulant allein den Vorteil lassen. Durch dieses Entgegenarbeiten gegen die Kurstreiberien der Spekulanten soll es denn schließlich

erreicht werden, daß sich die Preise in einer mehr gleich bleibenden, mittleren Höhe halten und nicht, wie jetzt, in fieberhafter Weise bald fallen oder steigen: so daß denn die Börsenspekulationen sich nicht mehr lohnen und somit von selbst verschwinden würden.

Man sieht, daß die Landwirte, falls sie genügend Verständnis haben und Prof. Dr. Ruhland folgen, auch aus eigener Kraft die gefährlichen Börsenmanöver nieder drücken können. Immerhin wird dies schwer halten, und wäre deshalb die Mithilfe der Regierung sehr erwünscht. Es ist ja das Unheil unserer Zeit, daß alles Parteimache, und daß eine ruhige, sachliche Behandlung einer solchen Frage fast unmöglich ist. Freiwillig wird dem Landwirt daher wohl nichts bewilligt werden. Es ist indessen durchaus nicht nötig, nach außen hin die Lärmtrommel zu rühren und zu schreien, sondern man suche sich im Stillen immer mehr und mehr zu organisieren, denn nur mittels machtvoller Organisationen wird man in der Selbsthilfe fürder vorwärts kommen und auch Staatshilfe erreichen.



Wie die Erde zum Schalentier geworden ist.

Ein Beitrag zur Astrophysiologie.

Von Willy Pastor.

(Berlin-Wilmersdorf.)

Die Beobachtung des nächtlichen Himmels durch Fernrohr und Spektralanalyse zeigt uns, daß die Sterne so gleichartige Wesen nicht sind, als es den ersten Anschein hat. So weit gehen die Unterschiede, daß wir berechtigt sind, vom Dasein verschiedener Arten von Sternen zu sprechen, die sich nicht minder scharf von einander abheben als die verschiedenen Arten der Tiere auf Erden.

Da sind die fast noch gestaltlosen „Weltnebel“, die an den, seiner körperlichen Struktur nach so armen Bau der Amöbe erinnern. Ein fester Kern läßt sich im einen wie im andern Fall beobachten, von dem aus die

wenigen Lebensäußerungen der im Übrigen unfesten Körpermasse geleitet werden. Da giebt es Sterne wie den Planeten Merkur, dessen Oberfläche man sich zu einer härteren Schale verdichtet denkt, während im Innern sich wohl eine Gliederung irgend welcher Art vermuten läßt, die es jedoch keinesfalls zu Gebilden von der Fähigkeit jener Oberfläche brachte. Das würde also jenen Klassen unseres Tierreiches entsprechen, bei denen eine ausgebildete Schale den noch zarten Körperbau umgiebt. Da sehen wir endlich den Mars, überzogen, wenn nicht alles täuscht, von fruchtbaren Gefilden, von einem Schichtensystem, dessen Zusammensetzung uns völlig unbekannt ist, das aber vom Inneren getrennt sein muß durch eine starke Masse von Gestein. Das wäre also das Knochentier, das jene Schale abstreifen konnte, weil es das tragende Gerüst im Innern seines Körpers aufbauen lernte.

Die Entwicklungslehre hat nachweisen können, daß es früher Schalentiere auf der Erde gab als Knochentiere, und daß amöbenartige Wesen den Schalentieren voraus gegangen sind. Dementsprechend erblicken die Astronomen in einem Sterngebilde wie dem Mars ein reiferes, feiner durchgebildetes Wesen als im Merkur, und im Merkur eine höhere Vollendung als im Weltennebel. Sterne von der Art des Merkur konnten werden erst, nachdem die Art der Weltennebel lange zur Bildung gelangt war, und Jahrmillionen durchschwammen den Ozean des Kosmos merkurähnliche Gestirne, ehe die weitere Art des Mars daseinsfähig wurde.

Aber des Ferneren hat die Entwicklungslehre auch nachweisen können, daß jedes höhere Wesen in seinem frühen Werden durch die Entwicklungsstufen niederer Wesen sich zur eigenen Höhe erst empor arbeitet. Das sich bildende Säugetier hat im Mutterleib eine Zeit durchzumachen, in der es noch nicht durch Lungen, sondern durch Kiemen atmet. Die menschliche Hand ist aus einer Taube gebildet, die Taube aus dem Vorderstück eines Flügelanlasses. Es ist, als ob die Natur in jedem einzelnen Falle die zu fein, zu detailliert gewordenen späteren Bildungen erst aus dem Rohen der einfacheren, früheren heraus arbeiten müßte.

Auch hier nun macht die Astronomie ihre Vergleichungsschlüsse. Einen Stern von dem so unendlich kunstreichen Bau etwa des Mars, folgert sie, konnte die Natur unmöglich ohne Weiteres aus bloßer Materie gestalten. Die Sonne in ihrem einfacheren Schichtensystem und ursprünglicheren Lebensäußerungen war leichter zu formen: so muß denn der Mars eine embryonale Durchgangsform erlebt haben, in der er als kleine Sonne am Himmel leuchtete. Doch auch die Sonne ist noch ein verwickeltes, schwer zu erschaffendes Gebilde, und so muß bei einem Sterne wie dem

Mars jener späteren embryonalen Phase eine frühere vorausgegangen sein, in der die kleine Mars-Sonne noch ein kleiner Mars-Weltnebel war.

In voreiliger Weise hat man an diese Gedankenreihen, die weiteren Schlüsse geknüpft, daß die Entwicklung jedes einzelnen Gestirns durch jede einzelne der am Himmel zu beobachtenden Entwicklungsarten hindurch führe. Keine Sonne soll ihr Geschick als Sonne ereilen können, sie werde sich noch „abkühlen“ zu einem planetenähnlichen Gestirn, wie jeder Planet noch „erstarren“ soll zu mondähnlichen Gebilden. Die Richtigkeit dieser Schlüsse anerkennen, heißt den Reichtum der Arten am Sternenhimmel leugnen, heißt behaupten, daß hier auf Erden alle Affen als Menschen, alle Fische als Landtiere sterben müßten. So gewiß indes die Erde das Nebeneinander verschiedener Arten nötig hat, so gewiß auch der Kosmos das Nebeneinander verschiedener Sternentypen, die hier im Großen wie dort im Kleinen als die Organe eines Organismus ineinander arbeiten.

Der Glaube an eine solche Entwicklung, die keine anderen Grenzen kennt als die einer gewaltsamen Vernichtung, ist nichts als die folgerechte Weiterbildung der Lehre von der Weltallkälte. Nimmt man eine solche Weltallkälte an, die aus den Gestirnen die Wärme auspreßt wie eine sich ballende Hand das Wasser aus dem Schwamm, dann freilich giebt es keinen Halt. Immer enger und fester wird es sich um die armen Weltkörper her krallen, bis sie schließlich zerbröckelt und zerrieben sind in zahllose Meteoriten, die dann hinaus geschleudert werden in die ewige Nacht.

So wenig wir jedoch berechtigt sind, ein Metamorphosenspiel aller Sterne in alle Zukunft hinein anzunehmen, so unabweislich drängt die Forderung sich auf, bei jeder höheren Art Stern nach der Vergangenheit hin eine Verwandlung durch alle wesentlichen früheren Entwicklungstypen voraus zu setzen. Beweis dafür ist uns die Erde. Heute, wo wir sie mit der Arbeit unserer Felder überziehen, wo die Tiere und Pflanzen langer Jahrtausende am gleichen Werke thätig waren, entwickelt die Erde sich langsam zu einem Knochentier der ange deuteten Art. Doch das Knochentier ist einmal Schalentier gewesen, und auch die Schale mußte einmal angelegt werden.

Dieser letzte Vorgang, der äußerste für die auf's rein Irdische beschränkte Beobachtung, leitet das ein, was wir die Lebensgeschichte unserer Erde nennen mögen.

* * *

Als die Schale der Erde haben wir uns eine zusammenhängende Schicht festen Gesteins zu denken. Der Mineraloge unterscheidet zwischen Massen- und Absatzgestein. Die Massengesteine sind die älteren, auf denen

die Absatzgesteine sich erst in den späteren Perioden der Erdgeschichte abgelagerten. In jenem also haben wir allem Anscheine nach die Reste dessen zu suchen, was einst als harte Schale den Erdenstern umhüllte.

Aber der bloße Anschein ist hier doch sehr trügerisch. Zunächst werden wir gut thun, das Wort „Reste“ stark zu betonen. Nur das Wenigste von dem, was einmal Massengestein war, ist geblieben. In Bauernhäusern sehen wir oft, daß der Kalkbewurf der Wände in der Nähe des Bodens fast völlig abgetragen ist. Die Hühner pickten ihn fort und setzten ihn um in die festen Hüllen ihrer Eierschalen. Die Erde ist so ein Bauernhaus; nur daß der Kalkbewurf deren Hühnern nicht einzig am Boden, sondern fast überall zugänglich war. Die feste Masse, das Materielle aller Absatzgesteine ist nichts als abgenagter und durch spätere Arten umgeformtes Massengestein. Der lockere Boden unserer Felder ist Massengestein, denn es macht nichts aus, wie viele Zwischenglieder sich hier einfügen bis zum fertigen Produkt. Massengestein ist so das Fleisch unseres Körpers, das Holz der Wälder, die Häuser unserer Städte u. s. w.

Damit nicht genug. Massengestein sagen wir und deuten damit eine bestimmte irdische Art an. Diese eine Hauptart umfaßt aber eine ganze Reihe Unterarten. Massengestein ist der Granit, der Quarz, der Grünstein und vieles Andere. Jede einzelne dieser Arten mußte einmal gebildet, abgelagert werden, so daß wir ein Nacheinander auch bei den Massengesteinen zu berücksichtigen haben. Die Umformung jeder folgenden Art aus der vorhergehenden besorgte eine eigentümliche Art von Feuerwesen, deren letzte, schon ziemlich defekte Exemplare wir in den noch heute lebenden Vulkanen beobachten. In vulkanischen Feuern wurde die Schale des Erdentieres gehärtet. Wie sollen wir uns einen solchen Vorgang im Einzelnen denken? In welchem ursächlichen Verhältnis stehen die Vulkane zu den sich bildenden Gebirgen?

Und zu alledem nun noch die letzte Umformung. Das eruptive Gestein (so nennen wir die aus den Hochöfen der Vulkane hervor quellenden Massen) älterer Tage blieb uns durchaus nicht in seiner älteren Form erhalten. Denken wir an die Säulengebilde des Basalt, an einen Anblick etwa, wie ihn die berühmte „Fingalshöhle“ bietet. Der Basalt ist durchaus nicht in dieser Säulenform aus den alten Vulkanen hervor gegangen. Erst nach seiner Ablagerung hat ein innerer, organischer Vorgang ihn diese neue Gestalt annehmen lassen. So können, oder vielmehr müssen wir annehmen, daß auch bei den ältesten Massengesteinen nach der „Erkaltung“ noch Umbildungen statt hatten, die nicht nur die einzelnen Teile, sondern die gesamte Lage änderten.

Doch das Verständniß dieser letzten Dinge ist uns nicht möglich, wenn wir uns zuvor nicht klar werden über das einfachere Wesen des Vulkanismus und seine Beziehung zur Gebirgsbildung.

* * *

In der ersten wissenschaftlichen Theorie über die Bildung der Gebirge spielt der Vulkanismus eine durchaus unwesentliche Rolle. Er ist die Theorie des „Neptunismus“, noch ein Werk des 18. Jahrhunderts, vom Freiburger Geologen G. A. Werner formuliert. Große, periodische Überschwemmungen hatten den Erdball mit Schichtgesteinen überzogen. Die neptunischen Gewalten dieser Überschwemmungen besaßen aufbauende, aber auch zerstörende Gewalt. Je nach der Wucht, mit der die Wasser sich stauten, wurden größere oder geringere Massen einer älteren Gesteinschicht los genagt, wurden tiefere oder flachere Schluchten hinein gemeißelt in die ursprünglich ebenen Steinplateau's. Das Ergebnis der mächtigen, über Jahrtausende sich hinziehenden Arbeit war dann schließlich die Erschaffung der Gebirge. Wie ein Kunstwerk, eine Skulptur sah man das an. Einstfluten mächtigsten Stils hatten den Block punktiert und aus dem Rohesten heraus gearbeitet; der Kreislauf der Wasser in seinen mancherlei Erscheinungsformen bis hinab zum sickernden Regen halfen dann im Einzelnen nach. An dieser gewaltigen Arbeit hatten die Vulkane nur den bescheidensten Anteil. Die zufällige Entzündung in Steinkohlenlagern und anderen brennbaren Schichten lieferte das Heizmaterial für die Vulkane, die dem Anblick eines Gebirges nur Nebensächliches hinzufügen konnten und in jedem Fall sich als die Nachfeile eines in allem Wesentlichen vollendeten Werkes darstellten.

Die Einseitigkeiten einer solchen Anschauung mußten über kurz oder lang zur Aufstellung einer nicht minder einseitigen Gegentheorie führen. Sie ließ nicht auf sich warten, und noch ehe es 19. Jahrhundert wurde, hatte man, Dank dem Engländer Hutton, neben dem Neptunismus einen „Vulkanismus“. Dort war das Feuer das Gleichgiltige gewesen und das Wasser that alles; hier war es umgekehrt. Nicht die von oben nach unten wirkenden neptunischen, sondern die von unten herauf drängenden vulkanischen Gewalten sollten die Bergzüge und Gipfel geschaffen haben. Ihre größte Glaubwürdigkeit fand die Lehre, als es scheinbar gelungen war, die vulkanische Bildung eines neuen Berges in flagranti nachzuweisen. Das war der in Mexiko entstandene Jorullo, dessen Entstehungsgeschichte A. von Humboldt in alle erreichbaren Einzelheiten verfolgte.

Die spekulative Betrachtung, die von hier ihren Ausgangspunkt nahm (Leopold von Buch und später Elie de Beaumont brachten sie in bestehende Systeme), hatte vor der älteren den unbedingten Vorzug, daß sie Rücksicht nahm auf gewisse Lagerungsverhältnisse der Sedimentschichten. Die Fläche dieser Schichten bildete zur Fläche der ebenen Erde oft einen so steilen Winkel, daß die Annahme, die Schicht könne sich von vorneherein unter diesem Winkel abgelagert haben, ausgeschlossen war. Hier war eine Erklärung nötig, und die Erklärung schien die neue Theorie zu bieten. Wo immer ein Gebirgszug ragte, da bildete den Kern des Gebirgszugs Massengestein. Man sah das Massengestein freilich nicht immer, aber dann lag es eben in noch unerbohrten Tiefen. Ein vulkanischer Vorgang hatte das Massengestein sich bäumen lassen, und da die auflagernden Sedimente gezwungen waren, dieser Bewegung zu folgen, nahmen sie bei dieser Gelegenheit gebirgige Form an. Es war durchaus nicht notwendig, daß der vulkanische Vorgang sich freie Bahn brach und an der Spitze eines Berges sich einen Krater schuf. Ebenso häufig, ja viel häufiger kam es nicht zum Durchbruch, es blieb bei verhaltenen Blähungen, die sich in allen denkbaren Richtungen unter der Oberfläche hinwinden konnten, was dann die verschiedensten Arten der Gebirgsbildung zur Folge hatte.

Der erste Einwand gegen die Lehre bestritt zunächst die Möglichkeit eines plötzlichen Werdens der Gebirge. Ein Berg, der mit der Geschwindigkeit eines Vulkanausbruchs dem Boden entstieg, mußte notwendiger Weise die über ihm lagernden Absatzgesteine zerreißen. Die ruhige Haltung der Schichtengesteine, die so häufig ungebrochenen Wellenlinien ihrer Profile konnten so nicht geworden sein. Wenn überhaupt die treibende Kraft in der Tiefe saß und die Gebirge aus dem flachen Boden herauf gehoben wurden, dann war der Vorgang zum mindesten ein ganz langsames, ganz vorsichtiges Werden.

Mit diesem Einwand hätte sich schließlich ein Auskommen finden lassen. Schlimmer aber war der zweite Einwurf, der den vulkanischen Kräften die Fähigkeit rund absprach, Absatzgesteine überhaupt irgendwie zu heben. War jene Theorie im Recht, so mußte sich bei jedem Vulkan das umliegende, durchbrochene Sedimentgestein an den Rändern in der Richtung des Ausbruchs aufrichten. Das war aber nicht der Fall, selbst beim Sorullo nicht. Der Vulkan hatte in die horizontale Schicht ein Loch gesprengt, hatte aber die horizontale Lage dieser Schicht selbst in keiner Weise zu verändern vermocht.

Die Theorie verlor mehr und mehr an Wahrscheinlichkeit. Aus der gewaltigen Arbeit, die man ihr gewidmet hatte, blieb als Rest nicht viel

mehr als die Überzeugung, daß Vulkanismus und Gebirgsbildung in einem ursächlichen Verhältnis stehen müßten. Mit der Entstehung der Gebirge aus dem Vulkanismus war es nichts gewesen: es lag nahe, die Umkehrung zu versuchen, und den Vulkanismus als die Folgeerscheinung der Gebirgsbildung zu nehmen.

Thatächlich wurde der Versuch denn auch gemacht. Eine ganze Reihe neuerer Geologen, unter denen Sueß als erster und hervorragendster zu nennen ist, haben die Dinge unter diesem Gesichtspunkt betrachtet.

Man folgerte etwa so. Alle Vulkane lagen in der Nähe von Gebirgen. Das hatte man schon früher beobachtet, aber der Bestimmungsort wurde nun noch näher begrenzt. Am Fuße der Gebirge gab es mancherlei Spaltenbildungen, große Senkungsfelder: und solche Senkungsfelder waren es, innerhalb deren ausnahmslos alle Vulkane auftraten.

Das war ein Anhaltspunkt für die Kombination. Laboratoriumsversuche zeigen, daß man schmelzbare Stoffe in fest geschlossenen Röhren einer hohen, ihren Schmelzpunkt weit übersteigenden Temperatur aussetzen kann, ohne daß sie flüssig werden, daß jedoch in dem Augenblick, in dem man den Verschuß fortnimmt, die Verflüssigung jäh eintritt.

Nach der gangbaren Annahme eines unfählich heißen Erdinneren war es sicher, daß zwischen uns und jenem Erdinnern ganze Schichten festerer Stoffe von unten längst über ihren Schmelzpunkt erhitzt waren, und daß sie nur deshalb nicht flüssig empor schoßen, weil ein „Verschuß“ sie daran hinderte. Der Verschuß war eben jener Druck von oben. In den erwähnten Senkungsgebieten war nun ohne Zweifel ein wesentlicher Teil dieses Druckes beseitigt, der Verschuß reichte nicht mehr hin, und das kleine Laboratoriumsperiment mußte sich in großartiger Weise wiederholen.

Das ganze Rätsel war demnach gelöst, fand sich ein annehmbarer Grund für das Gewordensein der Spalten, der Senkungsfelder.

Er fand sich selbstverständlich, und er bildete das stielte Gegenstück zum ersten Hilfsgrund. Die siedende Hitze des Erdinneren brachte die vulkanischen Massen in einen, ihren Schmelzpunkt übersteigenden Wärmezustand: die schneidende Kälte des Weltraums riß die Spalten über den Vulkanen auf, indem sie — die Gebirge hoch trieb und mittelbar so den Verschuß von der großen Röhre fort nahm.

Diese unfähliche Kälte da draußen, die und nichts Anderes soll es sein, was alle Gebirge türmt. Der Vulkanismus ist die nächste Folgeerscheinung. Er entzieht der Erde weitere Wärme, läßt ihren Kern sich noch mehr zusammen ziehen. Das Kleid der Erdrinde wird danach zu weit,

und wie die Falten eines zu weit gewordenen Gewandes haushen sich die Gebirge: sie wachsen von Neuem. Abermalige Senkungsfelder, abermaliges Öffnen des Verschlusses mit Vulkanausbrüchen — abermaliger Wärmeverlust, Zusammenziehung, und so fort im höllischen Zirkel.

Das Alles sind, so behauptet man, ganz unanfechtbare Beweise, wie die Zähne eines Naderwertes soll alles in einander fassen — und dennoch zieht sich durch alle Entdeckerfreude eine leise Beklommenheit hin. Es bleibt trotz Allem so manches unerklärt. Man hat in den vulkanischen Ausbrüchen eine gewisse Periodizität der Wiederkehr heraus gerechnet: wie stimmt das zu jener mechanischen Erklärungsart? Weiter hat die vulkanische Thätigkeit auf Erden entschieden abgenommen und nimmt noch weiter ab: nach jener Erklärung fehlt dazu jegliche Veranlassung. Endlich aber die Faltenbildung der Gebirge selbst — ja, man hatte leicht spotten über die Gebirgsbildung bei den Vulkanisten, nach denen es so ganz ohne Risse und Spalten sollte abgehen können: hier konnte es ohne Risse doch schließlich ebenso wenig abgehen.

Dieser letzte Grund ist es denn auch, bei dem man am meisten stutzig wird. Die Freunde der neuen Anschauung suchen ihm zu begegnen mit allerlei Zahlen. Der höchste Berg der Erde, der Gaurisankar, ist 8840 Meter hoch; das macht bei den 12735 Kilometern des Erddurchmessers ein winziges 1440tel. Der höchste Alpengipfel, der Mont-Blanc, ist mit seinen 4804 Metern gar nur ein 2630tel. Das sind verhältnismäßige Kleinigkeiten, gewiß. Aber harter Stein ist doch nun einmal harter Stein, mag man ihn so dünn oder dick nehmen, wie man will. Hier Unterschiede machen heißt die Logik jener schönen Sünderin teilen, die das Dasein ihres unehelichen Kindes entschuldigte mit den Worten: „ist ja nur ein ganz kleines“.

Geschickte Verteidiger suchen Hilfs-hypothesen einzuschleiben. Die Mächtigkeit auflagernder Schichten soll die niederen durch ihren Druck bis zu einem Grade erhizen, der sie plastisch wie Wachs, biegungsfähig ohne Spalten und Risse macht. Aber die Vorsicht, mit der man diese Abookatenbeweise zu Markte bringt, ist allein schon mehr als berecht. Die Sueß'sche Theorie, so viel ist heute klar, hat Außerordentliches geleistet, aber an ein Halten bei ihr ist nicht zu denken. So sauer es uns ankommen mag, wir werden doch noch einmal die ganze Frage aufrollen müssen.

* * *

Die Erde hat, wie wir wissen, verschiedene Entwicklungsmetamorphosen durchgemacht. Ehe sie ihre feste Schale bekam, funkelte sie als kleine

Erden-sonne am Himmel, und dem Funkeln der Erden-sonne gieng der Schimmer eines Erdennebels voraus.

Der Forscher auf zoologischem Gebiet, der sich über das Gewordensein eines Organs unterrichten will, merkt vor allen Dingen auf das, was die Embryologie ihm mitzuteilen hat. Zur Embryologie im weiteren Sinn aber gehört außer der Keimesgeschichte der betreffenden Sonderart auch die Stammesgeschichte aller nachweislich älteren, ursprünglicheren Arten.

Wie die Berge und Vulkane wurden, möchten wir wissen. Die Geschichte der Erde selbst giebt für die Entwicklung des Vulkanismus wenig mehr her als die Thatsache, daß die vulkanische Thätigkeit der Erde stärker war nach der Vergangenheit zu. Das ist nicht viel, und so sehen wir uns genötigt, ein älteres Entwicklungsstadium des Erdensterns in unserer Sache zu befragen.

Zunächst: was können wir aus unserem Wissen von der Sonnenoberfläche folgern über die Vergangenheit der irdischen Vulkane und Gebirge?

Von einem Sonnen-Vulkanismus ist seit Langem schon die Rede, und zwar faßt man die sog. Protuberanzen als vulkanische Erscheinungen auf. Mit der Schärfe sauberer Präparate traten die Protuberanzen auf zur Zeit einer totalen Sonnenfinsternis, wenn die Mondscheibe den eigentlichen Sonnenkörper verdeckte und nur noch der Schein der Sonnenatmosphäre, die Korona, am Himmel dämmerte. In diese Dämmerung hinein sah man durch das Fernrohr ungeheure Flammen aufsteigen. Man nannte sie Protuberanzen. Es zeigte sich bald, daß die Protuberanzen des Sonnenrandes das selbe waren wie die intensiveren Lichtstellen, die man schon länger auf der Fläche der unverhüllten Sonne hatte auftreten sehen, die sogenannten Lichtfackeln. Von den Lichtfackeln wußte man, daß sie in der Umgebung eigentümlich dunkler Flecken erschienen, der viel besprochenen Sonnenflecken. Es lag nahe, einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Fackeln und Flecken anzunehmen. Die verschiedenen hier aufgestellten Theorien sollen nicht noch einmal aufgezählt werden. Hält man daran fest, daß die Protuberanzen vulkanische Erscheinungen sind, und daß ein Vulkanismus ohne Gebirgsbildung unmöglich ist, so giebt es nur eine Erklärung: auf der Sonne stehen die Fackeln zu den Flecken im nämlichen Verhältnis, wie auf der Erde die Vulkane zu den Gebirgen.

Nach der heute geltenden Gebirgsthese läge es nun nahe, die Flecken als das Ursächliche zu nehmen, die Entstehung der Flecke sich aber wie die der Gebirge zu denken, nämlich als die seitlich getriebenen Aufhäufungen erkaltender Massen. Das Ansammeln so vieler Materie auf eine bestimmte Stelle hat eine Entlastung der Nachbargebiete zur Folge,

„Senkungsfelder“ werden geschaffen, und die der Spannung enthobenen Massen können sich entladen in Protuberanzvulkanen.

Die Theorie, so glatt sie sich anhört, wird nur leider unwahrscheinlich durch die Form der Sonnenflecken. Seitliche Erhebungen an den Rändern sind unverkennbar, aber ebenso unverkennbar sind die dunklen Öffnungen, zu denen die Seitenränder hinleiten, und nach denen es weit eher den Anschein hat, als sei der Sonnenkörper an diesen Stellen gewaltsam zerrissen. Das würde nun wieder für die Priorität der Protuberanzen sprechen, deren ungewöhnliche Ausgaben die Sonne mit dem Minus der Flecken bestreitet. Aber wie paßt dann diese Erklärung zu der für die Erde und ihre Vulkane giltigen?

Die besten Köpfe haben sich vergeblich bemüht, Ordnung in dieses Durcheinander zu bringen, und nicht einer hat sich einmal die Frage vorgelegt, ob es denn durchaus ein Nacheinander sein müsse, ob die Sonnenflecke und Protuberanzen, Gebirge und Vulkane nicht auch — gleichzeitig, einander polar ergänzende Dinge sein könnten. Was ist beim Magnetstab das Ursprüngliche, der Nordpol oder der Südpol? Die Frage ist widersinnig, der Nordpol ist undenkbar ohne den Südpol und umgekehrt; das Ursprüngliche ist der Magnetstab, der die beiden Eigenschaften gleichzeitig aufweist und die eine nur besitzt durch die andere. Können wir uns nicht entsprechendes denken bei der Erde, bei der Sonne als ihrem früheren Entwicklungsstadium, bei dem Stern, der im Begriff ist, sich eine feste Schale zu bilden?

* * *

Wagen wir uns noch einen Schritt weiter in die Vergangenheit. Sonnenflecke und Protuberanzen — beide bilden sie sich auf jener Schicht der Sonne, die wir Photosphäre nennen. Die Schicht bietet einen körnigen, gesprenkelten Anblick, den man passend mit dem Anblick groben Zeichenpapiers verglichen hat. Jede lichte Stelle, darüber ist man sich einig, ist ein flammender, vulkanischer Körper im Kleinen: es bedarf keiner großen Auseinandersetzungen, was die dunkle Umrandung der lichten Stellen sagen will. Das Problem: Gebirge und Vulkan, das noch im Stadium: Sonnenfleck und Protuberanz unsäglich, nicht zu überschauen war, giebt sich uns beim Anblicke dieser körnigen Photosphärenschicht.

Der Typus des „weißen Sternes“ gieng dem des gelben unserer Sonne voraus. Die beim weißen Stern noch einheitliche, aber ganz und gar un feste Deckenmasse sehen wir beim gelben sich umwandeln in die photosphärische. Die Umwandlung in's Feste bedingt jene Zersetzung in

hellere und dunklere Massen, die einander in ihrer Weise ergänzen, und bei denen nach einem Früher oder Später zu fragen thöricht ist.

Wie Tier und Pflanze in einer späteren Erdperiode gleichzeitig auftreten, einander in ihren Funktionen ergänzend, so Gebirge und Vulkane, Sonnenflecke und Protuberanzen, Photosphärenlicht und Photosphärenschatten. Vielleicht ist es gut, zur Erläuterung des tatsächlichen Verhältnisses sich einmal der heute noch beliebten Naturanschauung zu bedienen. Wie uns bekannt, ist es Leben des selben Lebens, das heute in den Menschen Gedanken treibt und damals in der Photosphäre leuchtete. Man liebt es, die Art der Menschen als selbständig aufzufassen, als frei auf der Sternenoberfläche schaltend: mit dem selben Rechte kann man von den Photosphärenlichtern und -schatten als von selbständigen Arten sprechen, kann in jenem Sinne behaupten, daß sie den Stern beherrschten, ehe die Überlichter und Überschatten der Protuberanzen und Sonnenflecke auftraten. Dann waren es die Protuberanzen und Flecken, die (bei der „fortschreitenden Erkaltung“), sich immer stärker vermehrend, Besitz ergriffen von der Herrschaft über den Stern. Langsam (noch weitere „Erkaltung“) starb dann die Doppelart der Protuberanzen und Flecken aus, das heißt, setzte sich um in andere Formen, glitt in die neuen, den Stern beherrschenden Arten.

Doch wir wissen, wie es um die Wesen „auf“ den Sternen beschaffen ist, daß alles, was die Wesen hier schaffen, vom Stern durch sie geschaffen wird, daß er ganze Reihen von Arten aussterben läßt und damit eine neue Metamorphose eingeleitet, so bald seine Entwicklung das von ihm verlangt.

Einen Stern sehen wir am Himmel, der will seine Schale haben. Er scheidet eine Menge noch unfesten Stoffes rund herum zur Schalenbildung aus. Der Stoff ist noch gallertartig weich, oder „im weißglühenden Feuerzustand“ nach der kühlen Auffassung später Enkel. Die Schale zu verfestigen, gilt es eine Zusammendrängung aller festen Elemente, die ein gleichzeitiges Anhäufen aller unfesten, langsam auszuschcheidenden bedingt. So kommt es zur körnigen Photosphärenschicht der Sonne, zur Bildung einer immer noch sehr nachgiebigen, aber doch schon härteren Schale.

Dann kommt die weitere Umbildung, die den gelben Stern allmählich rötet. Wie im Tierreich die Zellen zu Zellenstaaten in einander verwachsen, so die Photosphärenlichter und Photosphärenschatten zu Protuberanzen und Sonnenflecken. Eine neue Verfestigung bildet sich da. Die Metalldämpfe stauen sich. In den periodisch wiederkehrenden Sonnenflecken sammeln sie sich zu Massen, die bis auf die irdischen Magnetnadeln ihre Wirkung ausüben können.

Weiter und weiter die „Abkühlung“, das heißt die Verfestigung jener dünnen Schicht, die zur Bildung einer festen Schale ausgefetzt wurde. Chemische Verbindungen werden möglich, Massengesteine krystallisieren sich, und in den letzten verpuffenden Vulkanen verzehren sich die letzten, einer Schalenbildung hinderlichen Elemente.



Hinter den Kulissen der „Schillerpreis“-Kommission.

Von Dr. Ernst Consentius.

(Berlin.)*

Mitteilungen von Hans Devrient aus dem Briefwechsel zwischen Gustav Freytag und Eduard Devrient, die vom Oktober bis Januar in „Westermanns Monatsheften“ erschienen sind, erweitern unsere Kenntnis darüber, wie die Verleihung des Schillerpreises an Hebbel zu Stande gekommen ist. Noch mehr Licht geben einzelne ungedruckte Aufzeichnungen, an denen Hans Devrient vorbei gegangen ist. Hans Devrients Veröffentlichung soll ein Säkular-Artikel zur Erinnerung an den 100. Geburtstag Eduard Devrients sein — für den tiefer Blickenden ist sie eine eigentümliche Festgabe, durch die in den vollen Lorbeerkranz keine frischen Blätter gebunden werden; den Kranz, der lange grün geblieben, zerpfückt vielmehr ein Nachfahr.

Als der preussische Preis, den der Prinzregent 1859 gestiftet hatte, zum ersten Male verliehen werden sollte, kamen die Preisrichter zu keiner Entscheidung. Eduard Devrient spottete darüber, daß keinem Drama der Preis zuerkannt wäre; er hatte mit vielem Nachdruck „Die Fabier“ seines Freundes Freytag vorgeschlagen und war unzufrieden, daß sein Vorschlag keine Berücksichtigung fand. „So stellten die Herren durch ihren negativen Beschluß sich vor Beurtheilung einer Preisurtheilung sicher“ —

*) Indem die Schriftleitung diesem Artikel Raum giebt, will sie an der Hand von Dokumenten lebendig referieren, aber keineswegs damit irgend welche Partei ergreifen. Im Übrigen wolle der geneigte Leser auch die „Besprechungs“-Rubrik dieses Festes vergleichen.

wie er meinte. Er würde es in der Theorie also nur billigen können, wenn bei dem Preise, den Hebbel schließlich erhalten, den Motiven, die sein eigenes Urtheil bestimmten, an der Hand seiner Briefe nachgegangen wird.

Devrient gehörte zu den Preisrichtern; mit ihm Freytag. An ihn schrieb Devrient am 31. Dezember 1862: „Was soll diesmal gekrönt werden? . . . Hebbels Nibelungen? Zu unorganisch, formlos und geschmacklos bei allen einzelnen Schönheiten . . . Ich weiß nur ‚Maria in Schottland‘ von Marie von Eschenbach vorzuschlagen.“ Und am 14. Februar 1863 die Dramen mustern, die seiner Meinung nach für die Prämiiierung in Betracht kämen: „Von diesen Allen . . . kann man nichts krönen, als — für Vieles Großartige und Innige neben Abgeschmacktem und Ungeheuerlichem — Hebbels Nibelungen, qua Bücherdrama; das vollkommenste Bühnenstück aber, das seit 3 Jahren erschienen ist, muß ich in Maria Stuart von Schottland von M. v. Eschenbach erkennen.“ — „Hebbels Nibelungen sind freilich schlecht gebaut“ und „wimmeln von Grillen und Monstrositäten“, wie Devrient sagte; und die Krönung als „Bücherdrama“ wäre den Bestimmungen des Patentes über die Stiftung des Schillerpreises zuwider gewesen.

Seine Ansicht — die er auch der Dichterin mittheilte —, daß dem Werke der Marie von Eschenbach der Preis zukäme, konnte Devrient ebenso wenig durchsetzen, wie bei den voran gegangenen Verhandlungen die Verleihung des Preises an Freytag für „Die Fabier“. Die Kommission war nicht für die „Maria von Schottland“, auch nicht für die „Nibelungen“. Und doch erhielt Hebbel gerade durch Devrients und Freytags gemeinsame Bemühungen den Preis für seine „Nibelungen“. Gustav Freytag berichtet nach der entscheidenden Sitzung dem Freunde am 7. Oktober 1863: „Wir haben Alles gethan, was Sie gewollt haben. 1. Preis für Hebbel. 2. 1000 Thlr. für Otto Ludwig.“

Es überrascht, daß Devrient nunmehr für Hebbels „Nibelungen“ eingetreten, besonders wenn man sein ausführlicheres Urtheil über dies Stück, wie es sich in den Protokollen des Karlsruher Theaters findet, einsehrt. Im Jahre 1862 schrieb nämlich Eduard Devrient in das Protokollbuch des „Lesevereines“ auf S. 109:

„Die Nibelungen, Trilogie v. Hebbel.

bis auf die Rolle der Schrimhild, die überaus schön durchgeführt ist, sind alle andern Hauptpersonen fast widerig u. geschmacklos. Selbst Siegfried hat sein Theil davon. Einzelne hochpoetische Züge entscheiden nicht für die Fülle des Kalten, Trocknen u. selbst Abgeschmackten, Unklaren u. Ueberflüssigen. Vor Allem hat das Gedicht keinen dramatischen Bau, keine Sammlung der Situationen, alle Scenen brechen ab, das Interesse ist ger-

stückelt. Hagen, im Grunde die Gestalt, um welche die ganze Begebenheit sich dreht, ist ein widriger Gesell von Anfang bis zu Ende. Daß das ganze Königsgeschlecht sich für diesen Burschen opfert, widersteht uns. Günther ist der Elendeste der Elenden. Dazu wird nichts von der Barbarei im alten Gedichte erspart. Das Massacre durch zwei Akte hindurch ist ermüdend widerlich.“

Ein ehrlicher Bewunderer der Kunst Hebbels ist Eduard Devrient niemals gewesen; und nur, als er sehen mußte, wie aussichtslos sein Vorschlag war: die Eschenbach'sche „Maria“ zu krönen, die er „dringend“ für den Preis vorschlug, beschied er sich.

Die Verhandlungen der Kommission nahmen einen Gang, wie Devrient ihn nicht wünschte. Es macht einen peinlichen Eindruck, wenn Freitag unter'm 29. August 1863 schreibt:

„1. der Preis muß vertheilt werden.

2. Hebbels Nibelungen werden gekrönt.

3. Wegen der 2ten 1000 Thaler wird statutenmäßig verfahren. Ist nach dem Wortlaut und Sinn des Statuts die Vertheilung an Ludwig zu rechtfertigen, so ist diese Begabung mir die bei weitem liebste“,

und in dem gleichen Brief erklärt:

„ich möchte, wir . . . veranlassen die Herren, nach unserm Willen zu thun. Und das wird nicht so schwer sein, denn sie sind rathlos und zerfahren.“ —

Freitag wollte seine und Devrients gemeinsamen Vorschläge um die Mitte September an Gotho, der die Verhandlungen leitete, senden

„mit der Bitte, dieselben vor der nächsten Sitzung bei den Mitgliedern der Kommission circuliren zu lassen event. ihnen in Abschrift einzuhandigen . . . Bleiben wider Erwarten die Burschen des Teufels, so treten wir nach dem 10. Nov. aus und publiciren gemeinsam die Gründe unsres Austritts. Ist's Ihnen so recht?“

In der Ankündigung eines derartigen Verfahrens liegt, meines Erachtens, ein Überschreiten der Kompetenzen des einzelnen Preisrichters, der erklärt: „was der Bande gegenüber möglich ist, soll gethan werden“. Denn die gewissenhafte Berücksichtigung der Gutachten der einzelnen Mitglieder, wie sie das königliche Patent fordert, wird dadurch ausgeschlossen.

Das Schillerkomitée war — wie gesagt — nicht für das Hebbel'sche Stück, ebenso wenig wie im Grunde Eduard Devrient selbst. Aber, wo sich Freitag und Devrient für solidarisch erklärten, fiel die Entscheidung so aus, wie sie es wollten. — „Wir haben Alles gethan, was Sie gewollt haben. 1. Preis für Hebbel. 2. 1000 Thlr. für Otto Ludwig“ schrieb also Freitag am 7. Oktober 1863 dem Karlsruher Freunde. Das Resultat dieser entscheidenden Sitzung war Freytags „Revenge für Pavia“, d. h. in der Annahme seiner und Devrients Anträge sah er die persönliche Ge-

nugthuung von Seiten der übrigen Preisrichter dafür, daß sie im Jahre 1860 sein Drama: „Die Fabier“ nicht gekrönt.

Und wohin gieng die Absicht des Schillerkomitée's? — Der Ausschuß sprach sich für das Werk eines Unbekannten, eines unbedeutenden Schauspielers am Karlsruher Theater, das eben Eduard Devrient leitete, aus: für den „Alboin“ von Rudolf Otto Consentius.

Am 27. September 1863 schrieb Freytag an Devrient: „Was sagen Sie zu dem Urtheil des Ausschusses über Consentius? Wenn es nach ihrem Herzen gegangen wäre, hätten sie dieses Stück prämiirt.“ — Der „Alboin“ hatte in immer höherem Grade den Beifall des Ausschusses gefunden. Im März und April 1863 wurde das Stück auf der Liste der Dramen, die des Preises würdig waren, an dritter Stelle genannt, im September stand es an erster Stelle und hatte an August Voëch, einem Kenner und feinen Beurteiler der alten griechischen Tragödien, einen warmen Fürsprecher. „Wenn es nach ihrem Herzen gegangen wäre, hätten sie dieses Stück prämiirt“; wie Freytag bei seiner Kenntniss der Verhandlungen gesagt.

Der Gedanke, daß der „Alboin“ von Consentius mit dem Preise gekrönt werden könnte, war Eduard Devrient sehr unangenehm. „Es geschehen Dummheiten . . . wie Sie aus der Aufstellung der Liste ersehen werden. Wie kann dieser ‚König Alboin‘ in dritter Stelle genannt werden“, schrieb Devrient unwillig am 3. April 1863 seinem Vertrauten. Einer der Dümmsen war eben Voëch; er teilte bei den damaligen Verhandlungen ebenso wenig Eduard Devrients Kunstanschauungen, wie bei den voraus gegangenen Beratungen; er war den „Fabiern nach Kräften entgegen“ gewesen.

Aus Devrients Brief vom 3. April 1863 spricht eine persönliche Erregung, wie sie der ältere Herr selten in Briefen verraten. Leider fehlen verschiedene von Devrients Briefen an Freytag. Aber aus den Antworten Freytags, die Hans Devrient veröffentlichte, darf man schließen, daß Devrient seinem Freunde noch mehr über den König Alboin und seinen Verfasser, den er als Theaterdirektor seit Jahren kannte, mittheilte. Denn Devrient verfolgte die Beratungen des Ausschusses, die sich für Consentius immer günstiger gestalteten, schon darum mit wachsendem Interesse, weil sein Urtheil mit dem des Komitée's im genauesten Widerspruch stand. Es war zwar nicht das erste Mal, daß die Meinung des unbefchränkten Bühnenherrschers von Anderen, die zum Urtheil berufen wurden, nicht geteilt wurde. Aber in diesem Falle mußte die abweichende Ansicht Eduard Devrient persönlich erregen. Er hatte den „Alboin“ gelesen und verworfen,

eine Aufführung in Karlsruhe abgelehnt; er hatte dem Autor geraten, die Druckkosten für ein wertloses Drama zu sparen, hatte dem Großherzoge von Baden einen besonderen Bericht über den „Alboin“ einreichen müssen und darin den Unwert des Stückes zu begründen versucht. Denn der Großherzog nahm insofern am „Alboin“ ein Interesse, als er von einem Schauspieler stammte, der seit dem Jahre 1843 der Karlsruher Bühne angehörte. Wenige Monate, nachdem Devrient den unbrauchbaren „Alboin“ zurück gewiesen, fand er ihn auf der Liste der Stücke, welche die Schillerkommission zur nächsten Wahl für den Preis aufstellte! „Wenn es nach ihrem Herzen gegangen wäre, hätten sie dieses Stück prämiirt.“

„Und wer stützt außer Ihnen den Schaffenden in Deutschland?“ fragte Freytag dankbaren Sinnes den bühnengewaltigen Freund. — Seinen „Schauspieler“ Consentius suchte Devrient jedenfalls nicht zu stützen und zu fördern. Consentius hatte den „Alboin“ seinem Direktor eingereicht, der das Stück als Lektüre in die Ferien mitgenommen. Sein Urteil, das er dem Verfasser brieflich mittheilte, liegt vor mir; ebenso das Konzept von Consentius' Antwort.

Eduard Devrient an Consentius:

„Aspichhof bei Bühl 8/6 62.

Werther Herr Consentius!

Ich wollte, der Pfingstmorgen verliese mir eine seiner wunderbaren Zungen, damit, was ich Ihnen zu sagen habe, überzeugend wirke. Denn außerdem fürchte ich, wird mein Wort keine gute Stätte finden. Ich verkenne in ihrer Tragödie Alboin, wie in allen ihren Dichtungen, die Blitze des Talentes und starken Geistes keines weges, aber die Mißgriffe der Anordnung, wie des Geschmacks bei der Ausführung lassen keinen sichern Eindruck sich abrunden. Zunächst ist es sehr bedenklich einen so barbarischen Stoff in die moderne Sympathie rücken zu wollen, wenn es aber unternommen werden sollte, so mußten die Gestalten der knorrigen, rohen Gewaltthätigkeit jener Zeit u. jener Vorgänge entsprechen. Schon der Shakespearean der Rede, der namentlich in der ersten Hälfte des Gedichtes mit großer Absichtlichkeit erscheint — in der dramatisch ganz unnützen Bürgercene vornehmlich — entspricht in seiner Spitzfindigkeit, die der spanischen Mode des 16t. Jahrhunderts angehört, nicht der Vorstellung, die wir uns vom Ton des sechsten Jahrhunderts machen. Dazu werden die Gestalten je länger je mehr, überaus fein empfindend und geistreich, und darum schwächlich, und moralisch strupulös, wie diese Menschen gar nicht zu denken sind. Soll der erste Act sich in so schnell entflammter Reigung, im Verstößen von Alboins erster Gattin, im raschen Aufgeben des Nachsehgefühls bei Rosamunde vollenden, so müssen wir rücksichtslose, gewaltige Menschen sehen denen alles erlaubt scheint, was ihnen gefällt. Aber nun macht sich Alboin aus Allem ein Gewissen, wie schwerlich ein König im sechsten Jahrhundert.

Den Ranimund u. s. Sohn hat er im guten Kampf getödtet, das würde bei dem modernsten Krieger keine Reue erzeugen. Eine lästige Frau verstoßen und eine andere nehmen hat in unserm Jahrhundert noch den Kurfürsten v. Hessen wenig geniert. Dazu ist der Hegen- u. Gespensterspuk der Consequenz der psychologischen Motivirung wenig günstig. Alboin soll doch, nach des Dichters Absicht, wirklich von Reue ergriffen sein, das kann doch nur Werth haben, wenn es aus eigner, sittlicher Bewegung entsteht, ist es Folge von Phantasmagorien, welche Helmichis veranstaltet, so wird uns Alboin gar zum Tropf. Seine ganze Stellung zu dem Jago-Helmichis ist schon einem Longobardenkönig u. Helden nicht entsprechend. Rosamunde ist sehr schön dargestellt beim Trinken aus dem Schädel, ihre Anrufung des Vaters erschütternd, aber Alboin hat es damit ganz u. gar bei uns verscherzt; um so mehr, als er sich seine Brutalität im III Acte so wehleidig vorwirft. Er ist im II Acte eine bloße Gliederpuppe, welche Helmichis regiert. Und nun, so viel schöne Einzelheiten der III Act enthält, dies Hinschleppen der Katastrophe zwischen den drei Personen, dies sich Lahmsprechen des erwarteten Mordes ist ertödtend für den Antheil. Wer solche Gräuelt that, redet nicht lange darüber. Und darum komme ich auf unser Gespräch zurück: die Stoffe dieser bestialischen Gährungsperiode der europaischen Gesellschaft, sind nach allen bisherigen Erfahrungen für uns nicht zu brauchen. So viele Versuche mir schon durch die Hände gegangen, sie hatten alle die Wirkung verfehlt. Ein Stoff, der die Sympathie des modernen Sinnes nicht gewinnen kann ist keiner für moderne Auffassung, weder des Dichters noch des Publikums.

Ich hätte nicht den Muth Ihr Stück aufführen zu lassen u. rathe Ihnen es nicht drucken zu lassen, Sie würden die Kosten bereuen.

Nun reicht der Platz auf diesem Blatte nicht hin Sie so lang u. breit, als ich wünschte zu bitten: daß Sie mein unumwundenes Urtheil nicht verletzen möge und Ihnen zu versichern, daß ich Ihren eignen wahren Vortheil dabei zumeist im Sinne hatte, glauben Sie es ohne viele Worte Ihrem freundlich ergeben

Eduard Devrient."

Consentius an Eduard Devrient:

„Geehrter Herr Director!

Genehmigen Sie meinen innigsten Dank für Ihr so freundliches Wohlwollen, mein Stück gelesen und mir Ihre Meinung darüber geschrieben zu haben. Ihr unumwundenes Urtheil hat mich nicht verletzt, ja Ihr Wohlwollen gerührt, mit welchem Sie Ihrer innersten Ueberzeugung gemäß meinen wahren Vortheil im Auge zu haben glaubten, indem Sie mir von dem Drucke abriethen. Daß unsere Anschauungen aus einander gehen, ist eine andere und nur zu natürliche Sache, ja es ist mir durchaus unmöglich, auf Ihre freundliche Beurtheilung näher eingehen zu können, da der Cardinalpunkt Ihrer Ausstellungen sich darauf stützt, Alboin empfinde, wie es keinem Helden, und ich sage, wie es keinem gesunden Menschen ziemt, darüber Reue, Clodowintz verstoßen und Ranimund, wie dessen Sohn, im ehrlichen

Kampfe erschlagen zu haben. Ich kann mich mit dieser Ausstellung nicht befreunden, da sie meinen Alboin nicht berührt. Da Sie aber von dieser Ansicht ausgingen, so mußte für Ihre Betrachtung das Stück zusammenfallen, Alboin mußte alles Interesse, alle Innerlichkeit verlieren, zu Helmichis' Gliederpuppe, zu einem Tropfe, und der Hexen- und Gespensterpud zur Außerlichkeit werden. Alboins Handlung mußte, da ihm das wahre, innerlich zwingende Motiv zur Prüfung Rosamundens fehlte, zur gemeinen Brutalität, die nichts veredelt und ihm alle Sympathie raubt, werden, und es konnte Ihnen deshalb auch keine Verzweiflung im III Acte, die Herrlichkeit des Weibes in Rosamunden zerstört und ihre Liebe für immer verloren zu haben (wobei ein Anderer mit dem Ausrufe: „O das ist furchtbar!“ in ein Schluchzen ausbrach), als Behleidiigkeit erscheinen, und das Ganze Ihnen so fad und langweilig werden, ein so leeres Flachsprechen sein, daß ich in der That Ihre Freundlichkeit nicht genug bewundern kann, das Stück zu Ende gelesen zu haben. Das Gebäude Ihrer Kunstanschauungen hat den bei Ihnen zu Fleisch und Blut gewordenen, für Sie unumstößlichen Satz in sich aufgenommen, daß ein Stoff aus jener Gährungsperiode der Völkerwanderung unbrauchbar ist u. ein Ankämpfen gegen diese Ansicht ist unmöglich, weil es zwecklos bliebe. Ein solcher Kampf konnte mich deshalb nicht reizen. Interessanter war es mir, die scheinbare Disharmonie Ihres Wesens, welche mir anfangs aus Ihrem Briefe entgegenprang, psychologisch aufzulösen, und, indem ich Sie mit andern großen Männern verglich, hatte ich die Freude, an diesen Heroen wunderbar zutreffende Berührungspunkte mit Ihnen zu finden, die, weit davon entfernt, ihre Größe zu mindern, vielmehr ein nothwendiger Ausfluß ihrer absoluten Größe sind, und ich habe nicht nur das mich erwärmende Gefühl in mir, Ihnen wieder gerecht worden zu sein, sondern auch die Freude, das Zeug in mir gehabt zu haben, Sie zu erkennen und meine Verehrung für Sie so unerschütterlich fest zu stellen, wie sie mir ziemt und wie sie Ihnen zukommt.

Mit unerschütterlicher Hochachtung

Ihr treuer Consentius.

Gernsbach den 17. Juni 1862.“

Freitag hat den „Alboin“ in seiner Weise kurz charakterisirt; „Hauptscene: Einer zwingt eine aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, weil sie seine Geliebte ist, worauf diese beschließt, ihn zu töten.“ — Gerade von dieser Scene meinte Devrient: „Rosamunde ist sehr schön dargestellt beim Trinken aus dem Schädel, ihre Anrufung des Vaters erschütternd“; und sollte damit dem Stück eine Anerkennung, die über eine einzelne Scene weit hinaus geht. Denn, wo im Gefüge des Drama's eine Scene von der anderen bedingt wird, kann die Hauptscene unmöglich eine „erschütternde“ Wirkung ausüben, wenn sie nicht in den voraus gegangenen Szenen eine überzeugende Motivierung gefunden.

Devrients ablehnendes Urtheil war für Consentius nicht bestimmend; er ließ den „Alboin“ noch in dem selben Jahre als Bühnenmanuskript

im Druck erscheinen. Und wenn Eduard Devrient — wie er schrieb — nur das Interesse des Autors im Auge hatte, als er die Aufführung des „Alboin“ ablehnte; sein Sohn, Otto Devrient, glaubte, daß gerade mit einer Aufführung des Stückes dem Verfasser und seiner weiteren Entwicklung als Dramatiker gedient sei.

Sein Urtheil vom 11. April 1863 findet sich auf S. 127 flg. im Protokollbuche des „Lesevereines“ des Karlsruher Theaters. Er kannte die Ablehnung, die das Stück durch seinen Vater erfahren, und schrieb, seine eigene Meinung vertretend:

„. . . jedoch wimmelt das Stück von so viel so tiefempfundenen, lebenswahren und geistvollen Brocken, die in einen zu graßen Teig verknetet, der Bühnenvelt entrückt zu werden, doch jammerschade wäre.

So, wie das Werk da ist, dürfte eine Aufführung gefährlich sein; ob aber eine unbarmherzige Amputation und Einkerbung übergesprungener Muskeln das Trauerspiel in gedrängterer Kürze nicht zu Klarheit und gesunder Kraft bringen könnte, vieler übernächtiger und arbeitskranker Ueberreizungen und Geschraubtheiten entäußert, die oft großartig gekennzeichneten Seelenstimmungen nicht verdienten aus der Zwischenwelt des gedruckten Manuscriptes in thätssächliche, fleischliche Lampenwelt getragen zu werden, ob es nicht eine Pflicht der Billigkeit sei, das Publikum mit dem sehr wohl beachtenswerthem Talente des Verfassers bekannt zu machen; ob man nicht hoffen darf, daß seine dramatische Begabung den Fehlgriß eines solchen Stoffes bei dem Erleben seines Stückes erkennen und sich auf gesündere Vorwürfe werfen möchte; das ist eine große Frage, die ich um des rastlosen Fleißes des Dichters, um des Reichthums redlicher Gedanken, wie um die wirkliche Kraft und Charakteristik seines Werkes von meinen Kampfgenossen mit einem wohlwollenden, warmen „Ja“ von ganzem Herzen beantwortet wissen möchte.

Die Gräßlichkeit der anstößigen Situation, des Trunkes aus dem Schädel des Vaters, erscheint mir in seiner geschickten Motivierung und richtigen Beurtheilung als Gräuel, bei weitem nicht so gefährlich, als es in kurzem Bericht der Thatsache erscheinen mochte.

Nicht eher werden derartige grause Bilder das Hirn unseres Collegen verlassen und seinen Nächten Ruhe und mit der Ruhe lebensfrohere Gedanken und Stoffe gönnen, als bis er ihre Gräßheit gesehen, als bis er an der Theilnahme im Publikum oder an deren Mangel erkannt hat, daß nicht die Beurtheilung eines Einzelnen, sondern das Urtheil an sich selbst, solche Schauerlichkeiten von dem Schauplatz des Schönen verdammen, der sich dieses ein Mal nicht entweiht fühlen dürfte, eine Cur auf sich vollziehen zu lassen, die des Dichters fromme Begabung und der reiche Ersatz an Schönheiten, die er dennoch den Hörern mit nach Hause giebt schon rechtfertigen dürften.“

Bei aller Achtung vor dem Urtheile seines Vaters und dem offenbaren Bestreben, dieser Ansicht gerecht zu werden, kam Otto Devrient zu einer

anderen Entscheidung. — Eduard Devrient wußte zum Mindesten seit dem 3. April 1863, wie das Schillerkomitée in Berlin über den „Alboin“ dachte; er sah, wie sein Sohn ritterlich für den „Alboin“ eintrat; aber er beharrte bei seiner Entscheidung: „daß eine Aufführung des Stückes so wenig in Ihrem eigenen, als im Interesse unserer Bühne liegen könne“ (Brief vom 12. April 1863 an Consentius). Dem Mitgliede seiner eigenen Bühne gegenüber war er in keiner Weise ein Förderer der Kunst, wie er es Freytags „Fabiern“ gegenüber gewesen, die er mit vieler Mühe den Ansprüchen der Bühne gerecht zu machen suchte.

Eine Korrektur seines eigenen Urtheiles, oder ein fremdes in diesem Falle gelten zu lassen, wo er selbst gesprochen, dazu fehlte dem Bühnengewaltigen die innere Freiheit. Ob es eine Pflicht des Anstandes gewesen wäre, dies Stück in Karlsruhe auf die Bühne zu bringen, habe ich nicht zu entscheiden.

„Und wer stützt außer Ihnen den Schaffenden in Deutschland?“ wie Freytag, des Lobes voll, den Freund in Karlsruhe gefragt!

Ob Eduard Devrient an dem Drama seines Untergebenen, der sein Leben lang als eine kleine schauspielerische Utilité vernutzt wurde, ehrlich gehandelt — das könnten die wohl verwahrten und wohl behüteten Akten im preussischen Kultusministerium zeigen. Entsprechend dem königlichen Patente über die Stiftung des Schillerpreises müssen in den Akten des Ministeriums Gutachten, Referate und Protokolle vorhanden sein. Der Ausschuß des Schillerkomitée's war für den „Alboin“; und „wenn es nach ihrem Herzen gegangen wäre, hätten sie dieses Stück prämiert“.

Wie es scheint, blieben die Akten auch einem Gelehrten wie dem Lemberger Ordinarius, Professor Richard Maria Werner, für seine historisch-kritische Hebbel-Ausgabe verschlossen. Sonst hätte er schwerlich mit unzureichender Kenntnis erklärt, daß der Schillerpreis jedes dritte Jahr dem besten „aufgeführten“ Drama verliehen werden sollte (Bd. IV, S. XXI).

Es wäre absurd, wenn jemand nach bald 40 Jahren einen litterarischen Prozeß umstoßen wollte. Ich verweise nur Hans Devrient auf dies Material, wo er pietätvoll zu stiller Feier von Eduard Devrients Angeben aus den Briefen seines Vorfahr schöpft, der „rücksichtslos zu den Akten der Zeit geben“ wollte, „was dazu gehört“.

Eine ungefähre Ahnung von den 1863er Verhandlungen des Schillerkomitée's hatte Rudolf Otto Consentius selbst. In seinem Briefe vom 18. Oktober 1873 an den damaligen Intendanten des Karlsruher Hoftheaters, Herrn von Putlitz, heißt es:

„Sie können Herrn Eduard Devrient als Direktor nicht höher schätzen als ich; als Mensch hat er sich gegen mich geradezu versündigt. Er hat aus sehr erklärlichen Gründen ein Dichtertalent neben sich nie sehen können, und dadurch war seine Stellung zu mir von vornherein fixirt; hätte er mich doch sonst in dieser speciellen Richtung mindestens als einen Ebenbürtigen betrachten müssen. Das konnte er nicht, und so mußte er gegen meinen Alboin feindselig auftreten. Diese Feindseligkeit war schon zu weit gediehen, als das Stück zum Berliner Preise vorgeschlagen und der Herr Director vom Schiller-Comitée gefragt wurde, weshalb dasselbe hier noch nicht zur Aufführung gelangt wäre. Daß diese Anfrage ihn sehr leidenschaftlich erregte, charakterisirt ihn hinlänglich. Nun! durch seine Antwort verhinderte er diese Preisbegebung, und die von ihm bespöttelten Nibelungen traten an die Stelle des Alboin. — Unser allergnädigster Herr erfuhr die Sache, versprach mir seinen Schutz, ja mehr noch und zeigte dem Herrn Director dadurch, daß er von ihm einen Bericht verlangte, den Wunsch, dieses Stück zu sehen. Der Herr Director konnte natürlich nicht mehr zurück, und gab deshalb vor, in seinem Berichte, daß das Stück vom Lesecomité verworfen worden sei. Der Herr Director hatte bei diesem Ausspruche das für sich, daß die schriftlichen Referate gegen mich waren, waren die Referenten für diesen Zweck doch sehr geschickt gewählt; — doch sein eigener Sohn trat ihm in der Sitzung auf das Festigste entgegen und erklärte dem Vater, daß es seine Pflicht sei, ein Stück, wie dieses, von so vielen und großen Schönheiten aufführen zu müssen. Beide kamen hart hinter einander, und Herr Bruillot schloß sich der Meinung des Sohnes an. Ich glaube deshalb wohl nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß der Bericht an unsern allergnädigsten Herrn nicht correct war.“

Und in den Badischen Biographien, die Friedrich von Weech herausgegeben, heißt es mit dürren Worten: „Vergeblich hatte sich Consentius Jahre hindurch bemüht, seinen ‚Alboin‘ zur Aufführung zu bringen; auch der Schillerpreis entgieng ihm, obwohl kein Geringerer als August Boeckh ihn zur Prämierung vorgeschlagen hatte.“ — Weech hat zu Freitag verschiedentliche Beziehungen gehabt, hat er vielleicht von ihm persönlich Näheres gehört? Freitag, der es wissen konnte, meinte: „der ganze Preis ist eine Phrase“.

Es ist ein eigen Ding; die Welle des Lebens bewegt jeden, aber trägt nicht Alle, und nur Wenige führt ein glücklicher Wind auf's offene, freie Meer hinaus. Rudolf Otto Consentius — wie Hebbel und Otto Ludwig — 1813 geboren, hat den größten Teil seines Lebens in Karlsruhe als Schauspieler verbracht; kümmerlich sein Leben gefristet. Glück und äußeren Erfolg hat er nicht gehabt.

„Ich muß Ihnen sagen — schrieb Brachvogel am 16. Mai 1867 an Consentius — daß mir auf unsrer Generalintendantur durch Dr. Titus Ulrich über Sie eine sehr günstige Meinung entgegen getreten ist,

namentlich Ihr *Alboin* sehr gelobt wurde! — Woran, zum Teufel, liegt es denn nur, daß Sie nicht emporkommen und in diesem fruchtlosen Danaidenringen ersticken?!”

Ich enthalte mich geziemender Weise eines Urteils über *Eduard Devrients* dramatische Leistungen, ebenso einer Kritik der „*Fabier*“ *Frentags* und der „*Maria Stuart von Schottland*“ von *Frau Ebner-Eschenbach*, weil ich auch mein Urteil über den „*Alboin*“ zurück halte. Ich führe aber unbedenklich an, was *Professor Karl Siegen* über den *Dramatiker Consentius* gesagt. Wer seine Kritik im „*Literarischen Merkur* (1882 No. 20) einseht, wird finden, daß *Siegen* dem *Lyriker* und *Epiker* gegenüber nicht das Lob gepachtet hat, wenn er dem *Dramatiker* auch — im Gegensatz zu *Eduard Devrient* und unbeeinflusst von den Verhandlungen des *Schillercomitées* in *Berlin* — seine volle Anerkennung zollt:

„Dagegen hat *Consentius* wirklich bedeutendes in seinen Dramen geleistet, und könnte er sich entschließen, diese Dramen nebst einer beschränkten Anzahl der *lyrischen Gedichte* separat herauszugeben, so zweifle ich nicht, daß dieser Band ein thatsächlicher Gewinn für die *Literatur* wäre und auch in weiteren Kreisen Freunde finden würde.*) Es gilt dieses von allen drei abgedruckten dramatischen Erzeugnissen gleichmäßig, so vom ‚*Attila*‘ wie vom ‚*Alboin*‘, deren *Tod* bei *Consentius* durch eine wirklich tragische Schuld nothwendig gemacht wird; die *Handlung* in beiden Dramen hat eine fast sieberhafte *Spannung*, die *Charaktere*, auch die unbedeutendsten, sind wahrhaft meisterhaft gezeichnet und das Ganze so *bühnenwirksam* wie nur möglich. Im ‚*Alboin*‘ besonders wird uns auch der *Charakter* der *Rosamunde*, an dem so oft schon unsere *Dramatiker* gescheitert sind, menschlich näher gerückt, und trotz dem auch in dieser *Alboin- Tragödie* wiederkehrenden *Trunk* aus dem *Schädel* des *Gepidenkönigs*, des *Vaters* der *Rosamunde*, welches *Geschehnis* immer etwas *Abstoßendes* hat, könnte gerade dieses *Werk* von *Consentius* sein *Glück* auf der *Bühne* machen, wenn das *Volk* und gar unsere meisten *Bühnenleiter* nicht neuere *Tragödien*, neuere *Possen* und *bürgerliche Nührstücke* vorzögen. Auch die *dramatische Grille* ‚*Ein Traum*‘ dürfte sich für die *Bühne* eignen . . . Kurz diese drei *Damen* allein genügen, um den *Dichterruhm* von *Consentius* festzustellen, und sie verdienen *allseitige Würdigung*, welche in unserer *Zeit* leider derlei *dramatischen Ergüssen* zu selten zu *Theil* wird.“

*) Eine Auswahl der „*Gedichte*“ von *H. D. Consentius* erschien vor kurzem bei *E. Pierfon* in *Dresden*.





Frühlingsfeier.

(Zum Gedächtnisse Zarathustra's.)

Von Wilhelm Walthcr Krug.

(Schwehingen i. Baden.)

Wir gehen durch Gärten und Parks, in welchen schon die Rosen wieder ausgegraben, die Wege abgesteckt und die Bäume beschnitten sind, wo in hohen kahlen Bäumen die Vögel sehr lustig zwitschern und die Sonne aus steilerer Höhe die Erde wärmt. Wir gehen auf jenen Frühlingswegen, welche uns klare und freundliche Gefühle geben, welche uns die Welt gut, vollkommen und lieblich zeigen und welche uns zu Ja- und Amen-Sängern alles Lebens machen.

Sollten die Griechen, die Bewohner eines lichten und heiteren Erdwinkels, nicht ähnlich in's Leben geschaut haben? — abzüglich freilich unserer Empfindsamkeit, als einer Folge allzu starker Kontraste zwischen Finsternis und Licht, wie sie nur Nordländer und Germanenseelen über sich ergehen lassen müssen. Denn wir wissen es wohl, wir Armen, der Sonne Entwandten, daß alle Kultur Sonnenkultur ist, daß Licht, Heiligkeit, Heiterkeit ihre Erzeuger sind; daß nichts Gutes geschieht, an dem nicht die blaue Himmelslocke ihren Anteil habe, und daß unter ihr auch das Böse seinen Heiligspreeher finde. Wir wissen es wohl, was unsere Seelen dem halkanonischen Himmel Italiens entgegen drängt, was uns, sofern wir keine Leimsieber, Dunkelmänner und Wolkenfeger sind (drei sehr germanische Tugenden!), seit Urväterzeiten nach dem Süden zwingt. In nebligen Wäldern und Sümpfen, unter grauen Himmeln war unseren Vätern nicht sehr froh um's Herz. Sie bedurften des braunen Saftes, um ihrer schwerfälligen, regnerischen Gefühle lebzig zu werden. Sie waren sicherlich so sehr mürrisch, so sehr schlechter Laune und so wenig jenen Naturen ähnlich, als welche sie uns Tacitus schildert, daß aus ihnen überhaupt nichts geworden wäre, wenn ihre Leiber nicht in die Lüfte und Lüfte der südlichen Kultur hinein gestellt, hinein gewirbelt worden wären. Erst heute,

seitdem wir die Sicherheit haben, daß unsere Länder und Völker der Sonnenseite und einem fast tropischem Klima mit jedem Jahrtausend mehr zugewendet werden, seitdem uns dergestalt eine freundlichere Fernsicht auf zukünftige Kulturen gegeben ist, erst heute beginnen wir, den letzten Erdenrest alter Schwere, alten Düstern, alter Mürrisheit — ach, wie groß ist noch dieser Rest! — energisch abzuschütteln.

Leben und Weisheit kommt nur aus den Ländern der Sonne: dieser alten Wahrheit sehen wir erst heute bis auf den Grund. Sind nicht Asien, Afrika, Griechenland, Rom die gelobten Länder der Menschheit? Ist nicht die Heimat der Adler und Schlangen die Heimat der Staaten, der Gesetze, der Künste, der ewigen Gedanken? Wie kommen wir, die wir auf den Schultern Anderer stehen, uns so erhoben, so erhaben vor! Indes wir mit den Köpfen die Wolken des Trübfinns fegen! Es ist nicht wahr, daß dafür gesorgt sei, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Uns fehlt nicht mehr viel dazu: die gotischen Türme sind nur ein Gleichnis. Wie haben wir es doch fertig gebracht, die klassische Kultur der Geierkeit, der wagerechten Linien, der Grenzen und Begrenzungen, des Genügens und Beschränkens, zu verbüstem, zu verlöten, zu verspißeln, zu erweitern, zu verunendlichern? Das war kein Meisterwerk! Das war der alte Ernst und Schatten, der uns überfiel, der uns überredete! Der uns vormachte, daß hinter jenen dicken Wolken die Sonne sei, wir brauchten sie nur zu erklimmen! Aber wer kann Wolken erklimmen? Das macht rot und schwitzig und übler Laune. Ach, wo viel Schatten und kühle Wolken sind, wo auch dem kürzesten Sonnentag zwölf böse Mächter, Neider und Regenwochen folgen, da mag kein Freund des Lebens verweilen. Wir Deutsche und Nordlichtländer haben keine rechte Freude am Leben. Ich fürchte, daß wir es zuweilen hassen, ja verachten . . .

So haben wir wohl die Erbschaft der Antike angetreten, aber nicht erworben. Wir haben ihren Zaubertrank getrunken, aber nicht — wie Faust — „transpiriert“, „damit die Kraft durch In- und Ausfres dringt“. Wir haben uns auf Stelzen gestellt, mit denen wir ganz gut zu laufen verstehen, welche aber unserem Organismus nicht verbunden sind. Und alles, was aus diesem Zwitterzustand an Mißhelligkeit, an Schmerz und Unheil erwuchs, das haben wir auf die Mangelhaftigkeit jener Krücken geschoben. Und da die Krücken uns zum Laufen verhalfen, so haben wir das Laufen für etwas Verderbliches und Sündliches gehalten. Und so ist es gekommen, daß wir das Leben, den Menschen, die Kultur und alles, was dazu gehört, herzlich schlecht gemacht haben.

Es war nötig und es war gut, daß wir das empfunden und recht schmerzlich empfunden haben. Nur dann konnten wir klar erkennen, daß der germanischen Rasse nichts so notwendig und nichts so förderlich ist als ihre Latinisierung, — insofern nämlich, als die Lateiner nun einmal die Vermittler antiker Kultur sind. Wer sich gegen diese Erkenntnis sträubt, ist antisozial, antikulturell. Wer sich gegen diese Erkenntnis sträubt, ist Germanenfeind, Deutschenfeind. Es bedarf nur eines Einblicks in die Geschichte, um das zu verstehen, um hier ganz klar zu sehen. Auch kann man sich am Unterschiede der Sprachen mancherlei deutlich machen.

Unsere Zeit erkennt dies und jenes schon. Es mag sein, daß in unseren Tagen die Sterne Licht geben, welche einst Goethe entzündet hat. In ihrem Licht schreibt nun manch einer seine Bücher und Tagebücher. Aber es geschieht leise. Alles Unerhörte hört sich nicht. Lärm ist das Zeichen der Alltäglichkeit. Starke Ausdrücke, dick aufgetragene Farben, Fortissimi, gespreizte Glieder — das sind Beweise der Entartung. Ich erinnere an Richard Wagner, welcher für ein verdecktes Orchester Musik gemacht hat. Und das Trübuloße unserer Tage ist vielleicht nur eine Maske, hinter welcher sich jene Erkenntnis unsichtbar vollzieht, nicht anders als z. B. das Geschrei um den Philosophen des „Antichrist“, welches Geschrei uns darüber hinweg täuscht, was eigentlich in der Stille mit der Lehre dieses Philosophen geschieht. — Weiß man, daß es schon Menschen giebt, welche ihn weder vergöttern noch verzweckeln — denn nach den Erlebnissen der letzten Jahre sind hier die Worte „loben“ und „tadeln“ nicht mehr angebracht —, welche ihn verstehen? Weiß man, daß es schon Theologen giebt, welche seine religiöse Sehnsucht bewundern, welche ihn, zu einem Teile freilich, für sich beanspruchen? Man überlege nur, welche Bildung, welche Freiheit der Geister notwendig ist, um als Theologe sich mit dem „Antichrist“ in eine amicable Unterhaltung einzulassen! Aber freilich, unsere „Wissenschaftler“ haben das nicht fertig gebracht. Ihnen fehlt die Zeit! Ihnen fehlt auch die umfassende Einsicht: was kümmert den Spezialisten Welt, Mensch und Ewigkeit! Und schließlich sind schon die Fragen nach diesen Dingen Religion; im Hinblick auf die Tiefe, Inbrunst und Wahrhaftigkeit seiner Empfindungen ist es nicht paradox zu sagen, daß Zarathustra, der Gottlose, der religiöseste Mensch gewesen sei.

Und was ist Zarathustra anders als der Lateiner, der unsere germanischen Finsternisse durchbrechen möchte, der uns Licht, Helle und Heiterkeit der Sonnenländer bringen möchte? Was anders als der Prophet der neuen Renaissance? Der Überbringer einer Erbschaft, welche

wir erwerben möchten? Der Totengräber für alle kalten und steifen Leichname? Wohl, hier haben wir, sofern wir einige absichtlich karrierte Züge nicht mißverstehen, das Bild jener Welt, welche Kulturen schafft! Welche sich nicht, wie man glauben machen möchte, in Beschränktheiten und Formalien erschöpft, sondern in der Beschränkung, in Form und Rhythmus Kräfte verehrt, die das Leben erhalten, es lieb und wert machen. Welche weiß, daß jedes 'Αγών Unlust und den Tod gebiert, und welche das Unendliche — wie sollte sie es nicht begreifen! — im Endlichen erkennt.

Das ist die Welt, der aller Trüb- und Schwertsinn am fernsten liegt, und von deren kühlen Regionen ein Prophet also reden könnte:

Hier, wo uns Gedanken überfallen, aus blauem Himmel in unsere Herzen fallen, leicht, göttlich wie Zaubervögel, wo die Götter Übermut und Bosheit allen ehrwürdigen und sehr ernsthaften Dingen am Bart zupfen und wo man mit Tänzerfüßen über die Spiegel sehr tiefer Seen hüpfst, wo alles heiter, spöttisch und „himmlisch“ ist, wo aller Erden- und Ehrenernst beim Teufel blieb, wo selbst die Herzen, diese schweren, dickflüssigen, dickblütigen, hartklopfenden Herzen gleich Sommerblütenstöcken tanzen und wie Kugeln eines sehr geschickten Taschenspielers sich in den Rüsten drehen: — in diesen Höhen, o meine Seele, schweig' still und rede nicht! Hier ist jedes Wort Sünde wider den heiligen Geist, und auch die leichtfüßigste, göttlichste und güldenste Musik ist nur ein Grobian und allzu plumper Ausdruck solcher Seligkeit. Hier spricht man nicht, hier fingt man nicht, hier denkt man nicht einmal mehr: hier ist alles Licht, Luft, Meer, Selbst, Einheit, All; hier ist jedes Ding Sonnending, Selbstwille, Schicksal, Einigkeit; hier ist Gott und Mensch, Erde und Welt, Wille und That — — — Eins.

Aphorismen.

Von Wilhelm Walther Krug.

(Schweizingen i. Baden.)

Entscheidungsfrage. Der Schmerz will Ende, die Lust will Dauer; jener den Tod, diese das Leben. Welcher von beiden müßte demnach einer Lebensweisheit zum Prinzipie dienen?

*

Der gute Ton im Denken. Man soll nicht alles erklären und beweisen wollen. Es muß auch Dinge geben, welche im Dunkel bleiben, gleichsam als Schatten auf dem großen Gemälde, das wir Welt nennen.

*

Regentage. Wenn wir auch die heiteren und wolkenlosen Tage vorziehen und Sonne, Licht und Helligkeit in jedem Sinn dieser Worte lieb haben, so sind wir doch auch jenen Regentagen nicht gram, welche uns mit ihrem seltsamen Erdgeruch an unsere Herkunft zu erinnern scheinen.

*

Wünschbarkeit des Lebens. Die Wünschbarkeit des Lebens hängt ab vom Wünschenden, nicht von allgemeinen Gesichtspunkten. Wem diese Welt nicht genügt, der schafft sich eine andere. Die Gründe hierfür verlieren sich in's Physische.

*

Verräterisch. Das wichtigste Charakteristikum des *genus homo* neben dem Schädel ist der Fuß. Dieser wird von nun an für den einzelnen Menschen und seine Qualitäten verräterisch werden, während man bisher aus den Händen allerlei zu lesen verstand.

*

Sympathische Landschaft. Man sagt mir, daß die Landschaft, in welcher das *genus homo* geworden sei, nichts mit dem Urwalde gemein habe, sondern eher mit jenen seltenen, einsamen Lichtungen der Höhenzüge, wo einzelne, hohe Baumstämme in die Luft ragen. Daher vielleicht auch unsere Sympathie für solche Landschaften.

*

Rhythmus. Den Menschen interessiert vor Allem die Feststellung des Gleichartigen und Gemeinsamen: er hat dabei eine ähnlich wohlthuende Empfindung, wie der Rhythmus sie erzeugt.

*

Todesstrafe. Warum sollten jene in der That nicht seltenen Ereignisse, Zustände und Gefühle des Anzulänglichen, Entsetzlichen und unfählich Traurigen — warum sollten sie einen Beweis dafür abgeben, daß unsere Philosophien und Künste das Demütige und Traurige predigen müßten? Sollte nicht vielmehr immer und immer wieder in Büchern und Werken das Heitere, Göttliche, Glückliche unterstrichen und zwiefach unterstrichen werden, um dadurch die Gefühle der Unlust gleichsam in den Hintergrund zu drängen und unsichtbar zu machen? Erst die Gedanken über Unglück und Tod haben das Leben zur Tragödie gemacht; und

wahrlich, man könnte sich ein sübliches und unter blauem Himmel lebendes Volk denken, das den Trübsinn mit dem Tode bestrafte.

*

Das Grausamste. Wenn es wahr ist, daß der Gedanke an den Tod grausamer ist als der Tod selber, dann ist der Satz „respice finem“ das Grausamste, was ausgedacht werden kann.

*

Das Wunderbare. Welchen Anteil das Wunderbare am Leben hat, kann man an Napoleon I., diesem kältesten und rücksichtslosesten aller Eroberer ansehen, welcher von Elba aus schrieb: „j'ai toujours cherché le merveilleux . . .“

*

Herbst. Herbstfäden sind in der Luft, die Sonne scheint mild und warm, und aus dem Himmel wehen kühle Winde: wer sollte da nicht froh und mit der Natur vertraut sein! An solchen Tagen möchte man wandern und die Stimme der Natur hören und wandern und kein Wort sprechen. An solchen Tagen wird Kopf und Herz trunken von Sonne und Licht und stiller Heiterkeit. An solchen Tagen kommen die besten, klarsten und gütigsten Gedanken gleich jenen weißen und leichten Wolken am Himmel, welche nun bald der Abend röten wird.

*

Bene vixit qui bene latuit: jedenfalls der Wahlspruch eines vornehmen Menschen und eines Menschen, dessen Eitelkeit sich bis in den Erdenrest jenes Wunsches zurück gezogen hat, unbedeutend zu erscheinen. Ich weise auf eine Möglichkeit hin, welche alles, was an Feinheit, Zartheit, Intimität und unterirdischer Kraft erfunden wurde, weit übertrifft: auf die Möglichkeit nämlich, daß ein Schriftsteller absichtlich, um seinen Glanz vor der Mitwelt zu verdunkeln, seinen Büchern unbedeutende Gedanken beimischt.

*

Mut. Zum Bücherschreiben bedarf es einer tüchtigen Portion Mut. Denn die Zahl der Anfeindungen, der Absprechungen, der Entstellungen und Bösarbeiten, welche Bücher erfahren, ist Legion. Und schließlich redet aus jedem Buch der Schritt eines einsam Wandernden . . . Darum auch umgeben sich viele Schriftsteller mit Heiterkeiten, mit blühenden Gärten und Springbrunnen, mit Mondabenden und lustigen Winden, auf daß sie einen Gefährten ihres einsamen Weges haben.

*

Den Freunden. Gesezt, daß man seinen Feinden Schlechtes zufügen darf, ist es dann nicht geradezu ein Unsinn, wenn man seinen Freunden nicht Gutes thut?

*

Haß. Welch' ein starker, reicher und gütiger Geist muß Der sein, der den Haß als Schwäche empfindet!

*

Wirkung des Irrtums. Menschen, die sich oft irren, bekommen leicht einen Zorn auf die Wahrheit.

*

Vom Weinen. Der Mensch schluckt so manches in sich hinein, was er als Thräne wieder von sich giebt. Weinen ist eine Art innerer Reinigung.

*

Zweck des Lobes. Oft lobt man Andere, um von ihnen gelobt zu werden.

*

Grund genug. Jemand sagte: Ich kenne diesen Menschen nicht, ich habe weder seinen Namen gehört, noch sein Gesicht gesehen — Grund genug für mich, um ihn für einen Dummkopf zu halten.

*

Gleiches. Wie der witzige Mensch Gefahr läuft, ein schlechter Charakter zu werden, so läuft der gute Stilist Gefahr, ein schlechter Denker zu werden.

*

Bedeutung der Kunst. Die Bedeutung der Kunst liegt in der Erhaltung der Spielinstinkte, welche nichts Anderes sind als die Instinkte des Lebens selber.

*

Das Kunstwerk im Traum. Zwischen Kunstwerken und Träumen besteht insofern eine Blutsverwandtschaft, als jedes Kunstwerk ein sinnvoller Traum ist. Darin liegt jedenfalls, daß die Kunst ihren Boden nicht in der Realität hat und daß sie von dieser nur gewisse Gesetze entlehnen darf, welche ihr Sinn, Maß und Ziel geben.

*

Der Künstler. Der Künstler — ein erhitzter Mensch, der während in das kalte Bad der Alltäglichkeit und sogenannten Kulturwelt getaucht wird: schließlich trägt er einen tüchtigen Schnupfen davon.

*

Die ganze Seele. Wer einer Sache sich mit ganzer Seele widmet, ist vielleicht ein Philosoph, aber kein Künstler. Der Künstler bedarf eines Nestes von Ruhe und Nüchternheit, der ihn befähigt, Herr der Situation zu bleiben. Auch ist es gefährlich, seine ganze Seele herzugeben: man hat nachher keine mehr.

*

Der vollkommene Mensch. Der Künstler, als der große Symbolist und Darsteller allen Lebens, wäre eigentlich der vollkommenste Mensch, wenn er nicht zugleich der übermütigste und maßloseste wäre.

*

Temperament und Geschmack. Die Menschen — und namentlich die Künstler — haben insgemein mehr Temperament als Geschmack.

*

Die Tiefe. Die Tiefe ist in letzter Linie nichts als eine formale Eigenschaft: nämlich die Fähigkeit, die Dinge so klar vor uns hin zu stellen, daß wir ihnen bis auf den Grund sehen können. Im Gegensatz zum Unergründlichen: hier ist das Wasser trüb und schlammig.

*

Einfacher Stil. Der einfache Stil ist ein Zeichen von Kraft, Ruhe und Besonnenheit. Aber es gibt einen einfachen Stil, hinter welchem sich nichts als Schwäche, Ermüdung und Reizbarkeit verbirgt. Daher muß man alles Moderne auf die Nerven der Stilisten prüfen.

*

Der Fenster-Stil. Auch die besten und virtuosesten Schriftsteller können nicht den Schatz an's Tageslicht heben, der in ihnen ruht. Aber sie verstehen es, in ihrem Stil Fenster und lichte Stellen anzubringen, durch welche man einen Einblick in das Innere hat.

*

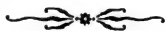
Für das Auge. Nichts ist für das Auge qualvoller als die Anmaßung des Stümpers, einen ausgesprochenen Stil zu haben.

*

Bücher. Es wird allen Ernstes behauptet — und dies nicht selten —, daß Bücher, welche unverständlich seien und einer Auslegung bedürften, besser ungeschrieben blieben . . .

*

Geheimer Gedanke. Mancher denkt: Wie genügsam sind doch die Menschen, daß sie mit mir zufrieden sind!





Acht Frühlingslieder.

Von Martin Greif.

(München.)

Im April.

Lenz, du kommst so trüb mir vor,
Wie wenn du der Herbst;
Fürchte, daß im Nebelflor
Du dich gar entfärbst.

Alles grün, und doch wie grau
Wald und Wiesenplan!
Selbst die Blümlein auf der Au
Schau'n verzagt mich an.

Wohl, ein einz'ger Sonnenblick
Macht sie wieder froh —
Herz, in deinem Jugendglück
Sangte oft dir so.

Im Lenze.

Der Weißdorn prangt im Blütenkleid,
Versorgen ist sein Winterleid,
Seit Lenz gekehrt auf Erden.
Da alles lacht in Berg und Thal,
Versuche, Herz, doch selbst einmal
Auch wieder froh zu werden!

Sein erster Mai.

Zum ersten Mal in meinem Leben
Vergah ich auf den ersten Mai.
Wie konnte solches sich begeben,
Da ich ihn so gesehnt herbei?

Sag es am trüben Regentage,
Der mir der Sonne Blick verbarg?
Geschah es, weil beim Drosselschlage
Mein Auge fiel auf einen Sarg?

Maienglück.

Wolkenloser Maientag!
Im Ergrünen Busch und Hag
Und, so weit das Auge reicht,
Sprossen, das der Hoffnung gleicht:
Ist's ein Wunder, daß die Welt
Dem Betrübten selbst gefällt?

Maienlust.

Geendet hat die Maienzeit

Den winterlichen Harin:

Der Himmel strahlt voll Herrlichkeit,

Die Sonne leuchtet warm.

Die Erde prangt in junger Pracht

Und alles atmet Lust;

Du selbst auch fühlst den Lenz erwacht

In der befreiten Brust.

Wolken im Mai.

Der Mai ist nicht den Wolken hold.

Schon Eine, die aus Duft gewoben,

Hinzieht am blauen Himmel oben,

Kann trüben alles Sonnengold —

Der Mai ist nicht den Wolken hold.

Perlerner Mai.

Was hilft der lichte Maienschein,

fühlt sich das Herz dabei allein?

Erweckt doch, was da blüht umher,

Verlassenheit ihm um so mehr.

Das Aug', wenn ihm die Thräne rinnt,

für alle Farben ist es blind.

Wie grau erscheint ihm junges Grün:

Dem Frohen kann der Mai nur blüh'n.

Grillen im Mai.

Herz, wozu die bangen Träume,

Und nun gar in diesen Tagen,

Wo selbst die entlaubten Bäume

Wieder junge Blüten tragen?





Indische Märchen und Fabeln.

Ein Beitrag zur vergleichenden Sagenkunde
von H. J. Gramatzki.
(München.)

I. Über merkwürdige Ähnlichkeiten zwischen indischen Märchen und europäischen Sagen.

Die Thatsache, daß die Märchen der Rassen und Völker einander in manchen wesentlichen Punkten ähnlich sind, ist hinlänglich bekannt, aber es dürfte vielleicht nicht belanglos sein, einige besondere Fälle hier zu beschreiben. Es dünkt mir unwahrscheinlich, daß sie näher bekannt sind, denn die mir im Gedächtnis schwebenden Sagen stammen aus den Vorgebirgen des Himalaya, aus der Provinz Assam, wo ich meine Kindheit verlebte. Ich muß mein Material für diesen I. Teil der Arbeit aus Erinnerungen schöpfen, die, wengleich nur Fragmente, doch verhältnismäßig klar umrissen sind; Manuskript oder Gedrucktes fehlt mir, da jene Sagen meistens nur im Volksmunde leben, und der Europäer, der nicht, wie es mir erging, die Sprache als Kind erlernte, wohl schwerlich in ihr denken und empfinden kann, um jene Mythen gut zu übersezen. Wie Wenige aber von denen, die in Indien leben, benützen ihre sprachlichen Kenntnisse zu solchen Forschungen und Arbeiten!

Ich fange mit folgender Erzählung an:

Ein junger Königsohn hatte sich mit etlichen Freunden und seinem getreuen Diener in einem Urwalde verirrt und fand nicht mehr sein väterliches Schloß. Da der Prinz heftig vom Durste geplagt wurde, schickte er seinen Diener auf die Suche nach einer Quelle. Der Diener war nicht weit gelaufen, als er vor einem verzauberten Schlosse stand und einen Brunnen erblickte. Aus einem Felsen floß das Wasser in eine halbkreisförmige Schale, und auf den Felsen war, so daß man es beim Schöpfen sehen mußte, das Bildnis einer berückend schönen Prinzessin gemalt. Düstere Ahnungen sagten dem getreuen Diener, daß der junge Prinz beim Anblicke der Maid sich in sie verlieben und, um sie zu erringen, sich in Gefahren stürzen würde, die ihm vielleicht das Leben kosteten. Und so

mischte er denn Erde mit Wasser und verschmierte damit das Bild, so daß es unsichtbar war. Da nahte schon der Prinz mit seinen Freunden und brach in lauten Jubel aus, als er die Quelle sah. — Ein Tropfen Wasser spritzte gegen den Felsen und löste etwas von der Erde am Bilde los, so daß die Farben hervor leuchteten; das sah der Prinz, nahm hastig seinen Becher, schleuderte den Inhalt ein über das andere Mal gegen den Felsen, in steigender Erregung, wie das Bild mächtig deutlicher und deutlicher erschien, und da es vollauf entschleiert vor seinen staunenden Augen stand, ward es sein unerfüllter Entschluß, die Prinzessin, koste es was es wolle, zu erringen.

Die schöne Jungfrau wohnte in dem verzauberten Schlosse, von Dämonen und Frauen bewacht. Der Königssohn zog mit Roß und Ritter also gegen die Burg; doch seinem Bemühen fehlten die Früchte des Erfolgs. Nun erfannt er sich eine List. Er ließ einen gewaltigen goldenen Löwen bauen, in dessen Bauche er sich mit etlichen tapferen Gefellen versteckte. Dann wurde das Wunderwerk vor die Burg gefahren und dort angeblickt als Opfergeschenk zurück gelassen.

Der Prinzessin gefiel der Löwe. Sie ließ ihn in das Schloß verbringen, und zwar in den Saal, in welchem sie von ihren Frauen bewacht schlief. Des Nachts krochen nun die Gefellen aus ihrem Verstecke hervor und öffneten die Thore; die Mannen des Prinzen stürmten herein, es entspann sich ein furchtbarer Kampf. Unterdessen wurde die Prinzessin in den Bauch des Löwen verbracht, und da er auf großen Kläbern lief, unter gewaltigem Jubel aus der Burg gezogen. Die brennende Burg erleuchtete das ganze Land . . .

Hier ist das Märlein zwar nicht zu Ende, die beiden Glücklichen haben noch manche Gefahren zu überstehen und gehen zuletzt zu Grunde. Das Schiff mit dem sie auf's Meer entflohen, geht mit Mann und Maus unter. Wie dieses alles geschah, ist mir nicht mehr in der Erinnerung; aber in dem, was ich mitgeteilt habe, ist die Ähnlichkeit mit dem trojanischen Pferde wohl jedem aufgefallen, und am Anfange wohl auch noch ein Anklang an „Der getreue Johannes“ in Grimms Märchen.

*

Einen Anklang an Grimms: „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren“ hat folgende Erzählung, deren Schluß ich gleichfalls nicht mehr kenne.

Ein lustiger Geselle, der auf Abenteuer ausgegangen war, kam auch einmal in die Höhle eines Riesen. Der Riese war fort, aber das Riesenweib daheim. Als sie den kleinen Wicht sah, sprach sie: „Mache dich schnell aus dem Staube, denn mein Mann kommt bald nach Hause, und wenn er dich trifft, so frißt er dich sicher mit Haut und Haaren!“ „Aber“,

ermiderte der Geselle, „wenn ich jetzt in der Nacht in den Wald gehe, zerreißen mich ja die wilden Tiere.“ Da hatte das Riesenweib Mitleid mit ihm; sie ließ ihn herein, verwandelte ihn in eine Stubenfliege und setzte ihn zu den übrigen an die Wand. Der Riese kam nach Hause, meinte, es röche nach Menschenfleisch, und durchsuchte Kisten und Kästen, durchstöberte alle Winkel, trotz der Versicherungen seiner Frau, bis er schließlich nichts findend sich auch beruhigte, sein Nachtmahl verzehrte und sich zu Ruhe begab. Da plagten ihn die Fliegen so sehr, daß er aufstand und voller Zorn sich daran machte, sie zu fangen und zu töten; dem jungen Abenteuerer aber gelang es, mit knapper Not zu entkommen; und am nächsten Morgen, als der Riese fort war, gab ihm die Riesin seine frühere Gestalt wieder, worauf er sich mit Dank verabschiedete und neuen Abenteuern entgegen zog.

*

Eine der Gestalten in den indischen Sagen (es sind immer nur die der Landschaft Nissams gemeint) ist zum Teil ein Zwischending aus Till Eulenspiegel und Simplicius Simplicissimus, im Allgemeinen jedoch ein Tölpel. Die Geschichte von diesem Narren besteht aus einer ganzen Kette von Anekdoten, von denen mir drei im Gedächtnisse haften geblieben sind.

1. Anekdote: Wie der Narr eine Frau zum Lachen brachte.

Der Narr kam an einen Fluß, daselbst wuschen etliche Frauen ihre Linnen. Der Narr wollte die Frauen, die bei der Arbeit gar verdrießliche Gesichter machten, heiter stimmen, und so neckte er sie, indem er mit kleinen Steinchen nach ihnen warf. Er hatte damit aber keinen Erfolg. Da kam ein Mann des Weges, und der Narr lief auf ihn zu und sprach: „Lieber Freund, gebt mir Rat! Was soll ich thun, um die Frauen am Flusse zum Lachen zu bringen! Ich habe mit kleinen Steinchen nach ihnen geworfen — doch es nützt mir nichts.“ Der Angeredete, der den Narren los sein wollte, sagte kurzweg: „Wirf mit größeren Steinen!“ Der Narr dankte ihm für den Rat und lief an den Fluß zurück, wo er den Plan ausführte. Er nahm immer größere Steine, und als die Frauen ärgerlich wurden, hob er einen großen schweren Stein auf und warf ihn einem der Weiber mit aller Wucht in's Gesicht. Die Getroffene fiel tot auf den Rücken, während die übrigen Wäscherinnen die Flucht ergriffen. Weil aber der Stein sein Opfer auf den Mund getroffen hatte, waren die Lippen aufgeschlagen, und beide Zahnreihen glänzten weiß hervor. Das gab der Toten den Anschein, als ob sie lache. Voll Bewunderung über den weisen Rat jenes Mannes stürzte er die Straße in der Richtung hinunter, wohin jener gegangen war, holte ihn ein und rebete ihn an:

„Du bist fürwahr der Klügsten einer, ich habe deinen Rat befolgt — und siehe, die eine Frau fiel um und lacht nun in Einem fort weiter.“

2. Anekdote: Wie der Narr einen Ast absägte.

Der Narr wollte einen Ast absägen, und so setzte er sich auf den Ast und fieng an, diesen zwischen sich und dem Baume durchzusägen. Ein Mann kam des Wegs daher, sah das unsinnige, gefährliche Treiben des Narren und rief ihm zu: „Lieber Freund! Sieh' doch zu, was du thust, du wirst im nächsten Augenblicke herab fallen“. Spott und Hohn erhielt der Warnende zur Antwort, da gieng er ärgerlich weiter. Nach kurzer Zeit brach der Ast und der Narr fiel auf die Steine. Da stand er denn jammernd auf und humpelte dem Manne nach, der ihm von seinem Thun abgeraten hatte, holte ihn ein und sprach: „Weisester der Menschen, mein geringer Verstand begriff die Wahrheit deiner Rede nicht; aber was du vorausgesagt, ist eingetroffen, du mußt fürwahr eine große prophetische Gabe besitzen.“

3. Anekdote: Wie der Narr bei einem Brande half.

Einmal wohnte der Narr bei einem Töpfer. Nachts brach Feuer aus, und der Töpfer floh mit Weib und Kindern auf die Straße hinaus, wo schon viel Volks zusammen gelaufen war. Als man anfieng zu löschen, guckte der Narr zum Fenster hinaus. Da rief ihm der Töpfer zu, er möchte ihm doch einen Dienst erweisen und etliche Habseligkeiten aus dem Hause schaffen, ehe das Feuer sie zerstöre. Der Narr verschwand vom Fenster, und im nächsten Augenblicke, zum großen Gelächter des Volks, flogen Krüge und Töpfe und Vasen aus dem Fenster und zerschellten auf der Straße. Alles Schreien des Töpfers half nichts; er konnte auch nicht in's Haus dringen, weil der Rauch ihn hinderte, und so mußte er denn zusehen, wie der Trümmerhaufen seines Hab und Gutes immer größer wurde.

*

Eine Art Herkulesfage wurde mir auch erzählt. Sie behandelte einen Helden, dessen Kraft und Mut Unglaubliches leisteten, und so viel ich mich erinnern kann, waren die Erzählungen voll von Übertreibungen, wie man sie in den germanischen oder hellenischen Sagen nicht ebenso findet. Höchst merkwürdig ist an einer Stelle die Ähnlichkeit dieser Geschichte mit Brünhilde und Siegfried. Nachdem der „Palwan“ (so nannte man bei uns einen Reden) viele Abenteuer erlebt hatte, wanderte er in ein fernes Land, wo ein unbezwingbares Riesenweib hauste. Er gieng auf einen Ringkampf mit ihr ein, in welchem er Sieger blieb. Da erfaßte ihn das zornige Weib und schleuderte ihn über einen Baum. Er hob nun seinerseits die Heldin auf und warf sie

so hoch in die Luft, daß sie schließlich nur mehr als Punkt sichtbar war. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, so heirateten sich die beiden Wettkämpfer späterhin.

*

Zum Schluß erwähne ich eine Legende, in welcher ein Gott den Opfermut eines Menschen auf die Probe stellt. Dieses Motiv ist auch in europäischen Göttermynthen verwendet worden. Ich entfinne mich, daß mir ein Indier diese Legende aus einem Buche, welches auch mit Holzschnitten ausgestattet war, vorlas, und es ist mir besonders die Illustration zu nachfolgender Erzählung noch ziemlich deutlich in der Vorstellung geblieben.

Eines Tages trat in die Hütte eines armen Mannes ein Wanderer ein und bat, da er sehr hungrig sei, um etwas zu Essen, aber es dürfe nur Fleisch sein. Der Hausherr bedauerte, er habe kein Fleisch daheim, ob er wohl mit Reis vorlieb nehmen wolle. Der Wanderer lehnte das Anerbieten ab und sprach: „Du hast einen Sohn, er ist dein einziges Kind, schlachte ihn, ich werde ihn zersägen, und du wirst ihn in einem Topfe kochen.“ Der Mann und seine mittlerweile hinzu gekommene Frau erschrafen heftig ob dieses entsetzlichen Verlangens; doch, da sie in dem Fremdling einen Gott vermuteten, entschlossen sie sich zuletzt, schweren Herzens freilich, dieses Kind zu opfern. Während der zersägte Knabe in der Küche im Topfe gekocht wurde, besorgte das Ehepaar im Vorzimmer die Eßgeschirre, und als alles bereitet war, rebete der Fremdling Mann und Frau an: „Gehet in den Garten hinaus und rufet euren Knaben! Opfermut soll fürderhin nicht unbelohnt bleiben“, und verschwand. Die verblüfften Leute giengen vor die Thüre hinaus — und siehe, da kam ihnen ihr Knäblein lustig entgegen gesprungen.

II. Indische Fabeln.

Frei nach den im *Muhabat-i-hindi* (J. Shakespear; London, 1817) befindlichen Originalen.

Die zwei Krähen.

Ein Herr sagte zu seinem Diener: „Wenn du beim Morgengrauen zwei Krähen auf einem Plaze sitzen siehst, so sag' es mir; wenn ich es sehe, so ist das ein gutes Omen!“ Eines Morgens sah der Diener in der That zwei Krähen auf einem Zweige sitzen und lief sofort in's Haus, um es seinem Herrn zu melden; bis aber dieser heraus kam, war der eine Vogel fort geflogen, und es saß nur ein einziger mehr auf dem Zweige. Da ward der Herr zornig und prügelte seinen Diener mit der Peitsche durch. Zur nämlichen Zeit ließ dem Erzürnten einer seiner Freunde Speisen schicken. Da sagte sich der Diener: „Mein Herr sah eine Krähe,

und bekam Speisen geschenkt; hätte er zwei gesehen, dann hätte er meine Prügel bekommen.“

Der Spaßvogel.

Ein Spaßvogel war eines Vergehens beschuldigt und vor Gericht gebracht worden. Nachdem der König alles geprüft hatte, befand er den Angeklagten für schuldig und befahl, ihm die Nase zu durchbohren. Da rief der Galgenschwengel: „O König! Ich schwöre bei Gott, daß in meiner Nase schon zwei Löcher sind und sie genügen mir vollständig, ohnehin wüßte ich nicht, was ich mit dem anderen Loche anfangen sollte.“ Als der König dies hörte, konnte er das Lachen nicht verbeißen und begnadigte den Sünder.

Das wertvolle Schwert.

Ein Mann versetzte ein Schwert bei einem Wechsler um fünf Rupien. Durch Zufall wurde in der Nacht das Schwert aus der Wohnung des Wechslers gestohlen. Am Morgen kam der Besitzer und verlangte sein Schwert wieder. Der Wechsler sagte, es sei gestohlen worden; aber er möge ihm sagen, wie viel es wert sei, er wolle es ihm ersetzen. Der Besitzer sagte nun, es sei tausend Rupien wert. Da sagte der Wechsler: „Ja wohl, mein Herr, das ist das Sprichwort selbst: Der Tod ist der Vater großer Augen.“

Der König und sein Minister.

Ein König und sein Minister aßen aus einer Schüssel Datteln. Jedesmal, wenn der König eine Dattel gegessen hatte, schob er den Kern vor den Minister hin, ohne daß dieser es merkte. Als die Schüssel leer war, sagte der König zum Minister: „Du bist ein schöner Vielfraß! Sieh' einmal den Haufen Kerne vor dir an!“ Der Minister antwortete: „Majestät, ihr seid der Vielfraß, denn ihr habt die Datteln samt den Kernen gegessen.“

Der misstratene Sohn.

Ein Mann hatte einen sehr ungezogenen Sohn. Er schickte ihn zu einem fremden Manne, der ihn in aller Strenge erziehen sollte. Es fruchtete nichts, und als nach einiger Zeit der Vater kam und sich nach seinem Sohne erkundigte, sagte der Erzieher: „Für dein Kind kann das Sprichwort gelten: Der Kim-baum wird nicht süß, selbst wenn man ihn mit zerlassener Butter und Syrup begießt.“

Der Hofnarr.

Eines Tages jagten ein König und ein Prinz in einem Parke. Da es sehr heiß wurde, nahmen sie ihre Mäntel ab und luden sie dem Hof-

narren auf, wobei der König scherzend meinte, man habe dem guten Narren wahrlich eines Efels Würden aufgeladen. „Oh“, antwortete der Hofnarr, „nicht eines, sondern zweier.“

Der Tyrann und des Kaufmannes Sohn.

Eines schönen Tages gieng ein sehr tyrannisch gefinnter König außerhalb seiner Stadt spazieren. Da sah er einen Mann unter einem Baume sitzen und frug ihn: „Sage mir, ist der König dieses Landes ein Tyrann oder ein gerechter Herrscher?“ Der Mann antwortete: „Er ist ein fürchterlicher Tyrann!“ „So?“ sagte der König, „weißt du auch, wer ich bin?“ „Nein!“ „Ich bin eben jener König.“ Da erschrak der Mann heftig und frug: „Aber kennst du mich?“ „Nein!“ „Ich bin der Sohn eines Kaufmanns und bin in jedem Monat drei Tage lang verrückt, und heute ist einer dieser Tage.“ Der König lachte und schwieg.

Sentenz.

Es geht die Geschichte, daß einmal ein Mann in einem Flusse am Ertrinken war. Als der Unglückliche Leute am Ufer sah, rief er: „Freunde, rettet mich! Die Welt ertrinkt!“ Da frugen die Leute: „Wie soll denn die Welt ertrinken?“ Da schrie jener: „Ihr Narren! Kennt ihr das Sprichwort nicht: Wenn man ertrinkt, ertrinkt die Welt?“

Der Ölmann und der Student.

Ein Student kam einmal zu einem Ölmanne (Överkäufer) und sah, daß dessen Ohse am Hals eine Glocke trug. „Was für einen Zweck hat das?“ frug der Student. Der Ölmann antwortete: „Durch das Geläute finde ich heraus, wo der Ohse sich befindet.“ Der Student sagte: „Aber wenn der Ohse auf einem Flecke bleibend sich schütteln würde, so daß es immer fort läutet, was wäre dann heraus zu finden!?“ Der Ölmann antwortete: „Mein Ohse ist kein Student.“

Die Reismilch.

Ein Mann frug einen Blinden, ob er Reismilch essen wolle. „Wie sieht denn Reismilch aus?“ frug der Blinde. „Reismilch ist weiß.“ „Was ist denn weiß?“ „Weiß ist zum Beispiele der Bagla-Vogel.“ „Wie sieht denn der Bagla-Vogel aus?“ Der Mann brachte dem Blinden den Arm in eine bestimmte krumme Stellung und sagte: „So sieht der Bagla-Vogel aus.“ Da sagte der Blinde: „Eine solche Reismilch werde ich wohl kaum essen können; die wird mir im Halse stecken bleiben, und ich werde daran sterben.“

Die sechs Brote.

Ein Schulmeister kaufte tagtäglich sechs Wecken Brot. Da frug ihn einmal ein Bekannter: „Sage mir, lieber Freund, was brauchst du denn immer sechs Brote?“ Der Schulmeister antwortete: „Eines für mich selbst, ein anderes werf' ich weg, aber es kommt wieder; zwei leihe ich her, und mit den übrig bleibenden zweien bezahle ich meine Schulden.“ „Erkläre dich deutlicher“, entgegnete der Andere, „ich verstehe dich nicht.“ „Nun“, sagte der Schulmeister, „ein Brot esse ich, ein Brot gebe ich meiner Schwiegermutter, zwei meinen Kindern, zwei meinen Eltern.“



Neudeutsche dekorative Malerei.

Von U. E. Plehn.

(Berlin.)

Gustav Floerke's Buch hat soeben die Öffentlichkeit damit bekannt gemacht, wie viel der Alte von Basel mit dem Freunde darüber disputiert habe, daß der Maler durch die Farbe komponieren solle. Und gerade, da das Buch herauskommt, zeigt es sich, wie die Saat dieser Erkenntnis auf dankbarem Acker aufzugehen beginnt.

Ich denke hier nicht an die Hengeler, Zumbusch und Unger — und wie diese Geister sonst heißen, ob sie zuweilen auch die Pinsel in die Töpfe stärkster Lokalfarben tauchten. Raum wäre Böcklins Landsmann Welki zu nennen, wenn er auch etwas von jener charakteristischen Ursprünglichkeit besitzt, welche auf Schweizer Boden gut zu gedeihen scheint. Ich habe andere Malerei bei dieser Bemerkung im Auge.

Vor einigen Jahren hat in München eine Gesellschaft junger Maler sich ein wenig sonderbarer Weise den Beinamen „die Scholle“ gegeben. Diesmal scheint etwas mehr hinter dem Sammelnamen zu stecken als ein Reklameschild und eine Ausnutzung des Rufes nach einer „Heimatskunst“. Denn ich glaube, daß sich hier thatsächlich Verwandtes und zugleich national Bestimmtes zusammen gefunden hat. Ich werde weiterhin versuchen, den Beweis für diese Behauptung zu erbringen.

Jedenfalls ist hier manches, wozu Böcklin billigend mit dem Kopfe nicken würde, wenn er es noch sehen könnte. Da ist die Einfachheit der Linie, welche auch auf großer Fläche nur wenige Motive klar erkennbar auseinander breitet. Da ist die Freiheit von der Oberherrschaft des Tatsächlichen, welche nach selbst gegebenem Gesetze die Erscheinungen ordnet, und die doch, um ihre Empfindung triumphierend durchklingen zu lassen, im bezeichnenden Detail bis zum Wettstreit mit dem Wirklichen gehen kann. Da ist vor Allem die Farbe als Kompositionsprinzip, wie Böcklin es haben wollte.

Aber es sind natürlich andere Farben als jene, welche seit den letzten Jahrzehnten wie Trompetenstöße in die gedämpften Notizen der Freilichtmalerei hinein führen. Und da würde, so meine ich, der beharrliche Mahner zum Kolorismus, dessen störrischer Wille nicht so leicht etwas Fremdes anerkennt, hier und da wieder mit dem Kopfe schütteln. Aber die Malerei kann nie zum zweiten Male die selbe werden, und sie will stets von Neuem scharf angesehen und erkannt sein.

Am meisten an Böcklins Anschauungsweise läßt von den Mitgliedern der Vereinigung Rudolph Eichler denken. Ein romantischer Sinn lockte ihn immer schon nach Märchenland. Kirchhofsmauern wurden gespensterhaft von Kreuzen überragt, Ritterrüstungen oder Todesphantome giengen um, Rabenflügel kreisten im Dunkel. Diesmal hat sich der Herbst über die Lande gelagert in der ungefügen Gestalt Geist Rübezahls, welcher zum Ausruhen gleich eine ganze Berglehne als Kopfkissen braucht. Der liegende Körper giebt die eine behäbige Horizontale. Die Konturen der sich hinter einander weit in den Raum schiebenden Waldstreifen nehmen als Parallellinien das Motiv auf. Darüber zieht sich schmal wie ein Band der helle Himmel, von Wolkenstreifen besetzt. Alles breitet sich zur Ruhe des Wagerichten, nur an einer Stelle überschritten von dem sich aufrichtenden struppigen Haupt. Das macht die Gleichrichtung aller übrigen Linien nur um so fühlbarer. Der Bursche scheint eben aufgewacht und mag sich wohl gerade besinnen, ob er sich noch einmal auf's andere Ohr legen solle, oder ob es Zeit sei, aufzusehen. Wenn er sich auch nur zum Sitzen aufrichtete, so würde er mit einem Ruck den Rahmen entzwei stoßen. So drückt sich der Begriff der Größe deutlicher aus durch den einzelnen, nahezu den ganzen Raum füllenden Körper als durch die winzigen Ackerleute, welche das Auge ganz zuletzt tief unten im Lande mit ihren Pflügen auffindet. Da mögen sie immer säen und ernten, aber hier oben ist Rübezahls Revier. Wie ein Ornat kleidet ihn sein rotgeflammerter Schlafrock. Es sind purpurne Sammetblumen auf grauem Grunde. Daneben steht

der feuerrote Fleck der Strümpfe, beide Nüancen mit einander die stärkste Note in der Farbengebung, wodurch sich die Gestalt aus dem Rostrot der Wälder mit den Flecken von fahlgelbem Buschwerk heraus hebt. Die Lust nimmt dem Rotbraun der zurück tretenden Fläche die Kraft, hüllt die Farbe in kühle Verschleierung und schafft dadurch Raum. Eine Entfernung, die man von vorne nach hinten durchmessen kann.

Aber nicht all' diese Maler sind Böcklin bis in diese seine Lieblingsforderung gefolgt. Raum war ihm ein Wesentliches im Bilde. Seine scharfen Falkenaugen liebten es, in's Grenzenlose zu schweifen. Und wenn er absichtlich um des Ausdrucks willen das Sichtbare in die Enge zusammenzog, wie in der drückenden Trauerstimmung der Pietà, so ließ er doch noch im durchbrechenden Licht unendliche Höhen ahnen. Für Böcklin stand auch die Raumillusion im Bilde nicht im Widerspruche mit dem Dekorativen, das er stets in erster Linie forderte.

Heute denken Manche anders. Sie wollen, daß auch die dekorative Wand — Fläche bleibe. Die Grenze, an welcher das geradeaus strebende Auge inne halte und sich zufrieden gebe. Statt es in's Endlose zu ziehen, stellen sich ihm die Gestalten in einer beschränkten Region entgegen, los gelöst von den gewohnten Beziehungen zu Raumtiefen. Die Phantasie mag ihnen die Welten schaffen, deren Bürger sie sind.

Und weil Fritz Erler für seine Malerei ganze Wände begehrt, weil er aus der Höhe und Weite herab wirken will, darum hält er den Blick in der Ebene fest. In all seinen Bildern die selbe Absicht. Selbst beim dekorativ gedachten Porträt — denn er kennt überhaupt nur dekorative Malerei — statt der Raumandeutung ein ruhig einschließender neutraler Ton, welcher das Auge nicht ermutigt, in die Tiefe zu dringen. In Parenthese: so liebt auch Whistler seine Modelle zu stellen. Stets ist die Wand ihnen nahe, oder es ist jede Beziehung auf den Raum ganz vermieden, während Born gerade seine Freude daran hat, den Menschen in weite, lustige Gemächer zu stellen, in denen sie von Bewegungsspielraum umgeben sind, wie dies vor ihm noch nie ein Porträtmaler erreichte. Das also vermeidet gerade Erler absichtlich. Hinter einem einsamen Mann schneidet eine schroffe Bergmauer jede Möglichkeit des Vorbringens so völlig ab, wie sie das betrachtende Auge an dem gleichen Vorhaben hindert; und hinter einer als Frühling zum Fenster herein blickenden Frau breitet sich keine in die Ferne lockende Durchsicht, sondern ein weißlicher, schwebender Himmelsvorhang, der am Horizont von blauen Bergzacken wie von einer Randverzierung abgeschlossen ist. Wo aber dem Dargestellten ein Schauplatz zukommt, wird dennoch die überredende Macht einer Fernen-

perspektive ver schmächt. So führt auch die Ruinenstraße nicht in die Tiefe, welche das prächtig freche Renaissance-Weib als „Best“ durchschwebt. Der Farbe blieb die Fläche, darauf ihr Leben zu versprühen, sich in allerlei Abweichungen auseinander zu breiten, bis sie am Rahmen in züngelnden Flämmchen verzuckt. Am Rahmen, der dieser Malerei die architektonische Begrenzung ersetzt, für die sie gedacht ist. Raumkunst schaffen nennt Max Klinger solches Unterfangen.

In der Mitte die stärkste Farbe — doch nicht gerade mit dem Zollstoß nachzumessen. Ganz vorne, den unteren Rahmenrand berührend das gelbe Weib in orangefarbenen Falten, und Schwefelschein um Helm und Haupt. Später Sonnenschein, der stets etwas vom Feuerwerk an sich hat, umhüllt Gesicht und Leib und liegt vorn auf dem Pflaster, das sie mit siegesfrohem Fuße tritt. Hinten alles im Schatten, wodurch die Linien der verfallenden Mauern unscheinbar werden. So schafft das sich ausbreitende Grau der höchsten Farbe Kraft und Nachdruck; die Unterordnung der umgebenden Linien zwingt das Auge auf die Bewegung der Einzelgestalt hin, welche in unaufhaltbarem Lauf in's Endlose zu schreiten scheint.

Seitlich nehmen die schmalen Bildflügel das Farbenmotiv von Neuem auf. Links steht leipies, taumelndes Lebensgenießen, das über Leichen rast — rechts Büsserscharen mit Geißelschwingen an der Muttergottes mit dem Knaben vorbei, die beide aus dem Kerzenstimmer mit milder Grausamkeit herab lächeln. Taumel hier und da, der Körperpein oder des Genusses. Schwingende Linien, die sich eng und kraus und schwer lösbar zusammen schließen, und ein Gelb, das in Blut und Feuerrot überspringt, auf der Seite der Lebenslust — und gerade, wie brennende Dolchstöße aufzuckende Kerzen als Hellstes und als beherrschendes Linienmotiv in dem Büsserbild. Der fahle Schein gehoben durch die dunkle Blut beschatteter Männerkörper und durchzuckt von aufstöhnenden Noten in Kaltgrün und Blaurosa — den Blumen, die der Heiligen blühen. So ist dies Bild durch seinen Kolorismus komponiert. Die kräftigste Farbe durch die Isolierung zum Herrscher erhoben, die Abwandlungen und das Ausklingen in steigenden Gegensätzen an die Seiten gepreßt, so daß die klaren Formen sich verwischen und das Auge zu der Gestalt zurück drängt, in der sich der Bildinhalt konzentriert.

Auch im Porträt ein ähnlich symbolisierender Kolorismus. Das Weiß spricht für sich allein als festliche Farbe. Als Ausdruck erhobener Heiterkeit und reiner Süße. Ein bräunliches Mädchen mit klarer Stirn und klugem, dunklem Auge. Die Hände auf den Tasten ihres Klaviers.

Das Schwarz des Holzes schmilzt mit dem Dunkel des Hintergrundes zusammen, und die allgemeine Farblosigkeit bereitet dem Weiß den Weg, den es von dem Kleid über das Notenblatt zu dem farblosen Rosenstraube nimmt. Ein Abwägen ganz schwacher koloristischer Unterscheidungen, die aus dem reinen Weiß nach dem zart Rötlichen, Grauen, Grünlichen und Violetten hin neigen. Die farbensichere Delikatesse dieser Nuancen wiederholt nicht die strikte Wirklichkeit, sondern deutet sie leise an, um die Farbeinheit sicher zusammen zu schließen. Das ist keine Malerei mehr, welcher die Zuverlässigkeit der Naturwiedergabe um jeden Preis als das Höchste gilt. Und so stellt sich die Frage dar nach ihrem Standpunkte gegenüber Natur und Modell.

Als Erster zuerst ausstellte — daß ich ihn zuerst sah, ist nun vier Jahre her —, fiel unter der damals ganz sicher gefestigten Herrschaft des impressionistischen Realismus sein Zug zur stilisierenden Vereinfachung besonders stark auf. Damals war die Naturauslegung der Schotten nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Kontur und Form büßten an Eindringlichkeit ein, was das Tonverhältnis durch Schlichtheit an sanftem Reize gewann. Es war die Frage, ob sich da nicht ein Wollen von dem schützenden Halte des Wirklichkeitsstudiums loslöse, ehe es noch die Sicherheit des Gedächtnisses erworben hatte, welche dem Künstler erst die Unabhängigkeit vom Modell als Recht verleiht.

Seitdem hat gefestigte Wirklichkeitskenntnis mehr an der Formgestaltung dieses Malers mitgearbeitet. Die klare Bestimmtheit von Körper, Bewegung und Miene tritt kräftiger hervor. Selbst Beleuchtungsbedingungen, welche die Form bis zu einem gewissen Grade verdecken, dürfen nicht allzu sehr verschleiern wirken. Ausdruck und Charakteristik vertrauen sich trotz des koloristischen Symbolismus doch am liebsten der Gestalt und den Linien an, die darum faßbar hervor treten müssen. Das Interesse für die Gestaltung des Körperlichen ist das feste Band, durch welches diese Phantasiwelt mit der Wirklichkeit zusammen gehalten wird. Allein dadurch kann sie in irdische Augen eindringen.

Freier ist die Haltung des koloristischen Gestaltens von den Einzelvorschriften der Wirklichkeit. Aufrecht stehen Gehorsam fordernd nur ihre großen Gesetze. Der Widerpart, den Kalt und Warm sich halten, und wie jeder Stoff sich von dem anderen durch eine wahrnehmbare Farbdifferenz unterscheidet. Nicht, daß diese gleich groß sein müßte, wie in der Natur — und damit komme ich zu der Frage des vierfachen, kaum unterschiedenen Weiß zurück, von der ich ausging. Dem Unterschiede seine volle Naturstärke zu lassen, gieng schon darum nicht an, weil die Be-

schränktheiten der Farbenpalette als Hemmnisse wirken. Für das aber, was doch nicht voll ausgesprochen werden kann, bleibt das Gradverhältnis der Andeutung dem persönlichen Belieben vorbehalten. So bleibt der Farbenerscheinung des Wirklichen innerhalb gewisser Grenzen der Gehorsam gewahrt. Eins aber weist diese Malerei ausdrücklich ab: die Anerkennung, daß das Stoffliche als solches in der Bildauffassung wiederlehren müsse. Sie will nicht Metall und Gewebe, Haut und Holz gegen einander auszeichnen. Kaum daß ein Plantes sich einmal schwach gegen eine duffe Oberfläche abhebt. Das soll so viel heißen, als daß die Raumkunst mit diesen letzten Wirklichkeitsthatfachen nichts zu schaffen haben will. Sie, die so viele Willkürrechte gegenüber der Linie und der Farbe in Anspruch nimmt, sollte zu solchem Machtspruche nicht berechtigt sein? Für sie ist hier ein im höchsten Grade Gleichgültiges, wie andererseits der Realismus vieles auch Wirkliche aus dem Gebiete seiner Beachtung ausschließt. Jede Kunst stellt sich selber ihre Aufgaben; es handelt sich darum, von keiner zu erwarten, was sie ausdrücklich zu leisten verweigert.

Noch direkter aus der Schule der Wirklichkeitsmalerei, die wie gesagt kein Maler wird entbehren können, kommt Walter Georgi. Daß er so vielfach als Zeichner sich zu bethätigen Gelegenheit hatte, mag ihn so entschieden zur Beachtung der Linie hin geführt, ihm das Gefühl dafür geschärft haben, wie in der Natur die Dinge sich merklich sondern. Vor drei Jahren war in München ein Bild von ihm, das die scharf umgrenzten Spiegel blühender Kastanien in einem Wasserbassin, dazu ein weißes Schloß vor blauem Himmel mit solcher Freude an der Bestimmtheit hinschrieb, daß mir mit einem Male die Luftmalerei, die so lange Trumpf gewesen war, auf diesem Ehrenplatze zu wanken schien. Gleichzeitig bogen noch einige andere deutsche Maler von ihrem bisherigen Wege ab. Damals schrieb ich von dem „neuen Wollen“. Ich möchte damit nichts gegen die Verechtigung der impressionistischen Luftstudien als solchen gesagt haben. An einer anderen Stelle habe ich vor Kurzem*) über dies Thema ausführlich gesprochen.

Also in Farbe, Linie und Gegenstand der Malerei hält Georgi am natürlich Gegebenen fest. Auch räumlich große Dekorationen füllt er mit den bekannten Erscheinungen der Wirklichkeit: mit Farben, die der Realismus anerkennen wird. Und doch auch hier Komposition durch den Kolorismus! Im dreiteiligen Bild eine Annäherung der Gesamttöne jeder einzelnen Leinwand an die daneben stehende. Für die Glut der Mittagsstunde, in

*) „Kunst für Alle“; XVII, 6 u. 7: „Der Impressionismus und sein Ausgang“.

der die Schnitter rüstig schaffen, nicht die blendendste Sonne, damit das Zwielicht der Mondnacht die im Schatten des überdachten Tanzplatzes sich drehende Schar nicht zu dunkel abstechen lasse. Die kalte Helligkeit der Nacht im Hintergrund und ein grelles Lampenlicht, das durch irgend ein Fenster unter die Tanzenden geworfen wird, führt die Lichtstärke aus dem Seitenbild in die Dämmerung herüber, an welche sich drüben am gegenüber liegenden Rahmenstreif die mäßige Trübe eines Herbsttages anschließt. Hier führt ein einzelner Mann Gaul und Pflugchar durch die Furchen. Dem Maler, der an die Fläche denkt, ersetzen die Farben, was er als Zeichner durch die Kraft des Hell und Dunkel zu unterscheiden gewohnt war. Die Tonwerte nähern sich zu großer Verwandtschaft.

Und wie ein bewußtes Verhältnis zum Dekorativen, so finde ich in der Malerei dieser Künstlergruppe vorzugsweise eine Bethätigung deutscher Eigenart. Nicht als ein Überlegenes gegenüber fremder Minderwertigkeit. Die Feststellung ist durchaus nicht in chauvinistischem Sinne gemeint. Nur als unterscheidende Eigenschaft. Und da schließlich nur die in Blut oder langer Gewohnheit wurzelnden Äußerungen die Kraft zu erreichen pflegen, welche Dokumentierungen der Kunst und des Lebens Gewicht und Bedeutung innerhalb ihrer Sphäre geben, so scheinen mir diese Spuren nationaler Bestimmtheit Beachtung zu verlangen. Ich finde sie gerade in dem Interesse am körperlich tüchtigen Feststehen der Erscheinung. In dem Symbolisieren mit Linie und Farbe, und — was den Kolorismus speziell anlangt — darin, daß die Ausdruckskraft über das Wohlgefällige gestellt ist. Trotz der koloristischen Kultur, welche an diesen Bildern so sehr beachtenswert ist und welche ihre Flächen so einheitlich zusammenschließt, wie es noch bis in die jüngste Zeit hinein in der deutschen Malerei durchaus nicht durchgehende Regel war, finden sich bei keinem der besprochenen Maler die vielfachen Annehmlichkeiten, mit welchen französische und schottische Künstler so häufig die Augen überschütten. Wie mir scheint, erwarben diejenigen Deutschen, welche bisher von verwandter Süßigkeit etwas zu verschenken hatten, diese Fähigkeit vorzugsweise unter französischem Einfluß. Ich denke dabei in erster Linie an Stevogt und Ludwig von Hofmann. Freilich verbinden Beide mit dem Sinn für Lieblichkeit eine gewisse Nervenstärke, welche keine Furcht vor Kontrasten kennt, und eine ich möchte sagen treuherzige Wahrheitsliebe. Diese beiden Zuthaten machen aus dem erworbenen Gut ein persönliches Besitztum und könnten als solches auch Vorbildweise allmählich in die Summe des Nationalvermögens aufgenommen werden. Wie ich glaube, hat aber diese Nuance des Schönheitsgefühls bis heute noch nicht allzu viel mit der herrschenden deutschen Art zu schaffen.

Auch in der Farbe, wie sie die Vereinigung „Scholle“ pflegt, begegnet mir mehr Kraft als Zartheit. Ihre Mitglieder finden sich in den leitenden Grundsätzen einstimmig zusammen. Ich habe diese an den Namen und Gemälden derjenigen zu erfassen versucht, welche mir als die bezeichnendsten Persönlichkeiten des Kreises erscheinen, der außerdem noch einen so hervorragenden Bildnismaler wie Robert Weise zu den Seinen zählt.



Münchener Tagebuch.

Vorbemerkung der Schriftleitung: Unter solcher Überschrift gebeten wir fortan die bewährte Rubrik „Münchener Rundschau“ an dieser Stelle weiter zu führen. Robert Schumann war es bekanntlich, der sich für den natürlichen Widerspruch, die zwei gegensätzlichen „Prologsen“ gleichsam in seiner Seele, zwei besondere Verdäuerungen erkundete: er nannte diese beiden Personen „Cusebius“ und „Florestan“, und bezeichnete damit die beiden Grundtriebe, den sanften und den heftigen, den bewahrharmen wie den rabblalen, um sie miteinander dann durch den klaren und weisen „Meister Haro“ wieder zum Ausgleich zu bringen. Wir unserselbst haben, getreu dem Grundsatz: die „Dilektion“ und das „Korrekterat“ hier zu pflegen, für die Abfassung auch des „Münchener Tagebuches“ neuerdings zwei geschätzte Mitarbeiter als Referenten gewonnen. Von ihnen nennt sich der eine „Münchener Lind'l“ — er wird sich als „enfant terrible“ vornehmlich wohl gebeden und mit kräftiger Hand gerne die Gabel der Satire schwingen; wogegen der andere, auf „Ludwigshöhe“ gedacht und demnach auch als „Höhen mensch“ hier zeichnend, die städtischen Vorgänge, überlegenen Gelstes und mit ungleich größerer Ruhe, mehr aus der Fernschau und Vogelperspektive zu überlegen beflissen sein und in verständlichem Geiste gelegentlich sogar die berechtigten „lokalpatriotischen“ Saiten mit anklängen lassen wird. Lediglich, wenn der Widerstreit der Meinungen zwischen diesen beiden „berufenen“ Gegenseitern einmal gar zu toll werden sollte, will die Redaktion — mit dem Signum S. (ΣΥΜΒΕΤΑΙ) — ihren eigenen Senf noch mit darein geben und die schlichtende Vermittlung zu einem „höheren Dritten“ alsdann versuchen. Für Welde aber übernimmt sie selbstverständlich die volle, preßgesetzliche Verantwortung. Nur bittet sie zugleich herzlich, jedem seine besondere Art wohlwollend zu Gute zu halten; denn „alles ist nach seiner Art, an ihr wirst du nichts ändern!“

M. K. Am Sonntag, dem 12. April, spukte im „Kgl. Residenz-Theater“ zu München — nicht etwa „Die weiße Dame“, sondern „Das weiße Röß'l“, und zwar sogar „zum 100. Male“. Und was sollen wir wohl dazu sagen? Sollen auch wir spucken — nur mit dem Unterschiede allerdings, daß wir es mit *et* zu thun hätten? Ich glaube nicht; vielmehr ich denke, wir laßen einfach! Herr von Postart vollends lächelt — mehr sein allerdings, als gerade besonders vornehm; schreibt doch selbst das Organ der Sozialdemokraten, die „Münchener Post“, neuerdings bereits, zahm und willig: „Parteigenossen! Treffpunkt am nächsten Sonntag im Gasthause zum weißen Roß.“ Was will man also mehr? . . .

„Es will Abend werden in den Hallen des Kgl. Schauspielhauses — so stütete übrigens gar rührsam der Hoffchauspieler Ernst Postart, vor unzählig vielen Jahren schon, am Grabe Rühlings, und es ist mittlerweile tiefer Abend geworden „in diesen heiligen Hallen“ unter dem Zintendauten Ernst Ritter von Postart. Daß an unserem

Hoftheater gleichsam „auf Halbmaß“ nur mehr die Flagge weht, das hatten wir uns wieder einmal so recht eindringlich zu Gemüte zu führen anlässlich der jüngsten Münchner Premiere von Hermann Sudermanns „Es lebe das Leben!“, wo wir den ganzen Abend leider hinreichend Gelegenheit fanden, unsere Blicke vergleichsweise zurück schweifen zu lassen und uns im Stillen einmal auszubedenken, wie so ganz anders dergleichen wohl früher an der selben Stätte dargestellt wurde, oder aber noch heute anderen Ortes, z. B. in Dresden, gespielt und wieder gegeben würde. Freilich, Hermann Sudermann, dem Dichter, haben wir Kritiker schon damals in Dresden, Jahrgang 1896, ein „Bei Felig Philippi sehen wir uns wieder!“ zugerufen, da wir ihm auf Grund seiner drei Einakter bereits einhellig den „Retrospekt“ schreiben mußten. Und nur den „modern“-katholischen Schriftgelehrten der „Litterarischen Warte“ blieb es eigentlich vorbehalten, Sudermann noch heute als „Kraftnatur“ und „Wunderkind“ laut zu feiern. — Der Partei-Popanz als angeblich tragisches Motiv; das Weib, statt als Mensch, als Philister; Kolportage-Rezepte, eine immer wieder durchbrechende Saloppe in der Diktion und Überbrettel-Artistik in der satirischen oder symbolistischen Perversion des Sinnes der gesprochenen Worte (vergl. die Tischreden!): das wären so etwa die Ingredienzien, aus denen sich dieses ungenießbare neueste Gebräu sudermannlicher Kunst zusammensetzt — den ganzen Abend mußte man sehr lebhaft an einen gewissen „Goethe-Bund“ denken, den geplanten dramatischen „Volks-Schillerpreis“ dabei ja nicht zu vergessen!

„Es lebe das Leben!“ — aus dem Munde einer Sterbenden; avo Caesar, morituri te salutant! Man hat gesagt: dergleichen sei doch ganz und gar unnatürlich. Ganz richtig wohl. Allein wäre das nicht zuletzt nur die mißverständlich-irreleitende, weil rein feuilletonistische, Popularisierung in Kolportageroman-Form oder sensationsdramatischer Façon einer Philosophie, die heut zu Tage bei uns doch sehr im Schwange ist? Einer modernen Weltanschauung, die unter Kopfschmerzen, Erbrechen, Augenleiden, geistigen Ohnmachtsanfällen und schweren Herzenskrisen — also, indem sie ihrerseits doch heftig „am Leben leidet“ — krampfhaft immer wieder behauptet: „das Leben sei doch schön“, gleichsam sterbend mit einem „Es lebe das Leben!“ das selbe Dasein dennoch lobt, vor sich selber gerechtfertigt und erklärt wissen will? Die, den Tod fortwährend vor Augen und im Herzen, trotzdem glücklich und beseligt zu sein vorgiebt und auch sich gelegentlich, sogar als Selbstmords-Kandidatin oder starre Asketin der freien Resignation, trotzig noch „Beate“ zu nennen liebt? Ich meine, wir kennen sie nur zu gut, diese Segnung und Beneidung vitae sub specie mortis, solche perversio, i. e. „Umwertung aller Werte“ des Daseins, wonach schließlich das Leben zum Tode wird, der Tod aber = Leben bedeutet; und es ist der höchste, feinste, allerfeinsten „artistische Trick“ sozusagen, aus dieser schweren Not eine leichte Tugend zu machen: das Schwarze weiß zu waschen, und das Weiße umgekehrt wieder schwarz zu brennen. „Es lebe das Leben!“ klingt es aus höhlwängigem Munde mit bleichen Gesichtsfarben, unablässig mit dem Tode jonglierend — Abgrund wechselnd mit Höhe!

*

H. Bald, nachdem Herr von Possart seine Deklamations-Übungen absolviert und hierauf das Kollegium unserer „Elf Scharfrichter“, ihn nicht übel persiflierend, die — „Fledermaus“ feierlichst rezitiert hatte, fand in unserer Hofoper eine (wenigstens nur mehr auf eine Woche verteilte) Aufführung des Wagner'schen „Nibelungen-Ring“ unter Hermann Zumpe's neuer und straffer Leitung statt. Im Übrigen bleibt es wirklich einigermaßen rührend, mit anzusehen, wie gewissenhaft unsere Herren Opernkritiker alle diese Abende immer von Neuem abfügen und dabei ihre alten Referate den geduldigen

Lesern stets wieder — sit venia verbo — vorreiten. Ein wahres Staatsverbrechen sähe man bei uns in München ja noch immer darin, wenn diese Presse lustig einmal an einem solchen „Ringe“ schweigend vorbei gieng, dafür ihn aber ein andrer Mal wieder neu aufgriffe oder, Dank ihrem Geistesreichtum, zum Mindesten jedesmal ein anderes Thema der anregenden Erörterung zu Grunde legte und zu kritischer „Durchführung“ sich ausersähe. Anscheinend wäre solche Selbstbescheidung indessen schon viel zu viel verlangt von unseren verehrlichen Zeitungen und den kapitalistischen Herren „Verlegern“ der öffentlichen Meinung! Oder wäre es etwa nicht eine weit dankbarere Aufgabe, den gewohnheitsmäßigen Theaterläusern endlich einmal die richtige Betonung Ribelungen (statt Nibelungen) u. dgl. unter Begründung beizubringen — denn wie Viele, oder wie Wenige, sprechen hierzulande schon korrekt „Walfüre“ (für Walfüre), „Sieglinde“ (für Sieglinde) u. s. w. aus? Ferner: den Wagner-Philister einmal aufzusuchen aus seinem stumpfsinnigen Musiktaumel und ihm gelegentlich die Frage ernstlich vorzurücken: warum Zwerg Alberich beim Eintritt in das Wasserreich des Rheines naturnotwendig niesen muß, bezw. was dieser scheinbar so geringfügige Vorgang im höheren Sinne des Gesamt-Drama's dann wohl zu besagen habe?*) Und endlich: selbst den „gebildeten“ Wagnerianer Münchens darüber tiefer zu belehren, wie z. B. Nietzsche's „Wille zur Macht“ mit der Zeit aus Wagners Botan-Gestalt und deren „Rheingold“-Philosophie zumal herausgewachsen sein mochte; wie jenes „Philosophie mit dem Hammer“ vielleicht gar nicht denkbar gewesen wäre ohne die Anregungen einer Gestalt wie des Gottes „Donner“, und wiederum Voge's Frage: „Ward leichter ein Eigen gewonnen? u.“ sich, als direkter Ausfluß von Wagners „kommunistischer“ (Feuerbach-) Periode, bis auf Proudhon zuletzt wohl zurück führt — und was dergleichen interessante „kritische Spaziergänge“ noch mehr sein mögen.

*

M. K. Es ist doch etwas ganz Merkwürdiges und schlechterdings Unberechenbares um solch ein Theater, und besonders wieder um unser Münchener „Schauspielhaus“-Publikum: Max Dreyers „Sieger“ lehnt es in unzweideutiger Weise ab, und seine neuesten zwei Schelmen- (richtiger Thesen-) Stücke: „Ecclesia triumphans“ und „Puß“, begrüßt es mit demonstrativem Beifalle: Da soll doch wahrlich gleich ein — Zensur dreinfahren! Wie konnte sich der Autor, dessen frische Kraft ehemals eine der Hoffnungen unserer Litteratur bedeutete, nur auch bis zur Gefühls- und Gemütsroheit so weit vergessen, daß er zuletzt ganz übersah, wie das Thema seines ersten Einakters eigentlich einen recht ersten Hintergrund hat, einen tiefen und geradezu tragischen Konflikt doch ausmacht, der Angesichts des noch offenen Grabes nichts weniger als geeignet zu einer verb-lachhaften Satirifizierung erscheint — ganz abgesehen noch von der völligen Unglaubwürdigkeit der Situation, wonach z. B. der Gymnasiast in den Trauertagen bis zum Begräbnisse seines Großvaters sich ernst im Latein präparieren müssen und nicht ohne Weiteres vom Schulbesuche entschuldigt bleiben soll! Wie konnte Dreyer vollkommen ignorieren, daß alles, was er im zweiten Akte zur „Volksaufklärung“ thun wollte, zur Menschheitshebung und Publikums- wie Jugenderziehung hier predigte, durchaus wieder wett gemacht wird von dem fatalen Umstande, daß er selber ein Kind auf die Bühne, damit aber im zartesten Alter reflektierend und werdend zwischen die zwei gegensätzlichen Welten

*) Es ist einfach das Aufeinanderplayen von Vulkanismus und Reptanismus: wo Feuer sich mit Wasser paarte, da gibt es keinen guten Klang — es zischt. Vergl. „Ein Schwefelbrand in der Wogen Schwall!“ — was später, bei Siegfrieds Schwertschmiedung, noch sein Analogon findet mit: „In das Wasser floß ein Feuerfuß: grimmiger Zorn zischt ihm da auf.“

stellt und damit seinerseits nunmehr schuldig wird an der frühzeitigen Vergiftung einer ursprünglich vielleicht reinen Kindes-Seele in genau so vielen Fällen, als eben sein Drama in deutschen Landen alsbald aufgeführt werden wird. Wahrlich, sie sind höchst seltsame Klänge — unsere Herren Weltverbesserer! Muß es denn wirklich „auch solche geben“? — Sinegenen möchten wir an Erich Schlaifers „Pastors Niece“ immerhin einige Hoffnungen für eine gehaltvolle deutsche Charakter-„Komödie“ anknüpfen, und des selben Verfassers überaus frische, humorvolle „Zeit“-Skizzen „Aus den Papieren eines Bohémien“ scheinen uns darin neuerdings Recht geben zu wollen. Freilich, die Hauptfigur — der aesthetische Pastor Raumann'scher Prägung und „Kunstwart“'scher Richtung, ist doch gar zu arg verzeichnet; er dürfte auch weniger dem „Guttempler“-Orden als vielmehr einer Ritterschaft „derer von der traurigen Gestalt“ zuzuzählen sein, und — sind zuvor schon alle anderen politischen Richtungen in der modernen deutschen Bühnen-Technik vor unserem Auge Revue passiert (die „nationalliberale“: in Wildenbruch, die „konservative“: in Lauff, v. d. Pfordten, die „klerikale“: in Fr. Klafes, die „freisinnige“: in Philippi zc., die „radikale“: in Zben, die „sozialistische“: in Hauptmann, die „anarchische“: in Wedekind!), so haben wir nunmehr endlich auch noch die „nationalsoziale“ Dramatik im deutschen Spielplane erlebt und glücklich mit hinzu bekommen. „Was darüber ist, das ist vom Übel!“ Und die „Madonna“ von Rob. Reinert war doch eigentlich darüber . . . Je nun, wir hatten getrost eines „Sonnwendtages“, welcher uns möglicher Weise dann auch einmal noch „ruhmlöse Helden“ der Bühne bringen wird, und studieren inzwischen lieber den, von dem rührigen Theater-Kassier Herrn Paul Basse herausgegebenen „Almanach“ besagter Bühne von August 1900 bis April 1902 emsig durch, welcher für diesen Zeitraum neben dem bekannten Lokalwechsel und einer starken Personal-Bewegung die interessante Thatsache von ca. 50 Neu-Inszenierungen mit nur etwa 15 Prozent wirklichen Repertoire-Erwerbungen ausweist. So wird der kritische Leser gegenüber jener stark rosig gefärbten oratio pro domo directa et obliqua ja wohl zu etwas anderen, und wesentlich mobilisierteren, Auffassungen gelangen müssen; indessen wird er sicherlich nicht die in alledem (100. Aufführung der „Jugend“, 75. des „Wiberpelzes“, 25. von „Über unsere Kraft“) geleistete Gesamt-Arbeit des genannten Betriebes verkennen und auch seinerseits gerne dankbar eingedenk bleiben so manchen genussreichen Abends. Für die allgemeine Theatermüdigkeit und durchgehende Bühnenerschlaffung kann ja doch zuversichtlich nicht dieser „Almanach“ verantwortlich gemacht werden, wennschon vielleicht eine verehrl. Direktion der vereinigten Theater durch eine weniger „modische“ Führung der Geschäfte viel davon ihrerseits hätte hintanhalten, das Publikum wiederum auch weit besser hätte in Stimmung und bei guter Laune erhalten können.

*

H. „Einen instruktiven Abend für deskriptive Musik“ konnte man beinahe versucht sein, das Schlusskonzert unserer „Musikalischen Akademie“ zu nennen, welches außer der (uns persönlich gar nicht so unsympathischen und unseres Erachtens sogar viel zu selten aufgeführten) dritten Brahms-Sinfonie (F-dur) auch noch zwei meso-dramatische Demonstrationen — Verzeihung: Deklamationen wollten wir sagen, von Postart—Schillings—Wildenbruch-Schiller brachte, während man die ungemein plastische, so eindrucksvolle Wiedergabe des ernst-wichtigen, ebenso eigenartig, bedeutend und groß empfundenen als durchaus aristokratisch gedachten Tongemäldes „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe“ von Alexander Ritter Hermann Zumpé's Initiative vor Allem zu verdanken hatte. Ende gut, alles gut! — so wollen denn auch wir gerne vergessen, was Leides unserem gesch. Kollegen M. K. im Laufe dieser Saison alles angethan worden

war. Vergleicht man aber die „Hexenlied“-Ballade, in der gottesfürchtigen Versifizierung des Herrn von Wildenbruch, einmal ausmerksam mit Wilhelm Herzeus (eben wieder neu aufgelegt) so köstlich feingeistigem „Bruder Rausch“*, so weiß man doch sofort, woran man ist, und daß Herr von Poffart natürlich nur wieder die lahme Kopie statt des kräftigen, idealen Originals, das Gewand der Helena nur, statt des Urbildes der Schönheit selber, zu seinen Popularisierungs-Zwecken in Sachen „klassischer Ideale“ glücklich erhascht hat. Wie wir Deutschen denn wirklich ein wahres Talent besitzen, das „Klassische“ immer daneben zu verstehen und seinen Abklatsch, den zweiten und dritten Aufguß, erst dafür zu halten! Was zudem Max Schillings' Begleitungs muß hierzu betreffen, so sei — statt aller Kritik — einfach auf die Stelle in einem gewissen Buche „Von modernen Geist in der deutschen Tonkunst“ einmal verwiesen, woselbst der Herausgeber dieser Blätter schon vor 2—3 Jahren vorahnend wörtlich geschrieben hatte: „Höchstens nur in einem Punkte wäre da eine dringende Warnung füglich anzubringen — frei so etwa nach Brangänens ‚Wächterlied‘: ‚Habt des Einen Ruf in Acht, der den Schläfern Schlimmes ahnt, bange zum Erwachen mahnt! Habet Acht — habet Acht!‘ Steht nämlich zu befürchten, daß uns am Ende die Herren Professor von Lenbach und Intendant von Poffart mit ihren ‚Retrospektiven‘ und ‚Restaurationen‘ das ‚Moderne‘, noch ehe es voll zur Blüte gelangt wäre, gerade in diesem Saatbereiche kniden werden; daß sie durch eine mit barockem Aufpuß herausstaffierte ‚Klassik‘ (oder ‚Romantik‘) und durch einen Stil-Akademismus, der doch nur eine verkappte ‚Antifitit‘ bedeuten — keine wirkliche ‚Antike‘ selber sein kann, uns wieder jämmerlich verschütten werden, was sich eben erst so schön den Weg gebahnt hatte. ‚Pseudo-Moderne!‘ — hier liegt meines Erachtens die nicht zu unterschätzende Gefahr, daß alles sich zwar noch in Wohlgefallen, aber auch in ‚blauen Dunst‘ zuletzt auflösen möchte, je mehr eben gerade der Umstand zu Mißverständnissen führen darf und weitere Kreise gründlich irre leiten muß, daß ‚Führer der musikalischen Sezession‘ (wie gerade Rich. Strauß oder Max Schillings) diesen billigen Poffart'schen Ausstattungszauber in ‚Empire‘, ‚Kofoto‘ oder reaktionärer ‚Wieder-manns-decadence‘ gelegentlich willig mitmachen. Darum auch: Videant artifices, no quid detrimenti capiat — etwa ars publica? Nein vielmehr: ars privatissima atque solipsissima!“ Über das gewichtige Thema „Crestia“ darum nun auch eingehender ein anderes — das nächste Mal.

*

M. K. Aus dem Konzertleben (*vivere necesse est, concertare non necesse!*) sind gleichsam nur mehr die letzten Nervenzudungen hier noch aufzunehmen — bis diese Blätter die Presse verlassen, die der beobachtende Haus-Arzt sein unerbittliches „La saison est morte!“ zu konstatieren haben. „Alle Frösche hüpfen — und die Erhabenen freuen sich“ . . . um mit Otto Erich, dem „Erzieher zur Ehe“ (nicht etwa zur Kunst), hier lustig zu reden. Doch Otto Ernst am Plage! Außer dem „Böhmischen Streichquartett“ mit Fräulein Coa Lehmann, sowie der Kammer-Vereinigung Frieda Scotta-B. Stavenhagen mit dem jungen Wolf-Ferrari als gerne gesehenen Gäste, außer Dr. Wöllner, Bertha Ritter mit Franz Bergen, der vortrefflichen Geigerin Fräulein Stubenrauch, einigen Pianistinnen und dazwischen wieder der „Deklamatrice“ Frau Mia Claffen machten die Konzertsäle inzwischen noch unsicher — nein, vielmehr uns das

* Stuttgart und Berlin, bei J. G. Cotta Nachfolger — mit neuem Buchschmuck von Franz Staffen; schade nur, daß der Künstler den „Stil“ dieser „Feinkunst der Verse“ doch einigermaßen verfehlt hat, indem er uns zwar „das Männlein würdevoll und stierlich“ giebt, aber doch nur „lodt uns wie Rindervoll mit Ruchen“!

Leben sauer — nein doch, verschönerten uns des Daseins Freuden: die kunstzerzühlischen Vorträge für die musikalische Jugend, eine sehr verdienstliche Veranstaltung des rührigen „Musiklehrer-Vereins“ (der bald darauf seinen Mitgliedern auch noch einen ebenso inhaltsreichen wie geschmackvollen Vortrag Dr. Edgar Jstels über „das musikalische Lustspiel im 19. Jahrhundert“ bot); ein eigener Liederabend des Tenoristen Bergen (an welchem vor Allem Max Regers eigenartige Komposition des „Narren“ von L. Jacobowski allseitig von der Presse hervor gehobene, tiefst gehende Wirkung that), und endlich — tho last keine Last! — ein ganz ausgezeichnet verlaufener Kammermusik-Abend des Jos. Hösl-Quartetts, das sich um Münchens Musikleben wie um die Erkenntnis moderner Tonkunst durch Vorführungen wie die einer intrikaten Klarinetten-Klavierfonate von Max Reger (op. 49 Nr. 1) und des vornehm-schwungvollen, glänzend wohlgefügten Klavier-Quartetts (op. 2) von Felix vom Rath kein geringes Verdienst erwarb. Wo unser Reger mit seiner Musik übrigens noch hinaus will — es ist nicht abzusehen! Immerhin bleibt schon heute zu erkennen: daß, wenn als Naturvorbild der Musik früher vielleicht noch der Vogelgesang gelten konnte und durfte, heute als solches bereits das Käferschwirren und Ameisen-Kribbeln wohl oder übel doch angenommen werden muß. Man meint lauter Stiche verfeßt zu bekommen und in Viertelbönen nur mehr zu fühlen. Trotzdem: Vivant sequentes! Oder vielmehr: vivant sequentia — sc. opera!

Zu wirklich aufrichtiger Genugthuung vernimmt man, daß unsere „Kgl. Akademie der Tonkunst“ mit einer Vorführung von Franz Liszts „Legende der hl. Elisabeth“ am 26. Mai eine Art Vorfeier zu der für den 31. dess. Mts. bevorstehenden Weimarer Denkmals-Enthüllung zu begehen gedenkt; ja, noch mehr, daß das Erträgnis dieser Aufführung als Grundstock zu einem nach dem edlen Meister zu benennenden Stipendienfonds für Schüler der Anstalt bestimmt sein soll. Daran, wie auch an so manchen jüngsten Aufführungs-Programmen unserer „Kgl. Akademie der Tonkunst“ merkt man einmal so recht, daß neuerdings Männer wie Bernhard Stavenhagen und Professor Martin Krause (nicht mehr die Namen von Perfall und Rheinberger) an dieser gewichtigen Stätte walten und den schon bisher dort vorhandenen Zweiklang Thuille-Kellermann zum schönen Vollklang erfreulich nunmehr verstärken. — Das für Weimar bestimmte, der Munizipal-Berthold Kellermanns nicht zuletzt sein Dasein verdankende, Liszt-Denkmal war übrigens einige Tage im Atelier des Preisträgers, Bildhauer Hermann Hahn, hier zur Besichtigung ausgestellt. Unsere „Gesellschaft“ freilich hatte hierzu keine Einladung erhalten, obwohl ihr Herausgeber unter den kritischen Stimmen Münchens nach Professor Krause vielleicht der Nächst-Berufene dazu gewesen wäre. Den mittlerweile bekannt gewordenen Abbildungen nach zu urtheilen, scheint aber der Künstler zu dem Gegenstande seiner Darstellung doch in kein recht „persönliches“, geschweige denn „kongeniales“ Verhältnis haben gelangen zu können — wie denn auch für die geplante „offizielle“ Enthüllungsfeyer zu Weimar eine gewisse Gefahr, wie man mir sagt, bestehen soll, daß man nur wieder den großen Pianoforte-Virtuosen dort meinen und feiern werde, mit dessen kompositorischer Thätigkeit man sich eben abzufinden habe. Es weilt halt kein Großherzog Carl Alexander heute mehr unter den Lebenden, der sich immerdar bewußt war, welch ein Geist in der Kunst der unerfessliche Meister gewesen! Die Abbé-Gestalt der bewußten Statue wirkt zu gedrungen — zu wenig hochstrebend-gestreckt; zu wenig erhaben wohl auch die Stirn, viel zu wenig flammend das Geißt sprühende Auge unter der mächtig wallenden Mähne. Da hat ein Max Klinger das Wesen und den Charakter Liszts doch ganz anders bedeutend erfaßt und charakteristisch-hochsinmig getroffen. Solche Künstler wahrlich, solche Virtuosen der Energie und selbstloser Durchsetzung ihrer großen

Ziele, wie eben Franz Listz, wären uns heute wieder sehr von Nöten, wo fast alles Führende — ich erinnere nur an die Kombinationen: Strauß-Poffart, Schillings-Poffart, Zumppe-Verfall — in faulem Frieden kompromißlich-praktisch paktiert und als kluger „Virtuose der Opportunität“ günstigsten Falles sich im Kunstgetriebe der Zeit geriert. Wo sind jene Franz Listz'schen (oder auch nur die H. von Bülow'schen und Alex. Ritter'schen) Edel-„Traditionen“ heute hingekommen?! Doch halt, ein anderer Trost bleibt uns vielleicht hienieden: Soeben hat sich Siegmund von Hausegger mit Vertha Ritter verbunden. Sind wir sonst auch keine besonderen Freunde, wenn auch gelegentliche Verehrer, singender Kapellmeister-Gattinnen — timeo Danaos et dona ferentes —, hier hat sich wenigstens die „Musik als Ausdruck“ prächtig zusammen gefunden!

*

H. Der „Simplissimus“ hat zum viel besungenen Busch-Jubiläum eine eigene, wie uns bedünken will, ganz ausgezeichnete, jedenfalls trefflichere und originelle Wilhelm Busch-Nummer heraus gebracht, und dies läßt uns denn noch nachträglich auf jene Feier hier zu sprechen kommen. Hat man doch von mancherlei Seiten unserer „Gesellschaft“ sein unerhohlestes Befremden darüber ausgedrückt, warum sie sich zu diesem Thema denn so vollständig bisher ausgeschwiegen habe? Je nun, erstens einmal soll dieses Blatt gar nicht mehr, wie früher, eine reine Literatur-Zeitschrift sein, sondern es ist neuerdings zu einem „Diskussions-Organ des deutschen Südens“ geworden, wie ihm das viele Rezensionen ja längst ausdrücklich bestätigt haben. Und dann, — muß man denn immer auch darüber etwas sagen, worüber Hr. Toulmonde ohnedies schon spricht? Ist es nicht vielmehr schönste Aufgabe, ja Pflicht sogar der „Revue“: gerade „Revue passieren“ zu lassen, geistige „Nachlese“ vielmehr zu halten? So haben wir also in aller Stille einstuweilen aufmerksam alle die Retrologe — Verzeihung! — „Gedenkartikel“ wollten wir sagen — durchgelesen und dabei doch finden zu müssen vermeint, daß die eigentliche Nuance vom „Klassischen“ Wesen des Jubilars zumeist nicht getroffen worden ist. Denn die Formel Schopenhauer'scher „Pessimismus“ oder Darwin oder Augustin u. (die man ohnedies erst aus seinem „Von mir über mich“ geschöpft hatte) thut es hier doch wahrlich nicht allein. Wir bei uns selbst haben den derben, ganz köstlich gefunden und naturfrohen Spaßvogel, Meister Wilhelm Busch, schon seit Langem — nicht „Hans Sachs“, wohl aber mit Erinnerung an diesen „Hans Niedersachs“ in aller Intimität zu nennen uns erlaubt und haben das eigentlichste Geheimnis seiner humorvollen Kunst stets in einem Diktum Goethe's klar heraus gestellt gefunden; dort, wo nämlich der Altmeister von Weimar über seine „Helena“ zu Eckermann gelegentlich äußert: „Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der tiefere Sinn nicht entgehen.“ Wie Viele von unseren „Predigern in der Wüste“ könnten diese hohe Gabe heute nicht sehr gut gebrauchen: in einer und der selben Sprache, mit einer „symbolischen“ und „gemeinverständlichen“ Rede gleichsam, einerseits das kindlich-naive Gemüt zu treffen, anderseits aber auch die geistig revolutionierte Seele, den raffinierten Verstand, die aufgeklärtere Vernunft zugleich mit zu befriedigen! Tiefste Weisheit — als Familien-Gemeinplatz; die Charakteristik — als karikierende Drahtik: hier steckt unseres Erachtens das Problem der Vereinigung beider gegensätzlicher Hemisphären — ein durchaus Urwüchsiger des Stiftes steht da vor uns, ein beglückter Zopylter des Verfes, und ein „Klassiker“ ward in ihm der deutschen Litteratur und Kunst gewonnen. Ein „Fiduzit“ unferem Volksfänger!

Allerhand Augenblicksbilder von M. K. und H.: — „Du hast's erreicht, Oktavio!“ Hermann Zumppe ward ab 1. Mai zum „Generalmusikdirektor“ der Münchner

Kgl. Hofoper ernannt. Was das April-Wetter der „M. N. N.“ dazu schreibt, kommt ja nicht weiter in Betracht. Interessant jedoch ist, wie der A. H.-Referent der „M. Ztg.“, der schon vor Jahren — als Erster, für des Genannten Berufung zu solchem Amte eingetreten, zu diesem Falle nunmehr Stellung nimmt, indem er sich wie folgt äußert: „Hoffentlich bedeutet der „Generalmusikdirektor“ im vorliegenden Falle auch mehr, als einen bloßen Ehrentitel. . . Eine wirkliche Novität unter Zumpe's künstlerischer Führung steht noch immer aus, und auch was seine Neueinstudierungen anlangt, so stehen wir ihm mit Bezug auf den zweiten, hochwichtigen Teil seiner künstlerischen Aufgabe, so Glänzendes er bereits bei der Lösung des ersten zu Tage gefördert hat, auch heute noch immer als Abwartende, ja schon etwas ungeduldig Harrende gegenüber. Aber doch noch immer als Hoffende, welche erwarten, daß der „Generalmusikdirektor“ das erfüllen werde, was sie von dem ausgezeichneten und nach anderer Seite hin so energievollen Künstler sich versprochen haben“ . . . Nur noch etwas kräftiger bezw. deutlicher, meine Herren, und wir sind ja durchaus einig! — Ran liest so viel von Gastspielen und Deklamationsreisen des Herrn Intendanten v. Postart und hört mancherlei von weiten Dirigentenfahrten der Herren Zumpe, Fischer &c. — aber keine Menschenseele hat je davon vernommen, daß diese Leiter unserer Hofbühne Pflicht-Touren zur Gewinnung neuer, erlesener Kräfte unternommen oder bei solcher Gelegenheit doch wenigstens glückliche Engagements zur Ergänzung des hiesigen Ensembles getroffen hätten. — Auch geht in diesen Wochen allenthalben die Rede von der Notwendigkeit der Neugründung eines großen, wirklich leistungsfähigen, gemischten Chor-Vereins für die „Musikstadt“ München, und die mannigfaltigsten Namen tauchen bei diesem Anlasse in der Kandidatenliste auf. Nun, man kennt ja unsere Stellungnahme Herrn Prof. Siegfried Dohs gegenüber, der — wenn es nach uns gieng — getrost bei seinen Berliner Penaten verbleiben dürfte. Andererseits aber sehen wir ein, daß Münchens Musikleben einer ersten, den Aufgaben chorpädagogisch vorzüglich gewachsenen Kraft zur belebenden Veranstaltung der zeitgemäßen großen Chor-Aufführungen dringend bedarf (die aber dann auch nicht nur der Korporal, oder günstigen Falles der Adjutant, eines Herrn Zumpe sein müßte); und wir können uns wirklich nicht genug darüber wundern, ja wir empfinden es geradezu als ein Verbrechen, daß niemals bei all' solchen Fragen und Erörterungen auch nur entfernt und mit einem Worte der Name Jean Louis Nicodé in die Debatte geworfen wird: ein Tonkünstler, der — so viel wir wissen — zur Zeit ungenutzt in Dresden sich verbraucht und nach allem, was er für die genannte Stadt in früheren Jahren geleistet, doch wahrlich eine größere Aufmerksamkeit um ganz Deutschland sich verdient hätte! Man scheint wie mit Blindheit geschlagen, daß man diesen seltenen Mann seit einigen absprechenden Urteilen über seine Beethoven-Interpretation hier in München als außer aller Diskussion stehend hartnäckig betrachten will. Aber auch der Name Prof. Philipp Wolfmum wäre in diesem Zusammenhange hier wiederholt und mit allem Nachdruck aufzuwerfen, wenn es denn schon jenen nicht gelten soll! — Am 2. Mai giebt (bezw. gab — bis diese Nummer im Buchhandel erscheint) Eugen Sura, der Meistersänger, sein endgiltiges Abschieds-Konzert allhier in der Stadt München, an der Wiege und Hauptstätte seines künstlerischen Ruhmes. Offen gestanden, es war bereits die höchste Zeit! Item, wir segnen dieses ebenebnete Leben und sprechen, in andächtigen Schauern der Ergriessenheit so vieler, herrlich-unvergesslicher „Erlebnisse“: „Du holde Kunst, ich danke Dir!“ — Beinahe wäre es innerhalb unserer Münchener „Sezession“ unlängst, anlässlich der nötigen Ausschussswahl, zu einer argen „Sezession“ der „Sezession“ gekommen, hätte man sich nicht just im letzten Momente vernünftiger Weise noch darauf besonnen, daß zwei Regationen

logischer Weise doch eine Affirmation ergeben, i. e. sich zuletzt nur aufressen würden! — Im (über den Sommer sonst leeren) „Kaim-Saale“ hat ihr „Volkstheater“ neuerdings die rührige Direktion Hilpert aufgeschlagen, welche hier diejenigen guten „Volkstücke“ (Anzengruber, Hofegger, Keim, Birch-Pfeiffer, v. Redwitz zc.) spielt oder plant, welche von Rechts und Gewissens wegen unser altes „Kgl. Theater am Gärtnerplatz“ aufführen sollte, oder aber, wenn dessen Direktion sie schon einmal (im „Schauspielhaus“) auf-führt, leider so sehr mäßig, um nicht zu sagen: schlecht alsdann wiedergiebt, daß sie kaum mehr wiederzuerkennen sind. — Unsere „Elf Scharfrichter“, die so gerne „mit dem selbst Hammer“ philosophieren und den Anderen mit Vorliebe etwas eintränken, wären beinahe unter den Hammer gekommen und haben jedenfalls eine Art von „Nürnberger Trichter“ benötigt, um ihre Finanzen entsprechend zu „säuieren“. Das alte englische Sprüchwort „Time is money“ gilt eigentlich schon lange nicht mehr; es sollte nachgerade modifiziert und übersetzt werden in das klare: „Unabhängigkeit ist — Geld!“ Dies die Signatur unseres kapitalistischen Zeitalters: „Geld verloren — alles verloren!“ — In Lokalblättern fand sich jüngst nachstehendes „Eingefandt“ über unsere Straßenzustände im Veibel: „In der Pilotystraße werden gegenwärtig die alten baufälligen, mit Schindeln gedeckten Stallbaracken der so genannten Löwenstallung an das städtische Kanalnetz angeschlossen. Auch sollen sie, wie man hört, demnächst neue Bedachung erhalten; alles Zeichen, daß an die Beseitigung der dort herrschenden geradezu skandalösen Zustände zur Zeit noch nicht gedacht wird. Wenn der Neubau des Armeemuseums hier nicht von selbst Wandel schafft, werden Gemeindebehörden, Bezirksvereine und Steuerzahler noch eine harte Nuß zu knacken bekommen.“ . . . Ja wohl, so etwas nennt sich in hehrer, edelster Kunst-Tradition alsdann „Piloty-Strasse“! Und, wie wir schon im vorigen Sommer vorgeschlagen haben: als „Büttelstädt“ sollte „München zur Fremden-Saison“ in den Reise-Führern verzeichnet stehen — das würde auf die Beine helfen und den löbl. „Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs“, dem jetzt gleichsam die gebratenen Tauben zum Munde fliegen, wohl endlich einmal „alarmieren“. — Kultus-Stat und Kultur-Kampf! Wer jüngst das Kultus-Referat des Abgeordneten Dr. Schädler gelesen, den wird bei all den Einwänden, Streichungen und Antrags-Vorbehalten ein gelindes Grauen vor den nächsten Wochen unserer bayrischen Landestagung erfasst haben. Wer anderseits die fernigen Artikel des früheren Chefredakteurs des „Bayr. Kurier“ Dr. Fr. Klafen zu Gesichte bekommen hat, mit denen dieser wadere „Kulturkämpfer in der Soutane“ seine neue Thätigkeit an der in Augsburg redigierten Wochenschrift „Das zwanzigste Jahrhundert“ sehr vielversprechend begonnen hat, der wird, wenn er „aufgeklärt“ genug ist, sich ehrlichen Gemütes gewiß nur herzlich freuen können und sich zu einem solch sympathischen Kollegen in Kulturdebatten rechtlichaffen gratulieren. Klafen, der sich dem neuen Ideale der Kraus, Ehrhardt, Spahn, Jos. Müller, Ad. Wahrmond, Mach, Hardy zc. — auch seinerseits „renaissance“-bedürftig, im Gegensatz zu dem oberflachen „Los von Rom!“-Kampfrufe — anschließen zu wollen scheint, ist jedenfalls eine ernste und aufrechte Natur, ein selbständiger Kopf und eine durchaus liebenswerte, zum Mindesten ungemein schätzenswürdige Erscheinung innerhalb unserer feilen deutschen Publizistik, was auch unsere Anschauungen und Wege sonst von einander wohl scheiden mag. Nur muß man in solcher Position auch hübsch konsequent sein und darf dann nicht auf einmal den Ausdruck: „Kulturkämpfer in der Soutane“, den wir ober: als höchsten Ehrentitel gebraucht haben, wie eine schwere Beleidigung empfinden wollen. Vielleicht wird der gesch. Kollege uns heute bereits zugeben, daß es immerhin sehr darauf ankommt und einen großen Unterschied begründet, auf welcher Seite dieser Ausdruck fällt. Und damit wären wir es ja auch zufrieden.





Sonntagsruhe und Volkswirtschaft.

Von Dr. Arthur Cohen.

(München.)*

Vom religiösen und ärztlichen Standpunkte ist die Sonntagsruhe schon häufig behandelt worden. Auch die unmittelbaren Interessenten — Geschäftsleute, Angestellte, Konsumenten — sind wiederholt zu Worte gekommen. Das allgemeine Interesse an der Sonntagsruhe, ihr Einfluß auf die nationale Produktion und den nationalen Wohlstand, wird dagegen gewöhnlich nur flüchtig gestreift. Und doch ist die Sonntagsruhe nicht nur eine religiöse und hygienische, sondern auch eine berechnete volkswirtschaftliche Forderung und ihre Durchführung keine bloße Parteifrage, sondern eine wirkliche Kulturfrage.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man glaubte, nicht genug arbeiten zu können. Deutschland war ein armes Land. Neidisch blickte man auf Holland und England, wo Gewerbe und Handel in viel größerer Blüte standen als in Deutschland. Damals sah man in Deutschland ein, daß man mehr arbeiten müsse, und damals kam der Satz auf, daß die Arbeit die Grundlage des nationalen Wohlstandes sei — der Satz also von der Produktivität der Arbeit. Man jammerte über die Faulheit der Menschen, über die Faulheit der Gesellen, Diensthoten und Tagelöhner. Man jammerte auch schon gerade so wie jetzt, und noch mehr wie jetzt, über „die vielen Feiertage“. Man sagte, die Sonn- und Feiertage zerreißen die Arbeitszeit in kleine einzelne Fetzen, mit denen sich nicht viel anfangen lasse. Nun wird man diese Auffassung begreiflich finden, wenn man die damaligen Zustände in's Auge faßt. Die Bevölkerung war an das regelmäßige berufliche Arbeiten noch nicht gewöhnt. Die Bedürfnisse waren gering, und so war auch der Anlaß gering, ernsthaft und ausdauernd zu arbeiten. Die Aufgabe war also damals, die Bevölkerung zu veranlassen, daß sie überhaupt arbeitete, daß sie mehr arbeitete.

Seitdem sind die Anforderungen an den Arbeiter kolossal gestiegen; zu den Anforderungen an die Quantität der Arbeit sind Anforderungen an ihre Qualität hinzu getreten. Ein mechanisches Arbeiten genügt in den meisten Fällen nicht mehr, sondern man verlangt vom Arbeiter Aufmerksamkeit, Interesse für seine Tätigkeit, liebevolles Eingehen auf ihren Zweck, Fähigkeit rascher Auffassung — mit einem Worte, man verlangt von ihm Intelligenz und Energie. Schablonenmäßiges Arbeiten erregt Unzufriedenheit; man wünscht, daß der Arbeiter denkt, wenn er arbeitet.

*) Nach einem am 2. April in der Handlungsgehilfen-Verammlung auf dem „Münchener Rindl-Keller“ gehaltenen Referate. — Obwohl die Schriftleitung dieser Blätter der Ansicht huldigt, daß München im Gegensatz zu norddeutschen Großstädten noch immer zu wenig „arbeitet“, daß zumal die „Reihe von guten Tagen“ (nämlich die vielen katholischen Feiertage) im Monate Juni dierzulande oft nur „sehr schwer zu ertragen“ sind und daß, nach alter Erfahrung, auf dem Kasernhofe z. B. niemals schlechter „gearbeitet“ wird als just an Montag-Vormittagen, glaubte sie doch diesen ersten Ausführungen, die in ihrem Kernesigentlichem Wesen enthalten, ihre Spalten nicht verschließen zu sollen.

Wie ist es aber möglich, diese hohen Anforderungen zu erfüllen, wenn man, wie dies heute noch bei vielen Kategorien von Arbeitern der Fall ist, Tag für Tag in der Treitmühle des geschäftlichen Einerlei sich eingespannt sieht! Wenn man nicht wenigstens einen ganzen Tag in der Woche übrig hat, sich harmonisch nach allen Seiten auszubilden! Der Mensch gleicht nicht dem Heidelberger Fasse, daß man ohne Unterlaß aus ihm schöpfen könnte. Seine Arbeitskraft ist begrenzt. Seine Leistungen sind von den Bedingungen abhängig, unter denen er arbeitet. Das wirtschaftliche Interesse verlangt daher heute nicht nur, daß viel gearbeitet wird, sondern auch, daß mit dem wichtigsten Produktionsinstrumente, dem Menschen, pfleglich — also ökonomisch, verfahren wird. Daß ein Wechsel eingehalten wird zwischen Arbeit und Erholung, zwischen Anstrengung und Ruhe, zwischen Berufstätigkeit und Menschenwürde. Ein Rhythmus von Tag und Nacht, aber auch ein Rhythmus von Werttagen und Ruhetagen! Daß eine Diätetik der Arbeit beobachtet wird, welche verhindert, daß der Arbeiter Sklave seines Berufes wird, ein geistiger Krüppel, eine Arbeitsmaschine, ein Lasttier, das im alten Trotz verharrt, weil die Scheuklappen des Berufes seinen Gesichtsfreis verengt haben. Wer keinen Ruhetag in der Woche hat, muß allmählich das Opfer seines Berufes werden, unfähig zur Erkenntnis seiner Stellung in Gesellschaft und Natur, unfähig zur Erzeugung einer gesunden, tüchtigen Nachkommenschaft, unfähig schließlich zur Leistung der qualifizierten Berufsarbeit selbst. Wie selten findet man heute einen vielseitigen, wirklich nach allen Richtungen harmonisch ausgebildeten Menschen! Das hat das moderne Berufsleben bewirkt, das jeden zum Spezialisten macht. Und gegen dieses Überwuchern des Spezialistentums giebt es nur ein Mittel: den freien Sonntag.

Die Arbeit, die Produktion, die Nationalwirtschaft kann also nur gewinnen, wenn freie, gesunde, intelligente Arbeiter mit harmonischer Geistesbildung den Produktionsprozeß besorgen. Mit Kuli's kann man keine Lokomotive bauen. Es ist sehr bedauerlich, daß es kein Verfahren giebt, den volkswirtschaftlichen Wert der Sonntagruhe ziffernmäßig nachzuweisen. Aber einen Beweis giebt es doch dafür, daß die Sonntagruhe, daß der Zwang zur Sonntagruhe mit der fortgeschrittensten technischen Entwicklung, mit der größtmöglichen wirtschaftlichen Freiheit, mit den feinsten Handelsinstitutionen sich vereinigen läßt. Und es ist ein wahrhaft gigantischer Beweis. England, das seit 2 $\frac{1}{2}$ Jahrhunderten am Sonntag von aller Arbeit ruht, ist das bedeutendste Handelsvolk der Welt, das Mutterland bürgerlicher Freiheit. Ja, noch mehr: der Anfang der wirtschaftlichen Blüte Englands fällt gerade in die Zeit, als es die Sonntagruhe bei sich gefeßlich einführte. Aber lassen wir einen Berufeneren sprechen, den großen englischen Geschichtsschreiber Macaulay. Dieser äußerte sich im Jahre 1846, aus Anlaß der Zehn-Stunden-Bill, über die Bedeutung der Sonntagruhe für England folgendermaßen:*)

„Wir sind reicher geworden, weil wir, viele Jahrhunderte hindurch, einen Tag unter sieben von unserer Arbeit geruht haben. Dieser Tag ist nicht verloren. Während der Fleiß ausgeübt ist, während der Pflug in der Furche liegt, während die Börse schweigt, während kein Rauch aus der Fabrik aufsteigt, geht ein für den Reichtum der Nation ganz ebenso wichtiger Prozeß als irgend ein Prozeß, der an geschäftigeren Tagen ausgeführt wird, vor sich. Der Mensch, die Maschine der Maschinen, wird hergestellt und aufgezogen, so daß er am Montag mit klarerem Geiste, mit belebterem Sinne, mit erneuter Körperkraft zu seinen Arbeiten zurück kehrt. Niemals werde ich glauben,

*) Nach Drentano, „Arbeitslohn und Arbeitszeit“, 2. Aufl.; 1893, S. 102.

daß das, was eine Bevölkerung stärker und gesünder, weiser und besser macht, sie schließlich ärmer macht. Wenn wir jemals genötigt sind, die erste Stellung unter den Handelsvölkern abzutreten, so werden wir sie nicht einem Geschlecht entarteter Zwerge, sondern irgend einem an Körper und an Geist hervorragend kräftigen Volke abtreten."

Diese letzten Worte sind wahrhaft prophetischer Natur. Die Engländer sind genötigt worden, die erste Stellung unter den Handelsvölkern, wenn auch nicht abzutreten, so doch mit uns Deutschen zu teilen. Aber: wenn dieser Prozeß weiter gehen soll, so müssen wir dafür sorgen, daß Körper und Geist des deutschen Volkes unter der Alltagsarbeit nicht verdorrt, sondern durch Gewährung sonniger Freiheit am Tage der Sonne immer kräftiger und schöner wird.

In der Sitzung der Handelskammer vom 5. November 1901 hat ein Mitglied, Kommerzienrat von Pfister, die Ablehnung eines Antrages auf Einführung der vollständigen Sonntagsruhe im Handelsgewerbe zu München u. A. damit begründet, daß er sagte: „In Deutschland hat man eine ganz andere Auffassung von Büreaufleiß als in England, Italien u. s. w. Gerade diese intensive Thätigkeit ist aber die Grundlage des deutschen Erfolges auf dem Weltmarkt.“ Daß der deutsche Employé im Auslande wegen seines Fleißes, fast möchte man sagen: wegen seines Stigfleisches, sehr geschätzt wird, wissen wir. Aber mit Stigfleisch allein lassen sich keine Erfolge auf dem Weltmarkt erringen. Nun wollen wir die trefflichen Eigenschaften des deutschen Handelsstandes durchaus nicht herab setzen oder verkleinern. Aber es wäre doch vorzuziehen, wenn der deutsche Kommiss wegen seiner Intelligenz im Ausland gesucht würde, als wegen seines Büreaufleißes. Von Leuten, die „sich auskennen“, kann man nun aber hören, daß die Beliebtheit des deutschen Clerks in England sich nicht auf Posten erstreckt, bei denen es auf Schnelligkeit und Selbständigkeit des Disponierens ankommt. — Also die lange Arbeitszeit thut's nicht. Es kommt beim wirtschaftlichen Wettkaufe der Völker auch darauf an, welche Art von Arbeit in der Arbeitszeit geleistet wird.

Und auch auf dem innern Markte wird der Absatz durch die Sonntagsruhe nicht etwa vermindert, sondern erhöht. Die einmal vorhandene Nachfrage nach Waren geht den Geschäftsleuten bei Sonntagsruhe keineswegs verloren. Die Konsumenten müssen ihren Bedarf decken, er ist im Ganzen eine gegebene Größe. Die meisten Bedürfnisse sind nicht so anämisch, daß eine geringfügige zeitliche Beschränkung der Gelegenheit zu ihrer Befriedigung das Ungefühl, mit dem sie auftreten, erheblich beeinträchtigen könnte. Es ist im Gegenteil zu erwarten, daß durch eine konsequente Durchführung der Arbeitsruhe am Sonntage der Warenabsatz im Inlande einen ungeheuren Impuls erhält. Ich will auf den Mehrkonsum von Nahrungs- und Genußmitteln, auf die größere Frequenz der Wirtshäuser zc. gar nicht hinweisen, weil dieses Thema schon genügend erörtert ist. Allein es giebt auch Leute, die am Sonntag Nachmittage gern zu Hause bleiben, um ein Buch zu lesen oder sich ihrer Familie zu widmen. Hätten sie am Sonntag auch den Vormittag frei, so würden sie voraussichtlich wenigstens die eine Hälfte des Sonntags außer dem Hause zubringen und ein Bedürfnis nach besserer Kleidung empfinden, das dem Schneibergewerbe und der Konfektion neue Arbeitsgelegenheit verschaffen müßte. Andere verbringen den Sonntag Nachmittage am liebsten in der freien Natur, wieder Andere am Stammtische. Sie wohnen vielleicht in erbärmlichen, nur mit der notdürftigsten Einrichtung versehenen Häusern, sie haben — wenn nur das Bett gut ist — keinen Anlaß, anderes zu wünschen, weil sie nur die Nacht zu Hause zubringen. Es ist schon von vielen Seiten betont worden, daß an eine Lösung der viel besprochenen Wohnungsfrage

nicht zu denken ist, so lange der Indifferentismus gegen schlechte unbehagliche Wohnungen, so lange die Gleichgiltigkeit gegen unsere ganze verkehrte Wohnweise in Deutschland noch so weit verbreitet bleibt. Es wundert mich eigentlich, daß die Konfessionäre, daß die Möbelbranche und das Baugewerbe nicht schon längst eine energische Propaganda für die Sonntagsruhe entfaltet haben, denn der freie Sonntag könnte doch mit seiner Förderung der Geselligkeit und des Familienlebens ein Dorado dieser Erwerbszweige werden.

Also nicht nur für den Absatz auf dem Weltmarkte, sondern auch für den Innenkonsum ist das Ruhen der Arbeit am Sonntage von großer Bedeutung, von gewaltigem Vorteil. Dazu kommt vor Allem noch der günstige Einfluß, den die Sonntagsruhe durch die zeitweilige Abstellung gewisser Triebkräfte, die an sich nützlich sind, aber leicht mißbraucht werden können, auf die Rationalwirtschaft ausübt. Die mittelalterliche Institution des sogenannten Gottesfriedens ist allgemein bekannt. Die Kirche bestimmte, daß an gewissen Tagen — es waren die Tage Donnerstag, Freitag, Samstag und Sonntag — alle Fehden ruhen sollten. Die Fehden aber — das war die Form, in der im Mittelalter der Kampf um das Dasein ausgetragen wurde. Man erkannte, daß es eine Dase geben müsse im werktäglichen Kampf Aller gegen Alle, eine zeitlich abgegrenzte Freistätte, in der der Waffenlärm zu schweigen hat. Nun, was im Mittelalter der Gottesfriede, die sogenannte *trouga dei*, gewesen ist, dazu soll der moderne Mensch seinen Sonntag machen: zu einem Tage, an dem der Konkurrenzkampf, die heutige Form des Kampfes um das Dasein, zu ruhen hat, an dem die Ellenbogen in ihre normale Lage zurück kehren. Gewiß, die Konkurrenz gehört zum notwendigen Inventar der heutigen Wirtschaftsordnung. Doch das schließt einen geschäftlichen Waffenstillstand an einem Tag in der Woche nicht aus. Eine gewisse Beschränkung der Konkurrenz ist sogar notwendig. Sie erfolgte früher durch das religiöse Gewissen, durch Zünfte und ähnliche Einrichtungen. Diese Fesseln sind teils gefallen, teils sind sie gelockert. Um so mehr braucht der Mensch ein neues Asyl, in das er sich von Zeit zu Zeit flüchten kann, flüchten vor den aufregenden und aufreibenden materiellen Sorgen, vor der Sorge um Familie, Ehre und Existenz — mit einem Wort: einen Gottesfrieden in dem schweren Kampf um's Dasein.

Lesefrüchte mit Handglossen — gemischte Gefühle in Stoß- seufzern.

Fürst Heinrich XXII. von Neuchâ. L. hat sich in seinem Testament eine Landes-
trauer ausdrücklich verboten. Welch' un-
sinnige Nachrichten wurden über diesen
Fürsten bei seinen Lebzeiten von unserer
deutschen Presse nicht anhaltend verbreitet!
Und nun ergiebt sich bei seinem Ableben,
daß er eigentlich doch ein recht vernünftiger
Verr gewesen sein muß.

Sehr sensationell, wie immer, lassen sich
unsere Zeitungen aus London berichten:

„Selbst die liberalen und Freihandels-
Blätter fordern ein sofortiges Eingreifen
der Regierung gegenüber Morgans
Plänen. Die Regierung, heißt es, müsse
den Verkauf britischer Flotten an
amerikanische Trusts verbieten.“
Wir haben an dieser Stelle, durch die Feder
unseres Mitarbeiters Merkur, bereits im
Januar eine kräftige Warnung, mit Vor-
schlägen zugleich zur praktischen Abwendung
dieser amerikanischen „Gefahr“, laut genug
erschallen lassen. Allein der Deutsche hat
es ja inzwischen, höchst bequem, wieder einmal
vorgezogen, die Sache einschlafen zu lassen.





Deutsche Kolonialkritik.

Von K. H. Döschner.

(München.)

Ein Teil der deutschen Volkswirtschaft und Politik, denen es doch an Gegensätzen aller Art nicht mangelt, hat so widersprechende Beurteilung gefunden wie unsere Kolonien und die Kolonialpolitik.

Von der utopistischen Überschwänglichkeit bis zur absoluten Negation ist jede Nuance der Bewertung vertreten. Haben nicht unsere Kolonialenthusiasten davon geträumt, den heimischen Überschuß an Bevölkerung und Kapital in unsere Kolonien zu leiten und sie mit der heimischen Volkswirtschaft zu einem Gebiet autarkischer Wirtschaft zusammen zu fassen, in der die Kolonien die erforderlichen Lebens- und Genußmittel, sowie die Rohstoffe liefern und das mehr und mehr industrialisierte Mutterland den industriellen Verarbeitungs- und Veredelungsprozeß leiten würde! Den Tatsachen der Gegenwart gegenüber ist es freilich davon still geworden; aber noch immer halten einige Nationalökonomten, denen die internationale Arbeitsteilung zwischen selbständigen Wirtschaftsgebieten die schrecklichsten Gefahren zu bedeuten scheint, für die künftige Kolonialpolitik eines deutschen Weltreiches ähnliche Ideen bereit. Auf der anderen Seite traf schon die bloße Vorstellung deutscher Kolonien auf Hohn und grundsätzliche Abweisung. Ein Teil der bürgerlichen Linken sah solche Dinge mit den Augen eines Krämers an, der vom ersten Tag einer Unternehmung an die Rentabilität garantiert haben will. Und die Sozialdemokratie stand im Großen und Ganzen auf dem Standpunkte, jede Kolonialpolitik prinzipiell abzulehnen, da sie — nach der Resolution des Londoner Kongresses von 1896 — „stets nur die Erweiterung des Gebietes der kapitalistischen Ausbeutung im ausschließlichen Interesse der Kapitalistenklasse zum Zweck habe“. Dem gegenüber hat freilich Ed. Bernstein in einem rein theoretischen Artikel, der auf die speziellen deutschen Verhältnisse keine Rücksicht nahm, den romantisch-reaktionären Zug dieses kolonialen Nihilismus angegriffen und statt der doktrinären eine realistische Kolonialkritik gefordert. „Sich der Kolonialpolitik rein negierend entgegen stellen“, schrieb er im Septemberheft der „Sozialist. Monatshefte“ 1900, „heißt sich gegen eine Entwicklung stemmen, die heute tatsächlich unvermeidlich ist.“ Indem er das Recht eines Kultur- und Wirtschaftskreises auf koloniale Expansion im Interesse fortschrittlicher Entwicklung verfocht, wies er gleichzeitig die Methode zurück, Kolonialbestrebungen prinzipiell zu verwerfen, weil sie unter Umständen mit verwerflichen Mitteln betrieben werden und dadurch eine gesunde Entwicklung hemmen können. Von diesem Standpunkt aus, der vom Prinzip der Wirtschaftlichkeit diktiert ist, muß natürlich weiter ein genügender Schutz der Eingeborenen als sozialpolitisches Gegengewicht gegen die zunächst rein kapitalistische Expansions Tendenz gefordert werden.

Im Geiste einer solchen realistischen Kritik, die sich gleich entfernt hält von der Schönfärberei offizieller Berichterstattung wie der Unerfahrenheit gelegentlicher Afrika-

reisender, scheint mir eine Schrift von dem kgl. bayr. Rat Dr. Friedl Martin*): „Unsere Kolonien, deren Verwaltung und Wert“ (München, August Schupp) gehalten zu sein.

Herr Dr. Martin ist einer der auf kolonialem Gebiete seltenen Männer, die besonders Kraft ihrer Eigenschaften und Erfahrungen berufen scheinen, über bestimmte Dinge sachlich begründete Urteile zu haben und zu äußern. Er hat lange genug in den Tropen gelebt und zwar von 1884 bis 1892 in Sumatra als Pflanzer, von 1892/93 bereiste er den Kongostaat, um seine Tauglichkeit zum Plantagenbau zu untersuchen. Außerdem bereiste er Britisch-Indien und war 1898/99 als komm. Bezirksamtmann in Kamerun thätig. Nachdem wir weiter erfahren haben, daß unser Kolonialkritiker sich auch theoretisch mit der Nationalökonomie beschäftigt hat — er doktorierte mit einer Arbeit über die kolonialen Bestrebungen Deutschlands (München 1894) — können wir uns getrost seiner Führung anvertrauen. In der That haben wir noch keine so günstige Gelegenheit gehabt, uns über unsere Kolonien zu informieren. Unsere üblichen Kenntnisse rühren her von Kolonisten, die keine fremden Kolonien kannten und daher keinen vergleichenden Maßstab hatten, und von „sogenannten“ Afrikaforschern, über deren Leichtgläubigkeit sich Martin mit Recht lustig macht.

Die Kritik setzt ein bei der heimischen Zentralverwaltung für die Kolonien, der Kolonialabteilung des auswärtigen Amts. An deren Stelle wird ein selbständiges Kolonialamt verlangt, das den übrigen Reichsämtern gleichgestellt sei und zum Direktor statt des üblichen Juristen einen Mann mit Kolonialerfahrung — Pflanzer oder Kaufmann — nach holländischem Muster habe. Überhaupt wird einer grundsätzlichen Durchbrechung des bürokratisch-militärischen Systems für die gesamte Kolonialverwaltung das Wort geredet. Das war nicht anders zu erwarten von einem Manne, der aus kaufmännischen Unternehmungen organisch erwachsene Kolonien aus praktischer Anschauung kennt.

Aber für die nächste Zukunft wird für Deutschlands Kolonien diese mit dem Wesen unserer ganzen Verwaltung kontrastierende Forderung kaum durchzusetzen sein, zumal ja unsere Kolonien — bis auf wenige Ausnahmen — niemals „oder ganz vorübergehend“ den regierenden Kaufmann, den Bismarck als Ziel seiner Kolonialpolitik 1885 proklamierte, gesehen haben. Der „regierende Bürokrat“, der besten Falles der Schlüsselpunkt kolonialer Entwicklung sein dürfte, war ja bei uns Anfangs- und Ausgangspunkt — trotz Bismarck. Und inzwischen ist er vielfach zum Selbstzweck geworden. Statt kaufmännischer Unternehmungen haben wir in den weitesten Strecken unserer afrikanischen „Provinzen“ einen militärisch-gouvernementalen Apparat, der nicht nur dem Handel voran geht, sondern dessen Ausgestaltung vielfach durch kriegerische Verwicklungen und Strafexpeditionen hemmt.

Als Prinzip der Martin'schen Forderungen ist m. E. zu bezeichnen: natürliche Entwicklung statt künstlichen Protektionismus. Darum Fachleute daheim — auch im Kolonialrate, der statt prächtiger Namen Sachverständiger bedürfte und, statt unnütze Steckenpferde zu tummeln oder gar Mißgriffe der Kolonialabteilung decken zu müssen, ernsthaft prägen und vorbereiten sollte. Fachleute in der Kolonialverwaltung draußen sollten selbstverständlich sein; das ist, wie Herr Martin bemerkt, direkt eine Lebensfrage. Statt dessen sind Ost- und Südwestafrika vorläufig noch Militärkolonien, in denen das Militär und seine Feldzüge die Hauptsache bilden. Daß der Handel der Flagge folge, ist eine sehr bestreitbare Hypothese; aber daß er den militärischen Promenaden nicht

*) Den Lesern der „Gesellschaft“ als „Polytropos“ bereits bekannt.

folge, ist eine kaum zu bestreitende Thatsache. Die Erfolge der militärischen Gouverneure in Ostafrika, von Wischmann bis auf den Grafen Götze, tariert Herr Martin sehr gering, und die Zahlen sprechen für ihn, wenn er darauf hinweist, daß die einigermaßen prosperierenden Kolonien Kamerun und Togo von Zivilgouverneuren geleitet werden. Und wie viel wäre auch in den von Zivilbeamten verwalteten Kolonien zu reformieren! Junge Regierungs- oder Richterschaften sind zweifellos nicht die geeigneten Kolonialadministratoren; Kaufleute oder Pflanzer mit Tropenerfahrung wären ihnen bei Weitem vorzuziehen, wenn sie auch bessere Bezahlung und bessere Pensionsverhältnisse beanspruchen müßten. Solche Beamte würden dann auch mit dem größten Übel unserer Kolonien, der Schutztruppe, aufräumen. Denn daß ein militärischer Schutz erst am Plage ist, wenn Handel und Plantagenbau sich von selbst entwickelt haben, ist durch genügende Erfahrungen in Togo, am Kongo, an der Südküste Sumatra's erhärtet. Dabei kostet uns die Schutztruppe in den drei großen Kolonien Afrika's über $\frac{1}{4}$, d. h. 7 Mill. M., des ganzen Kolonialbudgets von 1901. Von den Missionen bemerkt unser Kritiker, daß sie mit dem Gedeihen oder Nichtgedeihen unserer Kolonien so gut wie nichts zu schaffen haben. Jedenfalls hat noch keine Nation der Welt Kolonien begründet, um die Mission oder die Ausbreitung europäischer Kultur als Selbstzweck zu befördern, so geeignet derartige Motive gelegentlich auch für die Debatten in den Parlamenten sein mögen.

Der generellen Kritik läßt Herr Martin die spezielle Kritik der einzelnen Kolonien folgen. Aus seinen Nachweisungen resultiert als allgemeines Ergebnis, daß als Ackerbau- und Besiedlungskolonien unsere Besitzungen gar keine und als Handels- und Pflanzungskolonien nur geringe Bedeutung haben und haben werden. Von den 2430400 Quadrat-Kilometern mit etwa 8700000 Einwohnern, die wir in Afrika besitzen, wird Kamerun als das günstigste Gebiet geschilbert. Der Handel in Palmöl, Palmkernen, Gummi und Elfenbein blüht, wenn auch die letzten beiden Produkte ihren Höhepunkt bereits erreicht haben dürften. Für den Plantagenbau sind die Aussichten sehr mäßige. Der Tabakanbau ist mißlungen, seit zwei Jahren wird kein Tabak mehr ausgeführt. Der Kaffee-Export würde nicht einmal den Bedarf eines kleinen Kaffeehauses decken und dürfte in Zukunft ganz ausfallen, da Klima und Mangel an geeigneten Arbeitern seine Produktion unmöglich machen. Eine bessere Prognose kann dem Kakao gestellt werden. Wahrscheinlich ist überhaupt unter allen unseren afrikanischen Plantagen eine kameruner Kakaopflanzung die einzige, die eine kleine Dividende abwirft. Auch einer bisher nicht versuchten Theeanpflanzung glaubt Herr Martin eine gewisse Aussicht versprechen zu können. Das kameruner Hinterland ist für Plantagenbau absolut ungünstig. Der Handel ist entwicklungsfähig, wenn er nicht wie bisher durch das Vorgehen der Schutztruppe eingeschüchtert wird.

Den erfreulichsten Eindruck hinterläßt Togo, weniger als Plantagen- — 1901 gab es drei Pflanzer neben 44 Beamten! — denn als Handelskolonie. Es verlangt relativ den geringsten Reichszuschuß. Charakteristisch ist, daß pro Kopf der weißen Bevölkerung 674 Liter Bier und 632 Liter Wein importiert werden. Ostafrika hat nach Ansicht des Herrn Martin den Höhepunkt seines Handels bereits überschritten, es bietet ein ganz ungesundes wirtschaftliches Bild.

Aus- und Einfuhr fallen, und die Einfuhr betrug z. B. 1899 fast das Dreifache der Ausfuhr. Die Kaffeeproduktion geht fortgesetzt zurück, Tabak wird unter den Exportartikeln seit 1897 nicht mehr aufgeführt. Von 987 erwachsenen Männern sind 505 Gouvernementsbeamte, Schutztruppenangehörige u., 193 Missionare und nur 85 Kaufleute und 61 Pflanzer. Fast das ganze umfangreiche Gebiet ist der deutschen Verwaltung

unterworfen worden, was vom Standpunkte militärisch-bürokratischer Aesthetik sehr schön sein kann, aber für die wirtschaftliche Beurteilung ebenso zwecklos erscheint. Die Einnahmen des Gebietes betragen 3 232 000 M., der Reichszuschuß 9 117 000 M., davon allein $2\frac{1}{2}$ Mill. M. für die Schutztruppe. Bezeichnender Weise erreicht der deutsche Anteil am Gesamthandel nur ein Fünftel, nämlich in 1898 von 11,85 Mill. M. Einfuhr 3,03 Mill. M. und von 4,33 Mill. M. Ausfuhr 0,78 Mill. M. Die Bahnprojekte werden als gänzlich aussichtslos verworfen, da wenig oder nichts zu transportieren ist und die Frachtsätze zumeist nicht billiger sein können als die alten Trägerlöhne. Als warnendes Beispiel wird die verkrachte Eisenbahngesellschaft für Deutschostafrika hingestellt, deren unglücklicher Erbe das Reich wurde. Dem Optimismus der offiziellen Denkschriften werden die unerbittlichen Thatsachen in unwiderleglicher Weise gegenüber gestellt: das hinein gesteckte Privatkapital reussiert absolut nicht, statt der erwarteten Ausfuhr von Reis sind in $3\frac{1}{2}$ Jahren für 3,77 Mill. Kup. Reis importiert worden. Summa summarum: „Ostafrika wird trotz aller darauf verwendeten Millionen stets eine unrentable Kolonie bleiben.“

Das als Ackerbau-Auswandererkolonie gepriesene Südwestafrika ist eines der ärmsten und ödesten Länder, das von Wassermangel, Viehseuchen und Heuschrecktenplagen heimgesucht wird. Dazu ist der Boden unfruchtbar. Ob je ausbeutungswürdige Minen entdeckt werden, läßt sich noch nicht entscheiden. Der Hauptexport-Artikel, Guano, wird von einer englischen Gesellschaft exploitiert und geht hauptsächlich nach England. Exportiert wurden 1899/1900 überhaupt nur für 1 399 000 M. gegenüber einem Import von ca. 9 Mill. M. und einem Reichszuschusse von 9378 000 M. Typisch ist, daß unter der Ausfuhr 1899/1900 leere Flaschen im Werte von 405 M. figurieren, und daß im Budget für 1900/1901 eine Million M. als Frachtkosten für dienstliche Bedarfsgegenstände eingelegt sind. „Die teuerste und schlechteste Kolonie.“

Wesentlich günstiger beurteilt Martin Kiautschau, zunächst als Stützpunkt für die Flotte sowie als Kohlen- und Kabelstation. Er erblickt hier weiter ein reiches Absatzgebiet für Deutschlands Handel und Industrie. Ob aber unser Handel mit China durch die Erwerbung dieses Stützpunktes gefördert wird und ob die chinesische Bedürfnislosigkeit sich alsbald — europäisieren wird, das sind Fragen, die m. E. durchaus noch nicht beantwortet sind. Und vor Allem ist unser ganzer Export nach all unsern Kolonien zusammen und nach ganz China obendrein ein minimaler und herzlich unbedeutender im Verhältnisse zu dem nach entwickelten Konkurrenzländern, England an der Spitze. Kiautschau wird vor der Hand noch von einem höheren Marineoffizier verwaltet. Obwohl Herr Martin den Marineoffizieren durchaus vor den Landoffizieren in den Kolonien den Vorzug giebt, wünscht er doch die baldige Errichtung einer Zivilverwaltung. Den bodenreformerischen Versuchen in Kiautschau steht er einigermaßen skeptisch gegenüber. Im Übrigen glaubt er, daß die erheblichen Aufwendungen des Reiches — der Zuschuß für 1901 betrug 10 750 000 M. — einst reiche Zinsen tragen werden.

Unter unsern Südbesitzungen wird größere Bedeutung nur Neuguinea zugemessen, da die Marshallinseln und die „recht teuer erworbenen“ Karolinen und Mariannen nur als Kohlen- und Kabelstationen in Frage kommen. Warum Neuguinea bisher keine günstigen wirtschaftlichen Resultate aufzuweisen hat, trotzdem es weit fruchtbarer als die afrikanischen Kolonien ist, läßt Herr Martin dahingestellt. Er erwartet aber Besserung von einer Reform der Neuguineakompagnie, besonders von einer sachmännischen Verwaltung. Die Saluit-Gesellschaft hat schon heute eine für deutsche Kolonien beachtenswerte Rentabilität von 5—10 Prozent aufzuweisen.

Zum Schluß wird die indiskrete Frage aufgeworfen, wieso unsere Kolonien, die für die Auswanderung gar nicht in Betracht kommen und größtenteils geringen oder gar keinen Wert besitzen, solche Begeisterung erwecken konnten. Der Verfasser gelangt zu dem Resultat, daß unsere „berühmten Afrikaner“, Wichmann an der Spitze, Dank ihren auf Unerfahrenheit in wirtschaftlichen Dingen beruhenden falschen Urteilen und Prophezeiungen die wesentliche Schuld an der Überschätzung der Kolonien tragen. Zur Illustration solcher „tropischen Ökonomie“ mögen die von Martin zitierten Vorschläge des Herrn Eugen Wolf und des Herrn Major a. D. von François dienen. Der Erstere wünscht, daß jeder in Ostafrika lebende Beamte, Kaufmann u. täglich nur ein einziges Bäumchen pflanze — der Andere, daß Plantagenwesen und Bergbau verstaatlicht würden. Damit wir dann glücklich bei der russisch-väterlichen Politik des Absolutismus, die im Preußen des 18. Jahrhunderts blühte, wieder angelangt wären. Ostafrika als Parodie auf den Jesuitenstaat in Paraguan und kaiserl. deutsche Assessoren- und Leutnants-Zdnylle!

Die an Thatfachen, Kenntnissen und Anregungen reiche Schrift des Herrn Verfassers muß so im Ganzen zu negativen Ergebnissen gelangen — wider den Willen des Autors selbst, der sicherlich lieber von glänzenden und zukunftsreichen Kolonien berichtet haben würde. Aber er hat einen Trost: „Nicht auf den Besitz von Kolonien muß unser Hauptaugenmerk gerichtet sein, sondern auf Vergrößerung und Schutz unseres Handels und unserer Industrie und auf den Erwerb von Aabel- und Kohlenstationen.“ Werden unsere „Kolonialen“ sich damit begnügen? Zweifellos nicht.

Korreferate.

NB.: Verleger und Autoren, welche von dieser Einrichtung Gebrauch zu machen wünschen, erlauben wir hiermit höflichst, uns die gemelten Werke in zwei Rezensionsexemplaren gefl. immer übermitteln zu wollen — sei es, daß die Herren Verleger selbst das größere Opfer für diesen besonderen Fall gerne daransehen, oder aber beide Teile je eines dieser Exemplare uns freundlichst zugeben lassen. Eine Verpflichtung zu „korreferierenden“ Besprechung in unserem Rahmen kann natürlich damit allein noch nicht ausgesprochen oder übernommen sein; hingegen machen wir uns — für den Fall der Ablehnung einer solchen — gerne verbindlich, das unbenützte der betreffenden Rezensionsexemplare seinem Absender auf Wunsch wieder zur Verfügung zu stellen.

D. SCHRIFL.

Willh. Pastor.*)

Das Reich des Krystalls. Schauspiel in fünf Akten. Berlin, Georg Heinrich Meyer.

Was ist Kraft? Wo ist Kraft? Pastor stellt zwei Antworten zur Diskussion. Die

*) Gewiß bedarf es nicht erst des besonderen Hinweises darauf, daß es „Korreferate“ auch über eine Person, nicht nur über ein und das selbe Buch, sehr wohl geben kann.

D. SCHR.

Kraft wächst aus dem unbeschränkten Freiheitsgefühl heraus — dies die eine; und die andere: erst in den strengen Formen findet die Kraft die Ansätze, von denen aus sie wirken kann. Also zwei Extreme! Das Ganze ein bewegtes Kampfspiel! Den zweiten Gedanken kleidet Pastor in ein seltsames Symbol, das den Vorstellungskreis des Werkes fast tyrannisch beherrscht. „Kun giengest du ein in das Reich des Krystalls.“ So der Titel eines Gemäldes. „Da ist zunächst ein Sarg. Du siehst den Sarg in der Erde drin, aus irgend welcher Unterweltperspektive. Nun ist das aber nicht eigentlich Erde, das um den Sarg her. Erde ist es nur ganz oben, nach unten zu wird es Stein. Der Stein ist erst noch unregelmäßig, zerrissen. Aber dann geht es nach unten, und da werden die Risse grade und regelmäßig — und ganz unten, da sind die Formen so — so starr, weißt du, so krystallinisch starr. Du siehst den Sarg, wie gesagt, und der Sarg sinkt, das siehst du ganz genau, durch das Erdreich, durch den brödeligen Stein, den rissigen, immer tiefer, zu den Krystallen. Das alles

ist noch Milieu. Die Geschichte hat einen Mittelpunkt, und das ist eine Gestalt im Sarg. Die Gestalt hat sich halb aufgerichtet, und sieht über den Sargdeckel, und wie sie das thut, hm, da muß ich schon sagen, das hat was für sich. Die Angst in dem Blick, wie es tiefer geht — und dann der Ausdruck, die Linien im Gesicht — scharfe Linien, starr kristallinisch —“ Dieses Sinnbild gebundener Kraft hat für mein Empfinden etwas Gewaltiges, Suggestives. Vielleicht, weil es die Schreden und die Reize eines Lebensschicksals und eines Lebensglaubens gleicher Zeit zu wunderbarem Ausdrucke bringt. Leider verflacht Pastor das Problem unter den Händen. Aus dem Kampf um Weltanschauungen wird ein Kampf zwischen Bohème und Philistertum, wie wir ihn schon oft, allzu oft behandelt finden. Und wenn wir zur Schlußwendung kommen, zum Siege des kristallinen Reiches, so werden wir mit Schreden gewahr, daß die Lösung, die ihre Zufälligkeit und Bedeutungslosigkeit nicht verdecken kann, gar nicht mehr, wie aus der Problemstellung zu erwarten war, Wesensfragen, sondern lediglich nebensächliche Temperamentsfragen zum Austrage bringt. Es ist, als ob der Dichter selbst darüber verwundert wäre. Er hat die Stellung zu seinem Problem verloren; wo früher für ihn nur ein Entweder-Oder bestand, sieht er jetzt keinen Konflikt mehr. Viel Lärm um nichts! Und so sagt Ellen nach dem großen heißen Kampf zu Strehling: „Sind wir da 'mal sehr, sehr dumm gewesen?“ Und Strehling erwidert: „Ich glaube beinahe, da hast du — in gewisser Beziehung — nicht so ganz Unrecht.“

Mag das sein, wie es will, in der Anlage ist Pastors Drama ein mächtiges Werk, das viel Anregung bietet. Ein starkes Talent spricht aus seinen Vorzügen und bis zu einem gewissen Grad auch aus seinen Schwächen. Der Dialog ist mit ganz verblichener Meisterschaft gehandhabt.

Eberhard Buchner.

Berlin, wie es war und wurde.
Berlin, Georg Heinrich Meyer.

Wieder ein Buch, das eigentlich nur ein Feuilleton ist! Berlin wie die Arbeit es gemacht hat, das soll der leitende Gesichtspunkt dieser Darstellung sein. Und zwar kommt es dem Verfasser darauf an, in dieser Arbeit der Tausende einst und der Millionen jetzt die einheitliche Naturkraft im größten Stile zu sehen, die dahin strebt, sich allmählich durch die Formen der besiedelten Waldlichtung des Dorfes, der „Stadt mit Giebeln und Türmen“ hindurch — in der modernen Fabriken- und Großstadt das ihr angemessenste ökonomische Werk- und Nützzeug zu schaffen. Die Darstellung Pastors ist geistreich und flüssig, und von einigen gut gewählten Illustrationen begleitet, nur kommt dabei eigentlich die erwartete Lokalgeschichte Berlins ein wenig zu kurz.

Hermann Häfker.

Studienköpfe. Essayistische Porträts.
Berlin, Georg Heinrich Meyer.

Eine lesenswerte Sammlung klarer, kluger, vermittelnder Betrachtungen. Nur die Bedeutung Stefan George's, dieses schwierigen, durch und durch künstlerischen und künstlichen — im Sinne etwa der italienischen Renaissance — Phänomens, hat Pastor, den seine Feinhörigkeit hier im Stiche läßt, nicht erfasst. Er fertigt ihn mit grobem Spotte ab. Hier hat Kritik nicht mit dem zu bewältigenden Werte gerungen, ist einfach ausgeglitten und liegt nun geärgert auf dem Boden. Um so dankbarer wird mein Lob den anderen Aufsätzen gegenüber. Wir haben einen Referenten vor uns, der sich einen starken Stil schuf. Dr. Richard Schaufal.

*

Zuerst führte er sich bei mir als junger Münchner Student mit einer musikphilosophischen Abhandlung ein. Dann kam (zu Siehen) die Studie über „Donatello“. Es folgten: „Vom Kapitalismus zur Einzelarbeit“, sowie „Wanderjahre, Soziale

Ujays“*) . . . allgemeines „Schütteln des Kopfes“ bei allen „Professoren“: „Wenn das nur gut gehen wird!“ Und siehe da, — es ward sehr gut. Nach und nach sah man doch, erst jetzt erkennt man klar und deutlich, daß das nicht Amateur-Passionen, Dilettanterei und spielerische Vielseitigkeit gewesen, daß Pastor vielmehr alle Grundtriebe energisch übte: Vollmensch zu werden, Total-Aesthetiker zu sein, „Kultur“ im weitesten, besten Sinn in sich an- und auszubauen — er selbst ein Wahrheits-sucher und Erzieher zugleich. Und eben darum ist und bleibt er einer meiner persönlichen Favoriten; mögen unsere Auffassungen im Einzelnen gar häufig noch so weit auseinander gehen — sozusagen doch „ganz mein Mann“. Willy Pastor hat zudem auch einen durchaus persönlichen Stil (des Lebens wie des Schreibens); einen Stil mit kurzen Sätzen, knappen Urteilen zwar, jedoch trotzdem keinen Alfred Kerr-, Oskar Vie-, Hermann Vahr- oder Franz Servaes-Stil, weil er halt seinen eigenen, einen kernhaften und gesund-wüchsigen hat, den man als Ergebnis einer ernsten, redlichen Arbeit wie einer weisen Entfaltung der eigenen Kräfte, bei schärferem Zusehen erst recht, empfinden muß. Er hat nicht nur den tapferen Mut, sondern auch die zähe Kraft seines aparten Sonderlebens. Statt Flirt also Gehalt, statt Kritik Wärme, statt der Tages-Ansichten reifere Weltanschauungen, statt Einbildung — wirkliche Bildung, statt Apercus Urteile, und statt leerer Worte guten Sinn. Man wirft ihm wohl gern und oft Feuilletonistik vor. Aber seine Abhandlungen sind doch weit weniger Feuilletons als Studien; er treibt Psychologie und Aesthetik (anstatt Journalismus) mit ganz eigenartigen, gehaltreichen Privatliebhabereien

*) Aus dem neueren Wert „Im Geiste Th. Fechners“ gaben wir vorigen Sommer eine charakteristische Textprobe an dieser Stelle. D. S. 4 r.

— und Universalismus, kein Spezialistentum, bleibt deren besondere Marke. — Kurz, dieser Pastor kann ein ganz brauchbarer, recht guter „Hirt“ für die große Herde — genannt Menschheit, vulgo: deutsche Lesewelt — noch werden.

Arthur Seidl.

Rudolf Otto Consentius: Gedichte. 2. Aufl. E. Pipers Verlag.

Sächelchen vom Liebchen, Stiefmütterchen, Jungfräulein und andere Kleinigkeiten. Also vielleicht Zartheit der Empfindung und der Sprache? Nein doch, nein! — Aber Nebensachen bei Seite! Der Mann mißt sich mit Goethe:

„Erlöbnig, Mutter! verfolget mich.

Ich seh' ihn. Er will mich fangen.“ —

„Beruh'ge dich, Kind! Beruh'ge dich!

Wie wollt' er in's Haus gelangen?“ —

Es wäre vielleicht angebracht gewesen, den dritten Vers dieser Strophe als Vorvermerk dem Buch an die Stirn zu schreiben; denn wirklich, das ist ja Wahnsinn: „Vollendung des von Gretchen im ‚Faust‘ gesungenen Fragments der Ballade ‚das Waldböglein‘.“ „Mehr Goethe!“ — das wäre ja wohl gerade, was wir brauchen . . . Aber nein, es ist zu ernsthaft, um drüber zu spotten, und der Mann ist tot und wird's auch bleiben müssen trotz — Ernst Einigh. Diesem Herrn haben wir nämlich diese zweite Auflage zu verdanken. Was sollen wir damit? — Ein Lyriker hat's heut schon bitter schwer genug, zu Worte zu kommen, es bedarf also solcher wertloser Ausgrabungen wirklich nicht mehr, um die ohnedies schon überladene poetische Litteratur noch mehr zu belasten.

Paul Steinmann.

*

Vergl. hierzu auch den Artikel „Hinter den Kulissen der ‚Schillerpreis-Kommission‘“, im Hauptteile dieses Heftes.



Büchertisch.

NB.: Die in römischen Lettern hier verzeichneten Werke wurden der Schriftleitung in zwei Exemplaren eingesandt — Besprechung in Korreferat-Form vorbehalten!

Wells, Prof. Dr. Thomas: Leo R. Tolstoj. Seit 15 der Modernen Essay zur Kunst und Literatur. Herausg.: Dr. Hans Landberg. Berlin W, Gefe & Ziegler. 44 S. M. 0,50.

L'Améras, Henri: Avant la Gloire. Leurs Débuts. Nouvelle Bibliothèque littéraire. Première Série. Paris, Société française d'imprimerie et de librairie. (Ancienne Librairie Lecène, Oudin et Cie.) 311 S.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. 2. Jahrg. Seit 1 u. 2. München, Vereinigte Kunstanstalten K. u. G. Das Heft M. 1.—

Berdrow, Otto: Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 450 S. Geh. M. 7.—, geb. M. 9.—.

Bernstein, Ewald: Die heutige Einkommenbewegung und die Aufgabe der Volkswirtschaft. Berlin W, Verlag der Sozialistischen Monatshefte. 41 S. M. 0,50.

Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes: Nr. 1555—1565. Der Roland von Berlin. Vaterländischer Roman von Wilhelm Alexis. 550 S. Geh. M. 1,50, geb. M. 1,75. — Meister Martin der Räder und seine Gefellen; Die Bergwerke zu Salin. Erzählungen von C. Th. Am. Hoffmann. 91 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Onel Bräggis Lebensbild in 5 Akten. Nach Fritz Reuters „Ut mine Siromtid“, frei bearb. von Wilhelm Schirmer. 70 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Gedichte von Joh. Gaudenz von Salis-Seewis. 87 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Der entfesselte Prometheus. Vorisches Drama in 4 Akten von Percy Bysshe Shelley. Deutsch von Albrecht Graf Waldenburg. 96 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Atalanta in Calydon. Eine Tragödie von Algeon Charles Swinburne. Deutsch von Albrecht Graf Waldenburg. 68 S. Geh. M. 0,25, geb. M. 0,50. — Katalog der Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. 31 S. M. 0,25. Halle a. S., Otto Hendel.

Bischoff, Diederich: Wandertum und Menschheitsbau. Freimaurerliche Gedanken zur sozialen Frage. 2. veränderte Aufl. Leipzig, Max Hesse. 417 S.

Borchardt, Dr. B.: Die Entstehung und Bildung des Sonnenförmigen. Teil 4 der „Gemeinverständlichen Darinistitischen Vorträge und Abhandlungen“. Herausgeg. von Dr. Wilh. Breitenbach. Odenkirchen, Dr. Wilh. Breitenbach. 44 S.

Busse, Paul: Almanach für das Münchner Schauspieltbaus. Saison 1901/02. München, Selbstverlag. 88 S.

Castle, Edward: Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Mit neuen Bildnissen und einer Schriftprobe. Leipzig, Max Hesse. 120 S. M. 1,50.

Chamberlain, Houston Stewart: Drei Bühnendichtungen. München, F. Bruckmann K. u. G. (Verlagsanstalt.) 219 S. M. 6.—.

Das zwanzigste Jahrhundert (früher „Freie Deutsche Blätter“). Wochenchrift für Politik, Wissenschaft und Kunst. (Herausg.: Dr. Fr. Raftin und Dr. Joh. Gummler, München-Kugsbürg.) Nr. 14. Pro Vierteljahr M. 2.—.

Descartes, René: Meditationes de prima Philosophia. Nach der Pariser Originalausgabe und der ersten französischen Übersetzung. Mit Anmerkungen neu herausgegeben von Dr. C. Güntler. München, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (C. S. Starck). 250 S. M. 4,50.


Deutsche Literaturbilder aus alter und neuer Zeit. Nr. 10. Herausgeg. von Karl Maria Klob und Oskar Bach. Wien XII, Redaktion und Administration. 12 Hefte M. 2.—.

Die Wartburg. Deutsch-evangelische Wochenchrift. I. Jahrg. Heft 1. (Herausg.: Superintendent Meyer in Jena.) München, J. F. Ledemann. Vierteljahr. M. 1.—; Einzelnummer M. 0,10.

Ein Rosenalmanach der Elf Scharftrichter e. V. München, Verlag der „Elf Scharftrichter“.

Enaci, Georg: Über den Bassen. Drama in 3 Aufzügen. Berlin NW, Deutsches Verlagshaus „Bitt“. 110 S. M. 2.—.

Engert, Edward Freiherr von: Ein Beitrag zur neuen Orthographie. Wien I, Huber & Lohme. 7 S. Heftblätter zum 6. deutschen Sängerbundesfeste in Graz 1902. 1. Heft. Graz, Dentam (Verlag des Festausschusses). 32 S. 50 h.

 Diesem Heft liegt ein Prospekt über das neue, in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinende, illustrierte Prachtwerk: „Die Völker der Erde“ von Dr. Kurt Lampert bei, den wir der freundlichen Beachtung unserer verehrlichen Leser hiermit angelegentlich empfehlen möchten.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München-Solln II, Sohnkestraße 135, I. Fernruf-Nr. 10124; Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Am. 4—6 Uhr; Postzeitungsliste — Bayern: Nr. 1064, Deutsches Reich: Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

NB. Für unentgelt eingesandte Rezensionsexemplare übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unentgelt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. Brief- und Manuskript-, Zeitchriften- wie Bücherfendungen: ausschließlich an den Herausgeber; Bestellungen, Anzeigen oder Werbefendungen: an den Verlag erbitten. — Probehefte auf Verlangen jederszeit unentgeltlich durch die Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

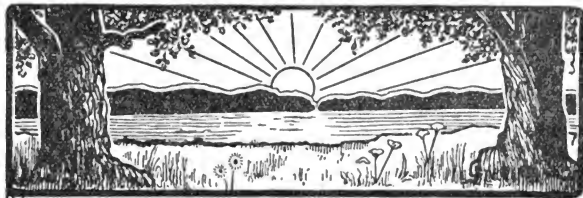
Verlag und Druck der „Gesellschaft“: C. Piersons Verlag (H. Linde) in Dresden.



Philipp.

Ulrichs Liebes-„Erfolgsgeheimnis“
in Tessa's.

Das war meine Tessa, das
Tess' Geheimnis lag die Tessa zu sein sollte,
das sie die Tessa sein ließ, dann bei mir
den Kusswunder im Kopf -



Band II. ❁ 1902. ❁ Heft 10.
*

Der Streit der Nationalitäten.

Von Wilhelm Michel.

(München.)

Kultur!

Es ist ein so edles, schönes und voll klingendes Wort! Die beiden wuchtigen „U“ — ein dumpfer, schnurrender Bratschenstrich und eine Oktave höher ein imposanter Paukenschlag — man hat den Mund voll, wenn man es ausspricht.

Das Wort „Kultur“ ist nach den Einen ein völliges Blankett, ein Begriff, der mit allen nur möglichen Beiwörtern versehen werden kann. Wendet man das Wort in dieser Weise an, so hat alles eine Kultur — die Bleackfeet, die Slovaken, die Buschneger, die Polen, sogar die Deutschen des neunzehnten und — nach Belieben — zwanzigsten Jahrhunderts. Andere nehmen das Wort im Sinne einer Wertung, als ehrende Bezeichnung des Gesamtlebens einer Nation oder gar eines ganzen Erdteils. Diese reden von einer Entwicklung des Barbarentums zur Kultur, von Kulturvölkern, von Kulturerrungenschaften; und nach ihnen haben die Bleackfeet, Polen, Buschneger, Slovaken und Deutschen wohl eine stattliche Reihe von Lebenseinrichtungen, ein Sammelsurium von Kuriositäten, als da sind: Pfeilgift, staatliche Zensur, Nationalgerichte, Volkslitteratur, Charakterien, Vielweiberei, Menschenfraß und Tierschutzvereine — aber sie haben keine Kultur.

Doch, ich vergaß — bei Gott, ich vergaß, daß wir hier auf der Mensur stehen! Ihr vorwurfsvoller Blick hat Recht, mein Freund!

Aber wie dächten Sie darüber, wenn wir Deutsche es nicht mehr wagen dürften, das zu vergessen? Ich fürchte beinahe, unsere allzu grausame Rüstung macht uns lächerlich und verdächtigt unseren Mut und unsere Kraft! Wissen wir nicht mehr, welches das erste Anzeichen vom Niedergange der französischen Nation gewesen ist? — Es war, scheint mir, das allzu hoch gespannte Nationalgefühl, es war der Chauvinismus, es war die Legende von der Weltleuchte Paris.

Das Gefühl der Reife, das Bewußtsein der Kraft? — Ich sage, die Vorahnung der klimakterischen Jahre, das Früchtebewußtsein des Herbstes, auf den die Ernte folgt und das winterliche Erstarren! Ich kann mir nicht helfen: wenn ich ein altes, großes Volk sehe, das allzu eifrig auf die Feststellung seiner nationalen Güter, seiner Anzeichen von ungeschwächter Kraft bringt, so denke ich immer an die Inventaraufnahme vor der Vergantung. Schwindelhafte Kaufleute machen jeden Monat Bilanz. Der Kranke will immer hören, daß er gut aussehe. Dem morschen Greis ist es lieblich, von seiner Rüstigkeit und der Frische seines Geistes reden zu hören.

Und nicht bloß das: Wie macht es ein junges Volk, das — ach, so tief! — das Bewußtsein seiner Unfertigkeit, seiner vielleicht immerwährenden Unreife und Unfähigkeit zu jeder Kultur in sich nagen fühlt?

Es entdeckt seine Nationallitteratur, seine Nationalhelden. Es tritt täglich hundertmal vor den Spiegel, wie ein junges Mädchen, das den heimlichen Selbstwurm des Bügelbretts allmählich widerlegt sehen möchte, oder wie ein Fähnrich, der es noch nicht erreicht hat. Wenn ein Gentleman kommt und in einer gesitteten Kultursprache nach dem nächsten Hotel fragt, antwortet es in einem widrigen, zischenden Idiom, schlägt dem blamierten Europäer unhöflich auf den Zylinder und behauptet: jenes sei seine Nationalsprache und dieses seine Nationalgebräuche.

So thun die Morschen, und so die Grünen. Nichts ist wilder als der Neue im Faß. Ein junger Bursche versucht seine Kraft am Liebsten an einem Dinge, das ihm einen Geruch von Würde, Kraft, Autorität oder Selbstsicherheit hat. Viel Feind, viel Ehr, und — Gott bewahre uns vor dem Mitleid!

Ein schönes Ding ist der Panславismus. Junge Leute entdecken gern ihr Herz, ihren tobüchtigen Abel — wirklich, die Kosaken, die Saporoger, die Klein-, Weiß- und Großrussen sind ein edler und erlauchter Volksstamm. Ihre Seelen sind nur Duft der russischen Erde. Schmach dem, der seinen Kragen weiß und seinen Pelz von Läusen rein zu halten vermag! In Gregor Danilew's Roman „Die Pioniere des Ostens“ ist,

so viel ich mich erinnere, nur ein Schurke, ein infamer Ausbeuter, ein durch und durch niederträchtiges Subjekt, das immer auf die Füße fällt, dem eine frisch-melkige Kuh lieber ist als Gott im Himmel und sämtliche Ideale auf der Erde — und dieser liebenswürdige Herr ist ein Deutscher. Sollte wirklich noch ein Schurke in dem Werke sein Wesen treiben, so ist das — auch ein Deutscher. Jener erste Schurke führt den schönen und außerordentlich deutschen Namen „Schulzwein“ — hier haben wir einen bedeutsamen und sehr erbaulichen Unterschied: Wenn ein Deutscher den Russen etwas am Zeug flicken wollte, würde er sicherlich nicht eine solch himmelschreiende, jeglichem Sprachgefühl widerstrebende Zusammenfügung wagen. Sondern er würde vielleicht Russisch lernen und so im Stande sein, seinem Schurken einen Namen zu geben, dem nicht jedes Kind gleich die sinnwidrige Fälschung ansehen müßte.

Gogol entdeckt das russische Herz vorzugsweise im Kosaken. Frei und erlaucht ist der Saporoger; der Deutsche aber ist ein Schwein.

Auch Väterchen Tolstoi weiß von den westlichen Nachbarn nicht viel Gutes zu erzählen. Es ist eine Tüchtigkeit im deutschen Wesen, ein eigentümlich fester und unbestechlicher Vernunftmaßstab, der jenem kleinen, stechenden Slavenaugen unter den weltbekannten buschigen Brauen hart genug in die Retina bohren mag. „Die Slaven sind Erde, nichts als Erde!“ — Sehr gut; sanft wie ihre jungen Birken im Frühling, lässig wie die Lilien ihrer Felder, tückisch wie ihre Bären, und verbrecherisch wie ihr blinder Selbsterhaltungstrieb. Daher auch die Revolte der Dampfsheit gegen das Klare; die Auflehnung des Triebmenschen gegen den Besieger und Beherrscher der dunklen Erdkräfte. Denn abgesehen davon hätten wir Deutsche es uns wohl nie träumen lassen, daß man uns je allzu großer Vorteilhaftigkeit bezichtigen werde — wir, das Volk der zerstreuten Professoren, das Land der stehen gebliebenen Regenschirme, das Land der blauen Blume und des Feudalwesens.

Panславismus . . . ? Ich setze ihn gleich einem Rattenkönig schäbiger Grollgefühle, einem Rausch von Selbstmitleid.

Selbstmitleid! Mein Freund, die menschliche Natur ist wirklich erbärmlich veranlagt. Wären Sie zu einem Ausflug in's Philosophische aufgelegt?

Run — manches Erbauliche hat uns Schopenhauer vom Mitleid erzählt. Unter Anderem, daß es seinen Grund in jener allgemeinen Wesensverbindung habe, die bewirkt, daß wir vermöge eines unbegreiflichen Salto mortale der Psyche fremde Schmerzen unmittelbar als eigene empfinden. Es ist ihm aber entgangen, daß der Mensch dann eigentlich

an fremden Freuden den selben starken Anteil nehmen müßte. Und was würde ein Schopenhauerianer gar zum Selbstmitleid sagen? Zu jener wollüstigen Verdrehung und Entäußerung des ganzen Willensmenschen, vermöge deren er, der Überraschwungene und ganz Unerfättliche, seine eigenen Leiden als fremde empfindet? Sollte Nietzsche . . .? — In der That, es giebt einen Sprachstamm „slaw“, welcher Knecht, Höriger bedeutet.

* * *

Nun habe ich mich in Ihren Augen gewiß als Häretiker entpuppt, und ein Inquisitorium des Nationalismus würde mir darauf hin sofort Maß zu einer Kezermütze nehmen lassen.

Doch, ich weiß nicht, meine Bedenken geben sich nicht zur Ruhe. Ich denke an eine Kraftprobe, deren Problem sich etwa zu folgender Frage zuspitzen ließe: Welches ist eine höhere und reichere Blüte deutschen Geistes, deutschen Blutes: Goethe's „Faust“ oder Jahns „Volkstum“?

Das Leben ist so weit, und die Menge der Thatfachen, die jedes Volk in einem Strom reicher Jahre verarbeitet, ist so zahlreich, daß hier nur der verliert, der sich beschränkt. Gewinnen aber kann nur, wer in einem ausgebreiteten Leben das Widerstreben gegen das Übel ganz und gar verlernt. Es hat sich gezeigt, daß das deutsche Volk nicht fiel, als das Lehnswesen sank und starb. Und wie Viele haben damals gesorgt und beispielsweise von der Befreiung des hörigen Bauern eine unheilbare Wunde im Leibe des tausendjährigen Reiches gefürchtet! Manchen, welche sich ihrer Liebe zum deutschen Volke rühmen, jagt heute das Geräusch der Transmissionsriemen, der Lärm sozialistischer Versammlungen, der Schimmer im Auge der Enterbten einen maßlosen Schrecken ein.

Unterdessen aber bleibt Eines und wirkt: das ist die Kraft! — Kadetten und künftige Seelsorger schließt man in engen Mauern ein; sie könnten Eindrücke erfahren, deren Verarbeitung ihnen nicht gelingen möchte. Dem Manne aber, der nicht der Souveränität eines Zweckes unterliegt, steht es wohl an, seine Kraft gymnastisch zu üben und sich zu vielem Erreichbaren in Beziehung zu setzen. Ein Mann verliert sich nicht, denn er weiß, daß über allen Fragen der Gerechtigkeit die Kraft als die Ausschlag gebende Rücksicht steht. Immer noch bleibt das „nil humani a me alienum“ ein Ruhmestitel, für Völker noch mehr als für die Einzelnen. Die Historie ist voll von Beispielen dafür, wie der Widerstrebende immer unterliegt, während der Allesumfassende lange in Blüte bleibt und im Besitze einer gefährlichen Kraft. Heute noch wohnt im Vatikan der Papst, und wenn nicht alles trügt, wird die Tiara noch lange

ein Haupt finden, welches durch sie über alle Könige der Welt erhöht wird. Jener deutsche Bischof war gewiß kein allzu wohl geratener Sohn der Kirche, der seinen Geistlichen den Gebrauch des Fahrrades verbot. Denn aus solcherlei kleinen Anfängen wächst der Löwe der Vernichtung.

* * *

Wier stehen hier auf der Mensur.

Den kleinen Gegner sehe ich erstaunt seinen Hieb senken. Die schiefen, stehenden Augen sind voller Bereitschaft. Er lebt nur in dem Gedanken, daß er mein Gegner ist. Er fühlt auf Gottes weiter Welt nichts als seinen Gegensatz zu mir. Er eitelt sich selber mit dem Namen eines Feindes zu mir.



René Schickele.

Ein Dichter des „jüngsten Elsaßes“.

Von Hermann Wendel.

(Mch.)

Und nun muß mit dem Alten gebrochen werden — mit Allem, was uns im Wege steht, dem Neuen, Starken, Großzügigen! Das klingt selbstbewußt und stolz, aber dieser Ton ist der jeder frischen Jugend, die hinauf will — über die Väter, und nur Jugend kann brechen. Darum rede ich diese Sprache.“ Als er den so einklingenden Artikel — es war ein hell schmetternder Kampfruf für das „jüngste Elsaß“ — in den Spalten dieser Zeitschrift veröffentlichte, unterzeichnete er noch mit dem Pseudonym Paul Savreux. Bald darauf küftete er sein Visier. Unter seinem wirklichen Namen erschien in der „Litterarischen Warte“ ein Schmähbrieff von ihm über die teilweise arg verfahrenen Zustände unter den Dichtern von heute — besonders tabelt er ihre Begeisterungslosigkeit —, dann in der „Südwestdeutschen Rundschau“ Einiges, wieder in der „Gesellschaft!“: „Noch einmal Jung-Elsaß“ und hier und da kleinere Arbeiten.

Jetzt, gegen Ende des letzten Jahres, erschien seine Gedichtsammlung „Sommernächte“.

Ein dicker Band ist es ja nicht, den uns Schickels im Verlage von Rudolf Weust (Straßburg i. Elß.) hier darbietet, aber es steckt viel, bedeutend viel darin. Ein Pariser Kritiker schreibt, daß die Verse des jungen Dichters den besten Poesien Verlaine's gleich kämen. Das Urtheil scheint mir doch ein starker faux pas zu sein. Verlaine und Schickels?! Allerdings, wenn letzterer will, weiß er die Stimmung genau so zauber- voll zu treffen wie der große gallische Dekadent; aber er ist doch wiederum ganz er selbst, ganz sein eigen. Und daran erkennen wir den wirklichen Dichter! Schickels geht seine Straße für sich, ob sie ein Anderer vor ihm vielleicht schon gegangen ist, ob sie ein Anderer nach ihm gehen wird, kümmert ihn wenig. Möglich, daß er ein Bahndreher ist!

Seine Worte ergießen sich meist, von keiner hemmenden Strophen- oder Reimfessel eingeschnürt, in freien Rhythmen dahin, klangvoll, be- rauschend — ein Meister der Sprache ist er. Wenn Arno Holz in seiner bekannten Streitschrift eine Lyrik verlangt, „die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichtet und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der nur noch durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt“, so erfüllt, glaube ich, Schickels diese bedingt sehr verständige Forderung am vollsten und reinsten. Obwohl er selbstverständ- lich nicht Holzmaner ist!

Durch die Purpurrosenranken vor dem Fenster
Drang der Juliwind in's Zimmer,
Streifte von dem schweren Gold der Abendsonne,
Das auf den erglühten Rosen lag,
Den Flitterstaub und wirbelte in's Zimmer ihn —
Um uns . . .

Ist da die Empfindung nicht bis in das Kleinste künstlerisch wieder- gegeben? Ich behaupte geradezu, daß die betreffende Stimmung in diesen Worten ihren zureichendsten Ausdruck gefunden hat. Nicht minder glücklich ist Schickels in der Wiedergabe des wuchtigen, gigantischen Elementes seiner Verse. Hier ein Bild aus dem Gedicht „Das Ende“:

— Wotan jenseits stützte sich
Auf seinen Speer und harrte —, bis er Donner über sich
Hinsahren sah. Da schwang den Speer er in die Wolken, lufcentriffen flog Blitz
Um Blitz, und Blitz und Blitz sprang mähend durch die Eichen,
Warf Blöcke, die im Flug gen Wotan kreisten, flammend jäh zurück —
Der Hammer Donners rollte — gegen Jötun brandend, wuchtet' ihm
Auf Arm und Stirne. — —

Selten läßt er den Worten nicht ihren natürlichen Wert, und dann klingt eine Stelle etwas verrenkt und hart. Ich konnte mich auch des Gefühles nicht erwehren, als seien manche seiner „Lieder“, in denen Strophe und Reim zur Geltung kommt, ein wenig gezwungen. Gleichwohl sind auch sie originell. Von allen Gedichten dieser Gattung hat das folgende, meines Wissens noch nicht veröffentlichte, den tiefsten Eindruck auf mich gemacht:

Winter.

Ein Riefeln und Jagen des Schnee's in den Gassen,
Ich harre dein, mein Lieb.
Bei mir ist warm vom Dufte der Blumen —
Sieh' so erwart' ich dich, Lieb!

Mein Zimmer, das steht in lichtsprühenden Blüten,
Aus denen Abendglut rinnt,
Aus Kelchen schwimmt, die Zubekfinder
Von Purpurionnen sind.

Und unsre junge, goldige Liebe,
Vor der der Tag erblich,
Ist jetzt ein klingendes Dämmern von Blüten, —
Sieh, Lieb, so erwart' ich dich!

Eine Probe aus „Pan“ möge beweisen, wie außerordentlich anschaulich, fast plastisch Schickele in seinen „Gedichten in Prosa“ zu malen versteht:

Am Kanal entlang —

Wie blauer Stahl blinkt er in die Nacht . . in der zwei Lichter flimmern . .
ganz hinten . .

Auf beiden Ufern das Schilf wie ein erhabener Dammbweg . . und die Bäume
schwarz, schwarz über weiß glänzenden Feldern . .

Und am Himmel verbämmert noch lange der Tag. —

Doch nun zum Inhalt! Wenn wir hören, daß der Dichter noch jung ist, brauchen wir nicht gleich daraus zu schließen, daß seine Erzeugnisse von einem gärenden Ungefühl durchdrungen seien; denn wir haben heute junge Lyriker von einer fast unnatürlich wirkenden Ruhe und Abgeklärtheit wie Hans Bethge, von einem weltmüden Grübelpessimismus wie Stephan George. Bei Schickele tritt nun doch das Natürliche zu Tage: er ist eine Kämpfernauter durch und durch! In seinen Gedichten gärt und sprudelt und schäumt es. Aus den tiefsten Quellen des Seins raucht seine Poesie, zu den fernsten Sonnenzielen schießt sie empor. Da ist kein gedankliches Kropfzeug, kein selbstquälerisches Einbohren in ein verzwicktes Seelen- oder Magenbefinden — nein! alles strahlt groß, herrlich,

stolz, titanenhaft. Und Schickel jongliert nicht etwa „artistisch“ mit Hyperbeln, er kokettiert nicht mit einem unempfundenen Welt-Kraftmeiertum, sondern man fühlt: jeder Gedanke ist echt und mußte da stehen. Und mußte so da stehen!

Zu einer in sich gefestigten Anschauung ist Schickel freilich noch nicht gekommen. Oft zwar glaubt er im trotzigen Anlauf das Thor gesprengt zu haben, hinter dem das heilige, reine Feuer aller Erkenntnis flackert; aber da schieben sich neue Rätsel, neue Fragen dazwischen. Doch das Eine weiß er: das ewige Weltprinzip heißt Kampf und abermals Kampf! Leben ist der stete Streit mit den Gewalten in uns und um uns.

Ewig ist das Morgen der Sehnsucht und die Eier nach dem Morgen . . .
 und ich werde
 Dinaus gehen morgen in die Welt, werd' meine Welten gegen fremde
 Welten werfen,
 Werd' schwimmen und ringen wie ein Schiffsbrüchiger, der tollbleich und
 mit stierem Aug'
 Die Küste sucht . . .

Für das Leben nimmt er den Kampf gegen die Welt auf und hofft, daß er einst, ein Sieger, über ihr stehen wird. Er ist ein Lebensbejaher von reinstem Wasser, und das trophreudige Zarathustra-Wort: „War das das Leben? Wohlta — noch einmal!“ könnte auch von seinen Lippen gefallen sein.

Daß ihn das soziale Problem unserer Tage vollständig unberührt läßt, wird man begreiflich finden. Nach dem Gesagten! Die Sphäre seiner Poesie ist das lichtdurchströmte, glanzfunkelnde Sonnenland seiner Phantasie — eine Welt des schönen Scheins. In zwei Elemente läßt sich die ganze Dichtung Schickel's trennen, die neben einander her laufen, nicht selten auch mit einander verschmelzen — in zwei Gefühlskomplexe, die ich mit den Überschriften „That“ und „Traum“ versehen möchte. Der Traum geht aber bei ihm in den dionysisch-ekstatischen Zustand des Rausches über — nicht immer allerdings! —, in welchem er das Bewußtsein, in einer Welt des schönen Scheins zu leben, verliert und ganz eins wird mit seinem nunmehr zum Rausch potenzierten Traum. Und daraus entspringt seine unbedingte Lebensbejahung!

Durch all' die Welten geh' ich hin, ein Riese, dem um die Füße
 Ein Zwerglein spült — und dent' im Flimmerkreis des lichten Meeres,
 Laß Sonnen mir im Herzen werden und vergehen . . .

Und laß die Harfentöne, die aus Gold und Lichtnacht quellen, schwer
 Durch ewig blauen Himmel mir im Herzen wogen,

und im V. Nocturno:

Dann, Liebe, scheltet nicht das Kind, das die Erfahrung nicht belehren
konnte, und
Das immer meint, der Traum, der sei von dieser Welt, weil diese Welt
so voller Segen.

und als ein stolzes Glaubensbekenntnis des Dichters möchte ich noch
hierher setzen:

Nichts ist herrlicher als die Sonne! . .
Dein Blut mein Herz durchtränkt
Mit gleißend güldenem Lichte —
Wenn ich auf Bergen stehe
Und in langen Zügen es atme,
Die Arme gestreckt in all' das Glühen
Hinauf . .
Und bete, Sonne, zu dir.

Nichts ist herrlicher als die Sonne! . .
Wenn sie die schlummernde Kraft weckt
Und das Gehirn entzündet zum Rausche der That,
Zum blutigroten Ringen um Sieg.
Nicht falten kann ich die Hände zu ihr —
Geballt streck' ich die Fäuste in all' das Glühen
Hinauf . .
Und bete, Sonne, zu dir.

In einer Kritik im „Elfässer“ meint Paul Lainé, daß bei Schickele „die Erotik einen breiten, sehr breiten Raum einnimmt“. Klingt das nicht wie ein leiser Vorwurf? Bedauerlich wäre, muß man dem unbedingt entgegen halten — bedauerlich wäre und ein bedenkliches Zeichen vielmehr das Gegenteil. Denn so lange noch brausende Jugend und jauchzender Frühling den Dichtern lacht, wird jeder seine Leier dem alten, geheimnistiefen Urmysterium stimmen, das „die Engel Himmelsfreud', die Teufel Höllenleid und die Menschen Liebe nennen“. Bei Schickele äußert sie sich als das erste, morgenkeusche Empfinden einer übervollen Seele; sie ist frei von jedem schwülen Sinnenspiegel, aber doch durchglüht von heißer Leidenschaft. Er weiß die zartesten Töne anzuschlagen:

Stumm — o ich liebe dich doch
Und les' in deinen Augen eine Sprache, wie
Sie die nicht reden, die den
Gedanken gleich im Wort zerflattern lassen . .

Ich les' in deinen Augen eine Sprache,
Die der ganze Körper glüht vor wildem Drang
Nach Äußerung des höchsten, unfaßbaren Lebensglühes . .

Und auch läßt er den Sang wuchtender Leidenschaft ertönen:

Küß' mich, Mädchen, laß' mich
 Wild in deine Haare beißen,
 Mit denen du oft dich an mich rangest
 In jauchzender Lust!
 Laß mich meine Stirn an deine Wangen lehnen,
 Laß aus dem Brande deiner Lippen
 Deinen Atem mir lodern in's Hirn!

Diese Art einer reinen und doch glühenden, wilden Liebe paßt zu der Gesamterscheinung des kräftigerfüllten, trotzigem und stolzen Dichters. Und von dieser Gesamterscheinung hoffe ich, wenigstens einen skizzenhaften Umriß geliefert zu haben. Alles in Allem:

René Schickel ist ein werdender, von dem wir Großes erwarten dürfen. Zu dieser Hoffnung berechtigen uns seine Sommernächte, in denen er inhaltlich und formlich als Neuerer auftritt. Möge sich die kampfesfrohe Jugend um sein Banner scharen, er wird sich seinen Weg zur Sonne hinauf kämpfen. Und wird mit dem Alten brechen und neue Werte prägen, denn — sagt Emerson — das Talent mag scherzen und gaukeln, der Genius schafft neue Werte!



Ein elsässisches Drama.

Von Otto Flake.

(Straßburg.)

Nachdem die „Gesellschaft“ zweimal Artikel über das „jüngste Elfaß“ aufgenommen hat, scheint es an der Zeit, positiv auf ein neues elsässisches Drama hinzuweisen, welches die besten Hoffnungen auf ein vernünftiges Aufblühen der elsässischen Dramatik erweckt. Nach den Stoskopf'schen Stücken (Lustspielen) war die Produktion bedenklich zurück gegangen: schwache Heimatstücke, die keine besondere Beachtung verdienen.

Eine Besprechung dieses Drama's nun — nämlich Hans Karl Abels: „Im Herbstnawel“*) — halte ich auch noch aus folgendem Grunde für angemessen in einer weit verbreiteten Zeitschrift. Wäre es ein Stück aus Pommern oder einer anderen Dialektgegend, so läge keine Veranlassung zur allgemeinen Kenntnissnahme vor. Aber es liegen Gründe vor zu der berechtigten Annahme, daß jetzt, wo in allen Gegenden ein neues litterarisches Leben sich zu regen beginnt, gerade von unserem Elsaß aus eine, vielleicht die Hauptströmung ausgehen wird. Das Gefühl liegt bei uns geradezu in der Luft. Und zumal das Abel'sche Stück verrät einen Autor, von dem viel zu erwarten steht. — Ausgehen will ich dabei von einem Artikel, der im Heft 2 der „Südwestdeutschen Rundschau“ erschien, und als dessen Verfasserin Frau Erika Lörcher in Colmar zeichnet.

Zunächst sind die „Herbstnebel“ in der breiteren Öffentlichkeit zu wenig beachtet worden und leider wurden sie nicht aufgeführt; vorgeesehen war aus bestimmten Gründen zwar Colmar, aber das dortige elsässische Theater liegt im Argen — zu wenig Schauspieler und zu viel innere Konflikte. Doch ist bei einsichtigen Beurteilern nur eine Stimme der Anerkennung: das Stück wird zweifelsohne durchdringen und eine Zukunft haben. Es läßt alles Frühere weit hinter sich.

Vernünftige Kritiken nun sind mir noch nicht zu Gesicht gekommen: Schickels in der „Gesellschaft“ geht darüber schnell hinweg, und der erwähnte Artikel der Frau Lörcher, — der mit einer alles gleich liebevoll behandelnden Naivetät geschrieben ist, die nur Schriftstellernden Frauenzimmern gelingt — sagt ja im Grunde in seinen allgemeinen Phrasen kaum etwas, dem man widersprechen müßte; aber ebenso wenig bekommt man dadurch auch nur eine Ahnung von der bedeutenden und tiefen Arbeit, die in dem Stücke steckt.

Denn die „Herbstnebel“ sind mit einer grenzenlosen Feinfühligkeit, mit einem so durchaus poetischen Versenken geschrieben, daß Abel sich damit als ein echter und hervorragender Dichter erwiesen hat. Frau Erika Lörcher spricht mit Recht von der lyrischen Natur Abels, aber man glaube doch nicht, daß das eine Beeinträchtigung für den Dramatiker zu sein brauche. Er schreckt vor kräftig ausgetragenen Konflikten zurück — das klingt wie ein Tadel; wenn man's recht versteht, kann man zustimmen in dem Sinne: verlangt man ein Drama mit großen, stürmenden Menschen, die sich in ohnmächtigem Troge gegen die unerbittliche Gesellschafts-Ordnung und Moral auflehnen, so erwartet man allerdings etwas von Abel.

*) Verlag: Ludolf Neust, Straßburg.

was ihm fern liegt. Aber in den „Herbstnebeln“ ist ein unvergleichlich leidenschaftlicher und tief gehender Konflikt meisterhaft dargestellt.*) Ich zweife, ob ein solcher Dramatiker etwas fertig gebracht hätte wie die „Herbstnebel“, er müßte denn zu den beliebten „ganz Großen“ gehören.

Abels Persönlichkeit steht nach der Lektüre überraschend klar vor Augen, auch wenn man ihn nicht persönlich kennt: er ist unendlich feinfühlig, scheu und etwas verschlossen; aber erst dadurch, daß er, weit entfernt von aller nebelhaften, weltfremden Träumerei, das Leben mit empfänglichem Herzen in seiner Tiefe erfaßt hat, ist der echt tragische Konflikt und die Lebenswahrheit seiner Menschen möglich geworden. Ich betone noch einmal die nebelhafte Träumerei — negativ, denn offenbar hat man dergleichen in dem Stücke sehen wollen und hat sich gedankenlos durch den Titel verführen lassen. Wer etwas von der Aufgabe des Dichters versteht, weiß, welch' lange Entwicklung und welche Weite des Blickes und des Empfindens nötig ist, um Derartiges leisten zu können. Gewiß, auf der Hauptperson, Marthe, liegt eine Schwermut wie draußen auf der Flur die Herbstnebel; aber wohl verstanden, in aller ihrer Düsterteit ist sie so fern von aller Ungesundtheit, daß sie vielmehr echt tragisch ist. Allerdings, in richtig verstandenem Sinne, sind Abels Menschen nicht groß, keine genialen Titanen; aber sie sind tief. Das will etwas heißen in der unerquicklichen Vielschreiberei, die ihr impotentes Gestümper so unangenehm Allen verkündet. Ein echter Dichter hat diese drei Akte geschrieben.

Von vorn herein war zu erwarten, daß die Kritiken auf die Ibsen'schen „Gespenster“ hinwiesen. In dem Sinne spricht Frau Erika Löcher von einer „fast nordischen Herbe und düsteren Atmosphäre“. Wiederum, richtig verstanden, könnte man es gelten lassen. Aber sichtlich hat sie es anders verstanden und giebt es eine andere Vorstellung. Als ob man da an eine, wenn auch unbewußte Nachahmung denken dürfte; als hätte sich Abel ein grob und plump ausgesprochenes modernes Problem als Aufgabe hingestellt: im Gegenteil, und sicher in diesem Falle nicht. In der Marthe hat Abel sein eigenstes Wesen gegeben, aus sich heraus die Fäden entwickelt; er brauchte nicht einmal die Menschen außer sich zu studieren wie bei den übrigen Personen des Stückes. Das Problem der Vererbung mußte sich im Verlaufe mit Notwendigkeit ergeben. Scheu wir übrigens nachher, was es mit dieser famoson „Vererbungstheorie“ auf sich hat. Wie kann man dieses Wort hier anwenden — das zeugt von einem geradezu taktlosen Unverständnis! Aber Litteraturphilologen utriusque generis sind nie glücklicher, als wenn

*) Ob jene Dramen größten Stils für die Dialektbühne sehr erwünscht wären, darüber ließe sich zudem streiten.

sie Schlagwörter und dumme Phrasen gebrauchen können und Parallelen ziehen dürfen. Sie sehen überall Nachahmung und Einflüsse, ohne zu bedenken, was das eigentlich heißt. Hier verspüren sie die Einwirkung von dem, dort von jenem, wovon der Schriftsteller gar keine Ahnung gehabt hat. Man darf — natürlich bei einem wirklichen Dichter von eigentümlicher Produktivität und Persönlichkeit — höchstens sagen: Ibsen z. B. ist der Erste, der dieses Problem in die neuere Litteratur eingeführt hat; er ist von der vergangenen Generation, die jegige hat deshalb diesen neuen Inhalt eo ipso mit gebracht. Darin liegt übrigens ein überaus wichtiges und merkwürdiges Gesetz verborgen: daß nichts in der geistigen Welt verloren geht. Man sollte aber keine Kritiken schreiben, wenn man nichts davon weiß, wie ein bedeutender Mensch aus seinem innersten Wesen heraus Dinge und Menschen empor quellen fühlt. Und Abel hat dieses Problem in durchaus eigentümlicher Weise empfunden und gelöst. Er hat sicher nie an die „Gespenster“ gedacht, er kennt sie vielleicht nicht einmal. Ibsen ist ihm unzweifelhaft zuwider; wenn Einer kein „Moderner“ ist, so ist es Abel.

Die Hauptperson ist Marthe; sie leidet nun allerdings an der Wahnvorstellung, sie sei erblich belastet; aber diese wird erst im Verlaufe der Handlung herauf beschworen, und alles Krankhafte liegt, wie erwähnt, vollkommen ferne. Sie fürchtet, einmal geistesgestört zu werden; doch sehen wir, wie: Ihre Mutter hatte, weich und tief fühlend, aber passiv, wie sie selbst, einen ungeliebten Mann heiraten müssen. An der Flucht mit ihrem Geliebten verhindert, war sie dahingesecht und hatte zerstörten Geistes sich in den alten Kettenbrunnen gestürzt. Die Bauern nun, in ihrer berben Roheit, sprachen des Öfteren von der verrückten Mutter Marthe's, und der Ahnungslosen kommen einzelne Andeutungen zu Ohren. Hier setzt das Drama ein. Eines trifft zum Anderen; das Alles ist mit bewundernswürdiger Kunst und psychologischer Richtigkeit geschildert. Durch diese Furcht wird Marthe in den Tod getrieben: sie geht zu Grund an dem rohen Unverständnis, mit Nichten an erblicher Belastung.

Eine Analyse des Stückes würde zu weit führen; aber ich hoffe, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wird sich auf die „Herbstnebel“ lenken. Es ist ein gewaltiger Fortschritt auf dem Gebiete des elsässischen Drama's. Wer diese Arbeit mit den landläufigen Kritiken auf das Thema „Zwar—aber“ und einigen Schlagwörtern abthut, hat seine Bedeutung und das Können des Dichters nicht erfasst. Außer den Stoskopf'schen Lustspielen hat unser einheimisches Theater nichts als ein paar, trotz Allem doch unbedeutende Heimatsstücke gesehen: hier ist etwas ganz Neues und Be-

deutsames. Die Sprache ist prachtwoll. Zu tabeln ist aber hauptsächlich Eins: Die Figur des Gegenstücks zur Helbin, René, ist wenig gelungen; zu wenig männlich, zu unbedeutend, verrät sie am besten, wo Abels Stärke liegt und was ihm abgeht.

Mit Abel nennt man gewöhnlich Prévôt zusammen. Seit er mit Abel die „Walbmühle“ verfaßt hat, sind nur noch zwei ganz kleine Einakter, Skizzen, von ihm gedruckt worden. Er hat technische Gewandtheit, die Abel noch abgeht; aber bis jetzt hat er noch nicht gezeigt, daß er etwas Besonderes produzieren kann. Diese dramatischen Skizzen „Elsässisch Blut“ und „Freiheit“ haben ihm eigentlich nur geschadet. Solch unreife Sachen läßt man nicht drucken. In der „Revue alsacienne“ hat Prévôt daher auch eine schlimme Abfuhr erhalten; die Stücke wurden mit bösem Spott als gesinnungstüchtig gelobt, so daß sie wohl einen Kriegerverein-Abend verschönern könnten.

Zum Lörcher'schen Artikel aber möchte ich noch eins bemerken. Seine kritiklose Naivetät besteht nicht nur in dem farblosen Wohlwollen für jeden und alles, wer und was erwähnt wird, sondern auch in der Zusammenstellung der widerstrebendsten Gruppen, die völlig gesondert existieren. Was hat Maria Kunz und die um die „Erwinia“, das Christian Schmitt'sche Organ, mit der suchenden jüngsten Bewegung zu thun? Schmitt und Kunz könnten ebenso gut in Ostpreußen dichten, mit dem jungen Elsaß stehen sie in keiner Verbindung, sie helfen nicht dem geistigen Leben der Gegenwart im Elsaß diesen unerhörten, neuen Stempel aufzudrücken.

Man mag sich gefragt haben, warum diese internen Dinge an die Öffentlichkeit und Allgemeinheit schleppen? Nun, damit man sich daran gewöhnt, seine Blicke auf das Elsaß zu richten; andere Provinzen lassen es an Hinweisung nicht fehlen, und von hier aus steht vielleicht mehr zu erwarten. Man hat gar keine Ahnung, wie viel Talente sich zusammen gefunden haben, zum Beispiel auch auf dem Gebiete der bildenden Künste, gerade hier in Straßburg. Man hat bisweilen so die Ahnung, als ergöffe sich in den nächsten Jahren von hier aus ein neuer kreisender Strom in das moderne deutsche Geistesleben; als wäre den jüngsten Elsässern eine große Zukunft beschieden.

Fünfzig Aphorismen.

Von Otto Flake.

(Straßburg.)

Jeder Schriftsteller ist, richtig verstanden, ein Egoist. Der Drang der eigenen Produktivität verkümmert seine Rezeptionsfähigkeit, daß er ohne Rest in den Werken seiner Jungstgenossen aufgehen könnte.

*

Das Vermögen, aus dem Vollen schaffen zu können, ist für das junge Talent eine Quelle unsäglicher Pein, bis es die ganze Tragweite der Worte erkannt hat: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“. Jenes Gefühl der Totalität, welches treibt, von jedem Punkte aus das Ganze zu begreifen, führt in's Unendliche.

*

Es ist leicht, sich in dem Glauben an eine Anlage getäuscht zu sehen, wenn man einen vollen Erfaß in einer anderen in sich fühlt.

*

Jeder muß die Welt durch seine Brille sehen; daß er sie aber auch durch die der Anderen sehen möchte, daraus entspringt der nimmer rastende Drang des Liebefriedigten.

*

Man versteht nur das, was man erlebt hat; darin besteht der Wert des Lebens und der Inbegriff der Poesie. Zweck und Reiz des Lebens beruht in der Empfänglichkeit für das, was Dinge und Menschen uns zu sagen haben. Aufgabe des Einzelnen: sich in beiden wieder zu erkennen und zum Bewußtsein dieser Aufgabe sich durch zu ringen.

*

Gebildete Töchter und Feuilleton-Philosophen erbrechen in der ersten Viertelstunde vor dir ihre Meinungen über Litteratur und Leben. Vor ihnen muß man sich hüten.

*

Was wir am Tiefsten fühlen, die blitzschnellen, feinsten Zusammenhänge der Gedanken, läßt sich nicht ausdrücken. Wir empfinden und denken in kondensierten Gefühlskomplexen.

*

Es ist vielleicht thöricht, Verstand, Vernunft, Phantasie zu trennen: sie sind eins.

*

Phantasie ist Tiefe des inneren Erfassens, nicht das Spiel mit dem Wechsel des äußeren Geschehens. Ein Kriminalroman ist kein künstlerisches Werk. Phantasie und bloße Erfindungsgabe sind zweierlei und oft in ungleichem Verhältnis vorhanden.

*

Gäbe es doch noch ein anderes Wort für das übel riechende „Roman“! Wie kann man eine Feuilletonerzählung und den „Wilhelm Meister“ mit dem selben Worte bezeichnen?

*

Welch ein Augenblick, wo dem suchenden Menschen die Erleuchtung aufblitzt: als Individualität erleben, das ist der Schlüssel zum Geheimnis des Lebens!

*

Wem Gott ein Amt giebt, giebt er auch den nötigen Unverstand.

*

Den allzu Klugen: Mancher, der auf die Pfaffen schimpft, wäre als Theologe der Orthodoxesten einer. Als Schüler ärgert man sich über die Dummheit der Lehrer; ist man selbst einer, macht man es nicht anders.

*

Die Juristerei und die Politik sind für den ruhigen Betrachter eine Komödie, von der er aber nicht mit harmonisch aufgelöstem Vergnügen weg geht.

*

Die militärischen Backsteinbauten nennt man füglich Fiskusstil.

*

Das Wesen des Genusses liegt in der Aussicht auf Uner schöpfligkeit und der Sicherheit vor Unterbrechung.

*

Unter Menschen ist die größte Tugend die Feinfühligkeit, der Takt.

*

Das formale Prinzip wird den Romanen abgesehen und zum Feldgeschrei gemacht; aber, mit der eigenen Sprache als Stil und der Aussprache im Verbessern zu beginnen, fällt Keinem ein.

*

Ein Philologe ist Einer, der den Schriftsteller, den er kommentiert, noch für um einen Grad dümmer hält als sich selbst.

*

Man täusche sich nicht: Der deutsche Typus des pflichtgetreuen Beamten und des Offiziers ist aus der Tiefe des germanischen Geistes heraus

trog Allem das Gegenstück zum romanischen aesthetischen Menschen. Wenn sie nur der geistigen und künstlerischen Kultur gegenüber nicht so sehr den Militarismus heraus kehren wollten!

*

Der Philister muß überall eine Rangliste aufsetzen; alles ist für ihn ein überwundener Standpunkt. Wie herrlich weit haben wir es doch gebracht!

*

Den Nichtphilister erkennt man auch daran, daß er auf die Philister nicht mitschimpft.

*

Die dispositive Objektivität des Aristoteles und die pessimistische Schopenhauers sind in ihrem tiefsten Wesen eine geniale Impotenz. Wären Beide noch Dichter gewesen, sie wären zu Grunde gegangen. Der Historismus und der Pessimismus sind die größten Feinde des Poetischen. Schon manches dichterische Genie ist zu Grunde gegangen, weil die unerbittliche Konsequenz des Lebens es zum Pessimismus trieb. Man muß in einem gewissen Grad unhistorisch sein, um etwas Großes zu schaffen.

*

Ein leidenschaftlicher Raucher bedauert Horaz und versteht seinen Lebensgenuß nicht: fehlte ihm doch der Tabak!

*

Es gilt im Leben, ein vernünftiges Verhältnis zur Sinnlichkeit zu erringen.

*

Es ist an der Zeit, den Wert der „Aufklärung“ wieder einmal energisch zu betonen. Das ewige Verstehenwollen und Geltenlassen ist ein heimtückischer Feind, aber der beste Freund jeglicher Reaktion, die so — Schritt für Schritt — ungesehen zurück gewinnt.

*

Kritiken schreibt man auf das Thema: zwar — aber; will man abwechseln: einerseits — andererseits.

*

Man beleidigt ein Weib durch kleinliche Galanterie; aber man gewinnt es, wenn man sich ihm mit Größe beugt.

*

Da der Mensch als beschränkter Geist nur das darstellen kann, was Menschen zu denken und zu empfinden vermögen, ist alle Kunst Realismus.

Und da der Künstler eine Individualität ist, stellt er die Welt dar, durch ein Temperament gesehen.

*

Die richtig verstandene Welt der Ideale ist die apollinische des schönen Scheins, hervor gegangen aus der erlebten Einsicht in die Gemeinheit der Welt. Aber das sind die Unglücklichen, deren schwer belastete Phantasie sie zur Erde zurück zieht, weil sie die ethischen und sozialen Probleme zu tief fühlen, um leichten Herzens nur sich selbst zu leben.

*

Katholische Logik und Frauenlogik sind ein eigen Gewächs.

*

Ein Genie empört sich gegen die „unerschütterlichen Gesetze des Sittlichen“ schon deswegen, weil jeder Philister das Wort im Munde führt. Es will durch eigene Kämpfe hindurch die persönliche Stellung zur Welt und ihren Problemen gewinnen.

*

„Singe, wenn Gesang gegeben.“ — Um Gotteswillen nicht! Man soll nur etwas produzieren, wenn man etwas Besonderes aus sich heraus drängen fühlt, wenn man merkt, daß man etwas zu sagen hat.

*

Vielleicht ist alle Moral aus der Einwirkung des sinnlichen Geschlechtsverhältnisses abzuleiten. Man entsetze sich nicht!

*

Feinfühligkeit, unendliches Gefühl, kondensierte Gefühlskomplexe — wir können diese psychologischen Verschlingungen noch nicht mit Worten ausdrücken; vielleicht, daß in dieser Richtung für die Zukunft ein weites Gebiet liegt.

*

Philosophieren ist das Sichselbstbefinnen des Menschen. Rein wahreres Wort als das Schopenhauers von der grenzenlosen Verwunderung.

*

Philosophieren ist der Drang zum allumfassenden Disponieren; ohne die inne wohnende Hoffnung aber, durch diesen Drang zur Wahrheit geführt zu werden, triebe er zur Verzweiflung.

*

Jeder Charakter ist als solcher eine unvergleichliche Harmonie, auch von Menschen wie Grabbe und Kleist. Von unverföhllichen Gegensätzen in

einem Menschen zu sprechen, ist eine Gedankenlosigkeit: man suche eben den Zentralbegriff, der alles erklärt.

*

Der Liberalismus ist der Todfeind alles Großen. Ich will lieber im Kleinsten wie im Größten alles auf eine Karte setzen, als mich jedem Schulmeister gleich stellen, der mit seiner „Harmonie“ den sich zu Tode ringenden und verblutenden Titanen bemitleiden darf. „Harmonie“ hauchen sie mit fromm verdrehten Augen. Was die Grenzen der landläufigen Moral überschreitet, voll Kraft und Können, gilt ihnen pathologisch, disharmonisch. Wir sind durchseucht von „Idealismus“ und Moralität. Daß die bürgerliche Tugend so langweilig ist! Liberalismus ist Impotenz.

*

Der Naturalismus entspringt dem Bedürfnis, in dem unfasßbaren Wirbel des individuellen Wechsels und der unendlichen Mannigfaltigkeit des individuellen Empfindens eine feste Norm zu haben, gleichsam wissenschaftlich zu dichten.

*

Daß Pythagoras gesagt hat, er höre die Sphären klingen, enthüllt auf einen Augenblick wunderbar das eigenste Wesen des Mannes.

*

Ich habe unter Menschen immer das Gefühl, als wüßte Jeder genau, wie aus ihm und den Anderen das Typische, Poetische herauspricht, wie dies die Übrigen ebenso empfänden, und wie man es doch als eine Art von öffentlichem Geheimnis nicht ausspräche.

*

Will ein Neues in uns aufdämmern, so ist man gleichsam auf der Jagd mit sich selbst; unvermerkt und listig sucht man sich zu überholen. Hält man ein Zündholz über die Lampe, entweicht das blaue Flämmchen auch stets von Neuem.

*

Der Philister hat nicht das Recht, über das „unaufgeklärte Genie“ abzuurteilen, weil ihm das „Gesunde“ abgegangen sei. Was weiß er von dem leidenschaftlichen Ergreifen der Welt, das jenes zerstört hat.

*

Es müßte immer Einer da sein, der „Unzeitgemäße Betrachtungen“ schreibe.

*

Mancher meint ein Künstler zu sein, weil er sinnlich ist. Aber kein großer Künstler lebt, in dem nicht eine mächtige Sinnlichkeit glühte.

*

Jetzt sind sie Antisemiten und in ihrer Weise Zionisten. Leben in hundert Jahren die Juden in Palästina, dann klagt die „Deutsche Zeitung“, daß der „deutsche Schulverein“ nicht genug Mittel habe, um für die Erhaltung des Deutschtums unter den Juden einzutreten.

*

Vom Duell kann man nur sagen, daß es wirklich zu Offizieren und Juristen zu passen scheint.

*

Es ist auch ein liberaler Glaubenssatz, daß Dichten eitel Freude sei.

*

Selbst die tiefste Tragik, daß dem Tragiker die Harmonie versagt sein muß. Nehmt ihm den Troß und die aufbäumende Wildheit, und es ist, als hätte ihr ihm die Fußsehnen durchschnitten.



Zwei Dichtungen

von Ernst Stadler.

(Straßburg.)

Eine Nacht.

Wie sie rings mich umflattern,
Die platten Kobolde des Alltags!
Wie sie sich an mich hängen,
Glatt und klein,
Am Rock mich zerren,
Mich nieder zu stürzen von meiner sonnigen Felsenhöhe
Hinab in's Thal,
Bis ich auch so bin,
So flug und fromm und matt und kalt
Wie die Andern . . .

© du braujende Sturmnacht, die du über der erbebenden Herbsthaide
Dein jauchzendes Lied geißt,

Kraft will ich mir trinken an deinen strömenden Quellen,
 Jungfrische Kraft zu nimmer verlodernder Leidenschaft!
 Wie das gelst und flammt und rauscht! . . .
 Und jetzt — War's nicht mein Name, der aus Nacht und Sturm
 Wildlockend zu mir drang?
 Du ruffst . . . Ich komme . . . Hinaus!
 Lachend preßt mich der Sturm in die feuchten Arme,
 Doch ich reiße mich los und stürme weiter,
 Die Höhe empor, bis die Lichter der Stadt untertauchen
 In den Fluten der Nacht . . .
 Heil! Hergentanz auf sturmgepeitschter Haide!
 Blaue Flammen zucken über windzerriff'ne weiße Mäntel,
 Die im Tanze flattern zum Liede des Sturms!
 Und dazwischen Johlen und Jauchzen,
 Grell und tausendstimmig . . .
 Da — plötzlich wird's still: Schweigen verzittert
 In atemloses Lauschen.
 Und dann: flammender Lichtschein vom Walde her,
 Hufschlag dröhnt, Raben rauschen,
 ER naht:
 Still und ernst kommt er geritten,
 Das eine Auge vom Hut beschattet.
 Das er hin gab heiliger Weisheit zum Pfande,
 Er, der Gott einst war, als noch ein Volk
 Trozigen, sonnigen Jugendmutes voll durch Wälder jagte,
 Er, der Allwissend, der wissend kämpfte
 Und hinsank aus Walhalls rauchender Flammenflut,
 Er, der Treue Hüter, dem sein Volk die Treue brach
 Um eines fremden Gottes willen . . .
 Jetzt trifft mich sein Auge, dies Auge voll flammend-ungemeß'ner Kraft,
 Das doch so mild-gütig blicken kann wie tauender Mondschein,
 Und ich stürze hin und umklammere sein Knie,
 Und meine Stimme beb't:
 „Der du selber ungezügelt trohige Kraft bist,
 Wahr' mich vor Unkraft!
 Sieh'! Ich kann ja nicht sprechen, meine Gedanken schäumen auf
 Wie des Wildbachs braune flut —
 Kann nicht sprechen; aber du, der du einst
 Gleichen Kampf kämpftest, mußt mich verstehen und mußt mich schützen
 Vor denen dort unten . . .“
 Eine Hand auf meinem Haupt.
 Und eine milde Stimme:
 „Komm' mit!“
 Und plötzlich bäumt sich ein Ross mir unter den Schenkeln,
 Peitschen gellen, Lichter wirbeln auf und schrille Rufe,
 Und durch die zitternde Nacht prasselt das Heer

Wie lodernde Blut in verborrte Zweige,
 Stämme splitternd und wilde Chöre hinströmend
 In Wind und Regen . . .
 Hei, Leben! „Nun erst spür' ich, nun halt' ich dich erst:
 Jauchzend umklamm'r ich deine schwellenden Brüste
 In ewig unlöslicher Umarmung,
 Brausendes Leben, wildschöne Braut!
 Ein Taumel faßt mich, meine Sinne schwinden,
 Und ich fühle nur Eins noch:
 Entzücken . . . Seligkeit . . .

„Nun ist vergangen die schlimme Nacht,
 Gespensterspuk verflohen,
 Die liebe Frau Sonn' ist aufgewacht
 Und kommt in morgenschöner Pracht
 Am Himmel hergezogen.
 Gelobt sei Gott der Herr!“

Was ist's? Die Augen reib' ich mir, Hans Träumer,
 Der ich auf freiem Feld verwundert liege.
 Glocken umklingen mich, Hähne kräh'n,
 Chören knarren in morschen Angeln,
 Bauern ziehen singend zur Arbeit:
 Morgengrauen.

„Heut' Nacht in meiner Kammer lag
 In Ängsten ich und Bangen:
 Nun führen Licht und Kerzenschlag
 Von Osten her den jungen Tag,
 All Sorgen ist vergangen.
 Gelobt sei Gott der Herr!“

Plötzlich kommt mir die Erinnerung wieder,
 Und ich fahre empor:
 So war's umsonst, daß ich vor dir auf den Knien lag,
 Grausamer Gott?
 Umsonst, daß an deiner Seite ich durch die Sturmnacht fuhr,
 Umsonst, daß dein Feueratem mich durchdrang?
 Ein Zeichen fleh' ich, gib mir ein Zeichen, Gottheit!
 Hin gesunken bin ich in's morgenjunge Gras,
 Und die Hände falteten sich zu wildem Beten . . .
 Da — plötzlich rauscht's über mir:
 Zwei Raben flattern auf,
 Kreisen langsam mir über dem Haupt und verschwinden
 Weit in's Blau.

Da sink' ich in die Kniee, und all mein Troß
 Schmilzt hin in heißen Dankesthränen.
 Dann richt' ich mich auf und leuchtenden Auges
 Steig' ich hinab zu den Menschen, meinen Brüdern . . .

Traum.

Noch trag' ich's ja . . .

Doch einmal — weiß ich — reißt's mich fort,
 Eh' meiner Jugend letzte Blüte fiel,
 Aus dumpfer Städte eklem Hüttenqualm
 Hinauf zu jenem lichten Zauberland,
 Das früh der Sehnsucht Finger mir gewiesen.

Ein plumper Nachen schwimmt auf schwarzer Flut,
 Gleichförmig klatscht der Ruder schwerer Last.
 Jetzt schürft der Sand, hart steigt der Kahn an's Ufer,
 Die Kette knarrt, schon faßt mein Fuß den Boden,
 Ein Händedruck,
 Der Alte stößt sich ab,
 Im Meereseang verplätschert fern der Kahn
 Ich bin allein —
 Allein.

Und vor mir ragt es auf:
 Wilde Titanen voller Nordlandsmark,
 So trohig-schroff,
 Als hätte nicht des Alters Schneegescheid'
 Auf ihre Stirnen glitzernd sich gelegt.
 Noch gluten ihre Augen.
 Und ihre Arme recken sich empor,
 Als schriem sie nach Rache, Rache —
 Jetzt noch, nach so viel tausend Jahren,
 Rache
 Für unerhörten Frevel.
 Doch ihre Muskelkraft ward starrer Stein.
 Stahlhart strafft sich die Flut um ihren Leib,
 Schweigend und grau.
 Kein leiser Windhauch weilt sie auf
 Zu losendem Gebuhl
 Wie an des Südens schmeichelnden Gestaden
 Kein Vogel flattert singend drüber hin:
 Ruhe ist alles — Einsamkeit und — Tod.

Und langsam schreit' ich so bergan,
 Und immer höher,
 Bis zur höchsten Kuppe:
 Da halt' ich Raft.

fels und Geröll ringsher
 Und weite, weite felder,
 Drauf ew'ger Winter weiße Ausfaat hält. Unten tief
 Das Meer,
 In das die Sonne
 Purpurnes Blut' aus glühenden Wunden tropft . . .

Und schweigend seh' ich in der Nordlandsnacht
 Leuchtendes Wachen,
 Und meines Lebens ferne Sage
 Klingt mir wie süßer Glockenklang herauf
 Ganz leise, leise,
 Vom Golde der Vergangenheit durchquollen.

Ewigkeitschauern schwebt herab,
 Brennende Wunden schließen sich, es ebbt
 Der Strom der Leidenschaft,
 Und meines Herzens Bitternis
 Verklärt sich still zu reifem Manneslächeln
 Vor dieser Sonne mit dem Feuerblick.
 Und so, mein Aug' in ihren Glanz getaucht,
 Zu stummer, brünstig-heißer Andacht
 Gleit' ich hinab
 In sonnenblutdurchströmte Nordlandsfluten,
 Die flüsternd leis, gleich einem kranken Kind,
 Zu ew'gem Schlummer mich hinüber träumen . . .





Die Streitbassgeige.

Humoristische Skizze von Theodor Pohlen.

(Majieres-Ajoudange, Lothr.)

Eine Streitbassgeige!? Ja, zum Kukuck, was ist denn das für ein Ding?

Nun, unsere Streitbassgeige trat in's Leben als eine ganz gewöhnliche Bassgeige, auch Kontrabaß oder Brummbaß genannt, rot lackiert, mit schlecht gewundener Schnecke und näselndem Ton — kurz, so als ganz gewöhnlicher Fünfszigmarkbaß, wie sie die Firma A. B. C. Schuster oder X. Y. Z. Schuster in Markneukirchen als Primainstrument zweiter Güte alljährlich zu hunderten in alle Welt verschickt.

Das ist ja allerdings nichts Merkwürdiges. Beachtenswert ist es allerdings schon, daß eben dieser Baß nach Deutschlothringen, und zwar dort an seine Südgrenze, in ein stoßfranzösisches Gebiet kam.

Und das kam so:

Da in — —, in — — —, nun sagen wir, in Maimachern, lebten ein Obergrenzkontrolleur und ein Postverwalter, und im benachbarten Bourweiler ein Rentmeister und zwei Gendarmen. Und, da das Sprichwort gar nicht so Unrecht hat, welches behauptet, drei zusammen kommende Deutsche spielen einen Skat, vier dreschen auch einen Skat oder singen ein Quartett, fünf oder mehr aber gründen einen Verein — nun, da gründeten diese fünf eben auch ihren Verein. Und natürlich war das ein Kriegerverein zur Hebung des Patriotismus und zur Pflege des keimenden Deutschtums.

Als dann, wenn auch mit einiger Mühe, die fünf Begründer die Vorstandsämter unter sich verteilten hatten, mit Ausnahme des mühsamen Schriftführerpostens, den ja der eine Schulmeister von Maimachern übernehmen konnte, — ein Schulmeister ist doch schon moralisch verpflichtet, Kriegervereinsmitglied und Kriegervereinschriftführer zu werden, wenn er auch von manchem sich höher dünkenden Tier, pardon Mensch, etwas aus der Vogel-

perspektive angesehen wird; denn dazu ist er Beamter, vielmehr eine Art Unterbeamter und Mädchen für alles, und dazu hat er im Seminar schreiben gelernt und dazu ist ihm in der Schule schon die gehörige Dosis Patriotismus eingeimpft worden . . . also, nachdem auf diese Art die verfügbaren Titel und Würden untergebracht waren, und als man so Stücker hundert Mitglieder gewonnen hatte, als da waren Begewärter, Kanalwärter, die Mitglieder des conseil municipal und die jungen Leute, welche im neuen deutschen Vaterland mit mehr oder weniger Ehre und Freude ihre drei oder zwei Jahre abgedient hatten, da handelte es sich um die Wahl des Vereinslokales.

Nun erbot sich der Wirt „Zum Jagdhorn“, ein solches zu stellen. Er hatte nämlich schon lange einen größeren Raum nötig für Versteigerungen, Hochzeiten und ähnliche Handelsgelegenheiten. Das Anerbieten wurde mit Dank angenommen. Und so gieng denn der Jagdhornwirt hin und ließ einen Teil seines Speichers ausfegen, bestellte aus einer Neuruppiner Silberbogensfabrik zwölf hübsch bunte Wappen, à Stück 75 Pfennige, sowie fünfzig Meter Papierguirlanden, die er hübsch symmetrisch an den Wänden in Bogen anbrachte, ließ sich vom Verein eine Kaiserbüste aus billigem Gips geben, die dieser wieder von einem nahe wohnenden Gutsverwalter geschenkt bekommen hatte, stellte sie auf ein Wandbrett, und der Saal für alles war fix und fertig eingerichtet.

Dann kam die solenne Einweihung des Vereins, der auch der Kreisdirektor bewohnte. Drei Musikanten aus der nahen kleinen Garnison lieferten den nötigen Ohrenschaus. Der Jagdhornwirt, der als Wirt in der ganzen Gegend berühmt war, weil von ihm die Sage ging, er sei einst veritabler Küchenjunge bei dem Koch eines weiland napoleonischen Ministers gewesen, sorgte für den Magen. Sein Keller lieferte den Champagner für den Ehrentisch der Honoratioren, den Festwein in zugespöpften und zugeseigelten Flaschen für die Gäste mittlerer Güte und die leichten Weinchen, vulgo Kräßer und Grüneberger, für die dritte Klasse aus den unteren Zehntausend. Sonst aber war fast jeder Standesunterschied wie weg geblasen, man sprach alle Augenblicke von Kameraden und Kameradschaftlichkeit und Kameradschaftlichkeitsgefinnung und Kameradschaftlichkeitsgefinnungschöne und -würde; alles war ein Herz und eine Seele. Heute gab es keine Polizeistunde; es herrschte eitel Jubel, Freude und Lärmen bis zum Morgengrauen, so daß selbst der würdige Herr Direktor des Kreises, der gegen drei Uhr sein Bett in einem unweit des Saales gelegenen Fremdenzimmer aufgesucht hatte, sich schlaflos umherwälzte. Und davon ganz allein kam es, daß ihm am Morgen sein Hirn ganz unerklärlich schmerzte. (Übrigens

soll es auch manch anderem Festteilnehmer ganz ebenso ergangen sein!) In Anbetracht der hochpatriotischen Veranlassung aber gieng diesmal das Staatsverbrechen, Störung der Ruhe eines kaiserlichen Beamten, straflos durch. Und hoch befriedigt fuhr der Herr Kreisdirector wieder zurück in seine Residenzwohnung.

Nach diesem glänzenden Debüt konnte dem neuen Vereine das günstigste Horoskop gestellt werden.

Allerdings kam es beim ersten Kaisersgeburtstageffen zwischen zwei Festteilnehmern, welche Beide die erste Rolle spielen wollten, zu einem kleinen Streit. Auch das zweite Essen gleicher Art gieng leider ebenfalls nicht ohne den gleichen Zwischenfall vorüber. Aber sonst war alles ganz famos!

Die nötige Festmusik wurde bei all diesen Veranlassungen durch die benachbarte Garnison geliefert. Da machte ein Mitglied den Vorschlag, das Geld dafür zu sparen und aus den musikkundigen Mitgliedern ein eigenes Orchester zusammen stellen zu wollen. Wie geplant, so gethan. Ein Lehrer Maimacherns und ein Grenzaufseher, der früher Militärmusiker gewesen, spielten Violine. Ein Kanalwärter war Flötist. Ein Wegemeister handhabte das Cello. Ein anderer Grenzbeamter versprach durch Zithersoli mitzuwirken. Der Wirt selbst besaß, wie es schon sein Schild erforderte, ein Jagdhorn und verstand ganz wunderschön allerlei Signale darauf zu blasen. Der zweite Lehrer war Klavierspieler; aber leider hatte der Jagdhornwirt kein Piano in seinem Besiß. Auch war noch ein Kontrabassist da, der besaß aber keinen Baß.

Ein Instrument für den großen Tam-Tam war jedoch unbedingt von Nöten. Der Wirt seinerseits war nicht geneigt, sich ein teures Marterholz, vulgo Klavier genannt, anzuschaffen. Die magere Vereinskasse konnte die Anschaffungskosten eines solchen sich auch noch nicht leisten. Und da wurde vorgeschlagen, auf Vereinskosten einen Kontrabaß anzuschaffen. Und so kam die Streitbaßgeige aus Thüringen nach Lothringen.

Am dritten Kaisersgeburtstage brillierte denn auch das neue Musikamateurorchester zur größten Erbauung und Genugthuung der Teilnehmer am Festeffen. Und so wurde der Baß eingeweiht. Daß allerdings einige Misttöne den musikalischen Teil verzierten, daß in der Fidelitas wieder ein kleiner Zanf und Streit ausbrach — nun, das war ja nicht so schlimm, und an letzteres war man ja bald gewöhnt.

Bald nach diesem Feste aber gieng es bereits mau! Drei von den Hauptgründern wurden veretzt; der neue Vorstand zeigte keinen Eifer mehr, und an den zwei nächsten Versammlungsabenden erschienen kaum drei, vier

Mitglieder, die einen Schoppen tranken und dann verschwanden. — — Und so entschlief nun bald der Kriegerverein Maimachern, sanft und selig.

Da auch die musikkundigen Thebaner zum großen Teil in die übrigen deutschen Länder zerstreut worden waren, schliesen bald auch die musikalischen Zusammenkünfte ein. Der noch übrige Rassenbestand wurde an das Landes-Kriegerwaisenhaus abgesandt. Gar niemand kümmerte sich mehr um den Kriegerverein. Und an Kaisers Geburtstag fand kein Festessen mehr statt.

Jetzt führte die Bassgeige im hintersten Winkel des alten Festsaales ein gar beschauliches Stillleben. Tagsüber konnte sie sich damit vergnügen, eine stille und stumme Zwiesprache mit den verstaubten oder vergilbten Wappen zu halten, oder ehrfurchtsvolle Blicke nach der grau gewordenen Kaiserbüste empor zu werfen, die noch vom letzten Male her einen fahlen Epheukranz um's Haupt trug. Oder sie sah mit Interesse dem Spiele der Ratten und Mäuse zu, die den Staub aufwirbelten, so daß es in den matten Sonnenstrahlen, welche die schlecht gepuzten, halb erblindeten Scheiben durch ließen, nur so wogte und flimmerte.

Ein Mäuspärchen, welches die Einsamkeit liebte und die Gesellschaft der andern floh, also höchst wahrscheinlich noch in den Flitterwochen lebte, froh sogar durch die Schalllöcher in das Instrument und bereitete sich im Innern sein Ehebett. Und als dann die Jungen kamen, da krabbelten sie im Bauche des Kontrabasses herum und hatten ihr Vergnügen daran, durch die geschwungenen Schalllöcher ein und aus zu spazieren und dann und wann an den Saiten herum zu knabbern. was unserer Geige manchen Schmerzensseufzer entlockte.

Nur selten, vor einer Holzversteigerung oder einer Hochzeit, kam eine Störung in dies beschauliche Dasein. Dann kamen Scheuertuch und Besen in den Festsaal. Und die darob erstaunte Bassgeige flog aus einer Ecke in die andere. Dabei trug sie einmal eine klaffende Rückenwunde davon, welche fast den ganzen Boden der Länge nach spaltete.

So vergiengen zwei, drei Jahre, eins wie das andere.

Zu der Zeit existierte in dem nahen Kantonsorte Burg auch ein Kriegerverein. Und auch in diesem machte sich, wie einst vor Jahren in Maimachern, die Bewegung geltend, welche bezweckte, aus der Zahl der musikalischen Mitglieder ein kleines Haus- und Vereinsorchester zu bilden. Ein Streichquartett war auch bald zusammen. Nun war aber der Hauptmacher ein Wegemeister, der in seiner Dienstzeit manchmal im Straßburger Stadttheater als Kontrabassist bei verstärktem Orchester mit gespielt hatte. Dieser hätte gar zu gerne durch einen Kontrabaß, eine Flöte und vielleicht

noch ein anderes Instrument das Orchester zum Quintett, Sextett oder Septett erhöht. Leider fehlte auch ihm der Kontrabaß. Sich selber einen zu kaufen, das war ihm zu teuer, sintemalen auch die Wegemeister noch nicht ganz goldenes Gehalt bekommen. Und ein neues Instrument aus der mageren Vereinskasse zu erstehen, das gieng auch nicht gut an. Und so spähte er überall nach einem gebrauchten Kontrabaß umher, den man billig erstehen könnte.

Als er einst einen Schulmeister von Maimachern traf, erzählte er ihm von seinen Plänen und seiner Not. Jener sprach ihm darauf von dem Kriegervereinsbaß, der noch irgendwo in Maimachern sein Dasein fristen müßte. „Heureka!“ rief der Wegemeister, „ich habe ihn gefunden; das eben ist es, was ich suche!“

Darauf schrieb er an die Kreisdirektion von dem Baß und erbot sich, zehn Mark an die Landeskriegerwaisenhausstiftung zu übermitteln, wenn diese den jetzt herrenlosen Maimacherer Kriegervereinsbaß dem Kriegerverein Burg überweisen ließe.

Vierzehn Tage später kam denn auch ein Gendarm zum Jagdhornwirt, um sich den Baß sachverständig auf seinen Wert hin anzusehen und außerdem zu sondieren, ob der Wirt sich zur Herausgabe des Instrumentes bereit finden würde und ob er vielleicht gar Lagergeld beanspruche.

Der Wirt, welcher die Kontrageige schon mehr als halb für sein Eigentum ansah, machte zunächst allerlei Ausflüchte. Dann aber erklärte er, der Baß gehöre noch dem Kriegerverein, und dieser müsse erst einen Beschluß zu dessen Veräußerung fassen. Auf die Erklärung hin, daß der Verein als solcher nicht mehr existiere und sein Eigentum laut Statuten dem Landeskriegerwaisenhaus zufallen müsse, also auch der fragliche Baß, wollte er sich endlich zur Herausgabe gegen einfache Quittung bequemen. Dann aber schoß ihm wieder ein anderer Gedanke durch den Kopf und er weigerte sich abermals.

Der Jagdhornwirt hatte nämlich im Wirte „Zur Post“ seinen größten Konkurrenten. Das letztere Gasthaus wurde gewöhnlich „Zum Entenschnabel“ genannt, wegen eines Schildes an der Hausecke, auf welchem eine schön verzeichnete Hand, welche eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Entenschnabel hatte, nach dem Eingange des Gasthauses wies. Dieser Entenschnabelwirt hatte sich nun ein Klavier angeschafft. Und seither musizierten dort öfters zwei junge Beamte auf Klavier und Violine. Auf einem kleinen Neste nun, wo man in punkto „Kunstgenüsse“ sehr bescheiden werden muß, zog das natürlich riesig. Und ein großer Teil der Gäste des Jagdhornwirtes wurde so in's feindliche Lager hinüber gelockt und

lauschte dort andächtig den Duetten der Beiden. Allerdings ergoß sich nun die Schale des Hornes über das Haupt des einen der beiden Liebhaber-musikanten, der im „Jagdhorn“ zu Mittag speiste und jetzt oft Gelegenheit zur Klage gefunden hätte.

Als an Kaisers Geburtstag die Beamten der Gegend sich entschlossen, nach so langer Unterbrechung wieder ein gemeinschaftliches Essen abzuhalten, da wählte man natürlich den „Entenschnabel“ zum Festlokal. Und als es gar hier zutraf, daß Musik die Gemüter zähmt, und das Fest ohne Zwischenfall ganz harmonisch mit Lust und Freude endete, was früher kein einziges Mal im „Jagdhorn“ der Fall gewesen war; als gar an Fastnacht, Ostern und Pfingsten kleine musikalische Unterhaltungen im „Entenschnabel“ zu Stande kamen, da schäumte der Jagdhornwirt vor Wut. Niemals war er so härbeißig wie jetzt, niemanden hatte er noch so durchgehohlet, wie jetzt den Postwirt. Von Grüßen zwischen den beiden Wirten war da natürlich keine Rede mehr, trotzdem sie sich früher als äußeres Zeichen ihrer Kollegialität hie und da gegenseitig besuchten, die Hand kräftig schüttelten und mit „Bonjour, collègue!“ von einander schieden, wenn gleich sie sich innerlich dorthin wünschten, wo der Pfeffer wächst. — Ganz ungerechtfertigter Weise aber behaupten böse Zungen, daß auch in andern Verufen die Kollegialität sich nur auf Außerlichkeit und die Axtrede „Herr Kollege!“ beschränken soll.

Und gerade an den Postwirt dachte eben bei seiner Weigerung der Jagdhornwirt und meinte, jener wolle wohl den Daß erwerben und so seine quasi Hauskapelle vergrößern und verstärken. Aber diesen Gedanken gab er keinen lauten Ausdruck, da er sonst gleich eines Bessern belehrt worden wäre.

In der nächsten Zeit wurde nun unser sonst so friedliches Mairmachen zu einem wahren Kampflager, gerade als ob die Bürgermeisterneuwahl vor der Thüre stände.

Der Jagdhornwirt suchte etliche frühere Mitglieder des Kriegervereins auf, bezahlte ihnen ein paar Schoppen und machte sie so geneigt, gegen die Herausgabe des Kriegervereinskontrabasses zu protestieren. Eine zweite Gruppe sammelte sich um den Entenschnabelwirt und veranlaßte diesen, jetzt gerade auch als Liebhaber und Käufer der Wafgeige aufzutreten. Einige Wenige rebeten auch für die Abtretung an den Kriegerverein zu Burg, schon des gefährdeten Friedens wegen. Endlich entstand noch eine vierte Gruppe, deren Anführer ein musikalisches Mitglied des früheren Vereines war und der nun auch auf billige Art und Weise zu einem Waffe kommen wollte.

Die Gemüter wollten sich nicht beruhigen, und ein Schreiben nach dem andern, pro und kontra, flatterte in das Bureau der Kreisdirektion.

Endlich machte die Kreisdirektion selbst dem langen Zögern ein Ende.

Eines Tages erschien wieder die ominöse Pickelhaube mit einem Gendarm darunter im „Jagdhorn“ und forderte Kraft des Amtes die sofortige Herausgabe des Instrumentes, weil die Kreisdirektion es dem Kriegerverein zu Burg zugesprochen hätte.

Nun war ein weiteres Zögern des Jagdhornwirtes unnütz. Durch einen Mann ließ der Gendarm den Baß heraus bringen und übergab ihn dann im „Entenschnabel“, wo er Stammgast war, zur Aufbewahrung bis zum nächsten Morgen, an dem er abgeholt werden sollte. Als er aber fort war, nach seinem Wohnsitz in Bourweiler, da konnte sich der Postwirt den Spaß doch nicht versagen und hieng zum großen Gaudium der Vorübergehenden den Baß vor ein Fenster im ersten Stocke. Und von da ab erhielt seine Wirtschafft den neuen Namen „Zur Streitbaßgeige“.

Am andern Morgen wanderte der Baß auf einem Karren nach Burg.

Etliche Monate später klagte aber der Burger Wegemeister, daß, als der Kontrabaß kaum repariert worden war, einige musikkundige Burger Kriegervereinsmitglieder wieder versezt wurden, weswegen jener in einem Speichervinkel abermals ein beschauliches Stillleben führe. Letztens habe er selber im Innern der Geige sogar ein Mäusenest entdeckt!

Einige Jahre sind seither in's Land gegangen. Der Kontrabaß liegt in irgend einem staubigen Winkel zu Burg, beschaut sich die Wände und wartet, bis ihn vielleicht ein anderer Kriegerverein reklamiert und er vielleicht nochmals zur Streitbaßgeige wird.

Der Jagdhornwirt und der Streitbaßgeigenwirt haben sich indessen ausgesöhnt und machen sich wieder „kollegiale“ Besuche. Und wer heute nach Maimachern kommt, dem empfiehlt man die Küche des „Jagdhorns“ und den Keller der „Streitbaßgeige“.





Über das elsässische Dialektdrama.

Ein Brief.

Lieber Freund,

Du hast Dich in neuester Zeit, sagst Du, so viel mit elsässischer Litteratur beschäftigt, daß Du Dir jetzt ein ziemlich klares Bild davon machen zu können glaubst, und möchtest nun auch meine Ansicht darüber hören. Man soll es im Allgemeinen vermeiden, sich über Dinge zu äußern, an denen man persönlich beteiligt ist, da man in solchen Fällen selten so unparteiisch ist, als man es gerne sein möchte. Außerdem giebt es ja so manche Menschen, die eine ehrliche Kritik nicht vertragen können und gar leicht persönlich werden.

Indessen bist Du, trotz Deiner langen Abwesenheit von der Heimat, doch der Landsleute einer und hast als solcher das Recht, von einem Freund über Verhältnisse Auskunft zu verlangen, die dem Litteraturkenner und dann dem Elsässer in Dir nahe gehen müssen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich bis auf die schönen Tage von Arnolds „Pfingstmontag“, dem köstlichen, von Goethe bereits gewürdigten Versdrama, oder auf die Zeiten eines Stöber u. s. w. zurück greifen wollte. Damals waren wir Beide noch nicht, und es fehlt mir folglich hierin der Vorzug, den ich in der Beurteilung der neu-elsässischen Litteratur Dir gegenüber haben muß — nämlich das Miterlebt haben, und gerade dies wird es wohl sein, was Dir mein Urteil wertvoll macht.

Erika Grupe-Dörcher hebt im Heft 2 der „Südwestdeutschen Rundschau“ hervor, „der Litteraturhistoriker der Zukunft werde einst feststellen können, daß in den letzten acht Jahren mehr Werke elsässischer Dichtung erschienen seien als in den 80 Jahren des vergangenen Jahrhunderts insgesamt.“ Und sie hat Recht. „Aber, wirst Du fragen, woher kommt das? Hat denn die elsässische Heimat auf einmal so viele Dichter geboren?“ Das wohl kaum, aber sie hat ein elsässisches Theater hervor gebracht, dessen Begleitercheinung diese zahlreiche Litteratur ist. Letzthin hat das „E. Th.“ von Mülhausen einen Preis ausgesetzt für das beste eingereichte Stück. An fünfundsanzig Manuscripte sind eingegangen, von denen höchstens zwei brauchbar waren. Danach kannst Du Dir einen Begriff machen, was bei uns alles zusammen geschrieben wird, und wie Viele plötzlich ein Talent in sich entdecken, das sonst wohl unbekannt und ungewürdigt geblieben wäre.

Also, wie gesagt, das „Elsässische Theater“ und das elsässische Drama sind Zwillingsgeschwister. Das Verdienst, die ganze Bewegung in's Rollen gebracht zu haben, gebührt zweifelsohne Julius Greber. Er ist der Gründer und erste Direktor des „Elsässischen Theaters“ und hat auch mit seinen Lustspielen: „Ste. Cécile“, „Drei Freier“ u. s. w. den ersten Stoff zu seinen Aufführungen geschaffen. Aber er blieb nicht lange allein. Bald hatte das elsässische Publikum Gelegenheit, Gustav Stoskopf, dem Verfasser des „Herr Maire“, zuzujubeln. Grebers Ruhm blieb ein beschränkter, Stoskopfs Name ward

balb überall bekannt, und wenn ich hinzufüge, daß der „Herr Maire“ jetzt schon zum fünfzigsten Mal (und zwar beinahe immer vor ausverkauftem Haus) über die Bühne des „E. Th.“ geht, so wird das wohl genügen, um Dir die Popularität dieses Stückes zu beweisen. Stoskopf hat darin gezeigt, daß er wie Wenige den Charakter des elsässischen Volkes kennt.

Der Urmüchigkeit, dem gesunden Humor und der vorzüglich gelungenen Situationskomik verdankt der „Herr Maire“ seine Erfolge. Er ist bisher das elsässische Stück. Kurz nach dem „Maire“ erschien der „Kandibal“, ein gut gebautes, bühnenwirksames, an Wert aber weit unter dem „Maire“ stehendes Stück. Dieses führt uns nicht mehr die gesunde Gestalt des elsässischen Bauern, sondern den philiströsen Kleinbürger vor Augen. An diesem Thema, das Stoskopfs Stedenpferd geworden zu sein scheint und in seinen beiden späteren Stücken: „D' Pariser Hei!“ und „D' Millionepartie“ immer wiederkehrt, ist er ge scheitert. Diese Stücke sind stellenweise doch zu trivial, und das krampfhafte, nichts weniger als herzliche Lachen des Publikums vermag nicht über den Mangel an wirklichem Humor hinweg zu täuschen. Indessen darfst Du nicht glauben, daß ich Stoskopfs Verdienste in irgend einer Weise schmälern wolle. Er ist der Bahnbrecher unserer Dialektliteratur, weil er der Erste ist, der etwas Durchschlagendes geschaffen, und er ist es ferner auch, der das elsässische Theater finanziell so lange aufrecht erhalten hat. Denn Geld in die Kasse bringen seine letzten Stücke allerdings, wenn schon der Zweck der Bühne dadurch nicht veredelt wird. Möge Stoskopf — das ist der allgemeine Wunsch — sich bald wieder in anderen Bahnen bewegen als in denen der „Millionepartie“, wir werden Alle den Moment freudig begrüßen.

Doch was thut unterdessen Greber? Seine beiden Hauptwerke „Lucie“ und „D' Zumfer Prinzesse“ sind über die Bretter gegangen und abgewiesen worden. Es sind nichtsdestoweniger gute Stücke, obgleich man allzu sehr das kalt Berechnete, Ausgeklügelte heraus merkt, und obgleich dem Ganzen jenes undefinierbare Etwas fehlt, welches vom Dichter zeugt. Die Besucher des „E. Th.“, jene „Stammgäste“ einer „Millionepartie“, waren dafür nicht reif, während das Publikum in Berlin, wo „Lucie“ ebenfalls abgewiesen wurde, solche Kost bereits bis zur Übersättigung genossen hatte.

Was die „Heimet“, das gemeinschaftliche Werk Grebers und Stoskopfs, betrifft, so hätte aus dem Stoffe viel mehr gemacht werden können; das hat der Verfasser von „La terre qui mourt“ bewiesen.

Neben Greber und Stoskopf will ich noch Hans erwähnen, welcher in seinem „Rur d' Lieb“, einer Bearbeitung von Erdmann-Chatrian, Proben von dramatischer Begabung abgelegt hat.

Bastian's „Dorfschmidt“, das letzte Erzeugnis der elsässischen Litteratur, ist bedeutend besser als der früher erschienene „Millionegartner“ des selben Verfassers. Bastian schreibt eine anmutige, gefühlvolle Sprache, sein dramatisches Talent scheint mir jedoch etwas angeleert zu sein. Der Verfasser des „Dorfschmidt“ hat Hauptmann's „Verjunktene Glocke“ und Ibsen's „Gespenster“ gelesen. Doch glaube ich behaupten zu dürfen, daß Bastian unter den Älteren (Greber, Stoskopf) das tiefere Gemüt, die gefühlvollere Seele besitzt.

Als im vorigen Jahr Hans Karl Abel und ich unsere „Waldbühl“ heraus gaben, da wurden wir freundlich begrüßt, wenigstens knüpfte man Hoffnungen an die Zukunft. Wie es mit mir steht, habe ich Dir bereits geschrieben. Ich habe mit meinen beiden seither erschienenen historischen Einaktern „Elsässisch Blüt!“ und „Freiheit!“ der Dialektlitteratur voraussichtlich den letzten Tribut bezahlt.

Es sei leichter, im Dialekt zu schreiben, meinen Viele. Um etwas Mittelmäßiges zu schaffen, da muß man allerdings nicht einmal ein Talent sein; mehr als ein gewöhnliches Talent dagegen, um etwas Gutes zu schaffen. Außerdem — und das geht mir zum großen Teil ab — muß man den Dialekt gründlich beherrschen und das Volk und seine Verhältnisse genau kennen, und der Elsässer hat gar manche Eigenheiten; doch liegen diese nicht so auf der Oberfläche, sind nicht so handgreiflich wie die des bayrischen Volkes — sie sind tiefer, versteckter und deshalb auch schwerer zu finden.

Kurz, unsere Litteratur blieb bis jetzt auf unser Land beschränkt, weil noch Keiner stark genug war, mehr als etwas rein Lokales aus ihr zu machen. So lange man sich damit begnügen wird, den Pöbel zu belustigen, so lang ist an ein Vorwärtkommen nicht zu denken. Du siehst, ich rede anders als die meisten Kritiker, die Du bis jetzt hier und dort gelesen haben wirst; ich bin nicht so voll des Lobes und der stolzesten Hoffnungen, aber ich glaube, gerechter. Diese Lobhudeleien sind es gewesen, die die verhängnisvollen Gastspiele in Berlin veranlaßt haben, für die weder unsere Truppe, noch unsere Litteratur bereits reif waren. Erst von dem Augenblick an, wo mit dem Auftreten von „Paul Savreux“ die Gegenströmung begann, erst von da an ist eine Ausbreitung unserer Litteratur möglich geworden.

Indessen, trostlos bin ich auch nicht. In jüngster Zeit haben sich meine Hoffnungen auf die Zukunft gesetzt. Sie ruhen zum großen Teil auf unserem Freunde Hans Karl Abel. Er, der unübertroffene Meister des Dialekts, hat in seinem „Herbstnebel“ bei Weitem das Beste geleistet. Es ist das stimmungsvoollste, psychologisch tiefste Stück, das wir bisher haben; doch, Du kennst es ja ebenso gut wie ich, und ich brauche also nicht näher darauf einzugehen.

Wenn sich Abels Natur geklärt haben wird, wenn etwas mehr Sonne in sein Gemüt gedrungen sein wird, und wenn seine Kraft nicht vorher erschläßt — denn der Kampf um die Anerkennung wird ein harter sein —, dann zweifle ich nicht am endgiltigen Sieg, und damit wird, wie der bayrische, so auch unser Dialekt seinen Platz in der Weltlitteratur erobern haben. Wer es auch sein mag, der das große Ziel zuerst erreicht — wir werden ihn begrüßen. Mögen wir das recht bald können!

Es grüßt Dich das Elsass und mit ihm Dein treu ergebener Freund

René Prévôt.

Anmerkung: Die Werke von Greber, Stoskopf und Hanc erschienen im Verlage Schöner-Schneidhardt in Straßburg.

Vastians „Dorfschmidt“ bei Bombhoff, Straßburg.

Hans Karl Abel und René Prévôt bei Ludolf Neust, ebenfalls Straßburg.





Nochmals die „Verdunkelung unserer Konzerträume“.

Zu dieser, von uns in Heft 5 vom laufenden Jahrgang angeregten, Frage schreibt uns Herr Ingenieur Tress in München Folgendes: Bei Lektüre der ausgedehnten Abhandlung ist mir folgender Einfall gekommen, den zu Ihrer werthen Kenntnis zu bringen, ich nicht versäumen möchte, und der zur Klärung dieser, jetzt so eifrig ventilirten Frage sein Teil mit beitragen könnte. — Wem der Anblick des Ton und Klang erzeugenden Apparates im hell erleuchteten Konzertsaal störend ist, dem wäre wohl am ehesten, ohne radikale Umwandlung der bestehenden Konzerträume, dadurch geholfen, daß er sich den Genuß von Konzerten mittels telephonischer Übertragung verschaffe. Dadurch ist es ihm am einfachsten möglich, dem Vortrage der Tonschöpfungen in seinem „bebaglich festlichen Gesellschaftsraum“, in reizvoller Intimität, ungestört und abgesehen von den rücksichtslosen, unanständigen und stimmungseindlichen Bananen, in Andacht zu lauschen. Gleichzeitig wird dadurch, daß die „Augenschließer“ dem Konzertsale fern bleiben, denjenigen Hörern, welchen „das Verständnis der Stücke durch den sichtbaren Ausdruck des Dirigenten und der Spieler wesentlich erleichtert wird“, Platz geschaffen und die Aussicht frei gelassen. — Die Aufstellung einer akustischen Schallwand in geeigneter Weise im Konzertsaal dürfte keine Schwierigkeiten bereiten, und ebenso läßt sich der Anschluß an das vorhandene Telephonnetz ohne Weiteres bewerkstelligen. Nach den Ausführungen H. Wagners, wie sie in der Abhandlung zitiert sind, „bietet ein Orchester, welches man durch eine akustische Schallwand hindurch hört, einen verklärten, reinen, von jedem außermusikalischen Geräusche befreiten Klang“, und auch der Gesangston sei „ungleich besser, wenn er eine akustische Schallwand findet“. Nun habe ich im Allgemeinen das auch bestätigt gefunden bei den Versuchen, denen bereits vor zehn Jahren ich in Hannover habe beiwohnen können, die aber sonderbarer Weise seitdem nicht weiter verfolgt sind. Sicherlich sind sie nicht deswegen unbeachtet geblieben, weil sie den Ton etwa unvollkommen übertragen hätten, denn solche Unvollkommenheit ließe sich bei ernstem Willen verbessern, wohl aber aus mangelndem Beifall und Bedürfnis beim Publikum. Ebenso wenig, wie sich Hörer finden, die es vorziehen, ein Konzert vom Wandelgang aus anzuhören, ebenso wenig Anklang hat auch das Lauschen von Musik ohne Wahrnehmung des Ausdruckes der Tonerzeugung gefunden. In der Wagner-Oper ist freilich die Verdeckung des Orchesters zwingende Notwendigkeit, weil alle Sinne des Aufnehmenden, der Hörer, Schauer und Empfinder zugleich sein muß, so überaus beansprucht sind, daß der orchestrale Hilfsapparat nur störend in der Wahrnehmung wirken könnte. Anders aber ist es bei Reproduktion einer Symphonie, eines Chorwerkes oder Einzelgesanges; da will der banale Zuhörer sich Rechenschaft geben über Entstehung und Ursache der Wirkung.

Die letzten Sätze erinnern uns, als Einwand, an ein interessantes Argument von Frau Cosima Wagner, welche dem Herausgeber nach Empfang der betreffenden

„Gesellschafts“-Nummer persönlich schrieb: „Das Unbehagen im Konzertsaal ist etwas, fast allgemein Empfundenes. Anton van Rooy frug mich schon, ob ich nicht glaubte, daß da auch die Dunkelheit angebracht wäre. Ich bin dieser Ansicht noch nicht, weil die Dunkelheit im Theater ja den Zweck hat, das Bühnenbild schärfer hervortreten zu lassen, um das Auge zu fesseln. Doch, wie gesagt, es interessiert mich zu erfahren, was zu Gunsten dieser Einführung gesagt werden kann.“

Etwas um die selbe Zeit schrieb uns übrigens auch Wilhelm Holzamer (Heppenheim a. d. R.): „Die Sache ist nun halt doch nicht tot zu kriegen . . . Die Mannheimer drehen im Konzert den Saal dunkel, und das Orchester sitzt im Licht auf der Bühne. So sah ich's wenigstens im Strauß-Konzert. Aber das thun die Darmstädter im Hoftheater auch. Ich mußt's im Strauß-Konzert auch thun, weil die Musiker revoltierten und überhaupt im ‚Spielhaus‘ kein Orchester vorgesehen war! Es sollte überhaupt verbebt spielen, aber da war die Beleuchtung nicht richtig in der Ordnung. Gott, 's hatte alles so rasch geben müssen! Na ja — das war! Und was gut war, geht halt nicht zu Grunde. Irgendwo und durch irgendwas wird's wieder ongeregt. Und so baut sich's schließlich doch aus. Aber die Darmstädter meinten, sie hätten meine Verrücktheiten mausetot gekriegt — und als man mich zum Brett'dichter degradiert hatte — bezeichnender Weise auf ‚Der feine Klang‘ (Perlenkorn von Gemmel) hin, meinte man mich auch so abgethan zu haben. Aber ich war gelassen und still, und lebe noch! Und bin immer noch nicht defakent geworden.“ (Man vergl. hierzu auch „Die Musik“, Heft 14.)

Gingegen fanden wir (in der vortrefflichen, von Hermann Leibler und Rich. Batka ebendem herausgegebenen, „Neuen Musikal. Rundschau“) zu diesem Thema nachträglich noch einen älteren Aufsatz des verstorbenen Aesthetikers Friedrich von Hausegger, dem wir nachstehende Hauptsätze entnehmen: „ . . . Das Bedürfnis, Tonverhältnisse und Tonwirkungen auch als etwas Anderes zu erkennen, denn als Reaktionen des Ohres auf Reize, nämlich als Ausdruck menschlicher Erregungszustände, würde dabei zu kurz kommen. Auf dieser Bahn der Auffassung der Musik fortschreitend würde man folgerichtig dazu gelangen, ein Orchester herzustellen, in welchem statt Menschen Maschinen thätig sind, die an Präzision, Kraft und Geläufigkeit sicher menschliche Leistungen übertreffen würden. Warum versucht es unsere, dem Maschinenwesen so sehr gewogene, Zeit nicht d a mit? Sicher darum, weil dann klar an den Tag treten würde, was man bei der Idee, ein Konzertsorchester unsichtbar zu machen, noch nicht klar genug empfindet . . . Ein Gleiches, wenngleich in geringerem Grade, vollzieht sich am Dirigenten eines Orchesters. Was an den Instrumentalisten in mehr oder minder verzerrter Weise zur Erscheinung kommt, in ihm vereinigt es sich zu allumfassender harmonischer Bewegung; sein Körper, frei von jeder widerstrebenden Thätigkeit, bietet sich ihr dar; er erscheint als der Repräsentant des im Tonwerke Ausgedrückten; von ihm gehen die Impulse zu der diesem Ausdruck entsprechenden Bewegung in den Tongebungen, in den Schattierungen, in den Rhythmen u. s. w. aus; in seiner Erscheinung geben sie sich, wenn auch nur in leise angedeuteten Zügen, kund und werden verstanden als das, was sie sein wollen, als Ausdruck von Gemütsbewegungen. Dieser leisen Andeutung aber bedarf es, dieser Unterstüßung des Ohres durch das Auge, dieser Fesselung des Tonlebens an die menschliche Erscheinung, wenn nicht seine rein elementaren Wirkungen das verschlingen sollen, um was es sich eigentlich handelt, und dessentwegen es uns wert ist. Ich stehe dabei durchaus nicht auf dem Standpunkte, den ein berühmter Tondichter einst mir gegenüber vertrat, man müsse den Kapellmeister sehen, um durch die Bewegungen seines Taktstodes zu einem leichteren Erkennen des dem Tonstücke eigenen Taktes geleitet zu werden. Namentlich sei dies bei

Synopen notwendig, welche durch Verschiebung der Akzente leicht bewirken können, daß man schlechte Taktteile für gute hält und umgekehrt u. s. w.! . . . Wie steht es aber dann mit Wagners verdecktem Orchester? Gerade die Erwägung, welche Wagner dazu geführt hat, das Theaterorchester zu versenken, bestimmt mich, für die Sichtbarkeit des Konzertorchesters zu stimmen. Im Drama ist nämlich die Person, welche die Ausdrucksmomente des Kunstwerkes zu übermitteln hat, der Darsteller . . . Und läme endlich einer, der, vielleicht auch mit Berufung auf Wagner, den Vorschlag machen würde, einmal die Bühne unsichtbar zu machen, damit man im Genuße der Orchesterleistung nicht gestört werde — ich würde mich darüber nicht wundern. Zustimmung würde ich ebenso wenig, als ich dem unsichtbaren Konzertorchester zustimmen kann.“

Auch das „Heidelberger Tagblatt“ hat, mit einem kleinen Feuilleton, jüngst zu unserem Artikel Stellung genommen — wie es sich von selbst versteht: in durchaus zustimmendem Sinne; müßte doch auch dort unten nicht ein Prof. Philipp Wolfrum seit Jahren bereits in diesem Geiste wirken, ohne daß man von dorthor Klagen über „Maschinen-Rusik“ etwa vernommen hätte. Am bequemsten und einfachsten aber macht sich die ganze Sache schon der Herausgeber der „Rhein. Rusik- und Theater-Ztg.“, Hr. Willy Seibert in Köln; er schreibt zu Holzamers Vorschlägen „rund und nett“ nur eben „Quatsch!“ — Je nachdem nun vielleicht noch weitere solcher Stimmen zur Sache einlaufen sollten, bleibt es unserem gesch. Mitarbeiter Herrn Paul Ehlers vorbehalten, sich noch ein letztes Mal zusammenfassend über das in Rede stehende Problem an dieser Stelle zu äußern.

Zum Straßburger Goethe-Denkmal. — In der „R. Allg. Ztg.“ war es unlängst, daß wir folgenden Herzens-Erguß fanden: „kt. Wer an die Ernennung des Professors Dr. Spahn die Erwartung geknüpft hat, daß sie den elsässischen Merkantilismus friedlicher und duldsamer stimmen würde, wird inzwischen wahrgenommen haben, wie sehr dies eine Selbsttäuschung war. Insbesondere hat das Straßburger Merkale Blatt, in dessen Zeitung die Reichstagsabgeordneten Delfor und Pauß sich teilen, seit dem vergangenen Herbst nicht aufgehört, den größten konfessionellen Gehässigkeiten seine Spalten zu öffnen. Das jüngste Stück ist folgende blöde Stimmungsmache gegen die Errichtung des Goethe-Denkmal in Straßburg, die mit folgenden Gründen bekämpft wird: Die Goethe-Manie ist eine unheilbare Geisteskrankheit, welche die von ihr Befallenen ihr Leben hindurch verfolgt und ihnen den gesunden, klaren Blick, das vernünftige, ruhige Urtheil für alles, was den großen Goethe betrifft, unwiderruflich raubt.

Glücklicher Weise hat dieselbe bereits ihren Höhepunkt überschritten; die Zahl der Unglücklichen in Deutschland, welche davon befallen sind, ist im Abnehmen begriffen. Wie gut, daß dieselbe — wie übrigens alle Modefrankheiten — nicht durch erbliche Belastung übertragbar ist! . . .“ — Darauf nun prompt die bekannte „Köln. Volksztg.“: „Das geht zu weit. Man muß in der Gegenwart gegen die ungläubigen Theorien auf religiösem und philosophischem Gebiete kräftig sechten, aber man hüte sich dabei vor einer Unduldsamkeit, welche die Gegner lediglich erbittert, weil sie auf sie den Eindruck der Gehässigkeit macht. Das gilt besonders für das Gebiet des Persönlichen. Wenn man die Lebensentwicklung von Männern wie Goethe verfolgt, so wird man bedauernd verstehen können, wie sie dem Religiösen fern standen, denn in der Regel wird sich heraus stellen, daß sie das Wesen und die Dogmen der Kirche nie gründlich kennen gelernt haben. Und wenn auch nicht überall das Wort Anwendung findet: „tout comprendre

c'est tout pardonner', so wird man sich z. B. doch zu erinnern haben, daß Goethe protestantisch erzogen wurde und schon dadurch zu einer falschen Beurteilung der katholischen Kirche gelangen mußte. Daß wir keinem Denkmal beizustimmen vermöchten, welches speziell dem ‚Nichtchristen‘ Goethe gälte, ist selbstverständlich. Aber er ist ein Held des deutschen Parnasses, einer der größten Dichter deutscher Zunge. Bei einer Denkmalfeier wird kein Mensch mit gesunden Sinnen annehmen, daß jeder einzelne Teilnehmer auf alle Worte des Meisters schwört. Wir weisen neben manchen anderen die religiösen und ‚kirchlichen‘ Anschauungen Goethe's ab, weil er auf diesem Gebiete ein blutiger Dilettant war, der das Wesen des Christentums niemals ganz ergründet hat, aber wir huldigen dem Goethe'schen Genius.“ . . . Man sieht, die „Liberalen“ brauchen im Grunde gar nicht immer gleich wie toll gegen solche Stimmen und gelegentliche Entgleisungen zu wettern — eine vernünftige und auf entsprechend geistiger Höhe stehende „klerikale“ Presse besorgt diese Korrekturen schon von sich selbst aus, ohne jene obligaten Entschuldigungs-Kommentare. Denn auch wir können dazu eigentlich doch nur sagen: „Sehr wahr und ganz richtig!“ — und herzlich lachen.

Lesefrüchte mit Handglossen — gemischte Gefühle in Stoß- seufzern.

Eben jetzt ist (oder war) die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland wieder ganz besonders auf die Reichslände gerichtet, aus Anlaß des jüngsten Kaiserbesuches in Straßburg wie der daran sich knüpfenden Aufhebung des bekannten Diktatur-Paragraphen. Auch Reichsgerichtsrat a. D. Julius Petersen, ein geborener Elsässer und vorzüglicher Kenner der einschlägigen Verhältnisse, schiderte seinerzeit, in seiner bei J. F. Lehmann, hier erschienenen lezenswerten Broschüre über „das Deutschtum in

Elsas-Lothringen“, wie nützlich die Aufhebung jenes Diktatur-Paragraphen nunmehr wohl werden könnte, der ja doch nur in der ersten Übergangszeit am Plage gewesen sei und heut zu Tage lediglich den Heftblättern Agitationsstoff liefere. Aber Petersen sagt auch noch offen und ehrlich etwas Anderes; er meint: „Gesellte sich dazu noch die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg . . ., so würde damit das Deutschtum im Reichsland entschieden mehr Boden gewinnen.“ Nun, wir haben es an dieser Stelle stets sehr entschieden betont, daß die geplante Errichtung einer besonderen katholisch-theologischen Fakultät dortselbst offenbar dazu dienen sollte, die jungen Priester erst einmal aus den Kleriker-Seminarien herauszuloden bezw. dem französisierenden Einflusse des einheimischen Klerus mehr zu entziehen, und daß die, so großen Staub aufwirbelnde, Berufung Prof. Dr. Martin Spahns auf den historischen Lehrstuhl jener in der Bildung begriffenen neuen Fakultät durchaus nur in diesem politischen Sinne zu verstehen bezw. als eine durchaus glückliche Maßregel des Staates aufzufassen sei. Das einzig Merkwürdige an dieser Sache ist nur, daß eben jene Forderung Petersens der bekannte Moniteur aller „Voransetzungskosen“ (die „M. N. N.“) ohne jeden Kommentar, und noch dazu gesperrt, jetzt abzudrucken den Mut findet. Über all' das wäre ja auch kein Wort weiter zu verlieren, wollte man nur auch immer im öden Parteienkampfe hübsch zugeben: wie gerade „die Wahrheit suchen“ — zur „Inkonsequenz“ zuletzt führen muß.

Man hat viel Wesens in letzter Zeit gemacht von den Helsingforsker Unruhen und sich, in (gerechter) Entrüstung über das barbarische Eingreifen der Kosaken, darüber nicht wenig aufgehoben, daß die russische Regierung jetzt auf einmal „verfassungswidrig“ die Rekruten nicht mehr zu inländisch-sinnländischem Militärdienste, sondern zur rigorosen Verteilung auf inner-

russische Regimenter ausheben wolle. Vergl. namentlich einen bezüglichen Artikel von Paul Rohrbach (in der Raumann'schen „Zeit“) und die von unserem gesch. Mitarbeiter Dr. Carl Schneider in Erlangen umsichtig redigierte „Finnländische Korrespondenz“ (1902, Nr. 25 vom 7. Mai), welcher überhaupt viel Sachliches zur näheren Kenntnis und tieferen Erkenntnis der dortigen lokalen Zustände zu entnehmen wäre. „O Freunde, nicht diese Töne“ des Mitleids und der hochmoralischen Erbitterung! Wir meinen wenigstens immer, man sollte doch lieber erst vor der eigenen Thüre kehren. Denn entbehrt das, was seit Jahren den Söhnen des elsäß-lothringischen Landes mit der reichsdeutschen Rekrutierung geschieht, etwa der feinen Analogie mit jenen finnischen Vorgängen? Und wie hätte sich unsere Presse zu einer etwaigen anfänglichen Revolte da drüben in den „Reichslanden“ wohl gestellt? Sehen wir doch endlich einmal ein, daß Staat eben — Staat ist, und daß es schlechterdings keinen Refuz gegen Naturgesetze der politischen Klugheit, der administrativen Gewalt und der nationalen Selbsterhaltung geben kann: wir werden zuversichtlich toleranter werden und — verständiger nach innen wie nach außen alsdann auch sehen lernen!

Herr Eugen Wolf, der bekannte Forschungsreisende, gab kürzlich in Tagesblättern kund und zu wissen: „Ich habe kürzlich einen an mich gerichteten Brief des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst teilweise bekannt gegeben, der dafür plaidiert, es sei gewissermaßen eine nationale Pflicht, sich für die Entwicklung des Fremdenverkehrs im Elsaß zu interessieren. Ich stimme mit dem Prinzen darin überein: daß es von politischer Bedeutung sei, wenn nach dieser Richtung hin von deutscher Seite etwas geschähe. Seit der Annexion hat nämlich Elsaß den größten Teil seiner guten französischen Kundenchaft verloren und keinen genügenden Ersatz aus Mitdeutschland gefunden. Der guten

Sache (!) würde demnach ein wesentlicher Dienst geleistet werden, wenn bessere und zahlkräftige Deutsche den Weg in die Vogesen fänden. Gelänge es, einige Kapitalisten ersten Ranges aus Mitdeutschland für den Zweck der Erbauung von Hotels u. s. w. in den Vogesen zu gewinnen, so würden die Kapitalisten (!) im Elsaß sich bald anschließen. Da Elsaß und die Pfalz geographisch zusammen gehören, so würde eine Entwicklung des Fremdenverkehrs im Elsaß auch der bayerischen Pfalz mit zu Gute kommen.“ . . . Das alles klingt scheinbar sehr einleuchtend und recht verdienstlich. Wir fürchten aber doch, daß die Elsäffer selbst dieser Anregung, die internationale Reise-Windbeutelei nun glücklich auch nach dem Wasgenwalde zu verpflanzen, nur wenig Dank wissen; daß namentlich der dortige, gesunde und kräftige „Heimatschutz“ diese „nationale“ Invasion des Molochs Kapitalismus samt seinen geschmacklosen Reklamschildern, „modernen“ Aufzügen, Zahnradbahnen zc. nur mit dem größten Mißtrauen verfolgen wird. Und daß wir's nur gestehen: wir könnten es ihm gar nicht einmal so sehr übel nehmen, wenn denn schon einmal die „nationalen Gründe“ im Vordergrund des „Interesses“ prangen sollen!

Erklärung. — Dr. Ernst Consentius in Berlin legt Wert darauf, an dieser Stelle noch ausdrücklich mitgeteilt zu sehen, daß sein in Heft Nr. 9 dieser Zeitschrift erschienener Aufsatz im Manuskripte die Aufschrift trug: „Sebbels Schillerpreis“. Wir kommen diesem Wunsche hiermit gerne nach und bestätigen dem Herrn Autor unsererseits bereitwillig, daß er dem Titel „Hinter den Kulissen der Schillerpreis-Kommission“ vollständig ferne steht. Aus mancherlei Gründen und Erwägungen haben wir selbst diese letztere Überschrift vorgezogen, nachdem der Eingang seines Manuskriptes für die Veröffentlichung an dieser Stelle zu streichen war. *





Freig Lienhards „Gesammelte Gedichte“.*)

Von Ernst Stadler.

(Straßburg.)

Frühlingsluft strömt in mein Zimmer. Drüben im Garten liegt junger Sonnenschein morgenkrafftig auf blütenschimmernden Bäumen. Und Duft und Sang weht her bis zu meinem Schreibtisch, wo ich sitze und Gedichte lese und dazwischen hinaus schaue in das knospende Werden der Natur.

Und wunderbar: Aus schwarzen Lettern steigt er noch einmal heraus, der deutsche Lenz, leuchtend und blütenwangig, und mischt sich lachend unter all' die jungen Frühlingsgötter, die durch's Fenster her tanzen, daß ein Singen wird in der kleinen Stube und ein Dufsten wie in Laurins Zaubergarten . . .

„Das blüht und raucht und leuchtet
Und haßt von Hei und Juchet! . . .
Mir sind die Augen befeuchtet —
O Mal, herzlicher Mal!“
.

*

Lienhard ist der Sänger des Frühlings. Ich wüßte unter den lebenden Dichtern kaum Einen zu nennen, der dieses halb unbewußte, morgenklare Erwachen aus dumpfen Winterchlase, das Keimen und Sprieszen der neu erstandenen Welt mit solch inniger Liebe heraus zu zaubern vermöchte. Es liegt in seiner Natur selbst etwas von der frischenden Klarheit und der sieghaften Wärme des Lenzes.

„ . . . Unten auflut es um gebelme Wurzeln,
Die Erde knistert, die Gewächse brechen,
Die Schwalben jagen sich den ganzen Tag,
Und Menschenherzen fangen an zu tauen
Und schwingen mit in all' der holden Schwingung —
O tausendschön bist du, viellieber Lenz! . . . ”

So heißt es in dem blütenduftigsten Werke des Dichters, den „Schildbürger n“. Und wie auf diesem „Scherzlied“, das über und über in maifrische Frühlingsstimmung getaucht ist, so zittert auch über den „Ges. Gedichten“ der kräftige Frühsonnenschein junger Lenztage. Nicht als ob der Frühling der Hauptgegenstand dieser Lieder wäre! Ich glaube, es sind in dem ganzen Buche nur zwei Gedichte, die vom Lenz und seiner Lust singen. Und doch liegt er darüber, duftig und sonnenmild, und schwillt daraus hervor, immer wieder, wie aus den keuschen Wildern des Woppsweder Bogeler. Alles Frühlingshafte ist Lienhards eigentliches Gebiet. Darum gesingen ihm am besten die kindlichen, morgenfrischen Klänge, die volksliedartig schlichten Weisen, die ohne Wortprunk

*) Berlegt bei G. H. Meier, Berlin 1902. Die Sammlung enthält außer den früher erschienenen Einzelausgaben — „Lieder eines Gläubers“ (1895), „Nordlandslieder“ (1898), „Surenlieder“ (1900) — auch eine größere Anzahl neuer Gedichte.

aus tief innerlichstem Gefühle hervor quellen. Und auch auf seinen Stoffen liegt es wie Morgen Sonnenschein und Kinderlachen. Ja, selbst wenn seine Phantasie so düstere Bilder malt wie im Lied von der „Best in Straßburg“, bricht er nicht ab in der Schilderung grauer Not, sondern in zarten, wunderlieblichen Akkorden klingen die troigigsten Harmonien aus. So ist das Gedicht „Walpurgisnacht im Untereisaß“ geradezu von typischer Bedeutung: Es ist Geisternacht. Mit „Kettengerassel und Lustgeschrei“ braust Frau Zitta's Walpurgispuß durch die Luft und bethört mit Liebeszauber den einsamen Musikanten, der weinselig und liebesdurstig auf verrufener Straße einher zieht. Da plötzlich . . .

„Was lodt und lodt der Wachtelstog
Den Gang derauf, voran dem Tag?
Er kündet schlicht den ersten Mal.
.....
Der Jäger jodelt, das Bäuerlein pflügt,
Das Gotteslappchen tagovergnügt
Käutet in's lachende Land hinein:

„Sonne, Frau Sonne mit klarem Schein,
Soßt unsre liebe Frau Königin sein! . . .“

Die quellfrische Einfachheit ist hier von einer ähnlich starken Wirkung wie etwa die vollstümlich schlichte Hirtenweise in Wagners „Tannhäuser“ nach den verwirrenden, berausenden Harmonien des Venusberges . . .

Lienhard hat viel vom Volksliede gelernt. Aber er hat sich dabei seine individuelle Tonart gewahrt. Und vor Allem: er hat Einfachheit nicht mit platter Trivialität verwechselt wie so viele Lyriker, die heute „im Volkston“ ihr Glück versuchen. Ihm war das Volkslied nur vorbildlich in der Schlichtheit und Herzlichkeit des Schauens. Und wie der unbefannte Dichter von „Innsbruck, ich muß dich lassen“ und „Herzlich thut mich erfreuen die fröhlich Sommerzeit“, läßt auch er die Eindrücke ganz naiv auf sich wirken; und wie er's fühlt, so spricht er's aus, ohne spielerische Künstelei und Zuthat. Gleich seinem großen Vorbild, dem Schotten Burns, erreicht er oft mit den einfachsten Mitteln überraschende Wirkungen. Ich erinnere nur an den kleinen Zyklus „Hochlandsdorf“, der dem prächtigen Wanderbuch „Wasgaufahrten“ entnommen ist. Welch innige Stimmung webt beispielsweise in den fünf Versen des Gedichtes

Ihr ganzer Liebesbrief.
Sechs Worte mit verlegener Schrift!
Ein Bellschen von besonnter Halde,
Zwei Blüten aus dem Schützenwalde,
Und bei den schlichten Vergeschenken
Der Saß: „Ich muß so an dich denken.“

Es ist etwas Kindliches in seiner Art, die Welt zu betrachten. Darum fühlt er sich auch so sehr hingezogen zu allen Kinderherzen, darum träumt er sich selbst so gern in die ferne Kinderzeit zurück, darum zerbricht der Troß des verbitterten Einsiedlers (in „Der Böhmer von Kaysersberg“) an der holden Unschuld eines schlafenden Kindes, darum schwärmt seine Phantasie von einem Kinderland, in dem sein Geist bereinst nach dem Tode Wohnung finden wird:

„Dort sind alle Himmel voll Farben,
Als wäre des Abends Glüh'n
Gebreitet über den Mittag —
Ein ewig Pfirsichblüh'n!“ . . .

Aber neben solch' volkstümlich-einfachen Klängen findet seine kraftvolle Phantasie oft Worte und Bilder von wilder Pracht, die von ungewöhnlicher malerischer Anschauungsgabe zeugen. Lebt sie nicht vor uns, die wilde Bärbel, wie sie im Gewitterprasseln vom flammenden Scheiterhaufen hinab in's lenzende Land lugt? . . .

„Sie hob das Haupt in Trotz und Mut!
Gepreßt die Zähne, die Augen weit!
Ihr Arm sprengte das Sänderfeld.
Die Haare quollen in Strähnen vor —
Und über der Weiber und Schergen Chor
Schaute durch Loh- und lachende Au
Den Wasgau an die wilde Frau!“

Und wie anschaulich malt er das dumpf-schwüle Lagern und Lauern der Pest in den schweren Rhythmen:

„Die Stadt am Rhein: — stumm und tot!
Die Jaden des Domes umkrallt
Mit hinter Loge der Drache der Luft,
Furchtbar-behaglich gelagert,
Stüßt sich und reckt sich und späht,
Beugt sich schlummernden Auges vor,
Jüdt die Klauen der Recht' —
Tast —
Und tötet!“

Überhaupt sind die meisten Gedichte rhythmisch wie musikalisch außerordentlich vollendet. Einzelne Lieder sind von entzückendem Wohlklang der Sprache, und man braucht nur Gedichte wie „Nachtwind“, „Fahrt nach Schottland“ oder „Burns' Geburtshaus“ laut zu lesen, um zu erkennen, welsch tiefe Wirkungen sich da ganz ungesucht aus dem vollen Wohlklang der Silben ergeben. Sein Rhythmus schmiegt sich meist dem Stoffe so eng an, daß Gewand und Leib unzertrennlich scheinen. Seine Verse sind größtenteils gereimt, gestatten ihm aber trotzdem eine außerordentliche Bewegungsfreiheit. Ja, seine gereimten Gedichte sind sogar fast durchweg ungezwungener als seine freien Rhythmen, die manchmal (wie in „Heilige Sendung“ und „Sterne“) etwas Steif-Gekünsteltes haben. Dagegen malen beispielsweise die gleichsam in der Luft flatternden Dactylen des nordischen „Elfsentanzes“ mit unübertrefflicher Grazie das windschnelle Hüpfen und Schweben des beschwingten Lichtoökflein's. Und wie anmutig wirkt hier das plötzliche Herceintappen der plump-täppischen Trochäen:

„Poltert der und hüpft der,
Mit dem Holschuh stolpert der —
Jotteidär!“

Aus dem „Reitermarsch“ der Buren dröhnt das gleichmäßige Klattern der Hufe, und im „Kleingewehrkampf“ glaubt man dem Niederprasseln der Kugeln zu lauschen. Diese Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit des Rhythmus ergießt sich aus seiner tiefen Durchdringung des Stoffes. Ihm ist es wirklich „nicht das Metrum, sondern ein Metrum schaffender Stoff, der das Gedicht macht“. (Emerson.) Überhaupt steht das Stoffliche in Liehards Gedichten stark im Vordergrund. Die bloße Stimmungsmalerei, die sich auf einfache Konstatierung der Eindrücke beschränkt und alle fortschreitende lyrische Empfindung vermeidet, findet sich bei ihm kaum.

Allerdings scheint sein stoffliches Gebiet auf den ersten Blick nicht eben weit zu sein. Öfters kehren die selben Klänge in kleiner Variation wieder, und so mancher Gedante, der in den Gedichten austauht, ist uns aus seinen frischen Prosauffäßen längst

bekannt und wohl vertraut. Ich sehe darin keinen Fehler. Es ist mir im Gegenteil ein Beweis dafür, wie voll der Dichter stets sein eigenes Ich giebt. „Mensch sein ist wichtiger als Litterat sein“, — dies kernige Wort, in dem seine kleine Streitschrift gegen „die Vorherrschaft Berlins“ gipfelte, ist ihm bei seiner künstlerischen Produktion oberstes Geſetz. Darum dichtet er nicht nach dem falschen *l'art pour l'art*-Grundsatz, um zu dichten, sondern seine Lieder sind Tagebuchblätter, denen er Groß und Bitterkeit, Sehnsucht und Glück seines Lebens anvertraut. Ihm fließt wirklich „die Kunstanschauung aus der Weltanschauung“. Und so ist es nicht zu verwundern, daß Gedanken, die sich dem Kritiker aufdrängten, auch in das dichterische Wirken gelegentlich sich hinüber spinnen.

Man lasse sich nicht durch die scheinbare Vielseitigkeit gewisser Dichternaturen täuschen! Durch die Werke des echten Künstlers wird stets ein bestimmter einheitlicher Zug, eine ausgeprägte Grundmelodie durchgehen, die bald orgelkräftig in voller Wucht einher braust, bald wie aus der Ferne in leisen Untertönen zittert, niemals aber ganz verklingt. Bei Wienhard ist diese Grundmelodie Liebe zur Heimat, Haß gegen die Großstadt, Lust und Kraft zur Einsamkeit.

An seiner elsässischen Heimat und ihrem Hochwalde hängt er mit ganzer Herzenskraft „wie der Pfirsich an blühendem Hause“. Die altelsässischen Sagen gestalten leben ihn auf und umringen ihn bei Tag und Nacht. Die heilige Odilia wandelt vor ihm her durch den Wald und „segnet die sonnigen Gauen“; der Scheiterhaufen der schönen Barbara Ott lobert im Lenzenwinter, und die Hexen der Walpurgisnacht tanzen über'n Bastberg. Die weiße Frau schwebt von Vollmondsglanz umfütet durch den mitternächtigen Wald, und bei den Tannen am Wasgenstein umschlingen sich im Frührot nach heißer Schlacht Walter und Hildegunde. Und in einem mit visionärer Kraft geschauten Gedichte, das von der verräterischen Niedermegung der Bauern bei Lupstein singt, sieht er, wie der Geist seines eigenen Ahnherrn in mondweißer Waldkapelle Hilfe heißend am Blodens-Strange zerrt . . .

So eins fühlt er sich mit seiner Waldheimat, daß er in einem anmutigen Gedichte („Seelenwanderung“) sich selber geradezu wie so ein Stück Hochwald vorfindet, so ein „Falk oder Bach oder Else der Nacht“, der ausgesandt ward, „in Menschenklang“ zu künden von den Wundern des Waldes. Und nicht nur aus dem verwirrenden Gewühle der Großstadt klingt dem „stolzen Sohn seiner Wälder und Berge“ wehmütig der Waldhornschall der Heimat in's Herz, selbst auf seiner Nordlandsfahrt, wo neue gewaltige Natureindrücke seine ganze Seele gefangen nehmen, überkommt ihn das Heimweh nach seinem Wald:

„Nicht möcht' ich wohl im Sturme,
Nicht auf dem Meer vergeh'n —
Nach edlen Kämpfen möcht' ich
Wald-Glück wiederseh'n.“

Und wie er am umbrandeten Strande von Sykt hin wandelt, klingt ihm seiner Heimat Abendglocke in's Ohr, und er bittet im Geiste,

„Daß die Nachbarn, die alle,
Ihre weilen Hände salte
Und beim Klange mütterlich
Zwiefach bete: auch für mich!“

Die Heimat mit ihrem wipfelschlanken Wald und ihrer biederen Landbevölkerung wird ihm geradezu zum Symbol für Ursprünglichkeit und Kernhaftigkeit des Wesens,

und er wünscht sich, „daß verbauert werde — aus Zärtelei und Stadtbefchwerde — die ganze weite Gotteserde“. Jetzt freilich hat ihn das Leben fortgerissen aus Wald und Heimat. Aber einst — das ist sein zuversichtlicher Trost — einst wird der Kreis wieder landen,

„wo das Kind getauscht.

Dann soll mein kleines Haus, so wünderweh,
So rotgedacht, so birkenart umraucht,
Als freundlich Auge weit in's Elß geühen.“

Einst . . . Wenn die Schlacht geschlagen ist, wenn „endlich andre Lüfte uns umsähehn“, wenn sein sonniger Idealismus gesiegt hat, „spät, doch gründlich!“

Noch aber gilt's den Kampf:

„Auf nach Berlin! Bestürmt wird nun die schwarze Stadt!
Der deutsche Mal wirkt seine Blütenmogen
In einem welken, duftig-weißen Bogen
Rings um den Luatm, der niemals Frühling hat.
Feldlerchen schiedt er led auf Rundschaft aus,
Zum Angriff schmettern alle Nachtigallen,
Und sein Provinzgewöll seh' ich im Sturme wäulen:
Es prasselt Hagel ab auf Dach und Haus —
O schwarze Stadt, mit schelnt, mit Mann und Maus
Ruht du bei un'rer fröhlichen Bestürmung saßen!“

So sang er vor sieben Jahren in trotzigem Kämpferdrange. Seither ist seine Weltanschauung milder und reifer geworden. Nicht mehr mit den Waffen bitteren Trostes will er die flache Unnatur der Großstadt belämpfen: durch die sonnige Nacht seiner Dichtung denkt er sein Volk zurück zu führen zu „Herzensheiterkeit und Seelenkraft“. Wie dem jungen Fürsten in seinen „Schilddürgern“ erscheint ihm „ein Weltverklären“ als heiligste Pflicht. Und wenn einmal wieder der alte Haß gegen die ungesunde Überkultur unseres Jahrhunderts in ihm aufflammt, so kennt er ein Mittel, das ihn abseits führt von „dieser krankten Zeit“, das ihm neue Kraft und frischen Schwung giebt: die Einsamkeit, die schon dem Wasgaufahrer „jeder Ausblick von stiller Wasgauhöhe“ predigte.

Und zuweilen überkommt ihn das selig-stolze Gefühl des Alleinseins mit leidenschaftlicher Gewalt:

„Auf Glasgow hängt ein Regen grau und schwer.
Wie still mein Zimmer, wie so voll mein Sinn
Vom Burnsland weht ein letztes Leuchten der —
Wie bin ich glücklich, daß ich einsam bin!“

Einsamkeit — fast in Emerson'schem Sinne —, die ohne Scheu vor der Verührung der Welt doch abzuschließen weiß, das scheint ihm das schönste Ziel:

„Ich lieb' es stets, abseits der Welt zu gehn
Und dennoch freundlich auf ihr Thun zu sehn.“ (Schilddürger, 8. Ges.)

Es ist die Weltanschauung des gereiften Mannes, dem Sturm und Not nicht die Sonnenzuversicht seines Idealismus verbittern konnten.

*

Allgemach beginnen Dierhards Anschauungen breitere Wellen zu schlagen. Eine frische „Heimatkunst“ ist nach der kleinlichen Übertreibung, der unfer ursprünglich lebenskräftiger und durchaus berechtigter Naturalismus zum Opfer fiel, fast allseitig mit aufatmender Freude begrüßt worden.

Lienharbs aesthetischer Standpunkt ist ja sicher nicht ohne Einseitigkeit. Aber, auch wo man seinen Ausführungen nicht beipflichten kann, muß man die Ehrlichkeit, mit der er seinen Standpunkt vertritt, muß man die Wärme, mit der er stets seine ganze Persönlichkeit einsetzt, bewundern. Darum lesen sich seine kritischen Aufsätze oft geradezu wie Dichtungen. Denn es ist ein Geist, der in allen seinen Büchern lebt, stark und sonnig, der Ausdruck einer vollen Persönlichkeit, die Kraft und Innigkeit der Empfindung mit bedeutendem Können vereint. Und er selbst tritt daraus hervor, keiner von den ganz Großen, die unser volles Sein unwiderstehlich in ihren Bann ziehen, aber einer von den Stillen und Starken, die man lieben lernt und zu denen man, wenn man einmal bei ihnen vorgespochen hat, immer wieder zurück kehrt.

Möge unser Volk, das endlich in weiteren Schichten auf den warmherzigen Elässer mit seinem echt deutschen Herzen aufmerksam zu werden scheint, ihm die liebende Beachtung schenken, die seinem Willen und Können gebührt, auf daß er im Hinblick auf sein ganzes Deutschland einst von sich rühmen darf:

„In euren Tafeln will und werd' ich bleiben.“

Vermischtes.

Carl Bleibtreu: Belfort. Die Kämpfe von Dijon bis Pontarlier.

Der Selbe: Der Verrat von Metz. Beide bei Krabbe in Stuttgart.

Daß ein französischer Offizier des XX. Korps seine Kämpfe um Belfort so erzählt, wird Keiner glauben. „Ja gewiß, die Deutschen pflückten ein Lorbeerblatt auf diesem grünen Reichenfelde, wie selbst dieser blutige Krieg nur wenige sah. Doch unserer glühenden Vaterlandsiebe, unserer heißblütigen, sich immer gleich bleibenden Tapferkeit . . .“ „Ich sprach schon die Ansicht aus, daß die Deutschen ihre Belforttage unmäßig überschätzten. Damit sei aber den braven Badensern und Landwehren nicht zu nahe getreten (!), die dort ihre uneinnehmbaren (!) Stellungen mit dem Schwur bezogen, eher ruhmvoll unterzugehen, als . . .“ Und so geht es immer, immer weiter. Die Deutschen werden „in Schutz genommen“, die Franzosen entschuldigt: auch sie hätten sich ja öfters ganz tüchtig gehalten. Dann fehlt dem Ganzen die Klarheit; es geht hin und zurück, links und rechts, in ganz lockerem Zusammenhang. Der Wäschzettel nennt das „kunstvolle Komposition“ . . . Ich kann mich für diese Art populärwissenschaftlicher Darstellung nicht

begeistern, ich finde Bleibtreu hier einfach langweilig. Entweder man nimmt einen Soldaten, hoch oder niedrig, und läßt ihn den Feldzug miterleben und dann erzählen, was er gesehen hat, in klarer, einfacher epischer Breite, also im Genre Erdmann-Gatians — oder man hält sich enger an die Geschichte, an das Große, und erlebt selber als Geschichtsschreiber mit, und da kann mich ein Thiers hinreißen, obwohl ich ganz gut weiß, wie wenig ihm manchmal zu trauen ist. Endlich bleibt die rein objektive, geschichtliche Darlegung, bei der das Bestreben des Verfassers, beiden Nationen gerecht zu werden, sympathischer berührt hätte wie hier, wo es jeden Schwung hemmt und einen temperamentvollen Zug in's Große des Stils ausschließt. Auch stilistisch läßt manche Seite zu wünschen übrig.

Das selbe gilt vom „Verrat von Metz“. Hier befehrt sich Bazaine Bleibtreu zu Liebe: „ . . . wer weiß, ob nach dem Tode nicht das wahre Gericht Gottes eintritt. Möge er mir barmherzig sein, wie ich bereue und meine Schuld bekenne. Ich will ein volles Geständnis hinterlassen, damit die Weltgeschichte sich nicht über mich den Kopf zerbricht.“ Aber dann, als Schluß des Buches, durchliest der Greis Bazaine, was er für die Nachwelt geschrieben, und

sigt lange in düsterem Sinnen. „Dann erhob er sich schwerfällig und warf das Manuskript in den Kamin, bis die Flammen jede Spur davon geilgt. Und er nahm sein Geheimnis mit in's Grab.“ Woher Bleibtreu das „Geheimnis“ wohl weiß? Wohl daher, wo es auch Andere ausgraben können, die keine Seher sind — Bleibtreu kennt doch die Alten Le procès de Bazaine, die in einem dickleibigen Bande schon längst im Buchhandel erschienen sind? Aber warum dann der Geschichte ein Mäntelchen umhängen, dessen sich gewöhnlich nur Roman-Fabrikanten bedienen? Diese Form der Darstellung ist's, die bei allen vorzüglichen Bleibtreu's mit der Zeit unausföhllich wird.

Strasburg. René Schickel.

Richard Arndt: Mauerblümchen. Dresden, Pierjons Verlag.

Hans Baumann: Von Einst. Ebenda.

Paul Bussion: Gedichte. Ebenda.

Felix Paul Greve: Wanderungen. München, Littauer (Kommission).

L. Martin: Bunte Blätter. Dresden, Pierjons Verlag.

Margarethe Moes: Gedichte. Ebenda.

Heinrich Spiero: Gedichte des Wanderers. Leipzig, Seemann Nachfolger.

Richard Arndt setzt im ersten Gedicht seiner Sammlung seinem Talent die richtigen Grenzen. Das sieht bescheiden aus, und wenn er wirklich bescheiden bleibt, reimt er ganz hübsche, stimmungsvolle Sachen. Er bleibt es aber nicht immer. In „Unsterblichkeit“ versetzt er sich in das Pantheon der alten unsterblichen Götter („in ihren Reich'n wird bald dein Ruhm unsterblich sein“), am andern Morgen bittet er seine Muse zu einer exquisiten Mahlzeit, Münster mit Sekt, Abends fährt er als armer hungernder Teufel in der Gasse herum — das hat ihm eben Nichepin angethan. Seine Cucur sind Helden, Herr

Arndt ist ein armer, ach! so armer Bolear — wenn er einmal über die Pfähle seines Himmelreiches hinaus will. — Auch Hans Baumann möchte Zigeunerblut in den Adern haben. Blut, das in den sprühendsten Reimen singt und klingt. Er hat sich entschieden in Mini Pinson und Musette verliebt. Aber die Grazie eines Ruffet oder Murger besitzt er natürlich nicht, er ist plump und daher gemein, ekelhaft. Keine Leidenschaft, matte Vorbildförmlichkeit, und mit ihr Hand in Hand gehend eine gewisse „Sentimentalität“. — Von Paul Bussion habe ich das Gefühl, als hätte er zu früh geschrieben. In manchen seiner Lieder schwingen ein paar echte Töne — ob die sich zur Melodie finden werden? Vielleicht, wenn Bussion noch recht jung ist, wenn alles, was er heute sagt, reine Lüge ist — aber diese 114 Seiten „Lyrik“ drucken lassen!? — Herr Greve läßt nur 150 „Wanderungen“ auf holl. Wüttenpapier und 10 auf kaij. Jap. Papier drucken. Und die Ausstattung ist wirklich bestechend. Weniger der Inhalt. Eine gewisse Formgewandtheit ist da, eine „prangende“ Form.. ohne Wucht, auch ohne Schmetterlingsfarben im Ton. Kühle, wenig Leben. Armut. — L. Martin ist charakteristisch als Philosoph des Dilettantismus. Mit „sähem Schmerz“ sieht er „an des Jahrhunderts Wende“ das Gemüt der Kraft weichen. Er bringt es nicht fertig, das Grandiose der Kultur mit dem ewig Menschlichen zu verschweihen. Dazu gehört Blut, höchstes Temperament, und das haben die Dilettanten alle nicht im nötigen Quantum. Die „Liebe“ faßt er wie ein noch unausgewachsener Backfisch auf. Wie das klingt, wenn er von „der Leidenschaft! Blut“ standiert! Lebenskraft giebt es in diesen Revidieren nicht, weil die die Melancholie, das dreimal heilige Zuckermesser, umwerfen könnte. Martin löst die tiefsten Probleme in vier Reimen, spricht von „der Menschen falsche Schlangenbrut“ und flüchtet sich zum Humor. Für den ist er dann erst

recht zu klein. Und in den Wust hinein
 lispeln Feine und Verlaine, Verlaine und
 Feine. — Kräftiger nimmt sich Fräulein
 (Frau?) M. Mores aus. In ihrem Falle
 ist diese „Kräftigkeit“ etwas fatal. Was
 sie da dichtet, glaubt ihr kein Mann. Für
 Fortschrittlerinnen ist der ziemlich dicke
 Band Gedichte allerdings Sonntagsgebäd.
 — Spiero ist eine Karikatur Villencrous.
 Eine vornehme Karikatur, etwa ein Schatten-
 bild. Tief empfindend und alles in einem
 prächtigen Spiegel reflektierend, dichtet er
 manch schönen Vers. Die „Lieder von
 Melar“ sind geradezu herrlich. Er ist in
 Allem Villencrou, ahmt sogar bis zu einem
 wörtlichen „prunkt und prankt“ nach. Seine
 Stellung zu den Alten, Jungen, Jüngsten,
 zu den Kritikern — alles der noble, über-
 legene Dichterbaron. Gerade ihn sagt er
 in den „Umrissen“ nicht eben tief, was
 er von ihm sagt, ist oberflächlich, ja direkt
 falsch. Hauptmann, den er ebenfalls ver-
 zeichnet, wird im selben Atemzuge mit
 Wildenbruch und — Paul Heyse angebidtet.
 — Alle sieben sind Dilettanten im guten
 Sinne des Wortes: keine genialen Form-
 künstler und keine, die neue Werte schaffen.
 Sie sind das höchste Publikum der Tages-
 großen, das nachschaffende Publikum. In
 diesem Sinne haben mich die Gedichtbücher
 fast alle sympathisch berührt. Sie be-
 zeichnen eine Überwindung des gewöhnlichen,
 niederen Dilettantismus insofern, als die
 Moderne in ihnen Widerhall gefunden hat.
 Das geistige Niveau ist gestiegen, die
 Empfindsamkeit für die neue Zeit hat sich
 verfeinert, der Kurs hinter den Klassikern
 und klassischen Epigonen her ist nicht mehr
 so scharf. Sie haben sich in die neuen
 Bahnen abtreiben lassen. Die Dichter und
 Kritiker dürfen diese Erscheinung mit Freude
 begrüßen, denn von der alten Sorte giebt
 es leider noch mehr wie genug.

Strasburg. René Schädle.

Musenalmanach der Hochschüler
 Münchens 1901. Leipzig, H. Seemann Nachf.

In Musenalmanachs dieser Art wird
 man nicht nach großen Dichtern forschen.
 Zufall, wenn sich in dem Einen oder dem
 Anderen wirklich einmal ein starkes Talent
 „entdecken“ läßt. Aber was man verlangen
 darf, ist Leben und Kraft, übersäuende
 Jugend, Persönlichkeit — dann wird die
 Kunst, die Form schon zu einem Extra.
 Gute Verse machen ist schwerer als eine
 ehrliche, gesunde Prosa schreiben. Man
 wird also das Hauptgewicht auf kurze,
 charakteristische Prosastücke legen müssen,
 wie sie auch dieser Almanach enthält:
 Daneggers „Dreieck“, Gärtlers „Ver-
 klungenes Lied“ und Holzschuhers „Herr
 Jemand und Fräulein Sonnenschein“. Jedes
 der drei Stücke ist in seiner Art vortrefflich.
 — Die Gedichte sind im Allgemeinen schwächer.
 Witkop ist gewiß ein Dichter, und ich
 kenne ihn als solchen aus vielen Liedern.
 Er mag von Heudeß gelernt haben, wenn
 der nur Lyriker sein will. Leider besitzt
 er zu wenig Zentrifugalkraft, es gelingen
 ihm selten Strophen wie die:

Ich höre das Wachsen der Erde,
 Ich höre die Meere gehn.
 Ich höre ein ewiges Werden!
 Aus goldenen Gestirnen wehn.

Und nirgends ein Purpurstreifen am Hori-
 zont, der ein Neuland verkündet. . . Auch der
 Herausgeber, Hanns Holzschuher, hat
 Talent, das beweist sein „Still ist meine
 Liebe“. Aber in anderen Gedichten zer-
 fließt die Stimmung in Breite und
 Banalität. So leistet er sich Verse wie:
 „Mädel, nun bist du meine — du kleine!“
 Dennoch ist er der Einzige, der Sonne ahnen
 läßt. Ernesti und, in gutem Abstände,
 Willy Geiger haben Phantasie und
 Gemüt, aber — voilà tout!

Der Hauptvorwurf, den ich dem Musen-
 almanach zu machen habe, kommt auf das
 Konto des Herausgebers. Er hätte die
 Gedichte der einzelnen Beteiligten nicht durch
 das ganze Buch zerstreuen sollen, sondern
 zu Gruppen vereinigen, zu „Auto-Cha-
 rakteristiken“. Und ebenso die Illustrationen,

die übrigens nicht allzu viel wert sind. Durch das Zusammensuchen der Gedichte wird natürlich der Eindruck wesentlich geschwächt.

Der Musenalmanach 1901 ist ein erster Versuch. Ich kann mir leicht denken, wie schwer es fällt, ein paar Talente unter die Fahne zu trommeln. Aber man mußte doch ein Duzend finden, die — jung sind! die Feuer im Blut und Mark in den Knochen haben! Das gäbe ein herrliches Buch des Lebens.

Strasburg. René Schidtele.

Leo Berg: Das sexuelle Problem in Kunst und Leben. Stark vermehrte 5. Auflage. Berlin, Hermann Walthers.

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage (1890): „Ich stelle hier ein Problem zur Diskussion, das ich überall nur aufzeige und andeute, das ich so wenig lösen kann als irgend ein anderer Mann unserer Zeit. Ich sehe die Spitzing; ich bin nicht der Obipus, der sie in den Abgrund stürzt, weit eher gehöre ich zu den Verschlungenen. Kurz: ich schreibe ohne jede Prätension.“ Aus dem Vorwort zur fünften Auflage: „Denn ich meine . . . Schrift . . . neu heraus gebe, so glaube ich es mit derjenigen Unbefangenheit thun zu können, die mir sogar gefallt, auch das unverändert wieder zum Abdruck zu bringen, was mir heute selbst übertrieben, einseitig, hart erscheint.“ Mit diesen Worten des Verfassers ist die Schrift charakterisiert und ihr Stil — vielleicht gerechtfertigt. Berg nennt ihn „boshast“, und das ist er, geistreich-boshast, bis in's Manirierte und in's Geistreiche hinein. Auch die größeren Artikel sind aphoristisch. Er führt nicht aus, er skizziert nur, so recht angenehm für den Armen, der verurteilt ist, alle Jahr ein Duzend Mal durch schwulstige, „sachwissenschaftliche“ Abhandlungen über alle möglichen ästhetische Fragen zu „waten“. Bergs Schrift ist Extrakt. Ich gebe zu: vielleicht zu sehr Extrakt. Aber es ist ein

Buch, das man jedem warm empfehlen muß, der sich mit Zeitfragen beschäftigt. Es hat mehr als litterarischen Wert, es ist kulturhistorisch ein Dokument. Streiflichter, die uns ein völlig neues Bild offenbaren . . . Überraschende Verbindungen von Erscheinungen unserer heutigen Kultur . . . In wenige Worte zusammen gefaßt: das „Sexuelle Problem“ Leo Bergs ist Sachwissenschaft für Leute, die zu lesen verstehen. Ich ziehe diese 5. Auflage, ganz abgesehen davon, daß sie schon stofflich reich ist, den früheren Ausgaben bei Weitem vor.

Strasburg. René Schidtele.

Das Reichsland. Monatshefte für Wissenschaft, Kunst und Volkstum, herausgegeben von Professor G. Koehler in Metz; Verlag von Rudolf Lupus, Metz. I. Jahrg., 1. Heft.

Es rührt sich jetzt auf allen Linien da drüben, und also auch Lothringen „rührt“ sich nunmehr mit dieser Zeitschrift, die freilich mehr der in Strasburg herausgegebenen, rein litterarischen, Monatschrift „Erwinia“ mit allgemeinerem Programm und weiter gesteckten Zielen nun an die Seite treten zu wollen, als gerade ein „Stürmer“ zu werden scheint. Sie will — wie sich dem Programm entnehmen läßt — „dem Frieden, der Versöhnung und Einigung auf dem Gebiete gemeinsamer Kulturarbeit, der Zusammenführung der noch getrennten, schriftstellerisch thätigen Geister und der altdeutschen wie der eingeborenen Leser um einen Mittelpunkt dienen, so aber einer der Faktoren werden, die dem heilvollen Gedeihen des Landes und seiner Zukunft zu nützen suchen.“ Und sie beruft sich dabei auf Fritz Lienhard, Dr. Karl Stork, den Strasburger Sänger Christian Schmidt und Pfarrer Diez (den Leiter des „Alfa-Bundes“), sowie auf den Franzosen Théodore Cahu (übersetzt von Suzanne Bräutigam-Romane) als „gute Geister“ und Eideshelfer, indem sie zugleich René Prévôts Worte der alten Großmutter

gleichsam als Programm zitiert: „Unfri Kinder, unfri Kindeskinde kumme-n-an d' Reich und die redde villich anderscht, die ware ditsch, wie mir französch gsi sin, denn des isch unser Los gsi vo allemil har, einmol des und einmol sell.“

„Im Hügelland um Rhein, Main, Neckar und Mosel schießen die Wasser schneller und melodischer zu Thal; das Blut der Menschen ist wärmer und von der heiteren Nebe durchsonnt; die Temperamente sind von zugreifender Frische; die Lebenslaune ist regfamer — und so bilden diese Eigenschaften eine köstliche Ergänzung zu den tüchtigen Eigenschaften Ostelbiens, das jetzt einseitig in der Litteratur vorherrscht. Sie trete mutig vor, die westdeutsche und süddeutsche Art! Sie rede entscheidend und klangvoll mit in unsrer Dichtung, in unsrer Kultur!“ So schreibt Fritz Lienhard, der erste Rufer im Streit und ursprüngliche Fürsprecher dieser ganzen Bewegung, in dem frischen kurzen Begrüßungs-Artikel, den er dem neuen Organe mit auf den Weg gegeben hat; und so sprechen auch wir — begierig der Dinge, die da kommen sollen — mit ihm einstimmen: „Ob die tapferen Erstlinge, die dort im litterarischen Leben zu verzeichnen sind — in Straßburg, Frankfurt und nun auch in Metz — hochwachsen und sich durchsetzen werden, hängt von mehreren, besonders auch praktischen Bedingungen ab. Aber schon der Versuch ist ehrenvoll. Darum Glückauf!“ Sdl.

Arbeit. Der Vier Evangelien zweiter Teil. Roman von Emil Zola. Deutsch von Leopold Hofenzweig. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Zola's Roman „Fruchtbarkeit“, der erste Teil der Vier Evangelien, ein groß konzipiertes Werk, das in seinem ersten Teile in manchen Partien an Zola's beste Zeit erinnert, zeigte gegen Ende zu schon ein bedenkliches Abnehmen der poetischen Kraft und eine Hinneigung zu einer gesuchten,

unnatürlichen Symbolik. Wer aber damals noch an dem Erlahmen der Kraft des großen Dichters zweifelte, den wird sein neuester Roman „Arbeit“ davon überzeugen. Es ist geradezu verblüffend zu beobachten, wie das Können des Dichters an der großen Aufgabe, die er sich auch hier wieder stellt, gescheitert ist. Was ist aus dem schönen Naturalisten des „Germinal“ und der anderen Meisterwerke geworden? Ein Phantast, ein Gräbler, der über seinen Träumen von Menschheitsbeglückung den Kontakt mit der Wirklichkeit verloren hat und sich vergeblich bemüht, seinen Hirngespinnsten Leben einzuhauchen. Das ganze Werk ist nichts mehr und nichts weniger als eine Beherrschung des kollektivistischen Zukunftsstaates, wie er Fourier und seinen Schülern als Ideal vorschwebt. Mit einer schönen Begeisterung und Wärme, die nicht ohne Fanatismus ist, kämpft Zola für seine Theorie; aber an dem Versuche, ihr künstlerisches Leben einzuhauchen, ist er gescheitert, und auch ein Größerer wäre vielleicht daran gescheitert. So liest das Buch sich wie eine theoretische Schrift, und der trodrene, chronikartige Stil, in der die Begebenheiten einfach berichtet, anstatt dargestellt sind, wirkt vollends ermüdend. Die Menschen, die in diesem Roman auftreten, sind, einige wenige, von altem Zola'schen Geiste besetzte Gestalten abgesehen, Schatten und Schemen ohne Fleisch und Blut — Marionetten, denen man die Absicht des Verfassers sofort anmerkt, und die er nach Belieben am Drahte leitet, aufstreuen und wieder verschwinden läßt. Sie sind, ebenso wie die Begebenheiten in dem Romane, nur Symbole. Zola hat immer eine Neigung zum Symbolismus gehabt. „L'art c'est la nature vu au coin d'un tempérament“ war seine Theorie, in der Braxis hat das „Temperament“ der „Natur“ immer die Waagschale gehalten und bisweilen auch einen Streich gespielt. Georg Brandes hat das an einer Menge Beispiele in seinem Essay („Menschen und Werke“, 3. Aufl.,

Frankfurt 1900, S. 235 ff.) treffend nachgewiesen. Hier, in dem Roman „Arbeit“ aber, ist die „Natur“ ganz in den Hintergrund getreten, und das „Temperament“ treibt sein Spiel in einem krausen Symbolismus, der an innerer Unwahrheit krank und bisweilen von kindlicher Unbeholfenheit ist. Man merkt auf Schritt und Tritt die Absicht des Dichters, und das stört den Leser. — Zola hat die allmähliche Wandlung vom Naturalisten zum Symbolisten durchgemacht, auffallender und plötzlicher aber noch ist die Wendung vom Pessimismus zum schrankenlosen Optimismus: eine Überzeugung, die er nun mit gleicher Begeisterung vertritt wie seine frühere. Den Menschen Zola kann dies neue Buch nur in unserer Wertschätzung erheben, wenn das überhaupt noch nötig ist — für den Künstler Zola bedeutet es einen Rückschritt.

Saarbrücken. Max Beyer, †.

Alfred Bod: Der Flurschütz. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Eine heffische Dorfgeschichte. — Seltsam, mit welcher anderen Gefühlen wir heute das Wort „Dorfgeschichte“ aussprechen als vor 20 oder auch nur 10 Jahren! Noch vor etwa 10 Jahren trat man wohl kaum ohne ein gewisses Gefühl von Mißtrauen und Mißbehagen an eine Geschichte heran, die sich von vornherein als „Dorfgeschichte“ bezeichnete. Man war nicht sicher, ob man nicht ein durch endlose Wiederholung des Auerbach'schen Schema's entstandenes Gemisch von Sentimentalität und naiver Unnatur und Schönfärberei vor sich habe. Heute sind sowohl Autor wie Publikum anspruchsvoller in dieser Beziehung geworden. Wohl werden auch jetzt noch schlechte Dorfrromane geschrieben, aber das Publikum ist nicht mehr befriedigt damit, und ein Autor, der auf seinen literarischen Namen hält, wird nicht mehr wagen, ein solches Produkt einer ernsthaften Kritik darzubieten. Hier hat der Naturalismus klärend und reinigend gewirkt. — Auch

Alfred Bod geht in seinem Romane vom Naturalismus aus. Das ist ein prächtiges Stück Heimatkunst, ein Buch, von dem man einmal mit Recht das so oft mißbrauchte Wort anwenden kann, daß der „Erdgeruch der Heimat“ darin sei. Wo die Heimatkunst so austritt, da ist sie wirklich eine Bereicherung unserer Litteratur — was man von den Werken unserer zahlreichen Heimatdichter, die ja jetzt wie Pilze aus der Erde schießen, nicht immer sagen kann. Alfred Bod hat mit diesem Buche wohl als einer der ersten diesen gesunden, kräftigen heffischen Bauernschlag in die Litteratur eingeführt und den Blick in das Seelenleben dieser Leute eröffnet. Es ist ihm damit ein vortrefflicher Wurf geglückt, der ihn hoffentlich noch zu weiterem Wirken auf diesem Gebiete veranlassen wird. Nimmt man noch hinzu die meisterhafte, in aller Einfachheit plastische Zeichnung der Charaktere, den packenden, fast dramatischen Aufbau der Handlung und die kernige, kraftvolle, durch Anwendung des Dialektes noch farbigere Sprache, so kann man wohl sagen: Ein Buch, dem man wohl von Herzen wünscht, daß es gelesen wird.

Max Beyer, Saarbrücken †.

C. Bleibtreu: Die Wahrheit über 1870. München, „Deutsch-französische Rundschau“.

Der Selbe: Der Militarismus im 19. Jahrhundert; auch als 4. Heft der Sammlung: „Im Anfange des Jahrhunderts“. Berlin, Verlag „Aufklärung“.

In der ersten der beiden Schriften sucht der bekannte Verfasser darzuthun, welchen Umständen im Gegensatz zur bisherigen Darstellung der militärischen Operationen der Sieg vorzugsweise in den Schlachten gegen das Kaiserreich zu verdanken sei. Irrtümer und Unrichtigkeiten finden sich erklärlicher Weise in der Behandlung der Kriegsgeschichte mannigfach, und man wird es dem Verfasser Dank wissen, daß er zur Klärung der bisherigen

Übertreibung beigetragen hat. Indessen wird der Wert seiner Schrift sehr durch die darin zu Tage tretende Tendenz beeinträchtigt, in scharfer Polemik gegen alles, was offizielle militärische Darstellung heißt, vorzugehen und jede Gelegenheit zu erhaschen, dieser Mangel an Objektivität oder gar Schlimmeres (absichtliche Entstellung aus selbstfächtigen Gründen!) vorzuwerfen. Für den Erfolg eines solchen Strebens wäre vor Allem unerlässlich gewesen, eine, wenn auch nur kurze, Kritik über die benutzten Quellen („die bessere der französischen Darstellungen“ besagt gar nichts) zu geben, sonst stehen den deutschen Berichten eben nur die französischen gegenüber, und die schweren, gegen die deutsche Heeresleitung erhobenen Vorwürfe machen einen eigenartigen Eindruck. So sei nur eine Stelle von S. 39 zitiert: „Die Unordnung der drei durch einander geratenen Korps ist unbeschreiblich, obgleich Ausmalungen dieser ‚Panik‘ seitens französischer Autoren ebenso ungerecht übertrieben wie die lächerlichen Versuche deutscher Schönfärber, diese trostlose Lage noch gar als ‚Erfolg‘ auszu deuteln.“ Hier verfällt der Autor in den von ihm gerügten Fehler der Übertreibung, wie denn Maßhalten überhaupt nicht recht seine Sache ist. Schon der viel versprechende Titel kann zu falscher Annahme verleiten, da nach dem Verfasser die beiden Berichterstattungen über den Krieg gegen die Republik sich im Allgemeinen decken. In

der Hauptsache hat der „Zunker militarismus“, der sich in „Selbstüberhebung“, „kindischer Unterschätzung der französischen Armee“, „Interesseneitelkeit stehender Deere gegenüber dem Volksaufgebot“ geltend macht, es ihm angethan, und diesem Widerwillen giebt er in der zweiten Schrift noch besonderen Ausdruck. Darin stellt er die Rückkehr zum Milizsystem als erforderlich hin. Die beigebrachten Gründe langen bei Weitem nicht aus, und Voreingenommenheit hat zu unrichtigen Urteilen geführt. Welche quellenmäßigen Darstellungen lassen der Landwehr in den Kämpfen von 1813 nicht volle Gerechtigkeit widerfahren? Welches ist die Quelle für die auf S. 22 ausgesprochene Entstehung des Militarismus aus der Kiefenkaserne der Janitscharen? Hat nicht nur der Drill der Infanterie durch den darum viel bespötteltesten Friedrich Wilhelm I. dem Sohne die Siege von Mollwitz und Eschlau erkämpft lassen? Das deutsche Land ist das vornehmste und reichste der Welt, da sich nach Bleibtreu „die Offiziere seines angeblichen Volksherees nur aus Adligen oder Kapitalisten söhnen zusammen setzen.“ (!) — Es ließe sich noch manches Derartige anführen, doch sei nur mehr bemerkt, daß das Milizsystem der Schweiz viele Gegner im eigenen Lande hat. Objektivität lassen beide Schriften in gewissem Sinne vermiffen.

Magggrabowa.

Koeberitz.



Hst.

B ü c h e r t i s c h .

NB.: Die in römischen Lettern hier verzeichneten Werke wurden der Schriftleitung in zwei Exemplaren eingesandt — Besprechung in Korreferat-Form vorbehalten!

Aus dem Verlage von Eugen Diederichs, Leipzig:

Guch, Ricarda: Dornröschen. Ein Märchen-spiel. Mit Buchschmuck von Heinz Bogeler. 74 S. Geb. M. 1,50.

Kunowski, Lothar von: Schöpferische Kunst. Durch Kunst zum Leben II. 317 S. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Macterlind, Maurice: Prinzessin Mairin. Drama. Mit Vorrede und Bildnis des Verfassers. Übersetzt von Friedr. von Oppeln-Brontkowski. 122 S. Geb. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Walter, Walter: Die Renaissance. Studien in Kunst und Poesie. Aus dem Engl. von W. Scholer-mann. 323 S. Geb. M. 5,—, geb. 6,—.

Austlin, John: Diesem Leben. Vier Ab-handlungen über die ersten Grundzüge der Volkswirtschaft. 3b. V der Ausgewählten Werke. Aus dem Engl. von Anna von Prychowitz. 196 S. Geb. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Toistol, Leo N.: Mein Glaube. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. 1.—3. Tausend. 354 S. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Der Selbe: Was ist Religion und worin besteht ihr Wesen. Mit Anhang. Übersetzt von Jwan Ostrow. 1.—5. Tausend. 115 S. M. 1,—.

Aus dem Verlage von Georg Heinrich Meyer, Berlin SW:

Bartels, Adolf: Jeremias Gotthelf. 254 S. Fischer, Wilhelm: Die Freude am Licht. Roman in zwei Bänden.

Vienbard, Fritz: Gedichte. Erste Gesamt-ausgabe. 283 S. M. 3,—. — Gottfried von Stras-burg. Dramatische Dichtung in 5 Aufzügen. 128 S. M. 2,—. — Till Eulenspiegel. Narrenspiel in 3 Teilen. 182 S. M. 2,50.

Pastor, Willy: Studententöpfe. Essaysitische Porträts. 211 S. M. 2,50.

Schallier, Erich: Des Pastors Mele. Eine Komödie in 3 Aufzügen. 109 S.

Schwindradzheim, D.: Studien aus Deutsch-land. Ein Märchen in Wort und Bild. 120 S. M. 2,50.

Söhner, Heinrich: Der Gemeindevand. Teil I der „Musik- und Kunstpflege auf dem Lande“.

Erinnerungen aus einem römischen Gemeindevand von Dr. Friedr. Spitta. 39 S. M. 0,40.

Wegand, Wilhelm: Die Frankenthaler. Ein Roman. 9. u. 10. Tausend. 348 S. M. 4,—. Der Selbe: Verentino. Eine Tragödie in 5 Akten. 162 S. M. 2,50.

Aus der Österreichischen Verlagsanstalt, Linz a. D.:

Himmelbauer, Franz: Zu den heiligen drei Brunnen. Geschichte. 131 S.

Leon, Raimund von: Sasonarola. Trauer-spiel in 5 Aufzügen. 109 S.

Sprutschel, Julius: Mutterbergen. Eben-dische Dorfgeschichten aus Unterretzmarkt. 220 S.

Waltzsch, Arthur von: Aretienfeuer und Herd-stammen. Neue Gedichte. 118 S.

Wolff, Franz: Das verkaufte Lieb. Eine Märchen-dichtung in 5 Akten. 102 S.

Aus G. Piersons Verlag, Dresden:

Arber, Lilli: Hysterisch. Novellen. 75 S. M. 2,—.

Der Abfall vom Weibe. Studie. 161 S. M. 2,—.

Falzar, F.: Drota. Ein Sommernachts-träum in 3 Bildern. 47 S. M. 1,—.

Hennig, Richard: Jugend und Natur. Un-moderne Gedichte. 124 S. M. 2,—.

Komper, Paul: Drei Rüsse. 78 S. M. 2,—.

Kunad, Paul: Aphorismen. 80 S. M. 1,50.

Marx, Carl: Licht und Schatten. Novellen. 196 S. M. 3,—.

Rittsch, Harry: Dummheiten. Lachende Mär-chen. 104 S. M. 1,50.

Falten, Hugo v. d.: Kunst und Proletariat. 32 S. M. 1,—.

Religion — Weltliche. Von einem Christen. 47 S. M. 1,—.

Schlossar, Richard: Die beiden Freunde. Dramatisches Gedicht. 66 S. M. 1,—.

Sternheim, Carl: „Janate“. Gedichte. 67 S. M. 1,50.

Ziring, Dr. Gustav: Die soziale Frage und das Prinzip der Soldatentät. I. Bd.: Grundlegung. 200 S. M. 3,50.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Arthur Seidl in München: Solln II, Sohnkestraße 135, I. Fernruf-Nr. 10124; — Sprechzeit der Schriftleitung: Samstag Am. 4—6 Uhr; Postzeitungsliste — Bayern: Nr. 1064, Deutsches Reich: Nr. 2924; Münchner Auslieferung: Finsterlin Nachf. (Salvatorstr.)

NB. Für unverlangt eingesandte Rezensionen-Gempele übernimmt die Schriftleitung überhaupt keine, für unverlangt eingesandte Manuskripte nur dann Gewähr, wenn Rückporto beilag. Briefe und Manuskripte, Zeitschriften wie Vätersendungen: ausschließlich an den Verlagsgeber; Befestigungen, Anzeigen oder Gebildungen: an den Verlag erbeten. — Probehefte auf Verlangen jederzeit unentgeltlich und postfrei durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag und Druck der „Gesellschaft“: G. Piersons Verlag (H. Linde) in Dresden.



Emmy von Egidy

Aus dem Hofatelier „Elvira“, München.



Band II. ❁ 1902. ❁ Heft 11/12.
*

Spaltungen und Wandlungen im Sozialismus.

Von Else Hassé.

(Schandau a. Elbe.)

Der Sozialismus, welcher durch die scheinbare Unwiderleglichkeit seiner Geschichtsauffassung, die Einheitlichkeit seiner Theorie und Taktik und die Geschlossenheit seiner Anschauungen hinsichtlich der historischen Fortentwicklung noch vor wenig Jahren als eine Macht erschien, welche allmählich über alle Gegner triumphieren müßte, steht bekanntlich jetzt mitten in einer Krise, welche die Unfehlbarkeit seiner Doktrin gefährdet und die Einigkeit der Parteigenossen bedroht.

Als das Lehrgebäude des Marxismus fertig dastand, da war man jubelnd eingezogen in die feste Burg eines Systems, das, auf wissenschaftlicher Grundlage nach wissenschaftlichen Prinzipien aufgebaut, sich allein an die Logik der Thatsachen hielt und nicht mehr, wie der utopische Kommunismus in älterer Zeit, sich auf metaphysische Voraussetzungen und ethisch-religiöse Gefühlsweisen stützte. Ohne jede ethische Kritik bestehender Zustände hatte Marx aus der immanenten Notwendigkeit des ökonomischen Entwicklungsprozesses seine nächste große Resultante, den Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, gefolgert. Auf dieses „Fazit eines Rechenempels“, auf die Stunde, wo die Expropriation der Ex-

proprieteure vollzogen werde und das Privateigentum an den Produktionsmitteln sich in Kollektiveigentum verwandeln müsse, habe man sich vorbereiten: die ganze Taktik müsse auf die Katastrophe zugespißt werden.

Die Sicherheit und Unzweifelhaftigkeit des Endziels berauschte die Gemüter, und es hat wohl selten ein wissenschaftlicher Optimismus eine so ergreifende Macht ausgeübt. Seine Befenner fühlten festen Boden unter ihren Füßen und durften, gestützt auf den Fatalismus einer materialistisch-mechanistischen Geschichtsbetrachtung, überlegen lächelnd den Widerstand ihrer Gegner mit ansehen, die mit all ihren Gewaltmitteln doch dem Naturgesetze der ökonomischen Entwicklung gegenüber zur Ohnmacht verdammt waren.

„Der Sozialismus wird kommen wie der Dieb in der Nacht!“ triumphierte Lassalle; Marx erklärt mit klassischer Ruhe: „Die Zentralisation der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriert.“ Liebknecht ruft auf dem Hallenser Parteitage aus: „Unser Sieg ist eine Notwendigkeit . . . die Notwendigkeit des organischen Entwicklungsprozesses, in welchem der Mensch als höchst entwickelter Organismus die entscheidende, bestimmende Arbeit verrichtet“, und Bebel übertrumpft ihn noch (Zukunftsstaats-Debatte im Reichstag, 1893) mit den Worten: „Die sozialistische Gesellschaft kommt von selbst . . . wir haben heute nichts weiter zu thun als dafür zu sorgen, daß die Massen über das Wesen und die Natur der bürgerlichen Gesellschaft aufgeklärt werden.“

Diese auf der Zinne der Theorie schwindelfrei balancierende, selbstbewusste Sicherheit hat inzwischen jedoch manchen Stoß erhalten. Es zeigten sich zuerst nur einige kleine Windwölkchen am Horizonte des himmelblauen Optimismus; Engels selbst, Margens zweite Seele, macht einschränkende Bemerkungen und deutet Angesichts der veränderten Verhältnisse auf Unvollständigkeiten in der Theorie hin; schließlich mehren sich die Sturmzeichen, bis es brausend angezogen kommt von einer sonst windstillen Seite her, wo bislang friedfame Rechtgläubigkeit wohnte. Die Orthogorie säumte nicht, dem Kritizismus in einer heftigen Gegenströmung zu begegnen — und so umtosen nun Wirbelwinde die stolze Burg des Marxismus: nicht Willens, sie zu zerstören, und dennoch ihr Gefüge allmählich lockern.

Es handelt sich indes keineswegs um absoluten Zerfall, sondern nur um den Anfang einer Umbildung, nicht um Zerstörung einer Menschheits-

Hoffnung, sondern um ihre allmähliche Klärung. Der sozialistische Geist ist lebenskräftiger als je; er sucht nur Ursprung, Name und Art auf's Neue festzustellen, sucht die theoretische Befangenheit abzuschleifen und zu seinem bisherigen Wirkungskreise sein legitimes Königreich hinzu zu erobern.

Kantischer Geist durchweht die eingeleiteten Untersuchungen. Die Bernstein'schen Schlagworte „Kant wider Kant!“ und „Zurück auf Kant!“ haben überall gezündet, und es ist eingeständenermaßen kein Zufall, daß er in seiner neuesten Publikation: „Wie ist wissenschaftlicher Sozialismus möglich?“ die Hauptfragen in Anlehnung an Kants berühmte Einleitungsfragen in den „Prolegomena“ formuliert.

Beschaffenheit und Tragweite menschlichen Erkennens zu untersuchen, war Kants Aufgabe: auf Selbstprüfung des Geistes, Sicherstellung des Besitzes der Vernunft gieng sein Streben, und er kam an's Ziel durch seine unvergleichlich scharfsinnige Zergliederung der Erfahrung. Indem sie die Ergebnisse seiner Forschung akzeptieren, untersuchen die Neusozialisten nach gleichem Prinzip die wissenschaftlichen Präntensionen ihrer Theorie: wie der große Scheidekünstler Kant wollen sie den eisernen Bestand ihrer Theorie absondern von allen eingeschmuggelten utopischen Zuthaten, wollen, wie er, die „Insel der Wahrheit auf's Neue vermessen“ und die auf dem Meere des Scheins herumsegelnden wissenschaftlichen Abenteurer bekriegen. Und indem sie den angeblich wissenschaftlichen Sozialismus in „kritischen Kommunismus“, die Arbeiterbewegung in eine „Bewegung zur Genossenschaftlichkeit“ und die Lehren des von Metaphysik nicht freien Materialismus in kritischen Idealismus umwandeln, finden sie gleichwie Kant den archimedischen Punkt für ihren Idealismus in der Sittlichkeit.

Dogmatismus oder Kritizismus auf theoretischem Gebiet, Revolution oder Reform hinsichtlich der Taktik — das also ist jetzt, wie im Zeitalter Kants, die Frage. Weil sich ein Gegensatz von Theorie und Leben heraus gebildet und im Zusammenhange damit eine Wandlung und Erweiterung des sozialistischen Ideenkreises vollzogen hat, ist eine Revision der geltenden Lehre notwendig geworden. Das heutige Stadium des ökonomischen Entwicklungsprozesses, verglichen mit den Voraussetzungen des Marrisismus, zeigt eine Nichtübereinstimmung mit diesen. So widerlegen die tatsächlichen Verhältnisse die Lehre von der zunehmenden Konzentration aller Betriebe, bezw. der „Parallelität der Entwicklung in Industrie und Landwirtschaft“; anstatt der Akkumulation des Kapitals in den Händen weniger Kapitalmagnaten erfolgt ein enormer Zuwachs der Kapitalisten mittleren Grades; die Anarchie der kapitalistischen Produktionsweise ist beschränkt worden durch Kartelle, Syndikate, Trusts, Ringe zc.,

die Zeiträume zwischen den periodisch auftretenden Krisen sind größer anstatt kleiner geworden, die Möglichkeit einer „Katastrophe“ mehr als problematisch. Mit dem „ehernen Lohngesetz“ ist auch die Verelendungstheorie hinfällig geworden, Angesichts der sich stetig verbessernden Lage der Arbeiter, und endlich wurde die Geschichtsauffassung an den meisten Punkten angreifbar, vor Allem dort, wo Marx die unmittelbare Abhängigkeit des „sozialen, politischen und geistigen Lebensprozesses von der Produktionsweise des materiellen Lebens“ behauptet, so daß der „ideologische Überbau“ auf die reale Basis der ökonomischen Naturmacht zu stehen käme und die wechselnden Bewußtseinsformen der Menschen nichts wären als „ideelle Spiegelbilder“ der ökonomischen Verhältnisse.

Da also im „Aufbau der Mittelglieder des Systems“ Fehler gefunden wurden, so mußte nachgeforscht werden, ob die Fundamentierung stimme, ob sie Lücken aufweise u. s. f.

Den revisionistischen Bemühungen, die seit dem Erscheinen von Bernsteins Broschüre im Januar 1899*) immer mehr den Charakter der Öffentlichkeit angenommen haben, konnte jedoch erst dann die volle Aufmerksamkeit zugewendet werden, der Blick durfte erst dann ruhig und unbefangen zur Theorie zurück wandern, als der Sozialismus nicht mehr alle Kraft für den Kampf um's Dasein gebrauchte. So lange der Kampfwort alle Muskeln spannte und festes Zusammenhalten erforderte, wäre eine Schwächung des Solidaritätsgefühls durch theoretische Streitigkeiten verhängnisvoll gewesen; nachdem aber durch die Aufhebung des Sozialistengesetzes der politische und auch ökonomische Druck sich vermindert und die Partei sowohl wie ihre Lehre eine anerkannte Machtstellung erobert hatte, durfte das Widerspiel von Meinungen und Interessen beginnen und konnten sich Parteiungen innerhalb der Partei bilden. Den verschiedenen Auffassungsweisen der Theorie entsprachen innerhalb der Arbeiterbewegung optimistische und pessimistische, radikale und gemäßigt fortschrittliche Richtungen, deren Tendenz in der Form ihrer praktischen Parteilarbeit, sowie vor Allem in der Handhabung des Klassenkampfes zum Ausdruck kommt.

Ein weit gehender Differenzierungsprozeß ist hier im Gange. Abgesehen davon, daß innerhalb der „Internationale“ Grund legende Verschiedenheiten des geographisch-klimatischen, wirtschaftlichen und politisch-rechtlichen Milieu's sowie der Rasse bestehen, welche der Sozialdemokratie jedes einzelnen Landes einen absondernden Charakter verleihen, so hindern auch die inneren Verhältnisse in jedem einzelnen nationalen Verban-

*) „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie“; Stuttgart, 1899.

vielfach den engen Zusammenschluß. Bernstein macht nachdrücklich darauf aufmerksam, wie die soziale und gewerbliche Differenzierung in den Arbeiterklassen, der Bildungsunterschied zwischen gelernten und ungelernten Arbeitern, die Verschiedenheiten von Milieu und Lebensweise das Gemeinschaftsbewußtsein beeinflussen. Zwar könne die Thatsache, daß sie allesamt Lohnarbeiter sind, diese Unterschiede aus der Vorstellung verwischen, und das Bewußtsein, daß sie dem Kapital gegenüber einen gleichartigen Kampf führen, eine lebhaftere gegenseitige Sympathie erzeugen. Aber zwischen solcher politischen oder sozialpolitischen Sympathie und ökonomischer Solidarität sei noch ein großer Unterschied, und die Leidensgeschichte der Bewegungen zur Organisierung verschiedener Berufskategorien in gewerkschaftliche Interessenvereine beweise, wie eine Gleichartigkeit des Verhaltens bei Industriearbeitern, Hausindustriellen, Handelsangestellten, dem technischen zc. Beamtentum und Landarbeitern nicht zu erzielen sei. Den letzteren besonders sei Vergesellschaftung der Produktion nicht viel mehr als ein leeres Wort, wie man denn überhaupt nur bei einem ganz verschwindenden Teil ernsthaftere Geneigtheit und Verständnis für Bestrebungen voraus setzen könne, die über bloße Verbesserung der Arbeitsbedingungen hinaus gehen.*)

Es ist nun Sache der Anführer im Klassenkampfe, die in Bezug auf Einsicht, Eifer und Zielbewußtsein so verschiedenartigen Elemente zu einer geschlossenen Aktion zu vereinigen. Diese aber wird, je nach den Verhältnissen des Landes, der wirtschaftlichen Lage und dem Grade der Intelligenz der Arbeiterschaft, eine mehr ökonomische oder politische sein; man wird „Emanzipation durch wirtschaftliche Organisation“ oder „Emanzipation durch politische Expropriation“ erstreben, im Hinblick auf die Möglichkeit einer politischen Katastrophe.

Wo die ökonomische Selbsthilfe als vornehmste Waffe geführt wird und das Ziel — Beseitigung des kapitalistischen Profitsystems — durch unabhängige Arbeiterschöpfungen, Konsum- und Produktivgenossenschaften, Gewerkschaftsvereine, kooperative Gruppen aller Art erreicht werden soll, da wird eine vorwiegend friedliche, opportunistische Taktik beobachtet. Reformatorisch, durch sozialpolitische Gesetzgebung, Hebung der Volksbildung, Demokratisierung von Fabrik und Gemeinde, geregelte Lohnbewegungen zc. will man auf dem Verfassungswege die Ungerechtigkeiten des jetzigen Systems überwinden, indem mit dem Klasseninteresse des Proletariats zugleich das Wohl der Gesamtheit gefördert werden soll.

*) „Voraussetzungen des Sozialismus“, S. 90 flg.

Obwohl Marx lehrt, daß in der Geschichte die politische Macht der ökonomischen folge (er hat allerdings die Theorie des ökonomischen Klassenkampfes nicht fertig ausgebildet), so erscheint den „Zielbewußten“ der vorwiegend politische Kampf doch als das bessere Mittel, um die Stunde vorzubereiten, wo das Proletariat „die den Händen der bürgerlichen Gesellschaft entfallende Gewalt aufzunehmen habe“, um seine Diktatur anzutreten. Die Nur-Politiker bewahren dem heutigen System gegenüber eine durchweg feindselige Haltung, ihre Taktik ist revolutionär; sie verachten Reformen als Palliativmittel und sträuben sich gegen eine besonnene Politik von Fall zu Fall; mündliche Agitation, Propaganda der Presse, Ausbeutung des Wahlrechts und parlamentarische Thätigkeit sind für sie Handhaben der Umsturzbewegung, und die allermeist verneinenden Geister versteifen sich oftmals auf den unthätig-ironischen Widerstand des Zusammenbruchstheoretikers, der es sich leisten kann, das Kommende gemütsruhig abzuwarten. Auf dieser Seite stehen merkwürdiger Weise die orthodoxesten Marxisten; nach der selben Seite hin gravitiert auch der deutsche, d. h. Bebel'sche Sozialismus. Ausdrücklich hat es Bebel auf dem Erfurter Parteitag ausgesprochen: „In erster Linie haben wir die politische Macht zu erobern und diese zu benutzen, um auch die ökonomische Macht durch die Expropriation der bürgerlichen Gesellschaft zu erreichen.“

Diese zwei verschiedenen Methoden der Klassenkämpfer sind zu bestimmtestem Ausdrucke gelangt innerhalb des französischen Sozialismus und wurden ausgefochten in dem Redekampf von Lille am 26. Nov. 1900, wo vor einem mehrtausendköpfigen Publikum von Genossen und Genossinnen die beiden Sozialistenführer Jean Jaurès und Jules Guesde die Verschiedenheit ihrer Taktik begründeten.

Aus ihren Erörterungen — in denen, wenn auch verschüllt, alle Gesichtspunkte wiederkehren, welche die Bernsteinianer und orthodoxesten Marxisten gegen einander geltend machen — geht überdies auch klar hervor, daß in, mit und durch den Klassenkampf sich die Überzeugungen von einander abgespalten haben und daß der neue Kurs, den die Taktik genommen, mit theoretischer Unzufriedenheit identisch sein muß.

Der Klassenkampf ist die thätige Überleitung der Gesellschaftsordnung aus einem unvollkommenen Zustand in einen vollkommeneren. Durch ihn berührt sich der Theoretiker mit dem Leben. Bernimmt er mit seinem Gehör dessen Pulsschlag und sieht er die Fäden der Entwicklung laufen, dann wird er bald erkennen: das Leben geht seinen eignen wunderlichen Gang und läßt sich nicht durch Theorien treiben. Und er wird fortan vom Leben lernen, wohin die Theorie zu steuern und wie er sie kämpfend zu verwirklichen habe.

Und so erscheint denn der steifnackige Marxismus eines Guesde Angesichts der veränderten Verhältnisse als eine Lächerlichkeit und verrät das ungeschmeidige Denken desjenigen, dem seine Überzeugung nur eine Sache des Kopfes und so wenig Sache des Herzens ist, daß man ihn an seiner Menschlichkeit packen und ihm das Hamletwort beschwörend zurufen möchte:

„Oh Herz, vergiß nicht die Natur!“

Guesde, der echte Revolutionär, voll raffinierter Unruhe und heimlicher Freude an Gewaltaktionen, schwört auf Marxens Wahrsagergeist und steht noch ganz auf dem perspektivischen Standpunkte des „kommunistischen Manifests“; er will nicht sehen, daß die in die Spitze einer Katastrophe damals auslaufenden Entwicklungslinien sich inzwischen verschoben haben. Ihm steht der abstrakte Zukunftsstaat näher wie die gegenwärtige lebende, leidende Menschheit; er glaubt noch mit Marx, daß das demokratische Prinzip, um sich durchzusetzen, der „schöpferischen Triebkraft der Revolution bedürfe“, und verdammt daher alle partiellen Reformen, friedlichen Kompromisse und eine Kampfweise, die unter der Form politischer Machtteilung mit der Bourgeoisie allmählich „Mensch nach Mensch und Portefeuille auf Portefeuille erobert“; er will — wie André Lefèvre treffend bemerkte — „mit untergeschlagenen Armen zuschauen, bis die Stunde gekommen ist, wo das Proletariat die Bastille der Bourgeoisie stürmen wird, wie einst die Bourgeoisie die Bastille des Feudalismus stürmte“.

Ganz anders Jaurès. Er repräsentiert in seinen Anschauungen und seinem Vorgehen ethische Grundsätze, wie er denn auch — der ehemalige Professor an der Hochschule von Toulouse — in einer lateinischen Dissertation den wahren Ursprung des Sozialismus nicht auf den Materialismus der äußersten Hegel'schen Linken, sondern auf den Idealismus eines Luther, Kant, Fichte, Hegel zurück geführt hat. Als ein sozialistischer Freigeist und Ritter ohne Furcht und Tadel will er nicht gleichmütig abwarten, bis die Selbsterstörung der Kapitalistenklasse sich vollzogen habe; er will Revolution nur vermittelt der Reform und einer opportunistischen Taktik; die sittliche Einsicht soll jederzeit zu Worte kommen, nicht erst, wenn die ökonomisch-politische Macht anders verteilt sein wird; „die Idee der Gerechtigkeit soll zur treibenden Kraft des geschichtlichen Fortschritts werden“, nicht die Gewalt, und es muß bedacht werden, daß „die allseitige Verantwortlichkeit einer Partei in dem Maße wächst als ihre Macht“.

Aud von diesem Punkte aus verteidigte Jaurès auch den Eintritt des Sozialisten Millerand in das Ministerium Waldeck-Roussieu und sein eignes aktives Eingreifen in die Dreyfusaffäre, worüber die Guesdisten

als über eine taktische Inkonsequenz den Stab gebrochen haben. Jene halten Nichtintervention in allen Fällen für geboten; Jaurès dagegen findet, daß es im Interesse des Proletariats liege, die Entartung der Bourgeoisie zu verhüten; denn, so sagt er: „Was thut der Sozialismus mit einer verdorbenen Gesellschaft? Wie soll er aus morschem Material den Turm der Zukunft aufbauen?“

*

In dem hier nur kurz skizzierten Meinungsstreite der beiden Sozialistenführer tritt, abgesehen von ihrer Temperamentsverschiedenheit, die ganze Schärfe des Gegensatzes zwischen der radikalen und gemäßigten Richtung zu Tage; zwischen denen, die reformieren, und jenen, die revolutionieren wollen; zwischen dem aufgeklärten Sozialphilosophen, der weiß, welche Grundkräfte der menschlichen Natur zum Aufbau eines besseren Gemeinschaftslebens mobil gemacht werden müssen, und dem anmaßenden, systemfüchtigen Sektierertum, das in strenger Abgeschlossenheit wie hypnotisiert nur nach dem Endziele starrt und des naiven Glaubens lebt, eine sich zu Tode lebende Ordnung im Handumdrehen durch eine neue ersetzen zu können. Und es zeigt sich hier wieder, daß der Radikalismus sich nur allzu leicht in starre, scholastische Strenggläubigkeit und in unfruchtbare Verneinungen verstrickt und dadurch die Reaktion, aber nicht den Fortschritt befördert.

„Der Wille zum System ist eine Unredlichkeit“, warnt Nietzsche. Und in der That läuft die Systemsucht Gefahr, in engherzigen, einseitigen Schematismus zu verfallen. Systeme, Theorien halten zwar Parteien zusammen, bieten den herum vagierenden Meinungen eine sichere Heimstatt und verbürgen den Realpolitikern ihre Macht über die Gemüter; aber niemals kann ein System die Fülle des Wirklichen umspannen und die künftige Entwicklung aus sich heraus spinnen; es giebt keine systematische Formel, die dehnbar genug wäre, die Entwicklungsmöglichkeiten in ihrer ganzen Weite in sich aufzunehmen und zu umschreiben — eine Formel, die als ein magisches, die Thatfachen der Zukunft entzauberndes Zeichen angesprochen werden könnte.

Den Systemabsolutismus hat der wissenschaftliche Sozialismus vom Hegelianismus übernommen; er will so superklug sein wie jener, der in letzter Instanz ja keine ungelösten Probleme kennt. Hier wie dort wird die gesamte Welt des Geschehens in das Netz der dialektischen Methode eingefangen, einer Methode, welche Arnold Ruge 1838 für die „wissenschaftlich konstituierte Revolution“ erklärte, wobei es sich ja gleich bleibt,

ob die Entwicklung von der „Position zur Negation und Negation der Negation“ auf den Begriff oder auf die Produktionsverhältnisse gestellt wird.

Allzu viel Hegelianismen lassen sich im Marxismus nachweisen. Wie Hegel so läßt auch Marx in einem gegebenen Entwicklungsstadium die Quantität (kapitalistische Übel) in die Qualität (Sozialismus) umschlagen; beide konstruieren aus ihrem Grundbegriff heraus angeblich voraussetzungslos die historische Welt und lassen jede geschichtliche Erscheinung an ihrem Pauperismus zu Grunde gehen, weshalb ihnen die Politik der idealen Forderungen überflüssig erscheinen mußte (Marx: „Der Sozialismus hat keine Ideale zu verwirklichen!“); beide fordern „immanente Kritik“ ihres Systems, wobei diese denn dort wieder ankommen muß, von wo sie ausgegangen ist.

Und darum (weil eine große Bewegung die Rückenstütze einer fortbildungsfähigen Theorie braucht) war es notwendig, daß der Geist Kantischer Kritik außerstand, um von außen stoßend das System dort auseinander zu sprengen, wo es morsch ist. Sein zu Grunde liegender Materialismus, seine Wissenschaftslehre, die Geschichtsauffassung und die Einschätzung der Wirksamkeit ideologischer Faktoren — das alles wird geprüft und umgebildet von Sozialphilosophen und Neukantianern, wie Cohen, Stammler, Kantorp, Staudinger, Vorländer, Woltmann und Bernstein, dessen Entwicklung zum konsequenten Kritiker noch in interessantem Fluß und Werden begriffen ist.*)

Der die Hegel'sche „Linke“ flankierende Feuerbach'sche und naturwissenschaftliche Materialismus, den Marx akzeptiert hatte, ist philosophisch längst widerlegt, hat aber einen Rückhalt noch an der öffentlichen Meinung. Fechner hat seinerzeit schon kurz und gut gesagt, daß, was wir von der Materie wissen, Sache des Bewußtseins sei. Dieses ist das Prius der Materie; aus der Zusammensetzung der Materie das Bewußtsein zu erklären, nachdem man die Materie erst aus Zusammenstellung von Empfindung und Sinneswahrnehmung gefolgert und produziert hat, das sei absurd. Auch steht es nach Kant ja felsenfest, daß „die oberste Gesetzgebung der Natur in uns selbst, d. i. in unserem Verstande liegen müsse“. Weiter ist auch der Begriff der Kraft ein aus dem Bewußtsein, d. i. dem Willensvorgang abgeleiteter. Und noch weniger kann sich der Materialismus auf das Wörtchen „Notwendigkeit“ stützen. Wenn Bernstein 1899 noch äußerte: „Materialist sein heißt, zunächst die Notwendigkeit alles Geschehens behaupten“, so ist er zu widerlegen mit dem Kantischen Ergebnis, daß

*) Auch noch nach dem Lübecker Parteitag 1901, der ein Zurückgehen bis zur autoritativen Scholastik eines Thomas von Aquino anzukündigen schien? D. Schriftl.

Notwendigkeit kein Außerhalb, sondern ein Innerhalb ist, daß wir sie nicht anschauen, erfahren, greifen können; denn wir haben den Begriff der Notwendigkeit nur, indem wir das Einfache in den Beziehungen der Ideen und Dinge denken; Notwendigkeit ist nur im Apriorischen und wird in die Thatsachen hinein getragen nach Analogie des Zusammenhangs der Begriffe.

„Natur ist das Dasein der Dinge, sofern es nach allgemeinen Gesetzen bestimmt wird.“ (Kant.) Eine Wissenschaft der ökonomisch-soziologischen „Natur“-Erscheinungen wäre also nur möglich, so weit diese als gesetzlich erkannt und fest gelegt wurden. Bernstein hat ja eingeräumt, daß sich schon deshalb ein restloser Beweis für die Wissenschaftlichkeit des Sozialismus nicht erbringen lasse, weil „das Objekt seiner Forschungen, die Gesellschaft, ein lebendiger Organismus ist, und es hinsichtlich der für ihn geltenden Gesetze keine Wahrheiten letzter Instanz giebt.“

Um aus Thatsachen Gesetze abzuleiten, dazu bedürfte es der immer wiederkehrenden quantitativ-qualitativen Gleichheit der Vorgänge und der Prüfung durch das Experiment, das in der Soziologie und Ökonomie eben deshalb unmöglich ist, weil die gleichen Verhältnisse sich nie wiederholen und eine Beobachtung nie wieder unter genau den selben Umständen auszuführen ist. Stammler hat denn auch der Sozialwissenschaft den Anspruch, Naturwissenschaft zu sein, genommen und den Margist'schen Irrtum, daß ökonomische Phänomene Naturdinge seien, widerlegt. Sie sind nicht Natur, sondern bestehen innerhalb einer geregelten Ordnung, und diese vorhandene Ordnung des sozialen Lebens in eine objektiv richtige strebend und kämpfend umzuwandeln, durch Suchen des gerechten Rechts und an der Hand gemeinsamen, vernünftigen Willens — das sei Aufgabe der Sozialwissenschaft.

Die nötigen Maßstäbe aber für eine bewußte, planvolle Umgestaltung finden wir nicht vermittels der naturwissenschaftlich-kausalen Betrachtungsweise, sondern am Leitfaden des Zweckgedankens. Die Kausalität ist eine Denkform, die Raum läßt für den Zweckgedanken. Die Gesetze des zweckbewußten Handelns müssen aufgesucht, die Zweckformen und ihre bedingenden Ursachen fest gestellt und eine „durchgängige Organisation der Zwecke freier und gleich berechtigter Menschen“*) muß angestrebt werden.

Auch Bernstein meint neuerdings, daß „soziale und politische Doktrinen immer unter dem Diktat bestimmter Zwecke stehen, bei denen es sich nicht um ein Erkennen, sondern um ein Wollen handelt; wohl muß für dieses Wollen die wissenschaftliche Methode und Erkenntnis richtung gebende Kraft

*) Staudinger: „Ethik und Politik“; Berlin 1899.

besitzen, aber das Endziel des Wollens der Sozialisten hat nichts mit Wissenschaft zu thun und ist notgedrungen mit einem Stück Utopismus, d. h. einem Element von spekulativem Idealismus, behaftet“.

Und hierin sind sie Alle einig, die Bernstein, Jaurès, Staudinger, Vorländer, Cohen: „Der Sozialismus ist im Recht, sofern er im Idealismus der Ethik gegründet ist. Und der Idealismus der Ethik hat ihn begründet.“*)

Die Erkenntnis, daß die Ethik — *Margens quantité négligeable!* — und nicht die Ökonomie den Sozialismus rechtfertige und daß das „eiserne Muß“ einer immanenten, wirtschaftlichen Notwendigkeit ein Problem bleibt, rüttelt an der Auffassung von der historischen und absoluten Priorität der Ökonomie. Ebenso wenig diese Gegenstand einer exakten Gesetzeswissenschaft sein kann, ebenso wenig kann sie als das für die Phänomene der Geisteswelt Vorauszusetzende bezeichnet werden. Es ist der Fehler der Marxischen Geschichtsauffassung, daß sie das Wechselseitigkeitsverhältnis von Wirtschaft und Geistesleben in ein Unterordnungsverhältnis verkehrt. Die Wirtschaftsformen sind nichts Ursprüngliches; sie sind — als eine Gesamtheit verständiger Willenshandlungen wirtschaftender und ihr Zusammenwirken regelnder Individuen — etwas konventionell Hervorgebrachtes. Die Grundthatfache der Ökonomie, das Ernährungsbedürfnis des Individuums und seine Befriedigung, vollzieht sich nicht bewußtlos und mechanisch, sondern der Selbsterhaltungstrieb verbindet sich bei fort schreitender Kultur immer mehr mit den höheren Denktätigkeiten, wofür die technologischen Wirtschaftsformen ein sprechendes Beispiel liefern. Von einem Naturgeschehen könnte man höchstens insofern sprechen, als sie in ihrer Gesamtheit noch nicht bewußt geregelt wurden und sich also aus dem vielartigen bewußten und gewollten Thun eine unbekannte, nicht gewollte Resultante ergeben muß. Diese aber errechnen zu wollen, indem das unübersehbare Gewirre von Kausalbeziehungen, die „unendliche Gruppe von Kräfteparallelogrammen“ (Engels) in ein System mechanischer Beziehungen aufgelöst und in ein grobes Schema hinein gezwängt wird, das wohl der Veranschaulichung dienen, aber niemals die Fülle organischer Kräfte zu umspannen vermag — das ist ein unmögliches Unterfangen..

Die Geschichte ist kein Rechenexempel, trotzdem oder weil Lebensthatfachen als in durchgängigem Zusammenhange stehend erkannt worden sind. Wie wäre auch das Maßverhältnis der bedingenden und beeinflussenden Faktoren, wie wären die unbekanntesten Größen fest zu stellen? Bodenbeschaffenheit, Klima, Rassenverschiedenheit, Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse

*) Cohen: Einleitung zum II. Bd. von Fr. A. Lange's „Geschichte d. Materialismus“.

sind zwar bekannte physische Größen, aber das X , die im Laufe der Geschichte auftauchenden, Werte schaffenden Persönlichkeiten, sind in ihrem Einfluß und Wirken unberechenbar, und die Produkte aller geistigen Thätigkeiten, die wir in Sitte, Recht, Kunst, Religion vor uns haben, sind wieder etwas Unberechenbares und nach Umfang, Qualität, Stärke und Macht ein neues Ganze und mehr als die bloße Summe ihrer Teile.

Durch seine Unterschätzung individuellen Denkens, Fühlens, Wollens hat der Sozialismus sein eignes Heil verkannt. Denn da er seiner Natur nach idealistisch ist, so wäre eine wirkliche Sozialisierung des Gemeinschaftslebens, ein einheitliches Zusammenwirken all der unzähligen kleinen Interessengemeinschaften überhaupt, nur mit Hilfe der sittlichen Selbstbefinnung und Autonomie, durch Erziehung und Befestigung moralischer Dispositionen, niemals bloß durch das Milieu irgend einer Wirtschaftsform zu erreichen.

Proudhon äußerte einmal: „Der Sozialismus setzt irrtümlicher Weise die Brüderlichkeit der Gesinnung voraus, die doch erst als Frucht der Gesellschaft aus der Versöhnung ihrer Interessen hervor gehen soll.“ Eine kollektivistisch organisierte Gesellschaft würde zunächst keine Garantie gegen weit gehende innere Zersplitterung und kleinliche Interessenanarchie gewähren. Wirtschaftsform und sittliche Vollkommenheit stehen in keinem so unmittelbaren Kausalzusammenhang; auf die Zusammenordnung des Thatsächlichen und des Seinsollenden in einem reflektierenden Bewußtsein, auf das Zusammenwirken von Einsicht und Willen kommt es an.

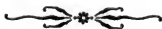
Zugegeben einmal, daß alle Lebens- und Bewußtseinsformen einheitlicher Natur und Abstammung seien, so haben sie sich doch im Laufe der Zeiten von einander abgespalten und unterschieden. So wie sich beispielsweise aus dem Urtafsinn im Laufe der Entwicklung die fünf oder nach neuerer Annahme sechs bis sieben Sinne heraus differenziert haben, so sind auch Wirtschaft, Sitte, Religion, Recht, Politik, Ethik selbständig geworden und haben sich trotz allen Zusammenwirkens durch eine immer schärfer sich ausprägende Eigenart von einander abgefordert.

So divergieren besonders auch Wirtschaft und Ethik nach verschiedenen Seiten. Wirtschaft ist geregeltes äußeres Zusammenwirken zu physischen Erhaltungszwecken; Ethik ist Regelung der Gesinnung und zugleich die höchste bedingende Form des sozialen Zusammenlebens. Sie wurzelt in der Innerlichkeit des Menschen und ist als eine eigene schöpferische Bethätigungsweise, eine spezifische Energie der menschlichen Seele eben nur aus der Natur dieser, nicht aus der Natur der einwirkenden materiellen Faktoren zu erklären. Die Voraussetzung ethischer Denkweise ist ein selbst-

ständig reagierendes Bewußtsein, und das Verhältnis äußerer Einwirkungen zur Ethik ist so zu denken, daß die a priori latent vorhandenen Grundformen des sittlichen Urteils allerdings durch die Erfahrung ausgelöst, verlebenigt werden und einen Inhalt bekommen müssen, dessen Richtigkeit im Akte der Erfahrung erprobt wird innerhalb des Gemeinschaftslebens, — daß sie aber nicht von der bloßen Erfahrung geschaffen werden können. Ökonomische Verhältnisse können ethische Probleme weder hervor bringen noch lösen bezw. beseitigen; sie können nur Probleme schlechtweg darstellen, die der Menscheng Geist als ethische erkennt, aufgreift und im und durch das Gemeinschaftsleben löst. Und nur insoweit sind Wirtschaftsformen Mitursache der Ethik, als der Mensch im Zusammenhange mit ihnen sich und sie tiefer erfassen und beherrschen lernt und dadurch neue Sittengesetze in seinem Bewußtsein ausgestaltet.

Da es also sowohl erkenntnistheoretisch, als historisch und in Bezug auf die soziale Bewegung falsch ist, daß „das sittliche Bewußtsein hinter den ökonomischen Thatfachen her hint“ (Engels), so hat der Sozialismus alle Ursache, Anleihen bei der Ethik zu machen und sich in das Gewand einer sittlichen Weltanschauung zu kleiden. Er muß Gewissensbedürfnis werden. Möglich, daß sich um die Arbeiterbewegung herum als Kerntruppe und Trägerin des ursprünglichen, theoretisch-praktischen Strebens nach einer Metamorphose der Wirtschaft ein weiter Kreis von Gesinnungssozialisten bildet, die freilich in ihrem Einfluß und ihrer praktischen Wirksamkeit in dem Maße beschränkt bleiben werden, als „der Gegensatz der im Schoße der Gesellschaft spielenden Privatinteressen ihrem zweckbewußten Handeln im Wege steht“ — (wie Bernstein rückfichtlich der selbständigen Bethätigung „ideologischer Faktoren“ einschränkend bemerkte).

Und ferner hat der Sozialismus alle Ursache, sich wiederum vor der Vernunft zu legitimieren, indem er seine methodologische Entwicklungsfähigkeit beweist und durch Anpassung an die wissenschaftlichen Ergebnisse und geschichtlichen Thatfachen der unmittelbaren Gegenwart immer weiter in seine ungeheuren Aufgaben hinein wächst. Denn daß ihm, wenn auch zunächst nur als einer sozialphilosophischen idealen Norm, die Zukunft gehört, daran ist kaum zu zweifeln; und wir dürfen mit Kant, in dessen sozialetischen Grundsätzen man einen fast reinen Sozialismus wieder aufgefunden hat, hoffen, daß „nach manchen Umbildungen endlich das, was die Natur zur höchsten Absicht hat, ein allgemeiner weltbürgerlicher Zustand als der Schoß, worin alle ursprünglichen Anlagen der Menschengattung entwickelt werden, dereinst zu Stande kommen werde“, wenn auch das Ideal niemals unverkümmert in's Leben treten kann.





Erziehung und Familienleben.

Von Grete Meisel-Hefz.

(Wien.)

„ . . Die kleine Thörin hat ihre Finger an
einem Menschen-schicksal gehabt . . .“

Zbfen.

Vor einiger Zeit erschien von Frau Hedwig Dohm in der „Zeit“ ein Artikel zur Erziehungsfrage. Frau Dohm sprach davon, die Menschen-erziehung, die heute jeder Frau, die da Mutter wird, willkürlich überlassen bleibt, zum vornehmsten Beruf umzugestalten, — zu organisieren, — sie sprach von dem Anrecht des Kindes an der höchsten Kultur seiner Zeit — und von der Aufgabe der Zukunft, dem Kinde diese Kultur zielbewußt und planmäßig zuzuführen, da die Atmosphäre des Hauses, in die das Kind durch den Zufall der Geburt verschlagen wird und welche maßgebend ist für seine Entwicklung, in den seltensten Fällen gerade die geeignete, aus-erlesene ist, die sie sein muß, um den Zweck der Menschenheranbildung im höchsten Sinne der Zeit zu erfüllen. Den Grundsatz, daß gerade die Mutter und zwar jede Mutter die beste Erzieherin ihres Kindes sei, nennt Frau Dohm mit Recht eine von den phantastischen, herkömmlichen, über-lieferten Erlogenheiten, die überall Kurs haben. „Wohl kann ich mir die Kindererziehung als einen Daseinszweck des Weibes denken, als eine pro-ductive Schöpfung ersten Ranges, eine Schöpfung, die aus dem Kind-material ein bis in die subtilsten Details ausgeführtes Meisterwerk empor wachsen läßt.“ Aber bis jetzt ist noch wenig dazu gethan worden, die Frau, deren „natürlicher Beruf“ doch die Mutterschaft sein soll, für diesen „Beruf“ auch vorzubereiten, wie man eben zu jedem andern Beruf vor-bereitet wird — sie zur erziehenden Mutter heran zu bilden und ihr für die Ausübung dieses Berufes ihre soziale Existenz zu sichern. Darum können auch die wenigsten Frauen diesen Beruf erfüllen.

Tausende sehen wir, die mit abgöttischer Affenliebe ihre Kinder förmlich verkneten; Andere wieder, die zu jenen „hartnervigen Damen mit plumpen Händen und groben Seelen“ gehören, von denen Hedwig Dohm spricht, — die Abriechung mit Erziehung verwechseln. Und wieder Andere, die trotz der besten Intentionen ihre Kinder nicht erziehen können, weil der Moloch „Haushalt“ mit seiner Vielkinderei, Vielsüßerei, Vielwascherei und Vielkocherei all ihre Kräfte aufsaugt, weil diese Geplagten in der unorganisierten, systemlosen Form des heutigen „Familienlebens“ all ihre Fähigkeiten zersplittern. Und wieder andere Tausende, die in die Fabrik müssen, trotzdem sie Mütter sind, — also den richtigen „Frauen-Beruf“ ja ausüben wollten, nur daß sie halt leider nicht davon leben können, wie man von jedem andern Beruf leben kann . . . Deren Kinder ziehen in den Straßen umher —: kleine Menschentiere, die später die Zuchthäuser und Spitäler füllen. Ich erinnere nur an die gefährlichen Kinder-Motten, die jetzt in Ottakring den Schrecken der Bevölkerung bilden. All diese Kinder hat man von ihren Müttern nicht hartherzig „getrennt“, — nein, — man hat sie ihnen nicht „entrißen“, sondern sie ihnen, resp. der Straße in den Proletarierfamilien, — dem Chaos der dumpfen, überfüllten Kinderstube in der Kleinbürgerwirtschaft, — und den Bonnen bei den begüterten Müttern überlassen.

Wie viele Ströme von Kraft und Gedeihen, von kulturellem Fortschritt und sozialer Entwicklung der Gesellschaft mit diesem Menschenmaterial, das zu verwüsten, dem Einzelnen und seinen sozialen Chancen willkürlich überlassen bleibt, zu Grunde gehen, das ist schier unermesslich. In diesen Kindern liegt die Zukunft — und die Entwicklung dieser Zukunft wird dem Zufall preis gegeben! Alles ist organisiert in der riesigen Arbeitsteilung der Gesellschaft, nur um die Prämissen aller Entwicklungsmöglichkeiten kümmert man sich nicht, — der Boden der Aussaat bleibt der Verwilderung überlassen.

Und da kommt eine Frau, die das überblickt, was wir alle instinktiv empfunden haben, die mit dem hellen Auge der Seherin die Konturen der kommenden Entwicklung erkennt. Eine priesterliche Kaste von Erziehern sieht sie erstehen, eine Kaste, die werden wird, weil die Gesellschaft sie braucht, die die Zukunft der Menschheit dem Zufall entreißt und sie formt in der begnadeten Hand.

Ihr gegenüber tritt als Gegnerin Frau Mina Ander. Diese findet die Anregungen Frau Dohms nicht nur „unzweckmäßig“, sondern auch „überaus grausam“. „Denn“ auch die „einfachste“ Mutter ist die beste Erzieherin ihres Kindes, indem sie ihm jene Grundsätze einprägt, die

„vollauf genügen, einen wackern Menschen aus ihm zu machen: Sei gut und rechtschaffen, vermeide das Unehrenhafte, trachte vorwärts zu kommen im Leben durch redliches Streben, durch ehrliche Arbeit“ — — diese Grundsätze, welche eben dadurch, daß sie ihm der „Muttermund“ einprägt, „einen so tiefen Eindruck auf das Kind machen“ . . .

Nun, wenn diese Grundsätze wirklich jedem von seiner Mutter eingepägt werden, und wenn sie zur Erziehung vollauf genügen, dann müßte ja unsere Gesellschaft thatsächlich aus lauter solchen „wackern“ Menschen bestehen. Da wir diese Thatsache aber leider nicht konstatieren können, so müssen wir uns erstens fragen, ob diese Grundsätze jedem von seiner Mutter auch wirklich eingepägt werden, — den Proletarietkindern von der Mutter, die den ganzen Tag in der Fabrik arbeitet, den Kleinbürgerkindern von der abgequälten Haushaltungsmaschine, die ihre Mutter ist, — den Kindern der Begüterten von der Mutter, die sie den Bonnen übergießt, — den Kindern jener „Hartnervigen“ und andern mehr. Zweitens müssen wir uns fragen, ob jede noch so „einfache“ Mutter diese Grundsätze auch wirklich hat — und endlich, ob diese Grundsätze, wenn sie selbst so famos in Hausch und Bogen dem Kinde vom Muttermund eingepägt würden, auch wirklich genügen, um die junge Generacion, d. h. Menschen der Zukunft zu erziehen.

Wir glauben, daß es doch etwas mehr gilt, als diese Grundsätze kurz und bündig dem Kinde mitzuteilen. Wäre dies genug, so könnte man ja die Sache noch ungemein vereinfachen: man könnte diese Grundsätze auf ein Täfelchen schreiben und sie dem Säugling in die Windeln stecken, oder später dem Kinde in's Schulränzl und dem Jüngling in die Westentasche.

Frau Mina Ander sagt: „Frau Dohm will an Stelle der mütterlichen Erziehung eine allgemeine Institutserziehung setzen“ —! Und nun läßt sie mit prächtigem Eifer Statistiken folgen. So und so viel Prozent beträgt die Sterblichkeit — in den Findelhäusern. So und so viel beträgt das durchschnittliche Einkommen der Familien. So und so viel Tausende kostet jährlich ein Kind im Institut! So und so viel Kinder haben die Familien durchschnittlich. Jetzt multipliziert einmal jedes Kind mit der teuern Instituts-Summe und dann fragt euch, woher die „breitern Schichten der Bevölkerung“ diese Summen nehmen sollen. Ergo: ist jede Mutter nicht nur die beste, sondern auch die notwendigste Erzieherin ihres Kindes!

Würde man nicht thatsächlich nach diesen Ausführungen glauben, Frau Dohm habe gesagt: „Steckt eure Kinder in die Findelhäuser oder

übergebt sie den heutigen Instituten“? — Frau Dohm, die den Blick in die Zukunft richtet und als gebieterischste und wichtigste Aufgabe dieser Zukunft dies erkennt: Erziehungsstätten zu schaffen, wo die Zukunft des Volkes — die Jugend — planmäßig gebildet wird von berufenen und erlesenen Erziehern; Stätten, ausgerüstet mit dem Besten, was die Zeit zu bieten vermag, — und wie sie natürlich nie aus privaten Mitteln, von Profit suchenden Unternehmern errichtet werden könnten, um ihre großartige Bestimmung, die auf ihrer allgemeinen Zugänglichkeit beruht, zu erfüllen.

Und diesem Zukunftshinweise gegenüber —: Frau Mina Ander, die Sterblichkeit in den Findelhäusern — die hohen Preise der Institute zitierend!

Anfänge zu einer höhern Erziehungsart und Anfänge zu einer Versorgung der Kinder durch den Staat sind schon vorhanden. Letztere bestehen in den noch sehr unzulänglichen, aber immerhin in der Gesinnung unverkennbaren öffentlichen Auspeisungen der Schulkinder. Erstere werden durch gewisse wenige, seltene Institute repräsentiert, die schon heute andere als gewöhnliche Unternehmerziele verfolgen. Frau Dohm nennt die Anstalt in Ilsenburg, nach dem Muster von Emlostoebea in England errichtet. Ich kenne ein Institut, das hier ebenfalls genannt zu werden verdient. Allerdings scheint es mir nur für Kinder bis zu 14 Jahren mit ausreichendem Kulturmaterial versehen. Da aber in der denkbar förderlichsten und für das Kind segensreichsten Weise. Es ist das weltliche Mädchenpensionat in Prachatitz, der Schulstadt im Böhmerwald. Schon allein die wunderbare Lage bedeuten für das Stadtkind eine physische Beeinflussung günstigster Art. Dazu kommt noch die treffliche Pädagogik der Leiterin, die die Kindesentwicklung in jene klaren, urgesunden und einfachen Bahnen leitet, die in diesem Alter so notwendig — und in der Großstadt recht selten sind.

Frau Ander spricht aber hauptsächlich von den „Empfindungen“ der Mütter, denen ein solcher „Zwang“ ihre Kinder „entreißen“ würde, um sie berufenen Erziehern zu „überantworten“. Ich traue meinen Augen und Ohren kaum. Wie? Sollte es Mütter geben, die darin, daß ihnen der Staat die Erziehungsorge um die Kinder abnimmt, eine Verletzung ihrer „heiligsten Empfindungen“ sehen? In welcher schwarzen Reaktion geraten wir denn da? Wie stellen sich denn diese Mütter zu jenem andern staatlichen Zwang, der ihre Kinder betrifft und dem sie heute thatsächlich schon unterworfen sind, — dem Schulzwang?! Und wie hat schon dieser Zwang die geistige Potenz der Menschheit gehoben, — dieser erste Schritt zu einer vom Staat übernommenen Heranbildung der Menschen zu gesell-

schaftlich Brauchbaren, — den unsere Finsterlinge gerne wieder abschaffen oder herunter drücken möchten als ein „Unrecht“, das den Eltern geschieht! — Werden sich die Mütter wirklich dagegen auflehnen, wenn man ihnen sagt, daß ihr Kind anstatt wie jetzt von 8—12 und von 2—4 ihnen „entzogen“ zu sein, von Früh bis Abend in der Erziehungsanstalt bleiben wird, dort lernt, seine Arbeiten unter Anleitung macht, Spiele und Sporte treibt, seine Erholung unter Altersgenossen findet und sich freut auf den Feierabend zu Hause.

Was wird die Arbeiterfrau dazu sagen, deren Kinder in den Straßen herum ziehen?

Was die überbürdete Hausfrau? Was die geistig arbeitende und die erwerbende Frau?

Was die begüterte Frau, die mit den Bonnen und „Fräuleins“ ihr gewöhnliches Changement und ihre Verdrießlichkeiten erlebt?

Was die unintelligente Frau, die mit den Kindern zu Hause ihr „Kreuz“ hat?

Was die intelligente Frau, die ihren Tag nicht mit Tändeleien zersplittern, sondern ein Ganzes, ein Tüchtiges leisten will, damit ihre Muße am Abend mit Mann und Kind auch wirkliche Muße sei und nicht in fauler Ermattung zerfließe?

Was jene vielen unglücklichen Verdorren, um ihre Jugend und ihre natürliche Bestimmung Betrogenen, die als alte Mädchen ihr trauriges Dasein fristen, weil unter den heutigen, erdrückenden sozialen Verhältnissen die Sorge um die Nachkommenschaft, die Erkenntnis der Unmöglichkeit, Kinder zu erhalten und zu erziehen, zahllose Männer von der Ehe abhält und sie zwingt, in der Prostitution ihre natürliche Befriedigung zu suchen?!

Und was wird die schwangere Verlassene, — dieser furchtbare Typus, — zu dem neuen Vorschlag sagen, sie, die in irgend einem Winkel, auf der Treppe oder im Keller lautlos, mit blutig zerbissenen Lippen ihr Kind zur Welt bringt — und es in den Kanal gleiten läßt, oder mit ihm in's Wasser springt, weil sie es nicht ernähren und erziehen kann?

Werden wohl all' diese Mütter — Repräsentantinnen der verschiedensten sozialen Schichten — sich auflehnen und in ihren „heiligsten Empfindungen“ getroffen fühlen, wenn man ihnen das Recht auf Kinder giebt, sie ihnen versorgt und erzieht?

Und was wird endlich der Staat selbst dazu sagen, wenn er statt Strömen von Kinderleichen, statt Zuchthäuslern und Ibioten, statt furchtbarer Menschentier-Kotten, gegen welche er den Ballast des Militarismus

aufrecht erhalten muß, — statt defadenter Bürgerlinge, statt stumpfer und verbohrteter Spießbürger, statt zur Ausbeutung erzogener Unterdrücker — eine Gesellschaft von Menschen erzielt, die die höchste Kultur ihrer Zeit in sich aufgenommen haben, die aufgewachsen sind, umgeben von den Besten und Vornehmsten ihrer Zeit, an die sie sich naturnotwendig assimilieren mußten.

Wird dieser Staat wohl finden, daß ihm die großen Erziehungs-kosten reichlich herein gebracht sind oder nicht?

* * *

Vielleicht aber glauben Manche, daß das, was jetzt schlecht ist, auch trotz der besten Erziehung immer schlecht bleiben wird in Folge „angeborener Anlagen“.

Nun, so viel die Psychologie, die Physiologie und die Erfahrung lehren, sind weder gute noch schlechte Eigenschaften, sondern nur Instinkte und Temperamente angeboren. Keine Erziehung der Welt macht aus einem leidenschaftlichen Temperament ein sanftes oder umgekehrt. Das ist aber auch gar nicht nötig. Ja, es ist geradezu verbrecherisch, Temperamente gewaltsam umschmieden zu wollen, wie dies in den Familien leider häufig versucht wird.

Aber Aufgabe der Erziehung ist es, die gegebenen Instinkte und Temperamente in die richtigen Formen zu gießen, sich ihrer zweckmäßigst beim Erziehungswerke zu bedienen. Das selbe leidenschaftliche Temperament, das sich unter dem Einfluß einer verkommenen Umgebung im Mord potenzieren kann, vermag gerade im günstigsten Sinn ein Entwicklungshebel zu werden, — es kann sich z. B. in der leidenschaftlichen Hingabe an einen Beruf, in der stammenden Begeisterung für einen großen Menschheitszweck entfalten und ausleben.

Das ist ja gerade das Wesen aller Erziehung im höchsten Sinne: nicht nach einem Drill das Mannigfachste an den selben Haubenstock irgend eines allgemeinen — allzu-gemeinen — „Grundsatzes“ ankneten zu wollen; nicht das verschiedenste Material in immer die gleiche Form zu bringen trachten. Sondern —: gerade das Besondere, gerade das Verschiedene heraus zu finden in jeder einzelnen Individuation, — das Günstigste sowie das Ungünstigste. Dann das Erstere auszugestalten nach allen Seiten hin, es zahllose Strahlen an die Peripherie entsenden lassen (d. h. die Anlage zu mannigfachster äußerer Bethätigung bringen), wiederum diese Strahlen sammeln in einem Zentrum, wo sich langsam ein Kernpunkt konstruiert, ein Wesentliches jeder Persönlichkeit: ein Essentielles. Das Un-

günstige, aber nicht etwa das, was subjektive Verblendung dafür hält, sondern das absolut Ungünstige, für die Gesellschaft und das Individuum gleich Unbrauchbare und Schädliche, heißt es unwirksam machen. Nicht durch Gewaltthaten! Vielmehr durch Imprägnierung mit Erkenntnissen, welche zu natürlichen Hemmungen führen, — durch eine Art moralischer Impfung, die es giftigen Keimen unmöglich macht, sich zu entwickeln.

Dieser Prozeß, konsequent durchgeführt, bewirkt natürlich auch eine Verbesserung des Angeborenen überhaupt, — von Geschlecht zu Geschlecht, — eine konstante Rassenveredlung, eine natürliche Auslese und Forterbung des Tauglichsten und Besten.

*
*
*

Noch bleiben einige Fragen offen. Man fragt, in welchem Alter der Staat die Kinder übernehmen wird. Viele glauben begreiflicher Weise, daß das Kind in den ersten Jahren der physischen Pflegebedürftigkeit gewiß am besten bei der Mutter aufgehoben ist.

Wenn man aber die große Zahl jener Frauen bedenkt, die einem Berufe nachgehen müssen und für die die Mutterschaft heut zu Tage eine soziale Katastrophe bedeutet, ja wenn man selbst an jene „besser situierten“ Frauen denkt, die sich keine oder doch nur eine Hilfskraft zur Instandhaltung ihres Hauswesens halten können; wenn man ferner weiß, wie sehr so ein kleines Kind jemanden nötig hat, der nur dazu da sein muß, sich den ganzen Tag und wohl auch in der Nacht mit ihm zu beschäftigen, — dann wird man lebhaft jener jungen Mutter beistimmen, die im verfloßnen Jahr in den „Dokumenten der Frauen“ einen Brief veröffentlichte, der von der aufreibenden, zermürbenden Existenz einer Mutter, die ohne genügende Stützen einen Haushalt mit seinen fortlaufenden, zahllosen Anforderungen und gleichzeitig ein Kind — oder gar mehrere — versorgen muß, ein deutliches Bild giebt, . . . besonders wenn die Frau auch selbst einen Lebensberuf hatte, der ihr nahe lag, und der nun für sie hoffnungslos tot und begraben ist. Gerade weil diese Frau ihr Kind herzlich liebt, würde sie, wie sie schrieb, wünschen, sich ihm mit gesunden Nerven, in voller Spannkraft und befriedigt von der eigenen, wohl verwerteten Existenz widmen zu können, nicht zerquält, überbürdet und voll schmerzlicher Auflehnung gegen diese absolute Unterdrückung ihres eigenen Ichs. Die Schreiberin des Briefes trat für die Gründung von Anstalten ein — (wenn ich nicht irre, bestehen solche schon in England), in denen kleine

Kinder von wohlbewährten Fach-Kinderpflegerinnen aufgezogen werden, und wo der Mutter jederzeit die Kontrolle frei steht.

Ich meine, solche Anstalten, — vom Staat errichtet, dazu in den Händen der tüchtigsten, ausgebildeten und spezialisierten Kinderpflegerinnen, und ausgestattet mit dem Besten und Zweckmäßigsten — müßten einen wahren Volksseggen bedeuten. Ihre Benützung sollte eine freiwillige sein, aber ich glaube, daß eine riesige Anzahl von Müttern so „herzlos“ und „grausam“ wäre, ihre Kinder solch' einer allerersten, allererlesensten Aufziehung zu „überantworten“, die sie ihnen in dieser Weise zu Hause wohl kaum bieten können. Der „Erziehungszwang“, wenn man ihn so nennen will, würde dann erst mit dem Schulzwange zusammen fallen und bis zum Berufsantritte dauern, — natürlich mit entsprechender Bewegungsfreiheit des Individuums. „In welcher Art der Verkehr der Kinder mit den Eltern zu regeln wäre“, sagt Frau Dohm, „wer wollte das heute sagen!“

Ich denke mir diesen Verkehr in der Form von Halbpensionaten geregelt. Das Kind soll Abends, wenn die Eltern es wünschen, nach Hause kommen, obzwar ich es für noch ersprießlicher hielte, wenn es seltener geschähe; jedenfalls soll es den Eltern frei stehen, daß ihr Kind am Abend heim kehrt, wie sie selbst heim kehren, die dann Beide einem Berufe nachgehen können.

Man spricht von „Zerstörung des Familienlebens“. Ich meine im Gegenteil, das Familienleben ist heute zerstört durch die unnatürliche Verschiebung, Verrückung aller sozialen Verhältnisse, und es bedarf dringend einer Wiederherstellung, einer Besserherstellung. Von einem heute bestehenden allgemeinen Familienleben, „in dem die ungeheure Mehrheit der Menschen ihr höchstes Glück sucht und findet“, zu sprechen, wie dies Frau Ander thut, ist eine jener verhängnisvollen Täuschungen, eine jener „unverfrorenen Dreistigkeiten im Ableugnen und Hinwegsehen von Thatfachen, die offen vor aller Welt liegen“. Hat vielleicht der Proletarier, der doch gewiß die „ungeheure Mehrheit der Menschen“ bildet, ein beglückendes „Familienleben“, in dem elenden Loch, in dem er mit seinen ihm nicht „entrißenen“ Kindern haust, die Tags über verkommen, weil auch die Mutter in der Fabrik ist?! Dank diesem „Familienleben“, in dem jene „ungeheure Mehrheit“ von Menschen lebt, in dem kein einziges Moment der aufatmenden Erholung existiert, flüchtet der Mann in's Wirtshaus, und konsequenter Weise die Frau nicht selten auf die Straße, um für den vertrunkenen Lohn einen Ersatz aufzutreiben. Gerade das Familienleben, dessen „radikale Umgestaltung auf das Entschiedenste

zurück gewiesen werden muß“, wie Frau Ander meint, bedarf einer sehr radikalen Umgestaltung, um überhaupt wieder ein Wertfaktor der Gesellschaft zu werden. Der Feierabend muß einziehen in die Familie, ein wirklicher, echter, nicht erheuchelter und erzwungener Ruhepunkt, der die Erholung bildet für Vater, Mutter und Kinder nach den Mühen des Tages, der die Arbeit, mit der er abwechselt, wieder zum erquickenden Lebensinhalt macht. Unter den jetzigen Verhältnissen, wo besten Falls — im Bürgerstande — die Mutter wirklich bei den Kindern ist, giebt es selten solchen Feierabend. Die Mutter hat sich den ganzen Tag mit den Kindern geplagt, nur durch den Schulzwang für Stunden erlöst, wo sie aber wieder für die Kinder arbeiten muß, stopfen, flicken, kochen und räumen, in endloser Kontinuirlichkeit, niemals zu sich selbst gelangend, und am Abend kommt der Vater an die Reihe. Er muß die Arbeiten nachsehen, die Kinder aushören, er muß sich ihre Missethaten erzählen lassen und Strafpredigten halten, und Eltern und Kinder sind verdrießlich, weil sie aus dem Tageswerkel nicht heraus kommen.

Wie aber, wenn Eltern und Kinder sich Abends — oder wöchentlich — treffen, jeder nach vollbrachtem Tagwerk, jeder fertig mit seiner Arbeit?!

Schon der Umstand der kleinen Trennung macht das Zusammenkommen festlicher und hebt es über das „erbärmliche Behagen“ — die Abstumpfung — empor. Nicht die Entfernung entfremdet, sondern das zwanghafte Zusammengepferchtsein, die ewige Inanspruchnahme und Störung des Einen durch den Anderen.

Kann man sich ein innigeres, erfreulicheres und echteres Familienbild denken als Mann und Weib, jeder sein Leben lebend, jeder seinen Beruf ausübend, unabhängig vom Andern, also ohne Versorgungszwang vereint, und Beide der quälenden Sorge um die Kinder überhoben, die sie in den besten Händen wissen und deren aufsteigende Entwicklungslinie sie mit Freuden verfolgen?

Unter den zahllosen Konsequenzen der öffentlichen Erziehung dürfte aber u. A. auch noch folgende sein: der Moloch „Haushalt“ wird endlich fallen.

Ist es nicht geradezu ein Anachronismus, daß inmitten der riesigen, auf allen Gebieten durchgeführten Arbeitsteilung der heutigen Gesellschaft — ein System des Haushaltens das herrschende ist, das allen Spezialisierungstendenzen der Zeit Hohn spricht, das ungemessene Kapitalien an Zeit, Geld und Menschenkraft verschlingt — ein Stümpfern und Pfuschen in allen möglichen Arbeitszweigen zur Folge hat und so und so viele Menschen von der einheitlichen Ausnützung ihrer Fähigkeiten in einem

einigen, ganzen Beruf, der ihnen Brot und Lebensinhalt giebt, abhält, gleichzeitig aber so und so viele Andere zwingt, ihre wichtigsten Bedürfnisse an dilettantischer Stümperarbeit zu befriedigen! Das ist das Prinzip der jetzigen, systemlosen und unorganisierten Hausführung jeder einzelnen Familie für sich.

Es erinnert an primitive Vorzeiten, wo jeder einzelne Haushalt für sich auch noch spann und Linnen wob, für sich fischte, jagte, baute, sich selbst das Brot aus der Erde ackerte, sich selbst alle Hüllen anfertigte, — kurz an Kultur-Anfänge, in welchen das Prinzip, durch das die gesellschaftliche Staatenbildung erfolgte, noch nicht bestand, — nämlich das Prinzip der Arbeitsteilung, der tüchtigen Spezialisierung, die zur Fertigkeit und Meisterschaft führte.

Unsere Haushaltung ist so ein vorzeitlicher Überrest. An dem Feuer, das in jedem einzelnen Herd am Vormittag verlobert, könnten zehn Familien ihr Essen kochen und neun Beheizungssummen wären erspart. Die Zubereitung dieses Essens, die in 60 Familien 60 Hausfrauen besorgen, könnten vier Köchinnen bewältigen, und besser und schmackhafter, weil sie eben spezialisiert sind als Köchinnen, und nicht, wie die jetzige Hausfrau, auch noch in allen möglichen andern Arbeitszweigen pfuschen müssen — in Säubern, Flickern, Putzen und Stopfen, und wenn sie eine besonders „praktische“ Hausfrau ist, wohl auch noch in Hüteputzen und Kleibernähen und zu guter Letzt in Erziehung und Menschenheranbildung.

Sechshundfünfzig Menschenkräfte wären durch je vier Köchinnen frei gemacht und sozial verwendbar.

Vielleicht dürfte da wieder jemand sagen: „Die Familien sollen also in's Gasthaus essen gehen?“ Nein! Was wir brauchen, um den Vampyr „Haushalt“, der die besten Frauenkräfte aufsaugt, umzubringen, das sind Familiengenossenschaften.

Da kommen wir aber nicht mehr als Originale. Denn in Amerika giebt es die thatsächlich schon.

In den Genossenschaftshäusern finden die Familien Wohnung, Beheizung, Beleuchtung, Bedienung, Verköstigung, Bäder, Schulen und Erzieher, und zwar alles zu Preisen, die nicht annähernd so hoch sind, wie die Kosten eines weit weniger komfortablen Einzelhaushaltes, da sich in der Durchschnitts-Berechnung eben große Ersparnisse ergeben. Dem individuellen Geschmack ist weitester Spielraum gelassen, da von Allem große Auswahl vorhanden ist. Die Wohnungen sind sowohl möbliert als unmöbliert zu haben, man kann sich seine Existenz nach eigenster Neigung ausgestalten und einteilen.

Wenn solche oder im Prinzip ähnliche Institutionen allgemein werden, dann wird endlich die Frau ihrer jetzigen zersplitternden Lebensführung überhoben sein, sie kann dann in einem Beruf einen befriedigenden Lebensinhalt, Unabhängigkeit vom Mann und Miterwerb für die Familie finden. Das eheliche und das Familien-Verhältnis gestaltet sich naturgemäß, wenn einer dem Andern nicht wie ein Mühlstein am Halse hängt, inniger und liebevoller, als wenn Menschen durch einander in ihrer Lebenslaufbahn beschwert, belastet und gehemmt werden. Das Altjüngferntum kommt immer mehr und mehr auf den Aussterbe-Etat, da jedem Mann die Frau wohl als soziale Mitarbeiterin, nicht aber als Ballast willkommen ist. Mit dem Altjüngferntum schwindet, weil überflüssig geworden, sein Gegenstück: die Prostitution. —

Soll ich nun noch die Berufe erwähnen, in welchen, wie ich meine, die Frau etwas Tüchtiges leisten wird? Nur auf einen will ich hinweisen, in dem mir die Zukunft der Frauenentwicklung zu gipfeln scheint. Frau Dohm sprach von erlesenen, berufenen Erziehern, die der Menschheit erstehen werden, weil sie ihrer bedarf. Ich glaube, in dieser vornehmsten Kaste werden auch viele Frauen sein. Die Frau mit ihren natürlichen pädagogischen Anlagen, die heute von der Affenliebe der Mutter überwuchert, vom Haus- und Halbtierium geknebelt, von der sozialen Zwangslage vernichtet, von Unbildung und Unfreiheit erstickt werden, wird sich in einer freieren Zukunft zur Erzieherin erst entwickeln und so gerade zu dem Beruf gelangen, den sie heute, als alles-sollender und nichts-gelernt-habender Taufenssaija im Allgemeinen nicht zu erfüllen vermag. — —

Und auf welchem Wege ich mir die Realisierung dieser neuen Verhältnisse denke? Auf dem Wege der natürlichen, historischen Entwicklung, herbei geführt oder zumindest angebahnt durch jene sozialen Reformen, jene nächsten sozialen Resultate, welche in der Luft schweben, mit denen die Zeitatmosphäre so dicht geschwängert ist, daß sie sich entladen müssen in unferner Zukunft.

Wie alles neu zu Gestaltende werden auch die Erziehungsstätten der Zukunft erst vereinzelt und privatim erstehen — dann, je zwingender das Bedürfnis danach wird, immer häufiger und häufiger, bis sie allmählich vom Staat subventioniert und endlich ganz von ihm übernommen werden. Vielleicht wird man auch, bevor die öffentlichen Mittel ausreichende sind, den Eltern eine Erziehungs-Steuer auferlegen, die sie, da ja dann Beide erwerben, leicht tragen und gerne leisten werden. Der Beitritt zur öffentlichen Erziehung wird wohl anfangs ein freiwilliger sein, bis er mehr

und mehr zum allgemeinen Brauche werden und sich endlich im Geseze potenzieren wird.

* * *

Frau Ander fordert Frau Dohm auf, ihre Anregung zur Erziehungsfrage (Frau Ander sagt „ihren Vorschlag“, als ob ein solcher positiv in unserer Macht stünde) „mit voller Klarstellung der Konsequenzen“ in einer Versammlung von Müttern auszusprechen, damit Frau Dohm erfahre, wie jeder Versuch zu solch einer „Gewaltthat“ schon im „Keime von ihnen ersücht“ würde.

Frau Ander hat da ein großes Wort, wie ich glaube, sehr gelassen ausgesprochen. Ja, darum handelt sich's: um die volle Klarstellung dieser Konsequenzen in ihrer tief greifenden Kausalität, in ihrem großartigen Zusammenhange sowohl mit der Lebensführung des Einzelnen als auch mit den Entwicklungszielen der Menschheit.

Auf diese Konsequenzen hin zu weisen, habe ich hier andeutungsweise versucht und bin gerne bereit, noch eingehender, als ich es hier zu thun vermochte, meine Darlegungen in einer „Versammlung von Müttern“ fortzusetzen — in freiwilliger Vertretung Frau Dohms, schon um zu erfahren, ob Mütter wirklich jede derartige Anregung als „über ihre heiligsten Empfindungen sich hinweg setzend“ von Grund aus verdammen.



Pädagogische Plauderei.

Von Ida Häny-Luz.

(Berlin-Friedenau.)

Als ich vor Jahren als frischgebildete Lehrerin in's praktische Leben hinaus trat und mir so allerlei Herrliches vorschwebte von meinem Beruf und der Menschenveredlung, die ich durch weise Pädagogik erreichen wollte, da sagte ein Freund zu mir: „Es ist nur ein Wunder, daß die Erziehung nicht noch mehr Menschen verdirbt, als es thatsächlich der Fall ist.“ Meine Empörung über diese Kezerei war grenzenlos, und ich ließ sie natürlich nicht gelten.

Dann begann ich die Arbeit, kam in Kontakt mit der Kinderseele und warf die Ansicht, daß ein Kind tabula rasa sei, gar bald zu anderen überwundenen Standpunkten; ich wurde auch still und bescheiden in den Erwartungen, die ich hegte, um dann späterhin noch bescheidener zu werden und meinem Freunde Recht zu geben, da ich als Frau und Mutter zuletzt selber ein Haus und Kinder zu leiten hatte.

Wenn ich sage bescheiden, so meine ich nicht, daß ich an mich weniger hohe Anforderungen stellte, sondern daß ich die erzielten Resultate nicht mehr mit den erträumten verglich; wobei ich aber gleichzeitig wieder erkannte, daß ich Schöneres gefunden, als ich gesucht. Es muß ja jedem Menschen unendlich viel reizvoller erscheinen, Individualitäten groß zu ziehen, als Typen, und es ist auch in gewissem Sinne einfacher, da wir dabei durch das Kind selbst viel sicherere und klarere Anhaltspunkte für unser Vorgehen gewinnen, als wenn wir nur so in's Blaue hinein ein „Erziehungsideal“ verfolgen. Wir nehmen doch im Verkehre mit Erwachsenen auch Rücksicht auf deren Eigenart; wir werden uns hüten, einen Sensitiven mit derben Händen anzufassen oder einer robusteren Natur mit Sentimentalitäten zu kommen — wir behandeln aber unbedenklich ein überzartes Kinderfeulchen genau so wie eine starke und trotzige Kindernatur. Giebt das nicht zu denken?

Und giebt es nicht zu denken, wenn man unbefangen das Kindervolk so beobachtet, wo und wie man's trifft? Dem tiefer Blickenden ist ja natürlich klar, daß ein Teil der so schwer gerügten „Unarten“ ganz von selber verschwindet und daß man diese nicht als Maßstab für das Wesen und die Erziehung des Kindes ansehen darf; aber wie vieles ist doch da, das uns beängstigt! Namentlich der Ungehorsam schon von Seiten ganz kleiner Kinder.

Vielleicht sieht es wie ein Widerspruch aus, wenn ich von individueller Erziehung und von striktem Gehorsam in einem Atemzuge spreche, und doch ist das Eine ohne das Andere nicht gut möglich. Es herrscht ja zwar vielfach die Ansicht, man erziehe ein Kind individuell, wenn man ihm in jeder Beziehung den Willen lasse. Aber der Wille eines Kindes ist von Natur aus nur stark oder schwach, nicht aber auf Gut oder Böses gerichtet, und daher muß er erst seine Richtung erhalten, bevor er sich im Kinde selbst geltend machen darf. Das Kind muß einem höheren Willen sich unterwerfen lernen und zwar in freudigem Gehorsam, damit es dereinst im Stand ist, im Kampf des Lebens seine unedleren Triebe der höheren und besseren Erkenntnis seines edleren Menschen mit schlichter Natürlichkeit zu unterwerfen. Freilich hat das Kind Recht, wenn es sich gegen launenhafte und ungerechte Durchkreuzung seines Willens auflehnt, und in solchen Fällen liegt die Schuld einzig und allein an den Eltern.

Aus dem freudigen Gehorjam entspringen eine Menge anderer Tugenden, weil das Kind durch ihn sich trotz seiner Schwäche geborgen fühlt und sorglos und vor Allem freudig sich ausleben kann. Ja, die Freudigkeit der Jugend! Haben wir denn auch so recht eine Vorstellung davon, was wir dem Menschen thun, wenn wir ihn in Freude groß werden lassen, wenn wir seine Seele mit Sonne tränken, die ihm für's ganze Leben nie mehr erlöschen wird? Und thut das unsere Erziehung mit den hundert Vorschriften und den hundertfachen Stauungen, die sie der kindlichen Fröhlichkeit entgegen setzt? Die Freude aber zeugt Güte, und aus der Güte kommt die Schönheit — jene tiefinnere Schönheit, die das häßlichste Gesicht verklärt und die der große Balsam ist für all' das Weh dieser Welt.

Und weiterhin entsteht auf diesem Grund auch die Freiheit, die jeden Menschen nach seiner Façon selig werden läßt, so daß wir einen Kreis von Individualitäten haben können, die sich berühren, stoßen, aber nicht etwa zu vernichten suchen. Es ist ja vollkommen klar, daß der Einzelne nur dann zu seiner höchsten Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit gebracht werden kann, wenn die guten Seiten seines Wesens stark gezogen, die schlechten abgeschwächt werden, wenn er also durchaus in der Entwicklungsmöglichkeit seiner Persönlichkeit verbleibt. Diese Erziehung kann aber nur das Haus geben, die Schule ist aus nahe liegenden Gründen nicht dazu befähigt, und sie hat die ebenso wichtige pädagogische Rolle wahrzunehmen, alle die Einzelwesen wieder unter allgemeine, gemeinsame Gesichtspunkte zusammen zu fassen, um sie für diejenigen Aufgaben vorzubereiten, die sie als Glieder der menschlichen Gemeinschaft dereinst zu erfüllen haben.

Man sagt, es ist zu schwer für die Mutter, den Forderungen einer derartigen Erziehung gerecht zu werden. Es scheint so viel einfacher, es eben nur wieder so zu machen, wie man selbst erzogen wurde, oder wie es der liebe Nachbar thut. Aber es scheint nur so. Es braucht nur zu Anfang etwas mehr Nachdenken über ein Kind, als man es sich sonst zur Pflicht macht; ist man einmal auf der richtigen Fährte mit einem Charakter, so sind alle seine zu Tage tretenden Äußerungen eben so einfach zu behandeln, wie man die körperlichen Bedürfnisse des Kindes nach seiner Konstitution befriedigt. Und dabei hat man noch den Vorteil, daß man weit weniger Ärger und viel mehr Freude mit seinen Kindern erlebt und vielleicht dann auch jene Dankbarkeit, die aus den Eltern die besten Freunde der Kinder macht — eine Erscheinung, die leider, wenn wir ehlich sein wollen, immer seltener zu werden droht. Das Recht der Individualität macht sich eben doch eines Tages bei jedem Einzelnen geltend, natürlich oft nur unbewußt, und es reißt sich dann eine tiefe Kluft auf zwischen den Generationen, die von beiden Seiten wohl schmerzlich empfunden wird, aber nicht mehr wirklich zu überbrücken ist.

Wohl hoffen die Eltern auch, wenn sie selber zu schwach sind, die Erziehung zu leiten, daß das Leben die Ecken schon abschleifen werde. Zum Teil ist dies gewiß richtig: gesunde, tüchtige Naturen ringen sich meistens durch. Aber oft werden eben nur die Ecken abgeschliffen, und der Kern bleibt, wie er war. Und immer auch geschieht diese Erziehung so, daß der Mensch sie viel, viel teurer bezahlen muß, als wenn er von Kindheit an vernünftig behandelt worden wäre. Dabei spricht noch ein Moment mit, das man so selten in Betracht zieht: eine richtige Erziehung schützt den Menschen nicht nur davor, daß er eigentlich unnütze Leiden über sich ergehen lassen muß, sondern auch davor, daß er unnütze Leiden bereitet. Fragen wir uns Alle, Männer wie Frauen, wie manche tief bittere Stunde wir in unseren menschlichen Beziehungen durchlitten haben, die uns erspart worden wäre, wenn jeder Einzelne richtig, im höchsten Sinne richtig, erzogen worden wäre. Jede Mutter sollte sich sagen: meine Tochter kann in die Ehe treten und Mutter werden und trotz aller Liebe nicht beglücken, wenn sie nicht den freudigen Gehorsam gegen den edleren Menschen in sich besitzt; mein Sohn wird Gatte und Vater werden, aber nur dann des Hauses Stütze, der Familie wahres Oberhaupt sein, wenn er aus der häuslichen Erziehung die Kraft zur Selbsterziehung mit in's Leben gebracht hat.

Nun wird man mir wahrscheinlich entgegen, daß sich solche Dinge leicht vorplaudern lassen, daß jedoch die Wirklichkeit mit ihren Anforderungen an die Arbeitskraft der Eltern alle meine schönen Vorschläge tot schlägt. Leider, ja leider reißt der Tageskampf einen guten Teil unserer Kraft auf; aber schließlich braucht die Erziehung, wie ich sie hier, wenn auch nur oberflächlich, angedeutet habe, nicht mehr Zeit und Kraft als die gewöhnliche Erziehung — sie verlangt nur von den Eltern einen höheren Standpunkt. Sicherlich ist es ehrenhaft und hoch anzuerkennen, wenn wir Frauen unseren Haushalt in jeder Richtung tadellos führen, wenn wir gut kochen und wohl Ordnung halten und es verstehen, in jedem Augenblicke die Arbeit selber zu leisten. Indessen ist schließlich die Führung des Haushaltes das rein Mechanische gegenüber dem Geistigen, das in dem Wohlbehagen besteht, welches dem Manne bereitet wird, damit er seine Lebenskraft voll ausnützen kann, und dem Kinde, damit es zu einem Menschen heran reift. Das Technische ist in diesem Falle das Endliche, das Geistige das Unendliche, und sollte gerade darum uns Frauen, die wir schon aus unserer Natur heraus mehr Zusammenhang haben mit dem Ewigen als der realistischere Mann, weit mehr am Herzen liegen, als es für gewöhnlich geschieht.





Die weibliche Kunstseele.

Von Kurt Piper.

(Freiburg i. Br.)

I.

Das Normalweib als Jungfrau, Braut, Gattin und Mutter ist im Grunde seiner weiblichen Eigenart ein ungleich künstlerischer, aesthetischer empfindendes Wesen als der in den Daseinskampf unmittelbarer hinein geborene Normalmann. Es kommt niemals wie der Mann in direkte Verührung mit dem Konkurrenzleben, dessen traurige Tendenz eben dahin geht, alle Kunst- und Gefühlspotenzen der menschlichen Psyche auf ein größtmögliches Minimum herab zu drücken und so ihren willenlosen Sklaven für den Kampf um's tägliche Brot mit der nötigen Geschmacklosigkeit zu bewaffnen. Dies ist das zur Gewohnheit gewordene und deshalb mit dem Aushängeschild der „Pflicht“ versehene Loß des für Weib und Kind kämpfenden Mannes. Erst der Mann hat das Weib verdorben, verderben müssen unter dem Drucke dieser materiellen Lebensverhältnisse, deren Produkt und Spielball er eben ist. Er infizierte das Weib, gab ihm eine seines künstlerischen Kerns unwürdige, widernatürliche Schale, indem er seine, durch sein materielles Verußmilieu, durch das allein herrschende Nützlichkeitsprinzip bedingte widerkünstlerische Lebensanschauung dem materiell schwächeren, ihm unterworfenen Weibe unbewußt-kontagiös aufnötigte und so den ursprünglichen Weibtypus verzerrte, ihn in das unvorteilhafte Licht dieser Schale stellte. Die widerkünstlerische Lebensauffassung wirkt beim Manne insofern einheitlicher, besser motiviert, als die unmittelbare alltägliche Lebenserfahrung, die Lebenspraxis ihn in seinem ursprünglich-individuellen Kerne nach und nach vernichtet, ihn zur Schale schablonisiert, ihm ihre praktische Nützlichkeitsdoktrin bis in den künstlerischen Kern seines Wesens hinein „einbläut“, und das natürlich auf Kosten dieses Kernes. Der Nützlichkeitsdoktrin zu widerstehen, zu trotzen, erfordert eben mehr als künstlerische Normalkraft, erfordert die ganze Willensenergie des kampferprobten, leidensfähigen Künstlers. Der Mann geht aktiv im Alltag, im Beruf auf, in einem Materialismus, der sich mit den

bürgerlichen Tugenden, selbst mit der „Frömmigkeit“ ausgezeichnet verträgt. Das Weib hingegen nimmt die widerkünstlerische Lebensauffassung des Mannes passiv auf. Diese passiv aufgenommene Lebensanschauung entstellt das Weib. Sie trägt hier den Stempel der Unnatur, der Unwahrheit an der Stirn. Beim Manne springt das gleichwohl vorhandene, ja doppelt und dreifach vorhandene Mißverhältnis zwischen Kern und Schale nicht so verblüffend in die Augen, weil hier der Kern in seiner abgeschliffenen Einzigkeit und Triebschwäche gegen die üppig wuchernde Schale so gut wie verschwindet. Er wirkt als Schalentier und insofern einheitlich, „natürlich“.

Beim Weibe aber ist dies nicht der Fall. Hier wirken Kern und Schale mit gleicher Kraft unvermittelt, chaotisch neben- und durcheinander. Das giebt dem Weibe seinen für den Mann so verhängnisvollen Widerspruch zwischen Schein und Sein, die bekannte, oft eruierte und nie erklärte Doppelzüngigkeit und Falschheit, das Sphinxhafte, Unberechenbare, Zwiespältige, Unentschiedene und gerade deshalb Faszinierende. Das Weib wirkt sogar noch durch den Kontrast zwischen Ursprung und Anfaß, dessen wahre Natur sich erst bei näherer Bekanntschaft fühlbar macht, so bald sich das Geschlechtstemperament durch die Gewohnheit mehr objektiviert.

Der künstlerische Ursprung, der wundervolle Kern der Weibnatur kommt erst zu unbefristeter Geltung, und die angelebte, anempfundene Schale tritt in den Hintergrund in Augenblicken, in denen das Rein-Geschlechtliche, das Rein-Weibliche, das „Ewig-Weibliche“ dominiert, d. h. in Augenblicken, in denen das Weib liebt und geschlechtlich empfindet, sei es in der Liebe zum Mann, oder in der Mutterliebe. Die konventionelle Eindämmung des reinen, gesunden Geschlechtstriebes, seine Unterordnung unter die Geldfrage ist schamlos, „unmoralisch“. Für das Weib hat allerdings der natürliche Geschlechtsverkehr seine schweren Folgen, aber sie wurden erst durch die Verhältnisse schwer. Nur zu oft findet das reinste Mutterglück in den Verhältnissen seine Vernichtung, um dem Gefühl der Schande, der Verzweiflung zu weichen. Die Steigerung der Lebensbedürfnisse erstickt das Rein-Menschliche. Das Leben ist teuer, sehr teuer geworden, und ein junges Leben, das nicht bezahlt werden kann, teilt das Elend seiner armen Mutter. Der gleiche Fluch der Verhältnisse lastet auf Beiden, und den Verhältnissen gehorchend, nicht dem eignen Trieb, erfand der Mensch seine normal-sittliche Forderung. Die ist nun, wie bekannt, ein Danaergehenk. Auf der einen Seite beugt sie jenen „schweren“ Folgen vor, aber um welchen unverhältnismäßig schwereren Preis! Sie denaturiert, entfittlicht den Menschen zur Verwerflichkeit einer falschen, verlogenen Scham, zur Disharmonie zwischen Außen und Innen, zu innerem Schmutz und zur Schau getragener Wohlstandigkeit. Wo liegen nun die schwereren

Folgen: bei dem, der der Konvenienz zu trotzen wagt, oder bei ihren flatteurs? Die von der Macht des Geldes diktierte Normalsitte unterband dem reinen, gesunden Geschlechtsforn seinen natürlichen Abfluß, und so fand er sich seine künstlichen Seitenkanäle und wurde pervers. Die von der Normalsitte sportmäßig betriebene „Gewissensnotzucht“ nimmt dem Geschlechtsleben schwacher Menschen mit dem guten Gewissen auch sein künstlerisches Moment, und so wurde es erst gemein, tierisch durch die Normalsitte.

II.

Man kennt den starken, idealischen Zug des Künstlers, des Übernormalmenschen zum Weibe. In der „Künstlerliebe“ mischen sich Künstler und „Künstlerin“, Kern und Kern, und wie unendlich hier selbst die Roheit des Geschlechtsverkehrs in ihren psychischen Konsequenzen, die jene Roheit reaktiv neutralisieren, vergeistigt, geadelt werden kann zu „der reinen Wollust edler Handlung“ (Goethe), das hat uns keiner so herrlich zu sagen gewußt wie der große Geschlechtsmensch Goethe in dem einzigen, so wenig verstandenen Divan-gebicht: „Selige Sehnsucht“.

Wie der Normalmann über der Schale den Kern, so vergißt, überfieht der Künstler umgekehrt über dem herrlichen Kern der Weibnatur die unechte, angekünzelte Schale. Vor lauter Tiefenblick entgeht dem Künstlerauge die Oberfläche als das künstlerisch-Unwesentliche, das ihn nicht angeht, und er pflegt sich ganz dem ersten, tiefen, bleibenden Eindruck des weiblichen Kerns künstlerisch hinzugeben, um später durch die Schale um so tragischer enttäuscht zu werden. Die Schale rächt sich für dies ihr Übergangenwerden, rächt sich an der „Blindheit“, oder dem Hellblicke des Künstlers — wie man's nehmen will, durch eine Fülle von Enttäuschungen.

Das Bildungsweib, das Weib als Mischprodukt aus Kern und Schale, aus Ursprung und Ansat, aus Individualität und Milieu, fasziniert so endlos, wie es ein künstlerisches Empfinden enttäuscht — um so mehr enttäuscht zu einer „hoffnungslosen Liebe“, als der Künstler den Kern in seiner ganzen, ungeschmälerten Schönheit erhalten und nur durch die Schale in seinen Äußerungen gehindert sieht. Die Schale tritt zwischen ihn und den wahren Wert des Weibes, verwehrt ihm dessen Genuß und löst in ihm den stereotypen Tasso-Konflikt aus, der so Manchen schon zu Grunde gerichtet hat. Goethe's Tasso ist ein grenzenlos genial projizierter Typus, in dem sich jeder echte Künstler wieder erkennt, als hätte er und kein Anderer dem Zauberer Modell gefressen.

Ungetroffene Künstler, die beim Bildungsweibe ihre traurigen Erfahrungen gemacht haben und doch nicht an ihm gescheitert sind, pflegen sich beim Natur-

kinde gegen diese Erschütterungen schadlos zu halten, sich aufzurichten, und wenden sich mit innerer Notwendigkeit dem „ungebildeten“ Naturweibe, ihrem Bauern- oder Zigeunermädel zu. So tief die Vergeistigungsstufe im jeweiligen Falle immer sein mag, auf der der weibliche Kunstern hier steht, und so wahr es auch ist, daß ein kräftiger künstlerischer Kern sich gerade am Widerspruch, an der Reibung mit der Schale entwickelt, stählt, vergeistigt, immerhin ist ein künstlerisches Moment da, das durch keine nennenswerte Schale in seinen Äußerungen gestört wird, das durch keinen wenn auch in Ausnahmefällen stählenden vergeistigenden Kampf mit einer ihm durch die Verhältnisse aufgedrungenen Schale gehindert wird, sich offen, einheitlich und nicht doppeldeutig, zweischneidig zu geben. Christiane Vulpius hat einen Goethe nicht enttäuscht wie Charlotte von Stein.

In künstlerischen Dingen ist das weibliche Gefühl ungleich zuverlässiger als das in's Formell-Technische, in's Praktische, in's Nützliche veräußerlichte „Gefühl“ des Mannes. Verlangt man aber dies weibliche Gefühl in sprachlich kondensierter Form, verlangt man ein bestimmt formuliertes, den Kunstgegenstand beleuchtendes Urteil, so gehört allerdings wieder die Doppelnatur des Weibes dazu, das zweischneidige Schwert seiner Bildung, um von der technisch-formellen Einfassung des betreffenden Kunstprodukts auf den künstlerischen Gefühlsgehalt, vom Handwerk auf die Kunst schließen zu können. Das erfordert technische Routine, und die will gelernt sein. Das Ursprungsweib hat aber nichts gelernt, und wenn es sich nicht in der Technik auskennt, bleibt ihm natürlich auch der Inhalt des Kunstwerks verschlossen. Das ungebildete Weib weiß mit der Technik nichts anzufangen und steht ratlos davor. Es erweist sich künstlerisch taubstumm, ohne unkünstlerisch zu sein; ja gerade deshalb wirkt es um so künstlerischer, insofern es im Gegensatz zum Bildungsweibe einfach, ursprünglich, naiv, schalenlos erscheint. So erklärt sich der geheimnisvolle Zug des Künstlers zum weiblichen Naturtypus. Sie fühlen einander in ihrer künstlerischen Gefühlsphäre, ohne sich dieses Gefühls bewußt zu sein, und ein hoch stehender Künstler kann über dem reinen, einheitlichen Ursprungsweibe zur Not das sogenannte Verständnis, das bewußte Verstehen, die schöne Beigabe sprachlichen Gedanken- und Gefühlsausstausches entbehren in der Erkenntnis, daß eine „harmonische“ Vereinigung beider im Weibe unmöglich ist. Es wäre eben das unrealisierbare Idealweib — seine ungestillte und unstillbare künstlerische Sehnsucht.



Emmy von Egidy.

Von Anna Bernau.

(Minden i. Westf.)

Wenige Wochen vor seinem Tode hat mich der verstorbene Herausgeber der „Gesellschaft“, Ludwig Jacobowski, um einen Artikel über Emmy von Egidy. Nicht litterarisch solle er werden — aus persönlichen Eindrücken heraus geschrieben, weniger Beurteilung, als Erlebtes. Und weil ich vor Allem Erlebtes bringen will, darum bin ich auch gezwungen, die eigene Person zunächst ein wenig mehr in den Vordergrund zu stellen, als es dem Gebrauch entspricht. Ich muß deshalb freundlichst um Nachsicht bitten. —

Vor einigen Jahren wanderte ich aus der Kleinstadt nach München, um der selben Gründe willen, die auch wohl andre Suchende in die Großstadt zu führen pflegen. Ein Suchen nach bestimmten oder halb vermuteten Werten, die man in den gewohnten Kreisen nicht zu finden vermochte. Ein Suchen vor Allem wohl nach Menschen.

Nach einer Reihe von Jahren war ich zur Rückkehr in die alten Verhältnisse gezwungen; und nur wenige Wochen vor meiner Abreise lernte ich Emmy von Egidy kennen. Nicht viel konnten wir uns damals noch berühren. Aber die Eindrücke waren schon zu jener Zeit so stark und tief gehend, daß sie, auch wenn sie die einzigen geblieben wären, für einen dauernden Besitz ausgereicht hätten.

Ein warmer, wohlthuernder, kluger Mensch. Ich wähle absichtlich diese ganz einfache Definition, — ohne jeden Superlativ. Denn ein guter, kluger Mensch ist im Grunde alles in Allem. Und er ist so selten! Was geben uns die guten, wenn sie uns nicht verstehen, — und was geben uns die klugen, wenn sie uns nicht erwärmen? Hier aber ist das Eine nicht ohne das Andre, und die Gedanken kommen aus dem Herzen.

Die Dichterin, die jetzt in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre steht, gleicht unverkennbar ihrem Vater, dem verstorbenen Moritz von Egidy. Germanischer Typus mit hellblondem, krausem Haar, blühenden Farben und klaren tiefen Augen. Aber es ist nicht leicht, ihre Erscheinung sowohl wie ihr Wesen genau fest zu halten; das wird häufig an ihr empfunden. Sie überrascht heute durch Eindrücke, die nach Erfahrungen von

gestern nicht vermutet wurden. So wenigstens sagen die Menschen und wundern sich; sie werden schwer ganz mit ihr fertig: immer wieder taucht da Neues auf, das dem kaum fest gehaltenen Bilde wiederum eine ganz andere Färbung giebt. Dieses Gegensätzliche, Überraschende brückt sich nicht selten auch in ihrer Erscheinung aus. Sie ist klein und schlank, — und wenn sie in ihren Räumen uns entgegen tritt, können wir plötzlich den Eindruck haben, als sei sie eine hoch gewachsene Erscheinung. Sie hat unregelmäßige Züge, in ihren jüngsten Jahren wollte man sie für häßlich halten, — und es giebt Augenblicke, wo sie uns als Schönheit erscheint. Sie ist rasch und behende, — und doch macht sie in allem Bewegen und Schaffen den Eindruck vornehmer Gemessenheit.

Eine ganz besondere Art von Grazie hat sie; es ist so gar nichts von dem, was traditionell unter dem Begriff „weibliche Grazie“ verstanden zu werden pflegt. Immer wieder habe ich nach einem kennzeichnenden Ausdruck für diese ganz eigene Art der Bewegungen gesucht; aber ich habe ihn nicht gefunden.

Emmy von Egiby ist aufgewachsen als älteste Tochter von zehn Geschwistern, und ist hier schon früh vor ernste, verantwortungsvolle Aufgaben gestellt worden. Das bekannte Streben des Vaters, das unvermeidlich auch zu großer Unruhe und zu Konflikten für die Familie führen mußte, — die Sorge um eine zarte, kränkliche Mutter legten dem ersten Kinde Pflichten auf, die nicht selten zum Übermaß wurden. Das stille Kinderleid dieser Jahre findet sich auch in ihren Büchern wieder, vor Allem in dem sehnsuchtsvollen, herben „Mensch unter Menschen“. Ihr Verlangen nach künstlerischer Bethätigung fand verhältnismäßig spät Erfüllung; erst nach schwerem Ringen konnte sie, die eigentlich Unentbehrliche, sich von der Familie los sagen, um in München sich ganz dem Schaffen in der Kunst zu widmen. Bekanntlich ist sie auch Bildhauerin, und wie sie selbst wohl glaubt, vor Allem Bildhauerin. Sie hält es für möglich, daß ihre Bücher gar nicht geschrieben worden wären, wenn ihr Streben nach plastischer Gestaltung, das schon früh sich im Kinde regte, zeitig genug Erfüllung gefunden hätte. Wenn ich trotzdem in diesen Zeilen der Dichterin mehr als der Bildhauerin Beachtung schenke, so geschieht es, weil in der breiteren Öffentlichkeit die Dichtungen Emmy von Egiby's gegenwärtig noch bekannter sind als ihre bildhauerischen Arbeiten, — und weil sie selbst in ihrem Schaffen dem Schreiben bisher einen breiteren Raum gestattete als dem Modellieren, wohl aus gutem Grunde: ihre Bücher waren vielleicht eine Art Befreiungswerk, das sie brauchte, für ihre Entwicklung überhaupt und für die Zukunft ihres gesamten künstlerischen Schaffens.

Mit ihrem 1898 erschienenen ersten Roman „Marie Elisa“ machte sie sich mit einem Schläge bekannt. Der Erfolg war überraschend groß. Begeisterte Briefe und Zeitungskritiken kamen von allen Seiten. Nicht ohne Widerspruch, aber immerhin auch diesmal mit großer Wärme, wurde 1899 ihr zweites Buch „Mensch unter Menschen“ aufgenommen. Nun ist Ende v. J. ihr dritter Roman „Ilse Bleibers“ erschienen.

Ob sie ihrer ursprünglichen Absicht, nur diese drei Bücher zu schreiben, treu bleiben wird? Jedenfalls hat sie mit ihnen sich von denjenigen großen Fragen, die vor Allem in ihr nach Gestaltung drängten, zunächst befreit, und eine längere Ruhepause ist vielleicht zu erwarten. „Marie Elisa“ — die Geschichte einer Ehe; „Mensch unter Menschen“ — die Geschichte der Kämpfe einer weiblichen Künstlernatur; „Ilse Bleibers“ — die Geschichte der Mutter.

Emmy von Egidy's bescheidene Selbstkritik hält diese Bücher mehr für „menschliche Dokumente“ als für Kunstwerke im engeren Sinne. Wie schon angedeutet, liegt nach ihrer eigenen Meinung ihre eigentliche Kunst auf anderem Gebiet. Doch, wer vermag hier über „Wenn“ und „Aber“ zu urteilen? — die Bücher mußten eben geschrieben werden; und daß sie geschrieben werden mußten und geschrieben worden sind, das ist Vielen zum Geschenke geworden, zur reinen Freude in einsamen Stunden.

Woher der ungewöhnliche Erfolg dieser Dichtungen? Widerspruch haben sie genug gefunden; aber Emmy von Egidy gilt unstreitig als eine außergewöhnliche Erscheinung in unserer Literatur, für einen nicht kleinen Leserkreis bilden ihre Bücher wirklich ein Ereignis — nicht nur auf dem „Wachjettel“.

Mancherlei ist ihren Schöpfungen entgegen zu halten. Man hat ihren Gestalten Egoismus vorgeworfen; die übergroße Subtilität ihres Empfindens und Denkens macht ihre Dichtungen der Mehrheit von vornherein unzugänglich. Selbst unter den besseren, feinsinnigeren Elementen giebt es nicht Wenige, die sich der Mühe, hier zu verstehen und in diese eigene Gedankenwelt einzubringen, nicht immer unterziehen wollen. Und ihre Gestalten sind auch durchaus nicht immer psychologisch glaubhaft.

Aber auf sie trifft in ungewöhnlichem Maße die Wahrheit von den Tugenden der Fehler zu. Denn gerade in dem Unpsychologischen, Unwirklichen ihrer Dichtungen liegt vielleicht ihr großer Zauber. Gerade darum vielleicht nimmt sie uns gefangen, weil sie uns nicht das eigentliche Leben, sondern ein verklärtes Leben schildert, nicht das Leben, wie wir es kennen und können, sondern ein Leben, wie wir es träumen. Was sie gestaltet, ist übergossen von einem süßen Hauch und Schimmer, von

einem Schleier, der uns das Leben ihrer Dichtungen immer in ganz leisem, märchenhaftem Nebel, nie in heller, harter Wirklichkeit und Klarheit erscheinen läßt. Eben nicht aus unserer irdisch begrenzten und greifbaren Wirklichkeit ist das Leben dieser Bücher geschöpft, sondern aus der Ewigkeit; es ist ein über unsre Lebensthatsachen hinaus gesteigertes Leben, weit hinein ragend in's Unfassbare.

Darum liegt in der Schwäche Emmy von Egidy's zugleich auch ihre Stärke. Ihre Erzählungen sind Märchen, unwirklich. Aber es ist ein Märchenland, das uns not thut, das uns Zuflucht gewährt für ein paar Stunden der Stille. Über die Berechtigung solcher Kunst wird gestritten werden, — der Erfolg der Bücher Emmy von Egidy's wird dennoch die Zweifelnden nachdenklich machen müssen. Das Bedürfnis nach solchen Kunstschöpfungen ist unzweifelhaft vorhanden, das hat dieser Erfolg bewiesen.

Selbst da, wo sie die tiefen Schatten des Lebens schildert, fehlt der verklärende Schein nicht. Überall das verlangend sehnsuchtsvolle Streben nach oben. Auch auf das Häßliche fällt ein Schimmer von Segen. Wundervoll ist hier in „Ise Bleiders“ ein Gespräch über die Nachtseiten des Irdischen. Nur ein kleiner Ausschnitt daraus:

„. . . Aber Tutta“, — sagte Ise endlich und schüttelte die Stimmung ab — „Häßlichkeit und Schmutz sind nicht gleich der guten Erde, die die Wurzeln halten soll und nähren —“

„Die gute Erde nimmt alles auf, selbst das Häßliche, und macht es wieder zu guter Erde“, antwortete Tutta leise . . .“

Eigentümlich ist die Stellung der Dichterin zur Erotik. Man hatte ihr nach ihren ersten Büchern vorgeworfen, daß sie dieses Gebiet einfach umginge. Aber es war wohl kein Ausweichen, sondern nur ein ruhiges Abwarten. Nun hat sie mit ihren letzten beiden Werken, mit „Ise Bleiders“ und mit einer leider noch nicht erschienenen Dichtung, ihr Bekenntnis abgelegt.

Dieses Bekenntnis gehört zum Schönsten, was jemals über das „du und ich“ — und über das Werden des Lebens geschrieben worden ist. „Ise Bleiders“ ist das Buch der Mutterschaft; nicht über den Mann zum Kinde, sondern über das Kind zum Manne geht der Weg der Dichterin. Außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt solch ein Fall ja nicht. Und so, wie er hier vor uns hin gestellt wird, ist die Entwicklung ergreifend schön, und kein unnatürlicher Zug stört; aber manchem Fragen und Kopfschütteln wird diese mütterliche Märchen-Ise dennoch begegnen. —

Ihre kunstgewerblichen und bildhauerischen Studien begann die Künstlerin in München unter der Leitung Hermann Obrists; später hat

sie zu Bürgel in Thüringen zwei Monate lang in einer Töpferei praktisch gearbeitet, mit eigener Hand die Scheibe gedreht und es dort schließlich auch zum Gesellenstück gebracht. Seitdem hat sie im Kunstgewerbe mehr und mehr Fuß gefaßt; dem aufmerksamen Ausstellungsbesucher ist der Name Emmy von Egidy nicht mehr unbekannt. Als Anfang 1901 die Photographische Union in München ein Preisauschreiben für einen Wöcklin-Nahmen erließ, erhielt ihr Entwurf den zweiten Preis (der erste wurde überhaupt nicht ausgeteilt). Leider ist durch ein besonderes Mißgeschick gerade diese Arbeit vernichtet worden; das Modell ward beim Abgießen ruiniert, und die Abgüsse sind so unvollkommen ausgefallen, daß sie von der Künstlerin selbst nicht anerkannt werden.

Das Porträt-Modellieren hat bisher bei ihr noch im Hintergrunde gestanden; Zeit und Ruhe zur Ausbildung haben vorläufig noch gefehlt. Daß sie auch diese bald finden möge, ist der rastlos strebenden Künstlerin auf's Innigste zu wünschen!

*

Ein Kritiker hat von der Dichterin gesagt, sie sähe mit Röntgen-Augen. Gewiß, er hat nicht Unrecht. Was sie mit diesen Augen vor Allem sieht, ist wieder und immer wieder die tiefe, verschwiegene, halb bewußte Sehnsucht der Menschenseele nach dem, was das Leben uns nimmermehr bringen kann.

Aber auch der Mensch Emmy von Egidy sieht vielleicht mit Röntgen-Augen. Wohl haben wir in ihrer Nähe das Gefühl, daß sie uns bis auf den Grund der eigenen Seele schaue. Doch dies Durchdrungenwerden hat nicht das Beunruhigende, das die Atmosphäre kritisch-sezierender Naturen so häufig mit sich bringt. Denn ihr Durchdringen ist kein verwundendes Sondieren und Zerlegen, sondern ein ruhig aufnehmendes, warmes Verstehen unseres ganzen Menschen. Eben weil wir fühlen: sie nimmt uns ganz auf, sie erfährt nicht nur das „Wie“, sondern auch das „Warum“, deshalb fürchten wir uns nicht vor diesen tief dringenden inneren Augen. Vielleicht läßt es sich so ausdrücken: Sie sieht und fühlt den Menschen, aber sie beobachtet ihn nicht; sie erfährt ihn, aber sie erforscht ihn nicht.

Gleichmäßig, fast leidenschaftslos, erscheint sie im täglichen Leben; das stark Vibrierende, das durch ihre Bücher geht, tritt wenig an die Oberfläche. Und so unpersönlich erscheint sie uns oft, mit einem Male so fern gerückt, momentweise so ohne Zusammenhang mit dem Leben, welches wir leben, daß die Freundschaft bisweilen fragend davor steht. Klar und bewußt trägt sie den Segen und das Leid solchen Einsamseins;

in „Mensch unter Menschen“, im letzten Gespräche mit der einzigen Freundin Sabine, klagt die Künstlerin Johanna dieses Leid aus, nachdem Sabine's Vorwurf voraus gegangen: „Ach, du bist so entsetzlich unpersonlich, du bist ja gar kein Mensch!“

Indes auch das Glückselige der Einsamkeit weiß sie uns zu schildern: „Meine Heimat hab' ich ganz allein für mich, die kann ich mit Niemandem teilen — meine Heimat ist ein Ort, an den man nur gelangt, wenn man alles Staubige, Alltägliche abstreifen kann . . . So etwas ist das Schönste, was ein Mensch besitzen kann.“*)

Das Überraschende, Gegensätzliche des Wesens, das Eingangs schon betont wurde, kommt uns im Verkehr mit der Dichterin stets von Neuem zum Bewußtsein; neben der größten Zartheit und Feinfühligkeit, der schonend weichen Liebenswürdigkeit, kommen Kraft und Überlegenheit dennoch so stark zum Ausdruck, daß sie — ohne irgendwie tyrannisch sein zu wollen, und wirklich auch ohne es zu sein — dennoch in ihrer Umgebung häufig auf Opposition stößt, die bisweilen zu schmerzlichen Konflikten führt. All' ihr Leid darüber und all' ihr bestes Wollen vermögen diese Persönlichkeitswucht nicht zu mildern: sie drückt auf manche Naturen, und diese wehren sich.

Die aber, die nicht nötig haben, sich zu wehren, die zieht es immer wieder hinein in die stillen Räume ihres Münchener Heims. Weniger belastend als sonst glauben wir hier die Erdenschwere zu empfinden. Emmy von Egidy ist vollkommen unmusikalisches, ohne Gehör, ohne Fähigkeit, das Wesen des Tones durch die Sinne zu erfassen; aber mir ergeht's in ihrer Nähe immer, wie dem Musiker Reimers in „Mensch unter Menschen“ gegenüber der Johanna: mir ist's, als ob es in ganz leisen Tönen um sie her klinge, immer fort. Und diese Musik geht auch durch ihre Dichtungen.

Auch wenn wir von ihr fort gegangen sind, klingen jene Töne immer noch nach, klingen durch das Leben hindurch und darüber hinaus . . .

*) Aus jener schon erwähnten, in der Öffentlichkeit noch nicht bekannten, Dichtung.





Klingers „Beethoven“ in Wien.

Von Baronesse Falke.

(Wien.)

Wen dürfte es einem von ehrfürchtiger Kunstliebe durchdrungenen Gemüt so schwer gemacht worden sein, für ein Kunstwerk den rechten Ausdruck zu finden, und nie noch bin ich widersirebender daran gegangen, mich über eine Schöpfung auszusprechen, die mich im Innersten entzückt und ergriffen hat, als nun bei Klingers „Beethoven“. Der Grund liegt nicht vielleicht in der Besonderheit des Werkes oder der Schwierigkeit, ihm gerecht zu werden; er liegt ganz außerhalb, in dem wüsten Lärm, der sich um dieses Werk erhoben hat, seit es in unseren Mauern eingezogen ist — an dem wie betrunkenen Begeisterungstaumel, der in sinnlosem Umhertorkeln jedes feine und tiefe Kunstgefühl anrempelt, daß es fast aus dem Bannkreis seiner Äußerungen verschleucht werden muß.

Es ist nicht das erste Mal, daß dieses Genre sich bemerkbar macht, das bis vor Kurzem in Wien noch nicht geblüht hat. Seit einigen Jahren keimt und wächst es an der selben Stelle; es ist da eine Art der Kunstförderung groß geworden, die man nie gekannt hat, ein schreiendes Anpreisen, eine dröhnende Reklame, ein gewaltsames, unfeines Aufzwingen einer Klikenmeinung, wie es dem nicht gerade reizend fortschrittlichen, aber vornehm richtig empfindenden Wienertum bisher ganz fremd war. Ich glaube nicht, daß diese Nuance sehr freudig zu begrüßen ist; es ist eine häßliche und böse Errungenschaft, die einem Element zur Last fällt, das sich so große Verdienste um das langsam stagnierende Wiener Kunstleben errungen hat, daß man nur zögernd und mit Schmerzen daran geht, jene zu benunzieren. Aber, wenn ich heute schon von einem seiner größten Verdienste sprechen soll, so muß ich mit einer Anklage beginnen.

Ich klage an die Vereinigung bildender Künstler Osterreichs: die „Sezession“, daß sie in die harmonische und feine Symphonie des Wiener

Kunstlebens eine schrille, mißtönige Note widerwärtigster Marktschreierei eingeführt hat, daß sie die stille Innigkeit der Wiener Kunstliebe in einem wüsten Tendenzgeheul erdrückt, das mit seiner Janitscharenmusik wahllos um jedes Produkt der „sezeßionistischen“ Thätigkeit herum tobt und naturgemäß nur ein ebenso wenig wählerisches Gegengeheul als Echo weckt — ich klage an die „Sezeßion“ der größten Sünde am heiligen Geiste der Kunst: des unkünstlerischen Gebahrens!

Mit ihr ist eine Schule der marktschreierischen Reklame entstanden, des Vergötterns und eines eingeschwornen Enthusiasmus um jeden Preis, welche, üppig in's Kraut schießend, jetzt alle Gebiete der bildenden Kunst zu überwuchern droht; so daß heute Wien zwar aus dem sanften Schummer erwacht ist, in den die „Genossenschaft“ es allzu lang eingewiegt hatte, aber auch faßungslos und angewidert sich einem wüsten Parteilärm preis gegeben sieht, der dem tiefsten Wesen der Kunst noch weniger entspricht als die bisherigen Schlummerweisen. Auf diese Art macht man Geschäfte — und die sind ja auch gemacht worden, das künstlerische Leben bringt man damit um.

Die „Sezeßion“ hat unendlich viel Gutes und Wertvolles vollbracht, sie hat die Schläfer aufgerüttelt, neue Gedanken, neue Anschauungen gezeitigt und die Lust am Kampfe mit sich geführt. Allein in dem gewaltfamen Vorwärtstürmen hat sie die Grenzlinie vermischt, wo der Streit aufhört, Mittel zu fein, und wo er Selbstzweck wird. Allerdings ist sie nicht nur schuldige Ursache, sondern auch ein wenig Opfer dieser entfesselten Gewalten — ich glaube, sie befindet sich bereits in einer Zauberlehrlings-situation, die ihr schon selbst nicht mehr ganz behaglich ist, — „die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!“ — und die Wesen schleppen Wasser und Wasser herbei, bis sie alles Feingefühl und künstlerische Wesen in ihren geschmacklosen Fluten ersäuft haben.

Nie jedoch ist diese aufdringliche Überschwenglichkeit unangenehmer an den Tag getreten als eben jetzt — um Ringers „Beethoven“. Vielleicht weil es verletzender ist, ein Kunstwerk so behandelt zu sehen als irgend ein schwächliches Produkt, das mit Gewalt zu einem solchen gestempelt werden soll. Mit Dervischstänzen und wahrhaft indianischem Kriegsgeheul haben sich die Eingeschworenen auf ihr Opfer gestürzt, um es in der Befessenheit ihrer wahren oder fingierten, meistens wohl selbst suggerierten Begeisterung figürlich zu zerreißen und jedes andächtige und ehrfürchtige Genießen davor, durch den Ekel an diesem Treiben, weg zu scheuchen. Ein Kunstkritiker der „Neuen Freien Presse“ hat im Berliner „Tag“ bei dieser Gelegenheit Wien mit den unfreundlichsten und ein-

seitigsten Vorwürfen überhäuft. Ich will hier nicht erörtern, welchen Eindruck es macht, wenn ein Zugereister, der kaum einige Jahre hier ansässig ist, wo er mit dem größten Entgegenkommen aufgenommen und an erste Stelle gesetzt wurde — wenn der nun in einem ausländischen Blatte seine neuen Mitbürger in dieser Weise herab setzt — das ist ja schließlich seine Sache. Aber richtig stellen darf man nicht nur, sondern muß man sogar, was unter einem unrichtigen Standpunkt gesehen wurde, der ja bei einer so kurzen Bekanntschaft mit den lokalen Voraussetzungen nur allzu begreiflich erscheint. Man lernt eine Stadt nicht kennen wie eine Wohnung, und ehe man ihre Seele erlauscht hat, muß man mit ihren Ohren zu hören gelernt haben. Die unwürdige Valgerei um das weisevolle Klinger'sche Werk hat auf beiden Seiten — ich spreche hier nicht von der Kritik, sondern von den andern Elementen — nur die Oberfläche in Bewegung gesetzt. In die Tiefen ist es gar nicht gedrungen; die haben ruhig und unbewegt dem Plasenwerfen und all' dem Schäumen zugesehen, bei welchem sich viel zu viel Schmutz bildete, als daß die klaren Wässer dabei hätten allzu stark beteiligt sein können. Und hier kommen wir zu dem großen, wunden Punkte, der einmal besprochen werden muß und der noch niemals so ersichtlich an die Oberfläche gekommen ist. Zu dem tiefsten Wesen des Wiener Kunstempfindens hat die „Sezession“ keine Beziehung; die Wienerseele geht nicht mit ihr, weiß im Grunde nichts von ihr. Was die Rassen dieser „Sezession“ füllt und das Echo abgibt zu dem Trommellärm um das seltsam unerfreuliche, weiße Gebäude mit der goldenen Kuppel, das sind die Sensationslüsternen, die überall hin stürzen, um nur dort gewesen zu sein, die in den Zeitungen genannt werden, nicht weil sie etwas sind, sondern weil sie überall sind, die sich an jedes neue Aufsehen hängen, um durch fremde Kraft in die Höhen geschleppt zu werden, die sie aus eigener Bemühung niemals erreichen könnten. Die Frommen aber — die mit dem großen Glauben und der scheuen Liebe, welche nur allein, im stillen Kämmerlein Zwiesprach halten mit ihrem Gott, und deren Rede nur ist ein „Ja, ja! Nein, nein!“ — die gehen abseits von diesem Marktgezänk und öffnen ihre Lippen nicht im Für und Wider, wenn es sich um die „Sezession“ handelt. Sie kommen wohl, aber einzeln und still, im Schwarm und Troße ganz verloren. Die einzelnen herrlichen Werke wollen sie kennen lernen, in sich aufnehmen und genießen, aber mit dem so laut servierten Ganzen haben sie nichts gemeinsam. Das liegt nicht in den Leistungen der „Sezession“, die eine Fülle von verheißungsvoller Begabung, großem Können, ja bedeutender Künstlerkraft umschließt. Es liegt aber auch nicht etwa in monströser

Rückständigkeit des Wiener Geistes. Überall — mag der Platz nun Wien heißen oder London oder Peking — wird ja das allgemeine Gefühl sich wütend gegen alles Neue stemmen und es haßvoll zu erdrücken suchen; das ist sicher auch in Wien ebenso stark zu beobachten. Immerhin ist das keine Wiener Spezialität — es wird vielmehr wohl ein ganz allgemeines Naturgesetz sein. Was die Wiener Kunstschicht von der „Sezession“ abgewendet hat, so daß sie sich völlig fremd gegenüber stehen, das ist jenes aufdringliche und unkünstlerische Trommelsystem, welches in dem Drange, die Vortrefflichkeiten der eigenen Leistungen den Anderen mit Keulenschlägen einzuprägen, die Trommelfelle sprengt. Wer aber Musik liebt, der will sein Gehör nicht geschädigt sehen, und was den Marktschreibern und Trommelschlägern nachzieht, sind nicht die, in denen die ewigen Melodien einen Nachhall finden. In Wien hat die unverkämpfte Reflektierte nie Erfolge geerntet, und das gerade war stets einer der höchsten Ruhmestitel der Donaustadt. Wie Viele sind herein gerauscht, mit Pauken und Trompeten angekündigt, umgeben von der ganzen lügnerischen Stickluft der geschäftsmäßigen Weibrauchfässer — sang- und klanglos sind sie bei Nacht wieder fort geschlichen, und mit ihrer Herrlichkeit war's aus und für immer vorbei! Wie viele Andere sind still und bescheiden zum Thor eingewandert, sind vor's Wiener Publikum getreten, von nichts getragen als von ihrer eigenen ernstesten Künstlerschaft — und über Nacht war ihr Name groß und geehrt, und zog auf den Flügeln des Ruhms von hier durch die ganze Welt. So war es immer, und in dieses nicht gerade vorwärts stürmende, aber doch harmonische und feine Tongefüge sind jetzt auf einmal jene häßlichen Mischöne unwahrer und hohler Fabrikbegeisterung gekommen, bei der man zwischen dem Heulen und Toben immer die Räder knarren hört und den Mechanismus merkt. —

Mitten aber in das kataphone Durcheinander von dissonierenden Begeisterungsorgien der Parteigänger und einer, des Wohlklanges ebenso entbehrenden Ragenmusik der Gegnerschaft haben sie nun also den königlichen aufgestellt, den Fürsten der reinsten und höchsten Harmonie, den Unerreichten und Unererschöpften in der Sphäre des Klanges und des Tones — in diesem weihelosen Pandämonium von Fakirverrenkungen und Janitscharenmusik, als einem angeblich besonders „würdigen Rahmen“, wurde Klingers „Beethoven“ den Wienern vorgeführt. Mit einem scheuen Wehgefühl ist man an das herrliche Bild des Herrlichen heran getreten, angstvoll sich fragend, wie all' diese schrillen Mischöne an sein Ohr klingen müssen, was er wohl leiden muß unter diesen barbarischen Disharmonien; ob er nicht auffpringen möchte und Ruhe gebieten all' den

ehrfurchtslosen „Bewunderern“, die nicht wissen, daß man schweigt vor der Majestät. Und da fällt ein erlösender Gedanke wie ein Lichtstrahl in die gequälte Seele — er ist ja taub! Er hört es nicht, was da um ihn vorgeht; als ihm die Krone der höchsten Harmonie verliehen wurde, war sie begleitet von der Gabe, die vielleicht nötig war, um diese Grenzlosigkeit der musikalischen Größe zu erreichen — sein Ohr wurde dem unharmonischen Getöse der Welt verschlossen, und er hörte nur mehr seine eigenen, inneren Stimmen. Er ist taub — er vernimmt jenes lästige Trommelschlagen nicht! Er sieht auch nicht, wo man ihn hin gestellt hat und was ihn allda umgiebt. Ganz in sich selbst zusammen genommen, abgeschlossen gegen äußere Eindrücke durch die Mauer seiner unerreichbaren Innerlichkeit, sitzt er da — hoheitsvoll, weit entrückt allem Lob und Tadel, nur zugänglich der Tiefe des Gedankens. Alles Irdische und Sterbliche ist ab gestreift, als die Inkarnation des menschlichen Genius sitzt er da auf goldleuchtendem Throne. Und der Körper, den kein zeitliches Gewand verhüllt, der Kopf mit dem Titanentrog und dem schweren Weh des Auserwählten in allen Zügen, dazu diese Hände, die geballt auf dem Knie ruhen, als ob die Arme mit aller Kraft den widerspenstigen Gedanken halten und bändigen sollten — diese ganze physische Erscheinung drückt mit solch' zwingender Gewalt das wehevoll, ungeheure, sieghafte Schaffen des Geistes aus, daß man nicht begreift, wie noch jemand fragen mag, ob das Beethovens Haare seien, ob dies sein Gesicht, seine Gestalt sein könne. Es ist Beethovens Genius, seine Göttlichkeit, sein unsterblich Teil, was da durch eines großen Künstlers Hand vor uns Gestalt gewonnen hat — was kümmert uns, ob es seine Menschlichkeit ist! Vielleicht sah er anders aus — wahrscheinlich sogar, und dieses stellt vielleicht nur ungenügend dar, was und wie er war. Aber was er ist, verkörpert es uns, was er uns ist, die wir den Menschen nicht gekannt haben und denen doch sehr gleichgiltig sein kann, welche Formen und Linien der Teil von ihm hatte, der seiner Zeit in Staub zerfallen sollte. So wie er hier thront, in der schimmernden Herrlichkeit der matten Farbenwirkung, dem Zeitlichen entrückt durch das Fallen der Hüllen, in sich hinein schauend und lauschend, ganz mit sich selbst gesammelt — so ist er das leuchtende Bild dessen, was wir als „Beethoven“ fühlen, und das ist es ja wohl auch, worauf es vor Allem ankommt.

Ich möchte von der Umgebung nicht sprechen, nicht dabei verweilen, daß dieses Wunderwerk ungünstig in einem riesigen, weißen Gewölbe aufgestellt wurde, in dem es sich fast verliert und viel zu klein erscheint, von einem schrecklichen Holzgeländer eingefast, das an eine Zirkusmanège er-

innert, oder an einen Springbrunnen. Ich will auch nicht weiter von dem Wandschmucke sprechen, nicht von den Scheuseligkeiten des Klimt'schen Frieses, der nur als das Produkt einer kranken Phantasie aufgefaßt werden darf, noch von den vielen keramischen Spielereien, in welchen hoch begabte und bedeutende Künstler ihr Können zu dilettantischem Kram herab gezwungen haben. Ich will von Alledem nicht sprechen, weil ich überzeugt bin, daß sie Alle, in ihrer Seele Tiefen schon, voll und ganz das Mißlungene dieses ganzen Beiwerks einsehen, weil jedes starke und strebende Wollen manchmal auf Irrwege gerät, und weil Irrtümer nur dann vom Übel sind, wenn sie gepflegt werden. Es ist ja so viel mitreißendes Talent in der „Sezession“ vertreten, so viel wirkliches Können und echter Künstlerfinn, daß dieses eine — oder auch ein sehr wiederholtes — Fehlgreifen noch gar nichts bedeutet, wenn es uns nur nicht wieder als ganz besondere, nie dagewesene Offenbarungen des höchsten Genius eingepaukt und eingeschrien werden sollte.

So ist Klingers Beethoven in Wien — ein Ereignis von tiefster, überwältigender Weihe, das nur leider durch indiscrete und brutale Lärm-apostel um seine stille Majestät gebracht wurde.



Neues von der Liszt-Biographin.

Vom Herausgeber.

Hoffentlich wissen unsere gesch. Leser und Leserinnen sogleich, wenn ich damit meine, ja allein nur damit meinen kann; wissen, daß unsere ausgezeichnete, lange Jahre musikpädagogisch höchst erfolgreich zu Nürnberg thätige, seit 1889 aber hier in München der freien Muße lebende Landsmännin Fräulein Lina Ramann (bezw. ein neues Werk von ihr) unter dieser Überschrift zu verstehen ist.

Lina Ramann, ursprünglich eine Schülerin Franz Brendels und seiner Gattin, durch diese aber dem Kreise der Luise Otto-Peters in Leipzig nahe stehend, wo nicht zugehörend, — Lina Ramann führt nicht nur einen Namen, der gleichsam einen „ganzen Mann“ schon mit in seinem Schilde führt, sie hat

auch persönlich in der Frauenbewegung des letzten halben Jahrhunderts im tüchtigsten Sinne des Wortes — was man so sagt: „ihren Mann gestellt“. Und fürwahr! Siehe sich die berühmte „Frauen-Emancipation“ immer ebenso gut an wie hier, wären deren Vertreterinnen stets auch echt weibliche Persönlichkeiten im Stile und Geiste dieser hoch verdienten, in Allem so tiefen und ernsten Frau, man könnte sich jene gar wohl gefallen lassen und hätte zuversichtlich weniger Grund, berechtigte Klage über sie zu führen. Ein Lebensalter wirkte sie streng reformatorisch als Musiklehrerin, im engeren wie weiteren Kreise, indem sie diese ihre gesegnete Wirksamkeit zudem mit einigen höchst wertvollen, für das einschlägige Gebiet geradezu Grund legenden, Schriften: über „Die Musik als Gegenstand der Erziehung“, „Allgemeine Erzieh- und Unterrichtslehre der Jugend“, „Allg. musik. Erzieh- und Unterrichtslehre“ (zum Selbstunterricht f. Lehrer) theoretisch wie praktisch noch besonders ausstattete und vertiefte. Und zum „Lebenswerke“ wurde dieser Idealistin nebenher ihre große, dreibändige „Liszt-Biographie“, über die eigentlich nur immer diejenigen hochmütigen Herren die Achseln zucken und hoch ihre Nasen rümpfen können — welche sie selbst nicht geschrieben haben: ungeachtet aller Fehler und Mängel, die ihm als dem Erstling auf diesem heiklen Felde naturgemäß noch anhaften mögen, ein standard work unserer Musikliteratur, welchem die Verfasserin mit unermüdlichem Fleiße auch noch kleinere erläuternde Monographien über Liszts „Christus“ und des Meisters „Psalmen-Kompositionen“ an die Seite zu setzen vermochte.

Heute, d. h. wenigstens noch im Laufe dieses Monats (nämlich am 24. Juni), tritt dieses Vorbild für einen edlen, geistigen Wettbewerb mit dem männlichen Geschlechte bereits in sein 70. Lebensjahr. Und heute — geistig-frisch und rüstig „wie am ersten Tag“, zudem weit entfernt, das otium ihres Lebensabends lediglich „cum dignitate“ zu genießen (die sie sich wirklich in allen Ehren um die hl. Kunst verdient hätte) — heute überrascht uns Lina Ramann mit einer Art von „Morgengabe“, indem sie uns, gleichwie ein Vermächtnis ihres Lebens, ein groß angelegtes, unter Mitwirkung berufenster Kräfte bei Breitkopf & Härtel in Leipzig herausgegebenes, „Liszt-Pädagogium“ auf den Büchertisch legt.

Musik-Pädagogik und Liszt-Forschung: wer also thätig sein Leben zwischen diesen beiden Polen zurück gelegt, dieses beides zusammen anhaltend und einlässlich bis zur Meisterschaft betrieben hat und, angelangt am Lebensziel, in solch' herrlicher Weise die harmonische Synthese beider mit diesem Werke nun sich selbst als köstlichsten Schatz heben und zu Tage fördern darf — wahrlich, der hat nicht umsonst gelebt, und dessen Erdendasein mag sich gerechter Weise aufrichtig beglückwünschen zu dem errungenen Preise. Es steht uns Jungen nicht gut an, hier die „Preisrichter“ zu spielen und einem Werke die Palme, aus eigener Machtvollkommenheit etwa, feierlich reichen zu wollen, das seinen eigenen

Lohn schon in sich selber trägt. Mit Ehrfurcht und aufrichtiger Dankbarkeit ein solches Geschenk würdig zu empfangen, das ist dabei unsere Aufgabe. Wohl aber fühlen wir den Beruf in uns, auch Andere nunmehr darauf aufmerksam zu machen und mit Nachdruck wenigstens darauf hin zu weisen, in und aus welchem besonderen Geiste diese instruktiven Glossierungen über den korrekten Vortragsstil zu Franz Liszts Klavierkompositionen (nebst noch unbedienten Veränderungen, Zusätzen und Kadenzzen, streng nach des Meisters authentischen Lehren — in V Serien) hiermit gegeben wurden. Und dies wieder thun wir am Besten wohl, indem wir hier mit gütiger Erlaubnis der Verfasserin kurzer Hand den gehaltvollen Prospekt zum Ganzen mitteilen. Er lautet:

„Franz Liszts umgestaltende und reformatorische Einwirkung auf die Fortentwicklung der Klaviermusik und des Klavierspiels gehört als ein Faktum bereits der Geschichte dieser Kunst an. Dennoch hieße es einen Irrtum nähren, wollte man Angesichts dieser Thatfache sich der Annahme hingeben: jene Errungenschaften seien als offener National- und Weltbesitz Allen, die sich in seinen Mitgenuß zu setzen gedenken, zugänglich und verständlich. Gerade auf dem genannten Gebiete und ganz besonders nach der Seite hin, die den Namen ‚Liszt‘ mit einer Art Wunderglanz umwoben und zum ‚Einigen‘ gestempelt hat, können wir uns der Wahrnehmung nicht verschließen, daß ein großer, ein wesentlicher Teil dieses Schatzes nicht allein dem Allgemeinen noch ferne steht, sondern auch sich zu verflüchtigen droht. Dieser wesentliche Teil betrifft insbesondere die geistige Auffassung, die Eigenart der Ausführung und Wiedergabe der Kompositionen des Meisters, ohne die Interpretation anderer Meister nach seiner Lehre und seinem Vorbild auszuschließen.

Seine hierher bezüglichen Lehren übergab Liszt in freier Form, persönlich, praktisch, mündlich im Verlauf eines halben Jahrhunderts und mehr, einer sich von Jahr zu Jahr erneuenden Jüngerschaft, die sich sowohl aus hoch bedeutenden Talenten, als auch aus weniger Begabten und hoch Strebenden zusammen setzte. Je nach der Stufenleiter und Art ihrer geistigen und technischen Fähigkeit nahmen sie jene auf und verschmolzen sie mit ihrer eigenen Individualität zu neuer Eigenart, oder auch: hielten sich an Einzelheiten, häufig an Äußerliches und Nebensächliches, vermengten eines mit dem Anderen, oft Heterogenes, verwechselten Mittel und Zweck, und usurpierten die Technik. Die Zahl jener erstgenannten Bedeutenden blieb vereinzelt — ihre Spitze ist Hans von Bülow. Die Zahl der anderen ist Legion. Unter welchen Mißverständnissen und wie oft die Wiedergabe Liszt'scher Kompositionen unter diesen Letzteren leidet, davon erzählt unser heutiger Konzertsaal, sowie das Mißtrauen, welches Seitens des Publikums den ‚Lieblingsschülern‘ entgegen gebracht wird.

Die Lebendigmachung des großen, eine Welt umschließenden Kunstschatzes aber, des Partessten und Mächtigsten in sich vereinigten hohen Fluges der Poesie, den Liszts Schöpfungen bringen, zeigt sich in dem Maße bedroht, als die mündlich überlieferten Lehren des Meisters nur dem Einzelnen anheim gegeben sind und in Folge dessen einer nicht mehr unter dem Eindruck und lebendigen Einflusse des Meisters stehenden Generation entschwenden. Es fehlt uns ein Schulwerk, das die Lehren und Aufschlüsse des Meisters betreffs seiner Klavierkompositionen wenigstens in ihren Grundzügen fest zu halten versucht, das bei Berücksichtigung tech-

nischer Spezialmomente die Eigentümlichkeiten ihrer Vortragsweise aus dem Charakter seines Genius und seiner Werke erklärt, das, das Zufällige vom Wesentlichen scheidend, letzteres in seinen Wesenselementen und seiner stilistischen Eigenart darzulegen strebt — ein Werk, das in summa sich die Aufgabe stellt: die poetischen und ästhetischen Intentionen des Meisters dem Allgemeinen zu übermitteln einerseits, und anderseits den Stil ihres Vortrags der Klärung näher zu führen.

Die vorliegende instruktive Ausgabe Liszt'scher Klavierkompositionen, die sich zunächst auf textliche Erläuterungen beschränkt, strebt diesem Ziele zu. Das im vieljährigen Verkehr mit dem Meister Seitens der Herausgeberin Erlebte, Besprochene, Beobachtete und Aufgezeichnete bildet den Ausgangspunkt des Wertes, der seine Ergänzung in mündlichen Überlieferungen findet, welche sich einstige Schüler und Schülerinnen und Bekannte des Meisters bewahrt haben. Ich nenne insbesondere August Stradal, Berthold Kellermann, August Göllerich, Heinrich Porges, Ida Goldmann, Auguste Rennebaum u. A.

Bei den Überlieferungen sind Hefte und Aufzeichnungen der Genannten zu Rate gezogen, welche der Zeit ihres Studiums angehören. Manche Bemerkungen des Meisters sind wortgetreu wieder gegeben und durch apostrophierte liegende Schrift gekennzeichnet. Es sind aber auch manche noch unedierte Veränderungen des bereits publizierten Notentextes (Taktveränderungen, harmonische Einschiebungen, Rabenzen u. dergl.), die Liszt jungen Künstlern teils in die Noten schrieb, teils am Klavier übergab, dem Liszt-Pädagogium einverleibt worden.

Ein etwaiger Reingewinn des Werkes fliehe dem Liszt-Museum in Weimar zu!"

Auch aus der gediegenen, besonders über die Liszt'schen Stileigentümlichkeiten ungemein aufschlußreichen, „Einleitung“ der uneigennütigen Verfasserin seien wenigstens folgende Hauptsätze hier noch mit angeführt:

„Das Kunstgenie ist autonom — Person gewordene Regel. Die Grundzüge seiner Eigenart kristallisieren sich zum Stil. Wir unterscheiden einen Palestrina, einen Bach, Mozart, Beethoven-Stil u. a., und unterscheiden diese wieder von einem Liszt-Stil. Das Wort ‚Stil‘ als Kollektivbegriff aber teilt sich wieder in den Kompositionsstil eines Meisters und den Vortragsstil seiner Kompositionen. Der letztere fällt dem Gebiet der reproduzierenden Kunst zu. Er ist vom Kompositionsstil abgeleitet, von ihm abhängig und wurzelt in seiner Eigenart. Demgemäß sind beide ein und des selben Ursprungs, wiewohl letzterer in der Individualität eines Meisters sich gründet. Von hier aus gestalten sich die Gesetze für beide. Infolge dessen wird von einer Reinheit des Stils Seitens der Reproduktion nur dann die Rede sein können, wenn die Eigenart des Kompositionsstils und die des Vortragsstils sich zur Einheit verbinden. Beethoven im Bach, Liszt im Mozart, Mendelssohn im Schumann-Stil vorzutragen, wäre so widersinnig wie unkünstlerisch.

Liszt's hierher bezügliche Lehren gipfeln in drei Punkten: Periodischer Vortrag — Erfassung der individuellen Eigenart der Meister —, Stil in der Ausführung. — Sämtliche Punkte beziehen sich sowohl auf das Allgemeine wie auf das Besondere, auf das Ganze wie auf das Einzelne, und bedingen einander in

ihrem Wesen. Auf Liszt angewendet, ergeben sie für die Interpretation seiner Schöpfungen den Liszt-Stil.

Liszts Sonderstellung als Instrumental-, folglich auch als Klavierkomponist, desgleichen als Interpret, beruht auf der Doppelnatur seiner Phantasie, deren Art ihn, den Instrumentalkomponisten, in die Reihe der Poeten stellt, dabei aber den Ausdruck seiner Ideen nicht dem Wort, sondern dem Ton anvertraut hat. Er ist Lieddichter — lyrischer Lieddichter. Von hier aus ist seine Individualität zu erfassen. Die Poesie ist der Leben gebende und Form setzende Faktor sowohl seiner Werke, als auch ihres Vortrags. Letzterer hat diese Wesenheit der Individualität Liszts als ein Grundgesetz fest zu halten. . . .

„Aus dem Geist schaffe sich die Technik, nicht aus der Mechanik!“ lautete Liszts oft gebrauchtes, hierher bezügliches Wort, das jedem Kunstjünger, aber auch jedem Musik-Pädagogen wieder und wieder in's Ohr gerufen werden sollte. Ohne „besetzte Hand“ wird die Wiedergabe eines Kunstwerkes halb bleiben müssen. Denn die interpretative Technik findet nach des Meisters Sinn und Vorbild den Wesensfaktor der Handbildung im Gefühl und in der Phantasie, dem Alpha und Omega auch der reproduzierenden Kunst. Die Bestandesthätigkeit vertritt dabei den kritischen Durchgangspunkt. Abgelöst von der Psyche, kann die Technik nur dem formellen Teile des Kunstwerks gerecht werden und führt zur Mechanik. Die künftige Lehre wird dem psycho-physiologischen Teile der Technik als einem Mittel zur Kunst der Interpretation, zu welcher die Kunst des „schönen Vortrags“ der Klassizität nur eine Vorstufe sein kann, mehr und mehr ihre Beachtung zuwenden müssen. Diesem für die Wiedergabe Liszt'scher Tonstücke so wichtigen Punkt suchte das vorliegende Werk ebenfalls Rechnung zu tragen und die Anschlagarten als geistiges Mittel zum Zwecke der Wiedergabe des charakteristischen Geistesinhalts von Werken herbei zu ziehen.“

Zu den glanzvollen Werken tritt übrigens interessanter Weise auch ein kleineres Nachlaß-Werk des Meisters: die Skizze zu einem Stücke religiösen Charakters „Slavimo Slava Slaveni!“ (Andante maestoso, g-moll, 45 Takte), welche Liszt am 5. Juli 1863 zu Rom, bei Gelegenheit der tausendjährigen Apostel-feier der slavischen Apostelhelden Cyrillus und Methodus, entwarf und welche hier nach dem in Aug. Göllerichs (Linz) Besitz befindlichen Manuskripte zum ersten Male veröffentlicht wird.

Ein näheres, fachwissenschaftlich genaueres Eingehen auf die Materie und deren substanzialen Gehalt müssen wir uns an dieser Stelle leider versagen. Nur so viel darüber: nicht das „pianistische Element“ als solches ist in erster Linie in's Auge gefaßt, sondern überall wird auf die Totalität, das „Musikalische“ als ein Ganzes, welches sich gleichsam pianistisch konzentriert hat, beherzt wie systematisch hier los gegangen. So wird das Historische und Charakteristische der betr. Stücke, Anschlagarten, Phrasierungen, Modulationen etc. vor Allem zu geben gesucht, der Typus in harmonischen Ausschnitten und instrumentalen Ausblicken (Pedalgebrauch!) dabei überzeugend heraus-, klar auf- und richtig festgestellt. Und daß sich zur Unterstützung dieses L. Raman n'schen Grund-Planes die wirklich

Sach- und Stilkundigen als willkommene Mitarbeiter eingefunden haben, dafür bürgen allein schon die oben genannten, klangvollen Namen. (Womit indessen nicht gesagt sein soll, daß nicht weit mehr aus der unabsehbaren Schar der „Liszt-Jünger“ sich zu diesem dankbaren Amte recht wohl noch hätten bereit finden können!) Bleibt denn nunmehr als „Ziel auf's Innigste zu wünschen“ und zu hoffen: daß diese inhaltschweren Hefte — als beredte Zeugnisse (documents humains) einer fast schon im Absterben begriffenen, unmittelbaren und lebendigen „Liszt-Tradition“ — an allen staatlichen, städtischen und privaten Musik-Instituten zum „eisernen Bestande“ der Musik- und namentlich der Klavier-Lehre erhoben werden möchten, und daß die geistige Urheberin und Trägerin des Gedankens noch recht, recht lange somit auch die Früchte dieser ihrer ersprißlichen Saaten ernten und genießen möge!



Der Herr Buchhalter.

Von Anna Croissant-Rust.

(Kudwigshafen a. Rh.)

Jeden Mittag und jeden Abend sitzt er in der Post. Er kennt kein anderes Wirtshaus, hat den Fuß nie in ein anderes gesetzt. Nicht etwa, weil sie schlechter sind, davon weiß er nichts; aber er ist ein Mann von Charakter. Hat er einmal angefangen, sein Mittagmahl und sein Abendessen in der Post zu nehmen, so bleibt's dabei, das gehört sich; unnötige Veränderungen in der Lebensweise sind nur Schwächen, wert eines Lächelns. Konsequent muß man sein!

Er hat seinen Stammtisch, seinen Stammtisch, sein Stammkrügel, sein Stammglas, seinen Stammserviettenting und — wehe der Kellnerin, die ihm einmal im Drang der Geschäfte etwas Anderes vorzustellen oder vorzulegen wagte! Den Wechsel der Kellnerinnen hat er noch stets dem Wirt als persönliche Beleidigung angerechnet, und so unbefangen ihm jede „Neue“ entgegen trat, so befangen war der Wirt, so befangen wurde auch bald die Neue. Das war doch wohl die größte Rücksichtslosigkeit! Hatte man so ein Frauenzimmer Jahre lang erzogen, und wenn sie sich dem Ideal nun etwas näherte, schickte man sie ihm vor der Nase fort!

In den zwölf Jahren, seit er hier aß, war das schon sechsmal geschehen. Die immerhin freundschaftlichen Beziehungen, die er mit dem Wirt unterhielt — sie grüßten sich stets beim Kommen und Gehen — wurden dadurch erheblich getrübt, und es dauerte immer ein Vierteljahr, bis er den Gruß des Wirtes wieder sah.

Draußen in der großen Kunstmühle, die der schnell rauschende Silberbach trieb, war er seit zwölf Jahren Buchhalter, dort wohnte er, und nur des Mittags, Sommer wie Winter, bei Schnee und Regen und Sonnenschein, erschien er fünf Minuten nach Zwölf auf der Post, und des Abends fünf Minuten nach Sieben.

Er war ehemaliger Soldat — er behauptete Leutnant, die Bauern Feldwebel — und hatte sich beim Manöver eine Verletzung zugezogen, die ihn dienstuntauglich machte. Noch jetzt schleppte er den einen Fuß etwas nach, und die Schmerzen, die ihm der Witterungswechsel brachte, veranlaßten ihn immer zu lauten Ausbrüchen über die unsinnige Soldatenschinderei, die nur den Preußen zu verdanken sei. An den alten Soldaten erinnerte außer dem kleinen, etwas borstigen Schnurrbart, der in zwei fest gewirbelte Spitzen auslief, nichts als das kurz geschorene Haar und die rotbraune, etwas cholertische Gesichtsfarbe. Er war mittelgroß und eher schwächlich, schwarz von Haar und Bart, mit kleinen, etwas gewölbten, stechenden, dunklen Augen.

Wenn er so am Kopfende seines Tisches saß, die Zigarre, die er stets in einem Röhrchen rauchte, nach oben gestemmt, die Unterlippe vor- und aufwärts geschoben, die beiden Arme aufgestützt, und über den Tisch blickend, so sah er niederschmetternd selbstbewußt aus.

Mit ihm aßen ein paar Aspiranten der kleinen Bahnstation, ein junger Schreiber und der unverheiratete Bahnmeister. Doch stets blieben die beiden Stühle rechts und links vom Herrn Buchhalter leer — das war der Brauch von Anfang gewesen, und daran durfte nicht getippt werden. Während der Mahlzeiten hatte der Tisch zu schweigen, d. h. er sprach nicht und verbat sich auch nachdrücklich eine lautere Unterhaltung. So wurde also am Tisch unten nur gewispert, man bot sich mit stummem Nicken die Platten und begehrte säuselnd nach Brot und Bier. Wie ein frischer Wind wehte in diese gedrückte Atmosphäre stets die resche Art einer neuen Kellnerin herein, die mit voller Naivetät und, der Pflichten ihres Amtes bewußt, die Herrn zum „Dischkriern“ animieren wollte, und voll Heiterkeit mit ihrer Unterhaltungsgabe wie eine Fregatte mit vollen Segeln an dem Tisch landete. Zuerst legte er die Zigarre weg; dann stemmte er den linken Arm ein — seine blanken, kleinen Augen fuhren wie Blitze hin und her, und alsbald brach auch schon das Donnerwetter los.

„Jez' schaugt's ma dö an! Na, frei' di' ner Madl, i' werd' dir Mores lehren! So a G'schroa machen! Du ungebildete Berjoh'n! Wos? — Stad

bist! Wall i' red', hot a Jed's stad z' sein, verstanden?" — Eine Einzige hatte es je gewagt, ihm sofort prompt zu erwidern, beide Arme einstimmend und ihn auch gehörig anblühend: „Jö, schaugt's den an, den z'widern Maunzer! Z' thua, woos i mog, und von dir laß i' mir nig anschaffen.“

Aber sie wurde augenblicklich von der Strafe ereilt. Mit einem Satz war er in der Höhe, und so sehr sich die im Übrigen Handfeste wehrte, hatte er sie mit einem einzigen Griff beim Halse gepackt und hinaus gedreht. Da er kleiner war als sie und bei der Prozedur verschiedene Tritte und Püffe abkriegt, war es für die aller Pietät baren, frivolen Adspiranten eine solche Wonne, daß sie die Füße auf die Stühle zogen und sich in die Zunge bissen, um nicht gerade heraus lachen zu müssen, während der kleine Schreiber, der schon von Amts wegen darauf eingeübt war, lautlos grinste, und der Bahnmeister, etwas schwerfälligeren Temperaments, mit offenem Maul dem hochnotpeinlichen Halsgericht zusah.

Diese Eine, die aller Tradition solchergestalt Hohn gesprochen, mußte auf kategorischen Wunsch des „Herrn Buchhalters“ entlassen werden. Der Wirt leistete zu Anfang energischen Widerstand, denn alle übrigen Eigenschaften der Hebe standen ganz im Einklang mit ihrer Handfestigkeit und stempelten sie zum Ideal einer Kellnerin.

Aber der „Buachhalter“ drohte, das Haus „nie mehr zu betreten“ — es war eine der dramatischsten Szenen seines Lebens; schließlich war er der älteste Stammgast — der Wirt unterlag also der Übermacht seiner Persönlichkeit, achselzuckend und mit der Miene, wie man etwa einem ungezogenen Kinde nachsieht.

Am Stammtisch hatte die Sache ein Nachspiel, als der „Buachhalter“ um die gewöhnliche Zeit verschwunden war. Alles gieng da außer Rand und Band, „es lösten sich alle Bande frommer Scheu“, es war die reinste Meuterei.

Über den Wirt gieng's her vorerst, denn die „Resche“ hatte ihnen samt und sonders den Eindruck gemacht, wie wenn man sie unbedingt da lassen müsse, und wenn's nur wäre, um ein Gegengewicht gegen „den da oben“ zu haben.

„So a Hanswurscht, der Wirt! Na, so 'was! Aber gar koan Kutasch! Der hätt' i sein mög'n, i hätt' anderscht aufg'muckt. Herr di Gatti, dem hätt' i 's zoagt! Was is denn dös iverhaupt's für a Wirtschafft? Is denn ner der da? Zahl'n mir unser Zeig net grad a so wie der? Wenn mir g'sagt hätten, mir möchten 's Madl b'halten, was er epper da g'macht hätt'!? Dös war' a Heß' word'n! Mir derften uns schließli' nimmer z' schnaufen frau'n. War uns scho' z' dumm! Mir san a so viel wia der da herinnet, und mir leiden amal dös nimmer, jeß' muafß 's anderscht geh'n!“

So schrieen und schimpften und brüllten sie durcheinander, schauten sich kampfmütig und mit roten Köpfen an und hieben auf den Tisch, daß die Gläser sprangen.

Da that sich die Thüre auf, der „Herr Buchhalter“ erschien auf's Neue, zwickte die Augen zusammen, und ein paar Hohnfalten liefen vom Mund abwärts, als er die aufgeregten „Mander“ sah.

„Es scheint's Enk ja recht guat z' unterhalten!“ sagte er in einem Ton, der, oberflächlich gehört, an's Väterliche gemahnte, für die Eingeweihten aber ein Sturmsignal barg.

Ruhig hängte er seinen Mantel an den Nagel, das Lobenhützl, das er immer etwas links trug, dazu, rückte sich den Stuhl zurecht und — setzte sich.

„S' hab' ja d' Innsbrucker heut no' nôt g'lesen mit der saudummen G'schicht“, sagte er.

Die „Mander“ saßen stumm und stockerten in ihren Tellern weiter, die Augen fest auf die Überreste ihrer Mahlzeit gefestet.

„S' hab' heut d' Innsbrucker no' nôt g'lesen“, wiederholte er mit gehobener Stimme, und seine Gesichtsfarbe vertiefte sich um einige Nuancen.

Ein leises Gebrumm gieng unter den Verschworenen herum, ein Räuspern — „Dort hängt s' ja, Sakrament!“ schrie er und deutete an die Wand, wo sie über dem Kopfe des jüngsten Aspiranten hieng.

„Jessa, was hast d' denn? So gieb's eahm doch!“ Und mit Reden und Stößen und Puffen wurde der Hartnäckige aufgemuntert, bis er sie dem vor Horn Blauroten, der mit seinen bösen Augen förmlich auf ihn einschach, reichte . . .

So endete die so merkwürdige Verschwörung, und bis dato ist noch Keiner gekommen, der den Bann gebrochen hätte, dem Milieu nicht unterlegen wäre.

Zwar gab es immer von Zeit zu Zeit einen neuen Aspiranten, und das war immer eine „Gaudi“ für die Wissenden. Gewöhnlich setzte er sich auf einen der leeren Stühle, fieng als artiger Mann eine Konversation mit dem Ältesten der Gesellschaft an, also mit ihm, dem k. k. Feldwebel in Pension und jetzigen Buchhalter, ließ sich vielleicht durch sein erstes Gegenfragen nicht einmal abschrecken und redete weiter — dann langte der Gewaltige gewöhnlich die größte Zeitung, die über seinem Haupte hieng, herab, hielt sie vor sein Antlitz, daß oben nur das Ende seines Haarschopfes und das Ende seiner Zigarre heraus ragte. War der Kerl frech, so plapperte er weiter, bis ihm aus den Tiefen ein: „Halten's jett Cahna Maul oder nôt?“ entgegen scholl — dann wagte er vielleicht noch ein: „Sie, aber erlauben's!“ „Nix erlaub' i, 's Maul habt's z' halten!“ War er nicht frech, so wandte er sich nach den ersten deutlichen Winken an die unten Sitzenden, um dort

Unterhaltung zu suchen. Aber hier bekam er nur Kopfnicken, unartifizierte Laute und Achselzucken als Antwort, und seine Konsternation, sowie das Gesicht, das über der Zeitung aufstauchte und einmal mit den Andern gemeinsame Sache machte, war ihre einzige Entschädigung und ihre einzige Rache. Deshalb wurde Keiner eingeweicht.

Mit den Zeitungen hatte es auch seinen Haken. Er las sie genau der Reihe nach, und jedem Neuling passierte es, daß er in seiner Verlegenheit gewöhnlich nach irgend einer dieser Zeitungen griff. Der Buchhalter las die seine ruhig weiter, bis die andere an die Reihe kam; dann sagte er gewöhnlich: „Erlauben's!“ und nahm sie einfach dem Lesenden aus der Hand.

Protestierte der, so fielen die Andern über ihn her: „Sie kommt jetzt dran, lassen Sie's eahm doch, Sie können's ja später lesen!“ Und der „Herr Buchhalter“ bekam sie jedesmal, klein gekriegt hatte er noch Zeden.

Vom Beginn des Essens bis zum Schluß las er. Er löffelte hinter der Zeitung seine Suppe, er stocherte mit der rechten Hand im Essen, links hielt er sein Bladl — er war kein großer Esser, aber „Roten“ trank er gern und viel.

Nicht etwa, daß er während des ganzen Mahles geschwiegen hätte! Er liebte es, einige Pointen aus der Zeitung zuerst halblaut, dann ganz laut zu lesen, mit Bemerkungen wie: „Dös is do' zu narriich, jeh' ham's im Landtag . . .“ und er heischte Repliken von der Tischgesellschaft. Keinen Widerspruch, aber Anteilnahme. Ziel diese zu lahm aus, so rief er wohl: „Schlaft's denn heut Alle? San dös Mannsbilder!“ Auch die Neuigkeiten des kleinen Ortes stieß er unter dem Lesen hinter der Zeitung heraus, kurz, bissig, mit einem eigentümlich meckernden Lachen.

Er sah es als Beleidigung an, wenn der Tisch Neues wußte und nicht verriet. Wußten die „Untern“ etwas, so fieng ein leises Gefäusel am Tisch an, das ihn zuerst nicht irritierte, denn das kam, in schicklichen Grenzen, hie und da vor; aber wenn es vernehmbarer wurde, spitzte er die Ohren, und sein Schopf, das Ende der Zigarre und dann die Äuglein kamen nach und nach hinter der Zeitung zum Vorschein. Das war das Signal zum Ausbruch, und nun wollte Jeder mit der Neuigkeit heraus plagen, bis er endlich Einen direkt darum anredete. Dann war's aber immer noch kein Leichtes; man mußte die richtige Form finden, wispig sein, besonders wenn es Weibergeschichten waren. Trug man die nicht gut vor, so raunzte er wohl: „Rachen's an Spektakel wegen aner solch'n Bagabelle!“

Er war ein ausgesprochener Weiberfeind und sprach nur mit äußerster Verachtung von den Frauen. Zum Säubernmachen, zum Putzen und „Nah'n“

kann man sie brauchen, meinte er, „aber net amal 's Kochen verstehngen's — i mog mi net ärgern!“

Und als einmal ein Vorwitziger rief: „Aber 's Kinderbringen!“ entgegnete er nicht ohne Würde: „Oh na, mei' Liaber, grad dös verstehngen heutigers Tags die Benigsten; drum, i sag's net umasunst, sie san verpufcht um und um, und nöt der Müah wert, daß d' über sie red'st.“ Wußte er von einem der „Untern“ etwa, daß er verliebt war, so war der vor seinen bissigen Bemerkungen nicht sicher; ängstlich hielten sie drum alles geheim, was mit der Liebe zusammen hieng. Als der Bahnmeister sich verlobte, blieb er lieber vor der Post weg, anstatt sich seinen Spötteleien auszusetzen, und gieng in weitem Bogen um den „Pascha von der Mühle“, wie sie ihn unter sich nannten, herum.

Da rieb er sich schmunzelnd die Hände. Feiner und größer war noch keiner seiner Triumphe gewesen. „Secht's 'n?! — und solche Mannsbilder seid's all'samm!“ Bei solchen Vorkommnissen liebte er es, weit über seine Zeit sitzen zu bleiben, und weit über sein Maß zu trinken, das immer sehr respectabel war. Der Zustand der Wärmebigkeit schlug nach zwölf Uhr in den der Jovialität um; er erzählte mit halb krähender, halb sichernder Stimme, immer dabei die Zigarre in der Spitze gen Himmel streckend, dem ganzen, vor Vergnügen wiehernden Gastzimmer alle möglichen Liebesgeschichten. Besonders die seiner Tischrunde. Es begann etwa mit: „Da sitzt a so Daner“, und endete mit: „werd scho' no' schaug'n, so a Gimpel, so a verliabter.“

In der Nacht hatte dann die Korona das Vergnügen, ihn nach Hause zu geleiten, und es gehörte zur süßesten Erfüllung aller schlummernden Nachgelüste, wenn sie den Lallenden, Schimpfenden und Wankenden durch einen gelinden Stoß, den er in seinem Zustand nicht bemerkte, im Winter in den Schnee, im Herbst und Frühjahr in den Schmutz und im Sommer in den Staub werfen konnten. Niemals waren sie ausgeföhnter mit ihrem Schicksal und niemals fühlten sie sich dem Pascha überlegener.

Singend, pfeisend und laut lachend zogen sie durch die Gassen, und sogar den nächsten Morgen hielt die Kampf Stimmung noch an — es war beinah' wie zur Zeit der Saison, wo alle Bande auseinander giengen, wenn die Fremden kamen: wo sich die Unterschiede verwischten, die beiden Stühle nicht leer bleiben durften, wo sie Alle eng gedrängt sitzen mußten und laut reden durften, so wie ihnen der Schnabel gewachsen war; denn in dem allgemeinen Geräusch gieng das bischen Lärm, das sie machten, so wie so unter.

Dann saß er am Tisch, förmlich gekauert unter der Zeitung. Nie warf er einen Blick vor, nie grüßte er Jemanden, nie sprach er während der Zeit. Der Ingrimme häufte sich so in ihm, daß er sichtbarlich magerer wurde, nichts mehr aß und ganz gealtert ausah. Oh, wenn er sie Alle hätte vertilgen

können! Alle, Alle! Und jährlich wurden's mehr, und Keiner war unter ihnen, der sich auch nur um ihn kümmerte! Er sehnte den September herbei, als die Zeit der Erlösung, und wenn der Letzte den Rücken gekehrt, so rief er aus: „Es 's jez' endlich dahin, dös G'sindel? Koan Respekt vor nix! Den anständigen Menschen d' Luft verpesten, 'n Platz versitzen und d' Ohren doret schrei'n, daß an Aندر gar nimma aufkimmt! Und dös wollen gebildete Leut' sein? Pfui Teifel! Da san mir scho' Aندر', da herinn in die Berg'!“



Poesie und Prosa

von Ella Eindner.

(Dresden.)

Ein Grab.

Ein Grab — ein einsames Grab — kein Kreuz, kein Name mit goldenen Lettern in Marmelstein — nichts —

Narzissen blühen darauf — weisse Narzissen — dicht zusammen gedrängt — eine schimmernde Decke.

Leise tritt der Mond aus Wolkenschatten. Seine Silberhände gleiten kosend durch die Blumen — und die Narzissen duften schwül und schwer —

Niemand weiss das Grab und niemand kennt es ausser mir. Denn mein Gott ist es, der hier begraben liegt, mein Glaube, den du getötet hast — in jener Stunde, da ich dir vertraute!

Nun ist er gestorben. Und mit ihm das Lied — das kleine Lied — o weisst du noch? Es schlug die Augen auf in jener Sommernacht, als die Narzissen blühten und das Mondlicht silbern über'm Weiher lag. Das kleine Lied! Das arme kleine Lied!

In den Zypressen schläft der Wind, und wenn er auffährt — im Traum — dann rauscht's in den Wipfeln.

Ich liege vor dem Grab auf den Knien — krampfhaft die Hände gefaltet und die heissen Wangen gepresst in den Blütenglast kühler, weisser Narzissen.

O, dass du mir sterben musstest! Dass es kein Wiedersehen giebt für uns — kein Jenseits —

Gedanken.

Das Alter ist nur dann zu ertragen, wenn man sich sagen darf: Du bist am Ziel! Du hast erreicht, was du erstrebt, und die Idee, für welche du gelitten und

gekämpft, sie lebt fort in Anderen sie wird sich entwickeln, weiter und weiter, bis zur Vollkommenheit.

*

Arbeit vom Morgen bis zum Abend — und doch kein Vorwärtskommen, Arbeit, welche die Kräfte aufzehrt und doch Keinem nützt, nichts bessert in der Welt — ich kenne kein niederdrückenderes Gefühl!

*

Was ist unser Leben? Ein ewiges Wandern im Schatten. Wie wenig Sonne gönnt uns das Schicksal! Und dann ist es oft genug nur Wintersonne, die wohl blendet, aber nicht wärmt.

*

Nicht denken dürfen — das ist wie Sonntag in der Seele! Da gehen die Gedanken auf leisen Sohlen in's Weite — verlieren sich allmählich — werden Gefühle — nein, nicht Gefühle, sondern ein einziges, grosses, erlösendes Selbstvergessen — Nirwana —

*

„Unbescheidenheit“ nennt die grosse Menge oft, was doch des Rassemenschen eigentlichstes Kennzeichen ist. Der Rassemensch begnügt sich nicht. Er will nicht das kleine, graue Alltagsglück. Das ist für Durchschnittsnaturen. Nach dem höchsten streckt der Rassemensch seine Hand. Und er darf es, soll es, und muss es auch!

*

Die Ehe — und Ehe nenne ich die grosse Liebe — ist etwas so grenzenlos Hohes und Heiliges, dass ich eher sterben würde an dieses Tempels Schwelle, denn sie überschreiten als falsche Priesterin.

*

Mut! Das ist es. Aber es fehlt uns Allen an Mut! Und wenn doch einer kommt, der ihn besitzt, der damit gegen die Mauern der Ururteile anstürmt, so sperren sie ihn in's Narrenhaus dafür, die lieben, gescheitern Nächsten!

*

Zuletzt sind wir Alle doch einsam, müssen es naturgemäss sein. Ist nicht jede Seele eine Rätselwelt für sich? Und hat nicht Jeder zu thun, dass er die Rätsel seiner eigenen richtig löse?



Dichtungen

von Else Lasker-Schüler.

(Charlottenburg.)*



Fieber.

Es weht von deinen Gärten her der Duft,
Wie trock'ner Südwind über mein Gesicht.
O, diese heiße Not in meiner Nacht!
Ich trinke die verdorrte Feuerluft
Meiner Brände.

Aus meinen schlummerlosen Augen flammt
Ein grelles, ruheloses Licht
Wie Irrlichtflackern durch die Nacht.
Ich weiß, ich bin verdammt,
Und fall' aus Himmelshöh'n in deine Hände!

Sterne des Fatums.

Deine Augen harren vor meinem Leben
Wie Nächte, die sich nach Tagen sehnen,
Und der schwüle Traum liegt auf ihnen,
Unergründet.

Seltame Sterne starren zur Erde,
Eisenfarb'ne mit Sehnsuchtschweifen,
Mit brennenden Armen, die Liebe suchen
Und in die Kühle der Lüfte greifen.

Sterne, in denen das Schicksal mündet.

Sterne des Tartaros.

Warum suchst du mich in unsren Nächten
In Wolken des Hasses, auf bösen Sternen?
Laß mich allein mit den Geistern fechten!

Sie schnellen vorbei auf Geyserschwingen
Aus längst vergess'nen Wildlandfernen,
Eiswinde durch Kengesingen.

Und du vergift die Gärten der Sonne
Und blickst gebannt in die Todesträube.
Ach, was irrst du hinter meiner Not!

Abend.

Es riß mein Lachen sich aus mir,
Mein Lachen mit den Koboldaugen;
Mein junges, springendes Lachen
Singt Tag der dunklen Nacht vor deiner
Thür.

Es kehrte aus mir ein in dir,
Zur Lust dein Trübstes zu entsachen;
Nun lächelst es wie Greisenlachen
Und leidet Jugendnot.
Mein tolles, übermüt'ges Frühlinglachen
Träumt vom Tod.

* Vergl. auch die im vorigen Jahre erschienene Gedichtsammlung der Verfasserin: „S 1 7 7“ (Berlin, Uffel Juncker), sowie „Die Kommenden“ (1901, Buch I; Berlin-Schmargendorf, Verlag „Renaissance“), S. 48—50.

Herzkirschen waren meine Lippen beid'.

Ich, ich irre wie die Todsfünde
Über wilde Haiden und Abgründe,
Über weinende Blumen im Herbstwind,
Die dicht von Brennesseln umklammert sind.

Herzkirschen waren meine Lippen beid' . . .
Ich suchte ihn im Abend, in der Dämmerung früh,
Und trank mein Blut und meine Süßigkeit.

Der Schatten, der auf meiner Wange glüht,
Wie eine Trauerrose ist er aufgeblüht
Aus meiner Seele Sehnsuchtsmelodie.

Winternacht.

(Cello- Lied)

Ich schlafe tief in starrer Winternacht;
Mir ist: ich lieg' in Grabesnacht,
Als ob ich spät um Mitternacht gestorben sei,
Und schon ein Sternen-Leben tot sei.

Zu meinem Kinde zog mein Glück,
Und alles Leiden in das Leid zurück.
Nur meine Sehnsucht sucht sich heim
Und zuckt wie zähes Leben,
Und stirbt zurück
In sich.

Ich schlafe tief in starrer Winternacht;
Mir ist: ich lieg' in Grabesnacht . . .



Tante Severina.

Von Neera.

Tante Severina trat in ihr Zimmer, dessen Thüre sie mit dem Fuße aufstieß, da ihre beiden Hände an dem Kerzenleuchter und den empfangenen Geschenken genug zu tragen hatten. Der Bruder hatte ihr ein

mélangefarbiges Wollkleid geschenkt, dem er die Bemerkung beigelegt: „Von würdig-ernster Farbe, wie sie Deinem Alter entspricht“; die Schwägerin ein Nachtlicht, und die Kinder hatten ihr in der Schule eine Fußdecke gearbeitet. Alles aus Anlaß ihres Geburtsfestes.

Indem Tante Severina jedoch diese Gegenstände auf das Tischchen ihres Zimmers legte, schien ihr Gesicht keineswegs heiter und froh zu sein; im Gegentheil, es war sozusagen von einem dichten, undurchdringlichen Schleier bedeckt, der zum Teil die Worte rechtfertigte, welche die Schwägerin mit einer gewissen Bitterkeit ausgesprochen, als sie das Empfangszimmer verlassen hatte: „Man mag thun, was man will, diese Severina ist mit nichts zufrieden!“

Ihren Händen war ein Zettelchen entschlüpft, das sie ebenfalls anläßlich ihres Geburtstages erhalten hatte. Es kam von einer Jugendfreundin, die ihr stets sehr theuer gewesen, und trug auf grünlichem Grunde einen Schmetterling, der nach aufwärts flog, mit dem Motto: *Adhuc spero*. Auf der Rückseite standen tausend Glückwünsche.

Severina hob das Briefchen auf und betrachtete es beim Kerzenscheine gedankenvoll. Wie viele Dinge giengen ihr durch den Kopf! Vor fünfundsanzig Jahren hatte ihr die selbe Freundin, unter gleichen Umständen, ein Sträußchen roter Nelken in's Haar gesteckt . . . ach! jetzt flocht ihr niemand mehr Blumen in's Haar; jetzt waren auch mélangefarbige Kleider und Nachtlichter gut genug; und Fußdecken, denn sie litt ja an Fuhrheumatismus; und zum Schluß auch einige Gratulationen — nun die fehlen ja nie.

Severina war durchaus nicht undankbar. Sie anerkannte die Wohlthaten ihres Bruders, sie liebte die Schwägerin und ihre Nichten und Neffen; sie war ihnen zugethan, sie hatte sie lieb, mehr als sie's zeigen konnte, nicht als sie's wollte; denn sie fühlte in ihrem Innern einen Strom von Zärtlichkeit, der nie versiegte. Aber das war gerade ihr Übel, ihr Feind im eigenen Hause, der Wurm, der an ihrem Marke fraß, der Vulkan, welcher in ihr Gesicht Dampf und Gluthen spie.

Sie kam sich manchmal wässersüchtig vor, als schleppte sie ein Gewicht in ihren Adern mit, als wäre Wasser oder Blei darin, kurz etwas Totes, Schweres.

Als Kind war sie sehr lebhaft gewesen, als Mädchen sehr phantastisch; aber nie schön, noch angebetet, jedoch zufrieden-glücklich in ihrer Welt der Ideale und Träume.

Als Tochter eines Malers hatte sie frühzeitig die verführerischen Reize der Farbe und der Form kennen gelernt. Heidin aus innerem

Antrieb, fühlte sie sich zur Schönheit hingezogen, während sie die mystischen Gedanken einer nebelhaften Poesie ziemlich kalt ließen.

Sie liebte es, sich mit den Putzgewändern und Schleiern, welche die Modelle im Atelier ihres Vaters vergessen hatten, zu schmücken. Sie zerkaufte sich das Haar, wand sich einen Blätterkranz um's Haupt und spielte die Bacchantin. Auf einen Haufen Bettkissen hingestreckt, ein langes Tuch um die Hüften gewunden, mit entblößten Armen, eine Glasperleschnur um den Hals, einen großen Fächer in der Hand, ahmte sie die Haltung der Odaliske nach. In bloßem Hemde, auf einem Teppich ruhend, ein dickes Buch unter ihren Ellenbogen, wollte sie die „buhfertige Magdalena“ Correggio's darstellen, aber gerade da machte sie die Bemerkung, daß ihr die Haupteigenschaften dieser Rolle fehlten. Von diesem Augenblicke an bemächtigte sich ihrer ein geheimer Kummer, der wie eine Feile ihr Herz verwundete.

Indem sie sich mit den Gestalten verglich, welche die größten Maler in idealer Schönheit hervorgezaubert und die geringeren nachzubilden sich bemühten, gelangte sie zur gründlichen Erkenntnis der Unvollkommenheit ihrer Formen, und diese Enttäuschung ward für sie, die so glühende Sehnsucht nach dem Schönen befeelte, grausam.

Um die eigenen Mängel besser mit einem künstlerischen Typus vereinbart zu sehen, verzichtete sie auf die breiten sizilianischen Schöpfungen und begann die zarten Frauengestalten Canova's, die „Grazien“, die „Psyche“ zu bevorzugen. Diese letztere riß sie zu tiefinnerster Wollust hin. Das Gefühl der Kunst und jenes der Liebe, die jungfräuliche Keuschheit und die sinnliche Glut, die harmonische, göttliche Vereinigung beider in jener unsterblichen Gruppe zogen sie unwiderstehlich an. Wie einfach war ja doch die Haltung der Psyche und wie einfach ihre Formen! In ihrem Zimmerchen wollte auch sie, ungesehen, ohne Amors Gegenwart, diese Gestalten nachzuahmen versuchen. Aber war es nicht furchtbar? Sie, die so jung war, der die Grazie so eigen war, die die Leidenschaften verstand, die Kunst anbetete, warum gelang es ihr nicht? Warum glich Severina, trotzdem sie lebte, vor dem Spiegel einer Mißgeburt im Vergleich mit der marmornen Göttin?

Wenn ich nur dicker werden möchte! — dachte Severina. Es handelt sich vielleicht bloß um eine Linie. Wenn jemand Canova, als er seiner Psyche Brust meißelte, einen Stoß auf den Arm gegeben hätte, so hätte er dadurch einfach eine Linie verschoben, und mit der Psyche wäre es zu Ende gewesen. Auch sie hatte ja ein Gesicht, zwei Augen, eine Nase, einen Mund, Zähne, Haare und eine empfindsame Seele zitterte in ihr!

Vielleicht — dachte sie dann immer wieder — wird es die Zeit schon bringen. Nicht alle Weiber mit fünfzehn Jahren sind so schön wie Psyche. Psyche ist die grünende Jugend, die Blütenknospe, ein Versprechen; oder auch eine herbe Frucht. Hatte nicht die Handschuhmacherin, diese gefährliche Frau, die alle Familien im Umkreis unsicher machte, schon mit fünfzehn Jahren einen Sohn gehabt? Und gestand sie nicht selbst, daß sie zu jener Zeit noch ein quecksilbernes Ding, ein kleiner Fraß war? Wer weiß, ob Madame de Maintenon, als sie sich mit zwanzig Jahren mit Scarron vermählte, so schön war wie damals, da sie, eine ausgemachte Bierzigerin, Seine Majestät den französischen König in ihre Nege zog?

Sie hörte sagen und las es auch aus Büchern, daß das Weib erst durch die Liebe schön würde; aber da sie gleichwohl wieder hörte und las, daß das Weib nur aus der eigenen Schönheit Liebe schöpfe, begannen diese beiden Gedanken ihren Sinn zu verwirren. Sie gehörte gewiß nicht zu den Frauenzimmern, die ihre Reize blos pflegten, um der Eitelkeit und Koketterie zu dienen; sie glich in nichts ihren Genossinnen, ja sie galt bei ihnen als ein Original.

Stets von künstlerischen Idealen erfüllt, kleidete sie sich höchst bizarr in griechische Tracht: in rote Shawls, die sie sich nach den Gesetzen der Plastik um den Körper wand, — aber ihre Häßlichkeit ward durch diesen phantastischen Aufpuß nur noch vermehrt. Dann war es merkwürdig zu sehen, wie sie, von ihrer Phantasie in ein Bild von überirdischer Schönheit verzaubert, die täglichen Dinge, die Sorge um sich selbst, um ihren eigenen Körper vernachlässigte; sie vergaß, sich die Nägel zu schneiden, sie trug absatzlose Schuhe, knopflose Handschuhe, zerknüllte Bänder, zerrissene Strümpfe. Sie wusch sich nicht alle Tage ihr Gesicht.

Indem sie so auf Schönheit und Liebe wartete, war sie an der Wirklichkeit des Lebens vorübergegangen, ohne ihrer gewahr zu werden; sie träumte; sie träumte immer, mochte sie des Morgens die Seibendecke zurück schlagen und sink auf das Teppichviereck springen, das aus zusammen genähten Tuchstückchen bestand, — dann dachte sie an die „Morgenröte“ Guido Reni's, die im Strahlenglanze der aufgehenden Sonne durch die Wolken fliegt; und dann zog sie, das Bild leichtgeschürzter Nymphen vor ihren Augen, ihren Unterrock über ihre eingefallenen Hüften.

Oder sie saß in der Kirche, in die Betrachtung eines schönen Judenmädchens vertieft, dessen Gestalt sie an Ruth oder Noëmi gemahnte, ohne zu bemerken, daß sie mit den Haken ihres Kleides an der Stiplehne hängen geblieben war, bis ein Spaßvogel ihr dieselben mit ernster Würde

mittels seines Stockgriffes losmachte; und sie ward darüber rot aus Scham und Entrüstung.

Die Jahre vergingen indeß, aber die Schönheit wollte nicht kommen und die Liebe noch weniger — jene Liebe, die so viele Meisterwerke geschaffen, alle die Raffaelischen Madonnen, die Bilder von Van Dyck, den „Kuß“ Hayez' — Schönheit und Liebe, die Gipfel des heidnischen Olymps und ihres eigenen.

Im Hause ihres Bruders, eines Feldmeßers von Profession, der allen Kunsttram seines Vaters verkauft hatte, fand Severina nicht mehr jene Prachtgewänder, noch auch ließ sich ihre in Flanelljacke und wasserdichter Schürze das Auslangen findende Schwägerin herbei, bacchantische Blumengewinde ihr um's Haar zu winden.

Es währte nicht lange, bis ihre Nichten und Nessen kamen, sich an ihre Köße hingen, sich von ihr mit Kindskost füttern, Figuren aus Papier schneiden, die Nase pudern ließen, und so kam es, daß die kleine Rindertante bei diesen zwar häuslichen, jedoch keineswegs künstlerischen Beschäftigungen immer verdrießlicher wurde, ihre Ideale aus den Augen verlor und jene langen, erbsfarbigen, unerforschlichen Züge annahm, welche den zornigen Ausruf ihrer Schwägerin rechtfertigten: „Man kann thun, was man will, Severina ist nie zufrieden!“

Und doch hoffte Severina noch immer; in zwölf Stunden, in sechs Stunden, in einer Stunde konnte noch immer eine Revolution in ihr sich vollziehen, eine Katastrophe, ein Wunder, — wer weiß, was nicht alles noch geschehen konnte! Als sie des Morgens vom Bette aufgestanden war, hatte sie gesagt: „Wenn ich mich wieder niederlegen werde, werde ich schon vierzig Jahre alt sein“ — aber ein toller Hoffnungschimmer, eine unbegründete, süße Schmeichelstimme ließen sie erwartungsvoll innehalten, als stünden geheimnisreiche Ereignisse bevor. Sie hatte sich auch gedacht: „Diese letzten Stunden meiner Jugend will ich genießen“. Aber wie? Was thun? Das Blut kochte ihr, im Gehirn spukte es, eine wilde, schier wahnsinnige Sehnsucht, die Zeit aufzuhalten, machte sie in Fieber erschauern. Die Stunden vergingen; sie zählte sie voll Unmut. Es ereignete sich nichts.

Die Post brachte einige Briefe, die sie mit zitternder Hand öffnete: Begrüßungen, Empfehlungen, Glückwünsche, Gemeinplätze. Schließlich hatte man ihr ja doch ein mélangefarbiges Kleid, eine Lampe und eine Fußdecke zum Geschenke gemacht . . .

In dem Maße, als der Tag sich dem Ende zuneigte, wurde auch Severina's Antlitz immer düsterer und finsterner. Die Trinksprüche und

ein kleines Gedicht, das die kleinen Nichten bei Tisch mit so vielen Wünschen auf ein langes Leben vorgetragen, hatten sie ganz stumm gemacht, und einige Tropfen Marsala versenkten sie geradezu in eine Leichenfeier-Stimmung. Endlich konnte sie sich auf ihr Zimmer zurückziehen, die Geschenke auf das Tischchen legen und sich selbst auf den Bettrand setzen. Die zitternde Kerzenflamme tanzte ihr vor den Augen; sie schützte die Hand vor und begann nachzudenken. Aber es waren, wenn man genau sein will, keine Gedanken, die sie hatte, sondern eher Visionen, jene Irrlichter der Phantasie, die sich aus erschlafnen Leibern losmachen, ein flüchtiges Hin- und Herflackern, eines Gedankens Widerschein, der durchaus leben will und die Nerven abschütteln möchte, wie ein Hund seine Kette.

Es war immer die selbe große, tiefe Traurigkeit, diese gänzliche Niedergeschlagenheit, welche sie in dieser letzten Abendstunde befiel, nach einem langen, leeren Tag, wie ein kurzes Wort auf einer großen, weißen Blattseite.

An jenem Abend aber handelte es sich weder mehr um einen Tag, noch um eine Seite; ihre ganze Jugend starb dahin, zerfloß in ein Nichts, darunter sie ihren Namen setzen mußte; ein Wechsel auf einen Wert, den sie nie befehlen hatte.

Gerade hier, in der Einsamkeit des Klovens, wo die Glücklichen ihre Freuden und die Liebenden ihr trunkenes Glück erleben, wenn in der keuschen Sicherheit der Nacht alle Schleier fallen, die Masken herabgerissen werden und die bloßgelegten Herzen nicht mehr den Stachel der Ironie zu fürchten brauchen, hier zählte sich auch Tante Severina alle ihre trockenen Illusionen vor; und von Abend zu Abend sah sie sie zusammenschrumpfen, Form und Farbe verlieren, im Finstern verschwinden.

Ein schwerer Seufzer hob ihr die Brust. Mit ihren langen Fingern suchte sie an den Knästen ihres Kleides herum, ohne hinzusehen, dann knöpfelte sie sie langsam auf, wobei sie fühlte, wie ihr ihr eigener Körper zum Ekel und Überdruß wurde; denn sie haßte dieses häßliche Gesicht, das ihr seit vierzig Jahren nichts als Leiden gebracht, das ihr Unglück, ihr Qualgedanke war.

Welch natürliche, aufrichtige und so echt weibliche Genugthuung muß ein Weib empfinden, das bei seinem eigenen Anblick in sich selbst das schönste Werk Gottes sieht! Nur einen Tag Venus zu sein — strahlend, liebend, sterbend — nicht mehr! Aber geboren werden und kaum sterben, geboren werden und sterben und gar nichts anderes zwischen diesen beiden Grenzen, nichts als das häßliche Alter, das ist ein hartes Los.

Wie friedlich schläft die Welt! Wie komisch wäre es, wenn ich das Fenster öffnete und hinauschiere: „Zu Hilfe, zu Hilfe, es stirbt mir mein Liebstes, was ich habe, es stirbt meine Jugend!“ Aber draußen war es kalt, die Nacht war schwarz; das Fenster gut verschlossen, und Finsternis lagerte auf seinen Scheiben.

Severina entkleidete sich, hieng das Gewand in den Kleiderschrank und gieng zur Kommode, — in kurzem Rock, mit eingefallener Brust und breiter, flacher Büste, mit geradem, senkrechtem Rücken.

Eine Weile suchte sie in der Kommode herum, ein Stück nach dem andern durchstöbernd, ein Schächtelchen um das andere öffnend. Sie nahm einen halb zerfallenen Lavendelstrauß hervor und roch daran. Sie hatte ihn auf einer Kirchweih am Lande gekauft — es war ein schöner Herbsttag gewesen; damals trug sie ein blaues Kleid und einen Hut, der ihr sehr gut stand, wie die Leute sagten . . . Dann ergriff sie einen Fächer, ein leeres Fläschchen, ein Armband, das sie schon seit Langem nicht angelegt; dieses wollte sie probieren: Sie steckte die Hand hinein, zog sie aber sogleich wieder mit einem Kopfschütteln zurück. Ihr ganzes Leben lang war es hier eingeschlossen gewesen in der Kommode, ruiniert wie der Lavendelstrauß, leer wie das Fläschchen, das einst feine Parfums enthalten hatte und nunmehr kaum deren Geruch verriet. Auf einer alten Porzellantasse las sie die mit Bleistift geschriebenen Worte:

„Wer jung und schön, soll, ach! nicht traurig sein;
Die Menschen nicht, die Pflanzen nur das Leben sich erneu'n.“

und gleich kam ihr das lästige, stets lächelnde Gesicht desjenigen in den Sinn, der diese Verse nach einem Neujahrsfestmahle mit leuchtenden Augen und zartem Herzen auf den Teller geschrieben; es war ein heiterer Abend gewesen, wo auch sie sich in dem naiv-sinnlichen Taumel der Jugendlust unterhalten hatte. Aber als welche Ironie erschien jetzt diese Aufforderung zur Lust! Wie unnütz schien die Anspielung auf das Leben, das sich nicht mehr erneuert! Fast als wäre sie die Herrin ihres Geschickes gewesen.

Ein Maurer, ein Holzhauer nehmen ihre Werkzeuge und gehen in die Welt, das Glück zu suchen; ein Bettler hält bittend die Hand ausgestreckt; ein Kranker sucht den Arzt; ein verlassenener Hund auf der Straße findet jemanden, der ihn mit sich nimmt; nur die Liebe entsteht nicht aus Nichts, kann nicht als Almosen gegeben werden, findet keine Arznei und hat keine Zuflucht — ein Mensch ohne Liebe ist der wahre Bettler, der wahre Sieche . . . O Menschen, die ihr Liebe fühlt, ihr kennt dieses Elend nicht!

In der Mitte des Zimmers blieb sie mit schlaff herabhängenden Armen und starr in's Leere gerichteten Blicken stehen. Aus dem Nachbarzimmer drang das Stammeln der Kleinen, welche aus dem ersten Schlaf erwacht waren; sie plauderten etwas Zusammenhangsloses von Puppen und Süßigkeiten.

Die Stimme der Mutter klang leise, milde unter der Bettdecke hervor: „Still, schläft!“ Man hörte die kleinen Bettchen unter der Last der kleinen Körper krachen und das Ehebett unter der Schwere ihrer Mutter, die sich nach der andern Seite drehte, langsam nachgeben.

Trostlos wandte sich Severina ihrem Nachlager zu; unter dem Kopfkissen zog sie ein weißes Seidenkissen hervor und presste es sich auf's Haar. Es ist zu Ende mit ihr! In diesem Bette wird von nun an ein altes Weib schlafen!

Sie wiederholte „ein altes Weib“, indem sie sich umblickte, verwundert, daß niemand dagegen Einsprache erhob. Aber welcher Widerspruch, welche Ungerechtigkeit! Sie fühlte sich gar nicht so alt. Wenn die Jugend wüßte, wie schwer sich die Sehnsucht tot schlagen läßt! Balzac sagte, mit dreißig Jahren sei alles vorbei — offenbar, um die Zwanzigjährigen nicht zu entmutigen.

Sie begann von Neuem im Zimmer herumzuschlürfen, in diesem kalten, leeren, öden Zimmer, wo die Möbel so totenstille schwiegen, wo die Traurigkeit der Dinge nur ihres Lebens eigene Traurigkeit wieder spiegelte; das harte Bett, der vernachlässigte Spiegel, ein Kamm, der in der Haarbürste stak; zwei alte, chokoladebraune Pelzschuhe, ein schwarzer Schleierfetzen, der über einem Sessel hieng; kein Wand, keine Blume; eine klösterliche Regelmäßigkeit, jener fahlgraue Zellenraum, wo man immer allein und nie zu zweien ist. Endlich ließ sie den Rock fallen und blieb eine Weile im Hemd. Noch einmal ließ sie den Blick über die Wände schweifen, eigentlich über die Wände hinaus, in die schlafende Welt, in die fröhliche Welt, in die leidende Welt — sie sah eine Kette, welche alle umschlang, die Freudigen und die Traurigen — sie sah das Mitleid über die Unglücklichen geneigt und beneidete die Kranken, diejenigen, welche weinen können, diejenigen, welche schreien dürfen — jene, welche den Brand im Fuße haben und sich diesen abnehmen lassen können — alle, alle die Schmerzen, die man sehen, fühlen kann, die einzigen, an die die Welt glaubt!

Sie hob die Arme empor und rang die Hände, voll Überdruß über sich selbst; dann bückte sie sich plötzlich, als wollte sie einer letzten Qual

entfliehen, zog die Schuhe aus und schleuderte sie in einen Winkel, hierauf löschte sie das Licht aus, rüttelte das Bett auf und warf sich wie entseelt in die tiefe, unendliche Finsternis des Vergessens.

Aus dem Italienischen von J. Podhorsky.



„Ein Negativ“.

Von U. Fraterna.

(Regensburg.)

Jeden Morgen, gegen 7 Uhr, ob die Vögel im Sonnenschein zwitschern, ob die Winterdämmerung noch fast auf den Straßen liegt, öffnet das alte Fräulein da drüben ihr Fenster, immer in dem selben schlichten, etwas altmodischen Gewand, die Haare sanft gescheitelt, mit aufmerkamen Augen den Horizont überblickend; nichts in dem ruhigen, schon faltigen Antlitz deutet auf einstige Seelenstürme, nichts Geheimnisvolles scheint ihre Persönlichkeit zu umgeben, wie so manche Einsame, deren Mund oder Augen uns zu seltsamen Vermutungen verlocken. Kein heimliches Bedauern um verlorene Schönheit war hier am Plage; sie war nie schön gewesen — eine Duzenderscheinung, nicht hübsch, nicht häßlich, nicht klein, nicht groß, mit Glücksgütern nicht sonderlich gesegnet. Stets hatte sie ein fast passives, still-bescheidenes Pflanzenleben geführt, war ein ruhiges, lenkbares Kind gewesen, das keinerlei gefährliche oder berückende Absonderlichkeiten gezeigt — aber auch nie war sie ein vollkräftiger, seiner selbst bewußter Mensch gewesen, der rettet und wagt, der ringt und strebt, der glüht und begehrt!

Sie blieb auf dem Plage, den Familie und Verhältnisse ihr angewiesen, machte den natürlichen Schmerz des plötzlichen Alleinsins mit Resignation durch und zog sich ohne Vergnügen und ohne Klage in jenes einsame Heim zurück, das sie noch jetzt, mir gegenüber, bewohnt. Kein Begehren nach dem Wirbelwinde der großen Welt, keine Sehnsucht nach Arbeit und Beruf, die die Frau von heut zu Tage so oft erfasst, keine große Leidenschaft, keine Sturm- und Drangperiode des Geistes hatte je ihr innerstes Denken erschüttert. Friedliche Gewohnheiten, freundliche Handarbeiten und altmodische Romänchen genügten

ihrer stillen Gemüt; wilde Gebärden und schreiende Farben hatten sie niemals entstellt — unbemerkt, wie sie geblieben, war sie immer den goldenen Mittelweg gegangen, dem auch die Tugend am sichersten treu bleibt.

Unehrenhafte Anträge waren ihr wohl nie zu Ohren gekommen, und zur Ehe hatte sie Keiner begehrt; sie war gar nicht dazu gekommen, einen Mann aus tiefster Seele zu lieben: immer, wenn Einer ihr gefiel, war er eben am Wege, sich mit einer Andern zu verloben, oder er entschwand sonst ihren Augen, gieng außer Landes oder starb. Wohl hatte sie manchmal ein fragendes Männerauge gestreift, als sie noch jugendlich ausfah und man es wußte, daß sie allein war; doch längst schon ließ man sie unbeachtet ihrer Wege gehen, unauffälliger, unscheinbarer mit ihren achtunddreißig Jahren, als sie es jemals gewesen.

Das neidische Verlangen nach Luxus und Pracht hatte ihr bescheidenes Dasein nie getrübt, unerfüllte Träume von Seide und Spitzen die Ruhe ihrer Seele nicht beeinflusst; keine Raffinements der Küche beängstigten Nachts ihren Magen, oder beschäftigten bei Tage ihre Phantasie; sie war zufrieden mit dem, was das karge Kosthaus ihr schickte.

Selbst keinerlei Sammelwut, diese verbreitetsten Kinderkrankheiten unserer Tage, nahm ihre Zeit in Anspruch: weder Häkelmuster- noch Postkartensammlung beeinträchtigte den geringen Platz ihres bescheidenen Heims.

Sie hatte niemals an verstolenen Orten verbotene Bücher gelesen, auch nie schwärmerische Liebesbriefe mit glühend-albernen Versen an jugendliche Schauspieler oder Künstler verschwendet; ebenso waren Thränen inbrünstiger Andacht gewiß selten über ihre Wangen gerollt, ihre korrekte sonntägliche Aufmerksamkeit in der Kirche war ihr genügend.

Weder verzehrender Wissensdurst noch Ehrgeiz, auch keine ungebändigte Reise-lust hatte sie jemals aus gewohnten Geleisen, aus Haus und Hof getrieben, und heftige, unerklärliche Antipathien waren ihr gleich sehr fremd geblieben wie himmelhoch jauchzendes Schwärmertum; nie hätte sie begriffen, wie man im Haß einen Menschen zu erdroffeln versucht sein könnte, oder wie man einem Andern Leib und Seele zu opfern vermöchte — sicherer geschützt durch ihre Temperamentlosigkeit als durch die Satzungen ihrer Religion.

Niemals hatten ihr frivole Witze, bedenkliche Anekdoten ein apartes Vergnügen verursacht, und ihre jungfräulichen Blicke blieben nie mit besonderer Begeisterung an der Schönheit der bildenden Künste hängen — über ihrem Waschtische hieng „Die junge Wohlthäterin“, ein Kupferstich, der vor vielen Jahren in allen Kunstvereinen grassirt hatte; über ihrem Sofa „Byrons Infancy“ — seine Werke hatte sie niemals gelesen.

Auch kein Modejournal wurde sehnsüchtig von ihr erwartet, denn selbst die Unsinnigkeiten der Mode hatten keinerlei Macht über sie gewinnen können, und nicht Einen schmerzlichen Seufzer hatte das erste graue Haar ihr erpreßt, — sie brauchte nicht Abschied zu nehmen von etwas, das sie nie richtig befaßt. Die Aufregungen der Börsenspekulation und die schwankenden Kontroversen der Politik erschütterten ihre Ruhe nicht im Geringsten, und die Unvergleichlichkeiten der Biosektion brachten sie ebenso wenig in Harnisch wie der „Kampf mit dem Objekt“.

Außer ihren verschiedenen Kaffeetränzchen hatte sie niemals einem Sporte gehuldigt, hatte kein Fahrrad je bestiegen, noch in Männerkleidern Hochtouren unternommen; Schach und Hazard hatten keinerlei empfindliche Saiten des Ehrgeizes in ihr vibrieren lassen — höchstens, daß eine „Patience“ ihre abendliche Lektüre oder Handarbeit ablöste.

Keine Theaterpassion, dieser häufige Trost der Einsamen, hielt sie in Athem; dankbar nahm sie eine Einladung in die Loge von Bekannten an, aber sie litt nicht Sehnsucht, wenn sie das entbehrte; sie lächelte vergnügt im Lustspiel und zerdrückte wohl auch einmal ein Thränenlein der Rührung, wenn das Stück es erforderte, doch niemals begleitete eine zerrührende Aufregung, eine hochgradige Abspannung aller Nerven sie weiter als höchstens bis zur Hausthüre — es war ja doch alles erfunden! Die Qualen nervöser Schlaflosigkeit waren ihr darum auch ganz fremd geblieben, und wann hätten sie wohl je heimlich süße Wünsche an einsamen Abenden beschlichen, oder die Schauer der Gespensterrucht um Mitternacht geschreckt?

So bedurfte sie weder der Gesellschaft von Hund noch Katze, um ihre Einsamkeit erträglich zu machen, noch quälte sie jemals das versteckte Verlangen nach zärtlichen Kinderlippen, wenn auch ein Missionsstrumpf für arme Heidenkinder allweihnachtlich durch ihre Finger glitt.

Nicht einmal die Sucht nach Kleinlichkeit, diese rabiate Eigenschaft aller Vereinzelten, war bei ihr besonders ausgeartet, endlose Scheuerfeste beeinträchtigten die Bequemlichkeit ihrer Nachbarschaft mit Nichten; sie kam auch hier über das Mittelmaß nicht hinaus: ihre Gardinen waren sauber, und ihre paar Geraniestöcke vor dem Fenster litten nicht Noth. Auch kein unbezähmbarer Drang nach Theilnahme verband sie auf intime Weise mit ihren Hausgenossen; niemals hatte sie mit kagenhaft freundlicher Ergebenheit um Freundschaft der Reichen und Vornehmen gebuhlt, noch jemals in blinder Gehässigkeit Andersgläubige angefeindet. Fanatismus und Eifersucht hatten ihr nicht ein Mal die Hand zur Faust geballt — solch' starke Instinkte waren ihr einfach fremd geblieben; selbst den Bestrebungen der Modernen stand sie unberührt gegenüber; für Frauenkampf und Frauenrechte hatte sie nur jenes vage Lächeln, das weder verdammt, noch

anerkennt. Ja, nicht einmal der Tyrann „Gewohnheit“ konnte sich rühmen, sie durch seinen Einfluß zum Sklaven gemacht zu haben; nichts war ihr unentbehrlich, höchstens vielleicht ihr Schälchen Kaffee; ihre gesunde Natur litt nicht einmal besonders unter der Hitze, noch weniger unter zu großer Kälte — Gewitterfurcht und Aberglauben hatten keinerlei Macht über sie!

Wahrlich, sie wäre ein Elitegeschöpf zu nennen gewesen: ruhig, zufrieden, in sich gefehrt und vernünftig, ohne die Schmerzen, welche geist- und temperamentvolle Naturen so gern auf ihrem Lebenswege begleiten. Und dennoch, ohne diese — was war sie? Eine Blüte, vor der Zeit verwelkt und abgefallen — eine leere Tafel, auf die kein Griffel die unauslöschlichen Züge wahren Menschentums geschrieben! Eine taube Ruß, die Niemanden erfreut, Niemandem genügt hatte, die weder gehaßt noch geliebt worden war; ein Wesen, das nichts gethan und nichts geopfert hatte zum Wohl oder Wehe der Menschheit, das Kraft und Gesundheit verrotten ließ in einem dämmernden Dahinvegetieren!

„Negativ“, wie ihre Fehler, waren auch ihre Tugenden — keine erschütternden Schicksale, keine hinreißenden Leidenschaften hatten ihr jenes positive Gepräge einer starken Individualität verliehen . . .

Und ich, die vom Leben gerüttelt und geschüttelt worden; ich, die ich nach einer zärtlich verhätschelten Kindheit den Bankrott meiner Familie, den Zusammensturz unseres Hauses mit ansehen, den Selbstmord meines geliebten Vaters überleben und als Waise hinaus in die Fremde ziehen mußte, mein Brot zu verdienen — bald verzogen, bald mißhandelt, erst vergöttert und dann verstoßen — verführt wie betrogen — ich, die ich alle Bonnen und Irrtümer meines Lebens mit meinem Herzblute bezahlen und ohnmächtig zusehen mußte, wie man mir Kraft und guten Willen mit Undank lohnte, wie man die grausam ernstesten Bestrebungen eines Weibes nach Freiheit nur belächelte; die ich schließlich in meiner eigenen Heimat mit scheelen Augen angesehen werde, wenn ich das mir verbliebene Asyl, mein armseliges Stübchen, jener Andern, jener „Negativen“ gegenüber, bewohne, um mich auszuruhen von Krankheit und Enttäuschung — ich, so denkt wohl Jeder, hätte allen Grund, sie zu beneiden!

Ja, du kurzichtige Menschheit — wenn ich das könnte!
Selbst heute noch würd' ich mit Jener nicht tauschen.



Zwischenklänge.

Von Franziska Mann.

(Berlin.)

Künstlerin! Ein Geschöpf, das der Öffentlichkeit angehört, an dem jeder seiner schlechten Laune freien Lauf lassen kann, das man nach Belieben steinigt!

Die ganze Familie errötete. Onkel Karl machte seiner Schwester Vorwürfe. So etwas durfte in einer „guten Familie“ überhaupt nicht vorkommen. Endlich war er auf der Jagd nach dem Manne für dieses Mädchen vom Glücke begünstigt, und nun wollte sie sich besinnen!

Sie besann sich! Es war einfach eine Verrücktheit. Mit den paar Groschen eine solche Partie!

Sie hatte eben von Kindheit her eigene Ansichten. Eigene Ansichten! Ein Mädchen mit eigenen Ansichten, welch' eine Unbequemlichkeit! Zuweilen erschien es der Umgebung sogar ein Unglück — ja, direkt ein Unglück.

Onkel Karl hatte es immer geahnt: In Martha's dunklen Augen blickte es verräterisch, um ihre fein geschwungenen blaffen Lippen suchte es beinahe verächtlich. Weshalb war das Mädchen im Kreise ihrer gut versorgten Cousinen schweigsam, weshalb konnte es von Geist und Laune einem ihr zusagenden Wildfremden gegenüber übersprudeln?

Man mußte ihr Bedenkzeit lassen! Tante Lenchen würde ihr vielleicht den Kopf zurecht setzen. Was war sie denn Großes? Ein paar Arbeiten von ihr waren gedruckt. Wollte sie davon leben? Was dachte sie sich eigentlich? Die Stärkste war sie doch auch nicht! Es müßte einfach nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn man ihr die neuen Dummheiten nicht aus dem Kopfe treiben können sollte. Onkel Karl hatte schon ganz andere Dinge zu Stande gebracht.

Töchter aus guten Familien, was soll denen ein Ziel? Das ist armer Leute Vorrecht. Gut erzogene Mädchen haben sich ganz einfach auf regelrechtem Wege als Glied dem Kreise ihrer Geburt einzufügen. Sich einfügen soll ihre Lebensaufgabe sein; nebenher haben sie Toilette zu machen, zu tanzen, Klavier zu üben, zu malen, Schlittschuh zu laufen und bergleichen. Auf diese Weise mögen sie ein Ziel verfolgen: die Jagd nach dem Manne.

So war es in Belgard Mode gewesen, und diese Mode trug man mit in die Residenz. Um sich zu ärgern, war man doch nicht hin gezogen. Man wollte sich in Berlin auf seine alten Tage amüsieren. Und da fuhr

die Nichte mit Ideen und Vorstellungen dazwischen, die nichts weniger als amüſant waren. Lange drückte Onkel Karl ein Auge zu, aber dieſe letzte Widerſetzlichkeit ſchlug dem Faſſe den Boden aus. Jetzt mußte es heißen: Biegen oder brechen!

Zum Glück war Paul König wirklich in das Mädchel verliebt. Er bewarb ſich faſt ſo um ſie, als ob ſie Geld mit bekäme. Die Dummen ſterben eben, Gott ſei Dank, nicht aus. Was fand König denn an der Nichte, die nicht mehr ganz jung war, nicht kräftig, nicht liebenswürdig in landläufigem Sinne, nicht vermögend, und die wenig mehr in die Ehe brachte als einen Sack voll unbequemer Anſichten?

Nun kam ſogar noch der Zwischenfall mit Martha's Operation dazwischen. Es war ſehr fatal, aber es mußte ſein.

Martha hatte ſich ſiets den Kopf zerbrochen, ob es eine Kunſt ſei, geſund zu ſein, oder eine Gnade — ſie, die in ſtetem Kampfe mit ihrem Körper lebte.

Wirklich krank, arbeitsunfähig war ſie ſelten. Ein mehr oder weniger ſtarker Hauch körperlichen Leidens umzitterte jedoch ſiets ihre Perſon. Wahrlich, ſie empfand Leid denen gegenüber, die ernſtlich mit dem Tode rangen, die eine gefährliche Krankheit auf's Lager ſtreckte: entweder — oder. Ihre Halbheit zwang ſie ſiets in die Rolle der Schwachen, die ſie geradezu haßte, und in die ſie ſich verurteilt wußte ſeit früher Kindheit.

Fühlte ſie ihren Körper nicht, ſo ſtaunte ſie; ſofort war kein ſonſtiger Deſpotismus vergeſſen — es dünkte ſie, fliegen ſei auch für Menſchen das Allernatürlichſte. Aber, ach, da lag ſie ſchon wieder unten, — ſchwach, matt, flügelſahm. Bewundernd blickte ſie ſiets zu den Starken auf, welche aßen und ſchliefen, und die ſich in robuſter Kraft mit dem Leben herum ſchlügen.

Sie konnte eigentlich kaum begreifen, daß die Operation die Möglichkeit, ja die Wahrſcheinlichkeit enthalten ſollte, aus dem ewigen Leidenskreiſe hinaus zu treten. Weßhalb ſollte ſie in dieſen letzten Stunden Angst empfinden? Doch die klebrig-kalten Finger ſprachen gegen die innere Ruhe, die ſie zu erzwingen meinte.

Eine Station iſt's doch wohl auf alle Fälle. Und „leichte Operationen giebt es nicht“, hatte ein erſter Chirurg bei Gelegenheit eines Sterbefalles ihr einſt geſagt. Gerade dieſes Wort fiel ihr jetzt ein.

Noch dreißig Minuten!

Welch' rebellische Gedanken! Müſſen ſie denn eben jetzt Rückſchau halten? Sie verdichteten ſich wie zu einer Wolke, in der alles Gute zu-

sammen gedrängt erscheint, das ihr bis zu dieser Stunde zu Teil geworden ist. Die Wolke ist leicht und von so intensiver Helligkeit, daß sie dergleichen vorher nie gesehen zu haben meint. Kein dunkles Erinnern findet darin Raum.

Noch fünf Minuten! Der rosige Schein erbleicht. Eine grenzenlose Gleichgiltigkeit scheint alles zu sein, was sie noch empfinden kann. So unsagbar belanglos ist ja eigentlich alles. Leben — Sterben — einer mehr, einer weniger — es lohnt nicht eines Seufzers Atem.

Weshalb klammern wir uns an das Leben, weshalb lieben wir es, das uns so wenig liebt?

„Bitte, mein Fräulein!“

Zehn Schritte noch bis in den Operationsaal.

Ist das Spiel aus? Ach —

Ob dem Soldaten ähnlich zu Mute ist vor der Schlacht?

Sind's Henker oder Befreier, die da verjammelt stehen? Ihnen allen haftet etwas Undurchbringliches an — von Berufs wegen.

Jede Sekunde, die noch vergeht, sinkt wie Blei hernieder. Sie hört sie förmlich fallen. Doch schon drängt sich die Chloroformatmosphäre gleichsam liebevoll an sie heran.

Draußen schlägt es Mittag.

Gleichgiltigkeit und Entsetzen kämpfen noch einmal, wie zwei auf einander gehetzte Bestien, während, wie über Allem thronend, sich eine Gestalt riesengroß und gewaltig ihr jetzt zu nahen droht: die Vergangenheit.

Einem fremden Schauspiel ähnlich mutet es sie an, eine Komödie, deren Heldin sie ist.

Sie zählt laut, wie ihr befohlen: „Eins, zwei — drei —“

„Weiter, weiter!“ — „Vier — fünf — sechs —“ da gleiten der Vergangenheit weit ausgestreckte Arme schon hernieder; die ganze schemenhafte Gestalt schrumpft zusammen, nichts bleibt vom ganzen Leben denn ein Sandkorn, welches der tief Aufseufzenden auf die Lider sinkt. —

Als Martha sie wieder hebt, neigt sich die Ärztin der Anstalt besorgt über sie. So tiefe, unergründliche Augen glaubt die Kranke nie gesehen zu haben. Sie versucht sich zu erinnern, was mit ihr geschehen. Ist's unter der Nachwirkung der Betäubung, der Schwäche oder unter dem unklaren Eindruck frohen Bestimmens, die Operation überstanden zu haben: noch hält Vergangenes sie umschlungen. Matt schließt sie von Neuem die Augen.

Sie hat immer so gerne wissen wollen, wie das Glück eigentlich aussähe. Einer dicken Kommerzienrätin ähnlich, die in behaglicher Be-

schaulichkeit, ein breites Lächeln auf den vollen Lippen, gemüthlich Platz nimmt — so ungefähr hatte es Martha gedacht, als sie die mittleren Schulklassen besuchte, als sie Arm in Arm mit Kameradinnen den Heimweg entlang geschlendert war.

Während sie dem Backfischalter angehörte, hatte sie es sich wesentlich weniger kompakt ausgemalt. Jetzt glich es einer schlank gebauten Fee, in deren goldigen, lang hernieder flutenden Haaren funkelnde Steine glänzten. Es nahm nun nicht mehr bequem Platz, sondern neigte sich, verharrte eine Weile stehend und zog langsam weiter.

So recht bekannt war sie auch später in all' den Jahren, in denen das Glück bisher wohl Zeit gehabt hätte, sich ihr vorzustellen, gar niemals mit ihm geworden. Auf Kriegsfuß standen sie deshalb mit einander nicht. Martha wollte es fast dünken, das Glück sei gewissermaßen „herab gekommen“. Bei jeder Gelegenheit wollen Krämerseelen mit ihm in Kompagnie treten. Einer Sozietät halber von der Wiege bis zum Grabe. — Neugierige Lichttöne huschen der Bewegungslosen über die blassen Züge. Ein schwaches Lächeln zuckt um die halb geöffneten Lippen: „Glück = Blut eines Sonnenballs?“

Im Nebel des Halbschlafes wähnt sie sich auf ein Lager glühend gefärbter Blumen gebettet, die sie umschmeicheln, ihre Haut lieblosen. Jetzt wieder preßt sich ihr totes Laub an den Körper. Ist sie denn gestorben? Weshalb springt sie nicht empor, um sicher zu sein, daß ihre Pulse klopfen?

Es dünkt der Kranken, als vernähme sie Gesang:

„Und ich fühlte mein Herz in Blüte steh'n,
Und tausend Lieder erklingen,
Und sah in lieblichem Sommerweh'n
Das Glück mit den leuchtenden Schwingen.“

Was aber wird sie sehen, wenn sie jetzt die Lider hebt? Die Kommerzienrätin, die gemächlich Platz genommen? Wird sich die Fee mit dem goldigen Haar vor ihr neigen, oder wird ein Vogel, der über ihrem Herzen flatterte, sich jubelnd und mitleidslos durch das geöffnete Fenster himmelwärts schwingen?

Nichts von Alledem! „Fräulein Doktor“ hält ihren Puls und versichert: „Alles normal, kein Fieber, keinerlei Komplikation.“

Wer erinnert sich nicht schauernd — falls er je in einer Heilanstalt behandelt wurde — des tödtlichen Einerlei, an dem man sich gesund zu langweilen hat. Steht die Uhr? Unbedingt. Ach nein — wirklich, erst

fünf Minuten vergangen, seit das Auge zuletzt auf sie starrte! Die Minuten schleichen nicht etwa, — sie kleben förmlich hinterlistig an den Zeigern, gleichsam als schläferne die Monotonie des Krankenzimmers selbst ihren Atem ein.

Endlich ist der Patientin gestattet, Besuch zu empfangen. In diesem Stadium ausgehungerten Hindämmerns wird der gleichgiltigste, hohle Kopf eine liebe, „interessante“ Erscheinung. Deshalb huscht leise Rote über Martha's schmale Wangen, als Fräulein Doktor Paul Königs Kommen gestattet. Da sitzt er denn Tag für Tag vor ihr, und Tag für Tag entbehren beide Klavier und Violine mehr. Denn, was sie sich zu sagen haben, endet immer in geheimem, maßlosem Staunen, daß man so verschieden sehen könne, — stets kampfbereit, in verschiedenen Lagern des Angriffs gewärtig, während es doch einen Boden giebt, die Musik, auf dem beide Individualitäten in gänzlicher Übereinstimmung in einander sinken. So bald die letzten Töne indessen verklingen, taucht alle Herrlichkeit für Martha in die alt gewohnte Woge der Vereinjamung unter.

Immer wieder kommt die Unterhaltung zwischen den beiden neuerdings auf den geradezu „aktuell“ gewordenen „Schrei nach dem Kinde“. Lachend beginnt der Streit, um mit gründlicher Verstimmung zu enden. Paul versichert scherzend: „Der Mann ist immer noch zu bescheiden, viel zu bescheiden! Besonders jetzt, da man seine oft geschmähte Neigung zur Überhebung, zum Herrentum systematisch nährt, indem ja die Frau sich selbst geradezu für bankerott erklärt, oder stillschweigend erklären läßt, wenn sie zugiebt, daß das Mädchen zur Heilung nervöser Beschwerden nur einen Mann brauche. Den Frauen soll man jetzt, wie sie wollen, alles glauben, und doch sind es Literatinnen, die, indem sie mit verblüffendem Freimut alles hinaus schreien, was sie vom Weibe zu wissen glauben, nur im Stande sind, das Weib im Zusammenhange mit seiner Geschlechtsindividualität zu erfassen. — Geben Sie zu, daß jene neue Weisheit vom Weibe selber stammt? Diesen letzten Frauenbüchern zufolge ist jedes Mädchen in seinem guten Rechte, wenn es irgendwie und irgendwo der Erfüllung seines Weibseins nachrennt; ja, es bleibe anzunehmen, daß es, wenn es diesen Trieben nicht zu folgen fähig sei, von Krankheit und Irrsinn umlauert wäre.“

Martha haßt geradezu diese Apostel, die unterschiedslos die männliche Unentbehrlichkeit predigen; diese Mutigen, die sich nicht entblöden, allem Verschleierten Worte zu geben. Glauben sie sich oder ihren Geschlechtsgenossinnen zu nützen, wenn sie ohne Scheu, ohne Scham jede Regung, jede Stimmung, jede Aufwallung unter ihr Seziermesser nehmen?

Sie selbst ist ja ein „überreifes“ Mädchen und der „Hafen der Ehe“ ihr in sehr greifbarer Nähe. Sie hat nur nötig, das Allzuviel in sich auf „normale“ Ansprüche herab zu drücken, das stolze Fahrzeug zu verlassen — und der Pakt ist geschlossen.

Und sie beginnt wirklich zu schwanken, ob sie nicht klüger handle, Onkel Karls „gehorsame“ Nichte zu werden. Sie fängt selbst an, sich Mühe zu geben, ihre „ungesunden“ Vorstellungen zu bekämpfen. Sie versetzt sich in elegante Räume; ihr Auge streift über ihre jetzigen einfachen Habseligkeiten und — sie erwidert Pauls Händedruck etwas kräftiger als bisher. Vielleicht geht's doch! — Sie weiß ja auch eigentlich kaum etwas vom Manne. Ja, wenn sie nicht so korrekt stets hätte sein müssen, vielleicht hätte sie dann „Entdeckungen“ gemacht. Aber als „Familienglied“ macht man keine Entdeckungen. „Nicht dürfen, sich nicht schicken, sich nichts vergeben“ — das sind geheiligte Worte im Schoße einer Familie. In verstärktem Grade noch, wenn sich's nicht um das eigene Fleisch und Blut handelt, sondern nur um eine adoptierte Nichte. Solch eine Nichte ist auf alle Fälle ein Nichts. Der Onkel sieht sie an und zerstückt schwellendes Knospen in ihr. Innere Vorgänge ignoriert er. Er versperrt ihr durch kleine Geseße die großen Ziele. Für ihn sind die Hungernden die Schuldigen. Das Leben hat für ihn nur Geschäfte, keine Aufgaben. Dafür ist er der reiche Onkel, der gute Onkel, der besorgte Onkel, der zu unbarmherziger Pflichtforderung Berechtigte, der vernünftigste alte Herr, der das Leben kennt. In der Erziehung zur Lüge leistet er Großes. Verkrüppeln ist seine Lebensgewohnheit.

Martha seufzt. Sie schätzt ihn, ganz gewiß; aber sie möchte ihn lieben.

Daß sie unliebenswürdiger mit der Zeit geworden, verhehlt sie sich nicht. Sie sollte wirklich zufrieden sein, daß der Onkel Glück gehabt hat, daß er Paul König gefunden, der nicht „auf Geld sieht“.

Aber eben jetzt umgaulst eine sonderbare Beglückung ihre Seele: Sie dünkt sich ein Kind, dem die Urahnin stets von sagenumspunnenen Gärten erzählt hat, und das nun plötzlich inmitten des stets erträumten Wunderlandes erwacht. Kein Mann hat sie in dieses Wunderreich geleitet, das ihr stets als Bedingung zu freiem, erlaubtem Eintritt erschien. Das ist das Sonderbare! In der Universalapotheke des Lebens hat ihr nichts auf ihre Höhe geholfen. . . .

Zuerst nur ein freundschaftlicher Händedruck, der zwischen Patientin und Ärztin ausgetauscht ward — halbe Worte, die ein überraschendes Finden anbahnen.

Tritt Alice ein und ihre schlanken Finger streichen über Martha's Wangen, so durchströmt es diese wie Jubel, als ob das Ersehnte, das Wunderbare nun endlich doch gekommen wäre. Augenblicke, die Martha das Blut in's Gehirn treiben — sie weiß nicht, weshalb.

Vor Jahren, ohne irgend welche Szene oder Katastrophe, ist ihr wie ein lähmender Blitz die Erkenntnis in die Brust gefahren: sie stand allein. Einer geheimen Krankheit gleich trug sie die Entdeckung mit sich herum. Was nun? Gar nichts, natürlich. — So bald ein Mädchen ein wenig aus Reiz und Glüd zu treten wagt, nennt man es überspannt, bis es schließlich die Sünden der Erziehung wirklich büßt, indem es das wird, wozu man es stempelte, lange bevor es thatsächlich der Fall war. —

Duvel Karl wettet über die neue Überspanntheit seiner Nichte. Da hatte man sie nun auf dem Wege der Besserung, und nun verdarb einem wieder das Mädchen die ganze Freude durch ihre exaltierte Freundschaft mit diesem „Fräulein Doktor“.

Martha selbst kommt aus dem Stauern nicht mehr heraus. Sie thut eigentlich nichts als sich freuen. Sie entdeckt gewissermaßen eine neue Welt: den Genuß, der in der Freude liegt. Ihre Brust scheint zu eng, den neuen Glanz zu bergen.

Und doch ist gar nichts Besonderes passiert. Sie hatte sich eben daran gewöhnt, ohne Aufhören die Frage in sich herum zu wälzen, ob sie nicht doch vielleicht nichts als eine überspannte Märrin wäre, die nicht weiß, was sie will und möchte, die sich grund- und sinnlos auf fremden Boden drängt?

Während des unablässigen Bemühens, ihre Brücke zu bauen, ist sie bisher immer nur herab gestürzt. Ihr beständiges Bedürfnis nach geistigem Verständnis hat mit der Zeit einem eigentümlich zwiespältigen Gefühl Raum gegeben. Wohl sehnt sie sich danach, in einem geliebten Wesen unterzugehen; und doch ahnt sie, daß die Natur, die überall individuell verfährt, die in so unendlich verschiedenen Schattierungen Gefühle und Empfindungen erzeugt, bisher Triebe in ihr gefesselt zu haben scheint, die sie immer wieder als unentrinnbare Naturgewalt bezeichnen hört. Ja, was kann sie entgegenen? Sie empfindet doch gar keinen Grund, gebückt am Boden zu kriechen; eine Fülle belebender Anschauungen hält sie in Atem, auch ohne den Mann. —

Allmählich beginnen ihr im Krankenhause die Minuten zu fliegen. In jenen Stunden nämlich, in denen Fräulein Doktor nach des Tages Last und Mühe bei der fast schon Genesenen ihre Erholung sucht.

Sie geben einander ihre Gedanken, und diese Gedanken, die bisher oft schwer und müde gewesen, beginnen wieder zu leuchten. Das ist alles.

Aber es macht Beide jung und belebt sie, als ob sie vom Dasein noch gar nicht enttäuscht gewesen wären. Staunend fühlen sie manche Bürde sinken, fühlen Beide sich an dem Reichtum und der Schönheit eines neuen starken Empfindens wachsen, denn eine frohe Verwunderung hat auch die Ältere ergriffen.

Kann das Herrliche sich noch einmal für sie einstellen? Vor vielen Jahren ist Alice dem Einen begegnet, dem entgegen sich ihr alles auf die Lippe drängte, was ihr heilig war. Alles, meinte sie, löse sich ihr in Erwartung und Wonne auf; statt dessen kam der Tod und riß die knospende Seligkeit in Fegen. Natürlich überlebte sie es — jung, wie sie war, noch im kraftvollen körperlichen Erblühen. Erfolgreich suchte sie die große Leere durch Arbeit zu verdecken. Studien und Thätigkeit übertünchen ja so manches.

Dem echten Menschen glüht, und sei es nur im Scheine nachwachsender Illusionen, ein neuer Tag. Mag ein ewiges Gebot ihn zu Opfern zwingen, eine ebenso eiserne Notwendigkeit erfüllt ihn mit neuem Inhalt.

Alice drechselte sich allmählich ein zweites Leben zurecht. Sie sah sich um und sie versuchte es, ehrlich zu sehen. Ihr waren die großen Worte der Frauen zuwider. Mochten die, welche sich zur Arbeit gedrängt fühlen, arbeiten, mochten sie an ihren Erfolgen beweisen, ob sie entwicklungs-fähig waren oder nicht. Alicens eigenes Wollen im Beruf erfüllte sich nur lückenhaft. Wohl sagte sie sich: Ein Teil des Publikums wünscht Ärztinnen, und dieser Wunsch schien ihr berechtigt: im Interesse der verheirateten Frau, der noch unverheirateten und der unverheiratet bleibenden. Die eine Frau kann körperlich und geistig viel stärker sein als der eine Mann, sie mag für wissenschaftliches Denken mehr Neigung und Verständnis haben als der oder jener Herr, der auch Arzt geworden. Viele unseres Geschlechtes sind tüchtig — warum sollten sie nicht zu der Annahme berechtigen, daß aus ihnen brauchbare approbierte Ärztinnen werden könnten?

Trotzdem hat sie aber einsehen müssen, daß sie selbst uur in der Theorie eine tüchtige Pionierin werden konnte: ihr fester Wille überwand das beim Studium Widerwärtige, Abschreckende. Ruhige, rein objektive naturwissenschaftliche Anschauung folgte. Dagegen realistisch, wirklich medizinisch denken, ganz als nüchterne Beobachterin handeln, das lernte sie selbst nicht ganz. Die Schwierigkeiten bis zum Fassen des Entschlusses erwiesen sich rückwirkend und schädigend. Sie unterschied: spätere Ärztinnen werden Besseres leisten. Sie könnten alsdann einheitlich das Ganze erfassen, weil sie selbst ganze Geschöpfe bleiben werden. Sie selbst hatte viel zu spät den Entschluß gefaßt. Die Eindrücke der Vorjahre

werfen nun einmal ihre Schatten. Man emanzipiert sich selten je vollständig von der früheren Art zu denken. Der Jüngling, der eben von der Schule kommt und in lockerer Sicherheit die Universität betritt, dem noch die Welt gehört — ja, er kann's und ist den Frauen dadurch überlegen. Er hat selten Gelegenheit, exzentrisch zu werden: eine nicht leicht zu umgehende Eigenschaft studierender Mädchen.

Und Alice schilderte in ihren Mußestunden der Freundin, wie sie fast Alle als halbe Invaliden angefangen, die mit ihr ohne klingendes Spiel, über lähmende Enttäuschungen, einst in die Arena getreten sind. „Lieber gute Hausfrau und sonst nichts“, meint sie, wenn nicht freie Entwicklung in der eigenen Familie, Erziehung zum Berufe, geschonte seelische Kraft vorhanden.

Alice ist schließlich froh, daß sie wenigstens durch praktische Thätigkeit im Institut für experimentelle Medizin eine ganz schätzbare Kennerin der Bakteriologie geworden ist, derart, daß ihr Auerbieten, im Herbst eine Expedition zu begleiten, die unter Leitung des Prinzen von Oldenburg nach Turkestan ausziehen will, um zu versuchen, der Pest Einhalt zu gebieten, nicht abgewiesen worden ist.

Gefahren schrecken sie nicht. Seit Jahren kennt sie nur noch Pflichten. Ihr einstiger Verlust hat die Musik in ihr getötet. Doch, man kann auch ohne diese leben; längst hat sie aufgehört, sie zu entbehren. Und nun plötzlich konnten neue Melodien auch in ihr erweckt sein? Konnte noch einmal der Traum entstehen aus lang entschwundenen Zeiten, der die Klanglosigkeit der irdischen Komödie überglänzt und zu Königen und Bettlern in einem Atemzuge macht?

*

Abschiedsabend in der Klinik, zu dem Paul König huldvoll zugelassen ist. Martha liest eine Arbeit vor. Sie sieht dem Verehrer an, daß sie es für ihn wieder nicht getroffen hat. Ihr fällt seine früher halb scherzend, halb tadelnd gemachte Bemerkung ein: „Sie schreiben immer nur für so wenig Menschen, als in der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche Platz haben.“ Die Zwei weilen eben nie in dem selben Andachthause, so bald die Welt der Töne sie nicht mehr umrauscht.

Alice hingegen fühlt sich wirklich ergriffen. Als Martha's Auge in das ihre taucht, stoßt ihr fast der Atem: Endlich soll sie eine Arbeit nicht vergeblich geschrieben haben haben! Dann hat sie laut aufgeschluchzt.

Paul König zieht sich diskret zurück. Martha scheint also trotz der Operation „noch“ nervös. Daß Freudenthränen ihr das Auge verdunkeln, begreift er nicht. — —

Daheim stellt man fest, daß die Nichte, alles in Allem, lebensmüddiger in der Klinik geworden ist. Man merkt weniger, daß sie gegen den Strom schwimmt. Sie läßt alle Versorgungspläne des Onkels schweigend über sich ergehen. Der sah sie schon im Geiste auf der Hochzeitsreise in Rom und Florenz, und er lachte sich in's Häustchen, wieder 'mal Eine in den allein felig machenden Hafen bugsiert zu haben.

Allerdings hat Onkel Karl ein merkwürdig kurzes Gedächtnis für Seufzer, die an sein Ohr schlugen, oder für Szenen im Familienkreise, deren Zeuge er wurde. Er sah immer nur, was er sehen wollte. Einer Tochter, deren Ehe getrennt werden mußte, schämte er sich, wie wenn sie im Zuchthaus gefessen hätte. Ehen zu schließen, blieb Sache der Familie. Daran war nicht zu tippen! Das lag ihm eben noch aus der „guten alten Zeit“ her im Blut. —

Martha ist wie im Taumel. Ihre gute Laune ist jetzt überhaupt nicht zu zerstören, sie ist ja nicht nur körperlich genesen: sie hat einen Menschen gefunden! Einen Menschen, dessen starke Überzeugung ihrer Persönlichkeit zur Hilfe kommt, den ersten Menschen, welcher der fast Verschwächten den belebenden Trunk inniger Zuneigung und starken Glaubens an ihr Können bietet. Zwar dieser eine ist — nur ein Weib. Martha weiß nicht, soll sie weinen oder lachen. Ist es nicht vielleicht ein bitterer Schmerz, daß ihr von dieser Seite die Liebe kam?

*

Das Komitee der Ausstellung zeichnender Künste lädt zur Vorbefichtigung seiner Radierungen, Holzschnitte und Pastelle ein. Martha ist pünktlich zur Stelle; aber sie vergißt der Bilder an den Wänden, denn Frauen halten ihr Auge fest, die auf unerwartete Art als Betrachtungsobjekte interessieren.

Das also nennt sich elegante Welt, gesteht sie sich beschämt. So dürfte sie unbeanstandet später auch einher stolzieren. Da könnte sie sogar auf Onkel Karls Zustimmung rechnen.

Sie hat erwartet, an den Wänden Karikaturen zu sehen. Als sie die Ausstellung verläßt, steht sie ganz unter dem Eindrucke dieser lebenden „Simplizissimus“-Gestalten. Sollte man nicht Mitleid mit den verkünstelten Figuren haben, deren Unnatur sie bis in die Seele schmerzt? Traurige Schönheit, die du so vergewaltigt werden konntest!!

Aus der Art, wie die bemittelte Frau sich schön zu machen sucht — und schön, so schön als möglich soll sie sich doch machen — spricht kein gesunder Geist! Welches Recht aber haben Menschen, die so wenig Schönheitsempfinden für sich selbst besitzen, über Schönheit und Kunst im

Leben abzuurteilen, — großt Martha — was wissen denn die von Schönheit?

Sie freut sich beinahe, daß ihr Geldbeutel sie von dieser „besten Gesellschaft“ noch ausschließt.

Onkel Karl erwartet sie am Eingang. Ihn entzückt die Eleganz der Passantinnen. Fünf Minuten später befinden sie sich bereits im besten Streit. Ist er denn blind dafür, daß an diesen Frauen alles verkünstelt, verfärbt und verschnürt ist?

Wer das Gold in seiner Tasche mißbraucht, dem billigt die liebe Gedankenlosigkeit mildernde Umstände zu. Wehe schreit sie blos über den, der durch seinen inneren Reichtum, vielleicht aus Angst vor dem Kompromiß, über das Ziel hinaus greift. Und gerade diese „achtbaren“ Frauen sind Martha fast ihr Leben lang als Beispiel angeführt worden. Sie ihnen ähnlich zu machen, ist das Bestreben ihrer Angehörigen. Sie, sie ist die Gefährliche, — diese sind die guten Unschädlichen. In Martha schäumt es. Solchen Hypermodernen gegenüber, deren Lust darin gipfelt, aufzufallen, sind aber Väter, Brüder und Onkel merkwürdig tolerant.

Ja, das waren Typen, die sie eben gesehen hat. Jene Überschlankte im Herrenrock, dann die Rotgefärbten, jene Gemalten — und dabei alles „beste Gesellschaft“, der ein Platz in der Ausstellung „zeichnender“ Künste gebührt hat.

Onkel Karl entsetzt sich über die Frivolität dieser Nichte. Fragt sie ihn doch ganz unverfroren: Wie soll man die Dirne von der Dame unterscheiden, Onkel? — Dem alten Herrn stockt förmlich die Rede. Und das will ein Mädchen „aus guter Familie“ sein! Ganz frech fügt sie noch hinzu: „Die Hüte, die Federn, die Vögel, die Farben, die Kleiderauschnitte und die Haartracht drücken ja förmlich den Wunsch aus, zu entgleisen. Handelt es sich da nur um Geschmacksverirrung oder um wirklich feste Lusternheit?“

„Bist du toll geworden, Mädchen? Ein Glück, daß König dich nicht richtig beurteilt, daß deine Kusinen dies nicht gehört haben! Ein Mädchen, das von Lusternheit spricht — ach, es ist unglaublich! Deine Kusinen . . .“

„Bitte“, unterbricht sie ihn, „verlange nicht, daß ich an Tüchtigkeit und Tiefe solcher Ausstellung zeichnender Künste gegenüber glaube.“

Das Mädchen sieht den Onkel förmlich mitleidig an, sie, die arme Nichte den reichen Onkel.

„Eigentlich bist du aber im Recht, Onkel. Denn wer den Eindruck hervor ruft, wie wenn das äußere Leben ihn gänzlich gefangen nähme, dem traut man nicht die Triebkraft zu, in das ernste Leben hinein wachsen

zu wollen. Die Großstadtmode — Karikatur-Frau treibt rückwärts. Es ist hohe Zeit, sich ihrer zu schämen. Sie ist eine Hemmung. Man muß sich anders gegen sie zu wehren anfangen. „Onkel“, fügt sie neckisch hinzu, „Onkelchen, von heute ab verzeihe ich dir.“

In dieser heiteren Laune bereitet sie sich auf „ihren“ Ball vor, der zum Gaudium der Angehörigen „blos“ ein Künstlerinnenfest ist, zu dem keinem Herrn der Zutritt gestattet sein soll. Fast an dreitausend zum Teil junge, dicke, schöne Frauen wollen sich ausgezeichnet ohne Männer amüsieren. — Als sie die Philharmonie betreten, erinnert nichts bei Alice an das Fräulein Doktor. Hat sie sich doch in einen fieschen Marquis verwandelt, der sich gar nicht anzustrengen nötig hat, um Schwärme von Mädchen anzulocken. Martha ist wie ein Backfisch bezaubert. Sich an so viel Anmut und Herz gewinnender Natürlichkeit zu erfrischen, ist ihr kaum je vergönnt gewesen.

Über die Hälfte der Anwesenden bewegt sich in Herrentracht — so echt, daß die Illusion für die, welche ihrer bedürfen, vollständig durchgeführt erscheint, nicht nur unter Frauen sich zu amüsieren. „Diese Weiber sind doch viel, viel besser als ihr Ruf“, scherzt Alice, „schade, daß keine feindlichen Elemente die Emanzipierten hier beobachten!“ Sie schäumen förmlich über, die Großen, die Kleinen, die Alten, die Jungen. Es giebt keine neuen Frauen auf dem Künstlerinnenball, nur Glückliche, fast als ob jede ihren Sack voll Sorgen für diesen Abend abgesetzt habe. Freude und Frohsinn verschönern selbst die runzlichsten Gesichter, — ein echtes, rechtes Sonnenfest, das Wärme sogar in das Herz der sonst auch noch so Geplagten strahlt. — —

*

Ein wenig setzen die Freundinnen das Kostümfest etliche Wochen später in den Bergen fort.

In ein Bauernhäuschen haben sie sich einquartiert. An den Siebel ihrer Hütte ist von ungelinken Fingern ein Verschen gepinselt:

Wir leben so dahin
Und nehmen's nicht in Acht,
Daß jeder Augenblick
Das Leben kürzer macht.

Im ersten Moment fröstelten sie, als sie es lasen. Sie wollen nicht an die baldige Trennung erinnert werden. Martha kennt den bestimmten Termin von der Freundin Abreise noch nicht. Auf ihre Frage, wie lange es währen könne, hatte Alicens Antwort gelaftet: „So lange es Rosen giebt.“

So lange es Rosen giebt! Fliegt's denn nicht oft noch schneller zum Fenster hinaus, was das Herrlichste in unserem Leben schien? Schleicht sich's nicht durch die Ritzen der Thüren davon auf leisen Sohlen, durch die aufflatternden Vorhänge — unerbittlich, unbarmherzig, unaufhaltsam? Ja, schreitet der eigene Fuß nicht zuletzt gleichgiltig auf den Bruchstücken seiner einstigen Unerfättlichkeit zum Grabe?

Graues Absterben, deine Fittiche sind es, die ewig den Ather durchschatten! —

Mit der Tracht der Tiroler Bäuerinnen, die sie Scherzes halber angelegt haben, ist eine fast kindliche Einfachheit des Empfindens über sie gekommen. Sie grübeln nicht — sie lachen. In den alten Kleidern scheint aller Ballast stecken geblieben, der den Menschen so gern zur Erde zieht, wenn der Alltag, breitspurig und seiner Macht sicher, auf ihn zu marschiert kommt.

Alles gewinnt neue Reize. Zuweilen schließen sie sich den Feldarbeitern ihrer Hausleute an. Wie dann das Essen schmeckt, und wie schnell der Schlaf kommt!

Oder sie schweigen.

Glückseliges Schweigen, in dem die Seelen einander suchen. In stillem Staunen ahnen sie kostbare Möglichkeiten, an neuen Empfindungen zu wachsen, sich zu erweitern, sich in einander aufzulösen.

Wer diesen Weiden begegnet, wer ihnen in die strahlenden Augen sieht, glaubt schwerlich, daß er Frauen vor sich hat, die im Kampf um volle Bewegungsfreiheit ihre so genannten „besten Jahre“ nicht zu „genießen“ verstanden hatten. — — —

Martha's Verwandte haben die Schweiz vorgezogen. Die Schweiz schien ihnen angemessener als ein Aufenthalt in einer Tiroler Bauernhütte. Auch sah man ein, daß mit Martha vor der Abreise der Freundin nichts anzufangen sein würde.

Ein lebenslustiger Maler hatte sich den Freundinnen zugesellt. Man lachte, wie gut man sich verstand, obgleich man stets verschiedener Meinung war. Natürlich!

Zwei Frauenzimmer, die sich mit einander zu behelfen hatten, das mußte doch unbedingt öde sein?

Es ist fast drollig, so viel selbstbewußte Voreingenommenheit zu widerlegen. Die Drei haben sich geeinigt, das Wort „Emanzipation“ nicht auszusprechen. Als ob die kriegerische Dame nicht auch den beiden Frauen die Laune verdürbe!

„Wenn es doch wieder nur alte Frauen gäbe“, seufzt halb verzweifelt Martha.

Der Maler lacht: „Sie vergessen den Mangel an Grazie, an Weichheit, meine Gnädige. Die gewollte Überhebung!“

Doch nun wird es Alicen bitterer Ernst: „Es ist so einfach, so grausam einfach. In den Dunstwolken des ärmlichen Thales vegetieren Menschen der kleinen Zufriedenheit, der Gewöhnlichkeit. Der Schrei der Wildheit entringt sich erst der zerquälten Brust. —

Doch dieser Schrei klingt unmelodisch, schrill, — gellend — abstoßend. —

Gewiß, wie soll aber der, dem im Sumpfe Erstickung droht, in abgetönten Weisen um Errettung flehen? Er brüllt, heult, klagt, wimmert, und die gedankenarme Öffentlichkeit — lacht —“

„Ja“, scherzt der Maler, „geben denn Ihre Unverständenen nicht genug Veranlassung zum Lachen, und sind die ‚Verständenen‘ nicht oft genug Gänschen, über die man weinen könnte?“

„Recht, recht! Hat aber der Herr der Schöpfung nichts Lächerliches an sich und gar nichts, über das man weinen möchte?“ —

Allmählich findet der Begleiter die zwei Schwärmerinnen, die so kleidsam sich tragen und die immer so aussehen, als ob es nur Feiertage noch auf der Welt gäbe, im Grunde sympathischer als jene Frauen, die ihm bisher interessant dünkten. Er geht sogar so weit, sie im Stillen „famose Kerle“ zu nennen, die sich lange nicht so sentimental geberden wie seine Schwestern zum Beispiel. Vergeblich bemüht er sich, das Gefühl gewohnheitsmäßiger Entrüstung wach zu halten. Es schmilzt förmlich dahin, bis zum Bedauern — als er zu seinem Weibchen heim kehren muß —, bisher für jene „Neuen“ nicht das geringste Verständnis gesucht zu haben, welche nicht, wie er fälschlich meinte, ihr Geschlecht verleugnen wollen, sondern die sich zur Entsagung gedrängt sehen, weil man ihren begehrenden Bitten auf dem abgebrauchten Markt willkürlicher Sitte und unmoralischer Moral ungläubig gegenüber steht.

Gut kameradschaftlich schüttelt man sich beim Scheiden die Hand.

„Sind wir wirklich so aller Reize bar?“ begehrt Martha beim Abschied zu wissen.

„Ach, wenn Sie nur mehr von dieser Welt sein wollten, meine Damen; so viel Respekt heraus fordern ist ja so unbequem!“

„Wollen wir ja gar nicht —“

„Na, was dann?“

„Ihr Männer seht uns eben alle gleichmäßig für Rekruten an, die

einerzert werden müssen. Alle ohne Ausnahme leichte Kavallerie. Nachher wundert Ihr Euch über die Ausreißer. Erst heßt Ihr uns in's Extrem, und dann habt Ihr nur Augen für die Auswüchse, die doch nur die Angst vor dem Kompromiß entstehen ließ."

"Ihnen fehlen die dummen Streiche, meine Damen, die sie uns Männern näher bringen."

"Mag sein. Treten sie aber doch näher an uns heran! Gewisse Schlachtworte machen uns zu Vogelscheuchen. Wir wollen ja gar nicht gewaltsam überzeugen. Wir haben warten gelernt. Auch uns widern die Worte an, unser Thun allein wird mit der Zeit über Sieg oder Niederlage entscheiden. Nur das ist das Schwere, daß unsere, uns selbst räthelhafte Sensibilität Hohn und Spott grüßen, statt Jubel." —

"Kommen Sie zu mir nach München, Fräulein Martha, vielleicht gelingt es uns, eine Gemeinschaft zu gründen, die Ihr Lebensideal verwirklicht." Seine Augen glänzen, während er ihren schlanken Wuchs streift. "Ich bin bildungsfähig —"

"Ich auch —"

"Nun, also?"

Wehmütig schüttelt Martha das Haupt. "Wir Überläufer sind oft Verachtete, oft Unbegriffene. Um so verantwortlicher sind wir für die Früchte, die unsere Rebellion zeitigt. Daß auch die frei gewordene Persönlichkeit in einem vielleicht unfreiwilligen Zwangsverhältnis zu jener oft gescholtenen Philiströsität steht, die ihr von Urgroßväterzeiten im Blute steckt, ist trotz Alledem ein Segen."

"Also doch: nur wohl erzogene Tochter?"

"Mag wohl sein!"

Langsam klappert die Post über die holprige Dorfstraße. Jetzt ist es an dem Abreisenden, erstaunt den Kopf zu schütteln: Nein, diese Neumodischen! Man versteht sich doch stets mit ihnen „vorbei“. Na, denn nicht! Und schließlich, ein „idyllisches“ Glück würde man mit einer Schriftstellerin doch kaum führen. Weiß der Himmel, was die alles sehen und wie sie alles empfinden! Um so besser, daß dieses Fräulein mit beschönigenden Umschreibungen nicht zu fassen war.

Fast mitleidig winkt er seine letzten Grüße. Er ahnt nicht, daß er zwei durchaus nicht Bedauernswerte zurück läßt. —

Hat Martha doch nie so erfolgreich gearbeitet wie jetzt. Ein neuer Ton schleicht sich in ihr Schaffen. Allmählich hat sie aufgehört, an sich selbst zu leiden. Überlegenes Lächeln lähmt sie nicht mehr, nicht mehr vernimmt sie das Zurück, welches ihr von den verschiedensten Windrichtungen

entgegen geschallt ist. Eine köstliche ungeahnte Schönheit hat Macht über ihr Wesen gewonnen, eine neu geborene, schwellende Sehnsucht zieht diese Darbenden zu einander. Da ist nichts mehr vom Liebhaben jener Genügsamen, die sich über neuen Kleidern, guten Rezepten und Dienstbotenplagen finden. „Die am Wege“ reichen sich die Hände zu festem Bunde, weil sie das Bedeutungslose nicht mehr ertragen können, welches man ihnen bisher als einzigen Inhalt des Lebens aufbrängen will. Sie flüchten zu Geschöpfen der eigenen Art, sich gegenseitig vor feiger Nachgiebigkeit zu retten.

Im Aufseuchten des Auges, am Zucken der Mundwinkel erkennen sich die, die aus dem Teich in den Strom wollen. Die schwingende Kraft aber, die man ihnen heute noch so oft verweigert, strömt ihnen aus den Seelen jener Schwestern entgegen, denen ein tiefes Verständnis sie eint. Die, die zu früh gekommen, werden auf einander gehegt; sie sind gezwungen, sich zu empfinden, ohne Scheu vor dem Fluche des Lächerlichen, der auf dem Zuge des Herzens vom Weibe zum Weibe ruht. Diejenigen, die gewagt haben, ehrlich zu sein, und denen man dafür den Rücken kehrt, eben diesen kommt vom Himmel die Freundschaft.

„Armseliger Notbehelf“, lächeln die Begehrenden. — Und doch, hat Martha nicht durch diesen Notbehelf fliegen gelernt?

Jetzt genießt sie alles an sich selbst, was sie auch äußerlich schön und begehrenswert macht. Und sie staunt: Wie sonderbar, die unfreiwillige Verknöcherung konnte ihre körperliche Entfaltung nicht hemmen, hingegen die edelsten innerlichen Kräfte brach legen. In Mitten dieses Sommeridylls ist in ihr die geknebelte Freude entseßelt.

Sie genießt die neue Flugkraft wie ein Junge, der der Schulbank entflohen ist, der in's Weite stürmt und es hinter den Bergen noch viel, viel heller und weiter findet, als er glaubte.

Also wirklich, sogar auch eine Frau, die nicht für und in einem Manne lebt, kann die Sonne sehen! Immer hat sie es geahnt, jetzt weiß sie es. Sie möchte das Beste, das Reichste, das Tiefste ihres Herzens über die Freundin ergießen.

Kleine Seelen fürchten stets zu viel zu geben, sie wägen ängstlich in allen Lebensverhältnissen. Große Seelen kennen nicht solche Bedenken: sich verschwenden ist ihr Glück. Sie wissen nichts von jenen gespreizten Wichtigkeiten, die die Menschen so viel große Kraftanstrengungen auf lächerliche Überflüssigkeiten vergeuden läßt und ihnen den Maßstab für das wirklich Bedeutsame entwindet. — — — — —

Für Onkel Karl ist das Wichtigste dieses Sommers Martha's bevorstehende Verlobung. In jedem Briefe, der eintrifft, bespricht er die

Sache als fait accompli. Man liest es deutlich zwischen den Zeilen, „all' das werde sich in der Ehe schon verlieren“. So sei es am besten; es sei der natürliche Lauf der Welt.

In der Verkümmernng ihres Eigengepräges soll somit die Wurzel für ihr künftiges Glück stecken. Es ist doch ein zu gewagter Sprung. Martha schaudert. Sie geht im Geiste die Ehen ihrer Kusine durch. Nirgend gewahrt sie ein gemeinsames Tragen der Lebenslasten, fast überall deren Erschweren, Mißverständnisse, Widersprüche, abwechselnd mit Abendbrotessen bei Kempinsky, Kinder bekommen, Verdruß über Geldverschwendung und Ausföhnung. Das sind die „Familienbande“, die Onkel Karl so lebhaft preist!

Trotzdem scheint die „alte Jungfer“ diesen „Menschen der Ehe“ beklagenswert. Sie sehen auf die Unverheirateten herab. Übrig Gebliebene sind sie ja doch, das rechte Ansehen giebt erst die Ehe. Ob sie sie nicht aber dennoch in ganz ehrlichen Momenten auch 'mal — beneiden?

Dr. Alicens Enthusiasmus für die ehemalige Patientin wuchs förmlich mit jedem ihrer Mißerfolge. Und wie muß diese diejenige bevorzugen, die sie verständnisvoll anfeuert, ihren eigenen Weg zu gehen, die ihr hilft, sich gegen die Übermacht zu wahren, welche ihr Lebensgefühl steigert, indem sie die Treue gegen die Ideen der eigenen Brust höher stellt als den Erfolg derer, die sich zu verleugnen gelernt haben. Strahlend schmiegt Martha sich an die Teure, die sie besüßelt, Eigenes mutvoll zu schaffen.

Zuweilen ertappt Martha sich neuerdings auf der Vorstellung, des Lebens Lasten fortan Seite an Seite mit Alice zu tragen. Neue Eindrücke und Bilder würden auch ihrem Berufe dienen. Sich selbst neue Thore erschließen, aufhören zu warten: darin gipfelt für sie das Resultat dieser tiefen Umwandlung.

Paul König will sich an Martha's Gesundheit erfreuen. Als er ihr beglückt beim Wiedersehen Komplimente über ihr frisches Aussehen macht, beginnt sein Herz beunruhigt zu klopfen. Die Rätselwooge des Schicksals, die Martha empor getragen hat, ist seinen persönlichen Wünschen nicht dienstbar gewesen. Instinktiv empfindet es der Mann, der den Sinn dieser modernen „Weltanschauungsgaukeleien“ nicht einsehen will, auch nicht der Frau zu Liebe, um die er wirbt, und zu der er jetzt geeilt ist, sie dauernd an sich zu fesseln.

Das große Verscheiden der Natur bereitet sich vor. Voll erblühte Rosen neigen sich müde herab, einzelne Blüten decken entblättert den Boden. Um so inniger giebt man sich dem begrenzten Zusammenleben hin, denn:

„Gestern und Morgen —
Das ist der Tod,
Heute nur ist das Leben.“

Und von Leben und Genuß singt an einem der nächsten Tage Paul Königs Geige. Mit elementarer Leidenschaft spielt er den ersten Satz von Griegs C-moll-Sonate. Wie lieblich singt er die Romanze auf seiner herrlichen Geige! Sein wundervoll weicher Ton bringt im Zusammenspiel des Weibes ganze Seele in Schwingung. Sie empfindet, wie dieses Zusammenspielen in ein einziges großes Gefühl zusammen fließt, das ihm nicht zutreibt. Sie weiß, er wird ihr von Traum- und Schaumgebilden der Ideale sprechen, vom wahren Inhalte des Daseins; sie weiß ferner, daß die große Leidenschaft und das tiefe Verstehen fast feindliche Elemente sind; sie fühlt, daß sie sich an Vorstellungen kettet, die aus Tiefen dringen, welche das Durchschnittsgehirn kaum faßt; daß, indem sie Diesen scheidet läßt, sich ihr das Thor der Ehe vielleicht für immer schließt. — Und doch — und dennoch! — Ach, wenn Dieser sie brauchte, wie sie ist, wenn er ihre seelische und geistige Vertiefung nicht nur duldete — — —

Paul giebt sie trotz aller Argumente nicht auf: „Ihre eigenen Geschlechtsgenossinnen treten gegen Sie auf, macht Ihnen das nicht Furcht? Wenn Sie den Mann nicht wollen, wollen Sie auch das Kind nicht? Jüngst erst behauptete eine Ihrer Kolleginnen, die gesunde Natur des Weibes müsse immer kränkeln, so lange der Mutterdrang nicht in ihr befreit sei. Der geistige Beruf könne niemals als Ziel, nur als Betäubung betrachtet werden.“

König hat nämlich beobachtet, mit welch' weicher Innigkeit Martha Kinder an sich zieht, wie sie strahlt, wenn sie von der Kleinen Wunderthaten zu berichten Gelegenheit findet. Dessen ungeachtet lautet ihre Antwort nicht in dem von ihm zuversichtlich erwarteten Sinne: „Weshalb quälen Sie mich? Sie bezweifeln doch selbst nicht etwa, daß in der komplizierteren Frau, die einer gehobenen Gemeinschaft von Mann und Frau entgegen strebt, die mütterlichen Instinkte weniger stark zur Entfaltung drängen? Nur die völlige Hilflosigkeit, die die Allerneuesten in alle Winde schreien, ist übertrieben. Wir wollen auf einer Seite die Lüge schießen und lassen uns Hals über Kopf in neue Entstellungen stürzen. Plötzlich soll es die Glorie der Mutterschaft sein, die allein alle Erden schwere wende!? Aber, fragen Sie doch die, die Mutter wurden, ob sie nie wieder an den Punkt gerieten, auf dem sie erstaunt Umschau haltend gewahren, daß sie eigentlich noch allein, oder daß sie wieder allein seien? Sehen Sie sich doch nur um: in heißem Ringen und Kämpfen soll die Frau beweisen, wie weit sie sich für diesen ihren natürlichsten Beruf eigne. An kein Examen wird unvorbereiteter gegangen, wenig Prüfungen werden schlechter bestanden! Wie Viele von denen, die sich jetzt in lautem Schreien nach

dem Kinde nicht genug thuen können, würden kläglich weiter schreien über all' die Selbstentäußerung, die das junge Menschenleben, das in ihre Hand gegeben, fordert! Ohne Illusionen: die Begabung der Frau, als Mutter zu wirken, ist durchaus nicht immer ihre stärkste Seite."

"Aber Martha, hören Sie doch mit dem Unsinn auf! Sind Sie etwa mit Ihrer Mutter nicht zufrieden gewesen? Soll eine so behütende Liebe auch noch in Bann und Acht gethan werden? Pflichtgefühl, daran mangel't's —."

"Ja, gewiß, gegen sich selbst —."

"Ihr Egoismus ist verblüffend. — Haben Sie denn nie gedacht, daß es Gnade sein könne, überhaupt ein Schicksal zu haben? daß die Überflüssigen gerade die vom Leben Betrogenen sein könnten, nicht die Unglücklichen?"

In bebendem Klang der Stimme versteht die Gefragte: „Die Überflüssigen? Wer will denn entscheiden, wann unsere Früchte reifen? Vielleicht zahlen wir die Peche für die Späteren? Ach, uns Starrköpfen, uns mit den ‚schädigenden Grundtendenzen‘ ist eben nicht zu helfen.“

„Sie aber, Martha, könnten mir doch helfen! Da — da, haß Du meine Weltanschauung“, und sie stürmisch an sich ziehend, bedeckt er ihr Mund und Wangen mit glühenden Küßen.

Bewegungslos ruht sie einige Sekunden in des Mannes Arm. Doch jäh zusammenschreckend ringt sie sich wieder los, ihr Denken tobt wirt im schmerzenden Kopf — es irrt zu „ihr“.

„Wie schlimm mißhandelt haß Du mich, o Liebe!“ — Angstvoll lehnt sie gegen den nahen Stamm einer Kastanie. Nur ihr Aufschluchzen folgt dem rasch sich Entfernenden. —

Nun sind Beide wieder allein. Paul König ist abgereißt, der Vorabend von Alicens Abreise gekommen.

Champagner auf dem Dorf! Eigentlich schämen sie sich solcher Extravaganz; aber in diesen letzten Stunden dem unwandelnden Einflusse des perlenden Schaumes sich hingeben, gewährt die einzige Möglichkeit, einander über die Bedeutung des Scheidens hinweg zu täuschen.

Mit Astern haben sie den Tisch geschmückt. Still entfaltet die Natur ihre sterbenden Reize. Alles lachende Leben scheint entschlummert, und nur die große Sehnsucht erwacht, die die schüchterne Lebensgeschichte der Meisten.

Im Augenblicke des Sinkens stürzen dem Fallenden im rasenden Fluge allerlei Bilder durch's Gehirn. So geschieht's Martha. Sie er-

innert sich eines kleinen Jungen, dessen heiß geliebter Ball auf die Schienen der Elektrischen gerollt war. Ritsch! . . . die Räder jausten darüber hin, ein leichtes Pusten des aufgeplätzten Spielzeugs, brüllend läuft das Bübchen dem enteulenden Wagen nach — plötzlich steht es still, holt schnell gefaßt Marmorkugeln aus der Tasche und vergnügt sich an diesen.

Da könnte also doch noch Paul König fortan die Lösung sein! —

Haben nicht die, die den Schmerz haben, wie Rahel Barnhagen sagt, noch das Meiste?

„Heute aber, Liebchen, haben wir die Freude“, unterbricht sie Alice. „Die Freude — weißt du, was sie bedeutet? Denk' dir ein ganz in Dunkelheit gehülltes Thal. Mühselig tappt sich der Wanderer vorwärts. Sein Verlangen, in Helligkeit zu wandeln, kann nie gestillt werden. Doch dem, in dessen Seele eine reine Freude gefangen lebt, dem klingt eine süße ferne Melodie — leise und lockend, über Abgründe hinfort, inmitten von Finsternis und Nacht. Vielleicht gelangt er nie an's ferne Eiland, vielleicht erreicht er die Gipfel nie, vielleicht bricht er am Wege zusammen, aber, was thut das? Komm, stoßen wir auf die winzige kleine Flamme im Dunkeln an, auf die Freude, auf die Musik unserer eigenen Herzen! Sie allein ist es, von der wir leben.“

Das war ihr Abschied. — —

*

Einer erbarmungslosen Wirklichkeit aber gegenüber sehen die Ereignisse doch anders aus. Als Martha sich Tags darauf allein in ihrem Stübchen befindet, geht alles in dem verzehrenden Gefühle des Vermissens unter. Sie tastet an die Stirn, sie krümmt sich vor dem allmählichen Begreifen. Sie stöhnt, als könne sie so die Qual dämpfen. Zusammengefunken, regungslos starrt sie lange in die herab fallende Nacht. Der Körper schmerzt vom Liegen auf dem harten Boden. Mit um die Knie geschlungenen Händen, thränenlosen Auges, beginnt sie allmählich über das Räthelhafte in ihrer Natur nachzugrübeln: der seelische Zauber, welcher das Tiefste und Erneuende in ihrem Leben bedeutete, strömte ihr aus der Seele einer Frau entgegen.

Unser aller Verhängnis schrieb auf eiserne Tafeln Der im Himmel — und schwieg. . . .

Längst ist die Sonne unter gegangen. Eine andere Macht drängt sich an die Vereinsamte: der Hunger. Gierig tastet die Hand im Dunkeln nach einem Stückchen Brot, hastig schlingt das Mädchen die Bißten herunter. Sie erinnert sich, seit Tagen so viel wie nichts genossen zu haben. Das also ist wieder der Anfang: Essen. Alles vorschriftsmäßig, ob man mag

oder nicht. Immer heißt's ja doch: Marsch! Vorwärts! Nicht stille gestanden! Kraft unergründlicher Gesetze in Herden sich treiben zu lassen, ist Schulbigkeit. Weshalb der Lärm? Lachen nicht eben aus allen Winkeln höhnenbe Koboibe. Weshalb der Lärm? Mußt dich ja doch ducken, thörichtes Menschlein!

Fast mechanisch schreitet Martha hinunter in die taufrische Kühle. Zertretene Aftern liegen am Boden. In feinem Raunen weht's durch die Zweige.

Wenige Schritte weiter schaufelt ein Greis ein Hügelnchen auf: Er begräbt das Letzte, was ihm das Leben gelassen, seinen Hund.

Jahraus, jahrein teilte der Arme mit ihm den Bißten Brot, das Lager, das bißchen Freude, das ihm wurde — das viele Leid. Zusammen, Mann und Hund, immer zusammen. Doch der Mensch, der zäher sein mochte als das Tier, mußte, auf daß sein Herz an nichts mehr hänge, dem treuen Kameraden noch das Grab schaufeln. Des Alten starr geöffnete Augen richten sich wie fragend gen Himmel — dann tappt er sich still zurück in seine kahle Behausung. Dem ist die zornige Seele längst ruhig geworden.

Angefihts dieser letzten, stummen Verlassenheit überkommt's Martha weich, fast freudig, den harten Kampf des Lebens noch mitstreiten zu können auf der Höhe ihrer Kraft: Marsch, vorwärts — nicht stille gestanden! Wer weiß, wo seine Grenzen ruhen? —

„Komplett verrückt geworden“, hört sie im Geiste Dntel Karls Diagnose, „statt sich zu einer reichen Frau machen zu lassen, ein armes Mädchen zu bleiben!“

Ein eigenartiges Gefühl durchschauert sie. Im Geiste taucht ein seltsames Bild vor ihr auf: auf steiniger Ebene sieht sie Frauen schreiten, leicht gebeugt vom langen Irren, vom tastenden Suchen. In endloser Zahl wandeln sie mit verschlungenen Händen in die weite Dämmerung hinein. Klingt nicht lockendes Rufen aus der Höhe? Einzelne erheben beschwörend den Blick, wie um Verständnis flehend, Anderer Züge spiegeln qualvolle Angst, Einige lächeln in seligem Rausch. Mit blassen Rosen haben sie einander Haar und Brust gekränzt, sie, die nur den Traum der Liebe in den zart vibrierenden Sinnen tragen. Und plötzlich ist's, als rieselten in langen Pausen Lichtfunken auf die wandernde Schar. In ihrem Schein aber richten die Gebeugten das Haupt empor. Und die Träumerin glaubt die gährende Kluft sich langsam schließen zu sehen, die diese vom Ziele noch fern hält.

Gedankenverloren bückt sich Martha, ihre schlanken Finger pressen einige zertretene Aftern an das Herz. Und sie sieht zum ersten Male die

winzige kleine Flamme leuchten, von der Alice ihr gesprochen: die gefangene Freude, die kein Anderer sehen kann. Der sehnsuchtsvolle Ausdruck in ihren Augen vertieft sich: unsere erste Geburt schleudert uns willenlos in's Dasein, unsere Wiebergeburt verleiht das heilige Lächeln, das aus Gräbern Blumen sprießen läßt.

Als Kind hat Martha gemeint, das Leben melde jedem sein Schicksal mit Pauken und Trompetenstößen an. Allmählich ist sie dahinter gekommen, auf wie leisen Flügeln es sich nahe — vielleicht leiser als blühender Lindenduft, oder dem Spiel der Wellen gleich in schwüler Sommernacht. Der kleine Bube, der den Ball zerplagen sah, wußte wenigstens, woran er war. Später wird dem Menschen die Bedeutung jeder Lebensphase nicht so leicht gemacht, oft deutet der rückwärts gewandte Blick erst nach Jahren, ob's eine Höhe war oder ein Abgrund, an dem der Pilger vorüber mußte. —

Langsam wendet die Traumverlorene sich der Hütte zu. Auf der Schwelle sitzt die Bäuerin, den schlafenden Säugling im Arm. Stolz winkt sie das Fräulein herbei, Freude strahlend berichtet sie flüsternd vom ersten Zahn des Sonntagsbuben. „Ja, dös war heut' a Freud! Schaun's, Fröln, man plagt sich noch ä mol so gern, seitdem der Schreihals da is.“ Martha's Hand streichelt lieblosend das Kind. Des kleinen Körperchens weiche Wärme läßt ihr Herz aufschwellen. Plötzlich denkt sie des fernen Mannes, der ihrer Entscheidung harret. — Eine Thräne nezt des Kindes Wange, während sie sich schnell hernieder bückt, es zu küssen. Vielleicht sieht sie sich in dieser Sekunde als ein blätterloser Ast, der zitternd die Zweige gen Himmel reckt — vielleicht. Wer enträtselt das Gesicht gespenstisch vorüber fliehenden Empfindens?

Freundlich wendet sie sich zur Bäuerin: „Ich reife morgen früh“. Drinnen im Stübchen zündet sie die Lampe an, stützt das Haupt einige Sekunden in die Hand, dann schreibt sie in lautloser Stille: „Das phantastische Wesen, dem alles Schablonenhafte lächerliche Komödie geworden ist, kann nicht die Ihre werden. Es besitzt Flugkraft genug, auf eigene Façon selig sein zu können. Und soll es zu Grunde gehen, so lieber an den höheren Trieben, denn an den niederen allein. Sein Platz ist neben der, die ihr Suchen nach Wahrheit nicht als unbequeme Zugabe ansieht. Die Begeisterung der Seele hat entschieden. —

Trösten Sie Onkel Karl!“





Frauen-Lyrik.

Mein.

Er sprach zu mir: „Mein liebes Lieb, Es kam bei Nacht zu mir ein Dieb, Der nahm mein Herz, das dir gehört, Ich will ihm nach, eh' er weiter fährt.“		Ich rief und wollt' zurück ihn halten, — Es drängt' ihn fort mit fremden Gewalten, Er zog in die weite Welt hinaus, — Er kam nie mehr zu mir nach Haus.
--	--	--

München.

Anna Maria Biel.

Einer Jugendfreundin.

Bist du das selbst? Die du sylphidenhaft,
Das Mullkleid über'm kleinen Fuß gerafft,
Von fest zu Feier tänzelnd, hüpfend schwebtest
Und wie ein Falter nur von Sonne lebstest?
Weißt du, wie du im alten Garteneckchen,
An einem veilchenübersäten Fleckchen,
Mir deine Backfischkonfidenzen machtest
Und noch in einem Atem weintest — lachtest?
Es war so still und rings die Welt so schön;
Schon lag der Herbstduft auf den blauen Höh'n,
Doch immer war es Mai in unsern Herzen, —
Auch Mai in ihren thöricht heißen Schmerzen.
Wir träumten zitternd von dem fremden Leben,
Was sollt' die Zukunft uns für Kronen geben!

Und nun? Sehn Jahre giengen wohl seit dem —
Du stehst behäbig, ernsthaft und bequem
Als Hausfrau mit dem blauen Schlüsselbund,
Puzt in der Küche dir die Finger wund,
Bringst recht und schlecht dein müdes Kind zur Ruh',
Am hellen Tag machst selbst die Augen zu,
Hast Gold und Gut — doch, wie so schön die Welt,
Erkennst du nicht mit allem deinem Geld!
Hast Heim und Hof — doch, wie so traut ein Haus,
Schmückt es der Unmut Genius freundlich aus,
Das weißt du nicht! — nur bürsten, scheuern, wischen —,
Wer wird Gemüt und Geist denn auch erfrischen?!

Dein Gatte kommt in Flausrock und Pantoffeln,
 Du streichst ihm Brot und schälst ihm die Kartoffeln;
 Dann spricht ihr vom Geschäft — wie hoch der Preis,
 Wie viel er heut' verdient mit schlauem Fleiß . . .
 Und kommen Gäste, — ach, du liebe Zeit,
 Wie hört doch so 'was die Gemütlichkeit!
 Da muß mau wohl noch aus dem Schlafrock gleiten
 Und gar die Unterhaltung auch bestreiten!
 Nur gut, wenn sie vor Zehn schon wieder geh'n,
 Sonst muß man selber nach der Haustür seh'n.
 Den Küchensettel machst du noch für morgen;
 fehlt Salz und Mehl? — die Nachbarin wird borgen —
 Und drauß'n reunt die Welt . . . „wir bleiben steh'n“,
 Meinst du, „sie wird uns schon von selber dreh'n“.
 Dann ziehst du dir die Decke über'n Kopf
 Und träumst von einem riesengroßen Topf . . .

Eins aber möcht' ich dennoch gerne wissen —:
 Ob du in Sommernächten nicht vom Kissen
 Aufzitternd fährst — manchmal — und — nur ein Weilchen —
 Des Gartenwinkels denkst mit seinen Weilchen.

Berlin.

Anna Behnisch.

Die Heide blüht.*)

Rot zittert es über der Heide.
 Es flimmert die Luft in goldigen Strahlen,
 Von der Sonne verschwenderisch ausgestreut,
 Die schweben dahin um die Wette mit blauen Faltern,
 Die taumelnd und huschend gaukeln und schillern.

So sonnenduftig glüht nun die Heide.
 Auf dem braunen Armenkittelchen glänzt es und gleißt es
 Von roten Sternchen,
 So wunderhold in lieblicher Schöne.
 Die Heide blüht,
 Und siegesficher lacht sie empor
 Zur Mutter Sonne, die schmeichelnd und kosend
 Ihr armes Stiefkind zum Leben geküßt.

Treulos. *)

Mein Liebster hat eine Andre gefreit,
 Nun ziehe ich an ein blutrotes Kleid
 Und schreite stolz durch die Gassen hin,
 Soll Keiner sehen, wie elend ich bin.

*) Aus „Gladiolen“; Dresden 1902, E. Pierfons Verlag.

Und er kommt mir entgegen, Seit' an Seit'
Mit dem jungen Weibe, der taufrischen Maid —
Da schürz' ich die Lippe und nickte ihm zu,
So von oben herab — hab' ein Recht dazu.

Sein Glück? — Es zittert in meiner Hand,
Ein Druck — es zerfließt und verrinnt im Sand;
Das weiß er, d'rum scheut er mein blaßes Gesicht.
Daß ich ihn noch liebe — ach, das weiß er nicht.

Dämmerung.*)

Wie ich sie hasse, diese stillen Schatten!
Der Dämmerung entwerfend Gaukelspiel;
Verschwommen alles, diese sanften, matten,
Gedämpften Laute! Zu wenig und zu viel!
Ich will nicht Dämmerung! Tod oder Leben.
Tag oder Nacht! Dazwischen — will ich nichts.
Nicht dieses Ungewisse, dies im Dämmer Schweben!
Kodert mein Herz nicht, nun — zerbricht's!

Nicht Dämmerung! Ich will mich nicht betrügen
Mit halbem Glück, mit jenem halben Schein;
Hab' ich nicht Sonnenglanz — will ich im Dunkel liegen,
Im tiefsten Schoß der Erde, tot — allein!

Bremerhaven.

Annie Diederichsen.

In der Nacht.

Hast du gehört,
Wie die Thüre geknarrt
Mit wehem, klagendem Ton?

Hast du gehört,
Wie draußen der Hund
Leise winselt und heult?

Hörst du den Wind,
Der klagend und irr
Da draußen um unsre Fenster schleicht?

Hörst du es nicht
Das große Jammern und Weinen
Hinter verschlossenen Thüren?

Hinter allen Thüren,
Im tiefen, schweigenden Dunkel,
Wachen Menschen.

Mit schlaflosen Augen
Sitzen sie aufrecht im Bett,
Und ein großer, trostloser Jammer
Ist in ihren Herzen.

In allen Häusern sitzen solche
Mit schmerzstarrten Augen,
Die trostlos in's Dunkel starren;

Neben einander wachen sie —
Seite an Seite,
Aber sie weinen in unendlichen Einsam-
keiten.

Hast du gehört,
Wie die Thüre geknarrt
Mit wehem, klagendem Ton?

Wien.

Ilse Mautner.

Der Lindenbaum.

(Elttauisch.)

Es standen drei Lindenbäume,
Entsprossen aus einem Stamm,
Am Flusse und streckten die Äste
Den fließenden Wellen entlang.

Es kamen drei junge Schwestern
Hin zu des Ufers Rand,
Sie prüften die sandigen Stellen,
Sie prüften des Wassers Stand.

Die Eine, die schwang sich hinüber,
Die Zweite sprang hinterdrein,
Die Dritte — verfehlte die Äste
Und sank in den Fluß hinein.

Der Fluß, er rauschte weiter
Und wollte sie tragen nicht mehr,
Drum gab er die lästige Bürde
Dem großen Strome her.

Der Strom, er rauschte weiter
Und wollte sie tragen nicht mehr,
Drum gab er die lästige Bürde
Dem übergroßen Meer.

Das Meer, es rauschte und wallte
Und wollte sie tragen nicht mehr,
Drum gab es die lästige Bürde
Dem nahen Ufer her.

München.

Die Erde war mild und freundlich;
Sie nahm die Bürde auf,
Und aus der weißen Asche
Sproß eine Linde auf.

Da kam, nach vielen Jahren,
Ein Jüngling gegangen durch's Ried,
Der schnitt sich vom Baume ein Pfeifchen
Und blies darauf ein Lied.

Und als er zur Mutter gekehret,
Da blies er und freute sich;
Doch die Alte fieng an zu weinen,
Zu weinen gar bitterlich.

„Hör' auf, mein Sohn, zu blasen,
Es schneidet in's Herz mir ein;
Mir ist, als hör' ich klagen
Dein armes Schwesterlein!

Denn dies ist nicht des Pfeifchens,
Des Lindenpfeifchens Sang:
Dies ist dein totes Schwesterlein
Und ihrer Stimme Klang.

Und wenn aus deinem Pfeifchen
Das wehe Lied entschwebt,
Hör' ich die arme Seele,
Die noch darinnen lebt.“

J. von Miller.

Lannenduft.

Die Douglastanne strömte ihren Duft
Voll herber Würze in die Spätjahrsluft;
Die Düne barg uns vor des Nordsturms Wut —
Tief war die Nacht, so tief wie Meeresslut,
Wie Liebe tief.

Da rang aus feuchtem Moos,
Zu unsern Füßen, sich ein Keimchen los
Und senkte seiner Wurzelsafern Bund
Tief in der Erde mütterlichen Grund
Und sog und trieb — —

Und nun der Sommer kam,
Erbliht ein Baum dort, hoch und wundersam . . .

In seiner Zweige immer grünen Schlingen
 fängt sich der Wind, daß sie wie Saiten klingen;
 Aus seiner Krone aber bricht der Brand
 Der Flammenlilie aus dem Märchenland.
 Und Elfenkinder schweben auf und nieder,
 Und gießen Duft aus vollen Schalen nieder —
 So stark und süß — wie einst in Spätherbstnacht
 Der Cannenduft, der uns berauscht gemacht.

Himmliche Erkenntnis.

Da kamst du, totes Mütterlein,
 Und sahst mich an mit Liebesblick,
 Und legtest zärtlich deinen Arm
 Um meine jugendstarke Brust;
 Und von den lieben Lippen klang
 Der Jubelschrei:
 „O Gott, wie die Glückseligkeit
 Dem Kinde in den Augen glüht!“

Und alles Leid, das zwischen uns
 Die Berge von Gilboa hob,
 Terrann wie Tau im Morgenlicht . . .

Colberg.

Nun siehst du, totes Mütterlein,
 Wie heilig deines Kindes Glück:
 So welteweit, so himmelhoch,
 Daß es aus Edens Gärten dich
 Hinab in's Thal der Schmerzen zog, —
 Daß dir, die Gottes Angesicht
 Und aller Himmel Glorien sah,
 In deines Kindes Augen erst
 Der ewigen Erkenntnis Blick
 Vollendung ward der Seligkeit —

Nun schlafe, totes Mütterlein!

Clara Müller.

Frage.

Ein großes, buntes Blatt sank taumelnd nieder,
 D'rauf steh'n geschrieben traute, süße Lieder
 Vom ausgeträumten Sommertraum.
 Im herbstlich still geword'nen Raum
 Ertönt kein Freudenlaut, nur leise legen
 Die Blätter sich zum Tod. Auf allen Wegen
 Häuft sich das Laub — als Schlußakkord
 Der Sommerlieder braust der Nord,
 Weht mir um's Haupt und nieder auf die Hände
 Die seelenlose, kalte Todespfeile — —
 Ist's Warnung, daß mich rauschend streift
 Dies bunte Blatt, vom Herbsteshaub bereift?

München.

Senna Scheler.

Klänge.

Genossen hab' ich dich, du herrlich reiner Klang —
 durchbeißt noch wieder in Erinnerung mein Sein.
 Ach, schwebe — halt' dich über meinem Sehnen —
 so nah dich ahmend —

zieht dich mein Thun in meine Welt —
 bringt mir dann endlich Stillung meiner heißen Wünsche.
 Mein Kindheitstraum und meine Weihnachtsfreude!
 Klingt es nicht hell und hehr aus der Vergangenheit?
 Sprich doch zu mir — —
 laß' schwingen deine Laute,
 in weiter Ferne zittert's leise nach:
 „Erinnerung“ —
 o zarte, süße Knospe, laß' dich pflegen —
 an meinem Herzen ruhst du still und gut,
 und ewig halt' ich fest dich — bis die Nacht —
 mich selber führen wird zur Ewigkeit,
 und ich dich voll erblüht
 zu süßen ihres Throns entblätt're —
 ein jedes Blatt von dir auf diese Erde streue —,
 und wo es hinfällt wächst ein Rosenbaum
 mit Blüten duftend — voll und rein,
 doch seine Zweige neigen tief zur Erde,
 — sie trauern —
 weil Himmelthränen ihnen Leben gaben!

Hainhausen.

Hannah Schreiber, geb. De Grahe.

Mutter.

Um dein blütenjunges Leben
 hab' ich meines hin gegeben —
 Spiele, Knabe, spiele!

Lach' mit Augen ohne Fehle
 Mir zwei andre aus der Seele —
 Spiele, Knabe, spiele!

für den Kelch in deiner Hand
 Gieß ich meinen in den Sand —
 Spiele, Knabe, spiele!

Begräbnis.

Ist der alte Gott gestorben —
 Kommt und haltet Leichenschmaus!
 Alle alten Vorurteile
 Werft ihm in sein Totenhaus.
 Dionysos Evoë!

Ihm zu Häupten bettet Treue,
 Dankbarkeit zu süßen ihm —
 Auch die alte Jungfer Reue,
 Sie vor allen — opfert ihm.
 Dionysos Evoë!

Die Dämonen Gut und Böse
 Nagelt mit in seinen Sarg.
 Daß der Mensch die Welt erlöse,
 Kennt er zwei nur: Schwach und stark!
 Dionysos Evoë!

Berlin.

Thesla Storra.

Herbstahnen . . .

<p>Noch fällt kein welkes Blatt vom Baum, Viel rote Blumen blühen, Es liegt die Welt im Sommertraum Und läßt sich froh durchglühen.</p>	<p>Und doch! aus müder Rosen Duft Quillt es wie zitternd Ahnen, Und durch die weiche Abendluft Sucht leises Herbstesmahnen.</p>
---	---

Nun wieder grau der Nebel steigt . . .

<p>Nun wieder grau der Nebel steigt Und sich die Erde satt gesogen Am Sonnenschein, Kommt müden Schrittes durch den Hain Die Einsamkeit Mit ihren Raben her gezogen.</p>	<p>Ein Lied vom Sterben, seltsam bang, Webt durch der fahlen Blätter Ähzen — Das Lied der Zeit! Verfossen lauscht die Einsamkeit Dem wehen Sang, Und ihre schwarzen Vögel krächzen . . .</p>
--	--

Herbst.

<p>Der Wald liegt kahl, Kein Sonnenstrahl Huscht durch das Farrnkraut hin; Kein Vogel in den Zweigen singt, Kein Falter bunte Flügel schwingt — Der Wald hat müden Sinn.</p> <p>Lyön.</p>	<p>Die Nebelfrau Schleicht sorgengrau Hinaus in's kahle Feld, Sie weint, da nun der Sommer schwand, Und schleppt ihr thränenfeucht' Gewand Durch die verblühte Welt.</p> <p>Eina Vernaison.</p>
---	---



Singende Bilder.

Von Anna Schapire.

(Wien.)

Leben.

Es war eine Zeit, da öffnete ich alle Tempel meiner Seele und meine Altäre schmückte ich mit weissen Rosen.
In güld'ne Festgewänder hüllte ich meine Gedanken und meine Wünsche drängte ich an die offene Thür:
Auf dass sie das Leben empfangen sollten.
Und das Leben kam.

Meine Wünsche erlebichten vor seinen starren Blicken, aber meine schüchternen Begierden loderten auf zu gelblicher Flamme.

Und das Leben riss meine duftenden Rosen von den Altären und zerstörte die Cempel.

Die schlanken Säulen brachen und die bunte, gemalte Decke.

Schmerz erfasste mich und weinend stürzte ich zu Boden.

Doch eine gewaltige Kraft zwang mich empor.

Ich erhob mich und zum ersten Mal sah ich dem Leben in die Augen.

Und ich sah, dass sie schön sind. Und hoch über den Crümmern meiner Cräume brach neues Licht ein, glänzend und stark.

— Ich nehme und gebe, sprach das Leben, kämpfe mit mir und beug' dich vor mir, denn ich bin gross. —

Da fühlte ich einen demüthigen Stolz in meiner Seele und neigte das Knie:

— Ich liebe dich, Leben, und ich gebe mich dir.

So, wie man einst zu Gott gebetet hat, Leben, so bet' ich zu dir! —

Seele.

Vor mir das Meer.

Eine klagende Möve steigt meine Seele auf und schwingt sich empor über die blauende, schimmernde, grünliche Flut.

Und weit aus der Ferne schauen die traurigen Augen mich an, und ich sehe die blutigen Striemen unter den zerrissenen Schleiern.

— Bin ich schuldig, meine Seele, dass du von mir gehst? Was ziehst du hinaus in's Unendliche und lässtest mich allein, so bettelarm, so heimatleer, mich friert ohne dich, meine Seele. —

Doch schweigend weist sie mir die blutigen Striemen und den schmutzigen Saum ihrer weissen Gewänder:

— Weiss war ich, wie die Flamme, wenn sie am klarsten brennt, zart war ich, wie der Flaum von jungen Vögeln, hast du mich also gehütet? —

Und ich fühle:

Schuldig, schuldig, schuldig bin ich vor meiner Seele.

Regenschwere.

Über die schneeigen Berge senken sich schwarze Wolken, tiefer und tiefer.

Ein Gipfel nach dem anderen verschwindet, und die Luft wird schwül.

Schweigende Schwere.

Schauernd, in ahnendem Schrecken, neigen sich leise die Zweige; verirrte Vögel werfen sich ängstliche Lockrufe zu.

Regenschwere.

Surrend kommen vereinzelt Bienen, und in Demut beugen die kleinen Blumen die Köpfe.

Nun kommt ihr Schicksal.

Cod für die einen, blühendes Leben für die andern bringen die dunklen Wolken.

Wer weiss, wen's trifft!

Alle Thränen des Leids, die je geweint wurden, legen sich auf mein Herz, und ich neige mich tief unter der drückenden Last.

Gespräch.

Wir giengen still mit einander durch die dämmrige Nacht.

Wie ein weisses Schneeland lag meine Seele vor dir, und ich nahm dich an der Hand und zeigte dir all' meine Herrlichkeiten.

Aber als ich am Tage an unsere seltsamen Reden dachte, sah ich die Spuren deiner Schube in meinem Schneeland.

Sie waren schmutzig und feucht.

Und ich schämte mich mehr, als wenn du mich nackt gesehen hättest.

Blumen.

Wir liebten uns schon, aber wir sagten's uns nicht.

Hinter Alltagsworten lagen unsere scheuen Seelen, und nur manchmal regten sie leise die Flügel, ängstlich, wie junge Vögel, die nicht fliegen können.

Aber einmal kamst du und brachtest mir weisse Narzissen.

Ich liebteste die weissen Blätter, und schweigend legtest du eine rote Kaktusblüte dazu.

Ein gleissender Blutstropfen lag sie unter den gelblich-weissen Sternen, und langsam hob ich meine Mädchenhände und senkte tief meinen Kopf hinein.

Da fuhrst du mir leise mit den Fingern über das Haar.

Licht.

Stolz wie die Krone trag' ich mein Glück, und gülden ist in mir die Sonne. Ich hab' mich selbst.

Aus Nacht und Dunkel stieg ich empor, von zwingenden Zweifeln rang ich mich los.

Ich fand zum Licht.

Harmonisch glänzend liegt das All vor mir, die Sphären klingen, und das Chaos schwand.

Ich fand mich selbst, und ich begriff die Welt in mir.

Allerseelen.

Am Allerseelentage gieng ich durch die Strassen.

Hoch oben stand die Sonne und warf ihre kalten Strahlen auf Wien, und die Menschen giengen und fuhren mit Kränzen, und vor den Kirchen verkaufte man Wachslichter.

Ein Almosen warfen sie dem Code hin, und dann giengen sie weiter durch den grellen Sonnenschein.

Und ich hörte die Stimme des Codes:

— Verlass' mich nicht, Leben, denn ich kann nicht sein ohne dich. Vergessenheit bin ich und Stille, wenn du dich nicht erbarmst, denn ich lebe von deiner Gnade, Leben! . . .

Die Menschen kauften Blumen und Lichter, und dann giengen sie weiter in's Leben durch den kalten, grellen Sonnenschein.

Tod.

Einst im Traume kam der Cod zu mir.

Schweigend kam er, in langen Gewändern, und schaute mich an.

Ich erschrak, als er vor mir stand, denn man hatte mich gelehrt, den Cod zu fürchten, und man hatte mir gesagt, der Cod hasse das Leben.

Ich aber liebe das Leben.

Und zürnend sprach meine Seele zu ihm:

— Der du das Leben hassest und die Schönheit — gehe von mir, Cod!

Da schaute der Cod mich traurig an, und leise hörte ich ihn flüstern:

— Weisst du nicht, dass ich das Leben liebe und ihm folge, weil ich es liebe; aber zwischen Wunsch und Erfüllung sind Leichen, und Erfüllung ist Qual.

Und leise, wie er gekommen, gieng der Cod von mir.



Jelängerjelierer.

Von Anna Maria Biel.

(München.)

Sie gieng lächelnd hinter ihm und suchte mit Anstrengung ihre Schritte seinen weit ausholenden anzupassen, um die Abdrücke ihrer sehr schmalen, kleinen Füße recht eng neben seinen Fußtapfen in dem feuchten Strandsande zurück zu lassen. Immer nach einigen Schritten blickte sie sich liebevoll nach den gepaarten Fußtapfen um; bis eine der nächsten, weit auf den Strand rollenden Wellen sie verwißte.

Beide wohnten seit drei Tagen im Strandhôtel, und die Kur- und Babeliste stellte ihre Personalien fest: Dr. Alfred Herbart, Schriftsteller mit Schwester.

Diese Angabe so nahen Blutsbandes mußte jedem einigermaßen Beobachtenden, Nachdenklichen Befremden erregen.

Die Geschwister erschienen von so ganz verschiedener Art — man war versucht zu wäñnen, sie seien aus verschiedenen Stoffen gemacht.

Sie sah aus wie eine Nixe, den Fluten des Meeres, an dessen Strande sie weilten, entstiegen: schlank, hoch, überaus zart, weich in Formen und Bewegungen; weiß wie weiße Perlen, — und große Augen, graublau und tief wie die See.

Er war von ungemein kräftigem Körperbau, groß, mit mächtigem Kopf, intellektuellen bedeutenden Zügen und tief liegenden, harten, braunen Augen, aber kleinen Händen, — empfindsamen, feinfühligem.

Wie sie lange genug auf die Fußtapfen hin gelächelt hatte, lief sie ein paar Schritte vor, umfaßte ihn, sah ihn an, als wollte sie seinen Kuß, und sagte:

„Schah, Liebster, jetzt hattest du mich eben wieder ganz vergessen; holte plötzlich ein Meerungeheuer mich hier weg, du merktest es gar nicht!“

Er legte die Hand an ihre Stirn, bog ihren Kopf etwas zurück, sah in ihre Liebe strahlenden Augen und sagte langsam:

„Mein Herz, ich fühle, ob du mir nahe bist, ich höre trotz des Windes und der Wellen jeden deiner Schritte hinter mir, das leise, sanfte Rauschen deines weichen, weißen Kleides — ich höre es, wenn du stehen bleibst, um dich umzuschauen, und ich fühle, wenn du mir wieder näher kommst.“

Sie schmiegte sich an ihn, und schweigend gingen sie weiter bis zum Leuchtturm, hinter dem niedrige Kiefern und trockene Weiden sich durch die Dünen zogen bis hin zum nahen Walde. Hier war es warm, sonnig und still. Sie stand an ihn gelehnt und sagte:

„Ist meine Meeresheimat, meine Ostsee nicht wunderschön? Ich liebe sie ganz unsäglich; ich glaube, daß sie mich beschützt, sonst hätte ich gar nicht den Mut, trotz der Gefahr der Entdeckung, dir so ganz anzugehören. — Wird sie mich auch aufnehmen in ihren Schoß, der Raum für Alle hat, wenn unser Abschied kommt und wir darnach wieder an einander vorüber gehen müßten wie Fremde?“

Sie küßte ihn; dabei hatte sie etwas Sanftes, Schmerzvolles.

Sie setzten sich auf den Boden, der mit einer mageren Grasnarbe bedeckt war.

Da zog ein süßer Hauch zu ihnen hinüber aus dem warmen Gesträuch, ein schwüler Duft von sehnüchtigem, heißem Blühen.

Sie sprang auf:

„Hier giebt es Zelangerejelierer, den muß ich finden.“

Er sah ihr nach, ihrer ebenmäßigen Gestalt mit den ruhigen, weichen Bewegungen.

„Komm', schneide mir einige Blüten ab!“

Er gieng zu ihr und lächelte: „Was ist das für eine Blume?“

„Die kennst du nicht? Zelangerejelierer! Du bist doch ein rechter Stadtmensch — riech' nur, wie es duftet.“

Sie hielt ihm den Strauß an's Gesicht.

„Diese Blüten und ihr Duft haben so etwas Sehnsüchtiges, schmerz-
lich Verlangendes.“

Dabei tauchte sie immer wieder ihr rosiges Gesicht in die duftenden
Blumen.

„Zelängerjelierer? So, ja ein netter Name“, er lächelte belustigt.
„Aber gebrauche diesen Ausdruck nur nicht 'mal in München diesen Winter,
die Wenigsten würden ein Lächeln unterdrücken können.“

„Warum denn nicht?“

Er sah sie lange an, langsam zog er sie zu sich, küßte sie heiß und
sagte: „Zelängerjelierer“.

Verwirrt und heiß gieng sie mit zum Speisen in's Hôtel.

Danach begaben sie sich in ihre an einander liegenden Zimmer, um
jedes in dem feinen Mittagsruhe zu halten.

Während sie noch ihr festes Kleid mit einem losen, leichten Gewand
vertauschte und die Blumen in ein Wasserglas that, hörte sie in der tiefen
Mittagsstille, an die Thür geneigt, seine ruhigen Atemzüge, — sie lauschte;
sie wollte auch versuchen zu schlafen, — aber es gieng nicht.

Der Zelängerjelierer duftete so stark, von der Terrasse des Strand-
hôtels ertönte das Nachmittagskonzert der Wabelkapelle, weiche Klänge eines
süßlichen Liebes schmeichelten sich in ihre heiße Seele.

Sie stand wieder auf, zog alle Vorhänge der Balkonthüren zurück;
Sonne und Meer sandten den Glanz ihres leuchtenden Zueinandertauchens
in das stille Zimmer.

Ihre Augen glühten und strahlten; sie nahm die duftenden Blumen
aus dem Wasser, und leise, auf nackten Füßen, im durchsichtigen Rosa-
Gewand, stand sie lange an der Thür; ihr Atem gieng heiß und rasch,
— sie zitterte — — endlich öffnete sie leise.

Mit ihr flossen die goldenen und blauen Lichtfluten von Sonnen-
schein und Meeresstrahlen und die lockenden Töne der Geigen und Bläser
in's Zimmer.

Sie küßte den gebendeten Schläfer wach, streute die Blumen über
ihn aus; wie er sie zu sich nieder zog voll Blut und Kraft, flüsterte sie
berauscht:

„Zelängerjelierer.“

Die Melodien lockten wieder und wieder, mischten sich mit dem
Blumendufte, dem Meeresrauschen mit Sonnenglanz und wehenden Lüften;
sie alle tönnten und klangen, leuchteten und lachten in einander:

Zelängerjelierer.



„Nur für ehrbare Frauen!“

Skizze von Marie Jerschte-Dihm.

(Strahburg i. Elf.)

Es ist mein letztes Wort, Margarethe Hauser, — wir nehmen nur ehrbare Frauen auf, wie gesagt, nur ehrbare! Ich kann daran nichts ändern, selbst wenn ich es ausnahmsweise wollte.“

Das Thor des Asyls für „Unbemittelte Wächnerinnen“ fiel sanftmütig in das Schloß.

Margarethe Hauser stand auf der Straße.

„Was noch“, murmelte sie geistesabwesend für sich, „was jetzt?“ Auf ihrem schmerzdurchwitterten Gesicht lag die stumme Verzweiflung.

Ein forscher, junger Mensch huschte an ihr vorüber. Sekunden lang suchte es wie Schreck über das flotte, hübsche Gesicht.

Doch nein, sie hatte ihn nicht erkannt, noch nicht einmal gesehen.

„Gott Lob!“

Mit drei großen Schritten war er um die Straßenecke und läutete an der Asyl-Thorglocke.

Die Schwester Oberin kam ihm schon im Hausflur entgegen.

„Etwas Neues passiert?“ — frug er hastig.

„Nichts von Bedeutung, Herr Doktor! Oben ist alles in Ordnung. Nur — gerade eben war die Margarethe Hauser hier — Sie müssen ihr eigentlich begegnet sein —“

Er unterbrach sie ungeduldig.

„Wer, was?“

Die Oberin sah ihn erstaunt an.

„Na, erinnern Sie sich nicht mehr der kleinen Hauser, Herr Doktor, die uns vorigen Winter die Wirtschaftswäsche nähte?! Sie wollte bei uns aufgenommen werden. Das arme Ding sieht entsetzlich elend aus. Lang hat sie auch nicht mehr Zeit!“

Die durch ihren schweren Dienst sonst seelisch abgehärtete Pflegerin war heute feltfam weich gestimmt. Sie sah noch immer die großen, verzweifelten Mädchenaugen vor sich.

„Wenn Sie vielleicht, Herr Doktor,“ bat sie, „ein gutes Wort für das arme Geschöpf bei der Kommission einlegen wollten“ —

Doktor Kräuter unterbrach sie im höchsten Grade entrüstet. „Ich begreife Sie nicht, Schwester Oberin!“ sagte er heftig, „Sie wissen doch selbst sehr gut, daß wir nur, aber nur ehrbare Frauen aufnehmen können; der-

artiges Gesicht, das sich jedem Ersten Besten — hm — nun — ja — Ersten — Besten — an den Hals wirft —“

Er stotterte und fand nicht recht weiter.

Die Oberin lächelte gutmütig.

„Na, lassen Sie es nur gut sein, Herr Doktor — Sie sind noch sehr jung! Ich kenne nun doch schon unsere Statuten seit 20 Jahren, aber —“

Er zuckte ungeduldig die Achseln.

„Aber — aber — es giebt eben in diesem Falle einfach kein ‚aber‘ —! Verheiratet sein und Kindersegen ist ehrbar, und unverheiratet sein und Kindersegen ist und bleibt unehrbar!“

Er drehte sich kurz um und sprang die Treppe hinauf.

Oben blieb er stehen und trocknete sich die feuchte Stirn ab. Dann rief er erboßt der Oberschwester, die nachdenklich im Flur stehen geblieben war, herunter: „Ne, ne, meine Gute, ich lasse mir noch lange nicht durch Margarethens Sündenfall die Laune verderben!“

Donnerwetter, heiß war es ihm doch geworden!

Ein unberechenbares Dingelchen, die Margarethe mit ihrem mater dolorosa-Fräschen!

Er zwirbelte den langen, weichen Schnurrbart durch die schlanken Finger.

Ob sie im Stande wäre, in ihrer Verzweiflung die Geschichte an die große Glocke zu hängen?

Unter Umständen konnte es ihn die gut dotierte Stellung am Njhl für die „Ehrbaren“ kosten!

Einen eigenartigen Reiz hatte das Verhältnis mit dem jungen, unschuldigen Geschöpfchen gehabt.

So hatte ihn noch keine geliebt.

Da gab es keine Selbstsucht, geschweige denn Berechnung. Nur Liebe — heiße, leidenschaftliche, vorwurfsfreie Liebe.

Als dann das Unglück geschehen war — —

Der Lärm kreischender Weiberstimmen drang durch die Thüre, vor der er nachdenklich stand, und riß ihn aus der Vergangenheit zurück.

„Bande“, murmelte er, „ehrbare Bande! Na, 'rin in's Vergnügen!“

„Guten Morgen, Frauen!“

„Guten Morgen, Herr Doktor!“

Nach der kurzen Begrüßung wurde es still im weißen Krankensaal. Der junge Arzt gieng von einem Bett zum andern. Er war freundlich wie immer, aber sträflich zerstreut:

„Na, was macht denn der Junge, Frau Hanrik?“

Sie sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Ihr aufgedunsenes Gesicht verzog sich zu breitem Grinsen.

„Ich ham'n ja noch gar nit, Herr Doktor!“

Einstimmiges Gelächter belohnte den unfreiwilligen Wit. „Ruhe!“ schrie aber der junge Arzt; „Ihr habt natürlich den Kopf nicht voll Arbeit wie ich.“

Mürrisch und nervös gieng er dann nach diesem Zwischenfall von einer Patientin zur andern.

Alles war ihm heute nicht mehr recht.

Er rasonierte über die Dienst habende Pflegerin, die, anstatt ihm zu assistieren, wieder einmal versperte. Gestern noch hatte er sie selbst dazu aufgefordert. Heute allerdings hätte er sie notwendiger denn je gebraucht. Er war nicht bei der Sache. Verflucht auch, daß er zwischen allen den grobknochigen Weibern die grazilen Glieder der jungen Margarethe auftauchen sah!

Biegsam wie eine Gerte war einst der zarte Mädchenkörper.

Deutlicher wie in der ersten Zeit seiner stürmischen Liebe sah er heute in der Erinnerung daran das stille Gesichtchen vor sich, als er ihr mit Vernunftgründen die notwendig gewordene Trennung auseinander setzte. Warme Sonnenlichter drangen durch die Scheiben und spielten Versteck in dem weichen Haar, das wie braune Bronze schimmerte. Tief und tiefer neigte sich das schmale Köpfchen auf dem schlanken Nacken.

Abwehrend hob sie die Hand, als er sie noch einmal an sich ziehen wollte, und war schon gegangen, ehe er noch ein Wort sagen konnte. Es war ein wortloser Abschied für alle die goldenen Stunden, die sie ihm nach tapferer, langer Selbstwehr geschenkt hatte.

So selbstlos wie sie hatte ihn noch keine geliebt und noch keine hatte sich so rasch abschütteln lassen.

Ob sie es that, weil sie wußte, daß es ihn seine Anstellung am Asyl kosten konnte, wenn ruckbar wurde, daß er mit einer dort Angestellten ein Verhältnis unterhalten hatte? Ob wirklich ihre Liebe so groß und reich war? Oder ob ihr Stolz noch größer war wie ihre Liebe? Sie hatte ein scheues Seelchen, und die Verzweiflung mußte ihr schon fest im Herzen gefessen haben, daß sie heute den Schritt um Aufnahme gerade in's Asyl wagte.

Na, wie es sich auch verhielt, unangenehm war jedenfalls diese Chose. Er hatte auch keine Lust mehr, sich heute noch länger im Kranken- saal aufzuhalten. Ohne noch ein überflüssiges Wort zu reden, grüßte er nach beendeter Runde und gieng.

Kaum hatte er die Thüre hinter sich geschlossen, brach ein Heiden- spektakel bei den „Ehrbaren“ los.

Die Hanrik lehrte sich schwerfällig um und schlug mit den Fäusten vor Vergnügen auf das Federbett, daß es nur so krachte!

„Habt ihr gehört“, schrie sie, „was er gesagt hat? Er wollte wissen, was mein Junge macht! Als ob der schon 'was machen könnte, eh' er da is! Hat der Doktor a Ahnung! Hörst de, Mayern?“

Sie warf ihr Kopfkissen nach einer jungen Frau, die teilnahmslos da lag.

„Laß die Dummheiten, Hanrik!“ fuhr diese auf; „sie werden dir schon vergehen, wenn du wieder daheim bist bei deinem Alten im Kellerloch.“

„Ja, ja, Gott verdamm' mich!“ schrie die Hanrik erbost, „wenn er mich noch einmol anrühre därf, der Saufaus der, — wann's auch das einzige Vergnige is bei uns arme Leit! Welte, Meyern?“ Die aber gab keine Antwort.

„Jetzt guckt 'mal die Meyern an!“ rief ein rothaariges Frauenzimmer vom unteren Saalende her, „hab' dich nur nicht so eto-pö-teto! Erzähl' uns: wem sieht denn dein Balg ähnlich, he? Deinem Angetrauten vielleicht, wenn ma frage därf?“ Als die Andere immer noch schwieg, während ihr der Zorn das franke Gesicht rot färbte, stieg in der Rotblonden eine hämische Wut auf. Sie setzte sich in ihrem Bett aufrecht, stemmte die Ellenbogen und legte ihr brutales Kinn in die breiten Handflächen.

„Jetzt schlägt's dreizehn!“ höhnte sie. „Als ob man nicht wüßte, daß der Ruffot Heinz der Meyer'n ihr Kostgänger war. Und, wem der Balg ähnlich sieht — na, ich will nichts gesagt haben! Aber die Meyer'n, Kinder, die Meyer'n ist e doppelt Ehrbare, denn sie hat zwei Vaters zu ihrem Buben.“

Jetzt wurde es der Karlin Hanrik aber doch zu bunt. Alles, was recht war: die Meyer'n hatte ihr schon manchen Dienst in schwerer Zeit geleistet, und sie konnte Einem trotz Allem leid thun.

„Halt den Hand, du!“ rief sie der Wütenden zu. „Alle sein mer ehrbar, weil mer verheirat' sein. Verstanden! Überhaupt —“

„Überhaupt“ — fuhr der Karline ein ganz junges Ding in die Parade — „hat der Fuchs“ — sie lachte der Rothaarigen zu — „ganz Recht.“

„Hoppla, da wär'n mer ja“, ächzte sie, hockte sich halb aufrecht auf die Kniee und nickte mit dem lecken Kopf auf dem lang vorgestreckten Hals höchst amüsiert den Andern im Saale zu.

„Kuckt mich an!“ schrie sie hierauf im Jahrmarktsrufeton, „das größte Wunder der Neuzeit — das Mädchen von sechzehn Jahren mit der kirchlichen Trauung. Ja, meine Damens: ‚Muttern haben is nich schwer, Mutter sein jedoch viel mehr!‘“

„Pfui Deibel! Versündig' dich net“, rief die Karline und schüttelte sich trotz ihrer moralischen Anwandlung vor Lachen hin und her. Die Junge ließ sich's nicht anfechten.

„Kriegst die Krän'“, krächte sie fidel, „was heißt versünd'gen? Meint' denn, ich hätt' den Carle überhaupt g'heirat' — eins, zwei, drei, haste nich gesehn, — wenn sie mich auch so hier angenomme hätte? Ja, proste Mahlzeit! Überhaupt, jeh' paßt 'mal uff — jetzt giebt's en Theaterstück! Ich bin der Pastor und Ihr —“

Sie kam in ihrer Volkrede nicht weiter.

Die Oberin hatte leise die Thüre aufgemacht und kam mit der Dienst habenden Schwester Brigitte in den Krankensaal. „Ach bitte Euch dringend um Ruhe“, sagte sie bestimmt, „wir haben seit wenigen Minuten eine Tote im Haus.“ Augenblicklich zeigte sich der Ausdruck des Schreckens auf den Gesichtern der „Ehrbaren“.

Sie hatten Alle nicht gern eine Leiche im Aipl.

Ehe sie jedoch noch andere Fragen stellen konnten, waren die Pflegerinnen schon vorüber gegangen. „Sehen Sie, Schwester Brigitte“, sagte draußen auf dem Flure die Oberin ernst, „wenn es auf mich angekommen wäre, die Margarethe Hauser hätte ich gerne aufgenommen. Wenn der Doktor es nur gewollt hätte, so wäre die Sache durchzusehen gewesen bei der Kommission. Das arme Ding kam ein paar Minuten nach dem abschlägigen Bescheide noch einmal zurück und muß dann nach dem zweiten direkt, uns gegenüber, in den Rhein gelaufen sein. Sie war schon tot, als man sie heraus zog.“

„Da kommt Doktor Kräuter“, unterbrach Schwester Brigitte, „es ist gut, daß Sie gleich nach ihm geschickt haben.“

„Helfen kann er nun doch nicht mehr“, sagte die Oberin und gieng ihm entgegen.

Er war sehr bleich, und die Hand, die er der Schwester gab, zitterte.

„Führen Sie mich zu der Ertrunkenen“, bat er kurz. Die Oberschwester sah ihn mitleidig an.

„Ich glaube, Herr Doktor, Sie quälen sich mit Selbstvorwürfen — Gott weiß, ob wir die Margarethe hätten erhalten können, wenn wir sie aufgenommen hätten. Ja, es ist sogar noch eine Frage, ob es ihr Glück geworden wäre.“

Er gab aber keine Antwort und sah nur noch finsterner drein. Schwester Brigitte legte ihm tröstend die Hand auf den Arm.

„Überlassen Sie doch lieber die Selbstvorwürfe dem gewissenlosen Führer“, sagte sie fast mitleidig.

Er schüttelte ungeduldig die sanften Finger ab.

„Ich bitte, genug davon!“ — fuhr er auf. . . . „Hat man irgend etwas — einen schriftlichen Nachlaß bei der Leiche gefunden?“

Als man ihm seine Frage vernahm, atmete er tief auf.

Ohne auch nur ein Wort noch zusammen zu reden, giengen sie in den Saal, in dem die Ertrunkene aufgebahrt lag. Der Anstaltsgeistliche war schon anwesend und starrte mit einem harten Ausdruck in dem fest gefügten Gesicht auf die Verbliehene.

„Sie haben mich rufen lassen, Schwester Oberin“, sagte er, „ich weiß eigentlich nicht recht, wofür!“

Sie sah ihn betroffen an.

„Ja — Hochwürden — ich —“

„Ach was“, unterbrach er sie, laut und erbarmungslos — „so jung, so schön und schon so schlecht!“

Die einzelnen Worte fielen kurz und schneidend wie Peitschenhiebe.

Doktor Kräuter hob abwehrend die Hand.

„Nun sind Sie einmal da, Herr Pastor — ich bitte, was gedenken Sie zu thun?“

„Was ich zu thun gedenke?“ Er sah den jungen Arzt mißbilligend an. „Sie wissen doch, ich bin Seelenforger an dem Asyl für unbemittelte-ehrbare Wöchnerinnen!“ Seine Stimme schwoll an. „Was ich zu thun gedenke? Nun, die Selbstmörderin ohne jede Einsegnung verscharrten lassen!“



Ein Deutscher Schwestern-Verein.

Von Helene Bonfort.

(Hamburg.)

Fortgesetzt erhebt sich die Klage über Mangel an vorzüglichen Kräften im Kranken-
pflegeberuf und besonders in der Irrenpflege. Und fortgesetzt werden Erklärungen dafür gegeben, die, auch von hoch stehenden Fachgenossen ausgehend, doch vielfach nicht den Kern der Sache treffen, ja, die Grundlinien der Frage geradezu verwischen. Vielleicht stehen diese Persönlichkeiten dem Beruf der Krankenpflegerin zu nahe, um ihn ganz vorurteilsfrei zu beurteilen. — Wie der Bedarf durch die plötzliche Vermehrung der Krankenhäuser, den neuen Zug des Publikums zur Anstaltspflege und die noch vor 50 Jahren kaum nennenswerte, heute mit jedem Tage anwachsende Bedeutung der öffentlichen und privaten Irrenheilanstalten, sowie durch die Gemeindepflege, einen enormen Umfang angenommen hat, das ist allbekannt. Auf allen Arbeitsgebieten, welche durch die moderne Technik plötzlich so erweitert und umgestaltet worden sind, daß für eine Arbeitskraft zehn, ja hundert verlangt werden — und das ist für die Krankenpflege noch fast zu niedrig gegriffen —, da sind alsbald die Arbeitsbedingungen: Lohnhöhe, Zeitbeschränkung und soziales Ansehen, der Veränderung folgend, umgestaltet worden, und es hat sich nach geringen Schwankungen ein entsprechendes Angebot qualifizierter Arbeiter eingestellt. Anders auf dem Gebiete der Krankenpflege. Je mehr hier die Begriffe sich verfeinerten,

um so unhaltbarer wurde zunächst das Institut der Wärter. Wenn irgend ein Lebensberuf der Durchschnittsnatur der Männer widerspricht, so ist es der der Krankenpflege. Je weniger demgemäß Männer von normaler oder übernormaler Leistungsfähigkeit sich ihm zuwenden, um so mehr wurde er der Tummelplatz für minderwertige Persönlichkeiten, bis die Ärzte beim langsamen Aufblühen eines geschulten Pflegerinnenstandes fast einstimmig das männliche Wärterpersonal auf das Äußerste beschränkten. — Der kirchliche Ursprung der weiblichen Krankenpflege hat ihr einerseits einen absolut idealen Maßstab gegeben, dessen Macht sich auch in den Leistungen der besten weltlichen Pflege segensreich offenbart. Allein, er hat ihr andererseits zugleich indirekt geschadet, weil die öffentliche Meinung den irrigen Schluß noch bis zur Stunde fest hält, daß die ursprüngliche Grundlage dieses schweren Berufs ein für alle Mal die wahre und beste Stütze seiner ethischen Forderungen bleiben müsse. Mit der kirchlichen Grundlage in engem Zusammenhang stehend, sind freiwillige Armut, Keuschheit als Mittel zur Gottseligkeit, asketische Anwendung von Lebensfreude durch Natur und Kunst, vollends aber der Entschluß, einer Familiengründung zu entsagen, als Säulen der moralischen Kraft und Reinheit der Krankenpflegerin geschätzt worden. Sehr natürlich und selbstverständlich in Zeiten, da nach Goethe's Wort „die Idealität der Massen noch lediglich in der Religion lag“. Eine neue Zeit hat uns neue ethische Kraftquellen erschlossen, und besonders wir Frauen, die überhaupt erst spät zum sozialen Empfinden erwacht sind, haben nun naturgemäß mit der noch unverbrauchten Kraft unseres, unter eine neue Lebenssonne gestellten, seelischen Organismus die Gewalt neuer Sittlichkeitsmächte an uns erfahren. Sie gehören eben der Epoche an, welche uns die neuen Pflichten auferlegt und die neuen Möglichkeiten eröffnet hat. Diese Pflichten heißen: Ernähre dich selbst und warte nicht auf den Mann als Versorger. Sieh deine Liebe nicht nur dem engen Familienkreis; gieb sie unverfälscht und voll den Notleidenden, für die du eintreten kannst. Die Rechte: Ströme dein Können aus in Arbeit und laß' dich gelüsten nach des Mannes Vortrefflichkeit in Wissen und Leisten. Mache aus dir eine volle Persönlichkeit in heiterer Lebensfreude, in Liebe zu Natur und Kunst.

Was bedeutet diese neue Frau für die Krankenpflege? Wer heute als tief religiöser Mensch aus Herzensbedürfnis oder als Glücksfucher auf dem Gebiete der Liebe, dem nach fehl geschlagenen Hoffnungen nur noch Entsagung ein Glück scheint: wer aus diesen individualistischen Gründen den Pflegeberuf wählt, dem bieten die religiösen Gemeinschaften die feste Grundlage des Wirkens. Die Vortrefflichkeit der Leistung nach höchstem Maßstab ist damit aber nicht garantiert. Sie hängt von vielen Faktoren ab, welche zusammen treffen müssen, um diejenige Pflegerin hervor zu bringen, welche dem menschlichen und kirchlichen Ideal entspricht. Das aber liegt zu Tage: eine so große Zahl hoch qualifizierter Pflegerinnen, als wir bedürfen, ist aus diesen Kreisen allein nicht zu beschaffen.

Was will die Frau von heut zu Tage im Pflegeberuf? Ich meine nicht etwa die geistig oder seelisch außerordentlich begabte, sondern die im guten Sinne „Durchschnitts-Frau“, welche den Bedarf des Deutschen Reiches und seiner Kolonien nach Quantität und Qualität befriedigen kann. Sie will Erwerb. Sie will Arbeit im echten Sinne des Wortes, d. h. nutzbringende Thätigkeit. Sie will Sicherung ihrer Zukunft und Freiheit ihres innern wie äußern Lebens, so weit dieses nicht unter die Disziplin ihrer Berufsleistungen fällt. Sie will auch und bedarf gerade zur vollen Erfüllung dieses Berufes Anteil an des Lebens Freuden. Mögen andere Menschen, andere Zeiten aus anderen Quellen, aus der religiösen Ekstase und aus der besonderen Gottesnähe, die sie als ihren Vorzug empfanden, die Kraft und Freudigkeit für ihren Beruf geschöpft haben,

in unseren Tagen bedarf die Pflegerin, wie die Volksschullehrerin und wie die Mutter einer großen Kinderschar, der Berührung mit Natur und Kunst, um alle Möglichkeiten ihrer Persönlichkeit und ihres Arbeitsfeldes voll zu entwickeln.

Als ein glänzend gelungener Versuch in dieser Richtung steht die Organisation des Schwesternvereins der Hamburgischen Staatskrankenanstalten da, welche durch deren Oberin, Hedwig von Schlichting, in gradezu genialer Weise geschaffen und geleitet worden ist. Diese Schwesternschaft, die Oberin und die Hamburger Staatsanstalten sind kürzlich in Broschüren, in der Presse und in Gesetz gebenden Versammlungen mit schmählichen, unbewiesenen Behauptungen verunglimpft worden. Es ist kaum zu begreifen, selbst wenn man die hoch konservative Gesinnung unserer obersten Behörden kennt, daß diese nicht eine die Einzelheiten berührende Widerlegung veröffentlicht haben, statt des bei Gelegenheit der Weihnachtssfeier erhobenen allgemein gehaltenen „Protestes“ gegen jene unwarhen und schmutzigen Angriffe. Diese sind sämtlich auf eine einzige, höchst unlauiere Quelle zurück zu führen; dies ist zum ersten Mal von Männern klar und scharf öffentlich ausgesprochen worden durch die beiden bemerkenswerten Aufsätze über Schwesternpflege in den Hamburger Krankenanstalten in der Zeitschrift „Der Lotse“ vom 1. und 8. März 1902 (Nr. 22, 23).

An dieser Stelle soll gegen den Wust von zum Teil thörichten, zum Teil lägenhaften Anlagen nur ausgesprochen werden, daß

1. niemals Frauen in der Aufnahme-Station das Baden der Männer,
2. niemals Schwestern das Katheterisieren besorgt haben,
3. daß die Station geschlechtskranker Männer stets ausschließlich mit Wärtern besetzt war.

Wenn dem nicht so wäre, könnte man jüngeren Mädchen nicht mit gutem Gewissen raten, den Pflegerinnenberuf zu ergreifen, auch jetzt nicht; trotzdem Konferenzen der ersten Ärzte in Berlin und Hamburg sich nach gründlicher Beratung auf das Entschiedenste für Beibehaltung der Schwesternpflege im bisherigen Umfang, im Interesse der Kranken, bündig ausgesprochen haben.

Frau Oberin von Schlichting hat ihr Amt in Hamburg soeben nieder gelegt. Eine Frau, die so rückhaltlos, um nicht zu sagen: rücksichtslos, die Interessen der Schwesternschaft und die Gleichberechtigung der Frau innerhalb des großen Organismus verzweigter öffentlicher Krankenhäuser vertritt, muß sich in unserer, noch auf äußerliche Unterwerfung der Frau erzogenen Zeit Gegner nach oben wie nach unten machen, letzteres schon durch ihre hohen Ansprüche an die Leistungen der Schwestern. Sie muß dabei an den Punkt gelangen, wo selbst ihre Kampfmatur den Austritt aus ihrem Tätigkeitsfelde wählt.

Die Wirkung ihrer Leistung in Hamburg aber wird dabei nicht verfallen, sondern im Gegenteil sich sofort auf einen sehr erweiterten Kreis übertragen. Durch das Aufblühen der Hamburger Schwesternschaft und ihre, von allen Ärzten anerkannten, hervorragenden Leistungen ist es bewiesen, daß vortreffliche Arbeitsbedingungen vortreffliche Krankenpflegerinnen in täglich wachsender Zahl schaffen. Es ist bekannt, wie von Hamburger Schwestern das Mutterhospital in Konstantinopel und die unglaublich schwierige Pflege in Afrika versehen worden ist. Eine Organisatorin ersten Ranges, welche den weiten Blick und die Willenskraft der Generalstochter besitzt, hat die Grundlagen dazu geschaffen. Sie widmet sich jetzt der weiteren Aufgabe, einen „Deutschen Schwesternverein“ für ganz Deutschland zu errichten und ihm ähnliche Vorteile wie die der Hamburger Schwesternschaft geboten zu sichern. Diese Vorteile sind neben der Gestaltung der Pflege nach vernünftigen Grundfäden, welche die Kräfte der Pflegenden zu erhalten

geeignet sind, die Beschaffung von Erholungshäusern, wie Hamburg ein solches an der See erbaut hat, und die Sicherung ausreichender Alters- und Invaliditätsrente durch eine vom Verband zu leistende Versicherung bei der Gesellschaft „Deutscher Anker“. Die jährliche Rente wird für Schwestern, die beim Eintritt bis 30 Jahre alt sind, 800 M., für 31 bis 35 Jahre alte 600 M. betragen, die Invaliditätsrente 70 Prozent des versicherten Betrages bei teilweiser, den ganzen Betrag bei voller Erwerbsunfähigkeit. Diese Renten bleiben unter allen Umständen, selbst für den Fall des Ausscheidens aus dem Beruf, Eigentum der Schwester ohne irgend welche beschränkende Verpflichtung ihrerseits.

Den Mitgliedern sollen die verschiedensten Arbeitsfelder nachgewiesen werden, so daß sie nach Neigung und Befähigung in öffentlichen oder privaten Krankenhäusern, in der Privat- oder Gemeindepflege, in Stadt, Land oder Ausland thätig sein, eventuell auch bei dienstlichen oder sonstigen Unzuträglichkeiten einen Wechsel des Arbeitsfeldes erlangen können, immer ohne von den erworbenen Unterstützungsansprüchen etwas aufzugeben. In jedem Fall einer Besetzung von Krankenanstalten durch Mitglieder des „Deutschen Schwesternvereins“ wird der Verband durch Verträge die gegenseitigen Pflichten und Rechte feststellen.

Um ihm eine gesunde Entwicklung zu sichern, werden in diesen Verband nur solche Frauen aufgenommen, die durch Tüchtigkeit und Verlässlichkeit körperlich, intellektuell und moralisch dem Pflegeberuf durchaus gewachsen sind. Nicht nur bereits ausgebildete Schwestern, sondern auch junge Kräfte, welche unter erfahrener Leitung die beste Schulung erhalten werden, sind dabei zu verwenden. Gerade hierdurch wird es den Krankenanstalten und den Gemeinden ermöglicht, sich nach ihren Wünschen Personal heran zu bilden, das bei Aufhören ihres Bedarfs anderweitig eingestellt wird und also von ihnen bei etwaiger Invalidität oder im Alter nicht versorgt zu werden braucht.

Frau Oberin von Schlichting besitzt so langjährige Erfahrungen und ausgedehnte Beziehungen zu Krankenanstalten, Ärzten und Schwestern; ihre Absicht, die übermäßige Arbeitslast, die Notwendigkeit des gänzlichen Heraustretens der Schwestern aus dem bürgerlichen Leben und den Druck, unter welchem Pflegerinnen bisher meistens gelitten haben, zu beseitigen, ist so vernünftig und, wie die Thatfachen in Hamburg beweisen, so ausführbar, daß man dem Deutschen Schwesternverband eine große Zukunft versprechen darf. Ideale Zwecke mittels praktischer Einrichtungen erfüllt — das ist Inhalt und Sinn der modernen Organisation überall. Und ohne Organisation wird heute keine Berufs-kasse mehr gedeihen.

Also liegt es jetzt bei den Frauen, Beruf suchenden und beratenden, dieser Ver-anstaltung nahe zu treten. Sie sichern dadurch dem Einzelnen und dem Ganzen reichen Segen. Denn wenn zu irgend einer Arbeit die Frau alle Vorbedingungen in sich selbst trägt, so ist's zur Krankenpflege. Um hierin Vortreffliches zu leisten, bedarf sie nicht der Peitsche, der Not oder der Eitelkeit. Sondern nur sachmännlich vorzüglicher Schulung und der normalen Bedingungen für eine wirtschaftlich und sozial gesunde Lebenshaltung. Alle Anfragen sowie Meldungen zum Eintritt wären zu richten an Frau Oberin von Schlichting, Leiterin des „Deutschen Schwesternvereins“; Hamburg I, gr. Theaterstr. 24.





Wie Dichter sterben.

(Nachträgliches, aber noch immer „Aktuelles“, zum Fall Baumberg.)

Don Otto Werneck.

(Wien.)

Die Wiener Lokalkorrespondenz brachte im April die trockene Meldung von dem Selbstmorde einer Wiener Dichterin. Der Spezialschmod, der den Bericht für sein Blatt einzurichten hat, gab seine gefühlvolle Garnierung dazu, die Schriftstellervereine schlangen sich zu einem Kranze „der unvergeßlichen Kollegin“ auf — der ober jener noch zu einer leichenschänderischen Grabrede, und das Leben hastete weiter, neue Existenzen empor tragend, andere zermalmend. Ist es der Mühe wert, auch nur eine Sekunde lang nachdenkend bei dem so alltäglichen Falle zu verweilen? Drückende Notlage — es vergeht wohl kaum ein Tag, an welchem nicht irgend jemand an irgend einem Punkte der zivilisierten Welt von drückender Notlage in den Tod getrieben wird! Unsere an sozialen Ungeheuerlichkeiten nicht allzu arme Zeit hat uns gelehrt, gegen derlei gleichgiltig zu werden.

Indes — und hier giebt es ein Rätsel — man verbindet mit dem Begriff eines Bühnenautors gemeinlich die Vorstellung eines gewissen Wohlstandes, oft Reichthumes. Wie konnte es sich ereignen, daß eine Schriftstellerin, die auf verschiedenen Bühnen wiederholt aufgeführt wurde, „wegen drückender Notlage“ zur Waffe greifen mußte? Die Antwort auf diese Frage ist die denkbar einfachste und furchtbarste. Furchtbar in ihrer grausamen Einfachheit! Da war eine Frau, die ein nicht zu umfangreiches, aber immerhin schönes, ursprüngliches Talent mitbrachte und ein redliches Suchen der Kunst ihrer Forderungen. Genügt das nicht, um sich des Erfolges zu versichern? Die naive Bauerntochter dachte so und mochte bereits hoffnungsfreudig an ein Ende ihrer präferen Lage glauben . . . wenn nur erst . . . das erste Stück! . . . Nun, sie ist die Einzige nicht, die sich in diesem Punkte so gründlich verrechnet hat. Der Lokalbericht verzeichnet nur die Mühen, die verzweiflungsvoll den Kampf aufgeben — um die Zahllosen, die der aussichtslose Kampf langsam und sensationslos zerreibt, kümmert sich kein Reporter, kein nachrichtengieriger Notizenschreiber.

Drückende Notlage! Die Wiener Journalistik ward bei diesem Anlaß nicht müde, dies Wort in allen möglichen Tonarten und mit allen möglichen Verbrämungen zu wiederholen. Es klingt fast wie eine Präventivmaßregel gegen eine drohende Anklage — auf tückischen Muehelnord. Denn ein Mord, ein gemeiner Muehelnord ist es, der hier an einer begabten Frau von einer feilen Presse und ihren um das Monopol ihrer einträglichen Sinekluren zitternden Redakteure begangen wurde. Und wie der Schuldbewußte, vor dem Richter stehend, sich am ehesten dann verrät, wenn er in seiner Verteidigung einen besonders schlaun Winkelzug vollführt zu haben glaubt, so klang es auch aus den Tartuffischen Lamentationen der nicht nur schulldigen, sondern zum Glück ihrer denkenden Leser auch reichlich bornierten Presse wie ein heimliches Bekenntnis ihrer Schuld. „Frau

Baumberg", erzählten nämlich die Berichte, „hatte von jeher einen harten Existenzkampf". Wer nun das Wirken der fleißigen Schriftstellerin verfolgte, konnte es, und kann es noch heute nicht begreiflich finden, daß eine Frau, die im Laufe eines Jahres mehrere Stücke an verschiedenen Theatern aufführte, mit Existenzsorgen zu kämpfen hatte. Ist doch oft ein einziger Bühnenerfolg in der Lage, einen Autor für sein ganzes Leben aller Sorgen zu entheben. Freilich, der starke Erfolg ist Glücksache und nicht jedem beschieden. Frau Baumberg, berichteten die Zeitungen weiter, gehörte eben nicht zu den vom Erfolge Begünstigten. Und hier nun drängt sich dem aufmerksamen Beschauer seiner Zeit und ihrer sozialen Kundgebungen die Frage auf: Welches sind denn die Umstände, von welchen dieser Erfolg abhängt? welches die maßgebenden Einflüsse, die das Schicksal des Bühnenauctors und seiner Stücke bestimmen?

Es mag noch da und dort Raiwlinge geben, die den künstlerischen Wert eines Stückes und seine Wirkung auf das Publikum für wichtige Faktoren halten. Auch Frau Baumberg gehörte zu jenen — vermutlich bis zu ihrem Tode. Es ist hier nicht der Ort, das Wesen und die litterarische Bedeutung der gemordeten Dichterin kritisch zu beleuchten. Sie gab ihr Bestes und Lieblichstes. Und sie gieng zu Grunde, wie alle Jene, die das Theaterglück suchen und dabei von der Theaterklique — nichts wissen wollen. Diese Klique, die in Wien — die Verhältnisse der reichsdeutschen Kunstzentren sind mir nicht bekannt — ihr lichtscheues Handwerk treibt, diese freimaurerische Verbrüderung der Herrmann Bahr, Buchbinder, Landesberg zc. zc. hatten lange genug zusehen, wie die Direktoren Stücke einer Frau aufführten, die nicht zu ihnen gehörte. Sie, die als Wiener Kritiker einen unbegrenzten Despotismus über alle Theater ausübten, um nach der Premiere im Kunstteil ihres Blattes den Geschmack und die freie Meinung des Publikums zu beherrschen, hatten lange genug mit verbissenem Grimme gebudelt, daß eine Fremde die kümmerlichen Abfälle aus der von privilegierten Geschäftsinteressenten sonst gepacketen Lantdiementkrippe auflesen durfte. Sie konnten die Premiere nicht verhindern; aber sie hatten die Macht, den Erfolg zu unterbinden und wenigstens Wiederholungen der Aufführung unmöglich zu machen. Mußten sie, die den Direktoren ihren Willen aufzwangen, indem sie ihnen die Wahl zwischen gutwilliger Aufführung ihrer Stücke, oder dem finanziellen Ruin des Theaters stellten, eines Tages beschämt erkennen, daß ihre angemagte Diktatur und Brunnen vergiftende Wirksamkeit dort ein Ende habe, wo es sich darum handelt, dem Direktor die Annahme eines Stückes von fremdem Autor zu verbieten — das Überhandnehmen und die Ausbreitung eines solchen, nach Wiener Kritikerbegriffen „unlauteren Wettbewerbes" mußte um jeden Preis verhütet werden.

Es sind unsäglich verrottete Zustände, die der Doppelberuf des Kritikers und des Theaterdichters, in einer Hand vereinigt, für das Kunstleben einer Stadt zeitigen muß! Verrottete Zustände, die das Hand-in-Hand-Arbeiten der „Logenbrüder" kompliziert. Direktoren und Publikum sind dagegen in gleicher Weise machtlos. Haben die ersteren den Kritikerrevolver eines etwa abgewiesenen Postendichters zu fürchten, das letztere hält mit seinen Eunyziationen des Efels und der Empörung über die schamlose, zum Himmel schreiende Meinungsäufschung der Zeitungen nicht Stand, und beide müssen sich zu dem gleichen Bekenntnisse bequemen: daß es noch immer eher angehe, Buchbinders „Reden Schnabel" oder Wahrs „Apostel" eine ganze Saison hindurch zu spielen, als eine zweite oder gar dritte Aufführung von Tolstoi's „Nacht der Finsternis" auch nur in Erwägung zu ziehen.

In so gestaltete Verhältnisse kam Frau Baumberg, ausgestattet mit einem eisernen Fleiße — wie ihn eben nur der Hunger hervor bringen kann, und mit einem — es

liegt mir ganz fern, ihre Begabung zu überschätzen — immerhin sehr beachtenswerten Vermögen, wirkliches Leben ernsthaft zu schauen und künstlerisch zu gestalten. Und sie suchte den Erfolg — das Theaterglück, jenes Glück, welches bei uns längst nicht mehr ein Spiel des Zufalles ist, sondern mit unponierender Zuverlässigkeit von kleinen, weißen Zirkularen, an die Logenbrüder und deren Anhang verteilt, „dirigiert“ wird: „Am Samstag: Premiere ‚Der Apostel‘. Bruder N. N. wünscht einen starken Erfolg.“ Frau Baumberg legte drei Tage nach ihrer letzten „Première“ im „Deutschen Volkstheater“ Hand an sich. Sie gehörte keiner „Loge“ an und besaß keine solchen eifrigen „Brüder“, die in ihren Blättern gerne die auf die blödsinnigste Leichtgläubigkeit des Lesers bauenden Nachrichten brachten von märchenhaften Erfolgen, die in Berlin, München oder sonstwo zu verzeichnen gewesen wären. Dieser Frau, deren vornehme, redliche Art sie von vorne herein aus der Klique der Tantiömenwucherer ausschloß, stand kein Notizenschreiber, kein Theater- und Kunstredakteur zur Seite, und es wußte sogar die „Neue Freie Presse“ mit zynischer Offenheit zu melden, daß der Kartenverkauf „für die Premiere schon weit weniger ergab, als dies bei Premidren zu sein pflegt“ . . . für welche nämlich die „Brüder“ jene Stimmung gemacht haben; auf weitere Aufführungen mußte die Direktion „im Einvernehmen mit der Dichterin“ verzichten . . . insofern der Telegraph, der so oft und oft schon von den sensationellen Erfolgen des „Spak“ von Bernhard Buchbinder, oder des „Süßen Rädel“ von Landesberg aus allen Städten zu berichten wußte, gerade bei Frau Baumberg den Dienst versagte. Diese Telegraphenleitung aber blieb hartnäckig gestört — die müde Frau gab den Kampf auf. „Sie ist nicht die Einzige, die vergeblich gegen den Mißerfolg anzukämpfen suchte“, meinte Herrmann Bahr abschließend einen Tag später im „Neuen Wiener Tageblatt“ — ganz gewiß nicht. Aber es klingt fast schon wie das bekannte: „Sie ist die Erste nicht!“ — aus Mephisto's Munde.

*

Nachwort der „Schriftleitung“. Auch Karl Kraus (in der „Fackel“) schrieb alsbald nach jenem traurigen Ereignis: „Eine begabte Frau, das erste außerhalb der Klique gewachsene dramatische Talent, hat sich aus der Welt fort gemacht, weil drei Einakter nach der zweiten Aufführung vom Repertoire des Deutschen Volkstheaters abgelegt wurden. Diese zweite Aufführung trug laut Aussage des Herrn Bukovics 2200 Kronen und hätte mehr getragen, wenn der Frühlingssonntag nicht die Parketbesucher, und die Zuweisung des Reinertrags an die ‚Deutsch-österreichische Schriftstellergenossenschaft‘ nicht die Logenbrüder vom Hause fern gehalten hätte. Stücke des Herrn Bahr haben, wie in einem Schwurgerichtsprozeß dargethan wurde, durchschnittlich weit weniger getragen. Dennoch hat man nichts von einer Absehung, nichts von einem Selbstmorde des Herrn Bahr vernommen. Im Gegenteil! Die Sonntagsgunst der Direktion lächelte auch den bei der Premiere verhöhten Nachwerken, und durch eifriges ‚Pouffieren‘ gelang es, den Tantiömenack einflußreicher Kritiker zu füllen. Herr Bukovics lege öffentlich Rechnung über die zweite Einnahme des Buchbinder'schen ‚Spak‘, und für den Fall, daß sie günstig war, bekenne er, ob er diese Spottgeburt von Dred und Talentlosigkeit wie eine wertvolle litterarische Arbeit zu mißhandeln gewagt hätte, wenn das Erträgnis nicht größer als 2200 Kronen gewesen wäre! Der Revolver, der so oft an der Schwelle der Volkstheaterkanzlei los gieng, hat nie den Autor getödet . . . Frage an das Schicksal: Hätte sich jene Frau auch dann erschießen müssen, wenn sie nicht ein Fünkchen Talent und die Verbindungen besessen hätte, die das materielle Gelingen etwa durch die Parole sichern: ‚Schwester Baumberg wünscht einen großen Erfolg?‘“ — Wir zitieren

das zur Bekräftigung obiger Schärfen, wie auch zu unserer eigenen Rechtfertigung, warum wir diesen hier Raum gewährt haben; betonen aber, zur Vermeidung von Mißverständnissen, hiermit noch ausdrücklich, daß unsern Herrn Mitarbeiters Manuskript schon vor Erscheinen der betreffenden „Fackel“-Nummer uns zugegangen war.

Unsere hohen Regierungen und die Frauenfrage. — Die jüngste programmatische Erklärung des Kultusministers Dr. Studt über die Stellung der preussischen Regierung zu der staatlichen Bildung des weiblichen Geschlechts wäre — nach den „M. N. N.“ — ein markantes Zeugnis dafür, daß Preußen auf diesem wichtigen Gebiet nach wie vor in der hinteren Reihe der Kulturstaaten marschieren will. Nach wie vor lehnt nämlich besagte preussische Regierung in Bezug auf die Förderung der Frauenbildung jeden energischen Fortschritt ab und begnügt sich damit, Jahr um Jahr auf ihrem alten Standpunkt zu verharren und ängstlich die Versuche und Fortschritte zu beobachten, die in anderen Staaten auf diesem Felde gemacht werden. Weder mit der Ausnahme von Mädchen in höhere Knabenschulen, noch auch mit der völlig gemeinsamen Schulbildung beider Geschlechter, womit man nicht nur in Skandinavien und Amerika, sondern auch schon in Deutschland gute Erfahrungen gemacht hat, will die preussische Regierung auch nur einen Versuch wagen. Trotz des immer mehr sich ausbreitenden Strebens des weiblichen Geschlechts nach besserer Schulbildung lehnt die Regierung des größten deutschen Staates es rundweg ab, sich an solchen „Experimenten“ zu beteiligen. Aber noch mehr: selbst die Errichtung von Mädchen-gymnasien, die sich gewiß nicht mehr als Experiment bezeichnen läßt, stellt die preussische Regierung ausdrücklich nicht in Aussicht. Und ebenso ablehnend wie einer gründlichen Reform und Vertiefung der weiblichen Schulbildung steht die preussische Regierung nach wie vor dem Universitätsstudium der Frauen gegenüber. Noch

immer gestattet sie den Frauen nur ein „gastweises“ Besuchen der Vorlesungen, keine Immatrikulation, und überläßt die Entschliebung über die Zulassung der Frauen zu den Vorlesungen vollkommen den einzelnen Dozenten. Noch immer findet sich die preussische Regierung also mit dem Widerspruch ab, die Frauen zwar zu jedem Universitätsexamen zuzulassen, ihnen jedoch während des Studiums die Gleichstellung mit dem männlichen Geschlechte zu versagen . . . und ganz ähnlich auch der kgl. bayrische Resort-Minister! Doch wer weiß, — unsere Staatsleistungen bergen am Ende in den tiefsten Tiefen ihres verschwiegenen Busens weit mehr von Friedrich Niebich's Anschauungen, als man für gewöhnlich anzunehmen berechtigt ist und ihre Staatsanwälte oder Polizeiräte dies je „Wort haben“ wollen. In der That, es ist die allerhöchste Zeit, daß Graf von Bülow sein dem Frä. Dr. Anita Augspurg und deren offiziellen Begleiterinnen so „verbindlich“ gegebenes Versprechen in Sachen „Frauenstimmrecht“ endlich einlöst.

Die Frau als kgl. Bibliothekar — eine kleine „Plauderei aus der Schule“. Edelster Wettbewerb des weiblichen Geschlechtes mit dem männlichen auf dem Gebiete des Geistes und des Wissens hat unsere volle Hochachtung — „unlauterer Wettbewerb“ hingegen muß mit allen Mitteln ganz energisch bekämpft werden und „Salanterie“ erscheint auf diesem Gebiete völlig ausgeschlossen. Vor uns liegen nicht weniger als drei Porträts-Richt's („Über Land und Meer“, dem „Univerſum“ und der „Wiener Mode“ entnommen) und eine ganze Reihe von mehr oder minder gleich lautenden Zeitungs-Ausschnitten. Sie alle behandeln — wie

auf Kommando zu einer und der selben Zeit — mit viel Ruhmens und gewaltig sensationellem Brimborium den Münchner Fall Dr. phil. Barbara Klara Kenz; ja, einige dieser Stimmen behaupten sogar dreist, daß die Genannte „als Volontärin an der bayrischen Kgl. Hof- und Staatsbibliothek soeben an gestellt“ (!) worden sei. Wer die Verhältnisse an besagter Bibliothek nur einigermaßen kennt — und wer unseren Artikel „Musikwissenschaft im Advancement?“ im II. Mai-Feste des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift aufmerksam gelesen, der wird uns zugeben müssen, daß wir diese Verhältnisse aus dem FK kennen — wird sich sofort darüber klar sein, daß es hier höchstens heißen dürfte: „wurde als Volontärin eingestellt“, und ein Solcher wird alsdann diese systematisch-aufdringliche „Reklame“ von vorneherein als direkt geschmacklos empfinden. Noch weit mehr aber wird er es befremdlich finden müssen, wenn jetzt bei einer Dame auf einmal glatt angehen soll, was vor etwa 1½ Jahren einem männlichen Bewerber gegenüber dem selben Bibliotheksdirektor absolut unmöglich gewesen sein wollte. Damals wurden nämlich zur Ablehnung eines solchen ganz die nämlichen Argumente: das vorgeschrittene Alter, das auswärtige Doktorat, die bisherige Betätigung im Journalismus, die große Anzahl der bereits auf Anstellung wartenden Vormänner an Assistenten und Praktikanten der Bibliothek, mit Erfolg geltend gemacht, welche auch jetzt wieder auf das Fräulein Dr. wortgetreu Anwendung finden — würden, wenn deren Kandidatur sich eben nicht höchster Protektion einer kgl. bayrischen Prinzessin beim (sonst nicht eben frauenfreundlichen) Kultusminister des Landes zu erfreuen gehabt hätte. Damals, bei dem von uns sehr genau erforschten männlichen Falle, galt als letztes, durchschlagendes Argument auch noch: der Direktor der Kgl. Bibliothek würde dem Ministerium die Kabinettsfrage stellen und aus dem Staatsdienste sicherlich abgehen.

Warum also wohl thut er das diesmal noch nicht? Zeit wäre es ja längst dazu! Geh. Rat Dr. und Ritter von Laubmann denkt und fühlt doch sonst nicht so „modern“, daß er zu Gunsten der Frauenbewegung seine Gesinnung auf einmal radikal geändert haben könnte.

„Kultur“ des Fußes. — Angesichts der zahlreich beobachteten Fuß-Deformationen, die — dem Tageslichte leider entzogen — das moderne Schuhwerk unserer wohlbl. Fußkünstler-(nicht „Orthopeden“-) Kunst an ihren I. Mitmenschen unaussprechlich verbricht. — Angesichts dieser Thatfache schreibt Paul Schulze-Kaumburg in seinem Aufsehen erregenden Buche von der „Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung“ (Leipzig, bei E. Diederichs) überaus beherzigenswert — und wir unsererseits würden wohl noch ungleich heftiger hier eifern, wenn wir darüber etwas zu sagen hätten: „Was not thut, sind nicht Kenntnisse, sondern der Wille zum gesunden und schönen Leib. Der wahrhaft ethische Mensch verkrüppelt sich selbst nicht. Er erwirbt sich das Gefühl für die richtige Form seines Körpers bei der Pflege, die er ihm angebeihen läßt, und er beachtet es sofort, wenn an einem Teile seines Körpers eine Mißhandlung vor sich gehen soll. Welcher angestregten Arbeit von Jahren bedarf es, ehe die falsche Fußbekleidung die Knochen umgeformt hat, und wie viel Rotschreie und Warnungssignale läßt vorher die Natur ergehen! Wie viel Brennen der Haut, gerötete Stellen, Verhärtungen der Haut und schließlich ganze Hornhautbildungen, wie viel Zerfasern der Haut zwischen den Zehen, wie viel Verkrümmen und Einwachsen der Nägel muß der Mensch gleichgiltig über sich haben ergehen lassen, ehe die organisch gewordene Veränderung eintritt, wie wir sie (Gott, dem Schöpfer alles Schönen, sei's geklagt! — D. Schr.) als Typus des modernen lebenden Fußes kennen! Man mache sich doch nur einmal klar, daß

Hautverhärtungen nichts Anderes als Schuttmittel der Natur gegen Vergewaltigung sind. Sie will eben die darunter liegenden Teile durch eine stärkere Schutzdecke vor den Angriffen von außen schützen. Und doch ist es heut so weit gekommen, daß die indolente und denkfaule Menschheit Hühneraugen gleichsam als einen notwendigen Körperteil am Fuße betrachtet und an die Möglichkeit eines Fußes ohne solche gar nicht mehr glauben will. . . . — Wir wissen doch, welchen sprechenden Ausdruck Hände haben können. Wie empfindlich ist der feiner kultivierte gegen eine häßliche Hand geworden! Viele Leute sind durch die Erfahrung, daß ihre eigenen Füße und die anderen, die sie sonst noch sehen, durch Entstellung in der That erstaunlich häßlich sind, zu der Meinung gelangt, der menschliche Fuß sei überhaupt etwas sehr Häßliches und von der Natur so gewollt. Sie wissen nicht, daß der frei entwickelte und gepflegte Fuß genau die selbe edle Formensprache reden kann wie die Hand. . . . Die falsche Schuhform würde von dem Moment an von selbst aufhören, von dem an man eine genaue Vorstellung von der überwältigenden Schönheit erhielte, die ein gesunder Fuß haben kann. Sofort würde das Bestreben eintreten, auch in der Um- schreibung, der Bekleidung, zu ver- raten, daß man einen wohl geformten Fuß besitze. Ist nicht die in unserer jetzigen Schuhform ausgedrückte Vorstellung von der Schönheit des Fußes entsetzlich arm- selig und gering, indem sie sich darauf beschränkt, anzudeuten, daß man einen kleinen Fuß besitzt? Und selbst dieses Letzte ist nichts als eine neue Dummheit. Denn nirgends in der Welt der Schönheit kommt es auf absolute Größen an, sondern nur auf Proportionen. Ein zu kleiner Fuß ist genau so unschön wie ein zu großer Fuß. Wünschen wir uns doch auch nicht eine möglichst kleine Nase, sondern harmonisches Größenverhältnis aller Teile. — In Wahr-

heit ein verkrüppelter Fuß am sonst gerade gewachsenen Menschen, dem freien Gottes- geschöpfe höchster Natursteigerung, sowie erst recht seine gedankenlose oder verlogene Verbergung durch einen möglichst „ele- ganten“ Schuh, sie sind etwas direkt Un- sittliches! Die Propaganda dieses Leben fördernden, Kultur bildenden Gedankens, — das wäre schon eher einmal ein Thema für „Goethe-Bünde“ u. dgl. Wie sprach doch gleich Zarathustra? „Sich seiner Kleider (wörtlich genommen, wie auch im Sinne von „Moralverkleidung“) schämen“ — selbst des Schnürleibs!

Ein Vorkämpfer der Män- nerfrage. Wir lesen in der „Christl. Welt“ — bezeichnet R — folgende Zeiten: Neulich fiel mir eine Zeitschrift in die Hand — eine der vielen neuen, die wie Pilze in die Höhe schießen; zur Beruhigung kann ich hinzu fügen, daß sie bereits wieder eingegangen ist. „Der Literat. Zeit- schrift für moderne Kunst und Litteratur.“ Ein stolzer Titel. Dazu auf dem Titel- blatt die Losung: „Ideale Tendenzen werden in durchaus radikaler Weise verfolgt.“ Nach einem entsprechend viel versprechenden Vorwort der erste Aufsatz: „Goethe als Erzieher“. Läßt sich schon hören. Dann als zweites Stück: „Der physiologische Schwachsinn des Weibes“. . . . Er unter- scheidet zunächst diejenigen „Weiber“, die sich um die Frauensache nicht kümmern. Sie „leben in einer Weise dahin, die man nur billigen kann“. „Wenn die Mädchen aus der Schule entlassen sind, so befaßten sie sich mit der einen oder andern Arbeit, lassen sich, wenn die betreffenden Jahre gekommen sind, heiraten und verbringen, je nach der Qualität der Gatten, in mehr oder weniger glücklicher Ehe ihr Leben.“ Mit ihnen ist der Verfasser offenbar leidlich zufrieden. Aber die Andern! „Stuben reinigen, Kleider waschen, Essen kochen war ihr Metier nicht — also mußten sie auf etwas Anderes verfallen.“ Rämlich auf Kunst, Wissenschaft, Emanzipation. „Ob-

mohl nennenswerte Erfolge bislang noch nicht erzielt worden sind (?), will das Weib seine Position nicht wieder aufgeben. Im Gegenteile, sie stützen auch heute noch: Wir können das auch, was ihr Männer könnt, infolge dessen wollen wir es auch. Es ist abfchulich, uns eine untergeordnete Stellung anzuweisen. Gleichberechtigung des Geschlechtes muß auf jeden Fall eintreten — von Pflichten ist bekanntlich nie die Rede.“ — Vom Verfasser ist nur das Wort Pflichten gesperrt, ich hob den ganzen Satz hervor. Er richtet all' das Vorherige für den, der das noch nötig hat, denn die Frauenbewegung, für die wir uns interessieren, ist voll von dem Gedanken, daß es ohne Erweiterung des Pflichtentzirkels und ohne Wachstum in der ernstesten Auffassung der Pflicht keine Vermehrung der Rechte giebt. Aber um deswillen berichte ich nicht von dem Artikel, und die gleiche Bemerkung hätte ich auch an andere „Antifeministinnen“ adressieren können. Die Pointe dieser Zeilen kommt nun erst. Ich hatte vor einigen Tagen Gelegenheit, den Geburtschein des Schriftstellers einzusehen, der diesen Artikel geschrieben hat und als Herausgeber der Zeitschrift zeichnete. Ich war doch erstaunt, zu erfahren, daß dieser, als er den Artikel schrieb, das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hatte. Auch stellte sich heraus, daß er eine höhere Schule nicht besucht hatte, und daß er von der großen, zur Sache vorhandenen Literatur wenig Ahnung besaß. Nachdem ich ihm darüber meine Meinung gesagt, schien es mir von öffentlichem Interesse, an diesem Beispiele zu zeigen, wie viel Ursache vorhanden ist, auch auf der Männerseite das Maß der Gründlichkeit und Ernsthaftigkeit ganz anders anzulegen, als vielfach selbst von sonst Wohlmeinenden in dieser Sache geschieht.

Lesefrüchte mit Handglossen — gemischte Gefühle in Stof- fseufzern.

Sollte man es wohl für möglich halten, daß in der deutschen Bühnengenossenschaft erst jetzt, anlässlich der letzten Delegierten-Versammlung, die Auffassung sich Bahn gebrochen hat, auch den weiblichen Mitgliedern müsse fortan aktives und passives Wahlrecht eingeräumt werden; und daß dieser Beschluß selbst heute noch es zu der „Modifikation“ nur brachte, das passive Wahlrecht lediglich innerhalb der Lokalverbände zu gewähren, nicht aber auch auf die Delegierten-Tage auszudehnen? Als ob nicht gerade im Bühnensache und beim Theaterwesen die Frau, durchaus ebenbürtig, längst „ihren Mann zu stellen“ wüßte! Und was dann wohl, wenn erst einmal in den „Lokalverbänden“ die Ausschüsse aus lauter Damen bestehen — woraus soll sich alsdann der ganze „Delegierten-Tag“ konstituieren?

Eine wohl einzig dastehende Ständes- und Rangeshöhung meldete der in Freiwaldau erscheinende „Mährisch-schlesische Volksfreund“. Dieses Blatt ist Eigentum der Frau Betty Tige, die dort nachstehende, mit ihrem vollen Namen gezeichnete Notiz veröffentlicht: „Ehrlung. Um Irrungen, wie sie bereits vorgekommen sind, vorzubeugen, erlaube ich mir zur öffentlichen Kenntnis zu bringen, daß ich mein Dienstinädchen Bertha Barnert am heiligen Abend des Jahres 1901 wegen ihrer Treue in meinem Hause, wegen ihrer opfermutigen Pflege während meiner schweren Erkrankung und um ihrer Verdienste gegenüber meinem Hausstande zur Stütze der Hausfrau erhoben habe und sich dieselbe heute „Fraulein Bertha Barnert, Stütze der Hausfrau im Hause der Frau Betty Tige“, zeichnet.“ — Solches fand sich unlängst im „Bunten Feuilleton“ unserer Tageszeitungen, und man lächelte gewiß mehr oder weniger still darüber. Allein der hohe, sittliche Ernst, mit dem das hier besonders an-

gekündigt wird, hätte doch etwas ungemein Liebenswürdiges an sich, wenn er nur auch in unsere „modern“ zersahrene Zeit noch irgend herein passen würde. Über „Fräulein“ oder „Frau“? vergl. gerade jetzt den Aufsatz von Dr. jur. Marie Raschke in Nr. 9 der „Frauenbewegung“ vom laufenden Jahrgang und die Zuschriften in den späteren Nummern der gleichen Zeitschrift.

Wertwürdig! Auch darin geht der Scherl'sche „Tag“ wieder der Durchschnittspresse „mit gutem Bleistifte“ voran, daß er seine den „Deutschen Zeit- und Streitfragen“ gewidmete Schlußseite wenigstens einmal in der Woche den brennenden Fragen und laufenden Erörterungen der „Frauenbewegung“, und zwar nicht ohne gute Umsicht, einräumt. Fast also hätte es schon den Anschein, als könnte noch einmal am Scherl'schen Wesen der Geist unserer gesamten deutschen Tagespresse wohl genesen, — aber freilich nur „hätte“, denn man lese z. B. Wolfgang Kirchbach's klugen Artikel „Von der papierenen Nacht“ in Nr. 398 der Wiener „Zeit“, um „sich auszukennen“.

Die von Gabriele Meuter angeregte, durch mehrfache Preßdiskussionen im „Tag“, im „Lokal-Anzeiger“ und anderweitig geklärte Bewegung für Säuglings- und Wöchnerinnen-Fürsorge hat nunmehr feste Gestalt gewonnen durch Konstituierung eines Komitees, welchem die Namen vieler bekannter Männer und Frauen Berlins angehören. Ein Aufruf zur Zeichnung von Mitteln für Errichtung von Säuglingsheimen und Tageskrippen ist versandt worden, und man hofft in kurzer Zeit Anstalten in mehreren Stadtteilen eröffnen zu können.

Das Berliner Polizeipräsidium hat in einem offiziellen Antwortschreiben auf eine anhängig gemachte Beschwerde der Sozialdemokraten anerkannt, daß fortan der Anwesenheit von Frauen, wenn nur „in getrennten Segmenten“ und als Zuhörerinnen, bei politischen Vereinsversammlungen keine Schwierigkeiten

mehr bereitet werden sollen. Der Minister des Innern hat im Abgeordnetenhaus am 5. Mai erklärt, daß das gleiche Prinzip nunmehr für die ganze Monarchie Gültigkeit haben solle; einer völligen Aufhebung des Verboles der Teilnahme von Frauen an politischen Vereinen widersetzte er sich aber unter der Begründung, daß sich seit 1850 in den einschlägigen Verhältnissen in Preußen nichts geändert habe. — Je nun, man wird diese amtliche Auffassung trotz des Datums 1850 immerhin etwas „vormärzlich“ finden dürfen.

Wer kennt sie nicht, die ominösen Bekanntmachungen und „offiziellen“ Vorschriften für Schwimmbäder — auch ein Beitrag zur akuten „Frauenfrage“ unserer Tage: „Nur an dem und dem Tage der Woche, zu der und der (oft höchst beschränkten) Zeit für Damen geöffnet.“ Als ob unsere Frauen nicht ebenso gut für ihre Gesundheit zu sorgen, nicht ganz den gleichen Anspruch auf Erholung und Erfrischung in Sommers drückender Hitze hätten! Kaum kann man solche antedivianische Zurückgebliebenheiten unserer so hoch gepriesenen „Kultur“ recht glauben und noch für möglich halten.

Einem sehr geschickten Gedanken begegneten wir unlängst wieder in den „Dokumenten der Frauen“, gelegentlich eines Aufsatzes unserer gesch. Mitarbeiterin Anna Schapire dorkselbst, in welchem sie der papierenen Statistik unserer Herren „professoralen“ National-Ökonomen einmal scharf zu Leibe rückt. Sie schreibt da u. A.: „Die Kulturträgerin in der Frauenfrage ist auch für uns die fogenannte ‚emanzipierte‘ in den intelligenten Berufen. Aber wenn wir diesen Typus auch nicht im Proletariat suchen dürfen, ebenso wenig in den höheren Schichten. Ihn entspricht vielmehr jener Teil der Bevölkerung, den man gewöhnlich als ‚Intelligenz‘ bezeichnet, d. h. eine Gruppe, die sich in ihren Anschauungen immer mehr von der Bourgeoisie entfernt und doch vom

Proletariat durch eine Kluft — die gesamte geistige, verfeinerte Kultur — getrennt bleibt, wenn auch zugegeben werden muß, daß die ökonomische Lage dieser Bevölkerungsschicht, die man beinahe eine neue, sich vom Bürgertum loslösende Klasse nennen möchte, die Tendenz hat, sich den Vermögensverhältnissen des Proletariats immer mehr zu nähern. Einer der größten theoretischen Fehler der meisten Sozialisten besteht eben darin, daß sie diese eigentümliche Stellung der Intelligenz übersehen und sie teils zur Bourgeoisie, teils zum Proletariate zählen. Beides ist gleich falsch."

Der Kaiser hat in einem Erlaß an den preussischen Eisenbahnminister genehmigt, daß bei der Staatsbahnverwaltung, wie schon jetzt im Fahrkarten-Ausgabedienst, so auch im Telegraphen- und Güter-Abfertigungsdienst weibliche Beamte verwendet werden. Gleichzeitig aber hat der Eisenbahnminister bestimmt, daß weibliches Personal für den Kanzleidienst nicht mehr anzunehmen sei. Ein Gleiches (unter Beibehaltung übrigens hier im Kanzleidienste) verkündet neuerdings auch aus Stuttgart und — wenigstens von einer bezüglichen Absicht einstweilen auf Seiten der bayrischen Staatsbahnverwaltung. Der „liberale“ Münchner Magistrat geht sogar noch ein Stück weiter. Von dem Vorstande seines Statistischen Bureau's bezw. Einwohneramtes ist nämlich der Antrag gestellt worden, zum Erfasse des Personals auch weibliche Kräfte heran ziehen zu dürfen. Die Arbeit dieses Amtes, welche u. A. die richtige Herstellung der Wählerlisten umfaßt, bedarf einer sehr sorgfältigen Erledigung, ist aber sehr monoton und gewährt nicht die Möglichkeit einer Beförderung in diesem Amte, so daß das bisherige männliche Personal immer schon bald nach seiner Einarbeitung Anstellung in einem anderen Bureau suchte. Dieser Mißstand gab den Anlaß zu dem Antrage, in der Annahme, daß bei entsprechender

Bezahlung und Stellung eine größere Stetigkeit des Verbleibens zu erwarten sei.

Ländlich, sittlich! — Der französische Musikerkongreß hat in Paris unter dem Voritze des Komponisten Gustave Charpentier auf Vorschlag von Gontrand den Antrag angenommen, zu den Orchestern Frauen unter der Bedingung zuzulassen, daß sie zu einer Genossenschaft vereinigt sind und zu dem selben Tarife wie die Männer arbeiten. — Ein vom Abgeordneten Soggi eingebrachter Gesetzesentwurf, betr. Zulassung der Frauen zur Advokatur ist vom italienischen Parlamente einer dreigliedrigen Kommission überwiesen worden, und es bestehen alle Aussichten für die Annahme des Entwurfs. — In 26 schottischen Städten sind 37 Frauen in die Kommunalverwaltung gewählt, im Magistrat von Edinburgh haben vier Frauen, zu Glasgow drei Frauen Sitz und Stimme. — In Finland hat der Senat die Mittel auf drei Jahre zur probeweisen Anstellung einer Gewerbeinspektorin bewilligt. — Unter den sechs offiziellen Delegierten der Vereinigten Staaten zum „Internationalen Kongreß des Roten Kreuzes“ in St. Petersburg sind zwei weibliche, nämlich Mrs. J. Ellen Foster und Miss Clara Barton. — Im Staate Ohio war die Beteiligung der Frauen bei den letzten Kommunalwahlen eine sehr große. Von der Hauptstadt Cleveland wird berichtet, daß 80 Prozent der in den Wahllisten eingetragenen Frauen wählten, neben nur 52 Prozent der Männer; daß von wahlberechtigten Frauen nur 2000 das Wahlrecht nicht ausübten gegen 27 000 wahltrüge Männer. Mrs. May E. Whitaker, eine Frau von bekannter Tüchtigkeit, wurde von der demokratischen Partei in den Schularat gewählt . . . u. s. w. u. s. w. Hoffentlich schwindet diese starke Beteiligung der Frauenwelt am politischen Leben später nicht ebenso, wie die der „Herren“ Männer. Anfangs ist es immer „eine Lust, politisch zu leben“, bis dann die Rehrseite sich einstellt.





Neue Litteratur zur Frauenfrage.

Don Dr. Hans Landsberg.

(Berlin.)

Die Frauenfrage ist aus der Sturm- und Drangperiode, aus einem etwa dreißigjährigen, mit größter Erbitterung geführten Kriege in ein friedlicheres und sonneneres Stadium getreten. Man glaubt nicht mehr, daß die Männer allein an allem Unglück der Frauen schuld sind, daß sie in ihrer Gesamtheit sich dem Entwicklungsdrange der Frau verschließen. Wo Mann und Weib sich über diese Dinge ausgesprochen haben, da ist es zu einer Verständigung gekommen. Und wo beide in gemeinsamem Streben und der hieraus hervor gehenden gegenseitigen Achtung aufwuchsen, da haben die zahllosen Irrtümer und Gewaltthatigkeiten der Frauenemanzipation gar keine Wurzel geschlagen. Es ist eine ganz selbstverständliche Sache, daß man eine Frau, die die Befähigung und den Drang dazu in sich spürt, studieren läßt. Geistigen Hunger kann man so wenig wie leiblichen durch Worte stillen und verbieten. Es ist, rein praktisch betrachtet, ebenso selbstverständlich, daß man den Frauen alle Berufe eröffne, für die sie einige Fähigkeiten mitbringen.

Die schweren Fehler, die gerade in Deutschland begangen wurden, haben hauptsächlich darin ihren Grund, daß hier die Frauenemanzipation von unverheirateten Frauen in Angriff genommen wurde. Oder, was um keinen Deut besser ist, von bürgerlichen, wohlsituierten Damen, die ohne jede Vorbildung durch Wissenschaft und Leben an die schwersten geistigen und wirtschaftlichen Probleme heran traten. Die Angelegenheit gleichsam als Sport betrieben, als eine willkommene Gelegenheit, sich in Szene zu setzen. Ich spreche von dem maßlosen Dilettantismus, mit dem die Frauenfrage in Deutschland Jahrzehnte lang behandelt wurde und auch heute noch vielfach behandelt wird. Man lese die Frauenzeitschriften und die „Werke“, die einzelne Führerinnen der Frauenbewegung veröffentlicht haben — etwa, um eins der schlimmsten zu nennen: „Die Frau im 19. Jahrhundert“ von Minna Cauer (Berlin 1898). Dadurch kam etwas Berzerrtes, fast Regärenhaftes in die ganze Bewegung, die nicht ohne eigene Schuld dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen drohte. Dadurch erhielt die Frauenbewegung den schlechthin verrücktesten Sinn, als ob sie sich gegen die Ehe wende, während sie doch ideell nichts Anderes anstrebt als eine selbständige Ausbildung der weiblichen Eigenschaften in der Art, wie sie entsprechend heute der Mann genießt. Also das Weib will für sich selbst etwas gelten und nicht mehr warten, bis ihm die Ehe etwelche Geltung verschafft. Auch diese Persönlichkeitsforderung ist für modern Denkende selbstverständlich, unangreifbar selbst für den, der den vollen Durchbruch der weiblichen Fähigkeiten erst in der geschlechtlichen Gemeinschaft sieht.

Denn man die Frauenemanzipation als unweiblich bezeichnet hat, so ist darin etwas Wahres, freilich in ganz anderem Sinne, als der Philister es Wort haben will. Die Bewegung hat in dem Drange, es den Männern gleich zu thun und deren Vorrechte, vermeintliche und wirkliche, sich zu erobern, die spezifisch weiblichen Kräfte vielfach

auf der Welt gelassen. Erst jetzt befinnt sie sich darauf, daß ein Weib doch etwas Anderes ist als ein Mann; sie beginnt damit eigene weibliche Ideale aufzustellen. Sie erwacht aus der Nachahmungssucht zur Originalität. Ein gewisser Doktrinarismus, der es den Männern an Gelehrsamkeit, Kraft und Kühnheit zuvor thun will — man denke an die neueren wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen der Frauen — wird von dem Bewußtsein der selbständigen Eigenart abgelöst. In jeder Frau steckt natürlich nicht eine Persönlichkeit; immerhin ist das Persönliche im Weibe unzweifelhaft stärker ausgebildet als im Manne, so daß eine vernunftgemäße moderne Erziehung statt schablonierter Damen, die sich tänzelnd und lächelnd durch das Leben bewegen, um sich plötzlich an feinen Dornen blutig zu reißen, weibliche Charaktere bilden könnte. Der Einfluß, den ein solcher Zuwachs auf das gesamte Geistesleben ausüben müßte, in dem wir so oft das Moment der Persönlichkeit vermissen, ist unabsehbar. Dahingegen kommt es wenig in Betracht, ob eine größere Anzahl Frauen als bisher wissenschaftliche Werke und künstlerische Schöpfungen hervor bringen, ob sie studieren, Politik treiben und dergleichen mehr. Es kommt darauf an, daß sie es auf eine eigene Art thun, daß sie im Kulturleben Kräfte entbinden helfen, die bei der alleinigen Vorherrschaft des Mannes zu tauendjährigem Schlummer verurteilt waren. Wenn alle Forderungen der modernen Frauenrechtler in Erfüllung giengen, so wäre damit noch blutwenig erreicht; und umgekehrt braucht sich prinzipiell in der Lage der Frau fast nichts zu ändern, und sie kann doch einen ganz anderen Rang im modernen Kulturleben einnehmen. In unserer Zeit des Materialismus werden die materiellen Forderungen ungebührlich überschätzt; sie spielen allein in wirtschaftlichen Dingen eine Ausschlag gebende Rolle, und gerade die wirtschaftlichen Verhältnisse sind gegenwärtig staatlichen Maßregeln ziemlich unzugänglich.

Sicher wissen die Frauen am besten selbst, was ihnen frommt. Aber sie erfahren es erst, wenn sie die Art des Mannes erkannt haben und sich durch den Vergleich mit anders Strebenden des eigenen Wertes und der eigenen Individualität bewußt geworden sind. Es berührt deshalb schmerzlich, daß die Männerpsychologen unter den Frauen noch so überaus selten sind. Wenn uns die Frauen vormerken, daß sie nicht verstanden werden — die unverständene Frau bildet ja bereits ein tragikomisches Kapitel unserer Kultur —, so darf man ihnen süßlich entgegen halten: Wer von Euch versteht den Mann? Wer ist Rutter in dem Sinne, daß sie ihr Kind noch über seine Geschlechtsreife hinaus begreift?

Ein Werk, in dem man die hier gezeichneten ideellen Forderungen bereits erfüllt findet, ist „Die Frauenfrage“ von Lily Braun (Leipzig 1901, S. Hirzel). Ein standard-work schlechtthin, dem ich nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen müßte. Der bislang vorliegende erste Band des groß angelegten Werkes umfaßt die geschichtliche Entwicklung und die wirtschaftliche Seite der Frauenfrage. Ein zweiter wird die zivilrechtliche und öffentlich-rechtliche Stellung der Frau, die psychologische und ethische Seite der Frauenfrage zum Gegenstande haben.

In diesem Werke bewundern wir eine außerordentliche Arbeitsleistung und ein absolut selbständiges Durchdringen des riesigen Materials. Vorzüglich zeigt sich dies in der kritischen Benutzung der statistischen Aufzeichnungen. Überall spricht hier eine Persönlichkeit zu uns, die uns mit sicherer Hand durch das Gewirr der einschlägigen Probleme geleitet, eine Frau von hohem ethischen Wollen, die über der Wissenschaft nie das Leben, über trockenen Zahlenergebnissen nie das Menschenmaterial, das ihnen zu Grunde liegt, vergißt. Gewiß ist das Buch tendenziös. Lily Braun steht auf dem Boden der sozialistischen Weltanschauung und macht aus diesem Bekenntnisse nirgends

Behl. So geht sie in ihren Forderungen der genossenschaftlichen Hauswirtschaft für unseren Geschmack zu weit, während etwa das ungeheure Elend der Hausindustrie und Heimarbeit so erschütternd geschildert wird, daß auch ihr stärkster Anhänger in seinem Glauben wankend werden muß. Gleichviel! Dieser Subjektivismus ist berechtigt und wirkt neben Werken, die den Begriff der Wissenschaftlichkeit als Ertötung des lebendigen Gefühls auffassen, wahrhaft erquickend.

Prachtvoll in seiner Klarheit und Kürze ist gleich das erste Kapitel, das die Entwicklung der Frauenfrage bis zur Gegenwart darstellt. „Der Kampf um Arbeit in der bürgerlichen Frauenwelt zeigt, sowohl in Bezug auf seine geschichtliche Entwicklung, als auf seinen gegenwärtigen Stand, in den verschiedenen Ländern eine auffallende Übereinstimmung: Nachdem er schon seit dem Mittelalter einzelne Vorläufer gefunden hat, setzt er um die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts überall ein und wird in der zweiten Hälfte aus einer Art Guerillakrieg zu einem überlegten Feldzug gut organisierter Truppen, die von Jahr zu Jahr an Zahl und Bedeutung zunehmen. . . Die Zunahme der allein stehenden Frauen, die Abnahme der Heiratsfrequenz und die wirtschaftliche Not sind als Ursachen der Frauenbewegung in allen Ländern anzusehen.“

Auf dem Boden der sozialistischen Frauenbewegung stehend, die sich gerade in Deutschland schärfer als in anderen Ländern von der bürgerlichen abgegrenzt hat, sieht die Verfasserin in den entscheidenden ökonomischen Interessen nichts Gemeinsames zwischen den proletarischen und den bürgerlichen Frauen. „Die Emanzipation der proletarischen Frau kann deshalb nicht das Werk sein der Frauen aller Klassen, sondern ist allein das Werk des gesamten Proletariats ohne Unterschied des Geschlechts.“

Es fehlt uns bei Weitem an Raum, um den reichen Wissensstoff des Braun'schen Werkes auch nur annähernd auszuschöpfen. Es sei nur so viel noch gesagt, daß sie das Material überall mit den Ideen der Frauenbewegung durchdringt und uns dadurch Kulturperspektiven eröffnet, die aus einer oft trostlosen Erkenntnis gegenwärtigen Elends zu besseren und gesünderen Zuständen leiten: „Erst die Ergänzung der männlichen Begehung durch die weibliche, erst das Zusammenarbeiten beider Geschlechter, die ja doch mit gleichen Daseinsrechten die Erde bevölkern, kann Wirkungen hervor bringen, die nicht durch ihre Einseitigkeit den einen Teil schädigen. Wären die Fähigkeiten des Geistes und Herzens gleich, so wäre der Eintritt der Frauen in das öffentliche Leben für die Menschheit vollkommen wertlos und würde nur auf einen noch wilderen Konkurrenzkampf hinaus laufen. Erst die Erkenntnis, daß das ganze Wesen des Weibes ein vom Manne verschiedenes ist, daß es ein neues, belebendes Prinzip im Menschheitsleben bedeuten wird, macht die Frauenbewegung zu dem, was sie trotz mißgünstiger Feinde und lauer Freunde ist, zu einer sozialen Revolution.“

Das gediegene, treustreißige „Handbuch der Frauenbewegung“ (Berlin 1901, W. Müller), das Helene Lange und Gertrud Bäumer heraus geben, kann als Sammelwerk nicht den selben einheitlichen Geist tragen. Es reicht auch selbst in seinen besten Einzelleistungen, in den Arbeiten über deutsche und englische Frauenbewegung von Gertrud Bäumer und über die Frau in der sozialen Hilfstätigkeit von Alice Salomon nicht an die geistige Höhe und Freiheit des Braun'schen Werkes heran. Nichtsdestoweniger können beide neben einander bestehen, sind beide für das Studium der Frauenfrage unentbehrlich. Ja, sie dürften geeignet sein, den riesigen Strom nutzloser Schriften zur Frauenfrage ein wenig einzudämmen. Das vorliegende Werk, auf vier Bände berechnet (zwei sind erschienen), ist sehr umfangreich angelegt. Weniger wäre oft mehr. Das Thatfachenmaterial droht die leitenden Ideen zu überwuchern, und wo überhaupt ein

selbständiger Standpunkt eingenommen wird, wie im Kapitel über die Sittlichkeitsbewegung, das von Anna Pappriy herrührt, finden wir eine durchaus einseitige und unbegründete Färsprache des Abolitionismus in der Prostitution. So einfach ist die Sache denn doch nicht. Aus der Welt schaffen läßt sich die Jahrtausende alte Prostitution überhaupt nicht. Ihre Gefahren lassen sich wesentlich mildern durch eine totale Änderung der praktischen Hygiene, wie sie Flesch*) und Blascho**), der vor Allem auf Hebung des materiellen und ethischen Niveau's des Volkes dringt, verlangen. Hier mag auch in aller Kürze nachdrücklich auf die brillante kleine Schrift Dr. Gystrows (Willy Hellpach) über „Liebe und Liebesleben im 19. Jahrhundert“***) hin gewiesen werden, die eine wirksame Minderung der Prostitution von der Steigerung des präventiven Geschlechtsverkehrs erwartet und sich dadurch in erfreulichen Gegensatz zu dem zwecklosen Asketismus eines Björnson („Monogamie und Polygamie“) oder Tolstoi stellt. Daß auch manches recht Überflüssige in das Handbuch aufgenommen wurde, zeigen die beiden Kapitel über Antialkoholismus und Friedensbewegung. Was die Frauenfrage als solche damit zu thun hat, ist schlechthin unerfindlich. Wertvoll sind die Nachrichten über die Emanzipation in den fremden Kulturländern, und manches Wertvolle ist auch von den kommenden Schlufbänden, die das Bildungswesen und den Beruf der Frau behandeln werden, zu erwarten. Alles in Allem ein gründliches und solides, zeitweilig allzu solides Werk.

Von Eliza Fehenhäusers „Zur Frauenfrage“†) läßt sich hingegen wenig Gutes sagen. Es sind gefammelte Zeitungsaufsätze, die ob ihrer oberflächlichen Parteilichkeit nur ein ephemeres Dasein verdienen.

Liefer greift schon Felicie Ewartz „Die Emanzipation in der Ehe“ (Hamburg 1895, Bof), wengleich aus diesen „Briefen an einen Arzt“ eine starke Überschätzung der eignen Ideen spricht: „Die Forderung nach Gleichberechtigung, nach vollkommener Gleichstellung in allen Fragen des Unterrichts und des Berufs, scheint mir eine gänzlich verfehlt zu sein, die nur dadurch entstanden ist, daß die Frauenbewegung anfänglich von jenen hervor gerufen ward, die in rührender Unkenntnis von Welt und Leben auf ihr Recht nach Liebe und Glück verzichteten. Sie wollten aufhören, Frauen zu sein. Dadurch bekam die ganze Bewegung etwas Unnatürliches und Verschrobenes. Im Gegenteil, die Unterschiede zwischen Mann und Frau verlangen die weitest gehende Berücksichtigung, die in allen Fragen zum Ausdruck kommen muß.“ So weit berühren sich ihre Ansichten mit unseren eigenen, oben stehenden Ausführungen. Auch das ist gut zu heißen, daß jedes junge Mädchen eine Ausbildung genießen solle, die sie von der Verjorgung durch die Ehe unabhängig macht. Hingegen erscheint uns die Forderung, den gewählten Beruf in der Ehe fest zu halten, als gänzlich falsch und durch den tatsächlichen Gang der Ereignisse genügend widerlegt.

Treffliches weiß Elisabeth Gnaud-Rühne in ihrer Schrift über „Die soziale Lage der Frau“ (Berlin 1895, D. Liebmann) zu sagen. Sie zeigt, wie durch Vereinfachung der häuslichen Arbeit in den bürgerlichen Kreisen die Stellung der Hausfrau eine wesentliche Veränderung erfahren hat. Durch die Wirtschaft wird ihr Geist nicht mehr genügend ausgefüllt und drängt nach neuen Aufgaben, nach einem Ersatz für verlorene Arbeitsgebiete. Hingegen muß die Arbeitsthatigkeit der proletarischen Frauen.

*) „Prostitution und Frauenkrankheiten“; Frankfurt a. M. 1896, Johannes Alt. Eine sehr lezenswerte Schrift!

**) „Die Prostitution im 19. Jahrhundert“. Berlin 1902, Dr. John Edelhelm. M. 0,30.

***) Berlin 1902, Dr. John Edelhelm. M. 0,30.

†) I. u. 2. Folge; Berlin 1899, Carl Dunder.

thunlichst eingeschränkt werden, damit ihnen Zeit zur Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten bleibt.

Möbius' Schrift über „den physiologischen Schwachsinn des Weibes“) hat unverhältnismäßig viel Staub aufgewirbelt. (Vergl. auch „Gesellschaft“ 1901, II. Heft! D. Schr.) Trotz mancher offenkundiger Thorheiten und eines entschiedenen Misogynismus dieser Tendenzschrift ist er nicht so ohne Weiteres zu verdammen. Wenn er Schutz des Weibes gegen den Intellektualismus verlangt, so hat er im gegenwärtigen Stande der Frauenfrage so Unrecht nicht. Die deutsche Emanzipation hat die Frage der wissenschaftlichen Ausbildung gegenüber der viel wichtigeren ökonomischen Seite gänzlich in den Vordergrund gestellt und damit thatsächlich in den Köpfen unserer jungen Mädchen sehr viel Unheil angerichtet. Zu allen Zeiten hat die Wissenschaft mit der Grausamkeit ihrer Erkenntnisse und ihrer auflösenden Skepsis mehr Irrtum und Verzweiflung als innere Befreiung verbreitet. Möbius hat also ein gewisses Recht, die Frauen vor Überschätzung ihrer Geisteskräfte zu warnen.

Ein schönes Beispiel übertriebener weiblicher Wissenschaftlichkeit bietet das gegen Möbius gerichtete Buch von Oda Olberg: „Das Weib und der Intellektualismus“ (Berlin 1902, Dr. John Edelheim). Man hat das Gefühl, daß das Wissen die Entfaltung der eigenen Gedanken lähmt statt befruchtet — sudavit et alsit —, und erst in den letzten Absätzen, die sich mit der Frage der Mutterschaft und Erziehung beschäftigen, wird der Blick freier — und das Buch lesbar. Eine höhere Geistesbildung der Frau ist sicherlich gerade mit Rücksicht auf ihre zukünftige Mutterschaft auf's Innigste zu wünschen. Diese Wandlung der Mutterschaft gewährt dem Weibe „die Möglichkeit, in immer höherem Maße Teil zu nehmen an der intellektuellen Arbeit und am intellektuellen Genuß seiner Zeit“. „Es ist im Grunde ein Kampf um ihre psychische Existenz, in dem die Frau der vom materiellen Existenzkampfe freien Klassen heute steht. Sie will nicht mehr ihr seelisches Dasein von einem Tage zum andern hinfristen, sondern einen festen Rückhalt haben und damit die Möglichkeit, Zusammenhang und Festigkeit in ihr geistiges Leben zu bringen.“

Wenn man in dieser Hinsicht so viel von der Gymnasialbildung der Mädchen erwartet, so erscheint uns dies übrigens als ein sehr bedenklicher Irrtum. Für die Allgemeinheit der Frauen ist das Knabengymnasium, dessen Schäden immer stärker zu Tage treten, ungeeignet. Es gilt auch hier, eigene Ziele zu finden, die hoffentlich von der heutigen höheren Mädchenschule möglichst fernab liegen. Was in dieser Hinsicht Ida von der Vrelje ausführt**), ist sehr unbedeutend und gänzlich unselbständig. Über die einzelnen Gegenstände des Unterrichts ist manches Zutreffende gesagt; leider fehlt das geistige Band, eine Gesamtaufassung des Problems, die Erkenntnis der speziellen pädagogischen Aufgabe. . . .

Vor mehr als 100 Jahren hat Mary Wollstonecraft das erste und beste Buch über die Frauenfrage geschrieben***), das in neuer alle wesentlichen Forderungen der modernen Frauenrechtler bereits enthält. Ein schönes, tiefes und begeistertes Buch, das sich energisch gegen die Jahrhundert alte Verhimmelung und geistige Vernachlässigung der Frau wendet. Gegen die traditionellen Erziehungsideen Rousseau's gewendet, der die Frauen vor Allem „reizvoll und anmutig“ machen will, sieht sie das neue Ideal in

*) 4. Auflage; Halle, Carl Marhold.

**) „Die Reform der höheren Mädchenschule“; Frankfurt a. M. 1901, Dr. Ed. Schnapper.

***) „Eine Verteidigung der Rechte der Frau“ (London 1792); jetzt in einer guten Übersetzung von F. Werthold bei G. Pflerion in Dresden, 1899.

einer durchaus individuellen Erziehung. „Darunter verstehe ich von Kindheit an eine scharfe Entwicklung der Sinne, Bildung des Gemüths und des Charakters, Zügelung der aufkeimenden Leidenschaften und Anregung der Geistesthätigkeit, bevor die körperliche Reife erreicht ist. Dem Ehemann soll nur die Vollenbung, nicht der Beginn der wichtigen Aufgabe, die Frau denken und erkennen zu lehren, zufallen. Um Mißverständnisse zu verhüten, muß ich hinzu fügen, daß keine einseitig häusliche Erziehung den anzustrebenden Erfolg bringen kann. Männer und Frauen müssen zumeist in dem Geiste und dem Wesen der Zeit, in der sie leben, erzogen werden.“

Korreferate.

NB.: Verleger und Autoren, welche von dieser Einrichtung Gebrauch zu machen wünschen, ersuchen wir hiermit höflichst, uns die gemeinten Werte in zwei Rezensionsexemplaren gest. immer übermitteln zu wollen — sei es, daß die Herren Verleger selbst das größere Opfer für diesen besonderen Fall gerne daran setzen, oder aber beide Teile je eines dieser Exemplare uns freundschaftlich zugeben lassen. Eine Verpflichtung zu „Korreferatender“ Besprechung in unserem Rahmen kann natürlich damit allein noch nicht ausgesprochen oder übernommen sein; hingegen machen wir uns — für den Fall der Ablehnung einer solchen — gerne verbindlich, das unbenützte der betreffenden Rezensionsexemplare seinem Absender auf besonderen Wunsch wieder zur Verfügung zu stellen. D. Schriftl.

Elisa Akenijeff.

„Tagebuchblätter einer Emanzipierten.“ Leipzig, S. Seemann Nachf.

Es sind Aufzeichnungen einer Nicht-Emanzipierten. „Hinterhausgeburten der Seele“; „Krankheitsberichte einer Seelengangrän“ auf jener armen Zwischenstufe, welche noch nicht zur Freiheit, und nicht mehr für die Krute geeignet ist. Überfeinert unreif; wahrheitsbunrig verlogen; begierdetoll erschöpft; energiereich schwächlich; vornehm im Wollen, unlauter im Wesen — und unfruchtbar.

Das ist sehr fein, sehr interessant, aber thöricht generalisirt. Mit den Frauenfragen hat das nichts zu schaffen. Es wird nur der Gedanken-Konfusion noch weiter Vorschub geleistet, wenn man Velleitäten individueller Rückgratlosigkeit abwälzt auf die „Emanzipation“, zu der man nicht Hoheit und Würde hat.

Dr. Th. Veffing.

„Unschuld.“ Ein modernes Mädchenbuch. Ebenda.

Ein widerliches Buch. Kennte ich nicht Peter Altenberg, diesen parfämierten Verfänger und — großen Künstler, hätte ich wahrscheinlich gesagt: Genie! So aber warf ich das vornehm ausgestattete „Wert“, nachdem ich etwa 70 Seiten zur Zigarette gelesen hatte — es regnete und ich war milder Laune gewesen —, geärgert weg und gebe den unangenehmen Eindruck der schön gedruckten Zeilen also wieder: Gelbblasse, gescheite Leute, gut gekleidet, sehr verständlich und verstehend, o etelhaft alles verstehend, aufdringlich belesen in allen Litteraturen und — einem vornehmen Menschen „auf die Kerven gehend“ (Wiener Deutsch) wie das quietschende Geräusch von Stahl auf Porzellan . . . Das ist ein unseliger neuer Typ, dieses weibliche „Altenbergeln“, so billig, so „erlernbar“! Wenn diese jungen Damen und Herren lieber deutsche Grammatik lernten! Aber das ist ja Nebensache. Nur hinschmierern, Skizzen — diese verfluchten Skizzen! — von sich geben. Und Kleist brauchte ein Leben zu zwanzig!

12 Stunden später.

Als gewissenhafter Beurteiler habe ich das angenehm handliche Buch zu Ende gelesen. Ich war guter, müder Laune. Nun bin ich wieder in gelangweilter, gereizter Stimmung. Ich fand viel Treffendes, ja Treffliches in dem Sammelbände: jedenfalls hat hier eine hohe, weit blickende Intelligenz sich ausgesprochen. Freilich, eine durch Lieblingskliche's verdorbene Intelligenz.

Die Formgebung ist nur scheinbar künstlerische Arbeit: mühelos sind diese Skizzen hin gelegt. Und traurig-interessant ist das völlige Aufgehen in einer diesem freien fordernden Geiste zu starken Persönlichkeit, eben Peter Altenbergs. Dieser unterliegt der Macht seiner Eigenheit selbst völlig. Seine neueren Sachen haben allen Duft der Originalität eingebüßt: sie werfen weiter. Elsa Menijeff muß ihr Werk innerlichst überwinden, ehe wir Besseres von ihr erwarten dürfen. Freilich mag sie wohl nie ihrem Milieu entwachsen, diesem gleichsam parfümierten Gewahrsam der Wohlhabenheit und Bildung, dem Reiche der bunt gefiederten Stubenvögel, die eigentlich — gesellschaftliche Paria's bleiben.

Dr. Richard Schaukal.

*

Maria Janitschel.

„Harter Sieg“, Roman. Berlin, Otto Janke.

Maria Janitschel hat mir durch ihre ersten Arbeiten volle Achtung abgewonnen. Auch „Harter Sieg“ enthält viele lyrische Schönheiten. Leider vermag die Verfasserin aber nicht realistisch darzustellen. Die Lebensgeschichte eines verarmten Mädchens von guter Herkunft ist so oft in alten und neumodischen Novellenromanen erzählt, daß es heute schwer fällt, den Leser zu überzeugen, daß man auf mehr ausgeht als auf rührseliges Mitleid, sittliche Entrüstung und alle jene schönen moralischen Gefühle, die so wohlfeil zu haben sind. Wo man damit schon zufrieden ist, wird man auch mit diesem Roman einverstanden sein; aber ablehnen wird man ihn trotz vielem Wohlgefallen überall, wo man es nicht mehr verträgt, daß ein Mensch redet wie ein Buch, sondern wo man verlangt, daß Gefühl und Gedanke, Wort und Bild, Sein und Behaben in Übereinstimmung bleiben mit der Wirklichkeit.

Karl Hedel.

„Vom Weibe.“ Berlin, S. Fischer. Charakterzeichnungen nennt die Verfasserin diese sieben Skizzen mit Unrecht, denn es fehlt ihnen allen das Ausgeglichene, Fertige, das zum Charakter der Zeichnung — um so mehr der Charakterzeichnung — notwendig gehört. Man sieht Menschen in einem wichtigen Entwicklungspunkte ihres Lebens, aber man sieht nicht ihr Zurück und ihr Vorwärts — es sind eben Skizzen, nicht Zeichnungen. Maria Janitschel kommt psychologisch, aber sie erklärt erst von einem gewissen Punkt ab. Bis dahin liegt alles in einem dunklen Jenseits — im großen geheimnisvollen Reiche des Geschlechtlichen. Variationen über Rephistro's Lieblingssthemata: es ist ihr ganzes Weh und Ach aus einem Punkte zu — erklären. So bald Maria Janitschel an dieses heilige Mysterium rührt, verwirren sich ihre Sinne; es genügt ihr der einfache Hinweis: aus diesen Tiefen steigt alles empor. Aber es interessiert uns ja eben zu sehen, wie es kommt, wie es empor steigt, wie es siegt — das große Wollusttier im Menschen. Und das zeigt uns eben Maria Janitschel nicht — ungeachtet mancher feiner und gut beobachteter Details, gerade weil sie es uns eben so gern zeigen möchte. Diese psychisch-geschlechtlichen Abnormitäten treten uns nicht näher, sie werden uns wahrscheinlich, aber nicht lebendig. Und darum würden wir mit dem selben „Bergnügen“, wie die Dichterin, statt dieses Buches — das sie mit dem Radfahrergruß „Al Heil!“ in die Welt hinaus schiebt — lieber eines ihrer anderen Bücher in zweiter Auflage erscheinen sehen.

Dr. Karl Hans Strobl.

„Olympier“, Novelle. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt (S. Schottlaender).

Frau Maria Janitschel gehört deshalb zu unseren besten Romandichterinnen, weil sie ihren Erzählungen einen tieferen Ideeninhalt zu geben bemüht bleibt. Die „Olympier“ sind hart gefottene Epochen nach dem Schlage Nietzsche's und Stirners,

welche sittliche Grundsätze und Rücksichten für die liebende Frau als eine geschmacklose Mode von vorgestern ansehen. Allerdings widern sie uns in ihrer selbstischen Schroffheit an; allein es ist nicht Aufgabe einer Novelle, Musterknaben im Blütenweißen Unschuldskleide vorzuführen. Die Konflikte einer Romanhandlung wachsen eben aus den rauhen Ecken und Kanten der Charaktere heraus. Maria Janitschek stellt in ihrer Novelle auch Frauen vor, die durch ihr Entgegenkommen Männer von sich abstößten, statt sie anzuziehen. Sie plaidiert dafür, daß das Weib sein besiegttes Herz nicht offen zeigen, sondern sich wie eine stolze Festung immer wieder erstürmen lassen solle. Die Novelle der geistvollen Verfasserin bringt eine Reihe origineller Charaktere in einer Darstellung, der man künstlerischen Feinsinn, Schwung und Knappheit nachrühmen muß. Daß Frau M. Janitschek eine Poetin ist, beweist sie durch Wendungen wie die nachstehende: „Die Ewigkeit schaut mit kalten großen Augen den weißen Bergen über die Schulter.“

Prof. Ad. Svoboda †.

*

Grete Meisel-Hef.

„Generationen und ihre Bildner.“
Berlin, Dr. John Edelheim.

Etwas zu schroffe Berachtung für die Vergangenheit, etwas zu kühne Siegesfreude und Hoffnungseligkeit für eine nahe Zukunft klingt aus diesen frisch und flott geschriebenen Betrachtungen. Die Umwertung der Werte, Nießsche als Volkswildner, der — seiner Vorauskündigung gemäß — im Jahre 1901 verstanden wird, „gesunde Instinkte, welche Genssen gleich machen im starren Eis- und Felsenreiche der Theorien“, sie sollen die Moderne zur unbestrittenen Herrschaft bringen durch die souverän wagende Natürlichkeit in Kunst und Leben. Auf Gründlichkeit ist es nicht abgesehen. Zu der Grazie und Flottheit aber stimmt das Format des Heftchens gar nicht übel.

Helene Bouffort.

„Fanny Roth.“ Eine Jung-Frauen-Geschichte. Leipzig, S. Seemann Nachf.

Wenn ich diese durchaus widerliche Geschichte gut nenne, besagt das: Hier werden Verhältnisse richtig und nicht so sehr ehrlich als vielmehr mit loquetter Schamlosigkeit aufgezeigt, die unsere bequeme „Kultur“ gerne mit dichten Schleiern verhüllt. Routine ohne Eigenart, Deutlichkeit ohne Kunst, Geist ohne besonderen Geschmack wären als Merkmale des Buches anzuführen, doch liegt die Bedeutung dieser, notwendiger Weise unsympathischen, Konfession im Typischen. Denn die Erzählung von der Geigenkünstlerin Fanny Roth, welche den „Erlöser“ ihrer Mädchenlehnsucht (= Brunst) befriedigt als den „Erotiker (sic!) in seiner Vollendung“ erkennt, als einen, der nur das „Weibchen“ in ihr begehrte, nicht den Menschen liebend sich gewann — ist mehr als eben diese etwas „litterarisch“ aufgestuzte, durchaus nicht aus dichterischer Not gestaltete, immerhin von Begabung, freilich einer heute billigen Begabung, zeugende psycho-physiologische Skizze: sie ist ein treffliches, weil durchaus würdevolles Dokument zur Zeit-Physiognomie. Hier haben wir eine aus intemem Erleben geschöpfte Darstellung der Wiener jüdischen Gesellschaft, freilich nur ein kleines Segment. Unangenehm belebte, affektierte Mädchen, „angeregt“ durch Snobs der Kultur, die ihre neuesten „Sensationen“ zum Thee bringen, leben ein welfes, nerdsches Leben in künstlicher Wärme. Uugesunde, unfreie, ungraziöse Existenzen: grelle, duftlose Blumen aus dem gläsernen Garten des großstädtischen Kapitalismus. Alle Gefühle spannen sich gewaltsam bis zum Zerreißen: hier haben wir eine bezeichnende Emanation. Ich glaube, alle diese jungen Mädchen haben ihre Fanny Roth in der Schreibtischlade. Und ein haltendes Publikum, dem Gottfried Keller beschwerlich ist, verlangt nach ihren Inbisfretionen. Es ist das Vergnügen am parfümierten Negligé.

Dr. Richard Schaufal.

„In der modernen Weltanschauung.“ Ebenda.

Der Verlag überreicht das Werk mit folgender Mitteilung: „Ein aus dem Geiste Wilhelm Bölsche's geschaffenes Werk! Jeder Befenner, Anhänger und Freund des Monismus wird nach dieser, mit einem prächtigen Temperament geschriebenen Abhandlung der bekannten Wiener Schriftstellerin greifen, wenn er über die tiefe Verknüpfung des modernen Lebens mit der Naturphilosophie der Gegenwart orientiert sein will. Die Verfasserin kämpft für eine Regeneration auf allen Gebieten, in Reich und Staat, in Kunst und Erziehung, in Ethik und Gesellschaft. Für die Frauenbewegung ist die Schrift von der größten Bedeutung.“ — Wir freilich, so schwer es uns aus nahe liegenden Gründen fallen muß, das gerade an dieser Stelle auszusprechen, vermögen der vorliegenden Schrift jene Bedeutung nur in beschränktem Maße und mit Vorbehalt zuerkennen. Die frisch zugreifende, nicht unsympathisch propagierende Art der Verfasserin scheint uns nämlich zunächst die (überdies schon wieder überwundene oder doch gründlich in Frage gezogene) neue Methode mit dem neuen Inhalte selber verwechselt zu haben. Wir verkennen gewiß nicht die mancherlei anregenden und belehrenden Partien in dem Buche. Aber was ihre Feder hier bietet, giebt sie doch nur „aus zweiter Hand“ — die gelehrige Schülerin und aufmerksam-allzuaufmerksame Leserin Wilhelm Bölsche's guckt eben überall mit ihren, zugegeben: sehr lebendigen, Augen aus ihm hervor, und wer die Namen Bölsche, Haackel, Darwin unaufhörlich preisen hört, der weiß ja heut zu Tage genau, woran er ist. Kühne Analogie-Schlüsse spielen zudem eine verwegene, vielfach geradezu unheimliche Rolle darin, und wohl die bedenklichsten, fatalsten und fragwürdigsten Partien des Büchleins bleiben: der Individual-Sozialismus — ein merkwürdig verwaschenes Ding, bei dem sich alles und nichts denken läßt —, sowie

die „coincidentia oppositorum“. Grete Meißel-Heß erschien darnach jedenfalls wie prädestiniert für die „Neue Gemeinschaft“ von Berlin-Schlachtensee und mühte ein wahres Pracht-Exemplar des Bräuer Hartmann'schen „Reiches der Erfüllung“ vorzustellen. Schade, daß sie so weit unten in Wien lebt und einstweilen bessere Dramen als theoretische Bücher schreibt, während ihr eigenstes Geschick sie ganz offenbar auf eine rege theoretische Bethätigung in der „Frauenfrage“ verweist. Sollte sie uns aber diese offene und ehrliche Aussprache übel nehmen, so müßten wir ihr allerdings schon antworten mit ihren eigenen Worten (vergl. S. 59): „Wäre es nicht besser, die Schwierigkeiten der Auslese zu verstärken, in unbegrenzter gegenseitiger Bekämpfung — statt Begriffe, wie ‚Schonung‘ und ‚Hilfe‘ hemmend in den natürlichen Lauf der Dinge hinein zu werfen?“ Arthur Seidl.

Clara Siebig.

„Die Rosenkranzjungfer und Anderes.“ Berlin, F. Fontane & Co.

Man hat Clara Siebig in letzter Zeit in's hellste Licht gestellt. Auch für diese kleinen Erzählungen mag alles Gute und Schöne gelten, das man über das reiche Talent der Verfasserin gesagt hat, nur sind die Hinweise auf Maupassant doch recht wenig am Platze. Besonders in ihrem Roman: „Es lebe die Kunst!“ begegnen wir nirgends jener Feindesliebe des Künstlers, dem ein Modell um so mehr lieb und wert wird, je vollkommener es haßenswerte Eigenschaften zeigt, an deren Darstellung ihm gelegen ist. Aber nicht nur in jenem subjektiven Roman Siebig's fühlte man, daß den Urbildern einzelner Personen „eines versetzt“ werden soll, auch in dieser Sammlung kleiner Erzählungen erhebt die moralische Entrüstung ihre Stimme. Zum Beispiel: in einer sonst meisterhaften Schilderung, die uns hinter die Mauern eines Arbeitshauses sehen läßt, sind die Nebenfiguren viel zu einseitig gesehen und viel

zu satirisch karikiert, um einen Vergleich mit der natürlichen Objektivität Maupassants zu rechtfertigen, bei dem die Idiosynkrasie eines Jeden ungeschmälert zu ihrem Rechte kommt. Ein weiblicher Maupassant, das widerspricht sich selbst. Ein Weib, das nicht haßt, zu Zeiten auch häßlich haßt, mag ein Engel sein, gewiß — aber kein Temperament, also auch keine Dichterin. Man lobe also Viebig, und so manche andere Verfasserin kleiner Erzählungen, gefälligst ohne Seitenblicke auf Maupassant!

Karl Gedel.

„Die Wacht am Rhein“, Roman. Ebenda.

Das personifizierte Pflicht- und Ehrgefühl, ein preussischer Fesdwebel in Düsseldorf, streng und nüchtern bis zum Übermaß, erschließt sich, weil er seinen Sohn in der Revolution auf den Barrikaden antrifft — einen Sohn, der von Jugend auf mehr von seiner rheinischen Mutter hatte und ihm längst entfremdet war. Alle voraus gegangenen Feinheiten der Charakterisierung werden durch diesen plumpen psychologischen Fehlschlag entwertet. Der Verfasserin Talent verweist sie nur auf das Kleine; wo sie genuehaft bleibt, gelingt ihr vieles, wo sie nach Monumentalität strebt, wie die gestellte historische Aufgabe es fordert, da versagt ihre Kraft. Zeitlich ist die Färbung in der Empfindungsweise der Personen nicht getroffen, örtlich dagegen erhält man den Eindruck glücklicher Beobachtung.

R. G.

Clementine von Wallmenich: „Die Krankenpflege von Männern durch Frauen“ und „Die Stellung der Oberin im modernen Krankenhaus.“ München, J. F. Lehmann.

Unter diesen Titeln hat die Oberin der Schwestern vom „Roten Kreuz“ des bayerischen Frauenvereins Schwester Clementine von Wallmenich zwei Abhandlungen in einer Broschüre veröffentlicht,

von denen namentlich der erste ein immer wieder lehrendes Thema behandelt, und die beide die Verfasserin als eine Frau nicht bloß von reicher Erfahrung und scharfem Verstand, sondern auch von bestem und reinstem Eifer für das echte Krankenpflegerinnenideal erscheinen lassen. Wohl eine moderne Frau? Erfüllt von vorhandenen und nicht vorhandenen Tugenden ihres Geschlechts? Ja modern, und doch so genau ihre Grenzen kennend, so frei von sentimentaler Schwärmerei, daß auch ein Diakonissenhauspastor ihr überallhin gern folgen kann.

Sie will Krankenpflege von Männern durch Frauen und kann auf keinen Fall Unsittlichkeit darin sehen — vorausgesetzt, daß die Pflege vom höheren unpersonlichen Standpunkt aus, also vom Standpunkte menschenmöglicher Selbstopferung geleistet wird. Die Pflege ist unsittlich, so bald die Schwester an den besonderen Mann denkt, den sie pflegt, und nicht so zu sagen Priesterin bleibt. Höher hat kein katholischer Orden, kein Löhne und Gliedner die Schwesterntaufgabe einschätzen können. Es möchte Theologen geben, die hierzu sagen würden: Übergießlich. Doch die Verfasserin kennt die Arbeit, kennt die Gefahren der Pflege für ein weibliches Gemüt und weiß keinen andern Rat als: Willst du eine reine, heilige Frau als Krankenpflegerin bleiben, so bleibst du es nur unter obigem Gesichtspunkte. Freilich, solch' hohe, edle Gesinnung, solch' reife Geistesabklärung ist ein seltenes Ding. Die Meisten bleiben Schüler und brauchen sittliche Zucht und Leitung, brauchen Zusammenschluß, und wenn nicht unter kirchlicher, so jedenfalls unter gewisser staatlicher Aufsicht, damit nicht der bekannten Masseusenwirtschaft Thor und Thür geöffnet wird. ... Hier werden nun die Überdamen drei Kreuze machen. Doch gemacht, kein Pastor, keine fromme Oberin sagt's, sondern ein edles, tüchtiges Weltkind, das die Welt kennt; das giebt doch zu denken!

Der zweite Vortrag behandelt die mehr interne Frage, welche Stellung Oberinnen im Krankenhause einzunehmen haben. Unabweisbare Gehilfinnen des Arztes in der Leitung, Untergebene des Arztes, so weit die Wissenschaft in Betracht kommt, sollen sie sein. Um das zu können, bedarf's außer der Mitgift einer vorzüglichen Schulbildung für die weit verzweigte Thätigkeit einer besonderen Ausbildung in der Krankenpflege, der Hauswirtschaft, in dem Bürger- und Versicherungswesen, in der Warenkunde und Verwaltungslehre, im Vaufache, der Nahrungsmittelchemie u. dergl. Kurzum, es ist viel zu lernen auf der Oberinnen-Akademie in München, die bereits geplant ist; aber es ist auch nötig. Das Letztere ist jedenfalls sehr modern und sehr richtig. Pastor Werner.

In der selben Sache (wozu wir übrigens den Artikel: „Ein deutscher Schwestern-Verein“ von Helene Bonfort, im Haupttheile vorliegenden Heftes, vergleichen zu wollen bitten) schreibt uns auch noch die Oberin eines norddeutschen Diakonissenhauses: „Ich kann nicht sagen, daß der Eindruck, den die ‚Roten Kreuz‘-Schwestern im Allgemeinen machen, dem Bilde entspricht, welches diese Oberin von Schwestern entwirft; das Bild scheint mir fast nur auf katholische oder Schweijern aus den alten, strengen evangelischen Diakonissenhäusern zu passen. Aber das süddeutsche ‚Rote Kreuz‘ mag ja strenger sein als das norddeutsche. Vor Jahren war ich selbst einmal in dem Münchner Haus und lernte dort auch die Oberin kennen; mich frappierte damals der große Unterschied in der ganzen Art, als ich von den Dettelsauer Schwestern direkt zu diesen ‚Roten Kreuz‘-Schwestern kam, und ich möchte nicht behaupten, daß mir die Oberin von anno dazumal einen sehr angenehmen Eindruck gemacht hätte. Immerhin weiß ich ja auch nicht mehr, ob es damals schon Cl. von Wallmerich war, die mich führte. Das,

was diese in vorliegender Broschüre sagt, bedeutet erfreulicher Weise eine sehr ideale, jedenfalls aber auch die durchaus richtige Auffassung.“ . . . So weit die gen. Oberin. In der Zeit von wenigen Monaten ist übrigens soeben eine zweite Auflage der Schrift notwendig geworden, die — wie wir erfahren — auch vom „Roten Kreuz“ in München (Nymphenburgerstraße 163) direkt bezogen werden kann, und deren Ertrag zu einem Erholungsheime für Schwestern bestimmt sein soll.

Vermischtes.

„Liebeslieder moderner Frauen.“ Eine Sammlung von Paul Grabein. Berlin, Hermann Costenoble.

Dieses Buch hat mich geärgert, erzürnt, nein — angeekelt. Also das ist es? Da erhebt sich das Weib und verkündet unter lauten Fansaronnaden seinen „Willen zur Macht“ und seine „Persönlichkeit“! Und das Erste, was es thut, ist, daß es die eigentlichsste und schönste Zierde dieser Persönlichkeit, die Keinheit, mit Füßen tritt. Diese Lieder sind keine Lieder der Liebe, das sind Lieder der Sinnlichkeit, der tierischen, seelenlosen Sinnlichkeit. Es ist nicht einmal Leidenschaft. Denn Leidenschaft setzt vor allen Dingen seelische Affekte voraus. Aber diese Schwüle hier ist körperlich, rein körperlich. Und es ist nicht eine gesunde, natürliche Sinnlichkeit, wie sie vielleicht z. B. in Liliencron's adeligem Blute liegt, es ist eine überspannte, oft direkt perverse, Sinnlosigkeit. Man lese:

„Ich sah dein Bild die ganze Nacht
Und in mir söhnte dumpf das Tier,
Und meine Sehnsucht scharf nach dir
Die ganze Nacht — die ganze Nacht.“

— — — — —
Du lächelst stolz: „Ich hab's gewußt“ —
Und weicht doch nicht, wie ich mich setze,
Zu graben meine Raubtierzähne
In deine nackte Jünglingsbrust.“

Marie Rabeleinc.

oder: — — —

„Küh diese weissen Hände, die sich ranken
Um deiner Löwenmähne wtr Weste —
Und schlag' in meine Ohre der deine Pranken
Und töte mich — der Löwin wird ihr Recht!“
Hermione von Preussen.

oder:

„Wir sühten, daß die Sünde bei uns war,
Von Furcht betäubt, schloß ich die Augenlider;
Da griff er fest und schmerzhaft in mein Haar
Und zwang mich starr zu seinen Füßen nieder.
Und als ich mich in seinem Griffe wand
Und stöhnte unter seinen Fettschenbleben,
Da hat mich seine schöne, feste Hand
Mit einem grausam süßen Lied beschrieen.“
Dolorosa.

oder: — — —

„Und junge Himmel fielen herab,
Unsehnbare, witzlübe Däite.
Wir rissen uns die Hüften ab
Und schrien,
Betrachtet vom Rost der Lüste . . .“

Elise Lasker-Schüler.

Das sind so einige Proben. Ungefähr zwei Drittel der hier dichtenden Damen und Dämchen bieten Ähnliches. Und wie erklärt sich das? Bei manchen dieser Dichterrinnen, die man übrigens auch im Porträt bewundern kann, hat man nämlich den Eindruck, als wenn diese Brunst und solche Wollust gar nicht so fürchtbar und echt wäre. Ja bei Gott, sie machen diesen Ton mit, weil er Mode geworden ist, genau so, wie sie einen modernen Hut oder eine moderne Schleppe tragen. Man kann sogar genau verfolgen, wie einige besonders inbrünstige Damen Schule machen, z. B. Marie Madeleine. „O du und wie ich zu lassen weiß“ dichtet sie. „O du und wie süß ich zu lassen weiß“ sagt Eddy Bruth. „Nimm dich in Acht!“ warnt Madeleine ihren Liebsten, „Güt' dich vor mir!“ rät Galen-Gude. Ja wahrhaftig, es ist so: die Sache ist „Mode“. Brunst ist Kunst, und Kunst ist Brunst!

Und wer hat diesen Modeartikel zu solch einem „eingeführten“ gemacht? Seien wir einmal ehrlich, wir sind selber herzlich Schuld daran. Als die „Moderne“ ihre ersten Schlachten schlug, da gieng sie in übermäßig gesteigerter Angriffslucht auch ierin zu weit. Das Weib verschwand fast

völlig aus der Litteratur. An seine Stelle trat die Kellnerin, die Konfektionöse, die Dirne. Immer mehr verwechselte man Liebe und Sinnlichkeit. Und ein Jüngling, der all' seine Vorstadt-Verhältnisse anfang, glaubte damit der „Freien Liebe“ einen hohen Altar zu errichten. Ja meine Herren, freie „Liebe“, aber nicht freche Sinnlichkeit! Und wie übel hat das eingewirkt! Wir sind in den letzten Jahren eine Unzahl von Gedichten und Romanen durch die Hände gegangen, die in der gemeinsten und dabei größenwahnsinnigsten Weise in diesem Pfuße wühlten, Produkte von jungen Leuten, die mit Freuden gefunden, daß die Brunst „litterarisch“ geworden. Man achte nur längere Zeit auf unsere heutige Studentenschaft. Und mit Schrecken wird man sehen, wie ihr Horizont sich immer mehr auf Bier, Menfur und Weiber, ja vor allem Weiber beschränkt. Das sind nicht alles Folgen der Litteratur, nein; aber unsere Litteratur soll solchem Treiben keinen Vorschub, keine scheinbare Berechtigung geben. Man frage doch nur bei den Buchhändlern. Zilencron wird nicht sehr gekauft, Droste-Hülshoff auch nicht. Aber Marie Madeleine erlebt elf Auflagen in einem Jahre!

Und das ist es, worauf ich hin weisen wollte. Ich persönlich bin gewiß nicht prüde. Aber es ekelt einen, ewig von „lieben, süßen Mädeln“, von Vorstadt-Verhältnissen zu hören und nie vom Weibe, ewig von Sinnlichkeit und nie von Liebe, ewig von Brunst und nie von Leidenschaft! Und die Überdrettl-Parodie hat all' dem zum Mindesten doch keinen Damm gesetzt.

Aber lassen wir um des Himmels willen diesen Ton doch bei unseren Frauen nicht aufkommen. Sagen wir ihnen nicht: das ist interessant, das ist „Kaffe“ — sagen wir ihnen offen: das ist häßlich, das ist euer unwürdig. Vielleicht, daß sie dann von diesem Ton absehen, obwohl es versteuft schwer halten wird — denn er ist ja „Mode“.

Philipp Wittkop.

Gabriele Reuter: „Frauenselen“. Novellen. Berlin, S. Fischer.

Wo es sich um psychologische Probleme der Frauenseele handelt, ist mir Gabriele Reuter unter allen modernen Schriftstellerinnen die interessanteste. Der laute Erfolg, den man „Aus guter Familie“ zu kommen ließ, hat ihrem Talente nichts geschadet. Im Gegenteil. Wie der Roman „Ellen von der Weiden“, so bleibt auch diese Novellensammlung von jeder doktrinären Tendenz frei und gewährt seltsame Einblicke in das Seelenleben der Frau. Es sind fast durchweg tragische Probleme. Tragisch, weil die innere Notwendigkeit mächtig aufsteigt, wie eine purpurne Sonne, vor deren Blut alles zufällige Glück und Unglück verblaßt. Wo ist etwas Ähnliches, das man der ersten Novelle als gleichwertig zur Seite stellen könnte? Die „Treu“ als Verhängnis! Nicht eine konventionelle, von fremden Gewalten diktierte Treue, sondern eine dumpfe Abhängigkeit der Seele von der ewig nachwirkenden Hypnose der Liebe . . . Wird Gabriele Reuter bei Frauen besonders auf nachempfindendes Verständnis hoffen, so darf sie bei Männern außerdem auf die Würdigung der Höhe ihres Ausblickes rechnen, obwohl sie es vermeidet — auch das ist eine Ausnahme von der Regel — sich damit zu brüsten. Endlich einmal nicht mehr das hysterische Gejammer über die Ungleichheit der typischen Lebensverhältnisse, sondern bei denkbar modernster Empfindungsweise eine Nichtbeachtung der Wirrsale des Tages, um zu tieferen Schichten zu gelangen und Seltenes zum Licht zu fördern. Karl Hedel.

Lulu von Strauß-Torney: „Bauernstolz.“ Dorfgeschichten aus dem Weserlande. Leipzig, H. Seemann Nachf.

Im Folgenden möchte ich einAVIS geben für meine Westfalen und deren Nachbarn — nicht doch, für Alle, die das deutsche Volk lieben: kauft dieses Buch! Ich für mein Teil stelle diese Geschichten

über Sohnreys Erzählungen („Friedefischen“ vielleicht ausgenommen), schon weil bei Sohnrey — im Gegensatz zu der Verfasserin dieses Buches — nicht der letzte Rest der Tendenzen des Berliner Wohlfahrtsausschusses verschwunden ist. — Mit einer scheinbar leidenschaftslosen Ruhe ist hier das Leben der starkknöchigen und starkherzigen, so ganz unheiligen Bauern erzählt, aus deren Lachen noch ein beklemmender Dunst empor schlägt. Aber hinter den Worten zittert die Liebe dieser wahrhaft edlen Dame. Und so sind alle Geschichten in ein gar mildes Licht getaucht und wecken tiefste Mitgeföhle. Nicht mit der bewußten adligen Gönnermiene, auch nicht mit dem sattfam bekannten „kritischen Auge“ ist die Verfasserin den Bauern entgegen getreten, sondern mit dem Blick des Menschenfreundes, der sehen und begreifen möchte; mit einer seltenen Vorurteilslosigkeit! Die Verfasserin giebt keine Erklärung, sondern Analyse. Das ist gut. Denn nur so kann Sympathie erweckt werden, die bleibend ist. Eben weil sie alsdann auf Verstehen gegründet ist. Ist auch in diesem Buche noch nicht der letzte Rest von Rache und Sentimentalität verschwunden —: wer die Entwicklung der Verfasserin ein wenig verfolgt hat, wird wissen, daß sie nun bald das Buch schreiben wird, in dem nur Kunst, intime stille heilige Kunst sein wird. Lulu von Strauß-Torney hat sich bereits durch viele in Zeitschriften verstreute Arbeiten, meistens Gedichte, bekannt gemacht. Wir begrüßen in ihr ein starkes, modernes — jawohl: modernes! — Talent. Und was sagen nun unsere Propheten der Heimatskunst? Karl Röttger.

Thella Lingen: Die schönen Frauen. Berlin, Schuster & Loeffler.

Die Deutschrussin Thella Lingen, die sich mit ihrer Gedichtsammlung „Am Scheidewege“ in die Litteratur gut eingeföhrt, hat hier acht kurze Profabichtungen

in einem Bande vereinigt. Der gemeinsame Titel deutet an, daß sie sämtlich ein Frauenschicksal behandeln.

Die letzte und längste Novelle „Leuten“ — sie fällt den dritten Teil des Buches — fällt aus dem Rahmen der übrigen etwas heraus. Es ist eine großstädtische Verführungsgeschichte, mit der sachlichen Brutalität eines Zola erzählt, aber doch nicht frei von Nährseligkeit, ein Stück Naturalismus, wie er bereits wieder unmodern geworden ist. Das Übrige sind kleine scharf pointierte Erzählungen, mehr in Maupassants Manier; neue und alte Themen der Frauenfrage werden da mit grazioser Ironie behandelt. Diese Ironie ist nicht frei von Bitterkeit („Eine Rettung“, „Wenn zwei das selbe thun“), aber nicht immer ist der Schluß eine grelle Dissonanz. In der ungemühten Plauderei „Frauenfrage“ erhält ein Nora-Dasein durch die Mutterpflichten Inhalt, in „Eine Stunde“ tritt das weibliche Ehrgefühl im entscheidenden Augenblick in seine Rechte, „etwas Feines, Besonderes, das sie im Begriff war, in sich zu töten“. Besonders anziehend erscheint „Die schöne Mama“, die, im Begriff, ihr häßliches Töchterchen auf den ersten Ball zu führen, plötzlich inne wird, daß damit für sie die Rolle der Ballkönigin ausgespielt ist. Der pointierte Schluß, in dem Maupassant ja Meister war, ist hier wie in „Eine Rettung“ von sehr glücklicher Wirkung. Eine gewisse Tendenz, auf die alle acht Erzählungen gestimmt sind, tritt nirgends so aufdringlich hervor, daß der rein litterarische Eindruck beeinträchtigt wird. Er ist nirgends ungünstig, besonders was die Technik anlangt; freilich auch nicht sehr tief. Als die beiläufige Gabe einer Verfasserin, von der man Größeres noch erwarten darf, wird man das Buch dankbar annehmen.

Dr. D. Oppermann.

Lou Andreas-Salomé: „Ma“, ein Porträt (J. G. Cotta'sche Buchh.

Nachf., Stuttgart) wird man in der Erinnerung nicht leicht mit einem andern Buch verwechseln. Der Titel, das Problem, die Darstellung des Ortes (Moskau) und der Personen — alles hat Physiognomie. Es behandelt die Tragik, die in der unvermeidlichen allmählichen Entfremdung und Entfernung zwischen Mutter und Kind liegt. „Kein Freudenbecher, der nicht zum Leidenskessel wird, wenn man ihn bis zur Reige leert! Nein, nein, kein einziger, — und vielleicht am wenigsten von allen das viel gepriesene Mutterglück.“ Ein modernes slavisches Buch in gutem und schlichem Sinne! In schlichem Sinne, indem an die Stelle psychologischer Entwicklung sehr oft quälerische Zergliederung der Gefühle tritt und der pathologische Eindruck den künstlerischen Genuß aushebt. Es fehlt an der Fähigkeit zu schweigen, wo eine Empfindung unausgesprochen sich dem Gefühl reiner mitteilen würde. Sogar eine so treffliche Gestalt wie die gesunde Alte, die im Armenhause lebt, um sich die Freiheit vor der Wohlthätigkeit ihrer Verwandten zu wahren, wird manches Mal zum Phonographen, der nur wiedergibt, was die Verfasserin in ihn hinein gesprochen hat. Auch vor den sublimsten Seelenregungen kennt das Buch nicht jene zarte Scheu, die nur die Seele mitschwingen lassen will, statt für den Verstand zu beschreiben und zu übertreiben. Wie sagt doch Stendhal: „Die wahren Leidenschaften haben ihre Keuschheit.“ Aber die Emanzipationsweiblein haben eben keine — wahren Leidenschaften!

Als „Porträt“ ist das Buch ein bedeutames Dokument der Frauenemanzipation, das nicht leicht an Scharfsichtigkeit übertroffen wird. Karl Hedel.

Elisabeth Dauthendey: „Zwei lebige“, Roman. Mit Buchschmuck von Anna Baisch. Berlin, Schuster & Loeffler.

Das Problem ist glücklich gewählt: Ein modernes Weib, mehr Seele als Leib, das

in seinem Verlangen nach unge störter geistiger Arbeit dem Liebeswerben ihres materiell gefinn ten Mannes, dessen Gattin sie in dumpfer Befangenheit geworden, widersteht; deren Sinne aber endlich ein Anderer dennoch weckt, so daß die Leidenschaft siegt und sie wahllos ihm folgt, als er ihr zuflüstert: „Fürchte nichts, mein Weib — die große Liebe ist ein Heiliges, auch ohne das Gesetz.“ — Die Qualen des geistig arbeitenden Menschen, der der Sammlung und Ruhe bedarf, dessen Reizbarkeit aber in roher Umgebung stündlich verletzt wird, sind mit warmer Beredsamkeit geschildert. Und doch, um wie viel tiefer wäre die Wirkung, wenn Elisabeth Dauthendey statt in langen bilderreichen Perioden in schlichter Weise zu erzählen vermöchte!

Karl Hedel.

Hans von Kahlenberg: „Der Fremde.“ Ein Gleichnis. Dresden, Karl Reißner.

Ein Buch voll seltsamer Verwirrungen und Verirrungen. Mystischer Schwulst, abwechselnd mit klaren, einfachen Bildern, die wie Lieder für die Seelen von Kindern sind. Unfruchtbare Spekulation neben glühenden Farbenräuschen. Ein dunkles Hin- und Herreden, dann wieder einzelne Szenen blutigster, grandiosester Phantastik. Der Tanz der Herodias, die Gesichte des Fremden, die wahnsinnige Gewitterfahrt sind solche Höhepunkte. Aus ihnen spricht eine Kraft, die wie ein wildes Meer gegen die Ufer schäumt, gierig, fressend, zügellos. Der Fremde ist eine Wiedergeburt Christi. Er wird ganz in geheimnisvolles Dämmer gehüllt; nur zum Schlusse erfährt man, daß er ein Zimmermannssohn aus Württemberg ist. Und mit der Einführung seiner Mutter, eines stupiden alten Weibchens, feiert Kahlenberg einen der brutalen Triumphe, die wir bei ihr schon von früher kennen. Aber wieder erneut sich die Lebens- und Leidenstragödie des Erlösers. Er wird — nicht hingerichtet, sondern heut zu Tage

in eine Irrenanstalt gesperrt. Und damit der echte Tod nicht fehle, wird er von dem wahnsinnigen Philosophen (Riesche) an das leere Kreuz der Kapelle genagelt! Es ist betäubend zu sehen, wie sich hier ein entschiedenes Können in nutzlosen Verrenkungen abquält, tief und Welt umfassend zu erscheinen. Die Parallelen zu der Dichtung der Evangelien sind manchmal voll großer Schönheiten, manchmal jedoch bloß banal, albern und geschmacklos. Leider wird dies aber die Dichterin unfehlbar immer gerade dann, wenn sie tief und Welt umfassend sein will.

Dr. Karl Hans Strobl.

Edith Nebelung: Nieze Wichmann. „Aus dem Leben einer jungen Dame unserer Zeit“. Berlin, Junfers Verlag.

Es mutet mich an wie das Tagebuch eines hysterischen Badfisches, in dem sich nur mühsam kleine psychologische Wahrheiten aus dem bunten Wirrwarr und der Sucht nach bohème erheben.

Nach einem ziellosen, unbefriedigten, freien und doch unfreien Leben stirbt die verzogene junge „Dame“, der Eigenkraft und Charakter fehlt, an einem verchludten Pflaumentern.

Unbefriedigt beschließt sie ihr Leben, unbefriedigt lege ich das Buch aus der Hand, in dem nur wenige Blätter wenig Interesse bieten können.

Hanns Holzschuher.

Essays von Ellen Key. — Die Wenigen und die Vielen. Neue Essays von Ellen Key. Berlin, S. Fischer.

Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit liegen in diesen Bänden vor uns. Aber nichts dabei vom Schulstaube gelehrten Wissens, kein Dogmatisieren, Schematisieren. Der volle Atem schnee-reiner Nordlandsluft weht belebend; eine Fülle neuer, eigener Gedanken über das tägliche Leben und über das innerste Glück, über Hellas und Renaissance wie über

England, Frankreich, Amerika, über die Probleme unserer Tage und über das Kulturbild der Zukunft strömt uns zu. Selten wird sich eine tiefgründige Bildung, auf Kenntnissen und geschultem Denken beruhend, mit einer so klar heraus gemischelten Persönlichkeitsfülle und im edlen Sinne selbstbewußten Kraft verbinden. Um die Angelpunkte modernen Lebens drehen sich die Gruppen, welche sich in ihrer Gesamtheit organisch zu einer Weltanschauung aufbauen. Das Gesetz dieser Weltanschauung ist Evolution. Das Wesen über den Schein, den Inhalt über die Form, die Hauptsache über die Nebensache, ist ihre Forderung. Das Anrecht eines jeden Individuums auf des Lebens Fülle, auf all' seine Schönheit, und die Pflicht eines jeden Individuums zur Entfaltung seiner feinsten Kräfte, zum unermüdblichen Ringen um die volle Harmonie, sind das Grundthema aller Betrachtungen. Wie Ibsen will Ellen Key in den Menschen die Leidenschaft erwecken, von der sie selbst durchglüht ist: alles Glück und alles Leid aufgehen zu lassen in dem Höchsten — dem Bewußtsein einer Persönlichkeit, die das Leben begreift. Diese Frau findet dabei Töne, welche in tausend Frauenseelen den vollen Widerhall wecken müssen, wenn sie nun die Forderung aufstellt, „daß das Weib auf allen Gebieten eine Persönlichkeit werde, die sich giebt, nicht ein Wesen, das sich wegwirft“.

Der sog. Frauenbewegung steht die Verfasserin trotzdem fern. Manches Urteil hierüber ist, wenigstens für Deutschland, unzutreffend, manches in den Essays aus den achtziger und neunziger Jahren im zweiten Bande von der Entwicklung inzwischen überholt. Der gereifte Leser findet in diesen Bänden also manches, dem er widersprechen muß. Aber er wird vor diesen scharf geschliffenen Urteilen, diesen fein entwickelten Gedankenreihen seine Überzeugungen selber nachprüfen; seine Waffen werden sich an diesen schärfen. Hier paßt das viel mißbrauchte Wort von der Anregung. Wie Ellen Key

uns das Verhältnis der Gegenwart zum Christentum und zur Kunst zeigt; wie sie Ruskin Tolstoi entgegen stellt; wie sie Ibsen aus dem Kerne seines Wesens und aus der Beschaffenheit der Gesellschaft charakterisiert; wie sie Herbert Spencers Evolutionsgedanken auf die letzten Wandlungen des öffentlichen und des Einzelns anwendet; wie sie auch ganz einseitige, selbst krankhafte Geister dem Gesamtbild unserer Zeit einpaßt und ihren Wert darthut, dies ist bewundernswert.

Als Dichterin giebt sie sich, frei und leicht in leuchtendem Schönheitsgewande, am Schlusse des ersten Bandes in dem Phantasiebild „Ein Abend auf dem Jagdschloß“. Da wirkt alles zusammen zum reinsten Genuße: die Fülle und Klarheit der Gedanken, die Urvüchsigkeit und Frische der Vorstellungen, die Schlichtheit und klassische Schönheit der Sprache. So wie auf diesem Jagdschlosse wird die Welt, unsere Welt, noch lange nicht aussehen. „Keine äußere Ummwälzung, nur eine sehr tief eindringende Kultur wird — allerdings in fernen Zeiten — durch soziale Neuschöpfung dahin wirken, daß die Erde die holde Last einer durchgebildeten Menschheit trägt.“ Zu diesem Ziele bilden Ellen Key's Essays Stufen; ihre Leser werden helfen an der Himmelsleiter bauen.

Helene Bonfort.

Über die Rechtsstellung der Frau im Vorentwurf zum schweizerischen Zivilgesetzbuch. Von Dr. jur. Anna Madenroth. Zürich, Th. Schöndler.

Die Einleitungsworte der Verfasserin, welche in der Schweiz als Rechtsanwältin thätig ist, bezeichnen die Ursache, welche deutschen Leserinnen das vorliegende, knapp und klar geschriebene Heftchen wertvoll macht: Wenn sich die verheirateten Frauen mehr um die Rechtszustände bekümmern würden, würden sie einsehen, daß es sehr oft das geltende Recht ist, unter dem sie leiden. Sie würden dann bei Zeiten dafür

wirken, wie es die englischen Frauen gethan haben, daß man bei Einführung neuer Gesetze ihre Bedürfnisse berücksichtigte. Es kann keine falsche Ansicht geben als die: wenn zwei Leute glücklich mit einander leben, sei es gleichgiltig, unter welchem Rechte sie stehen. Es kommt darauf an, daß das Recht der Frau, auch der glücklich verheirateten, genügend Freiheit und Selbstständigkeit gewährt. Diese Gedanken müssen vor Allem den Müttern den Antrieb geben, das Recht, unter dem ihre Töchter heiraten und Kinder erziehen werden, zu kennen, zu begreifen und an ihrem Teil mit zu beeinflussen. Anna Mackenroths juristische Leistungen werden in der Schweiz und in Deutschland von den Fachkreisen hoch ge-

schätzt. Ihre Ausführungen geben ein Bild von dem, was die Gesetze über Eheschließung, Scheidung, Güterrecht und Prozeßfähigkeit, über das Verhältnis des unehelichen Kindes, über die Verheimlichung schwerer Krankheit bei der Eheschließung für die verheiratete Frau und ihre Nachkommenschaft bedeuten. Helene Vonfort.

Männerfünden und Frauenleiden. Von Dr. Prager-Barmen (zweite vermehrte Auflage). Leipzig, Edmund Demme.

Vor dem gewissenlosen Leichtsinne, der strupellos eingegangene Ehen im Keime verdirbt, warnt hier in ehrlich-ünniger Weise ein erfahrener Menschenfreund.

Dr. H. Sch.

Zur gest. Kenntnisaahme!

Durch ein Versehen der Druckerei wurde im letzten Hefte (Nr. 10) dieser Zeitschrift unter René Schickels Bildnis die Angabe weg gelassen:

„Nach einem Ölgemälde von Emil Schneider in Straßburg“ — was wir hiermit doch gerne noch nachgetragen haben wollten. Die Schriftleitung.



Büchertisch.

NB.: Die in römischen Lettern hier verzeichneten Werke wurden der Schriftleitung in zwei Exemplaren eingesandt — Vespredung in Korreferat-Form vorbehalten!

Baerwert, Otto: Das Prinzip der Selbstthätigkeit im Nebenunterricht meiner Kleinen. Aus „Pädagog. Abhandlungen“ Bd. VII, Heft 2. Herausgeber: W. Bartholomäus. Bielefeld, A. Helmiß (Hugo Anders). M. 0.60.

Bardeleben, G. von: Gefahren der gedantlichen Anarchie. 2. verm. Aufl. Berlin SW, F. Schloffer. 58 S. M. 1.—

Bauer, Erwin: Russische Studenten. Ein Beitrag zur Geschichte der revolutionären Bewegung in Rußland. 2. Tausend. Annaberg i. Erzgeb. Graefersche Buchhandlung (R. Lieske). 168 S. M. 2.—

Behrend, Gudde: Aus dem Tagebuche einer Sänderin. Uebersetzt von Mathilde Mann. Berlin, Agel Juncker. 105 S. Ob. M. 2.—, geb. M. 3.—

Bellingger, C.: Die 17rischen Gebichte und ihre Behandlung in der Volksschule. Aus „Pädagogische Abhandlungen“ Bd. VII, Heft 3. Herausg.: W. Bartholomäus. Bielefeld, A. Helmiß (Hugo Anders). M. 0.40.

Brentano, Max: Jung Alex Grabaus. Bericht zur Ferienlaune. 138 S. — Alex Grabaus-Mafael. Fortleitung und Schluß der Ferienlaune. 159 S. Berlin W, Mich. Götzel Nachf. (S. Krüger)

Buerdorsff, Benno: Medizin oder Bildfiosophie? Eine Kritik beider. Zugleich ein kurzer Abriss einer wissenschaftlichen Lebensanschauung. Preisgekrönt. Leipzig, Otto Bornaolt. 48 S. M. 1.—

Claus, F.: Das Fürsorgeerhebungsgefes vom 2. Juli 1900 und seine Bedeutung für die Schule. Aus „Pädagogische Abhandlungen“ Bd. VII, Heft 4. Herausg.: W. Bartholomäus. Bielefeld, A. Helmiß (Hugo Anders). M. 0.40.

Das Reichland. Monatshefte für Wissenschaft, Kunst und Volkstum. I. Jahrg. Heft 1. Herausgeg. von Prof. G. Roebler. Metz, Rudolph Lupus. Jahresabonnement M. 10.—; Einzelheft M. 1.—

Der Prinz von Galea. Sittenbilder vom Königsstole, oder: Die Korruption in England. Jürch, Caesar Schmidt. 299 S. M. 3.—

3. Heft.

Princeton University Library



32101 045374053

